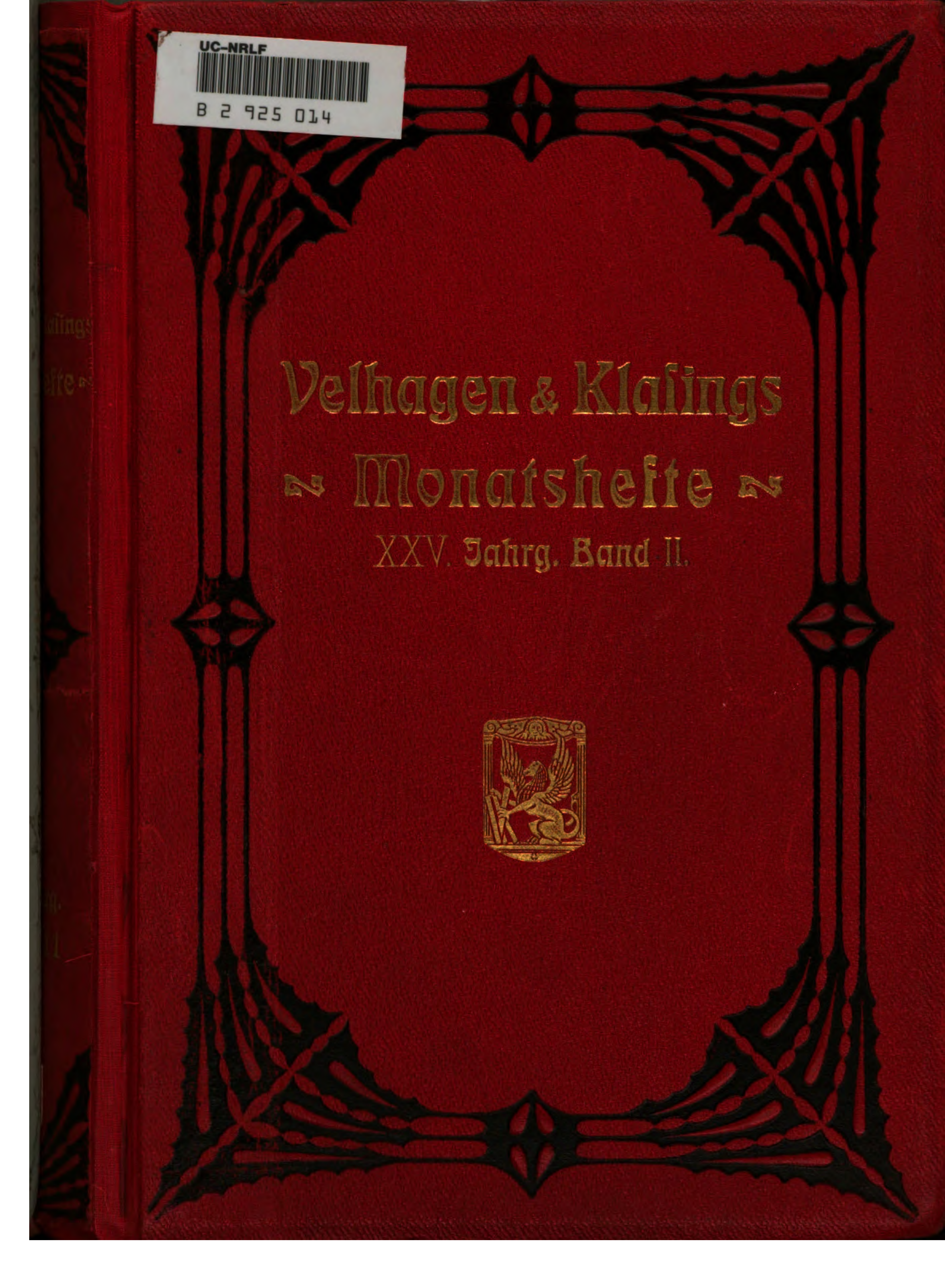
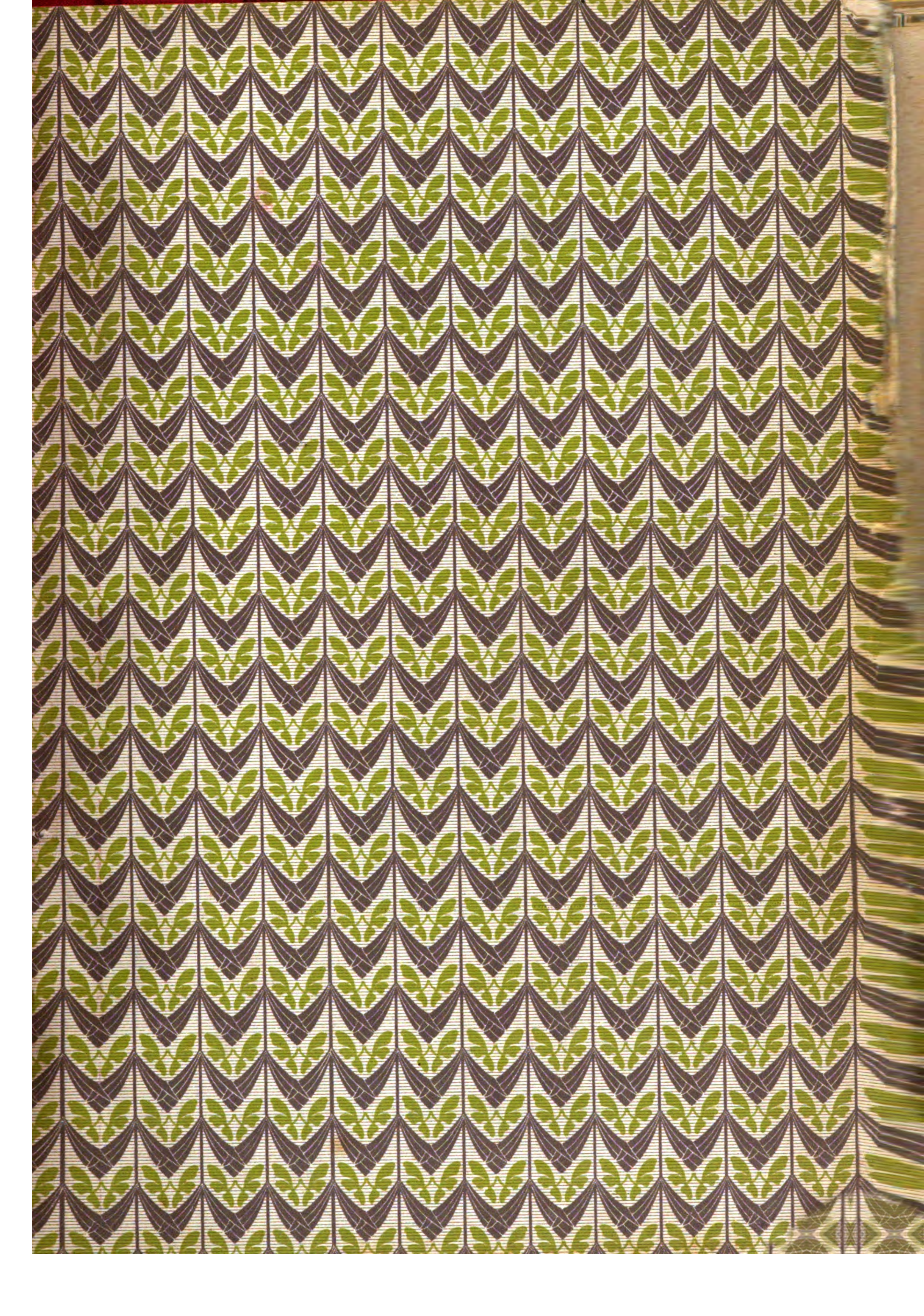
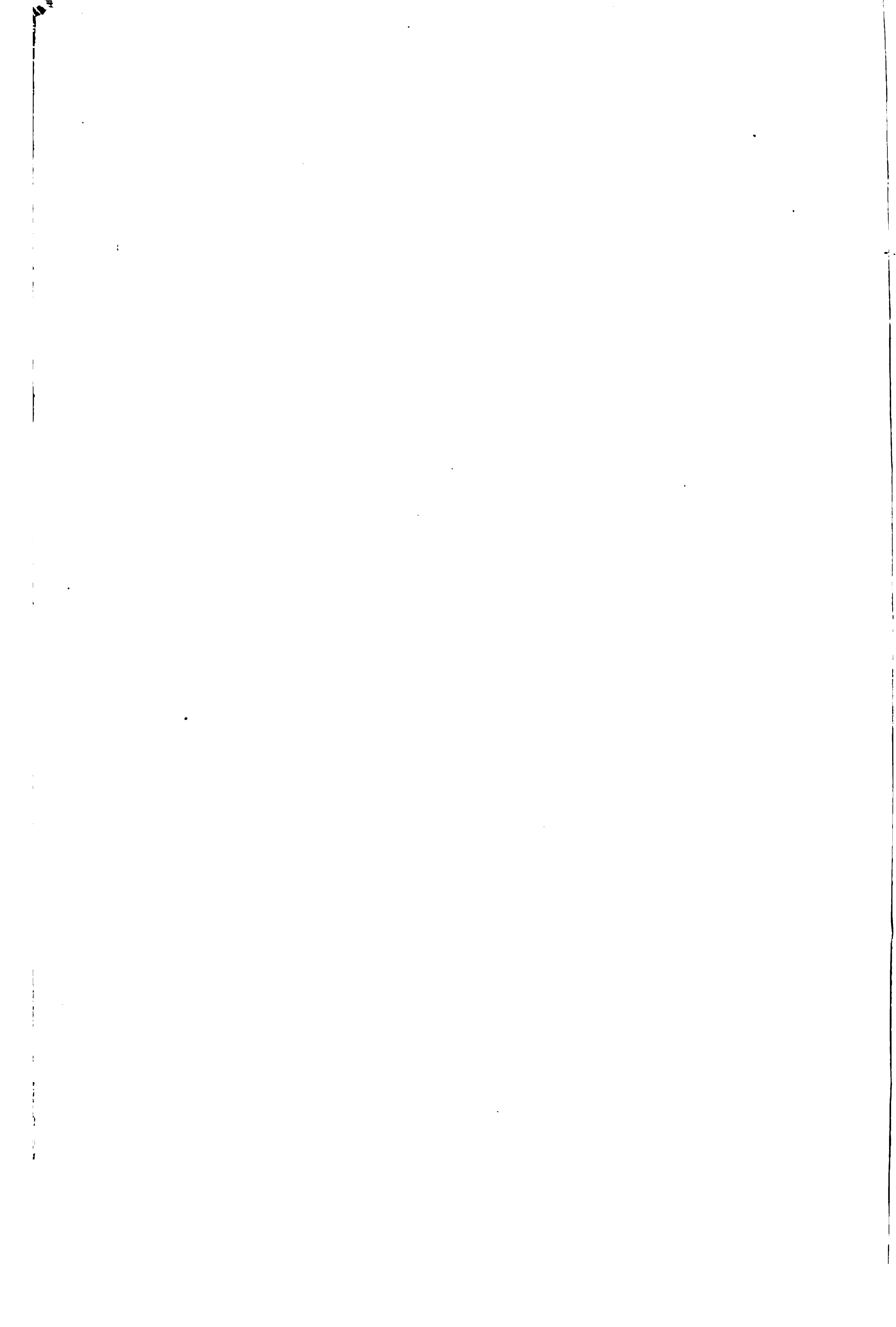


UC-NRLF
B 2 925 014
Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXV. Jahrg. Band II.


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1910/1911

2. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.



Inhaltsverzeichnis.

XXV. Jahrgang 1910/1911. Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Seite

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur.

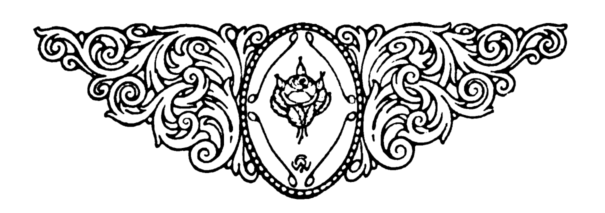
Sonstige Aufsätze.

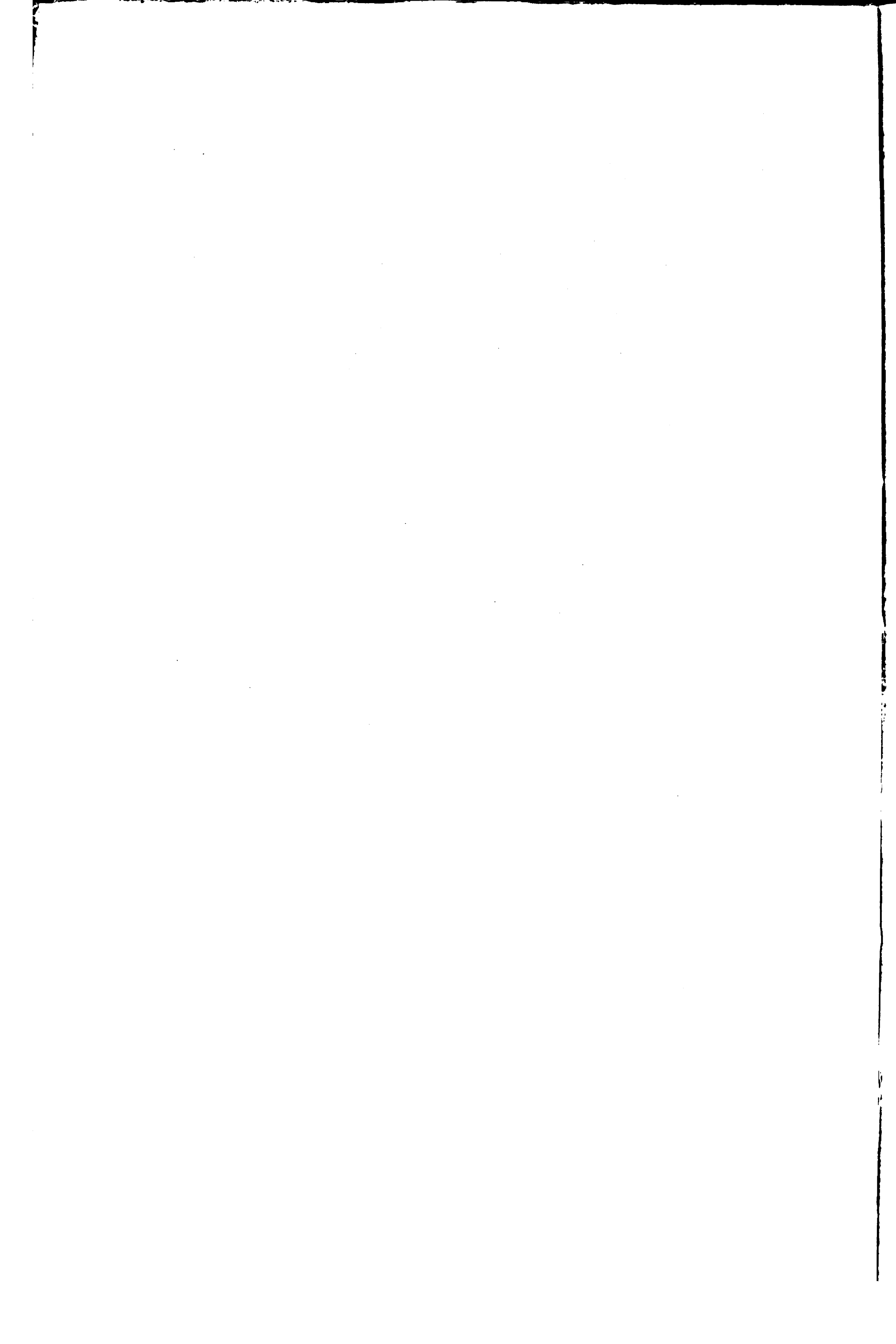
Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder.

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.



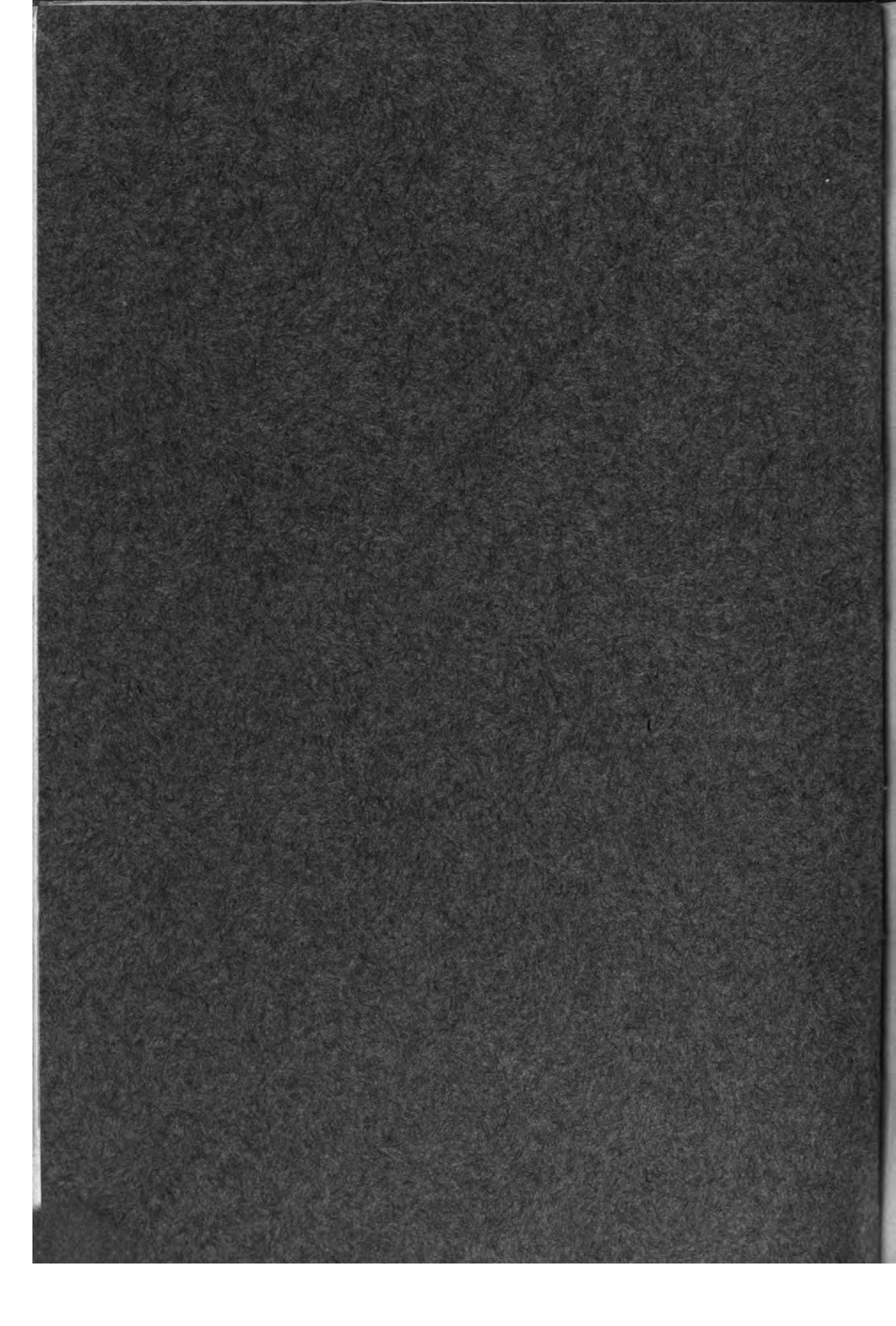






Sonntagmorgen auf Föhr.

Gemälde von Prof. Ludwig Dettmann.



Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

Jubiläums-Jahrgang 1910/11  Heft 5. 25. Jahrg. Januar 1911



Die Frauen von Tannò. Roman von Ernst Zahn.

1. Kapitel.



Das ist das Land: Eine Wucht von Bergen und Hügeln in den Bergen und Trümmerhalden. Und weiche Matten, ragende, klippensteile Felswände und weißer, blinkender Firn. In der Wildnis dieses Gebirgslandes liegt das Dorf Tannò. Ein grüner Hügel trägt es auf seinem büffelhaften, verdrossenen Rücken. Schwarze Tannenwälder steigen auf allen Seiten gegen das Dorf heran, drohend, wie ein Heer finsterer Krieger. An den Hügelsaum haben sie ihre größten und stolzesten Bäume gestellt. Nun steht das rings um die Häuser von Tannò zur Linken und zur Rechten, vorn und im Rücken, aufrecht, herrisch, wie eine Schar mürrischer Wachtposten: Lieg' still, armseliges Hüttenvolk!

In dieser Herbstzeit war da und dort in den Wald eine Lücke gerissen, stand ein Laubbaum oder ein Busch zu Tode brennend in der Nacht der winterzähen Genossen. Der Hügel von Tannò gelbte und war feucht. Eine feuchte Luft färbte die Schindeldächer der Häuser kohlschwarz. Das Dorf stand gleichsam geduckt da, wie in Erwartung einer Strafe; es harrte mit dem Trotz des Kleinen, Zähen auf den mächtigen Meister, den Winter. Müde Räuchlein schlichen aus den Kaminen. Der Wind kam und riß sie vom Rauchfang hinweg, Fetzen um Fetzen. Droben der Himmal war schwarzblau. Graue Wolken zogen langsam darüberhin, und manchmal standen sie still, lange still, als lauerten sie nach den Hütten von Tannò hinunter.

Im Dorf wanden sie Kränze von Tannenzweigen; das war alles, was von Grün noch übrig war. Morgen sollte eine kleine, prunklose Feier sein: es kam ein neuer Lehrer in den Ort.

„Er wird Mühe und Kreuz genug finden, so soll er wenigstens nicht einen freudlosen Anfang haben," sagte der schmächtige, bleiche Cölestin Ammann, der jetzige Lehrer, den sein Amt verdrießlich und zum Zänker gemacht hatte und dem der andere eine Stütze werden sollte. Er hatte die Frauen und Kinder geworben, daß sie ihm hülfen, die Schulhaustür und des neuen Lehrers Kammer zu kränzen. Jetzt saßen seine Helfer an und auf der zertretenen Schulhaustreppe, und Cölestin ging ab und zu und riet und meisterte mit seiner dünnen Stimme.

Viel williges Volk, insbesondere junge Mädchen und alte Weiber, saß am Schulhaus. Ein paar Burschen strichen um die Mädchen herum, als es gegen Abend ging und die Arbeit sie frei ließ.

Es war auch ein eigenartiges Volk, was da saß. Neben den Bauern in den bescheidenen Häusern von Tannò arbeiteten einige feine, schlanke Mädchen mit zarten Gliedern und in modischer Kleidung. Im Tale nannten sie Tannò das Adelsnest, weil die Menschen dort keine wirkliche Armut kannten, sondern alle eines, wenn auch noch so bescheidenen Wohlstandes sich freuten

und weil sie ein schlankgewachsener, leichtfüßiger und selbstsicherer Schlag von Leuten waren. Im Tale wurde viel von Tannò gesprochen. Im Sommer kam auch mancher Neugierige herauf. „Schönere Frauen findet man weit und breit nicht mehr," ging die Rede unter diesen Neugierigen. Dann dämpften sie wohl die Stimmen, machten bedenklichere Mienen und sprachen von einer Krankheit, die im Dorfe sei, weshalb es eine Gefahr bedeute, sich in Tannò die Frau zu holen.

Die Kränzebinder schwatzten und lachten, wie es bei derlei vergnüglicher Arbeit überall üblich. Die Kinder waren laut und lose. Bei den Erwachsenen war mehr Zurückhaltung. Manchmal legte sich mitten in ihre Fröhlichkeit ein Schweigen, das zu lange dauerte, um ganz natürlich zu sein. Das war, wie wenn eine Wolke eine sonnige Wiese verdunkelt.

„Sie sagen, er kann viel, aber er ist ein ganz Sonderbarer," tönte die hellere Stimme der Berta Valer aus denen der andern.

Sie sprachen, wie natürlich war, von Daniel Pianta, dem Lehrer, den sie erwarteten.

Die Berta Valer saß auf der untersten Treppenstufe, ein Bild zum Malen, blaß, mit heißen, lebensdurstigen Augen, und von beweglicher Gestalt. Schwarzes, krauses Haar hing ein wenig wild da und dort in das weiße Gesicht. Augen und Mund waren voll Hast, jene mit Blicken, dieser mit Worten, aber es war eine heimliche, anziehende Hast, die fesselte und erregte.

Ein Bild zum Malen waren sie alle, in ihrer Verschiedenheit und Eigenart. Herrgott, was ein Bild! Immer wieder war eine, die besonderer war, als die andere.

Zu oberst auf der Türschwelle kauerte die Ulla Calonder. Die war steinalt. Ihre Finger, die das herbe Reisig banden, spürten die Stiche der Tannennadeln nicht. Es war, als wären sie aus zerhacktem braunen Eichenholze, das sich in Scharnieren biegt, geschnitzt. In das Gesicht, das dieselbe holzbraune Farbe trug, hatte die Zeit unzählige Striche und Runzeln geschlagen, aber das Gesicht glich dem Stein, in welchen das Wetter wohl Runen haut, aber den es immer und immer nicht zermorschen kann. Groß wie Eulenlichter sahen die schwarzen Augen aus den Höhlen, und das schwarze Haar und die Brauen waren wohl dünn, aber nicht grau geworden. Diese Ulla Calonder war die älteste Frau in Tannò. Ihre Stimme hatte etwas männisch Dumpfes, und mit der gab sie der Berta Valer Antwort: „Er muß schon ein Besonderer sein, daß er zu uns kommt."

Niemand achtete auf das Wort, aber gehört hatten es alle. Es folgte wieder eine jener Pausen in ihrer Unterhaltung, die wie Gewitterstille waren. Dann summte der lustige Dominik Valer, der Vetter der Berta, der hinter ihr stand, ein Spottliedchen zum Aufwecken und brachte das Gespräch wieder in Fluß.

Aber da waren noch viele, das Bild an der Treppe voll zu machen.

Da waren die Schwestern Figi, die beiden gleichkräftigen mit den etwas derben Zügen, von denen die eine, die Gunde, die einzig häßliche unter der Jungfräulichkeit von Tannò war, während die Justina mit dem Rotkopf und dem frischen kecken Gesicht sich wohl sehen lassen konnte; denn sie hatte eine einnehmende Wärme und Heiterkeit in Blick und Art, die ihr viele Freunde gewannen. Da war die schöne, kranke Stina Wolf. Und da waren auch Anna Julia Balmott und ihre kleine, zarte Schwester, des verstorbenen Balmott Töchter, der dem Dorfe Tannò und seiner weiten Umgegend viele Jahre Arzt und Freund gewesen war. Wenn jetzt ein Fremder vor die Treppe des Schulhauses von Tannò trat, so sah er wohl alle die andern an und bestaunte ihre Besonderheit und kehrte mit den Blicken immer wieder zu den Balmott-Schwestern zurück. Sackerlott, was für ein Menschenpaar! Worin es nur lag? In der Schönheit? Nein, schön waren sie doch nicht. Oder doch in der Schönheit? Die Anna Julia hatte wie die übrigen die Hände zwischen den Tannenzweigen, die sie banden. Ihre Hände waren nur weißer als alle übrigen und stachen von dem Nadelgrün ab, wie Marmor im Garten vom Laub. Voll und rund verliefen die Gelenke im knappen Ärmel des schwarzen Kleides. Das Kleid war lang, Anna Julia mußte es raffen und heben, wenn sie ging, und sie tat das mit einer unbewußten Anmut. Manche nannten sie „das Fräulein",

obwohl sie es nicht gern hörte und nicht mehr sein wollte als sie alle, nur eben ihrer langverstorbenen Mutter Art geerbt hatte, die einem alten, verarmten Adelsgeschlecht des Landes angehört. Anna Julia war nicht groß, darum fehlte ihrem Gang das Königliche, das die Frauen jener Gegend an sich haben, aber etwas Stolzes war doch im Bau ihres jungen Leibes. Das braune, weiche Haar legte sich schlicht um ihren Kopf, war tief in die Stirne hinein über Schläfe und Ohr gekämmt und am Hinterkopf in einen Knoten geschlungen. Da infolgedessen das Haar reich den Kopf umwand, so erschien das Gesicht schmal und, von der Seite gesehen, zeigte es wunderbar scharfe, feine Linien wie ein im Zellendunkel zartgewordenes Nonnenantlitz. Die andere Schwester, die noch ein Kind war, wenn auch ein reifendes, hatte etwas von einem bleichen und müden Sonnenstrahl. Sie war hager, Hände und Gesicht waren durchsichtig, das Haar blond bis zur Farblosigkeit. Über den großen, wasserblauen, erschreckten Augen fehlten die Brauen, und die Züge hatten etwas Unfrisches, Lässiges, vielleicht Langweiliges. Aber es war doch nie einer, der das Kind übersah, auch wenn er den fremden Namen überhörte. Das geschah, weil in den scheinbar ausdruckslosen Augen zeitweilig kleine jähe Lichter aufstiegen, jetzt und jetzt wieder, ganz wie aus einem tiefen Wasser, man weiß nicht woher, lautlose Perlen an die reglose Oberfläche kommen. Wer darüber nachdachte, woher sie kamen, der mochte sich ungefähr sagen, daß sie der Widerschein eines größeren Lichtes oder eines Feuers sein mußten, das sich im Grunde der Seele versteckte. Das Mädchen hieß Wiese. Ursprünglich mochte der Name Aloisia gelautet haben, der Dialekt hatte Loise daraus gemacht; Doktor Balmott aber, der manchmal ein Poet war, hatte den Namen in Wort und Schrift in Wiese gewandelt. „Was ist sie anders als eine Wiese?" hatte Doktor Balmott, der Poet, gesagt. „Flach, herb, still liegt sie in der bleichen Frühsonne; aber wartet nur, bis der Mittag kommt, sie wird schon blühen."

„Jetzt fange ich den leichteren Kranz um das Pult an," sagte Berta Valer.

„Was, das Pult wollt Ihr ihm auch noch vertheatern?" rief ein schöner, stämmiger Bursche herüber, der einem zweiten, an der Schulhauswand herum zimmernden die Leiter hielt.

„Natürlich, Klemens Romedi, gerade das Pult," zänkelte Cölestin Ammann, der Lehrer, der eben wieder im Eifer seiner Festvorbereitungen aus dem Hause schoß.

„Er will von dort aus eine Rede halten," warf Dominik Valer ein.

„Es wird gescheit ausfallen, man kennt die Redeprotzen," sagte die häßliche Gunde. Dann aber schoß es ihr heiß über das sommersprossige Gesicht. „Vielleicht spricht er von den schönen Frauen von Tannò," hatte Dominik, ihr zugewendet, gespottet.

„Ein halber Pfarrer ist er, das werdet Ihr sehen, eine Art Volksbeglücker," erzählte der dürre Cölestin. „Wo er noch gewesen ist, hat er allerlei Experimente mit den Leuten angestellt, Abstinenten geworben, Lesevereine gegründet."

„Als ob einer an der Schule nicht gerade genug hätte."

Das letztere murmelte Cölestin im Davongehen, drehte sich aber noch einmal um, als ob ihm eingefallen wäre, daß er gut tue, sich gut mit dem neuen Kollegen zu stellen. Dann berichtigte er: „Aber er läßt die Schule nicht zu kurz kommen dabei. Fleißig soll er sein."

„Macht er auch den Schneider wie Du?" hänselte Dominik Valer.

Da verzog sich der Lehrer, auf raschen, dünnen Beinen, mit wehendem Rockschoß. Der kleine, blonde Schneiderbart zitterte ihm ärgerlich. Es war sein Steckenpferd, in seiner Freizeit auf dem Tisch daheim zu sitzen und das Handwerk seines toten Vaters, des Flickschneiders, zu üben, der ihn nicht für seinen eigenen Beruf erzogen, sondern ihm mit Mühen und Darben den Weg zum Lehramt ermöglicht hatte.

„Mir will es gefallen," kam Anna Julia Balmott auf den morgen zu Feiernden zurück, „mir will es gefallen, daß er zuerst den Alten ein Wort sagen will, ehe er zu den Kindern redet."

„Es hätte einer uns viel zu sagen, uns Alten," tönte die Mannsstimme der Ulla Calonder.

Und wieder wurden die andern unwillkürlich still. Es lag etwas Schweres, Anschuldigendes in den Worten der Alten.

„Wir sind nicht schlimmer als andere," trotzte die heiße Berta Valer.

„Wir nicht, aber unser Schicksal," sagte Ulla schwer.

Da warf Dominik ärgerlich ein: „Laß das Eulengeschrei! Muß uns denn in jeden heiteren Tag eine Regenwolke kriechen?"

„Eben kriecht sie," beharrte die Alte.

Die ruhige Anna Julia wendete sich ihr zu. „Wir sollten nicht immer nur flüstern, nur scheu mit den Fingern deuten und das, was uns auferlegt ist, durch das Geheimtun und unsere Furcht noch größer machen. Es keck beim Namen nennen und ratschlagen, was sich dagegen tun läßt, wäre doch wohl das Verständigere."

Ullas Augen wurden groß wie Räder. „Dagegen?" krächzte sie und reckte ihre dürre, kleine, graue Faust, daß sie wie im Starrkrampf in die Luft stand. „Fragt die Leichensteine drüben auf dem Kirchhof, was wir dagegen tun können?"

Nun hockten und standen wieder alle wie vor den Mund geschlagen. „Reden?" fuhr Ulla Calonder fort. „Bah, reden können wir wohl darüber, ich und Du, Berta Valer, und Ihr zwei Figischen und der Dominik mit seinem frechen Mundstück und — und Ihr beiden!" Sie hielt im Kranzen inne und sah Anna Julia an. „Und vielleicht noch mancher," fügte sie hinzu. „Man weiß schon bald nicht mehr, wen es angeht im Dorf."

„Daß es kein Wehren gibt!" klagte Anna Julia Balmott leise. Sie sah vor sich nieder, die feinen Lippen lagen knapp aneinander. „Der Vater hat sich zeitlebens gemüht, ein Mittel zu finden," fuhr sie fort.

„Und hat sich selber nicht helfen können," erwiderte Ulla. Dann kauerte sie sich zusammen, legte die Arme um die Knie und beugte den Hexenkopf, bis er beinahe in Kniehöhe stand. Die Erinnerung an ein schweres Schicksal schien sie aus dem Gleise zu werfen; und wie das düstere Schicksal selber hockte sie da.

„Fünf habe ich gehabt," murrte sie vor sich hin. „Fünf Buben, die groß geworden sind, der eine wie wilder junger Holder, der andere wie der ausgewachsene Lärchbaum. Und Schlags sind sie hingewesen, immer wieder einer, von heute auf morgen! So ist es mit Euch allen! Wie viele von Eurem Mannsvolk sind eines natürlichen Todes gestorben, he?"

„Wenn sie behutsamer gewesen wären, möchten sie wohl," widersprach Gunde Figi.

„Männer muß man nicht in Watte wickeln wollen," spottete Dominik Valer.

Und die Gunde gab es ihm heim: „Wie Deine Mutter Dich."

„Daß Euch noch einer heiratet, Mädchen!" sagte die Ulla. Sie kam aus ihrem Brüten mehr zum Gespräch zurück und ließ die Blicke im Kreise gehen.

Die Berta Valer dehnte die weichen, schmiegsamen Glieder. „Vorläufig ist noch mehr an uns, was uns anzieht, als was abstößt," sagte sie mit lässigem, verlangendem Behagen.

Die kranke Stina Wolf mischte sich jetzt zum erstenmal ein, hüstelte, wie sie fortwährend tat, und meinte: „Krank ist krank! Wir andern haben unser Kreuz so gut wie Ihr."

Es fehlte ihr auf der Brust. Ihr Gesicht mit dem schwarzbraunen Haar hatte brennend rote Lippen und Wangen, aber eine wachsbleiche Stirn. Aus ihren Worten klang die wilde Liebe zum Leben und zur Gesundheit.

Anna Julia Balmott legte mitleidig den Arm um ihre kleine Schwester und sagte mit ihrer klaren, verständigen Art: „Am Ende sollten wir die Vernünftigen und Starken sein und allein unsere Wege gehen."

An diesem Worte kaute die Ulla. Sie stand auf. „Das wäre es gewesen," sagte sie in sich hinein. „Das hätte sein sollen, das!" Sie fuchtelte mit den Armen, und die Kinnladen zitterten ihr vor Erregung. So lief sie, vor sich hin schwatzend, davon.

„Sie ist seit der letzten Woche wie verwirrt," sagte Justina Figi, ihr nachsehend.

„Seit ihr letzter, der Franz Anton, gestorben ist, mußt Du sagen," verbesserte von drüben her Klemens Romedi.

Dominik Valer aber warf den Rock ab und holte eine Mundharmonika aus der Tasche. „Jetzt wird es mir aber zu dick mit Euerem Krächzen," begehrte er auf. „Wenn der Lehrer Pianta wüßte, mit was für Leichenbittermienen Ihr seine Freudenkränze gemacht habt, würde er am ersten Tag wieder abziehen." Er begann zu mu-

fizieren, und seine schwarzen Augen blitzten. Lustig strich er das Instrument unter dem kurzgeschnittenen derben Schnurrbart hin und her. So riß er die übrigen aus ihrem Sinnen. Bald waren sie wieder wie anderswo junges Volk in Festzeiten. Die Balmottmädchen sahen dabei, daß die Arbeit gefördert wurde, hatten eine Art Übergewicht und Führung der andern. Die Berta Valer liebäugelte mit dem starken Klemens Romedi.

2. Kapitel.

Daniel Pianta ging dem Einzug in Tannò entgegen. Mit ein paar Männern, Ratsleuten von Tannò, die ihm an der nächsten Bahnstation die Ehre des Empfangs gegeben hatten, stieg er den steilen und holprigen Weg bergan, der durch eine der Tannenlichtungen gegen das Dorf hinauf führte. Es war dasselbe Wetter heute wie gestern. Die Hänge dampften von herbstlicher Feuchte. Der stählerne Himmel hatte weiße, reglose Wolken, und es war wenig Licht über der Landschaft. Die Männer sprachen nicht viel. Das wenige, was gesagt werden mußte, war gesagt. Mehr taten die Leute nicht; sie arbeiteten alle gern und schwer, nur mit dem Maule waren sie faul.

Daniel Pianta hatte mit sich selber zu tun. Es ging ihm auf diesem Wege durch den Kopf, woher, warum und wozu er ihn ging. Sein Bruder, der kluge und zu Geld und Ansehen gelangte Kaufmann in St. Felix, der Stadt am See, sagte sicher heute von ihm: ‚Heute ist der Tag, an dem Daniel sein neues Amt antritt, Daniel, der Fasler.‘ Und der Bruder nahm unwirsch sein Hauptbuch auf, ärgerlich über den unpraktischen Daniel, der keinen geraden und bestimmten Weg hatte und in nichts ihm selber, dem älteren, nachschlug. Dann kam Bruder Jakob ins Rechnen, stellte rechnend fest, wie sicher er und sein Geschäft standen, und eine wundervolle Selbstzufriedenheit verdrängte den kleinen Ärger und die Erinnerung an den Bruder. Daniel Pianta erlebte das alles in Gedanken so deutlich, als ob er dabei gewesen wäre. Es warf ihn tiefer in sein Sinnen. Wenn ihn einer seiner schweigsamen Begleiter jetzt angesprochen hätte, würde er wie aus einem Traum aufgefahren sein. Haha, Daniel, der Fasler! Der Bruder hatte nicht so unrecht! Er sagte sich selbst oft, daß er ein Wirrkopf sei. Er wollte immer, Herrgott, wollte hundert Dinge auf einmal. Seine Seele war wie ein Wasser, das aus einer Felsenenge schießt: jede Welle will zuerst heraus, eine überhastet die andere, das schwillt und schwillt und springt in die Luft, ein Sprudel immer höher als der Vorgänger, und auf einmal sinkt es wieder, stockt, setzt ganz aus. Man hört nur im Felseninnern das Brodeln und Quirlen, bis es sich zu neuem Ausbruch gesammelt hat. Das war das Bild, wahrhaftig: So hatte er selbst sich immer mit aller heiß aufspringenden Kraft, allem Willen in die Dinge geworfen, zuerst in das Universitätsstudium, das zu keinem Examen führte, dann in die Musik, dann in die Seminarlehre, in der er sich das Patent geholt hatte, nachher in seine beiden Lehrerstellungen, die eine in dem kleinen Dörflein im Oberland, die andere an der Stadtschule zu Chur. Nie aber hatte ihm das Ergebnis genügt. Es hatte ihm nicht davor gebangt, ein Ziel zu erreichen, aber jedesmal, wenn er es mit der Hand hätte fassen können, war es ihm nicht mehr der Mühe wert gewesen, danach zu greifen. Er wußte nur eines, daß er irgend etwas Großes wollte, aber was, ja was? — Daniel Pianta war ein starker Mensch und lachte jetzt grimmig über sich selbst. Er wollte etwas, was noch keiner erreicht hatte, und seiner lieben, strebenden Mitmenschen waren zu viele, als daß sie ihm, gerade ihm, dem Lehrersohn Daniel Pianta, ein Sondergebiet übriggelassen hätten! Nun kam er als Lehrer nach diesem Adelsdorfe Tannò, hatte sich von Chur aus an die Stelle gemeldet und sie bekommen. Eigentlich trieb ihn Neugier her. Man sprach im Unterland von diesem Tannò. Es lag im Mittelpunkt einer Gegend, wo die Bluterkrankheit stark verbreitet war, dieses eigentümliche Übel, das den, dem es anhaftete, jeden Augenblick in Gefahr brachte, durch die kleinste, lächerlichste Wunde, die er sich zuzog, den Tod zu finden. Die Ärzte waren über das Wesen der Krankheit wohl selbst nicht ganz im klaren. Die davon Heimgesuchten hatten neben einer eigentümlichen Beschaffenheit des Blutes so zarte Blutgefäße, daß jede

leise Hautverletzung lebensgefährliche Blutungen herbeiführen konnte. Tannd war gleichsam das Innerste dieses Krankheitsgebiets, der Ort, wo das Übel sich an ganzen Geschlechtern nachweisen ließ. Aus Neugier also hatte Pianta sich nach dem Dorfe gemeldet. Er wollte sein, wo etwas Besonderes war! Das alles sagte er sich mutig und fand wenig an sich selbst zu rühmen, vielleicht mit Unrecht; denn er hätte sich gestehen dürfen, daß er überall, wo er hingekommen, seinen Mann gestellt, und daß er den frohen Willen hatte, auch diesem Tannd zu nützen.

Ein Knall machte jetzt die Berge wackeln.

„Sie sehen uns," sagte einer von den Schweigsamen, die Pianta begleiteten. Er lachte selbstgefällig dabei. Die Schweizer freuen sich alle, wenn ein Schuß knallt und das Echo durch die Berge rollt. Ihr Patriotismus schwelgt in Pulver.

„Gilt das mir?" fragte Daniel Pianta. Es krachte schon wieder.

Ihm zur Antwort rühmte ein anderer seiner Begleiter, daß die Dorfknaben es heute donnern lassen wollten, wie noch nie.

Ihn selber machte der Festlärm stiller. Es war ihm, als verdiente er den Empfang nicht. Er schritt mit hängendem Kopf weiter. Die hinter ihm streckten die Hälse und flüsterten zusammen: „Der ist aber ein Ungeselliger."

„Der kommt uns nicht zum Jaß am Samstag, wirst sehen," behauptete einer.

Ein anderer: „Der geht nicht ins Wirtshaus. Das ist einer von den ganz Neuen, die den Alkohol bekriegen, glaubt es mir!"

Daniel Pianta büßte an Ansehen ein, während er so dahinging. Er war den andern zu nüchtern. Ihre Begeisterung war geweckt; sie waren jetzt zum Hurraschreien aufgelegt. Sie begannen darauf den Lehrer genauer als bisher zu mustern. Daniel hatte den steifen, halbhohen zylinderähnlichen Hut abgenommen und trug ihn in der Hand. Die Begleiter sahen jetzt erst, daß er das Haar wie ein Schauspieler trug. Es war braunschwarz und hing ihm in kurzen Locken auf die Achseln. Er hatte einen schwarzen, altmodischen Gehrock an und weite, schwarze, etwas kurze Hosen. So sah er aus wie irgendein Sektenprediger. Auch in den Augen hatte er etwas, was der Verzücktheit in eines Halbheiligen Blick ähnelte. Aber seine Gestalt war kräftig, seine Art natürlich und einfach. Scheu bekamen die von Tannd keine vor ihm.

Während die Männer ihren Weg fortsetzten, wurde das Krachen und Knallen immer ärger. Es entriß zuletzt auch Pianta seinen Gedanken, und er lachte seinen Begleitern zu: „Das heiße ich viel Ehre."

Sie erreichten die Bergrippe, von der aus Tannd ins weite Land sieht. Das Herz klopfte Pianta bei dem Anblick. Die Herbstfrische gab dem sauberen und ansehnlichen Ort eine große Traulichkeit. Er hatte starke Häuser, die burgähnlich wider Wetter und Sturm gebaut waren. Ihre Mauern waren dick und hatten tiefe, nischenartige Fenster und weißen Verputz. Die schwarzen Schindeldächer hoben sich ebenso scharf dagegen ab wie die braunen Hütten, die zur Abwechslung zwischen ihnen standen, und die hohen, wettergedunkelten Holzgalgen, an denen man das Stroh zum Trocknen aufhing. Die Kirche war klein und hatte einen uralten Turm und ein Buckeldach.

In der Hauptgasse standen alle Dörfler zum Empfang, nicht festtäglich, sondern jeder, wie er gerade von der und jener Arbeit weggelaufen war; aber als nun Daniel Pianta mit seinem kleinen Gefolge unter sie trat, hatte jeder einen Gruß für ihn, der eine freundliches Kopfnicken, jener einen Handschlag. Eine Frau schob ihm ihren Knaben zu: „Wünsch' dem Herrn Lehrer einen gesegneten Einzug." Im Grunde taten alle, als ob sie ihn schon lange kannten. So war er gleich heimisch bei ihnen. Er kam durch die Menschengasse bis zum Schulhaus und freute sich an den paar Kränzen mit der Inschrift „Willkommen", die sie an die Tür genagelt hatten. Eben als er auf die Treppe treten wollte, kam der Pfarrer von der Kirche her, ihn zu begrüßen. Er war ein alter, aber noch kräftiger Herr, dem man ansah, daß er ohne Beschwer an den Hängen herum zum Besuch der zerstreut wohnenden Gläubigen klettern konnte. In seiner kurz angebundenen Art und der groben, fast bauernhaften Kleidung hatte er etwas von der strengen Schlichtheit seines protestantischen Glaubens. Hinter dem Pfarrer stand Cölestin Ammann, der Kollege, lächelte sauersüß, strich den kleinen Spitz-

bart und legte mit einem meckernden Gruß die langen, schmalen Schneiderfinger in die festere Hand Daniels. Dann führten sie ihn ins Schulhaus, wo auch seine zwei Stuben sich befanden, trugen ihm sein Gepäck herauf und hießen ihn zu einem Willkommentrunk wieder herunterkommen.

„Den Wein müßt Ihr Euch sparen," erwiderte Pianta, wobei seine bisherigen Begleiter sich anstießen und sich ihrer guten Nasen freuten. Aber er wollte ihnen sichtlich auch das Spiel nicht verderben und erbat sich scherzend die Freiheit, mit einem Glas frischen Wassers auf ein gutes Einvernehmen anstoßen zu dürfen. Das Wasser schafften sie auch richtig herbei. Als Daniel wieder herunterkam, barhaupt, hatten sie einen Tisch unter die Schulhaustreppe gestellt. Der Präses von Tannò schenkte den Ehrenwein aus Doppellitern in eine Anzahl Gläser. Dann traten die Gemeindehäupter und Angesehensten von Tannò heran und stießen mit ihrem Wein an das Wasserglas des neuen Lehrers. Einer und der andere sagte ein Wort, und Pianta stand Rede. Nachher stieg er zu dem bekränzten und erhöhten Pult und hielt die Ansprache, die er ihnen vor seinem Kommen angesagt hatte. Er sprach nicht gut, sondern zerhackt und stockte, seine Gedanken waren viel schneller als seine Gabe, ihnen Ausdruck zu verschaffen, so war seine Rede voll langer Pausen. Dann überstürzte sich wieder das Wort, so daß die Zuhörer Mühe hatten, es aufzufassen. Es suchten auch viele von diesen bei guter Gelegenheit unbemerkt sich fortzustehlen. „Der könnte sich das Redenhalten schenken," murmelten sie und lachten. Andere wieder aber traten näher zu und sahen sich den Mann neugierig an, der aus seinem Erscheinen eine solche Wichtigkeit machte. Die Frauen waren die eifrigsten. Die alte Ulla, die nicht mehr gut hörte, stellte sich dicht unter das Pult, hielt die Hände gefaltet und den Kopf ihm zugeneigt. Der Kopf nickte manchmal. So als Pianta sagte: „An einem Ort wie hier, der wie ein Weltende ist, müssen die Leute, die hineingedrängt sind, zusammenhalten. Ich will Euch sagen, daß ich zu Euch halten will. Es brauchte zu viel Zeit, wenn ich es die nächsten Wochen jedem einzelnen sagen wollte, darum sage ich es Euch hier laut." Weiter sprach er auch: „Jeder Mensch kann einmal den andern nötig haben. Darum ist mir, es sollte jeder bereit sein, wenn der andere seiner bedarf, sollte schon immer mit heimlicher Freude auf die Zeit warten, wann er dem andern beispringen kann."

Das klang gut, war beinahe, wie wenn der Pfarrer in der Kirche predigte. Da und dort leuchtete der Blick einer Frau und wurde eine Wange heiß. So die der Anna Julia Balmott, die mit der Schwester in der vordersten Reihe stand. Der Pfarrherr hörte gelassen und mit einem Ausdruck im Gesicht zu, der zu sagen schien: ‚Schon gut, schon gut, Freundchen, Du wirst noch Wasser in Deinen Wein gießen.' Der Lehrer Cölestin musterte die Zuhörer, und wenn er lustigen Augen begegnete, schnitt er eine komische Miene und genoß mit sichtlichem Behagen den Gedanken, daß der neue Kollege mehr Spott als Anerkennung fand.

Indessen kam von irgendwoher ein Abendstrahl, der die Wolken und das Dorf unter ihnen vergoldete. Er trug eine leise Feierlichkeit auf das Land und die Gasse, so, als wäre auf einmal Sonntag. Der Christuskopf des Daniel Pianta bekam eine Art Heiligenschein. Die Frauen wußten in diesem Augenblick nicht, ob das Gesicht von der leisen Sonne oder von Begeisterung so beweglich hell war. Aber seine äußere Erscheinung gewann dem Lehrer ebendann ein paar neue Freunde. Sie achteten auch auf die Worte besonders, die er jetzt sprach: „Jeder Mensch sucht in dieser Welt etwas, was er für sein Glück hält. Mir ist so eigentümlich zumute, irgendwie, als ob ich meines hier finden müßte. Das ist ein guter Anfang, nicht wahr? Und so will ich mit dem Wunsche schließen: Möge der Tag uns allen das Glück bedeuten."

Pianta wußte selber nicht, wie er zu der Redewendung kam. Er hatte den Sonnenstrahl auf Stirn und Haar empfangen. Die unerwartete Wärme tat ihm sonderbar wohl, wie wenn ihm einer Beifall spendete. Da sprang ihm eine jähe Liebe für das Dorf im Herzen auf und das plötzliche Gefühl: ‚Du bist an den Ort gekommen, wo Du ein Feld zum Gedeihen hast.'

Aber schon, als er vom Pulte stieg, von einigem Händeklatschen für die An-

sprache belohnt, spottete er sich selber aus: ‚Du bist immer der Alte, heiß in allem, was Du anfängst. Auch dieses Feuer wird wieder klein werden, verlaß Dich darauf.‘

Die Dörfler umringten ihn jetzt. Einige schüttelten ihm die Hand, so der Pfarrer mit herzlichem Wohlmeinen und Cölestin mit flüchtigem Beifall und heimlichem Neid.

Noch während sie so in der Gasse standen, löste sich der schwere Reisigkranz, der über der Schulhaustür befestigt war und kam raschelnd gleich einem grünen Wurm über die paar Treppenstufen heruntergeschlängelt. Unter dem Volk entstand eine Bewegung. Die Ulla Calonder riß die Augen groß auf. Sie war abergläubisch und hielt es für ein übles Vorzeichen. Einige Mädchen, unter ihnen die Schwestern Figi, nahmen den Kranz auf und machten Miene, ihn wieder zu befestigen, aber Fritz Figi, der Bruder der beiden, schob sie beiseite, nahm Gläser und Flaschen vom Tisch und rückte diesen an die Hausmauer. Dann schwang er sich darauf. Er war ein schwerer, breitschultriger Bursche, ganz vom Schlage der Figi, und sein Gesicht zeigte noch mehr als diejenigen der Schwestern die seltsame, wächserne, spröde Haut der mit der Krankheit von Tannò behafteten.

„Es ist noch zu früh zum Abkränzen,“ sagte er mit Lachen, „herauf mit dem Stachelwurm!“

Viele Hände hoben ihm den Kranz wieder zu, und er band ihn fester an die eingeschlagenen Nägel. Einer von diesen war locker. Da verlangte er einen schweren Stein, der in der Straße lag, und als sie ihm diesen gereicht hatten, hämmerte er den Nagel tiefer ins Holz. Daniel Pianta und die übrigen standen dabei und scherzten über den Vorfall. Die raschen Bewegungen Figis brachten jedoch plötzlich den Tisch ins Wackeln. Der Bursche griff mit der Hand unwillkürlich und wie zum Halt an den Nagel. Aber ein Bein des Tisches brach unter seiner Last, und dieser schlug um.

Fritz Figi schrie auf. Im nächsten Augenblick stürzte er schwer zu Boden.

Viele sprangen hilfbereit hinzu. Der junge Mensch stand gleich darauf wieder auf den Beinen, lachte auch: „Es ist nichts! Wir fallen weich, wir Figischen Fettklumpen.“

Aber sein Gesicht sah tot aus, die Augen waren gläsern und starrten mit einem entsetzten Ausdruck auf seine linke Hand. Er hob sie langsam, wie um sie näher anzusehen, und doch machte ihm die Furcht die Kinnladen zucken.

„Jesus, das Blut,“ kreischte die Ulla Calonder.

Figis Hand war durch den Nagel, an dem er Halt gesucht, vom Gelenk ab tief in die Innenfläche hinein aufgerissen. Das Blut schoß aus der Wunde und lag schon als kleine Lache am Boden. Der Verletzte murmelte etwas. Es schwindelte ihn. Er wankte, und Daniel Pianta sprang ihm bei. Auch sonst waren viele, die sich um ihn mühten. Die beiden Schwestern jammerten.

„Da müht Ihr Euch umsonst,“ sagte die Ulla Calonder dumpf.

Dominik Valer erzürnte darüber und schrie sie an: „Mach’ Dich doch fort, Du Krähe. Lauf lieber zum Doktor.“ Er hatte selber einen Ausdruck tiefer Angst in den Zügen und blickte von Zeit zu Zeit verstohlen nach dem Verunglückten.

Die Alte trollte sich. Sie ging auf Holzschuhen. Dürre Beine lugten unter ihrem schwarzen Rock hervor, während sie hinwegklapperte. Ihre Arme schwangen am Leibe hin und her. „Schimpft nur,“ eiferte sie in sich hinein, während sie sich von der Menge losmachte, „ich weiß es doch, ich! Ich kenne es doch. Unterm Schwert Gottes stehen wir — stehen wir.“

Sie hatte etwas Furchtbares, etwas vom Eigensinn des Unglücks, das recht haben will und recht behält.

Inzwischen verband Pianta mit rasch beschafften Binden kunstgerecht den Verletzten. Sie trugen ihn heim in das Haus mit dem Riesendach, das am Dorfeingang stand und von Holz war. Einige gingen mit hinein, andere warteten in der Gasse. Diese spähten nach dem Arzte aus, der immer und immer nicht kam. Dann lief die Nachricht unter sie, daß der Doktor höher im Gebirg sei, stundenweit fort, zu einer Wöchnerin geholt.

In einer Hinterstube, in welche man durch einen Flur gelangt, lag Fritz Figi auf seinem Bett, an dem der Pfarrer neben der Figischen Familie stand. Daniel



Kastanienbaum.

Gemälde von Ludwig Dettmann.

Pianta, der sich vor einem Jahre an einem Samariterkurse beteiligt hatte, bemühte sich verzweifelt um den Sterbenden. Daß es auf Leben und Tod ging, sahen alle, die im Zimmer waren.

„Wir hätten ihn nicht tragen sollen," sagte Pianta, als er zum vierten Mal die Binden erneuerte, die immer wieder von Blut getränkt waren.

„Es ist nicht möglich, ist nicht zum glauben," stieß er dann wieder heraus. „Ich kann das Blut nicht stillen, kann nicht."

Dann fragten sie wieder nach dem Arzt. Die beiden Schwestern liefen laut weinend hinaus, um zu sehen, ob er nicht käme, und brachten den Bericht auch in die Stube zurück, daß der einzige, der helfen konnte, nicht zu finden gewesen sei. Da wurde das Schluchzen stärker in der Stube. Fridolin Figi, der Vater, ein Mann schwer und breit, wendete sich vom Bett hinweg und mußte sich setzen, weil ihm schwach wurde. Er konnte es nicht länger mit ansehen, wie dem Sohne das rote Leben aus den Adern rann. Daniel Pianta war fast so bleich wie der auf dem Bett. Er wehrte sich immer noch, und es war eigentümlich: er wehrte sich ebensosehr für sich selbst wie für den Verwundeten. Der Vorfall, der die Freude seines Einzugs so jäh abschnitt, erregte ihn mehr, als er selbst wußte. Er wehrte sich blindlings, aus einem unklaren Gefühl heraus, daß nicht ein Tod seine Ankunft verdunkeln dürfe, noch mehr aber, damit dieses Kommen nicht mit einer Niederlage für ihn beginne.

Plötzlich, während er wieder in die Stube hinaus getreten war, um neue Binden zu holen, hörte er eine laute, strenge Stimme. Sie brach aus dem angstvollen Flüstern der übrigen rücksichtslos klar und fest heraus. Es war der alte, barsche Pfarrer, der betete, und als er sich umwendete, sah er, daß jener dem Verunglückten die Lider über die Augen gestrichen hatte. Der Bursche war tot.

Daniel Pianta stieg das Blut ins Gesicht. Er meinte, sie müßten ihn alle zornig anstarren: Warum hast Du nicht geholfen? Er suchte mit den Augen ihre Gesichter, der Reihe nach, eines nach dem andern. Dabei stand er linkisch da, fast als erwartete er, daß die von Tannò ihn wieder wegschickten, als ob sie ihn als Pfleger, nicht als Lehrer angestellt hätten.

Aber sie hatten alle nicht Zeit für ihn. Die Angehörigen des Verstorbenen überließen sich ihrem Schmerze; die Weiber flennten überlaut. Der alte Figi ging aus der Stube in eine Nebenkammer. „Eigentlich hätten wir es wissen können," sagte er im Vorbeigehen zum Pfarrer. Dieser nahm Pianta beim Arm und trat mit ihm in den Flur hinaus.

„Da habt Ihr gleich einen Eindruck," sagte er dort. „So liegt es auf dem Dorf. Es sind noch viele hier, die ein gleich elendes Leben führen und auf einen gleich elenden Tod warten. Alles Hüten ist umsonst. Es springt sie an wie ein Harlekin mit Nadelstichen, mit Nägelkratzen. Das Schlimmste aber ist, daß die Frauen das elende Geschlecht fortpflanzen und darin fruchtbar sind, gesunde Mütter, die heimliche Krüppel zur Welt bringen."

Es lag eine große Bitterkeit in des alten Mannes Worten; man merkte, wie lange er dem Leben und Sterben in Tannò zugeschaut hatte. Sein Gesicht mit dem weißen, kurzen Schnurrbart und den ebenso militärisch kurzen Bartansätzen an beiden Schläfen, mit der gebogenen, eigenwilligen Nase trug einen sonderbaren aus Groll und Kümmernis gemischten Ausdruck.

Als Pianta zu ihm aufblickte, sah er auf der andern Seite Anna Julia Valmott stehen. Er wußte nicht, wer sie war, erinnerte sich jetzt nur, daß dieses vornehm aussehende, schlanke Mädchen ihm vorhin in der Stube schweigend an die Hand gegangen war, als er den Verletzten besorgt hatte. Ihre Erscheinung machte Eindruck auf ihn. Er mußte sie immer wieder ansehen, während er eigentlich mit dem Pfarrer sprach.

„So habe ich es mir nicht gedacht," sagte er zu diesem.

„Wer es nicht erlebt hat, begreift es nicht," entgegnete der Pfarrer.

Da mischte sich Anna Julia in tiefer Erregung ein: „Ist denn gar nichts und gar keiner, der uns helfen kann?"

Sie sprachen alle mit gedämpfter Stimme und standen im Flur still. Unwillkürlich zögerten sie, hinaus zu gehen und denen draußen zu sagen, daß es mit dem jungen Figi zu Ende sei.

„Wenn wir weniger menschliche Menschen wären," erwiderte der Pfarrer dem Mädchen.

„Wieso?" fragte Anna Julia zaghaft.

Da fuhr sie der alte Grobian aus der ehrlichen Trauer seines Herzens heraus an: „Gebt uns keine solchen Kinder mehr, Ihr verdammten, armen, geschlagenen Weiber."

Anna Julia legte die feinen Lippen zusammen. Sie wußte nichts zu erwidern, aber das Wort des Pfarrers hallte in ihr nach. Sie vergaß der beiden Männer ganz, so sehr beschäftigte es sie. Sie raffte ihr langes Kleid zusammen und schritt lautlos, mit strenger, adliger Anmut dem Ausgang zu.

„Vor lauter Mitleid mit ihnen geht einem die Geduld am falschen Orte aus," murrte der Pfarrer, halb zu Pianta gewendet.

Daniel antwortete nicht. Gewaltige Empfindungen waren in seinem Innersten erwacht. Aber er hatte keine Klarheit. Er sehnte sich nur danach, und es trieb ihn von den Leuten hinweg. Er mußte nachdenken, überlegen. Er verließ das Haus mit dem Pfarrer zugleich. Aber während dieser den Draußenstehenden Rede und Antwort stand, machte er sich den Tumult zunutze und schritt rasch nach dem Schulhause hinüber. Er mußte allein sein.

Auch Anna Julia Balmott war verschwunden.

3. Kapitel.

Der junge Figi wurde unter allgemeiner Teilnahme des Dorfes begraben. Wer nur mitgehen konnte, folgte dem Sarge. Eine seltsame Dumpfheit lag über dem leidtragenden Ort. Die Leute taten das Begräbnis ab, als ob sie Sklaven wären, die ein grausamer Herr mit der Peitsche trieb. Sie sprachen kaum, und wenn einer sprach, geschah es mit kurzem Atem und halblaut. Manchen hingen die Köpfe schwer auf die Brust: heute oder morgen kannst Du an die Reihe kommen, grübelte es hinter ihren Stirnen. Aber auch die andern, in deren Familien das Landübel nicht war, drückte das Schicksal nieder. Sie schauten mit scheuen Blicken auf die Mitbürger, halb als fürchteten sie das Unmögliche der Ansteckung, halb als schüttelte der andern Jammer ihnen das Gewissen wach und erinnerte sie an jedes Unrecht ihres Lebens. Der Pfarrer sagte nichts, was sie an die Dorfnot mahnte. Sie waren ihm geschlagen genug. So sprach er nur davon, wie das Menschenleben überhaupt heute ein Rot, morgen ein Tod sei. Die meisten nahmen es verbissen hin; einige aber gaben ihm einen dankbaren, flüchtigen Blick. Einzelne reichten ihm die Hand, ehe sie den Friedhof wieder verließen, und sagten damit: ‚So ist es lange gewesen und wird es noch lange sein!' Eine rauhe Kameradschaft verband sie mit ihrem groben, geistlichen Herrn.

Die Ulla Calonder war die letzte, welche den Gottesacker verließ. Sie war noch bei den fünf Söhnen gewesen, die sie da, zerstreut unter den andern, liegen hatte. Auch Jon Flury, der Pfarrer, war noch von Grab zu Grab gegangen. Nun schritt er auf das kleine eiserne Ausgangstor des Friedhofs zu, und die Ulla kam hinter ihm her. Drüben zogen die übrigen in langer schwarzer Linie bergab.

Der Friedhof lag höher als das Dorf. Es schied ihn ein Wald und eine Hügelsenkung von diesem.

Der Tag war rauher als die letztvergangenen. Der Wind blies von Westen, heftig, so daß für Stunden der Himmel blau war. Über dem Friedhof war Sonne, aber der Wind kam gefegt und klapperte mit den Perl- und Blechkränzen, die an manchen Kreuzen hingen. Er fuhr der alten Ulla in die Röcke, riß ihr das schwarze Spitzentuch vom Kopf und schlug ihr dünne schwarze Haarsträhne peitschend um die Hakennase.

„Wieder einer," sagte sie zum Pfarrer, als sie ihn von hinten erreichte.

Er blickte sich nach ihr um, antwortete aber nicht, sondern ging mit großen Schritten weiter. Der Wind schlug auch ihm die Rockschöße um die Beine.

Die Ulla gesellte sich neben ihn. Sie hielt mit der Linken das Tuch am Halse gepackt, damit es nicht fortflog. Der dürre braune Arm stand wie ein Stock in die Luft. „Wißt Ihr, Herr Pfarrer, was ich, wenn ich da zwischen den Kreuzen gehe, immer denke?" fragte sie. Der Wind hatte der Deutlichkeit ihrer tiefen Stimme nichts an.

Der Pfarrer war nicht zum Reden auf-

gelegt. Er hielt ihr noch immer nicht stand, knurrte nur etwas, was nach einer Frage klang.

„Daß das unser Arbeitsfeld ist, der Totenhof,“ sagte die Ulla rauh.

Nun schaute er sie doch an.

„Das Feld für uns Weiber,“ erklärte sie, und ihre Augen funkelten zornig. Als er nicht zu verstehen schien, fügte sie hinzu: „Wir bringen die zur Welt, die wir ihm unter die Kreuze legen. Lauter lebendige Leichen bringen wir zur Welt.“

Jon Flury schritt weiter. Jetzt mochte er erst recht nicht antworten. Es fuhr ihm kalt durch die Glieder und war nicht der Wind. Er hörte neben sich die klappernden Tritte des alten Weibes. Seine Phantasie war erregt, einmal schien ihm, als rasselten stählerne Scharniere an seiner Seite. Etwas wie Grausen kam ihn an, als ginge gliederklappernd der leibhaftige Tod neben ihm. Das harte Gesicht geradeaus gerichtet, stieg er dem Dorfe zu, die Alte immer neben oder dicht hinter ihm. Aber auch sie sprach nicht mehr, murmelte nur manchmal in sich hinein.

Während sie so windumschlagen, mit verbissenem Trotz den Sturmstößen Widerstand bietend, zum Dorfe gelangten, waren sie das Bild dafür, wie die von Tannò, über den Tod des jungen Figi hinweg, der doch eine Art Dorfunglück war, sich mit starrsinniger Ergebung in ihren Alltag zurückbegaben.

Dieser Alltag fing im Figischen Hause mit einer Mahlzeit an. Solange der Tote dagewesen, hatten sie nicht in Ordnung gelebt, sich nur in Küche oder Schrank, jedes nach seinem Bedarf und zu seiner Zeit, das Brot geschnitten oder andere Speise geholt. Jetzt kamen sie vom Friedhof heim. Als die Haustür hinter dem alten Figi als letztem zufiel, blieb die übrige Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft draußen. Auch ein Stück Trauer blieb draußen. Drinnen aber forderte die Arbeit ihr Recht. Jedes legte unwillkürlich da Hand an, wo es jeden Tag seine Aufgabe hatte. Die Bäuerin ging in die Küche, die Töchter rückten den langen, schweren Eßtisch in der Stube zurecht und setzten die Teller auf. Eine Stunde später kamen alle an diesem Tisch zusammen. Sie waren äußerlich ein Riesengeschlecht, groß und fett wie Schlachtochsen. Selbst den Knecht schienen sie sich eigens ausgesucht zu haben, damit er der Gestalt nach zu ihnen passe. Xander Tuor war schultergleich mit dem alten Figi, weniger schwammig von Gesicht als der und weniger gerade auf. Er hatte einen Rücken, als ob er jeden Augenblick seines Tages schwere Bündel aufzuhocken habe. Er konnte sie in den wuchtigen Nacken und auf die weitausbrechenden Schultern laden, daß sie ohne Strick wie festgebunden saßen.

Tuor stand nach alter Sitte, die breiten Hände an der Lehne seines Stuhles, und wartete, bis der Bauer sich setzte. Er machte dabei das Gesicht, das dem Tage angepaßt war. Sein roter, struppiger Kopf war gesenkt, seine Augen hingen am Fußboden. Als der Schritt der Justina hörbar wurde, die nach Most in den Keller gegangen war, wurden diese Augen unruhig, suchten am Boden hin und her und kamen auf Umwegen nach dem Mädchen geglitten. Flüchtig streiften sie ihr Gesicht, suchten ihren Blick und gingen befriedigt wieder hin wo sie hergekommen.

Nun setzten sich alle und begannen zu löffeln. Lange sprach keines ein Wort. Die feiste Mutter hatte im roten Gesicht noch ein Zucken, das zeigte, daß sie mehr Tränen als Suppe schluckte. Dem Xander war das Schweigen ungemütlich. Er zog die niedere Stirne kraus, und jeder konnte das Unbehagen in seinen sommersprossigen Zügen lesen.

Endlich schleckte der alte Figi den Löffel ab, legte ihn auf den Tisch und sagte: „Der Pfarrer hat doch recht.“

Die andern wandten ihm die Köpfe zu. Es war ihnen bemerkenswert, daß er redete und wie er redete.

„Was?“ fragte die sechsundzwanzigjährige Gunde. Sie hatte etwas Scharfes, Gehässiges im Ton. Wie viele Menschen, denen der Mangel an äußern Vorzügen ein Hindernis im Leben gewesen, vermochte sie die darob in ihr aufgewucherte Verdrossenheit nicht zu verbergen.

„Daß Ihr nicht heiraten solltet, Ihr, die es angeht,“ sagte Figi.

Jetzt schwiegen sie wieder. Sie waren neu an das erinnert, was über sie gekommen war, und brauchten einen Augenblick, um die aufschlagende Trauer abzuschütteln.

Die Gunde hob die schwulstige Nase zuerst wieder, und ihre kleinen Triefaugen blinzelten über die hohen Backenknochen hinaus: „Freilich hat er recht,“ antwortete sie dem Vater.

„Wie wenn das Heiraten das einzige Heil wäre,“ fügte sie nachher giftig hinzu.

Der zwanzigjährigen Justina war der Kopf heiß geworden. Sie wechselte einen Blick mit dem Knecht. Dann fuhr sie die Schwester an: „Das hast Du gut sagen.“

„Wieso?“ protzte die andere auf.

Justina senkte die Augen und antwortete kleinlauter, die Schwester habe doch das Heiraten abgeschworen.

„Vernünftiger bin ich sicher als Ihr,“ beharrte Gunde zornig.

Der Zwist warf Justina in eine sonderbare Erregung. Sie rutschte auf ihrem Sitz. Immer wieder gingen Blutwellen durch die schöne weiße Haut ihres Halses und ihrer Backen. „Du hast gut predigen,“ eiferte sie auf Gunde ein. „Dich langt schon keiner an.“

„Lästermaul,“ schimpfte die Schwester.

Justina aber besänftigte sich ebenso rasch, wie sie aufgebraust war, und während sie den Reis aufaß, der auf ihrem Teller lag, hing an ihren rotgoldenen langen Wimpern etwas Feuchtes.

Tuor wurde rot, als er es sah.

Figi nahm wieder das Wort: „Magst es mir verzeihen, Frau,“ sagte er zu der jetzt wieder weinenden Bäuerin. „Aber wir haben es erfahren: Es ist kein Ende von dem Elend, solange Ihr Weiber es so weiter tragt.“

Sie änderten dann das Gespräch, kamen auf den Verstorbenen und rühmten ihn weidlich. Die Gewaltmenschen hatten im Grunde alle ein weiches Gemüt und an dem Sohne und Bruder aufrichtig gehangen. Bald raubte die schmerzliche Erinnerung ihnen wieder die Lust zum Reden, und sie standen vom Essen auf.

An demselben Abend trafen Justina und der Knecht Tuor im Wagenschuppen zusammen. Er war an das Haus angebaut und hatte einen Fußboden aus Steinplatten. Er enthielt nicht viel Gerät, nur den Schubkarren und den schmalen Wagen, wie er einzig auf die kleine, steile Zufahrtsstraße von Tannò paßte. Der Weg zum Heuboden führte durch den Raum. Die Treppe dazu lag im Hintergrunde. Die Justina saß auf der Deichsel des Wagens, als Tuor mit der geschlossenen Laterne hereinkam. Es war stockfinster, obzwar nicht spät, und Xander erschrak fast; er hatte das Mädchen nicht bemerkt, bis er sie beinahe anrannte.

„Bist Du da?“ fragte er.

Sie nickte und sah beiseite, tat, als ob es ganz natürlich sei, daß sie hier sitze.

„Ist der Vater schon ins Haus?“ fragte sie und erkundigte sich dann in gleichgültigem Ton, welcher Arbeit die Männer obgelegen hätten.

Eine ganze Weile sprachen sie von oberflächlichen Dingen, taten nicht dergleichen und hatten doch Wichtigeres auf dem Herzen. Erst allmählich gab Tour zu erkennen, daß er wußte, wie sie absichtlich hier auf ihn gewartet hatte.

„Ist es wirklich?“ fragte er plötzlich. Er schwang dabei verlegen die Laterne hin und her, blickte sich einmal scheu um und dämpfte die Stimme.

Jetzt begannen die Heimlichkeiten.

„Es ist ganz sicher,“ sagte Justina.

Nun schwiegen sie. Tuor wendete sich ein wenig ab und schwenkte noch immer die Laterne, so daß der Griff manchmal einen leisen Klang gab. Er war verwirrt und verlegen wie ein Schuljunge, obwohl er schon ein alternder Mann war, seine fünfundzwanzig Jahre über die Justina hinaus.

„Willst Du es sagen?“ fragte er endlich. „Oder soll ich — am nächsten Zahltag?“

Die Justina meinte: „Er wird jetzt übel tun. Es ist jetzt die unrechte Zeit.“

Da kam Tuor bis an den Wagen heran, stellte sich neben das Mädchen und legte den Arm auf die Wagenbrücke. „Meinst Du, daß es auch die Krankheit haben wird?“ fragte er.

Das Wort warf erst die rechte Angst auf sie.

Sie hatten ein Verhältnis. Seit Jahren schon! Seit die Justina kein Kind mehr war. Der Knecht war das nächste Mannsbild gewesen, als in dem Mädchen die Reife sich geregt hatte. Der im Hause als Inventarstück Stehende hatte sie als Kind schon auf den Knien gewiegt. Die Vertraulichkeit ging weiter, als sie älter wurde.

Eines Tages wurde auch die Arbeitsmaschine, der Knecht, warm. Da verführten sie einander, fast unbewußt, aus lauter Harmlosigkeit.

Aber nun lastete die Angst auf ihnen. Nicht, weil sie es den Alten sagen mußten! Das war ihnen seit zwei Wochen zwar unbequem, allein das konnte und mußte überstanden werden. Aber etwas anderes bedrängte sie. Der Tod des Bruders hatte sie zuerst darauf gebracht. Jetzt war ihnen, als säße ihnen eine Faust im Nacken. Sie duckten sich, drückten sich herum am Wagen und auf der Deichsel.

„Es wird sie sicher haben, die Krankheit," sagte die Justina verstockt.

Der gutmütige Tuor setzte die Laterne zu Boden. Die schwere Hand zitterte ihm.

„Wird sie selber haben, wenn es ein Bub wird," murmelte Justina, „oder sie weiter tragen, wenn es ein Mädchen ist."

„Und sie werden es uns vorhalten," ergänzte Tuor.

Alles sprachen sie zerhackt, mit langen, nachdenklichen Pausen zwischen den einzelnen Sätzen. Am Ende war die Frau die leichtfertigere oder die mutigere. Justina stand zuletzt auf, seufzte noch eines und meinte dann mit mühsamem Lächeln: „Haben müssen wir es jetzt. Da ist nichts zu ändern."

Tuor behielt sein gedrücktes Wesen. „Und gesagt wird es sein müssen," sprach er. Darauf ging er langsam der Heubodentreppe zu.

„Gelegentlich," rief Justina. „So eilig ist es noch nicht."

Sie standen nun ein ganzes Stück voneinander entfernt, nüchtern, als hätten sie einander eben das Gleichgültigste von der Welt gesagt, auch nicht, als ob sie ein Liebespaar wären. Dann gingen sie auseinander, die Justina aus dem Stall, Tuor nach der Heudiele. Nur in der vorsichtigen Art, mit welcher das Mädchen die Stalltüre zumachte, und in der Schwere, mit welcher der Knecht die knarrende Treppe hinaufstieg, lag die Wucht ihrer Sorge.

4. Kapitel.

Daniel Pianta amtete seit ein paar Tagen als Lehrer in Tannò. Er konnte nicht sagen, daß es ihm an Abwechslung gefehlt hätte. Seit sein Einzug mit einem dramatischen Zufall eingeleitet worden war, hatte er an Dorf, Leuten und Natur so viel Eigenartiges und Fesselndes gefunden, daß er wohl Zeit gehabt, zu schauen und zu staunen, nicht aber alle die neuen Eindrücke in sich zu verarbeiten. Und wenn er vielleicht gemeint hatte, dem Leben in Tannò gleich von Anfang an seinen eigenen Stempel aufzudrücken, so hatte ihn dieses Leben gepackt, dahin und dorthin gestellt und ihm gezeigt, daß er nur ein kleines Glied in einer Kette war.

Heute war ein Sonntag. Die Predigt war vorüber, und Pianta kam aus dieser Predigt, einem schmucklosen, hartsinnigen und doch das Herz packenden Sermon Jonathan Flurys, heim in seine Zweizimmerwohnung im Schulhaus. Sein Kollege Ammann, der verheiratet war und im Nebenstock mit seiner Familie wohnte, war mit ihm gegangen, aber sie fanden sich nicht so recht zusammen, waren immer ein paar Schritte voneinander geblieben, so als traute einer dem andern nicht recht. ‚Wir zwei können einander nichts sein,' sagte sich Pianta zu allem Anfang.

Der Lehrer betrat sein Wohnzimmer. Sapperlott! Die Stube gefiel ihm an diesem Sonntagsmorgen. Ihre Traulichkeit überraschte ihn gleich, als er eintrat und den Hut an den Türnagel stülpte. Frische Luft füllte sie; denn das Fenster stand offen; verglichen mit der menschengefüllten Kirche und der belebten Straße, war die Stube merkwürdig still. Pianta tat einen tiefen Atemzug. Es war ihm, als sei er seit seiner Herkunft noch nie allein, noch nie so für sich gewesen. Dann setzten seine Gedanken dort ein, wo sie ihn bei seinem Einzug gehabt hatten: Nun war er in diesem Tannò, nach welchem ihn die Neugier getrieben! Er bereute nicht, daß er gekommen war. Ein eigenartiges Volk! — Ein schönes Land! — Und diese Stube hier! — Auch sie sagte ihm zu mit den vier kahlen, weiß vergipsten Wänden, mit dem spärlichen Gerät und den kleinen weißen Vorhängen am Fenster. Er fragte nicht nach Staat. Im Sommer wollte er ein paar Blumentöpfe dort aufs Gesimse stellen.

Er schlenderte gegen das Fenster hin, die Hände in die Taschen seiner weiten Hose

gestopft. Als er hinausblickte, hielt ihn das Bild der Landschaft fest. Sie war vom ersten Schnee des Jahres, den ein Frost dauerhaft gemacht hatte, überzuckert. Als schwerer körniger Reif lag er auf Dächern und Felsblöcken. Die Tannen trugen ihn leicht und stolz auf ungebeugten Zweigen. Da und dort hatte ein schwarzer Zaunpfahl eine leichte, luftige Mütze auf. Plötzlich kam die Sonne. Man wußte nicht wieso und woher; denn dünne Nebel schwebten in der Luft, die ihren Stand verbargen. Aber reines, feines Sonnenlicht vergoldete jetzt einen weißen Berghang und jetzt die Krone eines einzelnen Baumes. Dann wieder glänzte ein Stück Himmel auf, und einen Augenblick lang stand drüben der Piz Rufag, der höchste Berg rund um Tannò, geisterhaft in einem Gespinst von Schleiern.

Die Dorfstraße war feucht. Die Sonne vermochte ihr den Schnee da und dort zu nehmen. Vorübergehende drückten die Spur ihrer Schuhe ein. Die letzten Kirchgänger, die sich bei einem Gespräch an der Tür eines Bekannten oder bei einem Glase im Wirtshaus noch aufgehalten, kamen vorüber. Einer blickte ans Fenster herauf und grüßte. Es war ein Mann, der im Rat saß, und er hatte Pianta vorhin nach dem Gottesdienst eine Schmeichelei gesagt: „Ihr versteht das Orgeln, Herr Lehrer."

Bei seinem Anblick fiel Pianta ein, daß ihm selbst beim Nachhausegehen überhaupt viele Blicke gefolgt waren. Er wußte auch, daß die von Tannò sich wunderten. Er, Pianta, hatte immer als ein tüchtiger Organist gegolten. Und heute, das fühlte er, hatte er besser denn je, aus innerem Drange heraus gut gespielt. Die Orgel war die rechte Stimme, wenn es etwas aus dem Herzen heraus zu jubeln oder zu klagen gab. Und das Herz war ihm, Pianta, zum Bersten voll. Von nichts Erklärbarem, von widerstreitenden Gefühlen, aber von großen, aus Tiefen quellenden. Er hatte aufgeweckte, gesunde, auch äußerlich merkwürdig ansehnliche Kinder und Schüler im Dorf gefunden. So lockten ihn die Pflichten seines Berufes. Aber da war noch mehr, weit mehr! Er hatte in seiner Stube eine Sonntagsstunde voll unbestimmter Hoffnungen und kühner Pläne, wie er sie nie vorher gehabt.

Einmal nahm er seine Brieftasche heraus und blätterte in darin befindlichen Papieren, Briefen, Rechnungen, Notizen. Einen Brief öffnete er und staunte lange daran herum, las die Unterschrift „Anna Julia Balmott" und bewunderte die klaren, feinen Schriftzüge, die wie ins Papier gestochen waren. Dann überdachte er noch einmal den Inhalt: Das war die Doktorstochter, die schrieb, bestimmt, das war sie, der er im Hause Figi begegnet war! Ihre junge Schwester, schrieb sie, wolle sich noch Beschäftigung machen, nachdem sie der Schule entwachsen sei. Sie habe Freude am Sprachenstudium, möchte Italienisch treiben, aber auch ihr Romanisch, diese sterbende Sprache, nicht vergessen. Er, Daniel Pianta, habe, wie das Fräulein Balmott wisse, sich viel mit Sprachforschung abgegeben und darüber geschrieben, sie nehme sich daher die Freiheit bei ihm anzufragen, ob er gewillt sei, der Schwester einigen Unterricht zu erteilen. Gewiß — Daniel überlegte — war er bereit dazu. Er hatte viel freie Zeit, und was konnte ihm lieber sein, als in den beiden Sprachen zu unterrichten, deren Wesen er seit Jahren mit großer Liebe nachgegangen. Er beschloß, gleich am Nachmittag die Balmotts aufzusuchen und das Nötige mit ihnen zu besprechen.

Nachdem er in seinem Wirtshaus den Imbiß genommen, machte er sich auf den Weg.

Die beiden Mädchen wohnten außerhalb des Dorfes in einem Hause, das auf die Ruinen einer kleinen Burg aufgerichtet worden und das darum selbst etwas von einem Adelsitze hatte. Doktor Balmott hatte es gebaut und in seiner Vorliebe für Altertümer einen, auch seiner inneren Einrichtung nach mehr interessanten als bequemen Wohnsitz geschaffen. Pianta ließ sich vom Wirte den Weg weisen und schlenderte hinaus. Es war noch immer der Widerstreit von Sonne und Nebeln im Tal. Wo der Weg im Licht lag, war er feucht und weich, wo die Sonne nicht hinkam, trug er Schnee auf gefrorenem Grund. Ein kleiner Wald schied das Balmottsche Haus vom Dorfe. Er bestand aus hohen Kiefern mit kahlen roten Stämmen und tiefdunkeln Kronen. Ein Leuchten lag über ihnen und gab ihren Farben Glanz.

Der hier steinhart gefrorene Weg kreischte unter Piantas Schritt. Bald sah er das weißgetünchte Gebäude durch die Stämme schimmern. Es lag erhöht wie ein Raubnest. Die rohen, braunen Steine, auf denen es fußte, waren deutlich erkennbar. Es war mehr ein Turm als ein Haus, hatte runde Mauern und ein spitzes Dach mit einem blechernen Ritter als Wetterfahne. Die blitzte in der Sonne.

Das Nest gefiel Pianta. Es zeigte Eigenart ganz wie das Mädchen, das ihm bei den Figis geholfen hatte. Er war neugierig auf den Besuch. Gemächlich umschritt er den Bau. Dabei kam er unversehens über Anna Julia selbst. Sie sah ihn nicht und hatte auch nicht auf seinen Schritt geachtet. Er wurde plötzlich befangen und zögerte mit dem Näherkommen. Anna Julia stand am Brunnen und pumpte Wasser in einen Kessel. Es gehörte zu den Unbequemlichkeiten des Hauses, daß es im Innern kein laufendes Wasser gab. Anna Julia hielt mit beiden Händen den Pumphebel gefaßt und drückte ihn auf und nieder. Ihre Bewegungen waren ruhig und ebenmäßig, ihre Hüften schwangen leise hin und her. Alles an ihr war voll Anmut. Sie trug ein graubraunes Kleid, lang und schmucklos, wie der Vater es sie immer hatte tragen lassen. Trotz des Winters waren seine Ärmel kurz und gepufft, so daß die schlanken weißen Arme weit über den Ellbogen hinaus bloß waren. Als der Kessel sich füllte, hielt sie in ihrer Arbeit inne und stand einen Augenblick an den Brunnen gelehnt und das Gesicht seitwärts der Lichtung zugewendet, durch welche das Haus Ausblick ins Tal hatte. Sie stützte die eine Hand auf die Mauer des Brunnens und verharrte minutenlang in ruhevollem Ausschauen. Glänzend und glatt umschmiegte das braune Haar die reine Stirn und gab dem Profil leise Schatten; nur seine Umrisse leuchteten wie Elfenbeinbüge.

Pianta grüßte jetzt. Er war immer linkisch. Jetzt erschien er sich vollends von geringer Wichtigkeit. Den Hut in der Hand, trat er, wie ein Abhängiger vor das Schloßfräulein, näher.

Anna Julia errötete leicht, streckte ihm aber die Hand entgegen und dankte ihm, daß er so bald gekommen sei.

„Wollen Sie mit mir hinaufgehen," lud sie ein, faßte den Kessel und schritt ihm voran nach der Tür. „Es ist keine Sonntagsarbeit, was ich da tue," erklärte sie. „Aber unsere alte Magd braucht Wasser, und der Brunnen macht ihr Mühe. Wir drei Frauen müssen einander aushelfen."

Pianta murmelte etwas zur Antwort; er war ganz verwirrt, so seltsam war alles, was er hier sah.

Sie stiegen über steinerne gewundene Treppen hinan, wiederum wie in einem Turm, und kamen auf einen Flur von Ziegelplatten. Hier stellte Anna Julia den Kessel zu Boden und rief nach der Magd. Diese, ein schmächtiges und gebrechliches altes Weib, nahm ohne Gruß den Kessel weg. Anna Julia führte den Gast in eine Wohnstube, die bei ihrem Eintritt voll Sonne war. Ihre Kalkwände, an welchen alte Stiche und Bilder hingen, sahen in dieser Beleuchtung freundlich aus. In der Mitte der Stube stand ein unförmiger Tisch, wie sie schwer und herrisch in alten Rittersälen stehen. Eine Reihe hochlehniger Stühle war daran gerückt. Ein grüner Ofen machte sich in einer Ecke breit, und an einem Fenster hatte der alte Nähtisch Anna Julias vor einem schönen Armsessel seinen Platz. In diesen ließ das Mädchen sich nieder und wies Daniel einen Sitz in der Nähe des Tisches.

Sie kamen gleich auf die Ursache seines Besuches. Anna Julia sprach mit Sicherheit und Gewandtheit. Man sah, daß sie seit langem gewohnt war, die Angelegenheiten des Hauses zu führen. Sie waren auch bald einig, daß Pianta zweimal wöchentlich die jüngere Schwester unterrichten solle.

„Sie ist ein paar Schritte in den Wald gegangen," sagte Anna Julia von ihr, „aber sie muß gleich zurückkommen."

Pianta schaute sich in der Stube um und sagte: „Sie haben hier einen merkwürdigen Wohnsitz, Fräulein Balmott."

Anna Julia lächelte. „Merkwürdig ja, nach mehr als einer Richtung unbequem merkwürdig," sagte sie. „Aber man wächst an derlei so fest, daß man sein Nest nicht an ein Prunkschloß tauschen würde." Dann erzählte sie von ihrem Vater, dem Sonderling, dem Abgott des Landvolks auf Tagereisen im Umkreis, von dem Pianta wohl gehört hatte. Ihre Erzählung machte alle

Sonderbarkeit begreiflich und gab ihr selbst einen Schimmer romantischer Verklärung. Unterm Erzählen wurde sie ernst und nachdenklich. Dann sagte sie: „Land und Volk und diesen Waldsitz, ich kann alles nur rühmen, — und doch — wir kommen hier in Tannò zu keiner rechten Freude.“

Damit wendete sich ihr Gespräch dem Tode des jungen Figi zu.

Mit einem Schlage wurde Pianta in die Stunden zurück versetzt, da er versucht hatte, dem Verunglückten beizustehen. Der Vorfall hatte ihn damals furchtbar erregt und seither immer beschäftigt. Wohl hatte der Alltag ihn äußerlich darüber hinweggeführt, aber im Innersten ließ es ihn nicht frei, als ob sich sein eigenes Schicksal irgendwie damit verknüpft habe. Er wußte, daß er eines Tages mit dieser Gewalt in sich würde abrechnen müssen.

Anna Julia kam von Fritz Figi auf andere, die an der gleichen Krankheit litten oder daran verstorben waren. Auch sie beschäftigte die Sache sichtlich aufs ernsteste. Ihr ganzes Wesen schien von einem tiefen, wühlenden und doch tapfer niedergehaltenen Schrecken erfüllt. Sie gab sich aber Mühe, ihre tiefe innere Anteilnahme zu verbergen und saß in gelassener Ruhe da. Ihre dunkle Gestalt zeichnete sich scharf und in edeln Linien wider das goldene Fenster.

„Auch unser Vater ist daran gestorben,“ erzählte sie mit gedämpfter Stimme. „Und wir wußten es nicht, daß er daran krankte.“

Das sagte sie so, als meinte sie: ‚So sind wir auch von den Gezeichneten,‘ und fügte bei, daß sie damals fort auf einer Schule gewesen und den Vater nicht mehr lebend getroffen habe.

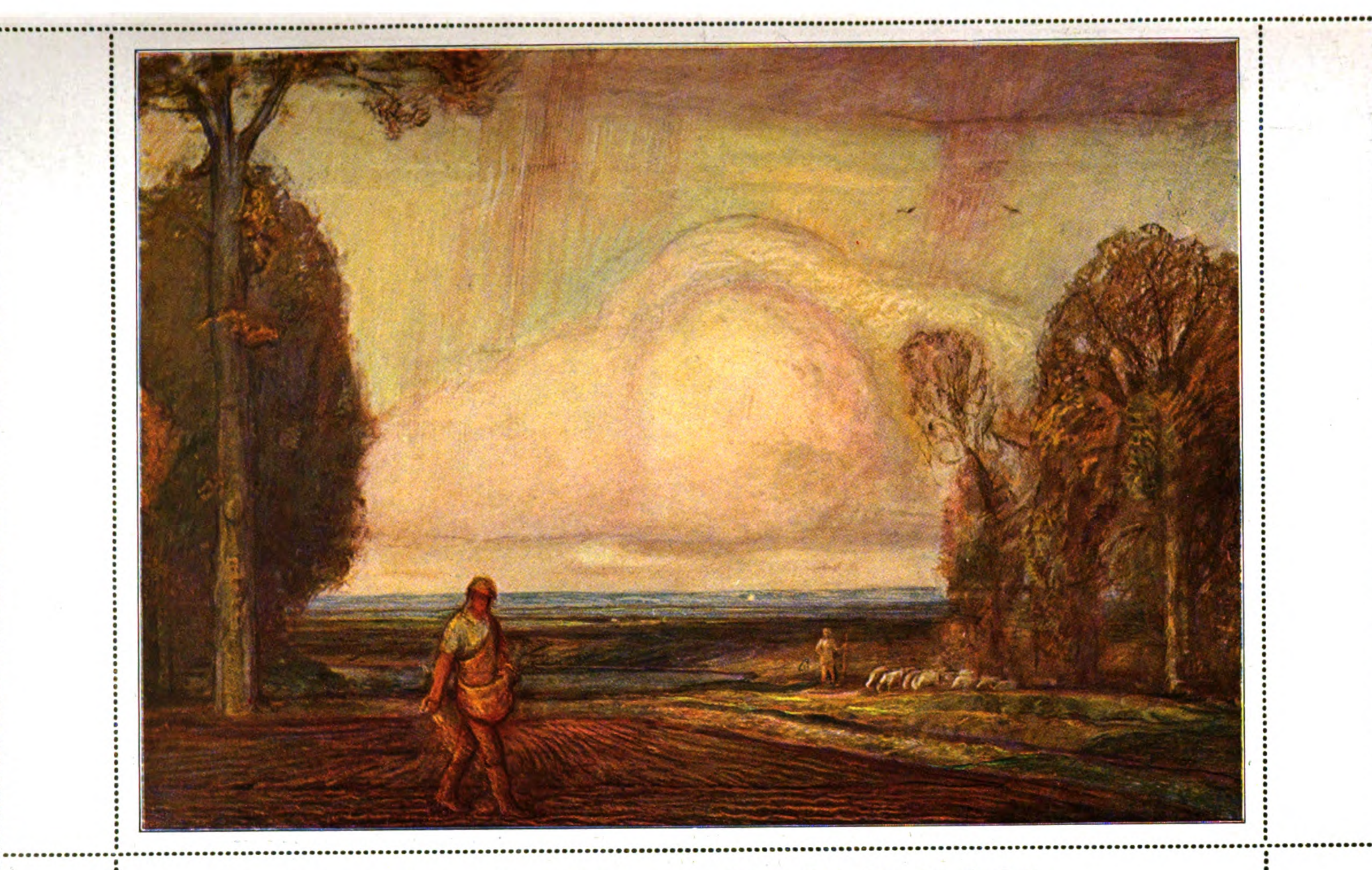
Sie sprachen noch vieles von der Not, die auf dem Dorfe lag, und es war bezeichnend, daß sie nachher keines etwas über die Persönlichkeit des andern zu sagen vermocht hätten, weil das Gespräch sie völlig in Anspruch nahm und die Person des Sprechenden gänzlich dahinter zurückstehen mußte. Selbst der Zeit vergaßen sie und des eigentlichen Grundes, um dessentwillen Daniel Pianta gekommen war.

Eben waren sie im Begriff, die große Frage aufzurollen, an der die von Tannò schon immer herum rieten, wie dem Orte zu helfen sei, als die blonde Wiese nach Hause kam. Sie blieb ein wenig scheu an der Tür stehen, durch die sie langsam und geräuschlos herein getreten war. Daniel betrachtete sie, während er sich erhob, um sie zu begrüßen, und Anna Julia ihn vorstellte. Sie trug ein offen und ohne Gürtel von den Schultern an die Schuhe hängendes grellrotes Kleid; es zeigte die eckigen, noch unentwickelten Formen ihrer Gestalt. Mit den ungelenken Gebärden eines Kindes kam sie näher und reichte dem Lehrer die Hand. Kein Zug in ihrem Gesicht zuckte, es blieb alles glatt und weiß und still, während sie mit matter, ausdrucksloser Stimme mit ihm über den zu nehmenden Unterricht sprach. Bald aber hatten sie das Nötige verabredet, und Pianta fand es Zeit, zu gehen. Die Schwestern geleiteten ihn bis an die Tür. Anna Julia legte in mütterlicher Weise einen Arm um die Schultern Wieses, und Pianta hatte nie einen größeren Gegensatz gesehen, als der zwischen den beiden Schwestern war. Die eine dunkel, beweglich und von ebenmäßiger Schönheit, die andere hell wie gelbes Mehl, langsam von Wesen, unbeholfen und spröd. Aber im letzten Augenblick, als er selbst schon auf der Schwelle stand, schien Wiese gleichsam aus einer Art Schläfrigkeit oder Gleichgültigkeit zu einem Interesse für den Gast zu erwachen, und in ihre Augen kam ein eigentümliches Glimmen, das sich ansah, als ob die toten Blicke eines Steinbildes Glanz bekämen.

Pianta ging schließlich ganz benommen aus dem Hause. Was für seltsame Menschen es barg! Erst die Winterluft machte ihm die Stirn freier. Dann verließen seine Gedanken die Schwestern und fielen wieder auf die Not von Tannò. Das verdrängte alles andere. Er fühlte gleichsam auf den eigenen Schultern dieses Unglück des Landes, keuchte darunter und erwog, wie zu helfen wäre. Er war heiß danach, etwas für den geschlagenen Ort zu tun, so heiß wie immer, wenn er meinte, daß vor ihm der Weg zu Großem liege.

5. Kapitel.

Pianta stand mit großem Eifer in seinem Amte. Alt und jung im Dorfe merkte auf; denn der neue Lehrer machte mit allerlei Neuheiten von sich reden. Die einen schimpften: ‚Dummes Zeug, die neumodische Art taugt zu nichts!‘ Andere nickten ver-



Konkurrenz-Entwurf für die Aula der Universität in Kiel. Von Ludwig Dettmann.

ständig: Ganz recht, man soll etwas versuchen, erproben; es ist immer wieder Zeit, zum Alten zurückzugehen. Pianta suchte frisches Leben in seine Schule zu bringen, wie er es andernorts getan. Er ging, trotzdem der Winter machtvoll über das Land kam, mit den Kindern häufig aus der Schulstube heraus ins Freie, brachte sie in Berührung mit der Natur und lehrte sie vieles aus dieser. Er wandte sich aber auch den Erwachsenen zu, gewann die Mädchen und Frauen für Lesestunden und Vorträge und suchte auch Einfluß auf die Männer zu bekommen, um sie vom Wirtshaus abzuziehen und sie für ein verständiges Gespräch zu interessieren. Je mehr er sich aber einarbeitete und sich Wirkungsgebiete schuf, um so mehr wurde er auch auf das hingeführt, was an dem Leben des Dorfes nagte. Fast alle Ereignisse standen irgendwie in Beziehung zu der Krankheit, die im Orte war, waren von ihr beeinflußt oder hervorgerufen. Er sprach mit dem Arzte des Ortes oft von dem Übel, gegen das dieser wie viele größere seines Standes machtlos war. Dabei und aus dem Studium einschlägiger Schriften holte er sich allerlei Kenntnisse desselben.

Der Arzt war nach dem Tode des jungen Figi ins Dorf zurückgekommen, und da er ein rauher und barscher Mann war, so hatte er gescholten, es wundere ihn gar nicht, so würden die Leute in Tannò immer zugrunde gehen, wenn dem Übel nicht einmal an die Wurzel gegangen würde. Auf die Frage nach dem Wie aber hatte der Arzt nur ein unverständliches Brummen.

„Er hat gut reden,“ murrten die Dörfler, „er soll uns einen Weg weisen.“

Dem Wege sannen viele nach. So saßen eines Tages im Wirtshaus, in das Pianta fast nie kam, diesmal aber einer Besprechung halber hatte gehen müssen, der neue und der alte Lehrer von Tannò, der Pfarrer und der Doktor Semadini beisammen und redeten von dem, was in aller Leute Mund war. Der Doktor, ein Bauer an Gestalt und Wesen, breitschultrig und von dicken Fäusten, einen rostfarbenen Bart auf der breiten Brust, schmälte seine alte Zankweise: „Ausrotten läßt sich die Art nur, wenn sie ausstirbt.“

„Es bleibt, was ich von jeher gesagt habe,“ entgegnete der Pfarrer. „Die Frauen, in deren Familien das Übel ist, müssen das Heiraten lassen.“ Seine Barschheit war von anderer Art, als die des Doktors, nicht polternd und groblacht, sondern mehr streng und knapp. Dann fügte er hinzu: „Und wenn ich es gesagt habe, bin ich noch immer kleinlaut geworden. Hat einer das Recht, ihnen die Tür zum Leben zuzumachen?“

Der Doktor zeichnete mit dem dicken Zeigefinger aus einer Lache verschütteten Weines irgendeine Figur auf den Wirtstisch und sagte: „Wenn diese Weiber nur nicht selbst so gesund wären!“

„Nicht auf sie, auf ihre Kinder vererbt sich das Übel,“ sagte Pianta. Er sprach das fast zu sich selber. Es war ein Satz, den er in irgendeinem Buche gelesen hatte.

„Und doch,“ fuhr Jon Flury, der Pfarrer, sinnend fort: „Warum soll man es nicht von ihnen verlangen? Es gibt auch anderorts Menschen, die dem Leben entsagen. Es gibt doch Klöster und —

„Man müßte sie dazu erziehen können,“ unterbrach ihn Pianta.

Der Pfarrer schaute ihn mit seinen scharfen Augen ein wenig spöttisch an. „Ihr seid ein Erzieher, Lehrer, aber sagt selber, ob Euch Euer Werk bei allen von Eurer vielköpfigen Schar gelingt. Und hier könnte nur geholfen werden, wenn alle lückenlos dabei sind.“

„Es käme auf den Versuch an,“ sagte Pianta erregt. „Wenn einer das Feuer am rechten Ort anzündet, läßt der Brand nichts übrig.“

„Die Welt ist wie sie ist,“ philosophierte Cölestin Ammann mit meckernder Stimme dazwischen. „Es muß nicht einer kommen und meinen, daß er allein sie umändert.“

Pianta achtete des Einwands nicht. Wieder drangen die Gedanken auf ihn ein. Hätte er den Pfarrer allein bei sich gehabt, so würde er diese Gedanken ausgesprochen haben. So sagte er nur noch: „Man muß sie lehren, immer wieder lehren.“

„Guter Freund,“ gab ihm der Pfarrer trocken zurück. „Meint Ihr, unsereiner hätte in den dreißig Jahren, seit er da oben amtet, nichts getan?“

Es hätte ein Dämpfer sein können. Pianta war aber zu voll von allerlei wilden, plötzlich in ihm aufschießenden Plänen, als daß er sich davon hätte berühren lassen.

Er erwog und beschloß und verwarf wieder, empfand, daß er etwas tun mußte, tun wollte. Plötzlich dachte er an Anna Julia Balmott. Sie war eine von den Gezeichneten. An die wollte er sich zuerst wenden, mit ihr beraten. Es war ihm, als habe er eine Art Erlösersendung in diesem Dorf. Dann litt es ihn nicht länger am Wirtstisch. Er entschuldigte sich mit Arbeit und lief den andern davon.

„In dem siedet es noch," sagte der Doktor und nahm einen großen Schluck.

Der dürre Cölestin war ärgerlich und zänkelte: „Er braucht nicht zu tun, als ob man hier nur auf ihn gewartet hätte."

Jon Flury schwieg. Er biß mit den festen weißen Zähnen auf die Zigarre, die ihm im Mund steckte, und blies nachdenklich den Rauch in die Luft. Über das gleiche hatte er hundertmal schon nachgedacht und war zu keinem Ergebnis gekommen, aber er erwog es in seiner knappen Art fort, preßte die festen Lippen zusammen und zollte in Gedanken Pianta seinen sparsamen Beifall: Je mehr es versuchen, dem Volk hier zu helfen, desto besser. Am Ende, daß einer aus Zufall findet, was die andern mit allem Suchen nicht gewinnen.

Es vergingen Tage nach diesem Wirtshausgespräch. Pianta hatte Arbeit und kam nicht zu den Balmotts hinaus, auch nicht zu ruhigem Überlegen. Aber im Dorf erfuhren sie irgendwie, was die vier Männer miteinander verhandelt hatten. Vielleicht hatte der Doktor davon irgendwo gepoltert oder Cölestin Ammann es spöttelnd weiter erzählt. Es trug neue Bewegung unter die Bevölkerung. Wirre Reden schwirrten herum: Es müßte einmal etwas geschehen, damit dem Unglück gesteuert werde! Ohne, daß einer wußte wie es kam, blickten sie dabei heimlich nach Pianta. Es legte sich eine Erwartung über die von Tannò. Sie sah aus ängstlichen und suchenden Augen, klang durch die flüsternden Bemerkungen, mit denen diejenigen, welche die Sache anging, zueinander redeten: „So kann es nicht weiter gehen! Dieses Leben von ewiger Angst vor dem Ende! Dieser lebendige Tod, zu dem immer neue geboren werden!"

Frau Katrina Valer sprach auch davon. Sie sprach überhaupt viel; denn das gehörte zu ihrem Beruf, da sie eine Wäscherin war. Und davon sprach sie nun mit doppeltem Interesse, ging es doch sie ebenso nahe an wie die meisten andern.

Frau Katrina Valer war eine von den tapfersten und schmucksten Frauen unter allen den prächtigen Weibern von Tannò. Sie verdiente ein hartes Brot, obwohl sie eigentlich mit ihrem Sohn, dem Dominik, ganz wohl aus dem kleinen Gut und dem Viehstand hätte leben können. „So lang ich kann, will ich arbeiten," sagte sie. „Was erspart ist, ist erspart." So ging sie in die Herrenhäuser von Tannò und wusch, tat das in der ersten Hälfte jeder Woche und nahm in der zweiten Hälfte Wäsche nach Hause und besorgte sie hier. Inzwischen bearbeitete der Sohn das Land und schaute zu den zwei Kühen.

„Sie haben schon recht, der Pfarrer und Pianta, der Lehrer," sagte Frau Valer. „Es muß und muß einmal eine Änderung geben in Tannò. Ich kann etwas davon erzählen, was das für ein Leben ist! Keine ruhige Stunde! Jeden Augenblick denken, daß ein kleiner Hautriß Deinem einzigen Buben ans Leben geht! Das ist schon kein Leben mehr!"

Da übertrieb sie nun freilich. Sie war selbst viel zu gesund und mutig, um sich in Sorge zu verzehren, aber das war wahr: eine minder kräftige Frau wäre den heißen Ängsten, die sie in vielen Augenblicken litt, nicht gewachsen gewesen. Die starke Frau Katrina hatte eine Schwäche, die Liebe für ihren Sohn. Sie war eine heitere, nüchterne Person, der jede Gefühlsseligkeit fremd war, aber wenn sie um Dominik erschrak, konnten ihr die festen Hände zittern, und ihre hellen lebenssichern Augen verloren das Licht so jäh wie die einer nervösen Stadtfrau, die jeden Augenblick einer Ohnmacht nahe ist.

Frau Katrina Valer fand im Dorf überall Echo für ihre Worte. Es war ja das, was in aller Leute Mund und Gedanken lag. Auch bei Doktor Semadini, wo Frau Katrina heute wusch, wurde davon gesprochen; Immer dasselbe: ‚Es mußte einmal anders kommen in Tannò.' Und auf ihrem Nachhausegang — schon früh am Nachmittag — blickte Frau Valer am Schulhaus hinauf und nach Daniel Pianta aus. Sie war neugierig, ihn zu sehen. Es war auch in sie hineingefahren — der

Himmel wußte wie — daß von dem, dem Pianta, etwas Besonderes kommen müßte! Sie bekam ihn freilich nicht zu Gesicht, schritt also weiter, aus dem Dorfe hinaus, ein kleines Stück bergab, gerade bis an den nächsten Wald. Da lag ihr Haus, bis unter die Fenster gemauert, das übrige von Holz. Ein blauschwarzes Schindeldach saß darauf, das aber jetzt eine schwere Ohrenmütze von Schnee trug. Die sauberen kleinen Fenster blinzten ins Land. Das Haus war wie das Weib, das zu ihm niederstieg, sauber und fest gefügt. Frau Valer hatte einen Korb mit Wäsche am Arm. Er war nicht leicht, aber sie trug ihn ohne Beschwer. Sie ging barhaupt und ohne wärmende Hülle, hatte weißes, etwas ins Gelbliche spielendes noch reiches Haar, das glatt am Kopfe niedergestrichen und am Hinterkopf in ein Zopfrad gewunden war. Das frische, noch wenig faltige Gesicht, dessen Stirn wie poliertes Elfenbein glänzte, war von der kalten Winterluft gerötet. Ein Zittern lief jetzt plötzlich um die schmalen, zusammengepreßten Lippen, ein eigentümliches Zucken, das im nächsten Augenblick in die Wangen zu springen schien und auf einmal durch die Augen lief. Es war ein Ausdruck jäher, bebender Angst und war hervorgetreten, als Katrine Valer Beilschläge hörte, die ihr von ihrem Hause her entgegenschollen. Sie ging unwillkürlich rascher. Und als sie in Sehnähe war und gewahren konnte, wie Dominik, ihr Sohn, vor dem Hause im Schnee stand und Holz spaltete, hielt sie einen Augenblick inne, als ob sie rufen wollte. Dann wagte sie es wieder nicht und zog plötzlich mit um so eiligeren Schritten, die sie aber doch katzenartig dämpfte, los, auf den Sohn zu. Sie wollte ihn sichtlich rasch erreichen und doch nicht erschrecken. Er hörte sie schließlich, drehte sich um und wurde ein wenig rot. Dann legte er das Beil auf den Holzblock und machte ein unschuldiges Gesicht.

„Seid Ihr schon da?“ fragte er.

Sie war außer Atem. Vor Aufregung, nicht vom raschen Gehen.

„Wie kannst Du nur immer?“ fragte sie, hielt in der einen Hand den Korb und nahm mit der andern das Beil vom Holzblock. „Ich will es jetzt schon irgendwohin versorgen, wo Du es nicht mehr findest,“ schalt sie und trat damit ins Haus.

Er stand in Hemdärmeln im Schnee ein wenig verlegen und verdutzt. Die Röte verschwand aus seinem gelblichen Gesicht mit der dünnen und spröden Haut. Er begann das gespaltete Holz in einen Korb zu werfen. Hierbei zuckte er einmal zusammen und richtete sich jäh auf. Er betrachtete seine Hand und zog ein kleines Holzspitterchen aus einem Finger. Es war aber nicht durch die Haut gedrungen und hatte keine Verletzung zurückgelassen. Dominik seufzte erleichtert, dann warf er den Kopf in die Höhe. Die lustigen braunen Augen lachten wieder, und die Züge, die immer in Bewegung, immer bereit waren, sich zu irgendeiner drolligen und andere zum Lachen reizenden Grimasse zu verziehen, verloren den Ausdruck von Ängstlichkeit, der auch in ihnen flüchtig aufgetaucht war.

„So müßt Ihr es nicht übertreiben, Mutter,“ sagte er zu der Alten, die eben wieder herauskam, „Ihr — Ihr macht mich selber ganz unsicher mit Eurer Angst.“

Sie war wieder hart und tatkräftig. „Erlebe es nur,“ sagte sie in trockenem, raschem Ton. „Du hast keine Ruhe, bis es Dir geht wie dem jungen Figi.“

Damit begann sie selber das Holz zusammenzuklauben und ließ den Sohn stehen, dem sie so die Arbeit weggenommen hatte. Er hob an zu pfeifen. „So gehe ich zu den Kühen,“ sagte er und schritt nach dem Stall hinunter, der ein Stückchen im Walde drin lag. Plötzlich drehte er sich um und rief mit lachendem Gesicht: „Mutter, Mutter!“

Frau Katrine richtete sich auf und horchte. „Wenn mich aber der Bläß aufspießt!“ rief er herauf.

„Narr,“ gab sie zurück. Es klang aber nicht zornig, eher fröhlich.

Das war vielleicht, was sie so ängstlich machte: daß sie mit dem einzigen Buben in einer köstlichen Kameradschaft, einem durch keinerlei Empfindlichkeit getrübten Einvernehmen lebte.

Beide gingen nun ihren Geschäften nach. Der Tag verstrich. Aber am Abend, als sie unter der Lampe einander gegenüber am Tisch saßen, auf dem sie ihre einfache Mahlzeit genommen hatten, kam die Besorgnis noch einmal über sie. War es das Gerede, das im Dorf ging und sie beschäf-

tigte, war es, daß das kleine Ereignis vom Nachmittag sie noch nicht losließ, Frau Katrine schaute von der Bibel auf, in der sie jeden Abend ihr Gesätzlein las und sagte: „Allen Ernstes, Dominik, Du mußt und mußt vorsichtiger sein."

Sie legte den braunen Arm über das zergriffene Buch. Die Lampe zündete ihr ins Gesicht und machte ihr Haar scheinen.

Dominik Valer hatte das Wochenblatt in Händen. Im Schein der Lampe waren seine Züge zum Erschrecken bleich. Er zog bei den Worten der Mutter die Stirn zusammen; dann war es, als ob sein Hang zum Witzemachen über den Unwillen Herr werden und er mit einem Scherze antworten wolle. Aber auf einmal veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und der ganze Mensch sah aus, als ob eine wuchtige Faust langsam ihn zwinge, sich zu ducken. Es war einer der seltenen Augenblicke, in welchen die Ängstlichkeit der Mutter ihn ansteckte. Er strich sich mit der Hand über das dünne, glatte, schwarze Haar, dann mit einem Finger durch den borstigen Schnurrbart und hob die Augen zu Katrine. Es waren etwas sonderbare, eng an die Nase geschobene Augen, die manchmal fast schielten und doch, weil der Schalk in ihnen saß, etwas Einnehmendes hatten. Jetzt glitten sie unruhig umher.

„Wenn wir so fortfahren," sagte er, „können wir bald im Tag keine ruhige Stunde mehr haben."

Die Alte schwieg. An der Wand tickte eine kleine Holzuhr, und die Stube war überheizt wie die meisten Bauernstuben. Die Hitze und das Schweigen, das einen Augenblick im Zimmer herrschte, hatten etwas Beklemmendes.

„Eigentlich habe ich Dir etwas abzubitten," sagte schließlich Frau Valer.

„So?" fragte er gedrückt.

„Daß ich Dich in die Welt gesetzt habe."

„Redet keinen Unsinn," murrte er.

„Ich hätte es wissen können," beharrte die Wäscherin. „Mein Vater war einer, gesund wie Du und ich, schneidet sich an der Sense und verblutet, bevor jemand helfen kann."

Dominik stierte in die Tischplatte hinein. Dann wollte er wissen: „Zweimal habt Ihr mich schon am Tod gehabt?"

„Zweimal," gab sie zurück, und als sie sah, daß er von ihr ein Weiteres erwartete, erzählte sie: „Das erstemal warst Du noch ein Wickelkind, kratztest Dich an einer Nadel, die ich hier vorn im Brustlatz trug. Das zweitemal — weißt Du schon selber."

„Als mir der Thomas das Loch in den Kopf schlug," ergänzte er. „Das war das schlimmere Mal, meine ich."

Die Mutter bestätigte. „Ich hatte Dich aufgegeben. Das war — nicht mehr schön war das!"

Sie saßen gebückt einander gegenüber, gerade so, als ob hinter jedem ein Henker stände, das Beil erhoben. Und dann — während sie noch so hockten, erwachte ihre kraftvolle Art aufs neue, und sie schienen fast gleichzeitig über sich selbst zu lachen, daß sie sich so gehen ließen. Ihre Blicke begegneten sich. In jedem blitzte die alte Heiterkeit auf.

„Nein, Du mußt mehr aufpassen," wiederholte die Mutter den Satz noch, mit dem sie das Gespräch angefangen hatte.

Und er erwiderte, was er am Morgen gesagt: „Aber wir dürfen nicht immer davon reden; sonst — das macht mürbe und feig."

Damit überwanden sie wieder einmal die Beklemmung.

Aber das war es eben: In solcher Beklemmung lebten viele in Tannò und manche waren weniger lebenstapfer als die Valer. Und alle hatten doch so eine Art Wurm im Baum ihrer Lebensfreude. So war der Boden vorbereitet für das, was der Weltverbesserer Pianta im Dorf zu tun gedachte und was er jetzt noch unreif in vielen, bald verworfenen, bald wieder aufgenommenen Gedanken in seinem heißen Geiste umherwirbelte.

6. Kapitel.

In der Nähe von Tannò, aber unterhalb der Wälder, die zum Dorf hinabklettern, liegt weites, hügeliges Wiesland. Es gehört zum Teil der Gemeinde Selben, die mit ihrer Kirche in der Talmulde drüben steht, aber auch einige von den Wohlhabendsten in Tannò haben da unten ihren Mattenbesitz. Zu diesen gehören die Romedis. Die Kraft der Romedis ist der stämmige Klemens. Er hat nicht nur einen Körper, der Wetter und Arbeit aushält, er hat auch einen gesunden und freien Geist

und eine verläßliche und ehrliche Art. So stützen sich Vater und Mutter und des Vaters Bruder, der mit im Hause lebt und Teil an den vielen Gütern hat, auf ihn.

Klemens Romedi war in Geschäften in Selben gewesen und war auf dem Heimweg. Er hatte Zeit und nahm sich Zeit. Er kam aus der Mulde von Selben gestiegen und bog in einen Weg ein, der über wölbige Felder weithin gegen den Wald von Tannò führte. Da und dort begrenzte ein Stangenzaun ein Feld, manchmal lag ein gefrorner Bach als schwarzer Strich zwischen den großen, verschneiten Flächen, auch reckte sich zuweilen ein Busch, der den Schnee abgeschüttelt, wie eine schwarze Vogelscheuche aus dem Ackerland auf, aber zumeist war doch nichts als Schnee. Der Himmel war verhangen, trug überall — und man sah von da aus weit in die Runde — ein stumpfes Grau. Es war ein öder Wintertag. Still war es auch. Ein paarmal flogen mit geräuschvollem Flügelschlag Krähen auf, während Klemens wegsdaher kam, aber sie krächzten heute nicht, klapperten nur hörbar mit dem Schnabel, wenn sie sich ein Stück ab von dem Störenfried auf dem Wege wieder niederließen.

Klemens trug die Hände auf dem Rücken. Sein Gehen war ein behagliches Schlendern. Er besah sich die Felder und legte sich zurecht, was sie im Frühjahr tragen sollten. Einmal, wo ein Stück, eingeschoben wie ein Keil, zwischen zwei andern lag und ein Grenzstein in seiner Marchwürde breitspurig am Wege stand, hielt er inne, besah sich den Grund, maß ihn wegslang mit ein paar Schritten und rechnete. Das war fremdes Eigentum und den Romedis zum Kauf angeboten. Er stand und bedachte langsam und gründlich, wie es seine Art war, den Fall. Gedankenvoll strich er den schönen weißblonden Bart, der neben dem gütigen Mund seinem Gesicht die Freundlichkeit gab und ihm die Mädchen geneigt machte. Und als er eben ausgerechnet hatte, daß der Kauf vorteilhaft und zu erschwingen sei, ließ er den Blick noch einmal dorthin gehen, woher er gekommen war, und sah hinter dem nächsten Hügelkamme einen schwarzen Hut auftauchen. Er wartete. Weit und breit war außer ihm kein Mensch zu sehen. So war es ganz natürlich, daß er, der eine, wissen wollte, wer in der Winterstille mit ihm der zweite sei. Und als Klemens Romedi unterscheiden konnte, daß ein Mädchen heraufstieg, wartete er erst recht; denn er war kein Weiberfeind. Der Hut wuchs sich zu einem schlanken Menschenwesen aus, das anmutig sich über den Schnee heranbewegte und das ihm nicht unbekannt vorkam. Er blieb also auf seinem Platze, und im gleichen Zeitmaß, in dem die Nahende herankam, entliefen ihm die verständigen und haushälterischen Gedanken, mit welchen er vorhin das Feld betrachtet hatte.

„Willst Du auch heim?“ begrüßte er die Ankommende, als sie in Wortnähe war.

„Es scheint,“ gab sie mit einiger Geziertheit zurück. Dann reichte sie ihm die Hand, die in einem schwarzen gestrickten Handschuh steckte.

Ein froher Schrecken rieselte Klemens durch die Glieder; denn diese Hand, die in seiner wie ein Spielzeug war, packte fest zu und legte sich mit einem weichen, schmeichelnden, wohltuenden Druck um seine eigenen Finger. Er suchte unwillkürlich mit den Augen das Gesicht des Mädchens, wie um zu fragen, ob sie etwas meinte, aber sie hielt ihren Blick am Boden und ging jetzt ruhig und gleichgültig an seiner Seite. So nahm er an, daß das die Art der Berta Valer sei, daß sie alle Leute so grüße, und die kleine Unruhe, die in ihm aufgesprungen war, legte sich wieder. Auch der ärgerliche Gedanke kam ihm dann, daß die Berta überhaupt so eine sei, die darauf ausgehe, den Burschen die Köpfe zu verdrehen. Es war ihm schon damals aufgefallen, als er mit ihr zusammen unter denen gewesen, die für den neuen Lehrer kränzten. Hatte sie nicht bald da-, bald dorthin schöne Augen gemacht? Die Kameraden sprachen auch nicht eben günstig von ihr. „Das ist eine wilde, die Berta,“ sagten sie, „eine, die anfängt mannssüchtig zu werden. Ihr Vater hält sie wie in Ketten, darum bockt sie, wenn sie einmal frei kommt.“

Klemens Romedi war ein ernsthafter Mensch und ging nicht auf solche Abenteure aus, obgleich er einen ehrbaren, heiteren Umgang mit jungen Weibern liebte. Sein Ton wurde hörbar kälter und gleichgültiger. Es sah fast aus, als ob er nun ebenso gern wieder allein ginge.

Da brach die Berta Valer aus der bisherigen gleichgültigen Unterhaltung mit der Bemerkung hervor: „Überall, wo man jetzt im Tal hinkommt, gaffen sie einen an wie ein Wundertier. So sind wir gezeichnet, wir von Tannò."

Ein leiser Schmerz, der in ihren Worten mitschwang, zwang ihn, sie anzusehen. Er begegnete ihren Augen. Da krabbelte abermals wie bei ihrem Händedruck das seltsame Erschrecken und Behagen durch alle seine Glieder. Er sagte in mitleidigem Ton: „Ihr andern, die es angeht, tut einem leid, das ist sicher."

„Der Pianta soll dem Unglück an die Wurzel wollen," sagte Berta wieder.

„Wenn er es kann," antwortete er. „Ohne Euch kann er nicht und . . ."

Er vollendete nicht. Es schien ihr, als ob er heimlich ein wenig über sie lächelte. „Die einen von uns werden wollen und die andern werden müssen," sagte sie traurig. Ihre Stimme verriet dabei, daß sie zu denen gehören würde, die mußten.

Vor Klemens Romedi tauchte die Erscheinung ihres Vaters, des alten Valer, auf, der einer wie von Eisen war. Da wollte ihn auf einmal bedünken, das feine, geschmeidige Mädchen neben ihm ginge unter ein lastendes Joch gebückt. Das Herz schwoll ihm höher.

Da sagte sie auch: „Mein Vater hat es schon immer gewollt."

Vielleicht war es nun, daß sie sich vergaß, indem sie zum erstenmal sich über etwas aussprach, was sie lange im Innersten gequält hatte, und daß sie daher dem ersten besten Menschen, dem sie begegnete, ihr Herz ausschüttete. Sie klagte mit leisen, heißen, beweglichen Worten, wie das schwer sei, was auf vielen Familien von Tannò liege. Dann kam sie auf sich selbst und den strengen Vater zu sprechen, den sie nur mit heimlicher Scheu nannte, und sagte: „Wenn wir nicht protestantisch wären, von altersher, sicher hätte er mich in ein Kloster gesteckt."

Ihre Art zu sprechen verwirrte Klemens. Und plötzlich kam ihm aus dieser Art die seltsame Empfindung, als ob durch das graue und frostige Feld neben ihm etwas Heißes glitte. Er vergaß, daß er sich über das Mädchen geärgert und nichts Gutes von ihr gedacht hatte.

Auf einmal steckte die Berta Valer den Arm durch den seinen. Es geschah wohl im Eifer ihres Sprechens. Es erschien auch ganz begreiflich, da sie ohnehin ein so ungewöhnliches Wesen hatte. Ihr schmales, von dem schwarzen Haar umkrauſtes Gesicht war zu ihm erhoben. „Wir sind doch auch Menschen," sagte sie, „wir wollen doch auch leben."

Klemens Romedi stand still. „Ja — ja — gewiß," stotterte er. Dabei streichelte er mitleidig die schmale Hand, die auf seinem Arm lag. Sein Kopf aber wurde wirr, heiß. Er fühlte durch den Arm hindurch, der fest an den seinen gepreßt lag, ein Zittern, das den ganzen Körper des Mädchens durchlief, ein wogendes Leben, das hastvolle Kreisen ihres Blutes.

In diesem Augenblick verfiel der blonde, verständige Klemens Romedi dem Mädchen neben ihm auf Tod und Leben.

Sie ließ seinen Arm gleich wieder los. Aber während sie bergan stiegen, atmete er ein wenig mühsam auf und sagte: „Es wundert mich eigentlich, daß der Schnee vor Deinen Füßen nicht schmilzt."

„Weshalb?" fragte sie.

„Wenn Du ihn mit Deinen Augen anschaust."

Sie lachte gezwungen. Sie hatte seine Befangenheit bemerkt und begann nun, während beide, er immer um einen Schritt voran, ihren Weg fortsetzten, manchmal heimlich und von der Seite an ihm hinaufzusehen. Die Art, wie sie sich vorher ihm gegenüber benommen, war ohne Arg und Absicht gewesen und entsprach ihrem innersten, leidenschaftlichen Wesen. Jetzt aber kam etwas Bewußtes in ihr Benehmen. Sie hatte ihn von jeher gern gesehen, schon als sie Kinder waren, sie ein feines, zartes, kleines Ding und er ein starker, blonder Knabe. Aber erst jetzt, da ein Zufall sie zum erstenmal allein einander nahe brachte, begann sie in ihren Gedanken sich näher mit ihm zu beschäftigen. Sie verfielen dann beide immer mehr in Schweigen und fühlten jedes die frohe Beklommenheit des andern. So wurde es ein unvergeßlicher Gang für sie. Auch für die Berta. Es begann sich etwas in ihr zu regen, was sie nie in sich gehabt hatte. Sie vergnügte sich gern mit jungen Burschen, machte ihnen Augen, freute sich, wenn sie warm wurden und sich um sie mühten, aber es war ihr doch immer nur

Spielerei gewesen. Jetzt war das anders. Es ergriff sie auch eine plötzliche Angst, der Mensch da an ihrer Seite, Romedi, möchte das, was sie ihm in der Erregung vorhin vorgeredet, mißverstehen. „Du mußt mich begreifen," sagte sie, „ich wollte — vom Vater wollte ich nichts Böses sagen."

Ihre Ehrlichkeit tat ihm wohl. „Natürlich," antwortete er freundlich und mit einem warmen Blick.

Sie bogen jetzt ins Dorf ein und mit der Scheu des Bauern vor dem Ins-Gerede-kommen schritten sie jedes in angemessener Entfernung vom andern, eines herseits, eines dortseits der Straße. Bald erreichten sie das Haus Valer, das dem Figischen schräg gegenüber stand. Alexander Valer, der Vater, trat eben unter die Haustüre, ein bäumiger Mann in schwarzer, städtischer Kleidung und weißer, aber abgetragener Wäsche. Er hatte einen riesigen Schlapphut von schwarzem Filz auf, der bei jedem andern lächerlich ausgesehen haben würde, aber das Eindrucksvolle seiner Erscheinung nur erhöhte. Man sah Alexander Valer auf hundert Schritt den Magistraten an. Er war lange Jahre das Gemeindeoberhaupt von Tannò gewesen, vertrat noch jetzt das Dorf im großen Rate und saß im Gericht. Darum war er auch der Arbeit zu Hause entwöhnt, wurde nie anders als in seinen Amtskleidern gesehen. Freilich hatte er deswegen die Führung seines Haushaltes nicht aus den Händen verloren. An den wenigen Tagen, an welchen er daheim war, war er mehr hinter seinen Knechten her, als denen lieb war. Alexander Valer war ein Tyrann geworden, wie viele, die zu Amt und Ansehen gelangt sind. Er war es aber auch aus einem andern und vielleicht schlimmeren Grunde. Er gehörte zu den Gezeichneten von Tannò, wußte, daß sein Leben unterm Schwerte stand und war vielleicht von allen, die an dem Übel litten, derjenige, der am ängstlichsten sich selber hütete. Der schwere Mann, mit dem fetten aber bleichen Gesicht, dem schwulstigen Mund, über den ein buschiger, brauner Schnurrbart hing, hatte neben seinem ins Große zielenden Ehrgeiz und seinen Geistesgaben eine kleine Ängstlichkeit und eine verhehlte Verdrossenheit in sich darum, daß er, gerade er, das Übel an sich haben mußte. Diese Gefühle machten ihn unduldsam gegen andere, besonders gegen seine nächsten Familienangehörigen, denen er das Leben sauer machte. Seine Frau, ein unscheinbares, demütiges Weib, war darüber mürbe und kleinlaut geworden, seine einzige Tochter, die Berta, fügte sich ohnmächtig dem Zwang, aber sie wand sich darunter und suchte Wege zum Entschlüpfen.

Als Valer die beiden Nahenden bemerkte, stellte er sich breitspurig, in die Straße und schaute ihnen entgegen, als ob er sagen wollte: Was soll das geben, daß Ihr zwei zusammen ankommt?

Romedi griff mit ruhigem Selbstbewußtsein an den Hut und grüßte: „Guten Tag, Großrat."

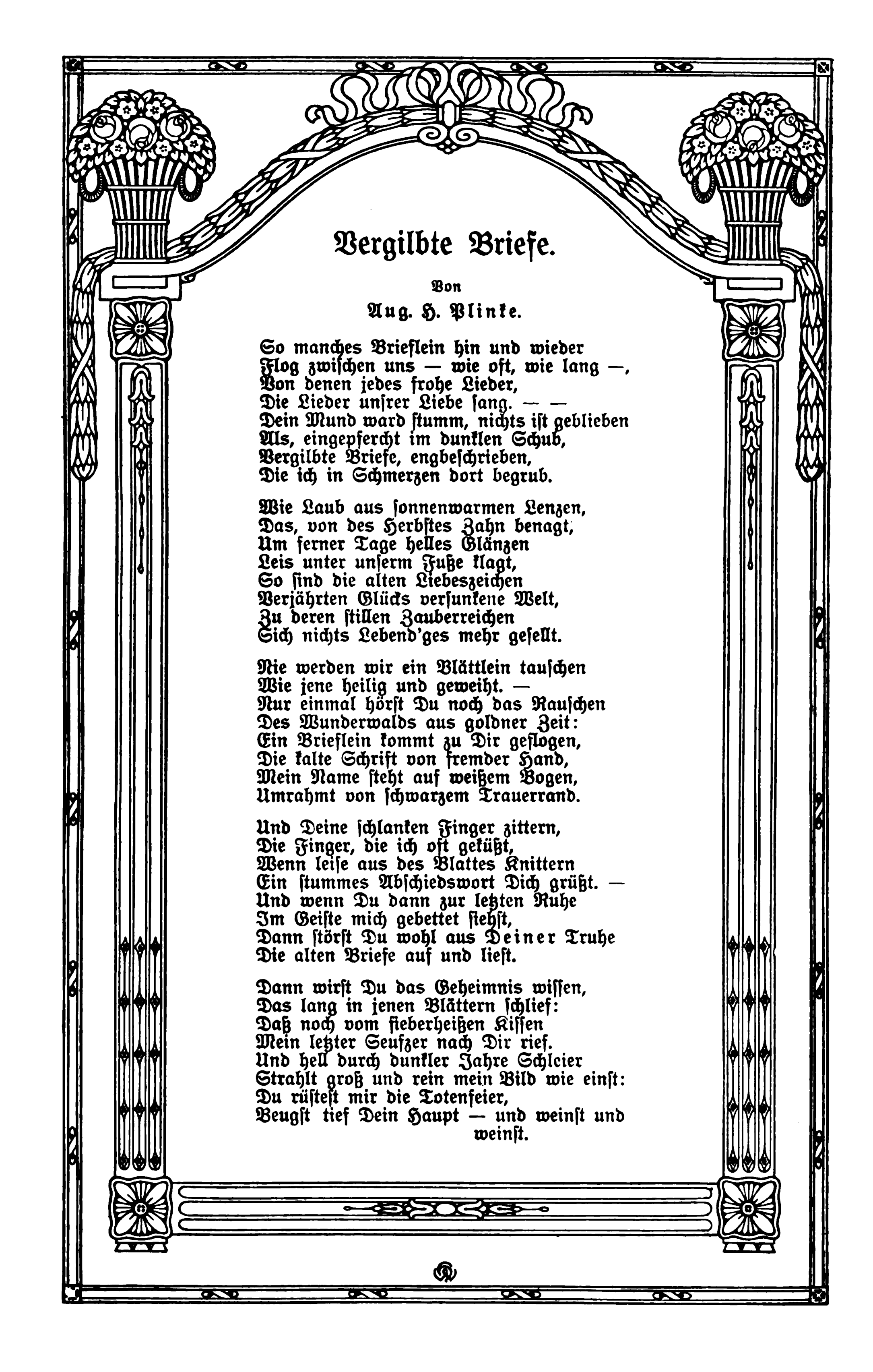
Er nickte flüchtig und schnitt dem andern die Gelegenheit zu einem Gespräch ab, indem er ihm den Rücken drehte. Die Berta jedoch faßte er ab, als sie über die Breite der Straße herüber aufs Haus zukam.

„Es hat lang gedauert mit dem Heimkommen," sagte er laut und mit einer Stimme, die dem einzelnen Worte etwas Dorniges, Reißendes gab.

Klemens Romedi ging seines Weges und behielt eine Weile das Bild der beiden vor Augen. Die Berta mochte es bei dem Vater nicht zum Besten haben, dachte er. Sie tat ihm leid.

Er mußte das ganze Dorf durchschreiten, bis er an seines Vaters Gut kam. Sein Haus stand hinter der Kirche und war genau so hoch und stark, so alt, fest und voll tiefer Fenster wie das Valersche. Es war um seiner Geräumigkeit willen ein vornehmer Sitz für eine einzige Familie von Bauern. Klemens Romedi liebte das Haus und den weiten Landbesitz, der sich daran anschloß. Er hatte früher als andere junge Männer ein Verhältnis zu seinem Boden gefunden, mit ihm eine Art Kameradschaft geschlossen: Ich bearbeite dich; du trägst mir. Und es war Gedeihen bei diesem Bund. Mit ruhiger, ernsthafter Freude schritt er auch jetzt auf Heimat und Eigentum zu. Aber sein Herz schlug heute höher als gewöhnlich. Er hätte nicht zu sagen vermocht, warum. Nur — sann er — die Berta Valer, das Mädchen, sie war — war ein prachtvolles Geschöpf!

(Fortsetzung folgt.)



Vergilbte Briefe.

Von

Aug. H. Plinke.

So manches Brieflein hin und wieder
Flog zwischen uns — wie oft, wie lang —,
Von denen jedes frohe Lieder,
Die Lieder unsrer Liebe sang. — —
Dein Mund ward stumm, nichts ist geblieben
Als, eingepfercht im dunklen Schub,
Vergilbte Briefe, engbeschrieben,
Die ich in Schmerzen dort begrub.

Wie Laub aus sonnenwarmen Lenzen,
Das, von des Herbstes Zahn benagt,
Um ferner Tage helles Glänzen
Leis unter unserm Fuße klagt,
So sind die alten Liebeszeichen
Verjährten Glücks versunkene Welt,
Zu deren stillen Zauberreichen
Sich nichts Lebend'ges mehr gesellt.

Nie werden wir ein Blättlein tauschen
Wie jene heilig und geweiht. —
Nur einmal hörst Du noch das Rauschen
Des Wunderwalds aus goldner Zeit:
Ein Brieflein kommt zu Dir geflogen,
Die kalte Schrift von fremder Hand,
Mein Name steht auf weißem Bogen,
Umrahmt von schwarzem Trauerrand.

Und Deine schlanken Finger zittern,
Die Finger, die ich oft geküßt,
Wenn leise aus des Blattes Knittern
Ein stummes Abschiedswort Dich grüßt. —
Und wenn Du dann zur letzten Ruhe
Im Geiste mich gebettet siehst,
Dann störst Du wohl aus Deiner Truhe
Die alten Briefe auf und liest.

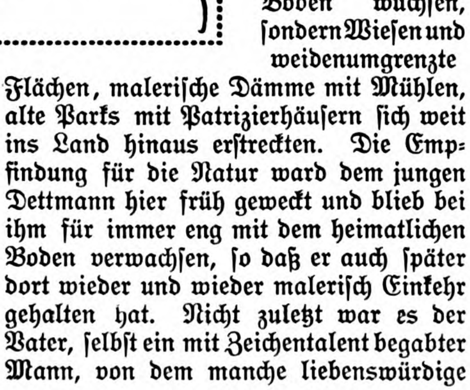
Dann wirst Du das Geheimnis wissen,
Das lang in jenen Blättern schlief:
Daß noch vom fieberheißen Kissen
Mein letzter Seufzer nach Dir rief.
Und hell durch dunkler Jahre Schleier
Strahlt groß und rein mein Bild wie einst:
Du rüstest mir die Totenfeier,
Beugst tief Dein Haupt — und weinst und weinst.

Ludwig Dettmann.

Von Dr. Franz Deibel (Königsberg i. P.).

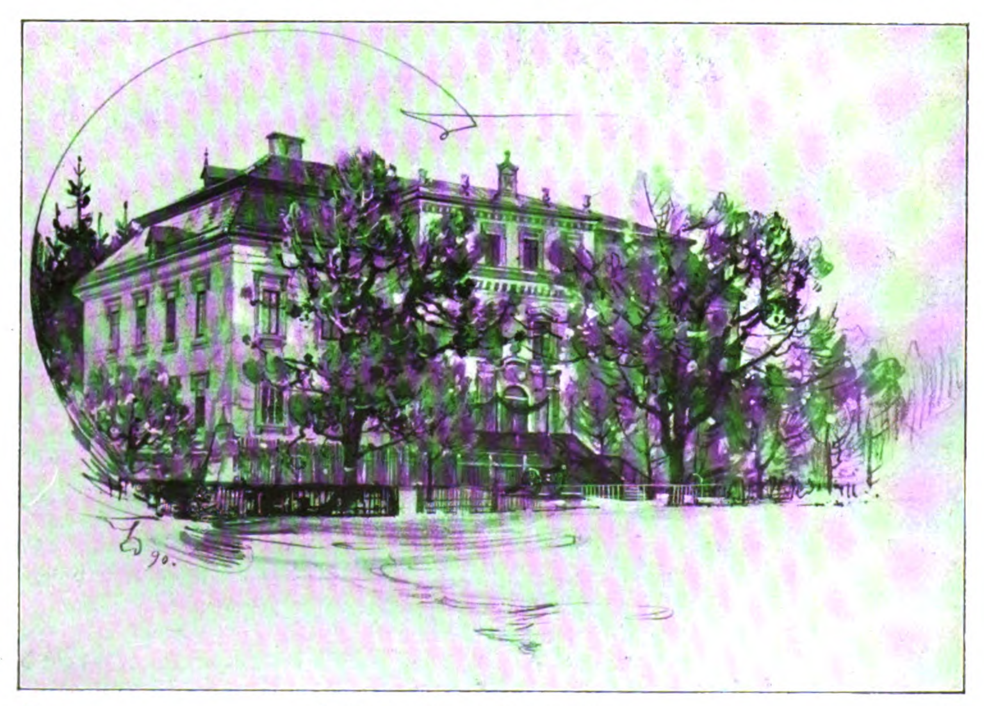
Im bunten Chaos der modernen Kunst nimmt Ludwig Dettmann als eins der frischesten, vielseitigsten und wirklichkeitsfrohesten Maltalente seit langem eine gefestigte Stellung ein. Der Künstler steht jetzt im fünfundvierzigsten Lebensjahr, aber ein Schaffen von staunenswerter Fülle liegt bereits hinter ihm und verlockt, die Summe einer Existenz zu ziehen, der es an reichem Erfolg so wenig wie an äußeren Ehren gefehlt hat. Dettmann ist nicht den Weg des Genies gegen seine Zeit gegangen, sondern trieb im großen Strom der zeitgenössischen Entwicklung, nahm mit lebhaftem und beweglichem Temperament immer neue Anregungen auf, um sie glücklich für seine individuelle Schaffensweise zu verarbeiten. Denn was immer von ihm herrührt, vom Monumentalbild bis zur kleinsten Zeichnung, zur flüchtigsten Skizze, trägt unverkennbar die Züge seiner künstlerischen Handschrift, die, wie jede individuelle écriture d'artiste, der knappen Deutungsformel spottet. Er bleibt in der Art seines Vortrags und seiner farbigen Haltung ebensosehr immer Dettmann, wie er in bezug auf Gehalt und Gegenstand seiner Kunst wechselt. Ob man ihn als Lichtmaler kennzeichnet, dem die Probleme der malerischen Gestaltung des Lichts das wesentliche Schaffensthema geben, als den Maler des Hohen Lieds der Arbeit, als den Verherrlicher des Ostseestrandes oder als meisterhaften Schilderer niederdeutschen Volkslebens — immer trifft die Charakteristik nur einen Teil seines reichen und vielfältigen Könnens.



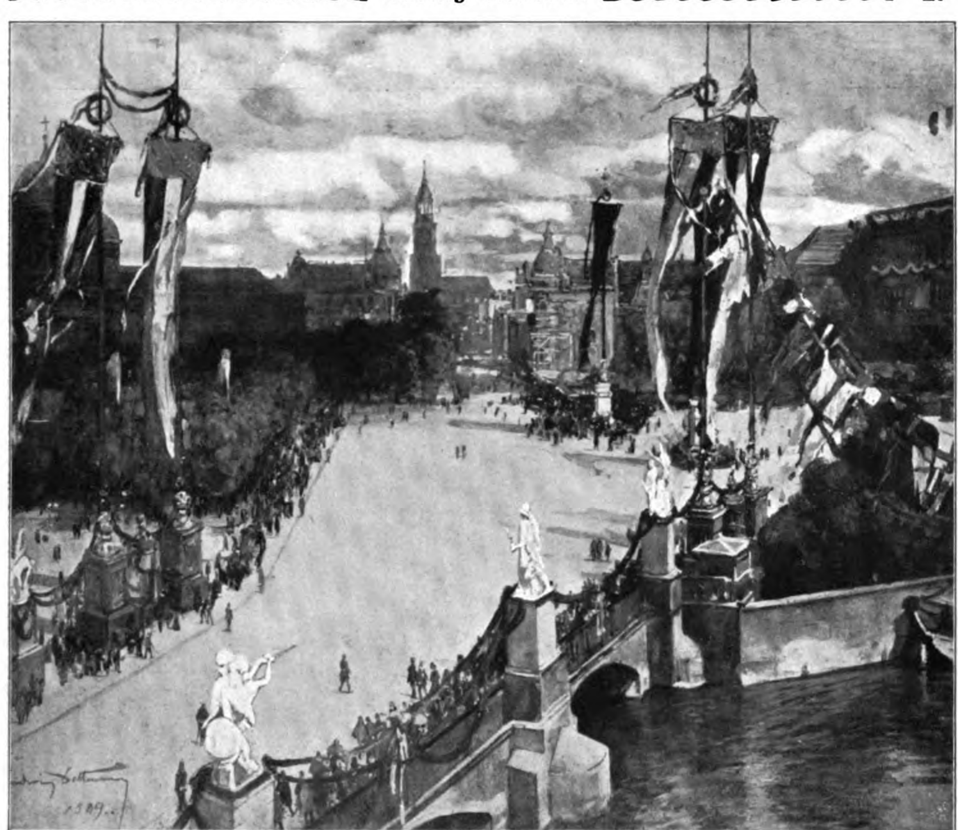


Der Künstler, dem die Freuden und Leiden des Volkes von der „Waterkant" die Motive zu so vielen Bildern gegeben haben, ist selbst ein Kind der meerumschlungenen schleswig-holsteinischen Lande; 1865 ist er zu Adelbye bei Flensburg geboren und hat seine Jugend in Hamburg verlebt, wohin sein Vater, ein preußischer Zollbeamter, wenige Jahre nach der Geburt des Sohnes versetzt wurde. Dort wuchs der Knabe in der idyllischen Vorstadt an der Bille auf, wo die Fabrikschornsteine damals noch nicht um die Wette aus dem Boden wuchsen, sondern Wiesen und weidenumgrenzte Flächen, malerische Dämme mit Mühlen, alte Parks mit Patrizierhäusern sich weit ins Land hinaus erstreckten. Die Empfindung für die Natur ward dem jungen Dettmann hier früh geweckt und blieb bei ihm für immer eng mit dem heimatlichen Boden verwachsen, so daß er auch später dort wieder und wieder malerisch Einkehr gehalten hat. Nicht zuletzt war es der Vater, selbst ein mit Zeichentalent begabter Mann, von dem manche liebenswürdige

Kopie herrührt, der das Auge des Jungen für die Schönheiten der Umwelt zu schärfen suchte. Die eigentliche künstlerische Begabung meldete sich jedoch verhältnismäßig spät. Denn als die Schulzeit zu Ende war, da war es nicht der Trieb zur Kunst oder zum Kunsthandwerk, der ihn zum Eintritt in die Hamburger Gewerbe- und Kunstschule veranlaßte, sondern einzig der Wunsch, dem unsympathischen kaufmännischen Beruf zu entgehen. Ein festes Ziel war noch nicht in Aussicht genommen, doch dachten die Eltern und er selbst an den Lithographen oder Zeichenlehrer. Aber der spätere Kunstjünger hätte nirgends eine bessere technisch-praktische Vorbildung erhalten können als an dieser Anstalt. Es wirkten dort tüchtige Lehrer, von denen besonders der 1909 verstorbene Paul Duyffcke und Woldemar, der die Schüler gründlich in alle Zeichen- und Maltechniken einführte, auch auf Dettmann anregend gewirkt haben. Hier hat Dettmann sich die solide Grundlage für sein künftiges malerisches Schaffen erworben. Um ihn auf den Weg zur Kunst zu führen, bedurfte es freilich noch besonderer äußerer Einflüsse eines künstlerisch gestimmten Kreises von Mitschülern, die der freundliche Zufall damals zu einem erlesenen Jahrgang der Gewerbe- und Kunstschule vereinigt hatte. Unter ihnen waren angehende Künstler, die jetzt längst ihren sichern Ruf genießen, wie der Hafen- und Marinemaler Carlos Grethe, der Leipziger Franz Hein, Wilhelm Schulz vom „Simplizissimus", F. A. Rösler, der von den „Fliegenden Blättern" her bekannt ist, und vor allem der jetzige Königsberger Akademiker Karl Albrecht, der Dettmann die entscheidende Anregung brachte. Er war bereits Kaufmann gewesen, war just daran umzusatteln und mit energischeren Schritten auf sein künftiges künstlerisches Ziel loszugehen. Sein Beispiel half bei dem befreundeten Dettmann die schlummernden Neigungen endlich entbinden. Der Landschafter begann zu erwachen, die Farbe fing an, den in kunstgewerblichen Übungen Aufgehenden zu locken, und schließlich ward das schulgemäße Zeichnen über den ersten malerischen Versuchen so vernachlässigt, daß der Direktor der Anstalt ihn mit Nichtzulassung zum Zeichenlehrerexamen bestrafen mußte. Aber der Gestrenge hatte zugleich seines ungeratenen Schülers stärkeres Talent entdeckt, denn er



Schloß Creisau. Gouachezeichnung.



Die Schloßbrücke in Berlin. Im Besitz des Herrn Herrmann in Wien.

hob die Strafe durch die Mitteilung auf, daß er ihn mit einem Stipendium auf die Berliner Akademie schicken werde.

So ging Dettmann Ostern 1884 nach Berlin, um „Kunstmaler" zu werden. Er wäre hier bei der Aufnahmeprüfung beinahe abgewiesen worden, wenn sich nicht Paul Thumann seiner warm angenommen hätte. Der Akademiebetrieb zog ihn freilich nicht gerade an. Reichen Ersatz für manche verbummelte Stunde mußten ihm fleißige selbständige Studien nach dem Leben und nach dem Modell bieten, die ihm durch die Übernahme von Illustrationsaufträgen ermöglicht wurden. Es war gerade die Zeit des Aufschwungs des künstlerischen Holzschnitts, um den sich damals vor allem „Schorers Familienblatt" bemühte. Für diese Zeitschrift, für das „Daheim", für die „Leipziger Illustrierte Zeitung" lieferte Dettmann Mitte bis Ende der achtziger Jahre eine Fülle illustrativer Beiträge (Abb. S. 26). Solche frisch aus dem Leben schöpfende Journalistik des Pinsels und Stiftes bewahrte ihn vor jeder akademischen Erstarrung, zwang ihn zu einem stets erneuten Studium des Figürlichen und gab ihm neben der zeichnerischen Schulung zugleich eine frühe materielle Selbständigkeit. Das schnelle Erfassen der wirklichen Erscheinung, das seine flüchtigste Studie frappierend auszeichnet, hat er damals gelernt, die Hand hat er zu jener lockern Leichtigkeit herangeübt, die mit unbedingter Sicherheit das Wesentliche trifft. Auch allerlei kleine gewerbliche Aufträge wurden in dieser Zeit nicht verschmäht: Für einen seiner Lehrer, Franz Skarbina, der damals künstlerischer Berater der Lipperheideschen „Illustrierten Frauenzeitschrift" war, hatte der junge Künstler alte Modekupfer in moderne umzuzeichnen, auch den Auftrag, eine Decke im Reichspostmuseum auszumalen, nahm er noch als Schüler an. Von seinen Lehrern gaben ihm am meisten Skarbina,

dessen Einfluß in dem buntbewegten Getriebe und dem geistreichen Lichterspiel des Schloßbrückenbildes von 1889 (Abb. S. 27) klar zutage tritt, dann Meyerheim und in den letzten Jahren vor allem der Landschafter Eugen Bracht. Ein kurzer, aber eindrucksreicher Aufenthalt in Paris, dem Zentrum der jungen impressionistischen Malerei, 1889, bildete den Abschluß der künstlerischen Lehrzeit.

Diese Entwicklungsjahre Dettmanns fielen in die für die moderne Kunstentwicklung so bedeutsame Epoche, in der deutsche Künstler, voran Liebermann, Uhde, Skarbina, angeregt von den modernen Franzosen es unternahmen, an eine neue malerische Bewältigung der Umwelt zu gehen, Licht und Luft und all den strahlenden Glanz der Wirklichkeit in ihren Bildern einzufangen. Durch Manet und den Impressionismus wurden sie dazu geführt, die Atmosphäre, das Licht zum Objekt der Malerei zu machen. Dettmann war einer der ersten und einer der begabtesten aus der jüngeren Generation, die diesen impressionistischen Zielen folgte. Als Lichtmaler ist er vor allem zu verstehen; als solcher hat er begonnen und er ist es geblieben, unbeschadet der Erweiterungen, die der Kreis seines Könnens und Wollens im Lauf seiner Entwicklung erfahren hat. Die Freude am Licht, das durch blendende Reflexe die Konturen löst, das sprühende Buntheit oder heimlich zarten Schimmer über schlichte Winkel und Ecken breitet, ist ein Thema, das sein ganzes Schaffen beherrscht. Er hat das Licht des Tages in allen Nuancen gemalt, die jubelnde Farbensymphonie des Sonnenaufgangs, den prallen Glanz des Mittags und die weichen duftigen Töne des Abends, er hat immer wieder das malerische Spiel des Mondlichts in hellen, glanzerfüllten Nächten zu schildern gesucht und sich auch an so kühne Aufgaben wie den Regenbogen herangewagt. Seine Interieurbilder ringen mit stets neuartigen, anziehenden Problemen des künstlichen Lichts, des Kerzenscheins, der Lampe, der vielfältig gebrochenen bunten Reflexe, die durch farbige Fenster in den Raum fallen. Das Licht bedeutet für Dettmann mehr als eine zufällige Freude



Kirschbaum. Aquarell.



Studie zum Gemälde „Der verlorene Sohn“.

zeigt sie den Künstler schon im Besitz eines ungewöhnlichen technischen Vermögens. Aus solchen Anfängen entstand die nur immer mehr verfeinerte, immer mehr eine geschlossene Bildwirkung anstrebende Landschaftslyrik, die einen Teil seines Werkes ausmacht und sich von seinen Anfängen an bis in die jüngste Schaffenszeit hineinzieht. Die Grunewaldbilder aus der ersten Periode, Bilder von den mecklenburgischen Seen und dem pommerschen Ostseestrand aus den neunziger Jahren rechnen hierher und

und Luft an der flimmernden und schimmernden farbigen Wirkung: es ist bei ihm Träger der malerischen Stimmung, es verleiht seiner ganzen Kunst ihre frisch pulsierende Lebendigkeit, es ist gleichsam ihre „unendliche Melodie“; es ist, technisch betrachtet, zugleich ein Hauptmittel zur Erzeugung der malerischen Form, die bei ihm weniger durch die Zeichnung, als die farbige Fleckwirkung erreicht wird, und zur Erweckung von Raumvorstellungen.

Lichtbilder sind schon die ersten Aquarelle Dettmanns aus dem Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre. Sie sind vor der Natur, häufig im Berliner Grunewald, gemalt, wollen einen kleinen Ausschnitt mit all den flüchtigen Zufalls- und Augenblicksstimmungen von Licht und Luft in impressionistischer Frische wiedergeben. Die Aquarellskizze „Kirschbaum“ (Abb. S. 28) etwa ist für diese Anfänge charakteristisch. Von auffallender Sicherheit und Unmittelbarkeit und einer prächtig nuancierten Feinheit der Tonwerte,



Studie zum Gemälde „Begräbnis im Fischerdorf an der Ostsee“.
Im Besitz von Frau Schreyer in Frankfurt a. O.



Männer am Gangspill auf der Schiffswerft. Studie zum Danziger Aulabild.

aus neuerer Zeit die verschiedenen Mondbilder, die mit großer malerischer Feinheit das leuchtende Leben des Mondlichts auf Häuserwänden, im Kontrast zu dem aus Fenstern dringenden Lampenschein und zu dem gelben Blitzen der Sterne schildern. Hier überall hat den Künstler vor allem das Rein-Malerische gelockt: er gibt ein malerisch erschautes Stück Natur, einen Wirklichkeitsausschnitt, einen Augenblickseindruck, in die Sprache der Farbe übersetzt. Und doch vermittelt schon diese Kunst nicht nur optische Reize. Sie interessiert nicht bloß, sie erwärmt zugleich. Man fühlt, es werden nicht kühl artistisch Lichtprobleme gelöst, sondern etwas von der Poesie des alles verklärenden und umwebenden Lichts, etwas vom vibrierenden Leben der Landschaft ist eingefangen.

Nicht nur sinnliche Wirkung, sondern seelische — das ist das Ziel, das klarer und deutlicher als in der reinen Landschaft auf den Figurenbildern Dettmanns hervortritt. Fast von Beginn seines künstlerischen Werdens an zeigt dieser Künstler ein Bedürfnis nach Empfindungswerten, drängt seine individuelle Artung danach, einen innerlich durchgefühlten Inhalt malerisch zu formen. Er gibt nicht wie so manche unserer Zeit nur Dokumente des Auges und der Hand, sondern seines inneren Fühlens. Damit tritt er in Gegensatz zu manchen Modernen, vor allem zu Liebermann, der mit Wort und Tat die Ansicht vertritt, der Maler solle nur für das Auge schaffen; er hat damit für seine Person, für sein Talent sicher recht. In dem Maler Dettmann steckt dagegen zugleich ein Fabuliertalent, steckt eine Neigung zu erzählen, das Ewige und Unvergängliche der Natur und des Menschenlebens in malerischer Formung wiederzugeben. Er bleibt auch in diesen Bildern, die den vom radikalen Impressionistenstandpunkt verpönten Inhalt, sowie etwas von unmodern gewordenem „Gemüt“ aufweisen, Lichtmaler, ja in ihnen sollte sich erst recht die belebende symbolische Kraft, die dem Licht innewohnt, offenbaren.

Die frühesten Werke, die solche innige Verbindung rein-malerischer Qualitäten mit einem tiefempfundenen Gehalt aufweisen, sind die Bilder vom „Verlorenen Sohn“, das Triptychon „Heilige Nacht“ und ein Triptychon „1. Moses 3“ (ein Sündenfall, jetzt im Schweriner Museum),

das in Berlin auf einer Ausstellung des Jahres 1893 Aufsehen erregte. Wie bei Fritz von Uhde, der nicht ohne Einfluß auf Dettmann gewesen ist, sind hier religiöse Themen in moderner persönlicher Auffassung behandelt, sind Motive der Bibel, die ja alle Situationen des Lebens, alle Gefühle des Menschenherzens umschließt, neu und eigen gedeutet und in malerische Gebilde umgesetzt. Besonders die „Heimkehr des verlorenen Sohnes" lockte den Maler immer wieder als ein reizvolles Thema, das sich in mancherlei Variationen abwickeln läßt. Er gibt den Heimgekehrten (Abb. S. 29) als einen Fischersohn von der niederdeutschen Küste, der sich fassungslos über das Grab des verstorbenen Vaters geworfen hat. Wundervoll einfach ist in der Haltung, in den zusammengekrampften Händen der Schmerz des zu spät Zurückgekehrten zum Ausdruck gekommen. Das Menschengeschick, das uns da ohne jeden pathetischen Gefühlsaufwand schlicht vor Augen gestellt wird, klingt zusammen mit dem landschaftlichen Rahmen, auf dieser Fassung des Bildes einem kleinen Fischerkirchhof, der den angeschlagenen Gefühlston zu eindringlicher Melodie weiterführt. Zu den Bildern dieses Stoffkreises gehören auch eine Reihe seiner jüngsten Leistungen, die in mehrfachen Varianten die Geburt Christi als eine idyllische Szene in einer niederdeutschen Scheune behandeln und von denen noch die Rede sein soll.

Ein weiteres für Dettmann charakteristisches und echt modernes Thema ist das der Arbeit. Soziale Motive der Zeit, in der der Künstler emporstrebte, machen sich da in seinem Werk geltend. Wie Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre der Roman der Kretzer, Polenz u. a. nach dem Vorbilde Zolas bei Arbeitern und Bauern Einkehr hielt, so suchte die deutsche Malerei der Liebermann, Kuehl, Kalckreuth unter dem Einfluß Millets, Israëls' und anderer Franzosen und Holländer den einfachen Menschen als tätiges Glied im Räderwerk moderner Kultur darzustellen. Dettmanns lichtes, dem Grübeln und dem sozial-kritischen Anklagen fernes Tem-



Abendmahl. (Schleswig.) Gemälde in der Städtischen Galerie zu Königsberg i. P.

perament bewahrte ihn vor der Elendsmalerei mancher Mitstreiter für die Moderne. Er schildert wohl einmal aus Tagen vorübergehend getrübter Lebensstimmung heraus auf dem schon genannten Triptychon „1. Moses 3" der Arbeit Qual und Fluch. Aber seine innere Liebenswürdigkeit, seine frische Freude am Dasein, seine Lust an der Schönheit der Erscheinungswelt ringsum überwinden schnell solche Anwandlungen, und als er 1894 in einem großen Triptychon „Arbeit" dieses gewaltige Thema ment, daß er mit seinem Schaffen so fest im Boden seiner schleswig-holsteinischen Heimat verwurzelt ist. Innerlich und äußerlich. Nach Art seiner Kunst und nach ihrem Gehalt. Er hat die unverbildete Empfindungsfrische, die fröhliche Elastizität des Niedersachsen in seinem ganzen künstlerischen Wesen, hat niederdeutsche Verve bis in den oft so forschen Pinselstrich hinein und wäre niederdeutsch, selbst wenn ihm die Heimat nicht die Motive zu so zahlreichen Bildern gegeben hätte. Die



Im Stall. Gemälde.

packt und bezwingt, da wird es ein jubelndes Hohes Lied auf das tätige Schaffen und seine erhebende Kraft. Das Motiv des bei der Arbeit belauschten Volkes kehrt noch oft bei ihm wieder: er führt in die Backstube, zeigt Steinarbeiter im Walde, den Landmann beim Pflügen, Säen, Ernten, ja das Arbeitsthema stellt sich ganz naturgemäß auch auf vielen der Bilder ein, die ihn als den glänzenden Schilderer niederdeutschen Volkslebens bekannt gemacht haben. Das ist das für seine Kunst vielleicht am meisten charakteristische Moment ... Bauern, Fischer, Schäfer der schleswig-holsteinischen Küstenstriche, diese einfachen Naturkinder samt ihren Freuden und Leiden, ihrem mühsamen Ringen mit dem kargen Boden des Landes, ihrem Kampf mit den Elementen sind in Dettmanns Kunst zu malerischem Leben erweckt. Nirgends aber ist dem Maler, was er schildert und erzählt, Selbstzweck, nirgends geht er auf das Anekdotische und Illustrierende aus. Wenn er ein Abendmahl (Abb. S. 31) in einer jener bescheidenen Kirchen malt, eine Fischerhochzeit, die Heimkehr eines



Herbststurm. Gemälde von Ludwig Dettmann.

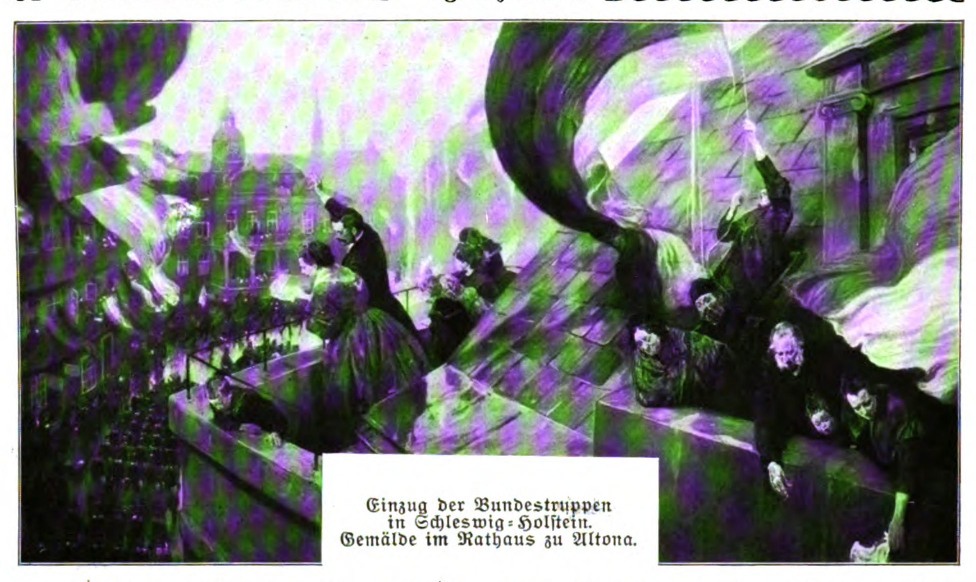
Bootes durch die Brandung (Abb. S. 33), einen Sonntagmorgen auf Föhr (Titelbild), junge friesische Mädchen, die singend über Feld ziehen (Abb. S. 35), so ist es nicht der Inhalt, nicht das Was der Szene, das den Betrachter zuerst anzieht, sondern das Wie: der Raum oder die Landschaft, worin diese Menschen atmen, das Spiel von Licht und Luft und Atmosphäre, das sie uns lebendig macht, oder die malerisch-psychologische Feinheit, mit der uns einfache, ergreifende Menschengeschicke seelisch nahegerückt werden. Der über und perlt und stäubt formbildend, stimmunggebend, belebend durch den Raum. Ein Maler spricht durch diese Kunst zu uns; aber ein Poet, dem eine frische, unverbildete Freude am Erzählen, am Fabulieren im Blute steckt, hat zugleich daran teil.

Das Jahrzehnt von 1890 bis 1900 sah den Künstler bereits im Vollbesitz eines Könnens, das sich schnell alle Techniken erobert hatte. Frühreife und eine ungewöhnliche Geschicklichkeit der Hand, eine forsche Jugendlichkeit, die wohl auch ein-



Heim durch die Brandung. Gemälde.

Brief an den Vater (Abb. S. 37) etwa zeigt deutlich, worauf es Dettmann ankommt und worauf nicht. Er verzichtet darauf, das Gesicht der Schreibenden zu zeigen und allerlei bequeme Rätsel für den Betrachter hineinzuprägen. Er malt kein Genrebild im alten Sinne; er setzt das Mädchen mit dem Rücken gegen den Beschauer, dem Fenster gegenüber, durch das er volles Tageslicht hereinfluten läßt. Dies Licht umspielt das Kind, verfängt sich in seinen Haarsträhnen, fließt die Körperlinien entlang, modelliert auch die Mutter gegen- mal mit Problemen spielte, statt sie zu meistern, und zwischen brillanten Würfen naturgemäß weniger Geglücktes hervorbringen mußte, gehören zum Wesen Dettmanns. Seiner glücklichen Begabung gelingt vieles spielend, was andere nur im Ringen langer Jahre erreichen. Er war nie ein Eroberer, hat es aber verstanden, sich vieles mit Glück zu eigen zu machen und Anregungen, die von außen kamen, von Vorgängern und von Weggenossen, wirklich innerlich zu verarbeiten. Auch den äußeren Weg hat er gleichsam spielend gemacht. Früh kam zu



Einzug der Bundestruppen in Schleswig-Holstein. Gemälde im Rathaus zu Altona.

ihm der Ruhm: die internationale Kunstausstellung zu Dresden brachte 1893 die große goldene Medaille, 1895 folgte für ein Bild „Lebensfrühling" die große Medaille in Wien, 1897 der Grand Prix der internationalen Kunstausstellung zu Venedig, dazwischen liegen kleinere Auszeichnungen. Dettmann aber blieb nicht bei dem Erreichten stehen. Seine Entwicklung ging noch in die Breite und in die Tiefe. Arbeiten hieß für ihn zugleich Vorwärtsstreben. Sein gefestigtes Können eroberte Ende der neunziger Jahre das Gebiet der repräsentativen Wandmalerei, auf das sein Schaffen bis dahin kaum hingezielt hatte. Nur einmal hatte er vorher in einem ganz ungewöhnlichen, ganz unakademischen Bilde eine historische Szene der Gegenwart festgehalten: die Überführung des Sarges Kaiser Wilhelms I. in den Dom. Und schon hier war die Art bemerkenswert, in der ein historischer Vorgang in eine zwingende malerische Stimmung umgesetzt war. Mit den vier in Kaseïnfarben auf die Wand gemalten Bildern im Rathaus zu Altona, deren Entwürfe ihm 1898 den ersten Preis in der Konkurrenz gewannen, übertrug er jetzt so kühn wie glücklich die Grundsätze moderner Freilichtkunst als erster auf die in Künstelei und historischer Langeweile erstarrte Freskomalerei. Er verzichtete auf äußere Monumentalität, stimmte aber dafür das Kolorit seiner hellen, breiten, ungebrochenen Töne meisterlich zu der lichten Helle des Altonaer Rathaussaales; er verzichtete auf die symmetrische Gegenwirkung der vier Bilder untereinander, sorgte aber dafür, daß sie im einzelnen Rhythmus und eine fortreißende Bravour der Komposition hatten. Und er griff vor allem mit dem sicheren Instinkt seines glücklichen Talents stofflich vier Momente aus der Stadtgeschichte Altonas heraus, die nicht besser gewählt sein konnten, die nicht weltgeschichtliches Theater für den Spezialisten boten, sondern Vorgänge, die das Volksempfinden innerlich berührten: aus den Gründungstagen der Stadt die Landung vertriebener Holländer in der Elbe; aus der Periode der Glaubenskämpfe im XVII. Jahrhundert die Tragik eines furchtbaren Stadtbrandes; aus napoleonischer Zeit eine prachtvolle Winterstraßenszene mit dem Marschall Vorwärts im Mittelpunkt und aus der neueren Geschichte den Einzug der siegreichen Bundestruppen 1864. Gerade das letzte Bild (Abb. S. 34) war eine besonders glückliche Eingebung Dettmanns. Die freudig erregten Zuschauer sind auf die bewimpelten Dächer gestellt, und mit ihnen sieht der Betrachter auf die einziehenden Soldaten hinab; die Fahnen fluten und flattern durch die Luft und wirken festlich jubelnde Akkorde in die bunttönige, gutgegliederte, malerisch höchst effektvolle Komposition.

Nach solchem Gelingen blieb es nicht

bei dem einen Versuch in der Freskenmalerei. Weniger glücklich fiel wohl das große Wandbild im Stadtverordneten-Sitzungssaal zu Königsberg aus: „Martin Opitz bei Simon Dach," obwohl der Künstler auch hier sein Werk aus heimischem Boden und heimischen Motiven herauswachsen ließ. Aber mit der Ausführung der drei großen Monumentalbilder in der Aula der Danziger Technischen Hochschule (Abb. der Studie S. 30) hat Dettmann weitere Dokumente einer wahrhaft modernen und großzügigen Architekturmalerei geschaffen. Mit diesem und dem Altonaer Werk sind einer fast in Verruf gekommenen, akademisch erstarrten Kunstgattung neue Wege gewiesen worden, die inzwischen auch von anderen Zeitgenossen mit Glück beschritten wurden. Ein aus jüngster Zeit stammender Entwurf für die Aula der Universität Kiel (Abb. zw. S. 16 u. 17), mit dem der Künstler wieder aus einer Konkurrenz als Sieger hervorgegangen ist, verrät dann einen neuen Zug in seiner Monumentalmalerei, der schon früher in seinem übrigen Schaffen zutage getreten ist.

Im letzten Jahrzehnt seiner Produktion nämlich haben die Landschafts- und Figurenbilder Dettmanns mehr und mehr einen symbolischen Zug bekommen. Seine Gemälde sind nicht mehr zufällige Naturausschnitte, wie im Anfang seiner Tätigkeit und zuweilen auch in den neunziger Jahren: eine Neigung zum Stilisieren hat sich eingestellt, ein Hinarbeiten auf den großen dekorativen Stil, auf die symbolische Komposition und zugleich damit auf energisch geschlossene Bildwirkung. Wenn er jetzt den „Windstoß" (Abb. zw. S. 32 u. 33) malt, der durch das niederdeutsche Dorf fegt, daß sich die herbstgelben Bäume biegen und der Mensch am Gemäuer haltsucht, so wird ihm das Bild zur Verherrlichung einer Naturkraft; sein „Sämann" wird eine Personifikation der sich ewig verjüngenden Natur; sein „Letzter Spatenstich", der das Problem des Regenbogens so energisch anpackt, ein Symbol der erschöpften Natur im Herbst und ihrer unerbittlichen Gesetzlichkeit. Und so ließen sich noch mehr Arbeiten gerade aus den letzten zehn Jahren anführen, bis zu einem großzügigen



Friesisches Lied. Gemälde.

Triptychon aus dem Jahre 1908, „Leute vom Meer“, das ein wundersames Lied auf den ewigen magischen Zauber des Meeres und seine furchtbare vernichtende Kraft ist.

Auch die verschiedenen in neuester Zeit entstandenen Fassungen der idyllisch-realistisch aufgefaßten Geburt Christi, wie das „Kind auf Stroh“ (Abb. S. 36), gehören hierher. Sie bilden aber noch in anderem Sinne beachtenswerte Merksteine in der Entwicklung des Malers. Mit hellen, lichten Pleinair-Farben, die der Natur unmittelbar abgefangen waren, hat Dettmann begonnen. Am Ende der neunziger Jahre stellte sich bei dem Künstler dann eine Vorliebe für tiefe, satte, leuchtende Koloristik ein, wie sie die verschiedenen Kircheninterieurs aufweisen und das kräftige Bild aus dem Waisenhaus in Lübeck. Die Episode einer Italienreise, 1897, bestärkte ihn in dieser Entwicklung: er suchte in den pikanten, farbensprühenden „Wäscherinnen am Gardasee“, einem Mondbild von „Rio Maggiore“ und anderen Arbeiten den strahlenden Glanz des Südens einzufangen. Das neue Jahrhundert bringt mit zahlreichen Lichtbildern und Luftstudien eine neue helle Periode, in der eine besondere Vorliebe für ein saftig sattes Grün auffällt. In den letzten Jahren aber hat sich eine Neigung zu dunklen goldbraunen Tönen eingestellt, zum Dekorativen auch in der Farbe. Sie fällt zusammen mit dem immer energischeren Streben, über die Augenblicksimpression hinauszugelangen, und ward offenbar begünstigt durch die großen dekorativen Aufgaben, die zur sorgfältigen Komposition zwangen und von der Alla Prima-Arbeit vor der Natur abdrängten. Ein Zufall kam hinzu, der den Künstler von neuem zum Malen von Innenräumen führte. Irgendwo in Schleswig fand er im einfachen Bauernhause einen höchst aparten Dachraum mit starkem Lichtquell von oben. Die fast mystische Lichtstimmung regte in der beweglich spielenden Phantasie ein Bild der Geburt Christi im Rahmen einer solchen niederdeutschen Scheune an. Der Grund zu einer ganzen Reihe seiner jüngsten Bilder war damit gelegt. Eine Einwirkung alter Kunst, die dem Maler sonst wenig gegeben hat, bestärkte ihn in dieser neuen Wendung zur Interieur-Lichtmalerei. Auf einer holländischen Reise vor drei Jahren lernte er Rembrandt gründlich kennen, und das Studium wurde zum Er-



Das Kind auf Stroh. Aquarell.



Der Brief an den Vater. Aquarell.

lebnis. Dettmann, der bis dahin nur Zeitgenossen und dem Lebensodem der Wirklichkeit Einfluß auf seine Kunst verstattet hatte, entdeckte nun erst sein kunstgeschichtliches Interesse, befaßte sich mit Altdorfer und Cranach, was man in manchen der Putten auf den Bildern von der Geburt Christi verspürt, und vor allem mit Rembrandt, der für den prachtvollen Goldton einiger Leistungen vorbildlich wird. Diese jüngste Phase hat mit der „Idylle", dem „Kind auf Stroh" und anderen Variationen des gleichen Themas einige Arbeiten gezeitigt, die durch seelische Intensität und malerische Illusionskraft zu den schönsten des Künstlers zählen.

Seit 1901 wirkt Dettmann als Akademiedirektor in der alten Krönungsstadt Königsberg, deren lange stagnierendes Kunstleben seinem Schaffen und seiner Persönlichkeit einen erfreulich frischen Zug, deren Akademie seiner organisatorischen Rührigkeit ihre Reorganisation dankt. In rastlosem Streben hat er dort, ein Vorkämpfer der Kunst unserer Zeit, vor allem an sich selbst weitergearbeitet. Und neben dem schönsten künstlerischen Lohn hat es ihm auch hier nicht an neuer äußerer Anerkennung gefehlt: Die Feier seines 25jährigen Künstlerjubiläums trug ihm vor einem Jahre den philosophischen Ehrendoktor der Albertina ein.

Mit gutem Fug, denn ist der Künstler auch kein genialer Neuerer, so ist er doch ein Entdecker. Ein Entdecker neuer Schönheiten dieser Welt.

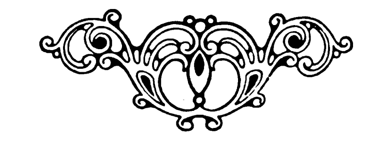
Der Graf von Villa Medina.

Von

Hans Haebe.

Aranjuez. Es fällt ein glüher Tag.
Voll hellem Gelb rings flammt der weite Himmel,
Ein süßes Duften steigt aus tausend Kelchen.
Um alte Bäume wird die Dämmerung wach,
Hängt in die Äste ihre Silberschleier,
Die Kühle flüstert duftend durch den Garten ...
Aranjuez ...

Ich bitte Euch, Herr Graf, gebt mir Bescheid,
Nahm Euch das Feuer alles, was Ihr hattet?
— Erlauchte Herrin, alles, was ich hatte.
Das tut mir weh, denn es war schön bei Euch;
Der König, mein Gemahl, und ich, wir kamen
Recht gern zu Euch als Gast ... Ihr geht nun fort?
Verlaßt uns?
— Herrin, ja. Ich will
Nach Deutschland. In den Kampf.
So hält Euch nicht
Des Königs Bitte, seine Dankbarkeit,
Nicht meine, die ich Euch, dem mutigen Retter
Aus grausem Flammenmeer, von Herzen schulde,
Zurück in Spanien?
— Herrin ... nein.
... Ihr seid
Gar stolz!
— Ich scheide gerne.
Gern?
— Ich warf den Brand
Mit eigener Hand hinein in Haus und Hof.
Was ist mir Reichtum gegen seliges Glück?
Durch Flammen, die um meine Füße fraßen,
Trug ich die zarte, liebliche Gestalt,
Und einen Augenblick ward mir vergönnt,
Was nur der König darf —: an meiner Brust
Sie tragen, die ich — liebe ... Lebet wohl!



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus dem Neulande der unbegrenzten Möglichkeiten.

Eine Reiseskizze von C. Frhr. v. d. Goltz.

II.

Am Abend des 1. Juni kam der ersehnte Augenblick zur Abfahrt aufs platte Land. Buenos Aires kennt der Europäer aus vielen Schilderungen leidlich, nicht so das weite Hinterland, das Campo und die Pampa von Argentinien. Der Reisende, den sein Beruf oder die Neugier bis dorthin verschlägt, muß Außergewöhnliches berichten, wenn er daheim keine Enttäuschung hervorrufen will. Illustrierte Postkarten gibt es aber überall, und so wählt er unter ihnen die allgemein beliebte Ranchodarstellung mit der kleinen rauchenden Hütte in der Steppe, neben der ein paar struppige Pferdchen angebunden sind und eine Gruppe von Leuten lagert, von denen man nicht recht erkennen kann, ob sie Gauchos, Zigeuner oder Indianer sein sollen. Sie wandert nach Deutschland zurück und erzielt ihre Wirkung. So also sieht's in Argentinien aus!

Wie anders war der Eindruck, den ich empfing, als ich am 2. Juni früh in Tandil im Süden der Provinz Argentinien, auf dem klassischen Boden der Kämpfe gegen den Diktator Rosas, erwachte. Freilich auf dem Bahnhof mutete das Gedränge der Landleute in ihren bunten Camp-Kostümen mit dem faltigen Poncho über den Schultern, denen sich moderne Reitergestalten beimischten, noch ziemlich fremdartig an, nicht minder die Steppenwagen mit haushohen Rädern und einem ganzen Pferdeschwarm davor. Als uns ein flinkes Viergespann aber eine halbe Stunde weit zur ersten Besitzung der Familie Santamarina hinausgeführt hatte, da sahen wir uns wieder inmitten einer europäisch gearteten Welt, die an unser Landleben im Osten, vielleicht auch an das in England, Dänemark oder Skandinavien erinnert. Kein rauchender Rancho, sondern ein modernes, einfaches, aber recht geschmackvolles und geräumiges Landhaus im weiten, heranwachsenden Park lag vor uns. Der Mayordomo empfing uns ritterlich und öffnete uns die Gemächer des Herrenhauses, das jetzt, zur Winterszeit, unbewohnt war. Die Familie des Besitzers, des Herrn José Santamarina, befand sich auf Reisen. Die argentinische Gastfreundschaft kennt keine Pedanterie. Unsere kleine Reisegesellschaft, meine Kinder, Herr v. Restorff, der Vertreter Krupps, mit seiner jungen Gattin und zwei von den in Argentinien tätigen deutschen Offizieren, richtete sich schnell ein, ein jeder, wo und wie ihm beliebte.

Hinter uns lagen die Manifestationen, die Feierlichkeiten, die Diners, die Tischreden und die Tafelmusik, und wir atmeten in vollen Zügen die freie frische Campluft. Hier wäre ich gern länger geblieben, und ich scheine nicht der einzige zu sein, der diesen Wunsch gehegt hat; denn auf der Estanzia la Belen erzählte man mir, daß ein Fremder, der zur Besichtigung der Rasseviehzucht dorthin kam, sich ebenso aussprach und dann auch wirklich für vierzehn Tage erschien, als ihm aus Höflichkeit gesagt wurde, daß er willkommen sei. Das Campleben übt auf uns, die wir eng gedrängt in dicht bevölkertem Lande leben, einen wunderbaren Reiz aus, der wohl in den weiten Flächen, in dem unbegrenzten Raume liegen mag und in der frischen klaren Luft, die sich über uns breitet. Die Menschenleere erzeugt, beim Städter zumal, ein Gefühl von behaglicher Ruhe, wie ich es gelegentlich an den schweigsamen Waldseen Masurens empfunden habe. Unwillkürlich drängt es sich auf unsere Lippen: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!"

Das Campo, d. h. das platte Land, während Pampa die Steppenebene bedeutet, ist nicht mehr einförmig. Am Horizont ziehen sich die Felsberge der Sierra de Tandil hin, von wunderbar blauen Tönen übergossen. Im Vordergrunde wölben sich flache Hügel und Bodenwellen, und zu unserem Staunen wird unser Blick durch den Saum ausgedehnter Waldungen begrenzt, über dem, auf erhöhten Punkten, einzelne Baumgruppen wie ferne große Schiffe in dem Grasmeere schwimmen. Die Waldungen täuschen freilich; es sind meist nur wenige hundert Meter breite Streifen, von Menschenhand gepflanzt, um dem Vieh Schatten und Windschutz zu gewähren — aber sie erfüllen ihren Zweck; sie tun dem Auge wohl.

Nur eines fehlte uns zum Begriffe der Behaglichkeit; kein Raum war heizbar; das ist die Regel auf dem Lande. Sanssouci ist, wie die meisten Herrenhäuser auf den Estanzias, nur zum Sommeraufenthalt bestimmt. Jetzt war es Winter, strahlend schönes Wetter und über Mittag ansehnlich warm, aber in den Nächten bitterlich kalt; die Kälte aber läßt sich aus den sonst geschlossenen Räumen nicht leicht vertreiben. Wer das Frieren lernen will, der mache einen winterlichen Landbesuch in Südargentinien. Meine deutschen Reisebegleiter, die gleichzeitig auf einer andern Farm zum Besuch waren, haben es gründlich getan. Wir, besser beraten, führten ein paar Petroleumöfen mit und konnten uns warme Räume verschaffen. Die abgehärteten Campleute freilich brauchen solche Vorkehrungen nicht. Praktische tragbare Heizeinrichtungen müßten mit der Zeit aber doch einen lohnenden Einfuhrartikel abgeben.

Gleich am Morgen begannen die Ausflüge. Don Domingo, Leibkutscher der Familie Santamarina, Freund und Vertrauter des Mayordomo, selbst schon ein gemachter Mann, Herden- und Käsereibesitzer von stattlichem Vermögen, der aber darum seinen Posten nicht verläßt, schwang über seinem Viergespann wieder die Peitsche und fuhr mit schier unglaublichem Geschick über Stock und Stein hinweg und was sonst noch an Unebenheiten auf Wegen und Feldern zu finden war.

Der erste Besuch galt den berühmten Wackelsteinen der Sierra, kolossalen Granitblöcken in den wunderlichen Formen von Pilzen, Birnen oder Melonen, die frei mit ganz kleiner Grundfläche, oft auf abschüssiger Felswand, stehen, von Menschenhand zum Schwanken, aber durch keine Gewalt zum Herabrollen zu bringen sind. Es ist in neuerer Zeit genugsam über sie geschrieben worden, um hier noch mehr von ihnen zu sagen, als daß sie meiner Ansicht nach einer uralten Gletscherarbeit ihr Dasein verdanken.

Ein hübscher Blick über das weite Land, das freundliche Städtchen Tandil mit seinen einstöckigen weißen Häusern und breiten Straßen, sowie über die Fels-, Schutt- und Geröllberge, die unvermittelt aus Wiesen und Weiden aufsteigen, bot sich uns von der Höhe dar. Der unvermeidliche Dampfschornstein fehlte übrigens auch dieser Landschaft nicht. Er gehörte einem nahen Mühlenwerke an. Die Kletterpartie zwischen den Blöcken hinauf und hinab, auf schmalen, teils natürlichen, teils in den Fels gehauenen Stufen, war gar nicht leicht. Als habe der Teufel im Ärger hier einst einen Riesensack mit Steintrümmern auf den Boden geschüttet, so sah es aus.

Am Nachmittage ging es ins Campo hinaus — diesmal die beiden Damen und zwei Herren zu Pferde, wir andern zu Wagen. Der Mayordomo begleitete uns. Wir fuhren an Bellavista vorüber, dem ersten Herrensitz der argentinischen Santamarinas, einem hübschen, unter hohen Parkbäumen verborgenen villenartigen Bau. Dort lebte der Vater der jetzigen Grundherren, dessen Geschichte legendär geworden ist, trotzdem er erst vor wenig Jahren als einer der reichsten Latifundienbesitzer des Landes verstarb. Als blutarmer Knabe verbarg er sich auf einem von Vigo im spanischen Galicien nach Südamerika abgehenden Schiff und gelangte so an den La Plata, um Arbeit und Gewinn zu suchen. Dort schloß er sich einem Manne an, der mit eigener Hand auf seinem Karren Wolle zur Stadt schleppte und der ihn unter der Bedingung als Kompagnon aufnahm, daß er einen Dolch besitze. Über einen solchen — damals die Universalwaffe des Argentiniers — verfügte Santamarina nicht, aber der mitleidige Schiffsführer hatte ihm bei der Entlassung einen Peso gegeben, für den er ein altes Messer kaufte — der Vertrag war geschlossen. Das Geschäft blühte, bald konnte Santamarina eine eigene Karre, dann auch einige Hammel kaufen. Dazu kam nach längerer Zeit ein Stück Land, eine größere Herde und endlich ein ausgedehnter Besitz in der ganzen Republik. Die Karre und das Messer, die ersten Instrumente, mit denen das Glück von Santamarina geschaffen ward, sollen noch heute zu Tandil unter Glas aufbewahrt und Neugierigen gezeigt werden. Ich kannte bei meinem Aufenthalt die Geschichte der Reliquie noch nicht, sonst hätte ich ihr meine Huldigung nicht versagt. Die Witwe des alten Herrn lebt noch heute und hat sich auf der Estanzia ein eigenes schloßartiges Landhaus „Maryland" gebaut, das — bis jetzt noch eine Seltenheit — eine Zentralheizung besitzt, die uns als Merkwürdigkeit gezeigt wurde.

Ringsum sah man bestellte Felder, gute Wege, Anpflanzungen verschiedener Art und konnte sich auf einem Herrensitz im Osten Deutschlands wähnen. Das Heim der Familie lag in den alten Zeiten mangelnder Sicherheit übrigens in der Stadt Tandil selbst — ein einstöckiger Bau, der mit mehreren Höfen und kleinen Gärten ein ganzes Viertel einnahm. Heute ist er zum größten Teil verlassen. In dankbarer Erinnerung hat die Familie der Stadt dafür ein großes, trefflich eingerichtetes Hospital zum Geschenk gemacht.

Reizende Ausflüge, bei der auch die Jagd zu ihrem Rechte kam, wurden von Tandil aus noch unternommen. Am meisten fesselte uns dabei der ungewohnte Anblick der unübersehbaren Rinderherden. Einmal machte uns der Mayordomo das Vergnügen, eine solche, die weitverstreut weidete, zusammenzurufen. Er legte sich an den Boden und ahmte täuschend die Stimme eines klagenden Kälbchens nach. Neugierig hoben die nächsten Kühe den Kopf, lauschten und setzten sich dann in Bewegung, um das merkwürdige Wesen am Boden zu mustern. Mehr und mehr kamen herbei, sich in schnellere Gangart setzend, und endlich im vollen Galopp mit gehobenem Kopf und Schweife die Tiere ringsumher von den fernsten Bodenwellen des Campo. So sahen wir uns binnen kurzem in einer vierbeinigen Volksversammlung, die uns, nicht an sie Gewöhnten, kein allzugroßes Vertrauen einflößte. Sie nahm es aber am Ende ruhig hin, daß sie gefoppt worden war, und ließ uns unbehelligt von dannen ziehen. Die entferntesten Teile der Besitzung — ahi el diablo perdio su poncho*) — wurden besucht.

Die schönen Tage von Tandil gingen nur zu schnell vorüber. Am 5. vereinigte ich mich mit meinen Begleitern wieder in Buenos Aires, und noch an demselben Abend begann die große Rundreise durch die Republik.

Am Morgen um 7½ Uhr erwachten wir bei rötlichem Licht schon mitten in der Pampa zwischen Buenos Aires und San Luis.

---

*) Bis dahin, wo der Teufel seinen Poncho verloren hat.

Schnurgerade endlose Drahtzäune und Windmotoren zum Wasserheben — die Wahrzeichen Argentiniens — begrüßten uns, hin und wieder eine im Entstehen begriffene Estanzia, noch ohne Bäume, kahl auf der wintergrauen Ebene gelegen. In ihrer Nähe war der Boden schon systematisch bearbeitet und mit Alfalfa bestellt, den wir Luzerne nennen würden. Es soll der perennierende medische Klee sein, der im Altertum als das beste Vieh- und Pferdefutter galt und der auch hier für höchst wertvoll gehalten wird. Die Besitzer von Alfalfa-Feldern sind imstande, von den entfernten Estanzias das Magervieh billig aufzukaufen und fett zu machen, um es mit großem Nutzen nach Buenos Aires als Schlachtvieh wieder zu verkaufen.

Die Viehherden scheinen ihre eigene Taktik zu besitzen, denn an einzelnen Stellen versammelten sie sich, um dann im Gänsemarsch nach einem nicht erkennbaren Ziel — vielleicht einer Tränke — abzurücken. Die wenigen Ortschaften waren in ihrer Kahlheit nicht gerade verlockend. Einzelne kleine Häuschen nahmen sich wie weiße Bauklötze in der Pampa aus. Das Leben konzentriert sich bei den Bahnhöfen, die man schon in der Ferne an den hohen Bergen von Getreidesäcken erkannte, die neben ihnen aufgetürmt sind. Von dort aus dringt die Kultur in die Ebene; sie enthalten allerlei Verkaufsproben und scheinen so zugleich als Warenhaus im kleinen zu dienen. Auffallend sind ganz ansehnliche Bibliotheken in Glasschränken auf dem Bahnsteig, und ich musterte eine derselben zu Villa Mercedes, wobei ich mich einer gewissen Beschämung in der Erinnerung an unsere Bahnhofs-Bücherauslagen nicht erwehren konnte. Freilich entdeckte ich unter anderem den „Grafen von Monte Christo", „Boccaccio" und ähnliches. Aber diese lockere Lektüre blieb doch sehr in der Minderheit. Von ernsteren Unterhaltungsschriften fand ich Dostojewskis Romane und ähnliches. Meist waren aber Fach- oder Erbauungsschriften ausgelegt, selbst die Bibel darunter, ferner Sammlungen der argentinischen Gesetze, wissenschaftliche, medizinische, technische und landwirtschaftliche Handbücher, „el advocado su mismo", der eigene Advokat. In der Pampa wird also nicht nur Vieh aufgezogen, sondern auch gelesen und studiert.

Bis vor kurzer Zeit hat man das Land hier herum noch für eine Wüste gehalten. Auch wer es heute mit der Eisenbahn durcheilt, kann es dafür nehmen und glaubt seine Ansicht durch den feinen Staub bestätigt, der in alle Räume des Zuges dringt. Dennoch ist es ein Irrtum. Zufällige Versuche lehrten, daß man auf fruchtbarem Ton oder Löß lebe. Wo Wasser hinkam, entwickelte sich reiche Vegetation, und mit argentinischer Lebhaftigkeit ist der Anbau begonnen worden. Natürlich fand auch die Spekulation sich ein. Der Hektar Land, der zuvor bei Villa Mercedes 4 Peso gekostet hat, stieg im letzten Jahrzehnt auf 100—120 Peso, in größerer Entfernung, wo er ehedem 1 Peso galt, immer noch auf 60—70. Sobald geackert wird, überzeugt man sich von der Ergiebigkeit des Bodens. Aber die Gegend enthält auch noch andere Schätze. In der nahen Sierra de Cordoba findet sich das wertvolle Wolfram-Metall, das von einer deutschen Gesellschaft für Krupp ausgebeutet wird, da seine Schwere es besonders zur Herstellung kleiner Geschosse geeignet macht. Auch Halbedelsteine werden zutage gefördert. Der Minenbesitzer, Herr Barbosa aus San Luis, brachte mir Proben davon und ließ mir später in Buenos Aires eine vollständige Sammlung überreichen, die noch ihrer Bestimmung harrt.

Natürlich ging's, trotz der Morgenstunde, in Villa Mercedes nicht ohne die copita ab, die in Argentinien eine ähnliche Rolle spielt wie im Orient der Kaffee. Angesehene Einwohner des Städtchens brachten sie uns dar.

Ein großartiger Empfang ward uns in San Luis zuteil, wo wir nachmittags um halb drei eintrafen. Er überraschte uns völlig; denn der Halt war erst bei der Abfahrt beschlossen worden, und es konnten nicht mehr als ein paar Stunden her sein, daß der Gouverneur Nachricht von unserem Kommen erhalten hatte. Trotzdem war ein Bataillon und ein Musikkorps am Bahnhof in Parade aufgestellt, eine zahlreiche Volksmenge herbeigeströmt, von Knaben- und Mädchenschulen Spalier gebildet. Nicht enden wollende Rufe: Eviva el Embajador aleman, eviva Argentina, eviva Alemania, eviva el emperador de Alemania, eviva la emperatriz, eviva el coronel Uriburu — unser Führer — begleiteten uns zur Stadt. Die ganze spanische Lebhaftigkeit trat zutage; die Ekstase wurde immer größer; in den Straßen gesellte sich zu den Rufen sogar noch ein Blumenregen. Wir waren ordentlich froh, im Gouvernementsgebäude Schutz zu finden — und alle die Ovationen galten doch nur dem Umstande, daß wir San Luis des Besuches für wert gehalten hatten. In der Tat verdienen die Provinzialstädte und Provinzen*) diese Aufmerksamkeit; ihr Emporblühen wird den Fremden ebenso überraschen wie die imposante Entwicklung der Hauptstadt. Aber ihre Bewohner lieben es auch, beachtet zu werden, um nicht hinter den Porteños — den Leuten von Buenos Aires — zurückzustehen. Begrüßungsreden und die copita folgten, und dann der Vorbeimarsch der Truppe, der Polizei, der Feuerwehr und der Schüler, darunter auch der der kleinen Mädchen, die fest aneinandergereiht vor uns einen allerliebsten Parademarsch unter Führung ihrer Lehrerinnen ausführten. Statt den Degen zu senken, verneigten sich diese freundlich vor den Gästen. Der Kaserne und dem Schießhause wurde ein Besuch abgestattet. Dieses ist nach Schweizer

*) Sie bilden bekanntlich selbständige Bundesstaaten mit eigener Verwaltung.

Muster für Truppe und Zivilbevölkerung gemeinsam eingerichtet, eine verhältnismäßig große Anlage, in der auch die Reservisten bis auf fünf Kilometer in der Runde alljährlich die ihnen gestellten Bedingungen zu erfüllen haben. Auch zu einem neuen großen Staubecken wurden wir geführt, das im wahren Sinne des Wortes zur Quelle des Wohlstandes der Umgegend werden soll. Bei der Rückkehr zur Stadt folgte noch ein festlicher Empfang, an dem die Damen von San Luis teilnahmen, und ein Ball war für den Abend vorbereitet, dem wir jedoch entsagen mußten, um unser Reiseprogramm innezuhalten. Wir hatten wahrlich schon viel erlebt bei dem einstündigen Aufenthalt in San Luis und waren voll Bewunderung nicht nur für den Gouverneur, der den ganzen Empfang in so unglaublich kurzer Zeit zustande gebracht hatte, sondern auch für die Bevölkerung, die ihm mit erstaunlicher Disziplin dabei geholfen hatte.

Weiter ging es nach Mendoza, der Eingangspforte zu den Kordilleren und dem Passe von Uspalata, durch den einst San Martin, der Befreier, zog und durch den heute die Eisenbahn nach Chile hinüberführt, am Fuße des gewaltigen, 6970 Meter hohen Aconcagua vorüber. Im Morgengrauen trafen wir ein, aufs herzlichste begrüßt von der deutschen Kolonie, die an 200 Mitglieder zählt. Wie in allen argentinischen Städten, so nimmt sie auch hier eine höchst angesehene Stellung ein und lebt in bester Harmonie mit Regierung und Bevölkerung, von deren Entgegenkommen sie des Lobes voll war.

Dr. Loos, Professor am Regierungskolleg, ein vielseitiger Gelehrter, der auch Geologe ist und wertvolle Forschungen in den Anden gemacht hat, begleitete uns nebst einigen anderen Herren, um uns großen Dankes werte Aufschlüsse zu geben. Mit der schmalspurigen Andenbahn ging es ins Gebirge hinein, anfangs noch durch die Stadt und ihre Vororte, fruchtbare Gärten, Weinfelder und Obstpflanzungen, dann den Rio de Mendoza hinauf der Präkordillere entgegen, mit einem Blick auf den mächtigen schneebedeckten Tupungata.

Die Präkordillere ist älteren Ursprungs als die Hauptkette, die den Geologen als das Riesenbaby unter den Hochgebirgen gilt. Beide sind durch einen tiefen Graben voneinander getrennt. In der Präkordillere findet sich noch einige Vegetation, aber bald verschwindet diese ganz. Eine großartige, aber starre und unheimliche Felswelt von absoluter Kahlheit umgibt uns. Wunderbare Felsklötze und wild verworfene Schichten sehen wir rechts und links, zackiges, spitzes Gestein — vieltönig, Granit und Porphyr, auf denen wir alle Regenbogenfarben wiederfinden. Breite, merkwürdige Schutthalden unterbrechen sie; keine Fauna, keine Flora wird sichtbar. Wir entdeckten nicht einmal Steinadler und Kondore, die so hoch schweben sollen, daß das Auge sie nicht findet. Nur das Guanaco hält sich in den höchsten und unzugänglichsten Schluchten auf. Es ist eine Lamaart, deren Fell geschätzt wird.

Auf 1650 Meter Höhe liegt in einem breiteren Tale die Estanzia von Uspalata, die letzte im Gebirge. Sie soll an 1000 Hektar messen und trotz der Höhe noch Alfalfa-Felder besitzen. Dann steigt man weiter im Gebirge zur Puente del Inca empor, einer natürlichen Brücke über den Rio de Mendoza, der hier aus zwei Quellflüssen entsteht. Die inkrustierenden Gewässer haben sie im Laufe der Jahrtausende gebildet, ein merkwürdiges Spiel der Natur. Ihren Namen trägt sie davon, daß der Sage nach dies der äußerste Punkt gewesen sein soll, bis zu dem ein Inca von Peru auf seinen Siegeszügen nach dem Süden vordrang. Dicht neben der Brücke liegt auf 2780 Meter Meereshöhe ein Bad mit Heilquellen, die im Sommer viel besucht werden. Bald wird nun zur Rechten der Aconcagua sichtbar, ein grober, griesgrämiger Felsklotz mit zwei Spitzen und ausgedehnten Schneefeldern. Hier oben liegt nur noch reines Eruptivgestein, Porphyrit und Trachyt, darüber aber Jurakalk mit Muscheln darin; denn als die Hauptkordillere die Erdrinde sprengte, fand sie hier alten Meeresboden vor, den sie mit zur Höhe emporhob. Das Schauspiel hätte man wohl sehen mögen, wenn es erlaubt gewesen wäre. Dafür entschädigte uns die Natur mehrfach durch herrliches Alpenglühen.

An Kunstbauten ist die Bahn ziemlich arm, da sie allmählich in dem nicht allzu schmalen Tale des Rio de Mendoza emporsteigt. Mit der St. Gotthardbahn ist sie in dieser Hinsicht nicht zu vergleichen, wenn auch die Mächtigkeit der Felswelt die unsere Alpen weit übertrifft. Bei 3190 Meter Meereshöhe tritt man in den Grenztunnel ein, der den letzten scharfen Gebirgsgrat durchbricht. Über ihm steht auf der Höhe die Kolossalstatue des Christ-Erlösers, die an den friedlichen Ausgleich zwischen Chile und Argentinien erinnert. Eröffnet und eingeweiht war der Tunnel, aber dem allgemeinen Verkehr noch nicht übergeben. Uns gestattete man jedoch die Durchquerung, so daß wir in einem düsteren Gebirgstale am Ausgange den Fuß noch auf chilenischen Boden setzen konnten. Weiter wollten wir nicht vordringen; denn unsere Mission sollte ausdrücklich Argentinien gelten. Wir wendeten uns also zum Rückwege.

Der nächste Tag war der näheren Umgebung von Mendoza geweiht, die das Zentrum für die Weinkultur des Landes bildet, dicht bevölkert und angebaut ist. Sie muß im Frühjahr, wenn das Laub grün wird, mit ihrem Hintergrunde von Schneebergen sehr schön sein. Jetzt herrschte Winter; es hatte seit vier Monaten nicht geregnet, der Boden war zu Mehl gedörrt, und Staub bedeckte die Landschaft. Wir fuhren in südlicher Richtung nach Lujan de Cuyo, einem hübschen Vorort, durch ausgedehnte, sehr

wohlgepflegte Weinfelder, die mich lebhaft an die Beauce nördlich von Orléans in Frankreich erinnerten. Kein Quadratmeter freien Bodens war mehr zu sehen. 60 bis 70 Kilometer weit soll sich das gute Weinbaugelände nach Süden, 30 bis 40 nach Osten erstrecken; in volle Kultur ist aber erst ein Umkreis von 10 bis 15 Kilometern genommen. Aus den Pflanzungen ragten die großen Kellereien — die Bodegas — mit ihren ausgedehnten Bauten und ihren Dampfschornsteinen empor. Wir besuchten zunächst die jetzt bedeutendste von ihnen, die Bodega von Biol und Gargantini, die für die größte der Welt gehalten wird*). Sie erzeugt jährlich an 260000 Hektoliter Wein, wurde aber erst vor 12 bis 14 Jahren von einem Südschweizer und einem Italiener gegründet, von denen ursprünglich keiner ein Fachmann war. Wer nach Mendoza kommt, wird bald vom Weinbau ergriffen und in seinen Strudel gezogen, sei er zuvor Kaufmann, Ingenieur, Handwerker oder Beamter gewesen. Selbst der Gelehrte, Dr. Loos, besaß sein Weingut, das ihm ein sorgenfreies Alter gewähren sollte. Einer seiner Schwiegersöhne war Mitinhaber und Leiter der gleichfalls sehr ansehnlichen Bodega Alemana. Unsere Landsleute standen überhaupt erfreulich hoch hinauf in der Reihe der Weinbauer. Große Vermögen werden bei der staunenswerten Ergiebigkeit des Bodens in kurzer Zeit geschaffen, und es war eine Freude, das Vertrauen der Leute auf ihre glückliche Zukunft wahrzunehmen. An Schwarzseherei litt keiner von ihnen, und die verunglückten Existenzen sollen auch wirklich sehr selten sein. Wurde aber die eine oder andere genannt, dann folgte sogleich der Zusatz: „Nun, aber so viel, daß er leben kann, hat er immerhin von hier mitgenommen!“ Damit wäre man in Deutschland schon ganz zufrieden.

Die Anbaufähigkeit reicht so weit, wie man mit dem künstlichen Bewässerungssystem zu gehen vermag, das in sehr durchdachter Weise mehr und mehr ausgedehnt und von eigenen Inspekteuren überwacht wird. Die Gesamtproduktion der gesegneten Umgegend von Mendoza beträgt heute schon 3½ Millionen Hektoliter Wein und hebt sich noch schnell. Die Wasseradern werden am Ende auch in die Pampa vorgetrieben werden, und was aus dieser zu machen ist, hatte ich bei Tandil erfahren.

Der allgemeine Aufschwung erstreckt sich natürlich auch auf die Stadt Mendoza selbst. Sie wächst zusehends, hat heute an 40000 Einwohner, und daß sie sich etwas zutraut, beweist die Anlage eines Riesenparks im Norden, der bis zu den Vorbergen der Kordillere emporsteigen soll. Er erhält unter anderem einen künstlichen See mit zementiertem Boden, der groß genug für Ruderregatten ist; denn die Männer von Mendoza sehnen sich nach Wassersport, da es bei ihnen so selten regnet.

Dürre, Erdbeben, zumal aber Heuschrecken und Hagelschlag sind die Feinde der Gegend und richten gelegentlich alles zugrunde, was sie erreichen können. Seit sieben Jahren aber sind sie ausgeblieben, und ich fand den Optimismus in Mendoza fast noch in höherer Blüte als in Buenos Aires.

Die Nacht entführte uns unseren neu gewonnenen Freunden. Wir erwachten in der Ebene zwischen Villa Mercedes und Villa Maria, die mehr und mehr angebaut und bevölkert wurde, je mehr wir uns Cordoba näherten. Cordoba ist das Rom von Argentinien mit den meisten Kirchen und der ältesten Universität. Der Klerus soll dort von jeher eine große Rolle gespielt haben. Heute spürt der Besucher nichts davon. Am Nachmittage trafen wir ein; der feierliche Empfang, Besuche und Gegenbesuche, eine Rundfahrt durch die Stadt und eine Oper am Abend nahmen den Rest des 9. Juni in Anspruch. Die Stadt ist hübsch und freundlich gebaut mit breiten, holzgepflasterten Straßen, merkwürdigen Häusern aus der spanischen Kolonialzeit und wohl angelegten Plätzen und Parks. Sie legt sich zurzeit schon 100000 Einwohner bei, während die Statistik im Baedeker noch von 75000 spricht. Ein wenig eskomptiert man in Argentinien stets die Zukunft. Der Fortschritt soll aber auch hier ein auffallender sein und durch eine Zweiganstalt der Deutschen Bank, die dort besteht, erhebliche Förderung erfahren.

Was der Weinbau zu Mendoza ist, ist bei Cordoba die Landwirtschaft. Das Gouvernement gehört schon zu den getreidebauenden Argentiniens. Es erwartet seine Zukunft vom Weizen und vom Mais. Um deren Export zu begünstigen, hat man ein Projekt von echt argentinischen Dimensionen in Aussicht genommen, einen breiten Schiffahrtskanal bis nach Rosario am Parana. Er mißt die Kleinigkeit von etwa 400 Kilometer Länge; doch davor erschrickt man nicht. Die Hauptsache ist, daß Cordoba am Kordillerenfuße eines Tages zur Seestadt gemacht wird, es koste, was es wolle. Technisch ausführbar soll der Plan sein. —

Ein herrlicher Ritt in frischer Morgenluft führte uns um die am Fuße einer Barranca in der Ebene sich ausdehnende Stadt herum, vorüber an der hochgelegenen Ackerbauschule und ihren weitläufigen Versuchsfeldern, die trotz der herrschenden Trockenheit vortrefflich aussahen. Dann folgten wir der freundlichen Einladung des achten Artillerie-Regiments zum Frühstück in seinem Kasino, und der Nachmittag wurde für einen Ausflug in die nahe Sierra de Cordoba nach „el dique de San Roque“ bestimmt, dem angeblich größten Sammelbecken der Welt, das 260 Millionen Kubikmeter Wasser enthält. (Das nächstgrößte, das von Quaker Bridge in den Vereinigten Staaten, wird nur mit 144 Millionen beziffert.) Es

*) Ehedem galt die Bodega Tomba von Mendoza dafür.

liegt im romantischen Gebirgstale des durch Cordoba fließenden Rio primero und ist in der Tat ein imposanter, sehenswerter Bau. Ein 35½ Meter hoher Staudamm, aus gewaltigen Quadern gebaut, schließt in einer Talenge die Quellflüßchen des Rio primero ab und staut ihre Gewässer für den Gebrauch der Provinz. Nicht allzu fern unterhalb treibt der Fluß die höchst sinnreich angelegte große elektrische Kraftstation der Stadt. In weiter Schlinge kehrt der Fluß dort einmal gegen seinen Oberlauf zurück, von dem ihn nur ein schmaler Bergrücken trennt. Dieser ist durch einen 85 Meter langen Tunnel durchbohrt worden, in dem ein Teil des Wassers mit 33 Meter Fall zur Station herabstürzt, dort die elektrische Energie erzeugend. Es ist das Werk eines französischen Ingenieurs, der unseren Führer machte.

Auch Cordoba hat seine starke, angesehene deutsche Kolonie mit eigener Schule, die wir besuchten und in der uns die sehr tüchtigen Leistungen der Knaben in der Gymnastik erfreuten. Es ist ein gutes Zeichen für den Sinn des Volkes, daß Leibesübungen und Sport überall hoch stehen. Rosario besitzt sogar schon einen Damenschießverein.

Die nächste Nacht brachte uns nach Tucuman, in eine noch dichter angebaute Gegend, in der sich die Zuckerrohrplantagen unabsehbar, wie bei Mendoza die Weinfelder, ausdehnten. Wir hatten uns bis zum 27. Breitengrade dem Äquator genähert. Tucuman ist der kleinste, aber am meisten bevölkerte Staat Argentiniens und hat in der Geschichte des Landes eine große Rolle gespielt. Hier wurde, wie schon erwähnt, 1816 zuerst die völlige Unabhängigkeit von Spanien proklamiert. Nach sehr feierlichem Empfange durch Garnison, Feuerwehr und Schüler, Vorbeimarsch, an dem auch die Mädchenschulen teilnahmen, Reden und copita pilgerten auch wir zu der historisch berühmten Stätte, dem alten Cabildo, dem ehemaligen Regierungsgebäude, in dem der entscheidende Kongreß tagte, einem einfachen, einstöckigen Schuppen, der statt Fenster nur Türen enthält, heute aber nicht mehr im Freien steht. In origineller Art ist er durch einen Prachtbau völlig überdeckt und eingeschlossen worden; denn er soll vor dem Zahn der Zeit geschützt und den nachwachsenden Geschlechtern erhalten werden. Zwei große Reliefs der heimischen Künstlerin Lolamora schmücken den Vorhof. Sie stellen die Unabhängigkeitserklärung und den Schwur der Stände auf die erste Verfassung dar. Das mäßig helle Innere des alten Cabildo schmücken Bilder hervorragender Politiker; auch wird der Urtext der Unabhängigkeitserklärung dort aufbewahrt. Ein Fremdenbuch, in das auch wir uns eintrugen, verzeichnet die Besucher; das alte Häuschen ist zu einer Art patriotischen Wallfahrtsortes geworden.

Dann ging es hinaus mit der Bahn nach dem Ingenio la Florida, der größten unter den umliegenden Zuckerfabriken, der deutschen Tornquist-Kompanie gehörig*). Die Fahrt am Fuße der Sierra de Cordoba entlang bot herrliche Blicke auf das Gebirge und die fruchtbare, ganz mit Zuckerrohr bedeckte Ebene. Alle Felder waren gut angelegt und gut gehalten, saubere, gerade Straßen durchzogen sie. Wo ein Ackerstück frei blieb, war es anderweitig ausgenutzt. Vielfach sah man baumgroße Rizinusstauden. Die Vegetation ist schon eine subtropische, Fächerpalmen, Kaktus, Quebrachoholz, Orangen und Mandarinen gedeihen im Freien. Dampfschornsteine zeigen nah und fern die Lage der Fabriken — der Ingenios — an; saubere Arbeiterwohnungen verstecken sich in den Feldern.

Das Ingenio la Florida ist eine ausgedehnte Siederei, und da ich bereits mehrfach von den besichtigten Schöpfungen argentinischen Unternehmungsgeistes gehört hatte, daß sie zurzeit die größten der Welt seien, so fragte ich den technischen Generaldirektor, Herrn Tiemann, einen Berliner, der wie ich auf dem Kurfürstendamm wohnt, aber statt 159, Nr. 259, und nur zur Kampagne hierherkam, ob dies auch bei La Florida zuträfe. Da erfuhr ich denn wider Erwarten, daß es noch zwei größere Zuckerfabriken gäbe, und zwar in — Culmsee in Westpreußen und in Kruschwitz in Posen. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und den Zuckerfabriken scheint es ebenso zu gehen. Wie oft bin ich auf Dienstreisen bei Culmsee vorübergefahren und Kruschwitz nahe gekommen; aber nie wäre ich auf den Gedanken gefallen, sie zu besichtigen.

Hier in Tucuman, wo ich Herrn Tiemann kennen lernte, tat ich es mit großem Interesse.

Im Ingenio la Florida wurde noch nicht gearbeitet und daher noch ein anderes, ein kleineres, San Antonio, besucht, das schon im regen Betriebe war. Geniale Sorglosigkeit, die im glücklichen Argentinien noch das Heimatsrecht besitzt, hat von allen und jeden Schutzvorrichtungen an den Maschinen absehen lassen; wir stiegen über rotierende Wellen hinweg und gingen an horizontal arbeitenden Zylindern gerade soweit vorüber, daß ihr Stoß uns nicht erreichte. Aber von Unfällen hörte man nichts; Allah ist also nicht nur für den Orient da, sondern breitet den Schatten seiner Hände auch über andere Länder aus, die sich ihm anvertrauen. Man paßt auch besser auf, wenn man nicht fortwährend von Gittern und Barrieren bevormundet wird.

So üppig das Land hier herum aussah, soll es doch mit seinem Ertrage nicht zum besten stehen. Die älteren Zuckerrohrfelder

---

*) Der Gründer dieser Kompanie, Herr Tornquist, zu seinen Lebzeiten der bedeutendste Handelsherr von Buenos Aires, ist erst kürzlich verstorben.

beginnen nachzulassen, und die Versuche eines deutschen Agrikulturchemikers, mit chemischem Dung zu helfen, haben bisher nicht zum Ziele geführt. Der Zuckergehalt der Stauden ist nicht so reich, wie weiter nördlich bei Salta, näher am Äquator. Nur ein hoher Einfuhrzoll hält den Betrieb aufrecht. Die große Raffinerie der Gesellschaft, die in Rosario de Santa Fé liegt, verarbeitet trotzdem zum Teil schon deutschen Rohzucker.

Der nächste Morgen führte uns nördlich in der Richtung nach Salta bis Tafi viejo hinaus, wo die Regierung große Eisenbahnwerkstätten angelegt hat. Wie bei allem am La Platastrom war dabei über das Bedürfnis der Gegenwart schon hinausgegangen; denn die weiten Hallen würden für das Vierfache ausreichen, was jetzt notwendig ist. Von den 23500 Kilometern Bahnnetz des Landes gehören erst 2500 dem Staate. Aber große Baupläne schweben in der Luft, und niemand zweifelt daran, daß man bald auch hier in das jetzt noch zu weite Gewand hineinwachsen werde. Erfreulich war für uns, ebenso wie in den Bodegas und Ingenios die Verwendung zahlreicher deutscher Maschinen. Deutschlands Industrie ist bei Tucuman wohlbekannt und geschätzt.

Ein solennes Frühstück vereinigte uns in der großen, einem Bahnhof ähnlichen Halle, in der künftig die Lokomotiven bei Ausbesserungsarbeiten aufgestellt werden sollen, und hier sah ich das anmutigste Bild, das ich auf der Reise getroffen. Die Halle öffnete sich gegen das Gebirge hin, dessen herrliche blaue Berge sich in voller Pracht über der fast tropischen Landschaft erhoben. Eine Mauer stützte das gegen die Werkstatt abfallende, saftig grüne Gelände im Vordergrunde, in dem ein paar Häuser und Hütten aus dem Laub hervorlugten. So entstand vor unserem Auge eine natürliche, erhabene Bühne, die von einer Fülle von Licht und Sonne übergossen war. Dort versammelte sich bald eine bunte Menge, Gauchos, Europäer, Indianer in phantastischen Trachten und sahen neugierig zu uns hinab. Unsere Tafelmusik reizte sie zur Teilnahme, und während wir unten unseren Hunger stillten, begannen sie droben ihre zum Teil sehr graziösen Nationaltänze, unter denen ein chilenischer, „die Katze", besonders auffiel. Männer und Frauen lösten sich dabei ab, immer mehr in Feuer geratend, bis die Tafel aufgehoben wurde.

Tucuman trägt noch ganz den Charakter der Kolonialzeit, aber es ist eine hübsche, lebhafte Stadt, deren ich stets gern gedenken werde. Zudem genießt es den Ruf, die Heimat der schönsten Frauen von ganz Argentinien zu sein, und das will etwas sagen.

Eine abermalige Nachtfahrt führte uns nach Rosario am Parana. Die Männer, die diese Stadt begründeten, haben einen weiten Blick bewiesen. Senkrecht fällt die fette Tonerde dort in den Parana hinab, der unmittelbar am Ufer 7 Meter Wassertiefe hat, so daß die größten Handelsdampfer bis dort hinauf zu kommen vermögen. Ein natürlicher Hafen und ein natürlicher Kai boten sich hier zu gleicher Zeit dar. Bessere Gelegenheit für die Ausfuhr großer Lasten gibt es nicht. Die Stadt hat daher auch einen außerordentlichen Aufschwung genommen; 1814 noch, wie es scheint, eine unbeachtete Ansiedlung, ist sie heute zu einem lebhaften Handelsplatze von 200000 Einwohnern geworden, dem eine große Zukunft bevorsteht und der einst im Norden für Buenos Aires ebenso eine Konkurrentin werden kann, wie Bahia Blanca im Süden. Rosario liegt im Mittelpunkte der getreidebauenden Provinzen Argentiniens, und der Getreidebau wächst von Jahr zu Jahr. Auf dem jungfräulichen Boden gedeihen Weizen und Mais ohne künstliche Nachhilfe bei nur oberflächlicher Beackerung, und seit zwanzig Jahren hat der Boden in seiner Ergiebigkeit noch keine Einbuße erlitten. Großartige Kaibauten mit Ent- und Verladevorrichtungen der neuesten Art ziehen sich heute den breiten Strom hinab und sind noch in der Erweiterung begriffen. Sie sollen die ansehnliche Ausdehnung von 14 Kilometern erreichen. Von Schiff an Schiff war der fertige Anlegeraum besetzt, und große Dampfer warteten draußen auf der Reede noch auf einen frei werdenden Platz.

Ein herzlicher und feierlicher Empfang wurde uns natürlich auch in Rosario wie überall zuteil, und auch hier wieder hatten wir die Freude, zu erfahren, wie geachtet und wohlgelitten unsere deutschen Landsleute in Argentinien sind. Der deutsche Konsul, Herr Tietjen, der seit 52 Jahren Bürger Rosarios ist und bald ein halbes Jahrhundert lang seines Amtes waltet, genießt die allgemeine Verehrung eines Patriarchen. Der Besitz einer gut eingerichteten sechsklassigen Schule und eines stattlichen Vereinshauses spricht für den Gemeinsinn der Kolonie, die 2- bis 3000 Köpfe zählen mag. Auch traf sicherlich hier nicht zu, was dem Deutschen so oft nachgesagt wird, daß er im fremden Lande die Heimat vergesse. Wir fanden stets eine rege Anhänglichkeit an das alte Vaterland. —

Unsere Rundreise war beendet; denn die anfängliche Absicht, den Strom hinab zu Schiff nach Buenos Aires zu gehen, mußten wir aufgeben, da die Zeit nicht mehr reichte. In der Hauptstadt harrten unser noch neue Pflichten, und zwar militärischer Natur, Besuche an den großen Heeres-Lehranstalten, der escuela superior de guerra und der escuela normal de tiro, an denen unsere deutschen Offiziere erfolgreich wirken, sowie auf dem Campo de Mayo, dem großen Übungsplatze bei der Hauptstadt, dem ich bis dahin nur einen Ausflug hatte widmen können. Dies war noch dazu an einem Regentage geschehen, an dem die schon befohlene Truppenrevue wieder abgesagt wurde. Auch hier nahmen wir jetzt reges Streben und ver-

ständnisvollen Fortschritt wahr. Die Überzeugung, daß ein emporstrebender Staat auch kriegerisch tüchtig sein müsse, ist in Argentinien noch von keiner verschwommenen Schwärmerei für ewigen Frieden angekränkelt.

Wir schieden von den Provinzen Argentiniens mit dem Gefühl, daß die erstaunliche Entwicklung sich durchaus nicht auf die Hauptstadt beschränkt, sondern sich im ganzen weiten Gebiete der Republik lebhaft fühlbar macht. Gerade die letzten Eindrücke in Rosario hatten am deutlichsten dafür gesprochen. Die Ausdehnung von Handel und Verkehr, die man dort bei den ersten Entwürfen am neuen Hafenbau für die nächsten vierzig kommenden Jahre zugrunde legte, ist heute schon nach einem einzigen Jahrzehnt erreicht.

Argentinien ist landschaftlich, wenn man von seinen Gebirgen und dem Norden absieht, kein schönes, aber es ist ein gesegnetes Land. Auf fruchtbarem Boden wächst ein begabtes und kräftiges Volk empor unter mildem Himmel am Meere und an Strömen, die ihm die besten Wege in die weite Welt eröffnen. In unerschütterlichem Vertrauen auf endliches Gelingen, wenn auch noch Stürme und Rückschläge bevorstehen mögen, steuert es der Zukunft mit geschwellten Segeln entgegen. Erst ein geringer Teil seiner Bodenschätze ist gehoben; noch sieht es sich keine Schranken gezogen. Der Argentinier empfindet sein Vaterland „Groß-Argentinien“ selbst als das „Neuland der unbegrenzten Möglichkeiten“.

Bergwasser.

Von

Reinhold Fuchs.

Geliebter Wildling Du, von Stein zu Stein
Stürmst Du hinab mit Jauchzen und mit Grollen.
Hell stiebst Du auf im Regenbogenschein,
Felsriegel sprengend, die Dich bannen wollen.

Wie lieb' ich Deine jugendkühne Kraft,
Die ewig neu, ob tausendfach zersplittert!
Ich kenn' sie wohl, die junge Leidenschaft,
Die einst auch mir die Brust, die Stirn umwittert!

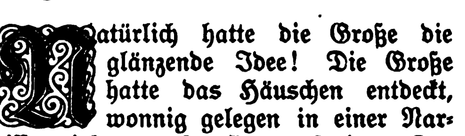
Doch wehe Dir! — Bald wirst Du Mühlen drehn,
Wirst Sägen treiben durch gefällte Stämme,
Und trüb und klanglos wirst Du mürrisch gehn
Durchs Stadtgewühl, gepfercht in Quaderdämme.

Wo mitleidslos die Sonne niederbrennt,
Wirst Du das Lastschiff durch die Eb'ne tragen
Auf grauer Flut, drin keiner mehr erkennt
Das Bild aus Deiner Hochlandjugend Tagen.

Doch endlich küßt das endlos-ew'ge Meer
Versöhnend, läuternd Deine müde Stirne, —
Dann spiegelst Du aufs neu das Sternenheer,
Klar, wie Dein Quellsee auf der Alpenfirne!

Hans Taps.

Eine heitere Geschichte von Hans von Kahlenberg.



Natürlich hatte die Große die glänzende Idee! Die Große hatte das Häuschen entdeckt, wonnig gelegen in einer Narzissenwiese ganz für sich, auf einem Kap über dem See. Und die Luft war von einer so leichten, leuchtenden und unveränderlich heiteren Bläue, die weißen Sterne der Narzissen dufteten, das Gras stand uns bis an die Knie hoch, wie auf einer deutschen, vergeßnen Wiese, und da gab es Schutzwände aus Gebüsch, verschwiegne Hecken und pickende Amseln! Ein verwunschnes Häuschen! Hoch und spitz wie ein Hütchen. Nur zwei winzige Kämmerchen hatte jedes Stockwerk, der Stockwerke aber waren drei oder fast vier, wenn man ein Aussichtstempelchen auf dem flachen Dach mit hinzurechnet. Wie aber soll ich von der Aussicht dort sprechen? Wer den Langen See an seinem Frühlingsfeiertag nicht gesehen hat, wenn die weißen Villen im Kranz wie Silber schimmern, wenn die Berge rostrot, violett und gleich lenzlichen Weiden zart graugrün blühen, die weite Fläche ruhvoll liegt und die bewegte und kühne Linie des Hochgebirges den lächelnden, gesegneten Frieden eingürtet — wer das nicht sah und ein armer, nordischer Mensch aus Novembernebel und dem Qualm von Fabrikschornsteinen ist, um den die Häuserwände triefen, während der Fuß im Kot schwerbehaftet stockt, ja, wo finde ich für den die Worte, liebevoll und leuchtend, damit er begreift, daß es Erdenlieblichkeit gibt und die Natur wirklich Gottes ist, eines Künstlers und Liebenden ureigenste und zärtlichste Schöpfung?

So stand ich auf dem Balkon über der Höhe von Pallanza und dachte an die Heimat, an Mühsal und Arbeit auch meines, noch nicht gar langen Lebens, als die Große mich an die Schulter tippte: „Du Maus, Grauchen, — das Häuschen müssen wir haben! Das ist für uns extra bestellt und hierhin gestellt.“

„Das Häuschen!“ wiederholte ich mit offnem Mund und dachte an zwei nicht sehr reich gefüllte Reisekassen, an die schweren Lern- und Strebetage des Pariser Winters in der Rue Delambre, am Luxembourg, dachte auch an die Pension in Baveno, die Paradiso hieß und von einer Schweizermadam mit sehr viel Nüchternheit und Sparsamkeit geführt wurde. „Dich sticht das Wohlleben und Frau Bluntschlis Kraftnahrung, Große! Wir sind Ärmlinge und Proletarier, wir dürfen kein Haus beanspruchen.“

„Das Häuschen wird unser, und wenn ich mich ruinieren soll!“

Wenn die Große so energisch spricht, weiß ich, daß sie ihren Eisenkopf aufgesetzt hat und daß man ihr dann nachgeben oder zerschellen muß. Man m u ß ohne Gnade! So hatte sie mich aus der Berliner Postkarten-, Fächer- und Haussegenmalerei kurzerhand herausgerissen und nach Paris geschleppt. „Bei der Bluntschli hast Du sowieso nie Sonne. Das Weib unterernährt uns. Übrigens ist ihr Anblick unästhetisch und wirkt herabstimmend.“

Ich flehte: „Denk daran, Große, daß wir nur vier Francs fünfzig bezahlen!“

„Es ist Unsinn, vier Francs fünfzig zu bezahlen. Unmoralisch ist's! Viel besser, man bezahlt gar nichts und lebt als freier Vagabund im Grünen!“

„Du kannst Dich doch nicht einfach so in das Häuschen einnisten, ohne die Eigentümer zu befragen? Selbst in Italien gibt es doch Schutzleute!“

Die Große lachte: „Beruhige Dich, Spitzmaus! Ich habe die Absicht voll-

kommen korrekt zu verfahren, den proprietario zu ermitteln und ihm für sein rechtmäßiges Eigentum blanke Silberlinge anzubieten."

„Aber das Häuschen ist bewohnt," sagte ich plötzlich.

In der Tat befand sich unser künftiges Schloß in einem seltsam dornröschenhaften Zustand. Riesige Pfingstrosenbüschel standen in einer Glasschale, die Blumenblätter waren vollkommen eingetrocknet, hatten aber ihre Farbe und Form behalten, nur das Wasser, zu einem trüben Satz verdickt, roch übel. Im Fiascho auf dem Tisch war ein Weinrest geblieben, daneben lagen angeknusperte Kakes und hingen über Sessellehnen allerlei Schleierfetzen und Seidenschals zwischen abermals Krügen und Steintöpfen mit Blumen, mit Narzissen und Glycinentrauben, mit verdorrten Riesenwicken und bunten Erbsen. An die Wand, die zahllose Löcher von Nägeln, Haken und Zwecken aufwies, war eine Aquarellskizze aufgepinnt: ‚Mabel gloriosa', ein lachendes, keckes, blühend frisches und schwellendes English girl, etwa in der Art des Dana Gibson gegeben, mit einem Unterton von deutscher Inbrunst, den der Amerikaner nicht kennt. ‚In remembrance!' stand steil in die Ecke gekritzelt.

Wir rochen deutlich ihr Parfüm von Irisseife und Lavendel; vor dem zerwühlten Bett, das genau so geblieben war, wie eine aufgesprungne Schläferin es verlassen hatte, lagen rechts und links zwei kleine, in rosa Band gefaßte Strohpantöffelchen. Das Waschwasser war in dem großen Steingutbecken angetrocknet, ein leeres Flakon von Houbigant stand wie eine Prinzessin neben armseligem Gerät, auf dem Fußboden ballten sich Mabels Handtücher in wirren Knäueln.

„Eine liederliche Person, die Mabel!" mißbilligte ich.

Die Große stand auf dem Balkon und sah nur den Rundblick.

„Und die Unordnung von den Wirtsleuten, daß sie nicht mal nach ihrem Abzug aufgeräumt haben! — Die ist doch mindestens drei Wochen fort?"

„Spitzmaus, wir machen die Sache, das Haus wird unser!"

Hierzu muß ich einschalten, daß die Große eigentlich gar nicht groß ist. Nur etwas Hoheitsvolles und sehr Entschiednes hat sie, ein blasses, schmales Gesicht in zwei Rabenfittichen gerahmt. So dicht und schwer ist meiner Großen Haar, daß ich es immer nur wie göttlichen Reichtum bestaunen kann.

„Andiamo!" sage ich nur ganz wehmütig. Die schöne Mabel an der Wand lacht mit allen ihren festen und weißen Zähnen. Wahrhaftig, der runde Schokoladenkremekuchen, krümelig und wie Pulver trocken, zeigt noch ihr Bißrund!

Im Winkel der steilen Wendeltreppe unten stauen sich Flaschen, Konservenbüchsen, Silberhälse, Chiantikörbchen und Fruchtkisten. „Muß die hier geschwelgt haben, die Mabel!" Mein deutsches Gewissen empört sich. „— Sie muß eine Amerikanerin gewesen sein! Engländerinnen haben bessere Sitten."

Die Große hat eine Frau von fragwürdiger Sauberkeit ausfindig gemacht, die weiß, wem das Häuschen gehört. Einer Signora mit fabelhaftem Namen, Torlonia oder Colonna. In diesem Lande haben alle Leute die schönsten Namen. Eine reiche Signora! Eine Witwe. O und das Unglück, das sie mit dem Häuschen gehabt hat! Erst ist die signora americana abgereist und dann der junge Herr, der Maler, ein Deutscher, der hat nichts bezahlt! Wie es liegt und liegen geblieben ist, hat er das Haus verlassen. Einfach fortgegangen ohne zu bezahlen! Ohne Koffer! Man hätte den Guardia rufen, ihn festnehmen lassen müssen. — Gewiß ist das Häuschen zu vermieten! Es ist durchaus fertig und sofort beziehbar. Ein Wunder, ein Juwel von einem Häuschen!

Die Große bemerkt, daß das Häuschen unsauber ist und rein gemacht werden muß. Die Frau gibt zu, daß ein Aufräumen am Platz gewesen wäre — aber: „Sie begreifen, wenn man arm ist und seine Arbeit hat! Die Wäsche und vier Kinder! Die Padrona ist zwar reich, aber sie ist auch geizig." Ja, sie hätte auch die Amerikanerin und den deutschen Herrn bedient. Aber solch ein Unglück! Abzureisen ohne zu bezahlen! Ohne Gepäck! Darüber konnte man Aufräumen und Reinmachen wohl vergessen! — Und ihr wurde obendrein von der Padrona die Schuld zugeschoben. Solch eine schöne Dame, bellezza! So ein



Interieur bei Sonne.

Gemälde von Carl Piepho.

nobler und lustiger Herr! In wenigen Minuten würde nun aber das Häuschen wohnlich und proper sein. Es enthalte sehr wertvolles Mobiliar. Vier Zimmer. Zwei, — Mabels, die wir gesehn hatten im ersten Stock, zwei im zweiten. Unter dem Dach konnten auch noch Personen wohnen und neben der Küche. Ihre Tochter Angiolina könnte kommen, für uns kochen und neben der Küche wohnen.

„Die Küche besorgen wir uns selbst," entschied die Große. „Jetzt führen Sie uns zu Ihrer Dame, damit ich das Weitere mit ihr bespreche."

Der Himmel verzeihe mir, wenn ich auf Benedettas lichtes Bild einen vielleicht unverdienten Schatten fallen lasse! Ich bin heut noch der Überzeugung, daß die Padrona mit dem großen Namen nie etwas vom Verschwinden ihrer ursprünglichen und ersten Mieter erfahren hat. Vielleicht dachte Benedetta, die Kunde von einem Schicksalsschlag kommt immer noch früh genug, sagen wir, wenn der Mietstermin abgelaufen ist. Vielleicht hatte sie andre, noch tiefer liegende und gewichtigere Gründe. Wenn der fremde Herr, der Maler, der Tedesco, ganz ohne jegliches Gepäck wie er ging und stand davongelaufen war, mußten doch zum mindesten einige Hemden und etwelche Kragen zurückgeblieben sein.

Benedetta ertränkte sämtliche Bedenken durch einen Redeschwall. Um vierhundert Lire stände das Häuschen für die Saison zur Verfügung. Wenn die Damen es für einen Monat wollten, bedeutete das also hundert Lire, dazu die Wäsche und Aufwartung für Benedetta. Morgen, nein heut, könnten wir einziehn! Oder Schriftliches begehrte die edle Signora? — Signorina, sagte Benedetta natürlich schmeichelnd, obgleich die Große eine Frau ist. Und doch keine Frau, auch keine Witwe, — meine arme Große! Benedetta käme morgen mit dem Schriftlichen und der Sekretärin der Padrona. Diese Dame war, wie gesagt, sehr reich, hielt sich eine Sekretärin. Alles in Ordnung, vom Notar durchgesehn und gestempelt. Benedettas Schultern und Hände ahmten jede Gebärde des Notars nach. Und kämen wir also wirklich morgen nachmittag um vier Uhr? Ein kleines Handgeld vielleicht für Benedetta, — auch die Sekretärin war dem Glanz der Lire nicht unzugänglich, fünf Lire würden es tun. Benedetta stieg auffallend schnell zu zwei Lire herab und ließ, als sie keine Gegenbewegung sah, die Sache gleich ganz fallen.

Alles war bereits abgemacht für die Wackre, sie lief, um Besen und Scheuereimer zu holen, die ganze Familie Benedetta sollte mobil gemacht werden und müßte helfen. Sie wußte, was die Fremden liebten, daß sie die Sauberkeit liebten, viel, viel Wasser und Seife, die signora americana hatte jeden Morgen ein Bad genommen, des Abends auch Kübel voll Wasser, — bella, bellissima, war sie gewesen! Der deutsche Herr war ihr sposo, Benedetta lächelte nachsichtig zärtlich. Verheiratet waren sie wohl nicht gewesen — aber sehr glücklich, sehr vergnügt! „Es ist ein Haus, das Glück bringt," versicherte Benedetta. Alle waren dort glücklich und fanden Bräutigams.

„Sie spricht zuviel und ist eine Schlampe," urteilte der Nordpol.

Trotzdem gewann Benedetta den Tag. Wir waren schon das Treppchen halb wieder hinabgestiegen, in tiefe und fruchtbare Überlegungen versenkt, wie man von dreihundert Lire hundert Lire abzweigt, ohne darum ein Monatsbudget zu erschüttern, als die Frau uns nachgelaufen kam. Sie hatte beide Hände voll Narzissen. Hätte irgendeine Frau Schmidt oder Schulze bei uns die Idee gehabt?

„Aber die Frau Schmidt oder Schulze," sagte die Große, „hätte niemals einen solchen Augiasstall zugelassen."

Ich muß gestehn, daß wir gegen Frau Blüntschli den Abend vornehm und abweisend waren. Wir fühlten uns als Hausbesitzerinnen.

„Du, Große," fragte ich halb im Schlaf, „glaubst Du, daß er mit ihr durchgegangen war?"

„Wer?"

„Der Deutsche, der sposo?"

„Hoffentlich hat er seine Zimmer nicht zu sehr verqualmt!" sorgte sich die Große. „Deutsche sind solche Schlote."

„Ach, Große, sie waren am Ende sehr glücklich?"

⁂

Jetzt muß ich Hans Taps in Person

vorführen. Nie war ein Mensch unbekannterweise so genau gekannt, und kein Sherlock Holmes hat ähnlichen Scharfsinn aufgewendet, um aus Spuren und Andeutungen ein Gesamtbild, das seelische, geistige und körperliche Porträt herauszutüfteln. Ich wohne seit drei Wochen in Hans Tapsens Zimmer, ich wasche mich, nicht mit Hans Tapsens Seife, — obschon er auch davon ein Stück hinterlassen hatte, und zwar recht gute, französische, — aber ich schlafe in seinem Bett, ich bin von seinen Arbeiten umgeben, von Landschaften, Fratzen und Mabelstudien — besonders von letzteren! In die Fensterscheibe vor mir hat Hans Taps mit (vermutlich) Mabels Diamanten, sein Herz eingekratzt um den einen Namen drin, es riecht hier immer noch ein wenig nach seinen Zigaretten, weniger als bei Mabel drunten, und die Zeilen, die vor mir liegen, sind von Hans Taps eigenhändig geschrieben.

Ich besitze nämlich einen Brief von Hans Taps, an mich, an seine Nachfolgerin. Und so fanden wir ihn: Benedetta und ihre Familie hatten sich wirklich am Donnerstag früh mit Besen und Wassereimern über unser Häuschen ergossen. Es sah tatsächlich verhältnismäßig propper aus und duftete nach Nässe. Bei der Großen stand in der Glasschale ein bunter Wiesenblumenstrauß, und Benedetta zeigte stolz auf ein neubezognes Bett und die abgeräumte Tischplatte. Den Tisch bedeckte Mabels grüner Seidenschal, der ihres Bildes, — die Große nahm ihn schweigend weg. In den schmalen Koffern und Taschen der Großen findet sich immer ein angenehm warmfarbiger Sammetstreifen, ein Gobelinendchen, irgend etwas Hübsches, Vornehmes und Einzigartiges, das ihren Räumen Stimmung und Behagen verleiht. Und immer, wo sie auch ist, steht im Lederrahmen, neben dem Bett der Großen, das Porträt eines Mannes, eines jungen Mannes mit edlen und festen Zügen, von dem ich nur weiß, daß er in einer entfernten französischen Kolonie seinen ärztlichen Beruf ausübt, daß er ein Pole und ein Patriot ist. Nie wird sein Name zwischen uns genannt. Nur manchmal, wenn die Große aus der Heimat Briefe bekommen hat, wenn ich sie dann sehr blaß sehe, dann weiß ich, daß sie an jenen Mann denkt.

Ganz leidlich wirklich war es schon bei der Großen! Der Himmel lachte blau herein durch die zwei offnen Fenster, das Bild ihres Freundes stand auf ihrem Tisch, und da lagen all die hübschen und vornehmen Geräte der großen Dame, die meine Große ist. An der Wand hing noch die mit der Rubinnadel festgepinnte Skizze, Mabel Gloriosa. Die Große zog die Pinne sorgfältig heraus: „Die Nadel ist wertvoll. Vermutlich hat Benedetta sie für Glas gehalten.“

„Die Skizze ist wertvoller!“ rief ich hitzig.

Aufmerksam und ruhig prüfte sie die Große. „Du hast recht, Kleine! Sie ist die Arbeit eines Künstlers.“

Da war die Große schon wieder auf dem Balkon, schaute traumverloren und sehnsüchtig in die schimmernde, lächelnde Weite.

Gleich seligen Märcheneilanden schwimmen Isola Madre und Isola Bella auf dem Wasser, Baveno liegt weiß unter grünem Hügelkamm, Stresa mit den langen Reihen der Hotelfenster — das atmet, klingt und jubelt, als ob nie der Schmerz dunkel darüberfallen oder die Not aufschreiend hineinschneiden könnte. Selbst die Fischerinsel, wo arme Leute wohnen, ist nur Farbe, ist Rot und Weiß und lichtes Frühlingsgrün. Und Barken mit hellen Zeltdächern und purpurbefransten Kissen schaukeln verliebte Pärchen ungezählter Hochzeitsreisender, die eleganten Salondampfer ziehen ihren weichen Weg, zwischen Mandolinenklängen und schweren Düften durch smaragdne, schmeichlerische Wellen.

„Es ist schön! Es ist schön zum Weinen!“ sagte die Große. Ich sah die Tränen in ihren schönen, dunklen Augen. — „Nun komm hinauf zu Dir, Kleine, Du darfst nicht schlechter als ich hausen.“

Das war so recht die Große. In Berlin hatte sie Frau Kusebier bestimmt, eine gewisse Plüschgarnitur, die meine Einbildungskraft lähmte, gegen ein Streckbett umzutauschen, und für den prachtvoll gerahmten Öldruck: Auf der Alm, hing eines Nachmittags die Toteninsel im ganz schmalen Leisten da.

Ich trat in Hans Tapsens Besitzstand ein, so ziemlich wie er ihn verlassen, mit Ausnahme jener Sachen, die der Engel-

familie nutzbar und wertvoll erschienen waren. Von Malereien hielten Mignons kunstsinnige Landsleute augenscheinlich nicht allzuviel; ich glaube, daß kein loses, bezeichnetes Blättchen, kein Aquarell und kein zum Pinselproben verschmierter Pappdeckel fehlte.

„Nun, das ist ein vollständiges Atelier!“ rief die Große erstaunt. „Mit der ganzen Ausrüstung.“

„Große! Und der konnte was!“ sagte ich feierlich. Mir wird immer feierlich, wenn ich Können sehe, ein Auge und eine Leichtigkeit, die ich besitzen möchte, nach der ich ringe und strebe, Gott weiß es! mit aller Bescheidenheit und Leidenschaft meiner Seele. Dies war beides, stark und gut; vieles, — Hans Taps nähme mir es nicht übel — war freilich faul und geludert und gepatzt, aber echt, tapfer und eigen blieb alles und jedes!

„Das ist eine eigenartige Erbschaft, die Du antrittst, Kleine,“ sagte meine Große etwas gerührt, „der Kollege hat Dich vorgeahnt. Suchen wir im Schlafzimmer weiter!“

Es war ein kleiner, dunkler Schacht und zeigte nichts Bemerkenswertes. Nur ein Heiligenbild, wohl aus dem ursprünglichen, schreiend bunten Wandputz, war über dem Bett hängen geblieben. Es stellte den heiligen Laurentius auf dem Rost dar, — mit sehr viel Flammen, mit schürenden Henkersknechten und einem jämmerlich geringelten Märtyrer in der Pfanne.

„San Lorenzo,“ erklärte Benedetta, die, um unsern Beifall in Empfang zu nehmen, heraufgeklettert war, stolz. „Der Herr hielt viel von dem Bild, hat sich's selbst da aufgehangen.“

Die Große lachte.

Es tat mir schon weh für Hans Taps, daß sie lachte, obgleich es das weiche, melodische Lachen meiner Großen war. „Große, er war unglücklich hier!“

„Nimm Dich in acht, Grischen, daß er Dich nicht ansteckt! Du bist zu weichmütig.“

Benedetta drehte sich wie ein Pfau in der Sonne, voll Stolz über die Sauberkeit und Pracht der Räume; selbst ihre Sprößlinge staken in Festkleidern, sie waren zahlreich und rechneten sich augenscheinlich zum Inventar. „Der Signor und die Signorina taten den ganzen Tag nichts wie Lachen und Spielen. Er machte das da,“ sie wies auf Hans Tapsens Wanddekorationen.

„Das nennt die ahnungsvolle Seele ‚Spielen‘.“

„Sie rechnet wohl nach dem Marktwert,“ sagte die Große trocken. „Wenn sie versuchte, die Miete damit zu zahlen, würde es im Vaterland Tizians und Raffaels nicht langen.“

„Aber in dem Dürers und Cranachs,“ wehrte ich mich. „Diese Skizzen —“

„— sind die eines künftigen Thoma oder Böcklin, ich bezweifle es nicht! — Übrigens scheint ihr Besitzer und Verüber sie selbst nicht allzuhoch einzuschätzen.“

„Er war unglücklich — er liebte.“

„Und er konnte seine Zeche nicht bezahlen.“

Benedetta folgte unserm Disput mit ahnenden, lustfunkelnden Augen . . . „Die jungen Leute sind leichtsinnig! Das vergißt das Wichtigste. Die Signorina war reich, molto rica.“

Die wackre Madonna hatte trotz des Abschiedsunglücks mit ihren vorigen Mietern wohl kein allzuschlechtes Geschäft gemacht. Die Kinder wischten sich gierig die Mäuler. Alle zwölf blanken Augen funkelten listig und begehrlich.

„Laß sie gehn, ich bitte Dich, Große! Sie haben so 'was Habsüchtiges und Eigentümerhaftes. Ich werde erst froh hier, wenn wir ganz allein sind.

Die Große sagte: „Wir sind müde, wir wollen uns ausruhen und waschen. Kommen Sie morgen wieder, ob ich Befehle habe.“

Benedetta schwatzte von einem pranzo; der Signor und die Signorina hatten lukullische Mahle von ihr bezogen, Hühner, Hummern, Makkaroni. Wir wollten keine lukullischen Mahle, wir waren keineswegs gesonnen, in die Fußstapfen des orgiastischen Paares zu treten. „Wir essen jetzt nicht.“

Nun schoß Benedetta einen tückischen Pantherpfeil ab. „Der signor tedesco hat geschrieben, viele Blätter geschrieben. Wir konnten es nicht lesen, Angiolina und ich, es ist alles in Deutsch. Vielleicht steht etwas über die Miete darin, oder woher er das Geld schicken will? Da im Schubfach liegt das ganze Paket.“

„Es ist ein Brief, Große! Ein Brief an mich!"

„An Dich!" —

So fanden wir Hans Tapsens Brief an mich.

Eine königliche Handbewegung der Großen scheuchte die Schmarotzerfamilie, zwei Allerkleinste bereiteten sich gerade auch noch, die unterste Treppe heraufzusteigen.

„Wir brauchen Ruhe und absolute Einsamkeit, verstehen Sie! Nur des Vormittags eine Stunde Aufwartung, vielleicht hier und da eine Besorgung. Nichts weiter. Wir zahlen auch nichts darüber."

„Der Brief!" Benedettas neugierige Augen funkelten.

„Der Brief ist an meine Freundin."

„Ah, die Signorina weiß die Adresse des signor tedesco?"

„Die Signorina muß erst lesen. Zum Lesen gebraucht man Zeit und Ruhe."

Dies war der Brief:

„Kleines Wesen, Spitzmaus, elendes, kümmerliches Malweib, Scheusal vor Gott und Menschen, Mittelding von Huhn und Geier, Spottgeburt, ich sehe Dich deutlich. Ich sehe Dich mit Deinem spitzen, suchenden Näschen, das immer nach Kenntnissen und Geheimnissen schnuppert, nach Kraft und Schönheit, die Dir doch immer verborgen bleiben müssen, weil Du in Dir selbst Unmacht, eine Entstellung und Verkrüpplung aller ursprünglichen und sieghaften Triebe des Weibes bist."

„Der geht drauf los!" freut sich die Große. „Kleine Spitzmaus, schämst Du Dich recht?"

„— Ausgekrochen aus dem nordischen Nebel, aus Anklam oder Elbing" — Gott sei Dank, wenigstens, daß ich in Neuhaldensleben geboren war, wußte er nicht!

„— wo Deine Mutter mit der Küchenschürze umging und Dein Vater Akten verschmierte, fliegst Du, betrunken von Form und Licht, Du graue, greuliche Motte, Nachttier, Halbvogel, in diese südliche Sonne, in tanzende Herrlichkeit und strömenden Duft, die Deine armseligen Zwinkeräugelchen nicht vertragen können, die Deine Scheußlichkeit und Unförmigkeit erbarmungslos dem lichten Tage zeigen! Lernen willst Du, — Du sollst **können**! Dich bestrahlen lassen, wärmen möchtest Du Dich — Du sollst Glanz und Leidenschaft sein!

„O Gott, wie wird mir übel und elend verkatert beim Gedanken an Dich, wie Du schnoberst und eilfertig hier den Brocken erhaschest und aus Deinem engen, verschlissenen Beutel zögernd und seufzend die Silberstücke ziehst! Denn Du hungerst ja lieber, elendes Faustaufgüßchen in der neunzigmillionsten Verdünnung, als daß Du nicht Schönheit sähest! Du sitzest und seufzst und strebst und zappelst. Pfui, Du bist häßlich! Du bist viel häßlicher als die Fliege, die sich im süßen Seim verfängt und einklebt. Da wälzt und müht sich so ein elendes Biest vor mir, und ich helfe ihm nicht, ich schlage es auch nicht tot.

„Siehst Du, genau so bist Du! Du hast eine schmale Brust und schiefe Schultern, Deine Finger haben Farbenkleckse, und Deine Zehen stecken in riesigen, ausgetretnen Schifferkähnen. Ist es so? Versuche nicht zu lügen. Dein Mund, der Lippen wie Kniffe hat, der ohne Schwung und Wärme ist, kann ja nicht einmal lächeln."

„Große, ich lese nicht weiter! Er wird zu frech. Er ist beleidigend! Hast Du nicht selbst gesagt, daß meine Hände hübsch und weich sind? Ich habe Nummer 36 als Schuhnummer, und in Blankenburg —"

„Erwähne Blankenburg nicht! Es erinnert zu sehr an Anklam! Gib **mir** das Manuskript!"

„Nein, nein, es ist meins! Er meint **mich**. Aber diese Nacht ist er hier gewesen, er hat unsre Verhandlung mit der Gebenedeiten belauscht. Er **will** mich ärgern."

„. . . habe ich Dich nicht richtig gezeichnet, Frosch, Abschaum, Beleidigung des Menschengeschlechts? Stehst Du da im Lodenrock mit gelber oder brauner Bluse? Trage nie etwas anderes als gelb oder braun! Es paßt zu Dir, und Du kannst es selbst waschen. In Deiner Waschschüssel oder hinter der Badewanne. Weißt Du was ein Tub ist? Badest Du je?"

Nun lese ich aber wirklich nicht weiter. Ich bin geärgert. Infolgedessen nimmt die Große das Briefbündel.

„— Denke nicht, daß viel, oder auch nur einige Kunst dazu gehört, Dich zu erraten! Deine Spezies ist zu wenig rar. Seit Jahren verunziert und entweiht sie die

Ufer dieses zauberhaften Sees. Sie kommt in immer größerer Anzahl jedes Jahr wieder, wenn die Schwalben und die Singvögel seltener werden, — denn, o ich kenne Deine Geheimnisse, ich weiß alles! — Deine Begeisterung, Deine Schwärmerei, Dein Bildungseifer sind erlogen — **aber dieser See ist billig!**"

„Vierhundert Lire nennt er billig! Ein Protz, ein aufgeblasener, geldstolzer Lord Habenichts! Allerdings, wenn man seine Miete unbezahlt läßt!"

„Du brauchst hier nicht zu heizen wie in Elbing und Neuhaldensleben —"

„Das ist nicht wahr, Große! Neuhaldensleben hat er nicht geschrieben! Ah, Du willst mich auch mitärgern, Du bist in der Verschwörung! Du, Du hast den schauderhaften Brief hier eingeschmuggelt!"

Erst balgen die Große und ich uns ein wenig, ich lese weiter von dem unterstrichnen Stichwort an: **billig.** — „Du brauchst hier nicht zu heizen wie in Anklam oder Elbing, Du kaufst Dir Früchte, Brot und etwas Käse, den Du aus der Hand verzehrst, der Wein ist halb umsonst. Du liebst den Wein, weil Du selbst frostig, nüchtern und gänzlich phantasielos bist.

„Deine Sorte ist also hier mehr denn ausreichend vertreten. Sie füllt Pensionen, wo Du zwei und drei Lire täglich bezahlst und dafür faule Fische und ranziges Fleisch kauen darfst, wo Du frierst und gierst und günstige Gelegenheiten ausschnüffelst. Denn Du bist rastlos, wie Du nie satt bist, und Deine Füße auf ihren Doppelsohlen in Rindslederborken sind ausdauernd. Du entdeckst auch dies Häuschen, Du erfährst, daß der Preis nicht hoch ist, und Du wirst ihn noch herabdrücken, Du wirst feilschen und schachern.

„Ich lasse Dir also, Malweib, meiner Nachfolgerin, ekelster Erfindung eines farbenklecksenden, verseuchten Säkulums, diese von allen Göttern einst bewohnte, von Venus, Ceres und Amor besuchte, — meine leere, unordentliche und verschmutzte Bude! Ich lasse Dir diese unsterblichen Schildereien, die beweisen könnten, daß, wenn eine Faust dahintersteckt, Kleckse blühen und Striche Dich auslachen könnten. Alle diese Beweise verschmähe ich. Beschnuppre sie, verachte sie, oder pack' sie ein in Deinen unergründlichen und weiten Strickbeutel, verkloppe, verhandle, verschleiße sie — sie sind Dein! Nenne sie Erzeugnisse Deines Fleißes, die meine Faulheit schuf, erfinde, was ich fand und wegwerfe! Ich verachte Dich so sehr, so unter dem Nichts stehst Du mir noch, daß ich meine Nichtigkeiten nicht einmal verbrenne oder zerschneide. Was ist die weibliche, künstlerische Produktion anders als der Papierkorb von uns?"

„Große, was wünschtest Du, daß mit Hans Taps, wenn er hier wäre, geschähe?"

„Ich würde ihn zwingen, sein eignes Schriftwerk mit aller Drastik und jedem Pünktchen in Buchstaben und Worten uns weiter, in unsere Augen hinein, vorzulesen."

„Gleichfalls lasse ich Dir, Malweib, eine engelhafte Wirtin, wahre Tochter dieses Landes, in dem die Condottieri zu Spitzbuben und die seraphischen Heiligen zu betriebsamen Straßenbettlern ausgeartet sind! Sie bejaht das Leben in ihrer Weise, wie unser Nietzsche — aus Naumburg an der Saale — sagen würde. Sie hat recht. Sie stiehlt wie ein Rabe, schluckt wie ein Schlauch und ist faul wie eine Wanze. Sie mag so bleiben! Du bist redlich, fleißig und abgebürstet.

„Jetzt, Spitzmaus, spitze die Ohren! Ich will Dich zum Vertrauten aller meiner Geheimnisse machen, Deine blanken, schwarzen, aufmerksamen und inhaltlosen Äugelchen reizen mich. Ich möchte nicht, daß ein **Weib** diese Geheimnisse mit anhörte, ein wirkliches Weib, das gelitten und geliebt hat, und das geküßt und gehaßt worden ist. Aber Du, Du Zwitterding, Du geschwänzter Staub, Du hungriges, häßliches, schattenhaftes Wesen, den zarten Seelen ein Ärgernis und den groben ein Spott, Du sollst alles wissen! Ich werde Dich gleich **Mabel** vorstellen, und Mabel wird voll Ekel über Deinen kleinen, grauen, purzligen Leib ihr kurzes Röckchen noch kürzer raffen. Vielleicht schreit sie: Mach' sie tot! Mach' sie tot! Und ich nehme gehorsam die Feuerzange. Nein, Grauchen, arme Deliriumsvision, Begleiterscheinung des Haarzwangs und der Schädelleere, fürchte Dich nicht! Ich liebe Dich, Du gehörst zu mir, Du bist meine Sorte! Spitzmaus, laß Dir gestehn, daß ich auch aus Elbing oder Anklam komme, nämlich

aus Witzenhausen! Wahrhaftig von der Werra! Aus Witzenhausen!

„Darum bin ich ein Frosch wie Du, ein schwerblütiger Nordländer, der verschwommenen Nebel im Gehirn hat und in der Seele allerlei Polypen und Affen und fratzenhafte Lionardo-Ungeheuer, Eidechsen mit Hundsköpfen und freche, haarige Gesellen mit Spinnenarmen und einem Alligatorklappenmaul. — Mabel kennt den Rausch nicht. Nein, Mabel nicht! Mabel ist immer froh, immer sicher, immer Selbstherrscherin. Wie Mabel schön ist! Noch viel schöner als die Benedetta, — die ist Gewürm. Aber Mabel ist ein Vogel, so ein prächtiger, südländischer, strahlender Wundervogel! Wenn er fliegt, schaukelt ein Edelstein in der Luft, und er fliegt wundersam in Schleifen und stolzen Stößen oder ruht sicher und gewichtlos in der tragenden Luft. Dieser Vogel ist so prächtig, daß sein Gefieder Dir das Auge blendet, und Du läufst und läufst hinter seinem Fluge her mit der offenen Hand und dem offenen Maul wie ein dummer, täppischer Junge.

„Mabel also, — höre mich, Greuel, — war eine schöne Amerikanerin, bildschön, eine Dollarprinzessin. Ja, wie kommst denn Du, Hans Taps, zu einer Dollarprinzessin? So fragst Du als verständige, ökonomische Spundlochbewohnerin sofort. Du, Hans Taps, mit unverkauften Skizzen, mit Deinen zehn Kragen und dem Samtrock, — aus Witzenhausen? Nun gut, Weisheit im geschwänzten Pelzchen, ich kam auch gar nicht darauf. Aber Mabel kam auf mich.

„Hast Du je über die Seeleneigenschaften einer Dollarprinzessin nachgedacht? Natürlich nie! Über die Goethes, Schopenhauers, von Apelles und Alexander. Bleiben wir bei Alexander. Du weißt, daß er erst strebsam und brav und später faul, liederlich war. In der Töchterschule in Anklam lernt man's. — Langweilte sich Mabel? Ich weiß es nicht, Wollte sie lachen? Ich glaube, daß sie von Zeit zu Zeit zu lachen liebte, zu küssen und geküßt zu werden.

„Nichts weiter, Spitzmaus, ich verbiete Dir streng, an weiteres zu denken! Anklam und Witzenhausen sind enge, räuchrige, stänkrige Nester. Diese kam von jenseits des Wassers, aus einem weiten, freien, lustigen Lande. Und sie hatte sehr viel Geld. Sie war schön.

„Im Palace-Hotel in Montreux fand sie es langweilig. Es war auch langweilig dort. Kennst Du Glion? Weil Glion billig ist und schön gelegen und nah, weißt Du, wo Glion ist! Du weißt auch, daß man dort für anderthalb Francs allenfalls, und außer der Saison, ein Zimmer kriegt. Es war keine Saison, merke Dir das, denn sonst wäre alles anders gekommen. Es war die ‚deutsche Saison'.

„Die deutsche Saison ist die ruppigste von allen in Montreux. Der deutsche Wirt streicht drei Gänge von seinem Menu, verschlechtert die Qualität und stellt die Abendunterhaltungen ein; die Preise erhöht er dafür um zehn Prozent, denn die Deutschen fallen zahlreich und schwarmweis ein.

„Aber Mabel langweilte sich im Palace-Hotel oder wollte die deutsche Saison in ihrer Weise mitmachen. Es gab einen Deutschen, der in Glion in einer Veilchenwiese saß und in einen weißverhangenen Birnbaum hinaufstarrte. Wie eine Braut stand der Birnbaum da, die Bienen dachten das gleiche und entsaugten ihm Süßigkeit, manchmal zupften die Luftamoretten an seinem Schleier und trugen kleine, lose Schalen weg, Elfentrinkbecher, und ein feiner Honigduft lastete im Wind; wunderzartes, allerausgesiebtestes Gold, das kein Geizhals in Säcke faßt, verschwenderisches und verschwendetes Gold, stäubte. Ich dachte: Herr Gott, wie schön ist Deine Welt! Ehrfurchtsvoll starre ich auf den Baum, der mich weihnachtlicher und weltverheißender als jede beschneite Tanne dünkt, denke nur das: Und Hochzeit — Hochzeit — irgendwie immer Hochzeit! Spitzmaus, hörte ich nicht sogar die Glocken läuten, obgleich ganz gewiß keine klangen?

„Dem schönen Mädchen im Haar lag herabgeglittne Sonne, sie trug ein weißes Kleid — bilde Dir nicht ein, schnöde Hintertreppenbewohnerin, die Du im Sechzigpfennigrestaurant zu Mittag ißt und Zwirnhandschuhe bis auf die Fäden abträgst — daß es Leinwand oder Flanell war! Milch, Schnee und Blütenschimmer in irgendwelche Schleier- oder Spitzengewebe gefaßt. Weiß der Teufel, wie sie das machen, für dreihundert Dollars oder Dein Jahres-

budget, Nagetierchen! Dies Flatternde und Kosende und Gleitende — lichter Meerschaum oder Wolkenunterstützung, da Du klassisch gebildet und in die stilvolle Madonna ehrfürchtig verliebt bist, — Gown, nennt man's — barg den glorreichsten jungen Weibesleib, nein, trug ihn empor, enthüllte ihn. Das aber kannst Du Dir nicht denken, denn Du bist ein blinder und einäugiger Bettler unter den Weibern, und wann ging einer solchen je Aphroditens Herrlichkeit, Mignons herbe Schlankheit oder Laura Diantis hochmütige und vernichtende Regelgerechtigkeit auf? Ja, was dachte sich die Natur, als sie ein häßliches Weib schuf? Äsop oder Schopenhauer, dem Sokrates, gab sie ein mächtiges und formendes Gehirn, dem Mime die Handfertigkeit, einem Scheusal, dem Quasimodo vielleicht, noch Leidenschaft und rohe Kraft. Du aber hast kein Hirn, Du kannst nichts, Du liebst nicht und fürchtest Dich im Dunkeln, oder wenn Kühe kommen.

„Spitzmaus, aber Du sollst Mabel sehen! Ihre Haare waren Gold, ihr Kleid weißer Blütenflor und ihre Augen . . . hast Du die Veilchen jemals genauer angesehn, ganz frische, am erwärmten Rain, die in der Mittagssonne stehn? Es gibt aurikelfarbene, es gibt sammetne und mutwillige und hitzige, denn daß die Veilchen sanft und bescheiden sind, ist nicht wahr. Sie sind tiefgründig und listig und raffiniert, — ganz Schlaue! Wenn Du's mir nicht glaubst, frag' die Franzosen, die aus ihnen und aus Maiglöckchen die kräftigsten und nachhaltigsten Parfüms ziehen, die Franzosen sind Feinschmecker und Künstler.

„‚Gottesdonner!' sagte ich ehrlich erstaunt, aber ohne aus dem Gras aufzustehen. Und Mabel mit den Veilchenaugen lachte: ‚Gefalle ich Ihnen?' — ‚Bleiben Sie zehn Minuten so, und ich mache aus Ihnen und der Wiese und dem Baum die berückendste Schmiererei, die je von resedagrauen oder terrakottfarbnen Wänden herabguckte. Sie sind ja bloß Farbe!'

„‚Nicht auch Linie?' fragte sie neugierig.

„Nein, Spitzmaus, Linie war sie nicht! Ich will Dir ins Ohr sagen: Auch keine Rasse, keine Seele! Aber Leben, so unverschämtes, blühendes, leuchtendes Leben — Herrgottnochmal, Grautierchen! — wenn ich Dich nähme und Dir die Ohren vollschriee, wie solltest Du's denn verstehn — Du, mit Brotkrümchen, mit dem großen Plötz Genährte!

„Also in der Wiese da, wie sie ging und stand, malte ich Mabel, ihre Verwandten (oder waren's friends?) tafelten indes in irgendeiner fashionabeln Konditorei, wo das Auto nach Caux sie abgesetzt hatte und erwartete.

„‚Ich kann nicht!' sagte ich tiefatmend und warf den Pinsel weg. Es waren Kleckse, die da entstanden waren, grüne, weiße und veilchenblaue Kleckse. Ja, Spitzmaus, aber hättest Du nur die Skizze! Vielleicht findest Du sie in fünf Fetzen gerissen im untersten Schrankfach rechts, da wo die schmutzige Wäsche liegt . . ."

„Große, sieh nach! Sieh nach! Es muß noch da sein! Ist das nicht genau wie im Puppentheater? Wir lesen den Text, und dann fallen die Handgreiflichkeiten ein!"

Das Handgreifliche in diesem Fall waren wirklich fünf Fetzen, grob und quer auseinandergerissen.

„Ist es möglich, Große, daß einer so was zerreißt? Glaubst Du, daß es wieder zusammenzuleimen ist?"

„Man hat ja in Murillos Köpfe wieder eingeflickt und ganze Freskenwände übertragen. Wenn Dir das für Deines Freundes Kleckserei —"

„Aber siehst Du denn nicht, Große, daß dieser Hans Taps ein Genie und kein Kleckser ist! Das — das — das — das hat er gemacht! Das kann er?"

„Staunst Du nun, Grauschwänzchen?" las die Große den Text weiter. „Ringst Du die Pfötchen und kringelst Du das Schwänzchen ineinander? Schreist Du ach und weh über die sündhafte Verschwendung, — soviel gutes, teures Weiß, all das kostbare Ultramarin und Pinkerts Blau und dies unwiederbringlich verlorne und zerschmierte Grün! Kratz' es ab, Nagetierchen, mach' Dir neue Pasten draus, verdünne, öle, wische, säubre, Du altes, putziges, pußliches Sammetbürstchen!"

Er schimpfte. Aber alle Beschimpfungen konnten meine Aufmerksamkeit von dem Wunder in Gold, Weiß und Veilchenblau nicht ablenken. Frech wie er! Aber wie ist's gesehn! Hatte der Mensch Augen und

floß aus seinen Augen soviel Sonne durch seine Hand?

„Ich will Dir sagen, Weichschleiche, daß selbst Mabel nach diesem Fetzen gesucht hat; den hätte sie gern mitgenommen — den allein! Selbst Mabel, obgleich sie keine Seele, keinen Verstand und keine Sinne hatte, — besaß doch einen Instinkt, den Dollarinstinkt vielleicht. Sie war nämlich eine Tochter aus Ruß, Talg und Leinöl. Mabels Erzeuger, der natürliche Ursprung all dieses Lichtweißgold und der Sonnen-veilchen-Augen, verfertigte Stiefelwichse. Sie wußte auch, daß Stiefelwichse mehr einbrachte, als Bilder, — aber dies, dies erinnerte irgendwie Mabel an speckige Pasten, an old Tommy Kebbys, ihren Vater, an einen gewissen frommen Glanz in seinem Tresor, den er selten aufschloß, woraus seine Tochter sich trotzdem die goldnen Haare geholt hatte und die weiche, pfirsichsamtne Haut und die schmalen Füßchen in goldigbraunem Chevreauleder, — Du gummigaloschenbeschuhte Maus und Rinnsteintrotterin!

„Freundliches Himmelblau über der Veilchenwiese, Orangen, Weißbrot und rosa Seewein! Wie konnte Mabel essen und trinken! Was für Zähne hatte sie! Es waren die eines jungen Hundes, Marmorhärte und Stahlspitzigkeit miteinander verbunden. Ihre Lippen waren Schalen der reifen Frucht, zwischen denen die Elfenbeinschnur des Hohen Liedes lag. Sie hat den Verstand, die Helligkeit aus meinem Gehirn und die Leichtigkeit aus meiner Hand gesogen, sie hat mein Herz, das blutvoll, reif und weich wie ihre Lippen war, verzehrt mit ihren weißen, lachenden Zähnen. Wie sie schluckte! Schluckte, sog und trank an meinem trägen, sorglosen, reichen und klopfenden Leben!

„So sagte Mabel, das Meerweib: ‚Du gefällst mir, Hans Taps! Du bist ein Bär, und Dein rauher Pelz sticht mich. Grade das mag ich. Im Palace ist's langweilig, Hans, so langweilig' — — Und Mabel gähnte, wie die kaninchenverspeisende Schlange gähnt. Wie die Arme Mabels stark und weich, lebendige Seidenstricke, waren! Kein Knochen schien ihren Leib, den jungen, warmen und gesunden, zu stützen, und er war von Stahl, mit Nerven aus Kabeldrähten und federnden Muskeln, Stoffe, aus denen man die Pneumatiks, die nichts angreift, oder Wolkenkratzer und Brückenbögen macht.

„Sagt Mabel: ‚My boy, I am most willing to please you. Meine party bleibt in Stresa, im Regina, irgendein englischer Lord oder Marquis, den sie mal die Ehre hatten kennen zu lernen, stops da. I escape, ich komme zu Dir, in ein Nest für uns zwei. Auf den ganzen Monat Mai, einen Maimonat lang, Hans!'

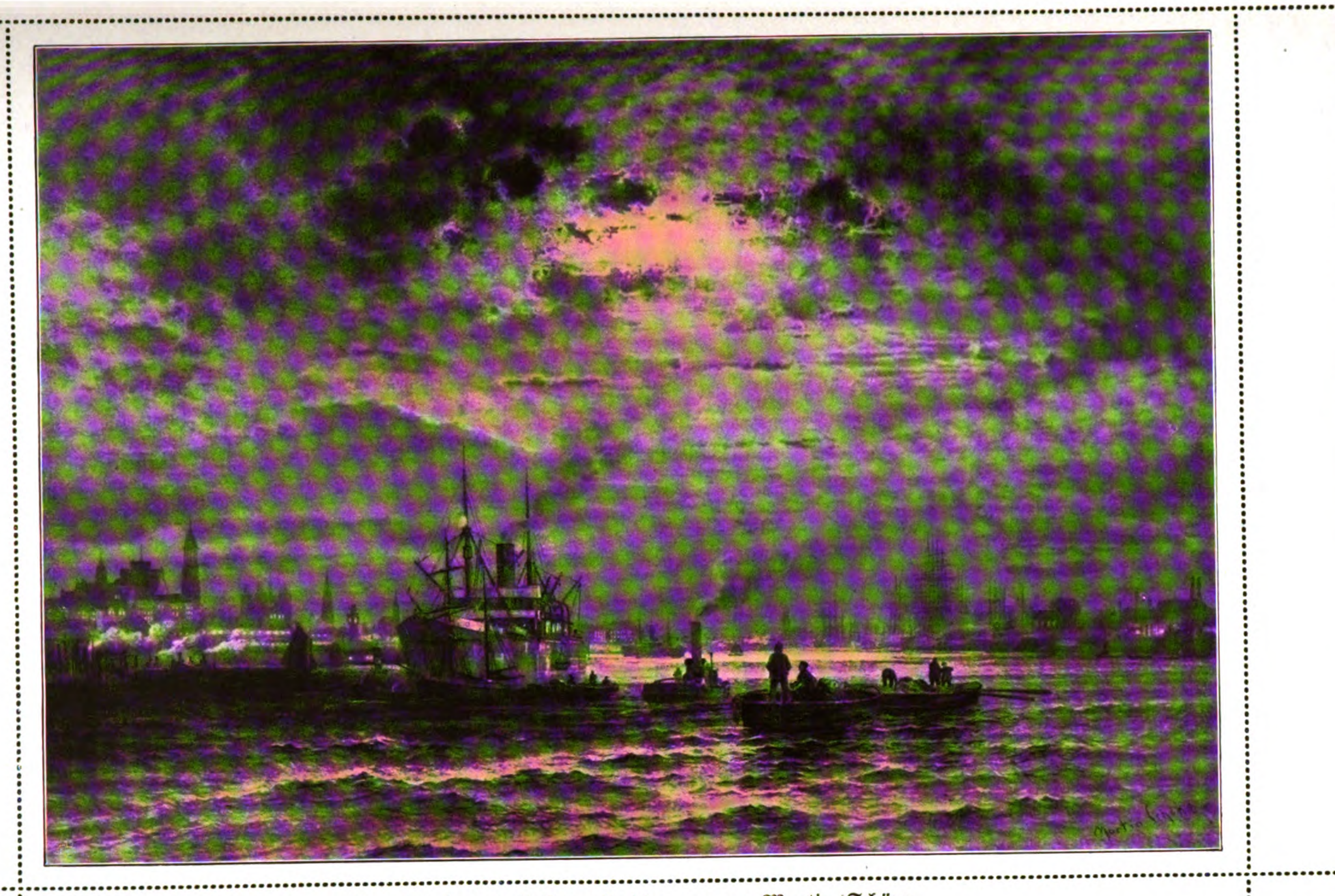
„Spitzmaus, ich sehe, wie Du einen Advokatenblick annimmst, Du schnoberst mit der Nase richterlich und hochgelüftet, Du legst Deinen Pelz in priesterlich tuntige Falten: ‚Ich bin eine solide und ehrenwerte deutsche Spitzmaus aus dem nebligen und nüchternen Norden,' sagst du. ‚Verschone mich mit unsittlichen Liebesgeschichten zwischen deutschen, entarteten Künstlern und angelsächsischen perversen Dollarübermisses!'

„Nimm Dich in acht, Spitzmaus, ich erwürge Dich! Denn Du lügst, Spitzmaus! Jeder Gedanke Deiner Anklamseele ist Verrat, Ihr alle lügt! Ehrbarkeit und Alltäglichkeit und Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit lügen! Und alle moralischen Geschichten, Eure Kaffeekränzchen und Jugendgärten und Hausfrauenvereine lügen! Selbst Eure Phantasie ist wie Eure Logik, wie Eure Geschichte und Naturgeschichte, verlogen!

„Dämmrungswesen, Höhlenbewohnerin, Lichtblinde —, Spitzmaus, weißt Du was ein E s e l ist?"

„Ich sollte meinen," fängt die Große behaglich an — „Und wenn Du es vorher nicht wußtest, nach der Aufnahme des Tatbestands hier, nach den Konservenbüchsen, den Pfingstrosen, dem Houbigantparfüm und der unbezahlten Miete —"

„Ein Esel, Du nachtgraues, spitznasiges Pünktchen, ist immer ein geborener Teutone. Glaube ihnen nicht, wenn sie Dir erzählen, daß es auch in Ägypten und auf Sizilien Esel gibt, — dieser Esel, den ich meine, Über- und Oberesel, der metaphysische Esel, jeder Auszug des Eseltums, der Dummheit, Dickköpfigkeit, Eingedämmtheit und Lastbarkeit, gedeiht nur jenseits der Alpen, jenseits des Mainstroms! Südlichere Esel haben zu viel Sonne, zu viel Öffentlichkeit, haben zu sehr den gesunden Menschenverstand der geselligen und süd-



Der Hamburger Hafen. Radierung von Martin Schöne.
(Kunstverlag von Joh. Riffe in Hamburg.)



lichen Menschen, um die Eselhaftigkeit in sich zu vollkommner Größe und allumfassend aus-zubilden, um daraus gleichsam ein Rassemerkmal zu machen.

„Spitzmaus, eine Frau — sei sie wie Du auch ein Hohn auf den Begriff, ein wüstes Zwitterwesen, eine Mausejungfrauenabart, — ist niemals ein vollkommener Esel. Nimm von mir diese zweite Unumstößlichkeit an! Und weshalb nicht, Brillenauge, Kaltpfotige? Sie ist niemals ganz blind, denn wenn sie keine Augen hat und wie Du Brillengläser trägt, besitzt sie Saugfäden, Taster, sie schleicht schleimig wie die Schnecke durch Dunkelheiten oder wenn sie ganz schlau ist, rührt sie sich nicht, sitzt still und angeklebt wie eine Meeralge. Der Frau, hätte sie auch keine Fäuste oder zittrige, eifrige, allzu geschäftige Raffpfoten wie Du, bleibt die Fähigkeit des passiven Widerstands, sie kann auch sehr lange ohne Fleischnahrung und Alkohol aushalten. Denke an Deinen Zichorienabsud und an die trocknen Brotrinden, die Du als Mittagessen kautest! Ich sehe von hier den eklen Vorrat Deines Speisekammerlöchleins, einen Zipfel Pferdewurst und angewelkten Salat, die gebratenen Kastanien und heißen Kartoffeln Deiner Studienzeit.

„Also das Eselgeschlecht ist ein herzliches, aufrichtiges, plumpdummes, stocktaubes und blindgeborenes Geschlecht. Sieh Dir so ein freudiges, junges Halbpferd an, wie es in der Aprilveilchenwiese wiehert und stampft, wie es fröhlich nach Hause trollt und dort aus einem Sacktuchzipfel Gold und Kassenscheine auswickelt. Ich habe einen Onkel, Spitzmaus, der Stadtverordnetenvorsteher in Duderstadt ist. Es ist ein mächtiger Mann, der sein Vermögen in Messingwaren machte. Er hatte mir die Erbfolge im Messinghandel zugedacht. Weine für ihn, Spitzmaus, der Mann ist ein Lear! Konntest Du nicht seine Nichte sein? Er hätte Dich dem Stadtsekretär oder sogar einem Ratsherrn selbst vermählt. Nagetierchen, schäme Dich Deiner schändlichen Grauheit und profitlichen Betriebsamkeit und heuchlerisch-größenwahnsinnigen Andächtigkeit! Schäme Dich!"

„Diesem Hans Taps werde ich die Wahrheit und meine Meinung über ihn nicht vorenthalten," schwört die Große grimmig.

„Hat er sich wie Du seit seinem siebzehnten Jahr sein Brot verdient und trocknes, tapfres Brot gegessen? Davon abgegeben, ja abgegeben, Mäuschen! Und ist er ehrlich geblieben, gut und weich, und ein Mensch, ein feiner, froher, tüchtiger und schaffender? Der, der Faulpelz, der Flegel, der Haupt- und Oberesel, der!"

„Bei Bachus und Cythere, Mauselinchen, war das ein Leben in unsrem Häuschen! Ja, ich habe den Kredit des Messinghändlers mißbraucht, ich habe einem wackren Ebräer, der bis dahin vielleicht noch einmal dem notleidenden Rembrandt oder Velasquez auf Vorschuß Kupferpfennige zuschob, um den letzten, schäbigen Rest von Menschenvertrauen und Wittrungsuntrüglichkeit gebracht. Der Mann nennt sich Gabriel, Erzengel, Zumbeer und ist wohnhaft zu München in der Kunststadt, Kohlgasse 26. Ich gebe Dir seine Adresse, weil er ein Edelmann seiner Art ist, er hat seinen Vorschuß verloren. Er sucht mich vielleicht jetzt mit Sbirren im Lande. Möge er den Messingmann in Duderstadt finden!

„Spitzmaus, alle Vorschüsse der Welt, Vanderbilts, Harrimans und Carnegies Kapitalien, hätten mir die zehn Tage nicht zu teuer bezahlt! Nein, nicht zu teuer. Ich schreibe das und sitze hier und habe kein Hemd auf dem Leibe, das mir gehört. Ich bin splitternackt wie Odysseus, der göttliche Dulder, als er dem bekannten Schlammbad entstieg.

„Weißt Du, was an diesem zehnten Morgen geschah, Spitzmaus? Wir waren auf der Bella gewesen und auf der Madre. Auf der Pescatore hatten wir Wein getrunken und Bratfischchen gegessen, Intra war von uns erforscht worden, allwo es Strohhüte billig zu kaufen gibt, wir befuhren den Ortasee, den von Mergozzo, die vier Seen von Varese, von Bardello, von Monate und Canobbio. Unsre friends saßen im Regina von Stresa, und diese vermieden wir wohlweislich, denn Mabel gab auf Reputation soviel wie auf ‚fun' oder vielleicht noch ein bißchen mehr, denn Reputation ist etwas Bleibendes wie Diamanten und wie echte Tizians, während der Spaß den Tauperlen, der Faulheit und dem Morgenfestglanz eines Regenwettertags gleicht.

„Wir hatten Sonnenschein vom Morgen des ersten Tags bis zum Abend dieses zehnten. Des Morgens lagen wir im Gras und ließen uns von Narzissen beschatten. Du meinst, Frauen, die ihre Haut ungeschützt der Sonne aussetzen, bekommen davon Flecke und Risse? Weit gefehlt, Spitzmaus, Dame Vernunft und Vorsicht! An Mabels Hals wurde der Rosenhauch nur etwas tiefer — — Des Abends sang Mabel Niggersongs, oder sie tanzte. Natürlich mußte ich auch tanzen, ich sang auch Songs und spielte sogar Waldhorn. Das Waldhorn, arme Spitzmaus, kannst Du nicht versetzen, weil sie es mitgenommen hat, der curiosity halber. In Stresa, im Regina oder im Grand in Florence haben sie kein Waldhorn.

„Des Nachts schlief Mabel. Ich glaube, daß sie nie träumte. Sie brauchte des Morgens zehn Minuten, um zu gähnen und sich zu ermuntern, wie ein Kind. Und dann hatte sie gleich Lust auf Jam und Weißbrötchen, auf Eier und ein Beefsteak, auf kleine Fische und Gänseleberpastete. Ja, auf Gänseleberpastete, um zehn Uhr! Und auf rohe, dicke Zwiebeln. Spitzmaus, ich schwöre Dir, sie aß apfeldicke, rohe Zwiebeln! Sie aß Schinken und Eier, dann war sie für einen lustigen, rappelvollen Tag gerüstet.

„Rauchst Du auch Zigaretten, Spitzmaus? Mabel rauchte nur eine einzige Marke: Prince of Wales hieß sie früher und jetzt ist sie bezeichnenderweise in Stripes and stars Brand umgewandelt, weil Onkel Sam sich viel besseren Tabak als der Prinz von Wales leisten kann. Mabel wußte die Benedettafamilie, den Clan und Anhang, in sinnvoller Weise zu beschäftigen. Wir hatten Gitarrespieler hier, Sänger und Sängerinnen von Fischerliedern, und blinde Bettler und Blumenkinder und Kinder ohne Blumen, bloß mit schwarzen Augen und gierigen Händchen, und Krüppel, Olivenholzkästchenverkäufer und Ansichtspostkartenhändler, Fischweiber, Obstweiber, Gondolieri, Wagenvermieter, Kutscher, Autobesitzer. Wir kauften einen gezähmten Kanarienvogel, der ein angestrichner Spatz war, eine Marmorfigur, die sich während eines stürmischen Cakewalks in Gipskrumen auflöste, und eine echte Cremoneser Geige des seligen Paganini, die dem unseligsten Ferkel gleich quietschte.

„Verstehst Du nun, wie die Taler des Messingonkels und die Groschen des erzengelhaften Ebräers rollten? Hans Taps, ich, Oberesel und patentiertes Langohr aus Witzenhausen an der Werra, war zum erstenmal in meinem Leben Portemonnaie, Schatzsekretär, Scheckbuch und Tresor einer Dollarprinzessin, Vergnügungsmarschall, Schauspieler, Hanswurst, Hausvater, Prince consort, Oberhofmeister, Impresario, war Zettel der Esel, Pyramus, Thisbe, Sonne, Löwe, Mond, Tisch, Fußschemel, alles in einer Person!

„Sehr gut berechnest Du das alles, Spitzmaus. Auch ich sehe den Fall von der finanziellen Seite vollkommen ein, vor allem im Interesse des Messingonkels, des Ebräers und endlich der Padrona, Deiner jetzigen und eigentlichen Seelencigentümerin, der Du pünktlich und zitternd an jedem ersten oder fünfzehnten den sauber ausgezählten Zins auf die Tischplatte legst. Du stürbest ja lieber, Spitzmaus, eh Du ‚eingegangenen Verpflichtungen‘ nicht nachkämest — steht's nicht im kleinen Katechismus so? — eh Du dem bürgerlichen Tod verfielest, fielst Du lieber in die Arme des richtigen, klapperdürren und vollgültig quittierenden Sensenmannes. Spitzmaus, — hier vor mir auf dem Tisch, an welchem Du sitzest, lag ein Strick aus dem allerkostbarsten, reinlichsten und unzerreißbarsten Material gefertigt, Mabels goldner Dollarprinzessinnenrundzopf, denn die Mode, die Mode von Frisco und Chikago will, daß man selbst bei Mabels Haarfülle und Üppigkeit noch eine schwere, braune oder schwarze Schlange, ein ganz unwahrscheinliches, nach allen Regeln der Naturwissenschaft und Raumlehre dort niemals gewachsenes Gebilde, sich um den Scheitel legt. Ich hatte ihn ihr am ersten Morgen abgebettelt, und nun lag er da, war ein Andenken.

„Glaube aber nur nicht, daß die finanzielle Seite der Frage mich zu Gedanken über die Verwendbarkeit des geflochtnen Kleinods anregte, — im Vertrauen will ich Dir sogar sagen, daß auch der Drogist in den letzten Tagen nicht mehr bezahlt wurde, und die Ablohnung des Bäckers durch Benedetta scheint mir zweifelhaft."

„Große, was machen wir nur? Das ist

doch schrecklich! Und er ist mein Landsmann, ein Deutscher, seine Verschuldung trifft mich in gewisser Weise mit, schädigt das Ansehn als solches der Nation —"

„O sorgenvollste, gründlichste und superweiseste aller Kornzusammenschlepperinnen, Barzahlerin von Beruf und aus Angst, Urbild des zurücklegenden, versicherten und pünktlich steuernden Philistertums, alle diese Notizen sind nur für Dich bestimmt, ich will Dich reizen und fuchtig machen, Du sollst mich verachten auf diesem Punkt der bürgerlichen Unzulänglichkeit . . . Auf Geldfragen verstehst Du Dich, Spitzmaus, — warst Du aber je etwa schon neun Tage mit einem blühend schönen, einem lachenden Mädchen zusammengewesen, in einem verwunschenen Zauber- und Märchenhäuschen am Langen See, über Pallanza, zwischen Narzissenwiesen, Goldginster, Rosen und Lorbeerbüschen und stammtest Du aus Witzenhausen an der Werra, warst Du je sechsundzwanzig Jahre alt und ein Deutscher und ein Künstler? Oder hast Du mal bei Heinrich Heine — da liest Du's besser als in den alten Legenden — von einem gewissen Signor Tannhäuser gelesen, der bei einer auch lachenden, übermütigen und roten Wein schlürfenden Frau Venus in ihrem Berge saß? Der Tannhäuser ist ein schlechter Vergleich, er saß dort schließlich bloß zu lange, er wurde tückisch, verkehrt und niederträchtig, seine Venus war eine liebe, tüchtige und verständige Frau. Ihr Heinrich war ein Undankbarer, ein rechter verdrehter deutscher Oberesel aus Eisenach, Bücherwurm und Totengräber! Mabel hatte von ihm noch nie gehört. Ihre Unwissenheit, Spitzmaus, Schwester im Elend, Nagerin am gleichen dürren Strick, war so groß, wie ihre Allwissenheit, wie ihr strahlendes, kaiserliches und unerschütterliches Selbstbewußtsein. Küssen und Bonbon-Essen, das konnte sie, meine Mabel! Spitzmaus, ich verbiete Dir zu denken, daß irgendeine andre Kunst wertvoller ist, die von Albrecht Dürer zum Beispiel oder von Goethe. Und hättest Du sie beide gefragt, Wolfgang und Albrecht, nicht in Weimar und Nürnberg, sondern in sonnigen goldnen Venezianer- und Römertagen, sie hätten Dir lachend Bescheid gesagt, daß eine bessre Kunst seit Adam und Eva im Paradies nicht gefunden wurde. Denn weil der Apfel süß war, küßte Adam den Mund, der süß sein mußte. Und so haben die Menschen getan seit jener Zeit und taten wohl daran und tun niemals besser! Mit Deiner sittlichen Entrüstung machst Du Dich bloß lächerlich und wirst ein ekliger, boshafter, mausiger Neidhammel!

„Wir also küßten und aßen Pralinés. Ich war an jenem Donnerstagmorgen gegangen, um eine bestimmte Sorte Icedrops in einem bestimmten English drug store in Luino aufzutreiben. Mabel badete, wie sie gewöhnlich tat, denn Baden bei Mabel war eine Kunst, ein Gedicht, ihre Andachtsübung vor sich selbst und der königlichen Majestät ihres Leibes. So viel Wassereimer hatte Benedetta in einem ganzen ehrenwerten, der Reinigung gewidmeten Leben nicht zusammengeschleppt. Nimm Dich in acht, Maus, der Fußboden im Oberstock ist durchgeweicht.

„Spitzmaus, hast Du jemals gehört, daß eine Dollar- oder andre Prinzessin, außer in Märchen mit sprechenden Pferdeköpfen und Gänsebuben in — nun, sagen wir also, in einer Münchner Atelierdachwohnung gehaust hätte? — Und daß Frau Venus, dieselbige Frau Venus mit den weißen Zähnen, auch dort gelacht hätte? Oder sie hätte in Friedrichshagen gelacht? In der Tempelhoferstraße? Und nun sag: Wie stellst Du Dir Thomas Gottfried Kebbys, den Talg-, Ruß- und Sirupmann, in dem Idyll vor? Oder einen gewissen haarzerraufenden Messingfabrikanten aus Duderstadt? Titania lacht immerfort und knabbert gebrannte Mandeln, die ihr ein Dir schon vorgestellter Ebräer auf Kredit liefert, und Tannhäuser, nicht Heinrich, — Hans, sein jüngrer Bruder, der Tölpel, malt Veilchenwiesen und Blumenlawinen und blauen Himmel, vor allem malt er Frau Venus, rosig in rosenrot mit goldnen Haaren und kirschroten Lippen, Frau Venus mit dem Samthals, den schwanweißen Schultern!

„Lüge mir nichts vor, Spitzmaus, Du hast einen solchen Traum nie geträumt! Höchstens träumtest Du mal von Eurem Professor, der eine Brille trägt und ein alter, abgelebter und abgenutzter Graukopf ist, der nichts kann und nichts wurde, von diesem alten, traurigen, fetthaarigen und

kurzsichtigen Ehrenmann. Aber bei Frau Venus im Hörselberg warst Du niemals! — Sicher also schulden wir dem Bäcker und dem Drogisten, wahrscheinlich auch einem Blumenhändler an der Piazza, denn wir hatten unsinnig viel Narzissen und Kissen von Veilchen und Syringenkörbe und Mandelkübel."

„Bitte, notiere das, Große, wir müssen uns die Schulden alle merken. Am peinlichsten bleibt ja die Padrona!"

„Die nicht gezahlte Miete indes bereue ich gar nicht, denn unter uns vertraue ich Dir, daß Deine Benedetta wie ein Rabe stiehlt, ihre Brut sind Elstern, Füchse und Marder. Sie i s t bezahlt, ich hätte von ihr zurückzubekommen. Genug von diesem Wirtschafts-Mäusetratsch! Dies ist der Zettel, den ich auf Mabels Kommode fand, als ich um zwölf Uhr heiß und müde mit den erjagten Icedrops zurückkehrte. Die wurden bar bezahlt! So vornehme Leute geben auf Kredit nicht. Ich behalte für mich zwölf Lire, und ich schwöre Dir, Spitzmaus, es ist alles in der Welt, was ich habe! Bis an den Brenner kann es mich tragen. Und von da — es ist Mai, und das Gasthaus zur Belle Etoile fordert kein Trinkgeld.

„‚Ich bin fort, Hansi dear! Wir haben sehr viel fun gehabt, und das Häuschen war einzig. Ich vergesse es nie (never unterstrichen)!" Also schreibt Mabel. Mein Chypre-Ideal ist zu Ende, auch mag ich unser Fleisch nicht mehr, Benedetta hat keinen grill, und es war zäh gestern. Ich glaube, daß ein Brief vom Pa im Regina sein könnte, vielleicht gehen wir auch nach Rom, für die Rennen. Rom ist im Mai sehr lustig. Was für ein bad boy bist Du, mir meinen Zopf gestohlen zu haben! Nun muß ich wie ein Bettelbub ins Hotel zurück. Sei ein Liebling, und bring ihn mir Montag! Du könntest mit mir lunchen! Überiß Dich nicht an m e i n e n Icedrops, Mind, they are mine! Das Waldhorn nehm ich mit. Es ist für das Auto lustig. Denkst Du noch daran, wenn Du bliesest: Es ist bestimmt in Gottes Rat? „‚Alles war most lovely, quite a success! Bezahle Benedetta, den Kofferträger und the cab. Ich werde nie jemand lieber haben als Dich. Dein eignes Girl, May.'

„Du hast gelacht, Spitzmaus" — es war nicht wahr, aber die Große lachte tatsächlich! Lange und herzlich lachte sie. — „Ich erdroßle Dich, elender Krächzrabe! Marsch hinunter in Deine Mausetiefen, Trappelpfote, Strohknistrer! Warum habe ich Dir diese ganze Geschichte erzählt? Du bist unverschämt, witzlos und neugierig. Du hast gestöbert, Spionin, da sitzest Du, hier auf meinem Tisch, und lachst! ... Die Spitzmäuse lachen über mich! Das spärlichste, insektenähnlichste Minimalwesen, Du Punkt!

„Weil Du so ganz lächerlich und scheußlich und dummdreist bist, habe ich's Dir erzählt. Sonst keinem. Du bist weniger wie keiner. Du bist überhaupt nichts, eine Nebelkonstruktion, das Mausigste, Spießigste, Spitzbübischste und Langweiligste was sich ein lahmes Eselgehirn ausdenken kann. Zurück in Dein Loch, Schwarze! Verschwinde, Gespenst, Knirps, Murks, Pieps!

„Ich lache. Untersteh Dich nicht anzudeuten, daß mir nicht lachhaft zumute ist! Und weil Du unendlich komisch bist und feierlich und ein graues Nichts, habe ich Dich erfunden.

„Du kommst hierher, Du zahlst Deine Miete, Du schnoberst, stökerst und knabberst. Du m u ß t kommen! Ich beschwöre Dich. Ich befehle es Dir bei den stärksten Zeichen.

Hans Taps."

⌘ ⌘ ⌘

Die Große hat mir nie darein geredet. Ich malte, ich habe gerahmt, gekleistert, gezimmert, genagelt. — Von Zeit zu Zeit, allmählich, erhielt ich versiegelte und eingeschriebne Briefe. Ich besuchte den Drogisten, den Bäcker, den Blumenhändler, die Padrona. Bei letzterer zögerte ich. „Recht geht vor Gerechtigkeit," sagte ich zu der Großen, die entgegengesetzter Meinung war: „Maus, Du bist nur weltlich eitel! Du gibst auf Reputation!"

Ich antwortete: „Große, er war mein Landsmann, Deutschlands Ansehen steht auf dem Spiel. Sollen diese Genossen von Gipsfigurenhändlern, Orgeldrehern und Maccaronileuten von einem jenseits des Mains Geborenen sagen können: Er war unsresgleichen?" Die Ehre des Vaterlands war zu retten, und ich erfüllte einen Auftrag.

Dies war der Brief, den ich an Hans Taps schrieb: „Sehr geehrter Herr, nach-

dem ich Ihre Adresse durch Herrn Gabriel Abraham Zumbeer, sowie durch Herrn Fabrikanten Völk in Duderstadt — eine Tante von mir wohnt in Duderstadt — in Erfahrung gebracht habe, beehre ich mich Ihnen folgendes mitzuteilen: Durch Schreiben, ohne Datum, vom 14. Mai etwa, mit Auflösung und Regelung Ihrer Liegenschaften betraut, zögerte ich nicht, mich der so vertrauensvoll übergebenen Angelegenheit mit Ernst und der Ihnen bekannten Betriebsamkeit zu unterziehen.

„Ich fand fünf Aquarellskizzen (näher bezeichnet), vier Ölgemälde (Nummern 1, 2, 3 und 4). Darunter ein beschädigtes. (Für Zusammenstücken und Ausbesserung finden Sie Posten auf der Berechnung vermerkt.) Sowie mehrere lose Blätter und Zeichnungen, die ich nach angemessener Instandsetzung sofort im Interesse der Gläubiger zu verkaufen unternahm. Ich bedaure zugeben zu müssen, daß die erzielten Preise — Zeitmangel und Aufenthalt im Ausland wirkten ungünstig — zwar keineswegs dem Wert der bezeichneten Objekte entsprechen, doch wurde nach Bezahlung der beiliegend spezifizierten Forderungen,

1. des Wirts,
2. des Blumenhändlers,
3. des Drogisten,
4. des Bäckers,

ein allerdings nicht nennenswerter barer Überschuß von 22 Lire und 12 Centimes, in Buchstaben zweiundzwanzig Lire und zwölf Centimes, erzielt, den ich Ihnen zur Verfügung stelle. Die Forderungen der Bedienung, sowie eines Mandolinespielers glaubte ich nicht anerkennen zu brauchen, da die p. p. Benedetta und Don Beppino sich ohne Zweifel an beweglichen, leicht veräußerlichen Gegenständen der Hinterlassenschaft bezahlt gemacht haben. Ich bitte sich deswegen nicht zu verwundern, daß solche Gegenstände im Inventar nicht mit aufgezeichnet stehn und mir für das übrige: fünf Aquarellskizzen usw. in Anbetracht der schwierigen Umstände Entlastung zu erteilen. Noch dringlicher habe ich Ihre Entlastung für einige selbständige Ausführungen und Änderungen (Eselskopf auf Bild 4, Padde mit Meerweib) nachzusuchen. In den Ausdruck beider Figuren versuchte ich einiges hineinzulegen, was mir die Situation erklären könnte. Ich zweifle nicht, daß Sie die Bemühung wenigstens erkennen und anerkennen werden.

„Immer zu Ihren Diensten wie bisher, in Erledigung meines Mandats,

Dorothea Habekorn.

Pallanza, Postamt. Eingeschrieben."

⌘ ⌘ ⌘

Die Große nannte mich eine hochmutgeschwollne Spitzmaus. „Ordentlich rund bist Du geworden, bourgeoishaft, protzig! Du bist protzig! — Boshafter Hans Taps, Du hast einen ehrenwerten Spitzmauscharakter verdorben!"

„Was sich Hans Taps wohl für die zweiundzwanzig Lire leistet?" frage ich. Der Gedanke labte mich wirklich.

„Mäuschen," sagt meine Große, „er kommt, ich taxiere, er kommt dafür her! Und es wäre nicht mehr als recht und billig, er soll sich bedanken."

„Ach Große, das wäre das Allerfurchtbarste!" Ich war auf meine Füße geschnellt in der Vorstellung dieser Furchtbarkeit. „Dann verliebt er sich in Dich! Und was verübt er dann?"

Jemand steigt von der Castagnola auf dem Schleichweg hinauf. Er nimmt große, springende Schritte, pfeift im Ansteigen, was er pfeift ist eine deutsche Weise: Ach Du lieber Augustin! —

Auf meinen Füßen stehe ich wieder recht unsicher, ich habe den grauen Malkittel an, bin verstört und strubblig.

„Große" — sage ich unter meinem Atem.

Also Hans Taps kam den Weg herauf und über die Wiese mit den abgeblühten Narzissenknollen gestiefelt.

„Bin ich hier recht bei Fräulein Dorothea Habekorn, Kunstmalerin?" fragte er.

Ich sah hinter der Jalousie, daß er die Große mit bewundernden Augen betrachtete. Und er war genau, wie ich ihn mir gedacht hatte, blond, dreist, eigenwillig und jetzt ein wenig verbockt.

„Fräulein Dorothea Habekorn ist meine Freundin und ist Kunstmalerin. Ich bin Frau von Gudden," sagte die Große.

Hans Taps starrte sie wieder an, wischte sich den Schweiß von der Stirn, und weil die Große ihm wohl bedeutet hatte, daß er sich setzen könnte, stammelte er: „Sie sind sehr gütig."

Die Große blieb ruhig in ihrem Liege-

stuhl gelehnt und sah in die Weite. Sie sagte: „Die Aussicht hier ist sehr schön. Sie kommen, um sich wieder daran zu erfreuen?“

„Ich komme —“ Hans Taps hatte den Hut abgenommen, er fuhr sich in die Haare. Die Haare standen kraus und stur wie eine Bürste. „Gnädige Frau —“ sagte Hans Taps tapsig und entschlossen, „Sie wissen ganz genau, warum ich komme. Sie sind eine Frau der großen Welt, eine Dame, und Sie amüsieren sich über mich! Ich gebe Ihnen glatt zu, daß Sie allen Grund haben. Lachen Sie! — Wer, zum Teufel, ist Fräulein Dorothea Habekorn? Existiert sie überhaupt? Sie selbst sind Fräulein Dorothea Habekorn? Sie haben mich nasführen wollen. Mit dem besten Recht von der Welt — hundertmal sei's Ihnen zugestanden! Ich habe da zweiundzwanzig Lire und zwölf Centimes — —“

Hans Taps zählte sie klirrend und umständlich auf den Gartentisch, — er griff in die Brusttasche: „Ich habe andere fünfhundert Lire hier ...“

„Mein lieber Herr, ich freue mich über den Umstand. Ich kann Ihre Lire und Ihre Scheine nicht annehmen. Sie schulden mir nichts.“

„Aber, wer zum Teufel?“

„Fräulein Dorothea Habekorn war von Ihnen beauftragt, Ihre Hinterlassenschaft zu regeln. Sie hat Ihren Auftrag nach Kräften ausgeführt, und ich kann Ihnen sagen, daß sie herzlich Mühe, Arbeit und Plackerei davon gehabt hat.“

„Gnädige Frau, haben Sie Erbarmen mit mir! Sie sind so schön, so klug, — zu geistreich! Existiert Dorothea Habekorn?“

„Man muß sie beschwören!“

Die Große zeichnete in der Luft den wagerechten, den senkrechten Strich, den Punkt.

„Ich Esel!“ stöhnte Hans Taps. „Ich verwünschter, taperiger Esel!“

Die Große widersprach nicht. „Darf ich Ihnen eine Zitronenlimonade anbieten? Sie scheinen erhitzt.“

„Erhitzt! Ich explodiere!“ Hans Taps schoß so jäh und kräftig in die Höhe, daß ich hinter der Jalousie erschrocken zurückfuhr.

„Ich bin nicht betrunken, gnädige Frau,“ sagte Hans Taps beruhigend. „Denken Sie auch nicht, daß ich frisch dem Narrenhaus entsprungen bin, obgleich nach meinen hiesigen Leistungen —“

„Das kommt von Zeit zu Zeit.“

„Es kommt nicht vor,“ sagte Hans Taps verzweifelt. „So was gibt's gar nicht wieder! Noch nie ist solche Blamage dagewesen! — Ich versichere Sie, es liegt lediglich an der Schlamperei und Unordnung von der verfl— —“

„Das Beiwort paßt zu dem Namen zu schlecht, Herr Taps. Sagen Sie unheilvoll.“

Ein Blick von Hans Taps, der einen Fels gesprengt hätte: „Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er schwach. „Ich bin hier, um mich herunterputzen zu lassen, um mich zu entschuldigen und um Schulden zu bezahlen.“

„Soviel ich sehe, sind Sie Kapitalist.“

„Alles, gnädige Frau, in dieser Welt hat Grenzen. Sogar die Enttäuschung eines Messingfabrikanten. Wir sind ausgesöhnt. Ich arbeite — Nächstens heirate ich!“

„Aus Zerknirschung?“

„Alles aus Zerknirschung. Solch ein Esel! Solch ein Taps! Und wenn man dabei ein Pechvogel wie ich ist!“

„Nun, ich finde, daß sie das heidenmäßigste, rosigroteste Glück gehabt haben!“

„Gnädige Frau, Sie sind keine Frau“ Sie sind ein Henker. Und Sie“ — er sog einen tiefen, fast andächtigen Atemzug — „Sie malen!“

„Ich bedaure, keinerlei Talent zu besitzen. Sie müssen sich um technische Aufklärung schon an Fräulein Habekorn wenden.“

„Dorothea Habekorn —“ zischte er zwischen den Zähnen. „Wenn ich diese Spitzmaus, dieses Insekt, dies infame, raffzähnige, grienende Ungetüm erhasche!“

In voller Herrlichkeit, im grauen Malkittel, halb verwuschelt, mit Staubhänden von der aufgezogenen Jalousie, trat ich hervor.

„Bitte schön, Herr Taps!“

Hans Tapsens inwendige Fassungskraft war am Ende des ihr vergönnten Raummaßes angelangt, er lachte, daß ihm die Tränen aus den Augen quollen, er war kirschrot vor Lachen. Die Große lachte auch.

Ich sagte mit einer gewissen kriegerischen Feierlichkeit: „Ich weiß gar nicht, warum Ihr zwei lacht?“

✠ ✠ ✠

Wirklich wollte ich nun, ich hätte von Hans Taps Gutes zu berichten. Er wohnte bei uns im Häuschen im dritten Stock. Ich fand es ein wenig unpassend. In Anklam hätte man an der Einrichtung sicher Ärgernis genommen, aber die Große sagte: „Wir sind hier in Italien, wir sind freie Leute und wen uns der Zufall gebracht hat, den wollen wir auf gutes Glück auch behalten. Mir gefällt Hans Taps."

Die Große und Hans Taps wurden in der Tat die allerbesten Freunde. Er arbeitete draußen und erzählte ihr. Sie hörte zu, ihr Lachen konnte ich in meinem Oberstock deutlich hören. Wenn die Fenster offen waren, am Juliabend, verstand ich sogar ihre Worte.

„Sie wissen nicht, was Liebe ist, Hans Taps —" sagte die Große. „Alles was Sie mir erzählen sind Stürme, Frühlingserregungen, — mein lieber Hans Taps, das ist soviel wert für Sie wie ein gutes Glas Wein, ein heitrer Sommermorgen, eine leichte Skizze. Die Liebe, die ich meine, macht das Leben neu, sie entzündet ein Licht in uns, wo bisher Dunkel war, und man sieht den eignen Gang dann klar, ermißt den eignen Wert. Man begreift, daß man keine Dummheiten mehr machen darf, sondern fleißig, stetig und klar zu sein hat."

Hans Taps erklärte, so könnte er niemals lieben, er sei ein Taps und bleibe ein Taps! Er bezweifle auch, daß er immer treu sein würde.

„Dann mußt Du einen andern Dir Licht und Leuchte sein lassen, Hans Taps," sagte sehr sanft, wie eine Mutter, meine Große. „Die tiefe Liebe, die ausruht und still steht, gehört in Dein Leben. Sonst wirst Du rastlos, wirst unfroh und seelisch arm."

„Ich tauge nichts," erkannte Hans Taps bedrückt.

„Du mußt eine Frau haben, die Dein Gewissen ist, auch künstlerisch. Wenn Du dann mal abweichst oder die Zeit versäumst, die Uhr bei Dir im Haus schlägt richtig und ständig."

Hans Taps gestand zu: „Der Messingfabrikant sagt dasselbe."

„Er kennt Dich gut und er ist im Grunde ein gütiger Mann. Du hast viel Glück im Leben, Hans, scheint mir! Mach's nicht wie Dein Freund im Märchen, der seinen Goldklumpen für einen Käse austauschte und am Ende mit dem leeren Tuch nach Hause kam!"

„Ja, so ein Goldklumpen" — meinte Hans Taps verträumt — „pures Gold!"

Da guckten sie beide lange hinauf in den Mond. Der Großen Augen glitten langsam am Häuschen hin, über die offnen Fenster.

Ich kann nicht wiedererzählen, was die Große nun sagte.

Mucksmäuschenstill unter ihrer Rede saß Hans Taps. — Ich fühlte, daß ich weinte und im offnen Fenster nicht bleiben konnte.

„. . . Aber Sie — Sie sind eine schöne, wunderschöne Frau!"

Die Große sprach noch eine Zeitlang, daß sie viel und schwer gelitten hatte und daß sie nun glücklich sei — für ihr Leben, wie es auch kommen möge, glücklich und beglückt. Er hörte ihrer Inbrunst mit Ehrfurcht zu und sagte: „Ich begreife das gut. — Das ist das Glück!"

„Für Sie aber liegt es näher und traulicher," sagte sie. „Sie haben keine Kette zu brechen. In Mabels Häuschen wohnt für Sie vom Leben und Weibtum die andre Hälfte, wohnt deutsche Treue und Redlichkeit, — goldne Treue, Hans Taps, das zärtlichste und tapferste Frauenherz, die neue Frau, helläugig, tatkräftig und verläßlich! Hans Taps, wenn man Schulden zu bezahlen hat, soll man daran nicht abstreichen."

Von Stresa drüben funkelten die Lichterreihen des stolzen Regina. Stresa hat auch Sommersaison, vielleicht tanzten sie drüben oder feierten ein Nachtfest?

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll . . ." summte zwischen den Zähnen Hans Taps.

⌘ ⌘ ⌘

. . . Und dann kam ein Morgen, der doch grau war, so früh war ich aufgestanden. Ich hatte mir den Zweiten der Benedettabrut, Angelo, schon am Abend bestellt, um mein Köfferchen zum Boot hinunterzutragen. Und er war auch wirklich um vier Uhr da.

Das Köfferchen war lautlos und programmäßig die enge Stiege aus meinem zweiten Stockwerk hinuntergeschmuggelt, ich selbst befand mich in Hut und Staub-

mantel, hielt meine Tasche in der Hand, und hatte nun nichts mehr zu besorgen als in der Küche, wie ich allmorgendlich tat, Teewasser und Spirituskocher für die Zurückbleibenden aufzustellen. — Ein Brief von Insbruck oder München, vielleicht auch aus Berlin erst, würde der Großen alles sagen. Und die Große mußte verstehn und verzeihn.

Vorgestern war für meine Große ein Brief gekommen, der eine Freudenpost enthielt, das Ende langen Ausharrens brachte. Jemand würde nach Genf kommen, die Große sollte ihn dort treffen, und wir wollten dann alle vier zusammen noch im Häuschen sein. „Wir werden sehr glücklich sein, alle!“ meinte die Große. Spielerisch hatte sie einmal gesprochen, daß man das Häuschen ankaufen und als Frühlingsstation gemeinsam behalten müßte.

Der Schleichweg zur Straße führt durch das Pinienwäldchen. Unter den Pinien stand Jemand mit meinem Köfferchen, es war nicht Angelo — es war Hans Taps.

„Wo ist Angelo?“ fragte ich sehr kurz, nach dem Gepäck ausgreifend.

Er wies mit bezeichnendem Pfüttlaut hinter sich in die Hecke, ich glaubte dort eine braune, katzenhafte Form verschwinden zu sehen. Natürlich war er käuflich oder feig wie alle seines Geschlechts.

Hans Taps machte aber gar keine Anstalt seine Beute auszuhändigen. Er sah mich an, er hielt das Köfferchen fest, er pfiff.

„Wie sind Sie herausgekommen?“

„Am Balkon herunter!“ Das war einleuchtend und halsbrecherisch genug.

„Und wie wußten Sie —“

„Ich sah Sie gestern mit dem Bruder der Marder und Lüchse verhandeln, ich hörte ein Rascheln des Nachts, ich sah ein mottengraues Fellchen und ein spitzes Hütchen verschwinden. — Warum gehen Sie fort?“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Taps —“ und ich glaube, daß ich in dem Moment würdevoll war, ich empfand weder Ärger noch Lächerlichkeit, noch Unbedeutendheit mehr, „ich habe eingesehn, daß ich nicht für den Süden, für die Sonne und für die Schönheit gemacht bin. Ich gehöre in den Norden, in verschleierte Landschaft und Nebeltage, in Regenwetter und kühle Abende und graue, lange Arbeitsmorgen. Ja, ich habe Sehnsucht nach Hause! Ich hab' Sehnsucht nach kleinen, niedrigen, windgeprobten Häusern mit spitzen, wehrhaften Dächern und blanken, eckigen Fensterchen, die man zuschließt gegen Neugier und zuviel Bläue und zu laue Wärme. Ich habe Sehnsucht nach Windespfeifen, weiten Äckern und Kiefernheiden, nach allem Mühseligen, Grauen und von der Natur Unbeschenkten, — nach meiner Heimat.“

„Frau von Gudden ist glücklich,“ murrte Hans Taps.

„Ich habe auch kein Talent, keine Aufgabe zum Glück. Mein Gebiet ist die Arbeit, die Pflicht, karger Lohn, viel Plage. Dazu bin ich geboren, die Natur hat mich dafür bestimmt. Für das Einsamsein, zum Suchen und Versuchen. Zur Selbständigkeit, zum Feststehen und vielleicht um andre, die schwächer und zarter sind, zu stützen. Dem Wintertag gehöre ich, nicht der Sonne, nicht auf den Elfenhügel“ — ich mußte lächeln — „nicht in den Hörselberg!“

Hans Taps sagte etwas, aber ich weiß nicht, ob ich ihn recht verstand. Er sagte: „Mäuschen, nimm mich mit!“

Ich hatte doch wohl falsch gehört, denn nun sagte er etwas sehr anderes. Er sagte: „Mäuschen, ich weiß jemand aus dem Berg Entlaufenen — ein Grautier, das Du kennst — vor dem liegt nun eine krause, vielfarbige und widerspenstige Welt. Er hat einen reichen Onkel, aber Onkels sind nicht immer spendabel und haben ihre Launen. Hans, wie Du weißt, hat Taps seinen eignen, langohrigen Dickschädel. Es erwarten ihn also demnächst allerlei Prügel, Widerwärtigkeiten, Unsicherheiten, Kärglichkeiten, zudem Beutel- und Schädelleerheit! Er könnte wohl ziehen, die Muskeln und den Nacken hat er, — aber er ist faul, dumm und tückisch, sieht die Distel am Wegrain und träumt von einem funkelblauen Stern am Himmel. Er ist sicher nicht ganz normal, könnte aber werden. Beglückend ist er nicht, man müßte mit sehr viel Langmut, Geschicklichkeit und Nachsicht ihm eine Anleitung geben. Er i st unsolid, — aber es gibt in der Welt so gute, solide, heimsende und kalkulierende Mäuschen, so kluge Mäuschen gibt's — so liebe und brave . . . so h ü b s c h e Mäuschen“ — —

O, Hans Taps!

Starmatz im Himmel.

Von Georg Busse-Palma.

Maria ist eine sehr gütige Frau
Und nimmt's mit den Sündern nicht so genau.
Manch Lumpenhänschen und Galgenschwengel
Kam schon in den Himmel und ward ein Engel,
Nur weil er in seinen letzten Nöten
Die heilige Jungfrau recht innig gebeten.

Doch immerhin waren das Menschenwesen,
Die sie so mütterlich aufgelesen.
Von Tieren gab es geraume Zeit
Nicht eins in der ewigen Seligkeit.
Der Heilige Geist zwar, im schneeigen Bogen
Kam manchmal als Taube zum Heiland geflogen.
Sonst aber war nirgends ein Vöglein zu sehn,
Bis einmal —
nun hört nur, was einmal geschehn!

⌘ ⌘ ⌘

Ein Starmann, ein junges und munteres Vieh,
War bei einem Propst einst in Kost und Logis.
Er hatte zu leben und wenig zu tun,
— Zu futtern, zu pfeifen und wieder zu ruhn! —
Drum hörte er's gerne, das Köpfchen ganz schief,
Wenn die Glocke des Domes zum Gottesdienst rief,
Wenn der Orgel gewaltige Melodie
Und Priestergesang
Näselnd bis an sein'n Bauer klang:
Ave Marie!

Ave Marie!
Das hörte er abends und hörte er früh.
Vom Propst und vom Küster, beim Futtern, beim Pfeifen,
Und schließlich, nach etlichem Schnabelschleifen,
Versuchte als Starmatz von Bildungsdrang
Er selbst es zu sagen, und seht! es gelang.

Darüber war glücklich der Frühling gekommen
Und lyrisch ward ihm das Herz beklommen.
In schillernden Scharen
Kam Zug um Zug seiner Brüder gefahren.
„Luischen, Luischen!" so flöteten die,
Und zärtlich lockten die Weibchen wieder —
Da sträubte dem Mätzchen sich das Gefieder,
Und statt des erbaulichen Ave Marie
Rief er auch „Luischen, Luischen!" wie sie.

Doch als ein Gefangner — was durfte er hoffen? —
Und Futter allein füllt ein Leben nicht aus!
So schwang er sich denn, als sein Bauer mal offen,
Geschwinde, geschwinde! zum Fenster hinaus. —

⌘ ⌘ ⌘

Maria saß grad vor dem Fensterglas
Des himmlischen Saales und nähte sich was.

Da hörte sie plötzlich ein Jammergeschrei,
Erbärmlich und bange! —
Mordgierig hing unter den Wolken ein Weih
Mit unserm Starmann im Fange.
Ach! wie der die Augen verdrehte!
Ach! wie der in Todesangst schrie!
Nicht mehr sein „Luischen"-Geflöte,
Nein, immerzu Ave Marie.
Ave Marie, Marie, Marie, Marie!

Maria fühlte ein Mitleid tief
Mit dem dumm' dummen Tierchen, das so zu ihr rief.
Das Fenster glitt auf, und klaps! daß es klang,
Bekam der Bandit eins auf Schnabel und Fang.
Dann griff sie das Mätzchen, das zappelte bloß,
Und bettete sorglich es sich auf den Schoß.

Mit zuckenden Beinchen, die Äuglein schon matt,
Lag's da auf der heiligsten Lagerstatt.
Auf seinem Brüstchen stand rotes Blut —
Da küßte Marie es, und alles ward gut!
Bald drehte es, noch auf dem Rücken liegend,
Die Augen ihr zu, und, das Köpfchen wiegend,
Sah es sie voll Dankbarkeit an und schrie,
Noch matt, aber ehrlich, sein „Ave Marie!" —

Mehr konnt' er ja nicht — doch das g'nügte auch!
Marien behagte der drollige Gauch.
Und da er schon einmal im Himmel war,
Behielt sie ihn bei sich auch immerdar.
Nun kraut er das Haar ihr und pickt ihr am Schuh,
Wirft ihr die verhimmelndsten Blicke zu,
Steht selbst mit Gott-Vater auf neckischem Fuß
Und pfeift allerwegen den englischen Gruß. —

⌘ ⌘ ⌘

Nur frühlings manchmal, wenn die Kirschen sich röten
Und die irdischen Stare so liebestoll flöten,
Tut Mätzchen trotz Himmel und Seligkeit
Auch heut noch wie närrisch und nicht gescheit.
Er wagt es, dort oben — kaum kann man's begreifen! —
Sein sündhaft „Luischen, Luischen!" zu pfeifen.
Zwängt Köpfchen und Hälschen durch jeglichen Spalt,
Um niederzuschauen, und erwürgt sich bald, —
Bis endlich Maria . . .
Die gütige Frau!
Sie nimmt's mit den Sündern nicht so genau!
Sie weiß schon: er hat mal kein Heiligenblut!
So kriegt er ein Kläpschen, dann ist's wieder gut.
Dann singt er in reuiger Melodie
Ein Jährchen weiter sein Ave Marie,
Und bleibt in die Ewigkeit das, was er war:
Der Staarmatz Marias, der selige Star!

Wilhelm Raabe †. Von Heinrich Spiero.

Kann man sich das schöne, alte Braunschweig vorstellen, ohne sich zugleich Wilhelm Raabe mitten darin zu denken? Empfängt den Wanderer, der die ersten charakterlosen Gassen beim Bahnhof durchschritten hat, nicht sogleich ein Gruß seiner Kunst, wenn er den Dom, die alte Burg Dankwarderode, den Löwen der Welfen sieht? Fühlt er nicht bestes Deutschtum, raabisches, wenn er auf den Markt der Altstadt tritt und Martinikirche und Rathaus zwischen alten Häusern, wohlerhaltenen, vor ihm emporwachsen? Und pocht dem Deutschen nicht, dankbarer Empfindungen voll, das Herz, wenn er die Stadt durchquert und den Obelisken betrachtet, der einsam auf weitem Grün den gefallenen braunschweigischen Helden der Freiheitskriege den Nachruhm kündet? Fliegen nicht die Gedanken zu dem großen Lehrer Germaniens hinüber, wenn wir von Rietschels Lessingdenkmal zum Magnikirchhof weiterschreiten und an Lessings Grabe stehn, wenn wir nahe St. Ägidien das Wohnhaus dieses anderen Praeceptoris Germanorum ehrfürchtig anschauen?

Von den Fenstern seiner Wohnung in der Leonhardtstraße hatte Meister Raabe den Ausblick auf einen weiten Kinderspielplatz, und am Rande der Fläche grüßten grüne Wipfel vom Magnikirchhof herüber. Wer mit an diesem Fenster stehen durfte, umfaßte ahnungsvoll ein gut Stück der besten deutschen Vergangenheit mit dem besten unserer Gegenwart und in beiden — wieviel noch von deutscher Zukunft! Freilich hatte der Bewohner der schlichten Räume lange warten müssen, bis ihm Deutschland mit wahrhaft anteilvollem Besuch ins Haus fiel, und wenn nicht die Treue der Nächsten, der Frau und der Töchter, einiger vertrauter braunschweigischen Freunde, gewesen wäre — wer weiß, ob Wilhelm Raabe trotz seiner großen Anlage die schweren Jahre der Vergessenheit bei so strotzender innerer Gesundheit überstanden hätte, wie sie die Jahre des hohen Ruhmes in ihm vorfanden. Ich habe ihn zum erstenmal gesehen, als sich dieser neuerwachte Ruhm in feierlicher Stunde leuchtend dokumentierte — an seinem siebzigsten Geburtstag. Der 8. September 1901 war ein herrlicher Spätsommertag, sonnig und warm. Eine festliche, frohgestimmte Menge füllte den Saal des Altstadt-Rathauses — wie viele der damaligen Gäste sind heute nicht mehr unter uns; ich nenne nur Adolf Stern, Hans Hoffmann, Julius Lohmeyer, Heinrich Hart und Raabes nahen Freund Ludwig Hänselmann. Da trat Schweigen ein. Der Rechtsanwalt und Schriftsteller Louis Engelbrecht führte Wilhelm Raabe in den Saal. Wir alle hatten uns erhoben und standen, bis eins seiner Lieder erklang und Raabe zwischen dem Kultusminister und dem Göttinger Rektor Platz nahm. Nach den ersten begrüßenden Worten Engelbrechts sprach Adolf Stern, dazu berufen wie kein anderer Literarhistoriker seiner Zeit, er, der lange schon Raabe nicht nur gepriesen, sondern, was mehr ist, von allen Seiten charakterisiert und in seiner nationalen Bedeutung dargestellt hatte. Welch ein behagliches Lächeln ging gleich, bei Raabe beginnend, durch die Versammlung, als Stern anhob: „Der weise Seneca, nicht der römische Philosoph neronischen Angedenkens, sondern der Bürgermeister von Wanza an der Wipper, sagt einmal ..." Und dieser heitere Grundton der Feier, der kein leeres Pathos aufkommen ließ und dem wahrhaft festlichen Pathos der Stunde doch keinen Eintrag tat, hielt vor. Mit welch hellem Jubel ward die Ehrenpromotion aufgenommen, die Gustav Roethe im Namen der Göttinger philosophischen Fakultät vollzog; er erließ Raabe, wie er sagte, den ganzen Text der lateinischen Laudatio, aber er nannte ihn mit voller Betonung einen Lehrer der Weltweisheit und einen Meister freier Kunst.

Das Haupt vorgeneigt, daß der graue, fast schon weiße Bart das blaue Band des Maximiliansordens streifte, saß Raabe da, und wenn er sich erhoben hatte, um die hohe Auszeichnung seines Landesherrn, das Doktordiplom, die Ehrenbürgerbriefe Braunschweigs und seiner Geburtsstadt entgegenzunehmen, so versank er gleich wieder in seine nachdenkliche Haltung. Er erschien wie eine Darstellung des Nietzscheschen Wortes:

> „Wer viel einst zu verkünden hat,
> Schweigt viel in sich hinein —"

und er schwieg in sich hinein auch bei dem Festmahl, das am Nachmittag stattfand, und bei dem ihn vor allen anderen Hans Hoffmann, der Unvergeßliche und unvergeßlich Liebenswürdige, feierte, ihn feierte als den, der fast immer still gesessen und dabei doch mehr erfahren und aufgenommen habe als viele andere, die unablässig auf der Wanderschaft sind. Aber der stille Meister wurde vergnügter und vergnügter, je weiter das Fest vorschritt. Und als ihm Julius Lohmeyer und der Frankfurter Stadtbibliothekar Emil Sarnow einen großen Kasten mit Widmungen deutscher Dichter und Zeichner überreichten, da fischte er sogleich mit klugem Finderblick ein Blatt hervor, auf dem das Töchterlein eines Berliner Professors die Kröppelstraße aus dem „Hungerpastor" kindlich aufgezeichnet und mit kindlichen Versen unterzeichnet hatte. Das hob er hoch und wies es denen, die am Tische um ihn saßen, froh der naiven Huldigung.

Es war das erste Mal, daß sich bei festlichem Anlaß ganz Deutschland huldigend bei Wilhelm Raabe einstellte. Es war auch die höchste Zeit. Denn ihm ward das seltsame Schicksal, daß er mit wenigen Werken, vor allem mit einem ganz frühen, großen Erfolg errang und dann Jahrzehnte hindurch förmlich verschollen war, nur für sich allein und einen ganz kleinen Kreis schuf, weil das Deutschland der sechziger und noch viel mehr der siebziger und achtziger Jahre von ihm nichts wissen wollte.

Gegenüber der Hinterfront des Kaufhauses von Rudolph Hertzog in Berlin geht eine schmale Gasse zur Spree hinab, Spreegasse geheißen. In einem kleinen Zimmer eines der kleinen Häuser dieser Straße hat um 1855 Wilhelm Raabe gewohnt, und er hat mir gelegentlich erzählt, daß die Spreegasse auf einer ihm jüngst zugekommenen Abbildung noch unverändert so aussähe, wie sie damals ausgesehen habe. Der als Sohn eines Beamten in dem kleinsten braunschweigischen Städtchen Eschershausen Geborene hatte dem Gymnasium zu Wolfenbüttel vor der Reifeprüfung den Rücken gekehrt, war Buchhändler in Magdeburg geworden, dann wieder zu den Schulbüchern zurückgekehrt und hatte sich selbst zur Universität vorbereitet. Nun saß er studierend in Berlin, just zur selben Zeit, da Gottfried Keller in nicht eben sehr tröstlicher Lage gleichfalls in Berlin lebte. Raabe ist jedoch weder mit ihm noch mit Heyse oder dem Tunnel über der Spree in Beziehung gekommen. Aber wer in dem großen Berlin der fünfziger Jahre das kleine Berlin des Zentrums und zugleich die besten Empfindungen kennen lernen will, die die besten Deutschen der Zeit bewegten, der greift noch heute zu jenem erfolgreichen Erstling, den Raabe 1854 in der Spreegasse zu schreiben begann, zur „Chronik der Sperlingsgasse“, die bei vielen immer noch in der Hauptsache Raabes Ruhm bestreiten muß. Er hat freilich sie und manches andere seiner ältesten Bücher oft genug, nicht eben verächtlich, aber mit berechtigtem Hinweis auf Späteres, seine Kinderbücher oder auch die Bücher vor seiner Geburt genannt; und als ich einmal ihm gegenüber auf Hebbels feines Urteil hinwies, sagte er: „Hebbel nannte meine ‚Sperlingsgasse‘ eine Ouverture. Er fragte: „Wo bleibt die Oper? Er hatte ganz recht. Aber er ist ja schon 1863 gestorben und hat ‚Abu Telfan‘, den ‚Schüdderump‘ usw. nicht mehr gelesen.“

Den Berliner Jahren folgten ein paar in Wolfenbüttel und dann fast zehn Jahre in Stuttgart; vor der Übersiedlung nach Württemberg verheiratete der Dichter sich mit Fräulein Bertha Leiste. Wenn Raabe von diesen Stuttgarter Zeiten (1862 bis 1870) spricht, dann leuchtet sein Gesicht. Edmund Höfer, Johann Georg Fischer, Moritz Hartmann, Otto Müller, der Romanschriftsteller, Friedrich Wilhelm Hackländer waren die Genossen dieser Jahre jungen Ehe- und Hausglücks. Gern erzählt Raabe von dem abenteuerlichen Freidenker und Dramatiker Friedrich Albert Dulk, und von Hermann Kurz hat er mir oft gesagt: „Ja, wenn Hermann Kurz aus Tübingen herüberkam, das war allemal ein Fest.“ Am originellsten wurde jedenfalls die Bekanntschaft mit Wilhelm Jensen eingeleitet. „Jensen und ich,“ erzählte Raabe einmal, „lernten uns kennen, als wir beide 1866 mit anderen Deutschnationalen aus einer Versammlung in Stuttgart hinausgeworfen wurden. Wir fielen uns zufällig in die Arme.“ Denn Raabe war ein fester Anhänger des Nationalvereins und ein Kämpfer für die Einigung Deutschlands. 1870 kehrte er nach Braunschweig zurück, in dessen Hauptstadt er seitdem wohnen blieb.

Raabes größte Werke: „Die Leute aus dem Walde“, „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“, „Der Schüdderump“, „Drei Federn“ waren schon erschienen, als er nach Braunschweig kam. Andere Werke ersten Ranges, wie: „Unruhige Gäste“, „Das Odfeld“, „Alte Nester“, „Die Akten des Vogelsangs“, folgten — aber es wäre sehr still um ihn gewesen, wenn nicht in Braunschweig selbst ein treuer Kreis sich um ihn geschart hätte. „Über den ‚Schüdderump‘ ist damals nur eine Kritik erschienen und die war vernichtend,“ erzählte Raabe einmal. Jener Kreis der Getreuen aber, die „Ehrlichen Kleiderseller“, bleibt für immer mit Raabes Gestalt verbunden. Es war eine Anzahl Männer, die ursprünglich aus lokalhistorischem Forscherfleiß zusammentrat, dann aber eine geistige Gemeinschaft von allerhand angeregten Leuten wurde; sie fanden sich, unabhängig vom Zeitgeist und von den Tagesgötzen, zu einer Geselligkeit zusammen, deren Hauptreiz in der vollen Offenheit des Urteils, dem Humor echter Lebensweisheit bestanden hat. Alles ward, zumal in politisch lebhaften Zeiten, in diesem Kreise besprochen, über den Wilhelm Brandes, der feine Ästhetiker, eingehend berichtet hat. Und von Jahr zu Jahr mehr ward Raabe das stille Haupt der Runde, selten laut gefeiert, immer stillschweigend anerkannt.

„Stets thront er hier: Bald graue Sphinx,
Ob Rätseleiern brütend,
Bald als Prophete rechts und links
Mit Paradoxen wütend;
Mal weckt ein schnöder Oberton
Empörung und Entzücken,
Mal rinnt ein andrer herzentflohn
Uns rieselnd übern Rücken“ —

So hat der Barde dieses Kreises den Dichter besungen, und aus dem leichten Rhythmus fühlen wir heraus, wie fein jene Schar ihren Raabe verstand. Sie trafen sich zuerst im „Grünen Jäger“, eine Stunde von Braunschweig, später auf dem Weghaus, halbwegs Wolfenbüttel, wo einst Lessing mit den Braunschweiger Freunden zusammengekommen war, bis dann endlich die Zusammenkünfte in die Herbstsche Weinstube nahe dem

Braunschweiger Bahnhof verlegt wurden, jetzt freilich ihres intimen Charakters beraubt. Wie treu hat dieser Kreis, vor allem gerade auch Wilhelm Brandes und Louis Engelbrecht, für Raabe gearbeitet, wie leuchteten diesen Männern die Augen, als nun endlich auch die da draußen zu Raabe kamen.

Wenn man Wilhelm Raabe in seiner Wohnung in der Leonhardtstraße aufsuchte, empfing er einen in einem großen, nach vorn, nach dem Spielplatz hinaus gelegenen Zimmer, das nicht gerade Urväter-, aber doch wohl Väterhausrat erfüllt. Alte, nachgedunkelte Bilder, unter denen Shakespeares Kopf hervorleuchtete, an den Wänden, alte Bücher, deren Titel einen freilich nur kleinen Teil der abgründlichen Belesenheit dieses Dichters und ehemaligen Buchhändlers zeigten; in der Mitte ein runder Tisch, an dem er all seine Meisterwerke geschrieben hat, in der Ecke ein Gipsabguß von Ernst Müllers vortrefflicher Porträtbüste, deren Original die Huld des gegenwärtigen Herzogregenten dem Braunschweiger Museum geschenkt hat. Und dazwischen Raabes hohe Gestalt mit dem weißen, dünnen Haar und Bart, schon ein wenig gebeugt, aber doch keineswegs bequemer Ruhe hingegeben, sondern immer rasch bereit aufzustehen, umherzugehen, sich zu bewegen. Der Harzer Dialekt klang unverkennbar durch die Sprache dieses Niedersachsen, dessen dichterische Gestalten ja immer wieder zwischen Harz, Solling, Weser und Elbe daheim waren, wenn er auch seine Meisterschaft an ferneren Gefilden und anderswo gebürtigen Gestalten wohl zu üben wußte. Er hatte in der Sprache eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem ein wenig älteren, ihm im Tod um wenige Wochen vorangegangenen Kunstgenossen Rudolf Lindau, einem Altmärker, der auch lange in Magdeburg daheim war. Oft sprach Raabe, wenn man bei ihm war, lange kein Wort, bis plötzlich irgendeine feine, manchmal auch eine spitze Bemerkung zeigte, wie aufmerksam er dem Gespräch gefolgt war, wie lebhaft er überhaupt die Welt um sich verfolgte. Die kleinen Augen erschienen oft fast geschlossen, bis ein schalkhaftes oder ein starkes Wort sie blitzen ließ, oder sie mit einem stillen Leuchten auf dem Köpfchen einer Enkelin ruhten, die sich zwischen die Knie des Großvaters gestellt hatte. Wenn man ihn wohl einmal fragte, ob sein Roman „Altershausen", von dem nach dem siebzigsten Geburtstag immer wieder etwas verlautete, nicht fertig sei, dann antwortete er: „Nein, ich bin Schriftsteller a. D.", oder er weigerte sich wohl auch ausdrücklich, bei der Fülle heutiger Erfolge (so etwas sagte er mit allerliebster Ironie) „das Tröpfchen am Eimer zu sein". Nicht ohne eine leise Verachtung sah der Greis, mit dem ich noch bei Glatteis in später Abendstunde durch die Stadt gewandelt bin, ohne ihn stützen zu dürfen, auf die Menschen herab, die alles fein hygienisch einrichten und sich und ihre Gefühle in Watte packen. Und wenn dann ein solcher Gang in die berühmte Ecke bei Herbst geführt hatte, dann standen alle jene ähnlichen Ecken vor uns auf, von der im „Grünen Baum" zu Berlin an (im „Hungerpastor"), und ich hätte wohl den Fremden sehen mögen, der es gewagt, die Bank zu besetzen, auf der Raabe neben einem alten Freunde seinen Stammplatz hatte, — es wagte auch keiner. Und nun sammelte sich langsam um ihn allerlei Volks, Alte und Junge, eine Welle flutete herein, wenn Theater und Konzerte vorüber waren, und wer nicht mit am Tische sitzen durfte, der warf wenigstens einen Blick in die Raabe-Ecke, von der aus man alle Eintretenden sehen konnte. Ja, selbst wenn er nicht da war, ward doch jedes Wort gesprochen, als ob er dabei säße, und je größer der Kreis war, um so mehr empfand man selbst den Abwesenden als den Mittelpunkt, an den selbstverständlich jeder dachte und denken mußte.

Die Zahl der Raabe-Anekdoten ist Legion — aber sehr viele sind apokryph, und der Meister hörte sie nicht gern erzählen. Wahr ist aber, daß die Freunde ihn dazu herumbekommen hatten, sich zum siebzigsten Geburtstag einen neuen Frack machen zu lassen. Er erschien denn auch in dem seit Jahrzehnten nicht mehr getragenen festlichen Gewande; aber es war ihm ein diebisches Vergnügen, nachher doch versichern zu können, daß der Festfrack — sein uralter und einziger Frack gewesen sei. Er war eben kein Freund von Äußerlichkeiten und trug seine hohen Orden nur, wenn er mußte; aber er war beileibe doch kein Original im üblichen Sinne. Wie würde das auch zu dem Dichter gepaßt haben, der jede Originalitätssucht und jede Effekthascherei weltenweit von sich wies, und dessen merkwürdige Gestalten nicht um ihrer Merkwürdigkeit, sondern um ihres menschlichen Gehalts willen da sind und um dieses Gehalts willen uns schließlich zu sich zwingen. „Wer wahrhaft vornehm ist, hat immer Respekt, wo er hingehört, der Pöbel nicht" — das hat er einmal („Innerste") gesagt. Und vor seinen Gestalten, vor denen, die aus tiefen Augen ins Leben schauen und mit geprüftem Herzen das Leben tragen, haben wir Respekt, müssen ihn haben; denn Raabe verstand es, ihn uns beizubringen.

Man verfolge das einmal an sich selbst gegenüber dem Kreistierarzt a. D. Schnarrwergk im „Laren" oder den Insassen und Freunden des Armenhauses im „Schüdderump". Zunächst treten da scheinbar verwachsene, schnurrige Figuren auf, man möchte, besonders als Neuling in Raabe, fast ihrer lachen. Und staunend — jubelnd — die Lippen beißend vor verhaltenem Schluchzen, steigt man mit ihnen die Höhen und Tiefen ihres Lebens hinauf und hinab und schließt Freundschaft mit Menschen, die einem für alle Zeit näher bleiben als mancher, mit dem wir täglich Salz und Brot teilen. Eins der größten Beispiele für diese Kunst ist der

Ritter von Glaubigern im „Schüdderump“, der aus einem stark verschrobenen alten Herrn ein unvergeßlicher Mensch von stiller Heldengröße wird. Immer wieder wirft Wilhelm Raabe die tauben Nüsse fort, die doch Frau Welt für voll genommen wünscht: „Alter Peter, es ist wirklich eine Kunst, eine Nuß, die man knackte und hohl fand, wegzuwerfen und seine Meinung darüber nicht zu verhehlen; denn die Welt verlangt das Gegenteil und verlangt, daß man gut von ihren tauben Nüssen rede, sie für voll nehme und ihren Kern lobe.“ Raabe beherrschte diese Kunst, und ihm ward immer wieder der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein.

Raabe hat sich wohl den notorisch unmusikalischsten Dichter des Jahrhunderts genannt — aber auf die Kunst des Leitmotivs hat er sich verstanden wie kaum einer. Und wenn auch hier nicht der ganze Kreis seiner Schöpfungen noch einmal umgangen und in diesem wehmutsvollen Nachruf keine volle ästhetische Darstellung enthalten sein soll, so sei das doch gerade hervorgehoben und hervorgehoben an dem genialsten Beispiel seiner Art, am „Schüdderump“, jenem einst spurlos vorübergegangenen Buch, das jetzt langsam durchdringt und das manche den besten deutschen Roman des XIX. Jahrhunderts nennen — ich würde mich anschließen, wenn nicht „Abu Telfan“ und „Die Akten des Vogelsangs“ mich schwankend machten. Der „Schüdderump“ ist der Karren, auf dem zur Pestzeit um 1615 die Leichen zu Grabe gebracht wurden. Ein Exemplar seiner Art findet der Dichter in einem hellen, lustigen, norddeutschen Städtchen; und nachdem er von dieser Bereicherung seiner Kenntnisse erzählt hat, führt er mitten in die Geschichte des Lauenhofes und des Siechenhauses zu Krodebeck im Harz hinein, aber das Rütteln und Rattern des Schüdderump verspüren wir nur zu bald, ohne daß Raabe davon spricht. Und erst mitten im Laufe der durch alle Tiefen menschlichen Humors, menschlichen Elends und durch alle Proben menschlicher Festigkeit führenden Erzählung läßt er selbst den schaurigen Klang wieder auftönen zu einer Stunde, da die Sonne im Scheitel steht und beginnt sich zu neigen. „Wir haben wohl den Schüdderump gänzlich vergessen? Das Leben ging uns so leicht und weich ein, die Tage gingen wie auf sammetnen Schuhen vorüber.“ Aber: „Horch, was war das? Vielleicht traf das Rad des widerwärtigen Karrens auf einen Stein im Wege, und so wurde die schaurige Last ein wenig zusammengerüttelt, und den Ton vernahmen wir mitten im fröhlichen Behagen des Daseins, im Kreise der Freunde, einsam am warmen Ofen in der Winternacht, auf der Höhe des Gelages, unter den Kränzen der Hochzeitsfeier, im Theater, am Wirtshaustische oder im tiefen, traumlosen Schlafe. Das ist's! Und man fährt mit der Hand an die Stirn: so viel Lichter um uns her angezündet sein mögen, so hell die Sonne scheinen mag, auf einmal wissen wir wieder, daß wir aus dem Dunkeln kommen und in das Dunkle gehen, und daß auf Erden kein größeres Wunder ist, als daß wir dies für den kürzesten Moment vergessen konnten. Dann denken wir mit Schauern derer, welche gestern starben, und derer, die in tausend Jahren sterben werden, und vielleicht denken wir auch an ein uns fremdes, gleichgültiges, unbekanntes Kind, das wir einst zufällig unter den Blumen seines Sarges erblickten, und sehen ernst genug gerade aus und begreifen augenblicklich kaum noch, wie der dicke Gevatter uns gegenüber so herzlich über den alten Witz seines hageren Nachbarn lachen kann; bis dasselbe Wunder auch uns von neuem widerfährt und das Messer- und Gabelgeklirr des Lebens auch uns von neuem betäubt und obendrein uns recht vergnügt stimmt. —“

Nach dem Gedankenstrich setzt die Erzählung ohne weiteres wieder ein, aber von den wenigen Sätzen geht, wie von der Einleitung, aufs neue ein schwerer Stimmungszauber aus, dem wir uns nie und nimmer entziehen können. Ja, wir sind keineswegs überrascht, wenn am Schluß des Werkes Wilhelm Raabe mit wenigen Worten nicht nur auf dies selbst, sondern auch auf „Abu Telfan“ und den „Hungerpastor“ zurückweist — die einheitliche Stimmung dieser großen Werke ist so stark, daß wir sie bei aller Verschiedenheit der Charaktere und der Probleme als eng verwandt empfinden.

Sind aber die Probleme, wenn man sie auf die letzte Formel bringt, wirklich so sehr verschieden? Sind nicht am Ende alle Bücher Raabes, selbst seine leichten Werke von der Art des „Horacker“, schließlich Bücher vom Hunger, ohne daß ihnen das, wie beim „Hungerpastor“, an der Stirn geschrieben stände; ist es nicht immer wieder der Hunger edler Naturen nach dem Lichte, den Raabe darstellt, der Hunger nach einem reinen Leben wie im „Abu Telfan“, der Hunger nicht nach einem äußeren stürmischen Glück, sondern nach der Befreiung des Herzens wie in den „Leuten aus dem Walde“? Sehen wir nicht immer wieder den scheitern, ob er auch äußerlich siege, der nichts kennt als die Sucht nach dem äußeren Glanz, den Erfolg der Menschenbeherrschung, wie Freudenstein-Stein im „Hungerpastor“, Pinnemann in den „Drei Federn“, Häußler von Haußenbleib im „Schüdderump“? Gewiß, selten erreicht einer dieser Helden, wenn man denn Raabes Menschengestalten Helden nennen will, sein Ziel.

„Nun ist's geschehen;
Aus allen Räumen
Hab' ich gewonnen
Ein holdes Träumen.
Nun sind umschlossen
Im engsten Ringe,
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge.
Lichtblauer Schleier

Sank nieder leise;
Im Liebesweben,
Goldzauberkreise —
Ist nun mein Leben."

So darf wohl der Pastoradjunkt Johannes Unwirsch singen, wie es am siebzigsten Geburtstage Raabe in den eignen Worten entgegenscholl — aber wie viele seiner liebsten Gestalten dürfen es nicht und gehen im verworrenen Leben zugrunde wie die schöne Antonie Häußler im „Schüdderump", wie der hochgemute Velten Andres in den „Akten des Vogelsangs", oder sie müssen sich mit einer stillen, gütigen Zurückhaltung begnügen wie die feine Frau Salome, mit einer borstigen, selten durchblickenden Menschenliebe wie der Pate Schnarrwergk im „Laren", mit einem abseits gelegenen Frieden auf der roten Schanze wie Heinrich Schaumann im „Stopfkuchen", mit einsamer Arbeit drüben überm Meer wie Tante Lina Nebelung in „Eulenpfingsten". Freilich haben manche von diesen Gestalten denn doch etwas von dem unsterblichen Humor der Frau Rittmeisterin Grünhage aus dem „Horn von Wanza". Aber Sieger sind *sie* schließlich alle. Ihr Dichter hat der „Welt" in die bösen Lichter geblickt, er weiß, wo sie zu überwinden ist und wie sie zu überwinden ist, und so verlegt er den Sieg immer wieder von außen nach innen und schafft Naturen, denen am Ende der Schaum der Oberfläche nichts mehr abgewinnen kann, weil sie den Kern aller menschlichen Schickung in festen Herzen umschlossen halten, „deutscher Adel" samt und sonders in einer Welt, „wo der Ernst fast immer nur von außen an die Menschen herandringt, wo die Million dahingetrieben wird und der Wind in der Tat das Wahre und das Blatt im Winde wirklich nichts ist" („Schüdderump", S. 297).

Eng, kleindeutsch, bundestäglich, der Schilderer alter Nester — das war Raabe in den Augen eines Geschlechts, das ihn gerade zur Not noch gelten ließ. Groß, deutschnational in höchster Ausprägung, ein Kenner und Schilderer des ganzen Lebens in Höhen und Tiefen — das ist er uns. Hurra rufen hatte er nicht gelernt, und wer danach den nationalen Gehalt eines Poeten ermißt, mag ihn beiseite legen. Wir aber fühlen in den zwölf Briefen, die „nach dem großen Kriege" geschrieben sind, den nationalen Schmerz zittern, wir beißen die Lippen, wenn die Großmutter in der „Chronik der Sperlingsgasse" bei der Abendlampe von den Freiheitskriegen, ihrem hohen Sieg und den dumpfen Jahren des Drucks nachher, der unerfüllten Freiheitssehnsucht des Volks erzählt. Wir schauen bewundernd, wie dieser Dichter der Kröppelgasse und der Musikantengasse in dem alten Berlin in den sechziger Jahren schon die künftige Weltstellung Japans und die Bedeutung des Stillen Ozeans für die Politik der Zukunft laut und deutlich verkündet, wir sehen seine Helden germanische Siedelungen in Südafrika beackern, wir fühlen aus dem Humor des „Dräumlings" und der Reise der Herren Gutmann senior und junior zum Nationalverein die vaterländische Sehnsucht der Tage vor 1866 heraus. Und wenn Raabe das Land seiner engeren Heimat besonders oft und besonders liebevoll geschildert hat — gehen wir nicht mit ihm weithin auf den Pfaden des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges, weithin nach Wien, an die Ostsee hinauf, nach Pommern und Holstein, nach Frankreich hinüber, nach Kalifornien und in die Freiheitskämpfe der Niederländer hinein? Nein, Raabes Feld war unendlich weit, auch rein äußerlich, und was er geschrieben hat, ist echt und lebensvoll bis in den letzten Ton; er wurzelte tief im Boden seiner Harzer Heimat und wuchs mit seinen Wipfeln hoch hinaus über den deutschen Boden, gab einen Weltblick von großer Feinheit und Reinheit und ließ uns wie Lynkeus, den Türmer, das Nahe und das Ferne schauen.

Wilhelm Raabe hatte sich vor seinem siebzigsten Geburtstag geweigert, seine zerstreuten lyrischen Gedichte sammeln zu lassen, nicht aus falscher Bescheidenheit, denn wie jeder Große wußte er sehr genau, was er wert war, sondern aus einem starken selbstkritischen Gefühl heraus. Er hatte in den sechziger Jahren ganz bewußt hinter seine lyrischen Gaben einen Strich gemacht, was uns aber nicht hindert, einzelne, wie dies Gedicht aus dem „Hungerpastor", das er ja selbst stehen ließ, als Aussprache eines, in bestimmten Stunden durchaus lyrischen Seelenlebens zu lieben. Eines seiner Gedichte hat mit Recht in das ‚Hausbuch deutscher Lyrik' Aufnahme gefunden, es ist für Wilhelm Raabe, für seine Entwicklung sehr bezeichnend.

Legt in die Hand das Schicksal Dir ein Glück,
Mußt Du ein andres wieder fallen lassen;
Schmerz und Gewinn erhältst du Stück um Stück,
Und Tiefersehntes wirst Du bitter hassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
Greif zu und halt! ... Da liegt der bunte Tand,
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal Dir den Kranz
So mußt die schönste Pracht Du selbst zerpflücken;
Zerstören wirst Du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken.

In seine Kunst aber führen vielleicht noch tiefer die Verse:

Tritt vor aus Deiner Kammer
Und trage Deinen Schmerz,
Trage des Weltlaufs Jammer
Der Ewigkeit ans Herz.

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit.

Zu dieser Anschauung hat sich Raabe immer wieder bekannt, nicht zuletzt in den berühmt gewordenen Worten: „Was wird, wird still. Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird, in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit.“ Wenn man von diesen tiefen Worten ausgeht, so schließt sich Raabes Werk und Raabes Leben noch einmal einheitlich zusammen. Er hat sein Leben nicht beschrieben, denn schließlich steht, was er gelebt, restlos in seinen Werken. Und er hat nur einmal drei Dinge im Rückblick auf diese äußerlich unscheinbaren, innerlich überreichen neunundsiebzig Jahre als merkwürdig hervorgehoben: „Ich komme noch aus den Tagen, wo in meines Vaters Haus an der Weser mit Stein, Stahl und dem Plünnenkasten Licht angezündet und Feuer gemacht wurde. — Ich habe einen Herrn gekannt, der noch seinen Zopf trug. — Ich habe noch einen Mann gesehn, der im Siebenjährigen Kriege mit dabei gewesen war.“ Sind nicht auch diese drei, durch viele Jahrzehnte festgehaltenen Beobachtungen wiederum ein Schlüssel zu Raabes Wesen? Offenbart sich nicht auch in ihnen an ganz kleinen Zügen die große Kunst des Meisterdichters, nur das festzuhalten, was ihm dient, das aber für alle Zeiten! Er hat es zunächst auch wohl mit dem Stift festzuhalten versucht und vielleicht, wie Goethe, Keller, Scheffel, Reuter, Heyse, Dickens, Hauptmann, sich zum bildenden Künstler berufen gefühlt — mit strenger Selbstzucht hat er dann nur noch als Dilettant im besten Sinn die Federzeichenkunst geübt. Manches dieser Blätter sieht ganz aus wie noch unter dem Eindruck des großen E. T. A. Hoffmann entstanden, der gewiß Raabe beeinflußt hat. Seine eigentliche Kunst ist doch ganz einer späteren Zeit zugehörig, die schönste epische Frucht des großen Realismus der fünfziger und sechziger Jahre, im Roman die ebenbürtige Ergänzung zu dem großen von Hebbel geschaffenen Drama jener Tage; künstlerisch voll in sich vollendet und mit einem menschlichen Gehalt, der immer unerschöpflicher erscheint, je mehr wir aus ihm schöpfen. Wie oft geht es nicht auch dem alten Raabe-Leser so, daß er eine bisher wenig beobachtete Geschichte des Meisters wieder unter die Hände bekommt und nun erst alle Schönheiten des Werkes entdeckt, als ob es ihm völlig neu wäre. Man kommt von ihm nicht los, man kann ihn nicht episodenweise, sondern jedes seiner Werke nur im ganzen lesen; ihr konstruktiver Stil ist von so starker künstlerischer Einheitlichkeit, daß er sich nicht zerbrechen läßt, mag es sich um kurze und kürzeste Novellen handeln wie die „Innerste“ oder „Die schwarze Galeere“, mag es selbst um eine Burleske gehn, wie in „Christoph Pechlin“, oder mag endlich der große Bau einer großen Romandichtung sich vor uns türmen. Der große Kenner der Geschichte, der Literatur, der Politik, mit seiner staunenswerten Belesenheit und seinem riesigen Gedächtnis, kennt doch schließlich am besten das menschliche Herz, das männliche und das weibliche, in allen seinen Falten und Tiefen. Er hat uns nie zum besten und holt selbst aus der bloßen Schnurre noch einen charakteristischen Zug. Wie seine Erinnerungen ihn bis auf Menschen des Siebenjährigen Krieges zurückverweisen, so verkörpert er uns fast das ganze letzte Jahrhundert, er ist noch aus der Zeit zu uns herübergekommen, da Hebbel und Ludwig rangen, und wir nehmen ihn ganz gewiß hinüber nicht nur in die Zeiten unserer Enkel, sondern in eine unabsehbare Dauer lebendiger deutscher Wirkung.

⌘ ⌘ ⌘

Nur von dem letzten Besuch will ich noch erzählen, den ich Wilhelm Raabe machen durfte. Engelbrecht hatte berichtet, daß es schlecht ginge — aber zugleich, daß jeder Freundesbesuch aus der Ferne auffrischend wirke. Und so war ich denn am 6. November wieder in dem alten lieben Zimmer. Raabe kam mir nicht mehr, wie sonst, entgegen — er lag auf dem Ruhebett, er hatte Schmerzen und fror in der überheizten Luft des Raumes. Aber wirklich, als das Geplauder — mir hatte trotz aller Vorbereitung die Rede zuerst gestockt — im Gange war, richtete er sich auf, ließ sich eine Zigarre geben und war für eine Stunde ganz der Alte. Mit heller Bewunderung sprach er vom Hamburger Bismarckdenkmal, dem zuliebe er vor zwei Jahren einen Reisetag in Hamburg überschlagen hatte, mit Sympathie von dem Gerücht, Paul Heyse werde den Nobelpreis erhalten, mit Freude von der Nachricht, daß Heines Denkmal in Hamburg gesichert sei. Nachher kamen freilich die Schmerzen und Beschwerden wieder — aber da ich unter mich beschämenden Dankesworten ging, im Gefühl, für immer Abschied genommen zu haben, ging mit mir neben dem Bilde des Kranken doch auch das jener hellen Stunde — ganz wie einst. Über jedes Lob erhaben ist, was Frau und Töchter Raabes in diesen schweren Wochen geleistet haben, diese Frauen, die ganz in Liebe und Pflege aufgingen.

Und nun sind Not und Schmerz vorüber. Wir trauern — aber wir klagen nicht. Hier hat der Tod keine reinigende Macht mehr zu bewähren — hier **lebt** ein hohes, reines, kämpfevolles und ganz deutsches Menschentum und wird leben in nicht absehbare Zeiten hinein. Nicht das Cäsarenwort: veni, vidi, vici gilt von ihm, der langsam wuchs, spät seine Deutschen zu sich überwand. Wir schreiben in tiefer Bewegung und froher Zuversicht auf Wilhelm Raabes Stein:

vixit — vicit — manet

er hat gelebt — er hat gesiegt — er bleibt!



Mme. la Comtesse Caraman Chimay Greffulhe.

Gemälde von P. A. László.

Tanagra=Terrakotten. Von Georg Buß.

In der Osthälfte Mittelgriechenlands streichen an den beiden Küsten zwei Gebirgsketten, Abzweigungen des Pindus und Korax, entlang, die sich in der Südostspitze des Landes, wo das ruhmvolle Attika liegt, vereinigen. Das am Korax beginnende Gebirge besteht aus drei mächtigen Gruppen: dem sagenumwobenen, hochgetürmten Parnaß, an dessen Südseite im stillen Bergtal Delphi lag, dem wald- und quellreichen Helikon und dem rauhen und unwirtlichen Kithäron, der ziemlich genau den Anfang des nach dem Peloponnes sich erstreckenden Isthmus bezeichnet. Ebenso gewaltig wie diese Kette ist das nördliche Gebirge, das mit dem vom Pindus sich abzweigenden Öta beginnt. Dort, wo der Öta an die Küste herantritt, öffnet sich der berühmte Paß der Thermopylen, so benannt nach den in seiner Nähe entspringenden heißen Quellen. In alter Zeit ließ sich der Paß, die einzige bequeme Verbindung zwischen den Landschaften am Malischen Meerbusen und Mittelgriechenland, mit einer kleinen Schar tapferer Männer, wie sie Leonidas befehligte, besser verteidigen als in unseren Tagen, da er durch Anschwemmungen erheblich verbreitert worden ist. Von Thermopylä leitete der Weg über das Gebirge nach Elatea, einer phokischen Stadt, deren Bedeutung als strategischer Platz am besten gekennzeichnet wird durch den Hinweis auf Philipp von Mazedonien, der sie als einen Schlüssel zu Griechenland stark befestigen ließ. Der Weg führt dann weiter in die stark bevölkerte Ebene, genannt Böotien, als deren vornehmste Städte neben der Hauptstadt Theben das uralte Orchomenos und Lebadea galten.

An ländlichem Reichtum dem vielgepriesenen Thessalien ebenbürtig, war Böotien die Kornkammer Attikas. Aber seiner friedlichen Rolle gesellte sich noch eine kriegerische — es war das Schlachtfeld von Hellas. Auf seinen schönen Fluren hat der männermordende Streit, zahlreiche Opfer fordernd, furchtbar gewütet. Hier vernichtete Pausanias in der Schlacht bei Plataä das persische Heer, hier brachen in der Schlacht bei Koronea die vereinigten Staaten die unerträglich gewordene Hegemonie Spartas, hier führte in dem heißen Kampfe bei Leuktra Epaminondas das Heer der Thebaner unter erstmaliger Anwendung der schrägen Schlachtordnung zum Siege über das von Kleombrotos befehligte Heer der Spartaner, und hier vernichtete in der Schlacht bei Chäronea, 338 v. Chr., Philipp von Mazedonien im Verein mit seinem neunzehnjährigen Sohne Alexander Griechenlands Selbständigkeit.



Salbgefäß in Form eines weiblichen Kopfes, mit Pagai in der Megaris. Original im Kgl. Museum zu Berlin.

Dumpfe Trauer umgibt dieses Chäronea — der griechische Heldenmut loderte noch einmal zu leuchtender Flamme empor, denn mehr als tausend Athener opferten ihr Leben der Freiheit des Vaterlandes, und die heilige Schar der Thebaner, dreihundert edle Jünglinge, sank sterbend zu Boden; aber alle Tapferkeit und alle Hingabe waren umsonst: der Sieg blieb dem Feinde, und das Griechentum, bis ins innerste Mark getroffen, sah die Zeit perikleischer

Größe nie mehr wieder. Das thebanische Volk bestattete seine Gefallenen in einem Massengrabe und krönte die Stätte, wo sie ruhten, mit einem kolossalen Löwen in Stein. In der Folgezeit kamen Barbaren und schlugen den Koloß in Stücke — was an Fragmenten von ihm übrig geblieben war, wurde in unseren Tagen aufgefunden und geborgen.

Trauer ruht auch heute auf ganz Böotien, denn mit seiner ehemaligen Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit ist es längst vorbei. Das Gebirge ist entwaldet, die kleinen Rinnsale sind während der größten Zeit des Jahres versiegt, werden aber in der Regenperiode zu wütenden Sturzbächen, deren Gewalt alles mit sich fortreißt, die Ackerkrume ist fortgeschwemmt oder unter Geröll begraben, und der Kopaische See hat die umliegenden Felder verschlungen. So ist das Land arm geworden und nur noch ein Schatten von ehedem. Die jetzt lebenden Bewohner haben ihrer Mehrzahl



Komische Maske aus Griechenland.
Original im Königl. Museum zu Berlin.



Komischer Schauspieler aus Megara.
Original im Königl. Museum zu Berlin.

nach von der großen Geschichte, die sich in dieser Ebene abgespielt hat, keine Ahnung — ihr Sinnen und Trachten richtet sich lediglich auf den mühseligen Kampf mit dem Dasein. Es sind eben Böotier — Leute, von denen sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten läßt, daß ihnen jedes höhere Interesse, jede Spur geistiger und künstlerischer Befähigung, jede Neigung zu einer feineren und geschmackvolleren Form des Lebens abgehe.

Diese Herabsetzung der Böotier in der öffentlichen Meinung stammt nicht aus unserer Zeit, sondern aus dem Altertum, aus dem fein gebildeten, geistig regsamen und genußfreudigen Athen, in dem man die Kunst des Phidias und Praxiteles bewunderte, der Weisheit des Sokrates und Platon lauschte, über die Komödien des Aristophanes, des ungezogenen Lieblings der Grazien, und die Lustspiele des witzigen Menandros lachte und Damen von der Art der Phryne sein Vermögen opferte. Wer keinen guten Geschmack, keine gefälligen Manieren, keine fesselnde Unterhaltungsgabe und keine geistreichen Launen besaß, wurde kurzweg den rustikalen Bewohnern der jenseits des Kithäron gelegenen Ebene zugewiesen. Mit der üblichen Redensart: „Er ist ein Böotier“, wurde eben der Abstand zwischen den Menschen der Hauptstadt und denen der Provinz in seiner angeblich ungeheuren Größe deutlich gekennzeichnet. Es war just so wie heute, da der Residenzler sich für den eigentlichen Träger der Zivili-

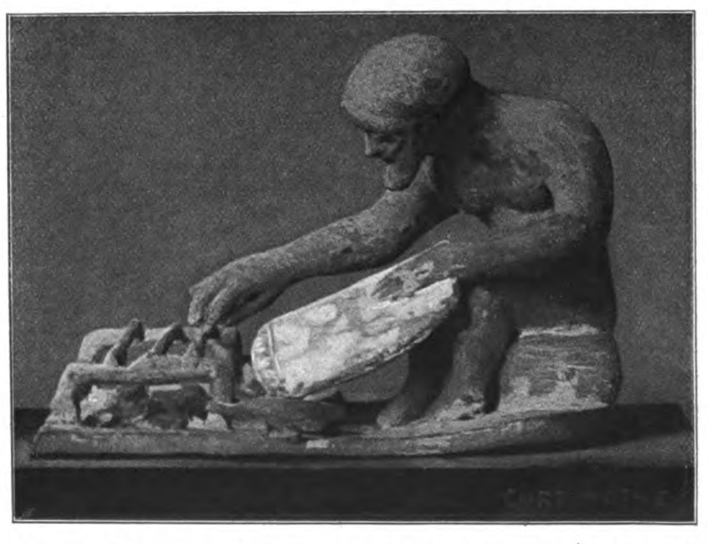
sation hält und mit einer gewissen Überlegenheit auf die Angehörigen des platten Landes herabsieht.

Aber den um ihres Ungeschmackes und ihrer Derbheit viel bespöttelten Böotiern sind in unseren Tagen aus der Tiefe der Gräber gewichtige Ehrenretter in Gestalt anmutiger Werke der Kleinkunst erstanden, die, trotzdem sie stumm sind, wirksamer als die beredtesten Verteidiger zugunsten ihrer Mandanten eintreten. Die Terrakotten von Tanagra sind weltberühmt und zu Lieblingen aller feinfühligen Menschen geworden. Und dieses Tanagra, das so reizvolle Schätze gespendet, diese kleine Provinzialstadt, jetzt Graemacta geheißen, lag eben in Böotien, im östlichen Teile des Landes, nahe der Grenze von Attika, am linken Ufer des Asopos. Also muß die üble Nachrede von dem Ungeschmack der Böotier nicht so ganz begründet gewesen und mehr dem Hochmut der von ausgezeichneten Kunstschöpfungen umgebenen Athener entsprungen sein. Vornehmlich müssen die Bewohner Tanagras ein warmes Empfinden für Schönheit besessen haben, denn sonst ist die Fülle dieser wie lautere Poesie berührenden Terrakotten bei ihnen nicht zu erklären. Gerade im Hinblick auf sie läßt sich behaupten, daß die Böotier besser als ihr Ruf gewesen sind.


Eros. Original im Louvre zu Paris.

Wer aber in der modernen Zeit hat Tanagra vor dem Aufspüren der Gräber und ihres wertvollen Inhalts gekannt? Selbst die Kenner und Lehrer griechischer Geschichte und Altertumskunde wußten nicht allzuviel von dieser Niederlassung eines behäbigen Ackerbürgertums zu berichten. Das änderte sich mit einem Schlage, als im Jahre 1872 das Gräberfeld des Städtchens mit seinen Schätzen an Tonfiguren erschlossen wurde.

Schon geraume Zeit früher waren einige polychrom behandelte Terrakotten, über deren Herkunft Unklarheit herrschte, in den Besitz glücklicher Sammler gelangt. So enthielt die 1834 zu Paris durch Panofka veröffentlichte Sammlung Pourtalès-Gorgier zwei Figuren, deren plastische Schönheit und


Garkoch aus Tanagra. Original im Königl. Museum zu Berlin.

zarte Färbung die lebhafte Bewunderung hervorragender Archäologen und Künstler erregten. Mehr als dreißig Jahre später tauchten im Kunsthandel solche polychrome Figuren in etwas größerer Zahl auf. Sie erregten die Aufmerksamkeit der Fachkreise in außerordentlichem Maße und legten den Wunsch nahe, den ergiebigen Fundort, der diese entzückenden Gaben spendete, kennen zu lernen. Die Spuren wiesen, wie man vermutet hatte, nach Griechenland und schließlich nach dem böotischen Tanagra. Das Rätsel der Herkunft löste sich — ein großes Gräberfeld bot sich dar, dessen niedrige Hügel die heiß ersehnten Terrakotten in verhältnismäßig trefflicher Erhaltung bargen.

Es ist eine uralte und bei den verschiedenen Völ-



Eros aus Kyme.
Original im Königl. Museum zu Berlin.



Jüngling mit Salbgefäß. Aus Griechenland.
Original im Königl. Museum zu Berlin.

kern verbreitete Sitte, dem Toten in die letzte Ruhestätte Amulette und Idole, wie Masken und Götterbilder, die ihn gegen Zauberei und Ungemach schützen sollen, sowie Gegenstände, die ihm im Leben angenehm und nützlich gewesen sind, mitzugeben. Wir verdanken dieser Sitte eine Fülle interessanter und kostbarer Erzeugnisse des antiken Lebens — fein gefügte, meisterlich granulierte Schmucksachen in Gold, zierliche Ohrgehänge mit geflügelten Eroten, schön gegliederte Halsketten, die sich der Form der Büste vorzüglich anpassen, und sorglich gefaßte Intaglien, schillernde Glasfläschchen, kleine Kunst-

werke in Bronze, Holz und Ton und vor allem die Legion der Vasen, reich verzierter Nachahmungen der von dem Bestatteten zu seinen Lebzeiten benutzten Gefäße. Die Mehrzahl dieser Beigaben hat sich, trotzdem die von Ton sehr zerbrechlich sind, in den meist in Form kleiner Kammern angelegten Grabstätten trefflich erhalten.

Es kann also in Hinblick auf den allgemein geübten Brauch nicht wunder nehmen, daß auch die Grabstätten bei Tanagra Beigaben umschlossen. Die anmutigen Tonfigürchen, mit denen der Lebende sein Heim geschmückt und an denen er sich erfreut hatte, waren dem Toten mitgegeben worden, damit er in der Unterwelt des edlen Genusses nicht entbehre. Ans Licht des Tages gezogen, das sie seit mehr als zwei Jahrtausenden nicht mehr geschaut, predigten die meisten von ihnen in stummer und doch verständlicher Sprache, daß das Schöne über die Zeit triumphiere und unvergänglich sei. Und von der Stätte des Todes und dem schlichten Tanagra zogen sie in alle Welt, nach Athen, Wien, Berlin, Paris, London, Petersburg, in Sammlungen und Museen, um für ihre stille Predigt von der ewigen Macht der Schönheit empfängliche Herzen zu suchen. Sie haben die Herzen, trotz des banausischen Zuges der Zeit, gefunden, und werden sie auch in Zukunft finden, denn

Ein geborener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nah'n, wie ein unsterblicher Gott.

Das Altertum hat an sinngefälligen Terrakotten einen großen Reichtum hinterlassen, ist doch die plastisch bildsame Tonerde, welche die im weichen, feuchten Zustand erhaltene Form nach dem Brande, der sie hart und trocken macht, dauernd bewahrt, von Griechen, Etruskern und Römern schon frühzeitig zur Herstellung von freien Figuren, Reliefstafeln, verzierten Stirnziegeln und Gefäßen künstlerischen Gepräges verwendet worden. Man hat daher Terrakotten so ziemlich überall, wo Niederlassungen der genannten Völker bestanden haben, in stattlicher Anzahl bergen können. Besonders schöne Ausbeute hat auf attischem Boden Athen, die Hauptstätte griechischkeramischer Kunst, und auf dem Boden des Peloponnes das reiche Korinth gespendet. In den Kolonien Kleinasiens sind Myrina und die Umgegend von Smyrna sehr ergiebig gewesen, und in Italien das südlich gelegene Tarent. Aber nur wenige dieser Funde können an feinem Reiz und archäologischem Wert mit denen von Tanagra in Wettbewerb treten.



Mädchen aus Tanagra.
Original im Kgl. Museum zu Berlin.

Wie die meisten figuralen Terrakotten verkörpern die von Tanagra liebenswürdige Genremotive, und zwar weniger in Gruppen als in zwölf bis dreißig Zentimeter hohen Einzelfiguren. Das volkstümliche und das erotische Element ist in dem ziemlich beschränkten Kreise der Motive am meisten zur Geltung gebracht. Der Schauspieler, der Koch, der Bäcker, der Haarschneider, der zu Markt ziehende Händler, die mit dem Backen von Brot beschäftigte Hausfrau, die Kinderwärterin, alle diese und noch

manche andere Gestalten, die im täglichen Leben eine notwendige Rolle spielen, sind mit Humor wiedergegeben. Ihnen schließen sich sogenannte Epheben, schlanke Jünglingsgestalten, geschmückt mit der Chlamys, dem Kriegskleide der Patrizier, in elegant wirkenden Stellungen an. Dann folgen Vertreter des bacchischen Kreises, lustige Silene und Pane, die im Weinrausch tolle Grimassen schneiden, und Vertreter des erotischen Kreises, unübertrefflich modellierte Bengelchen, geflügelt und blumengeschmückt, die unter allen möglichen Masken in übermütiger Laune ihres Amtes an der liebebedürftigen Menschheit walten. Eros als Ballspieler, als Schüler, als Schuster, als Reisender, als Händler, als Schütze: so erscheint der listige kleine Gesell in zahlreichen Varianten, jede von ihnen ein wohlklingender Akkord in der ewig großen Symphonie der Liebe.

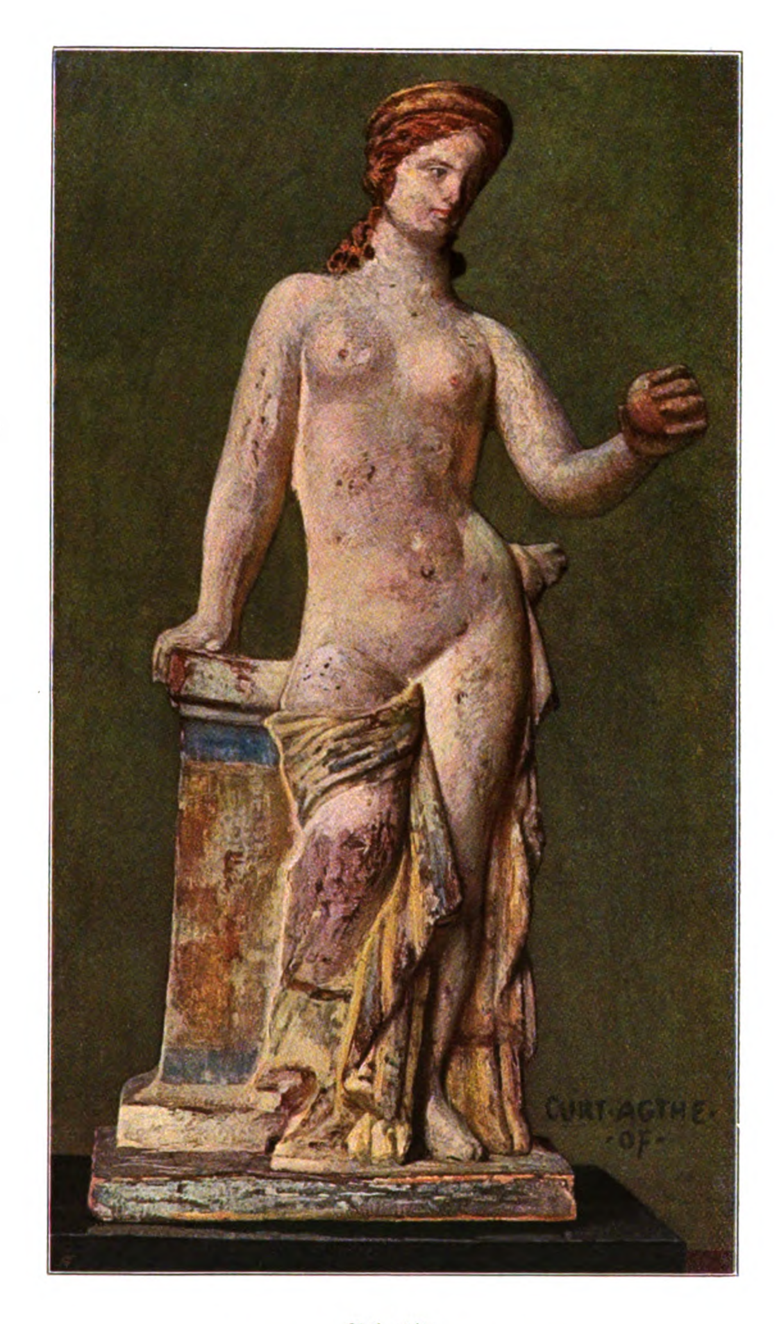
In allen diesen Werkchen sind Auffassung und Ausführung dem leichten Genre vortrefflich angepaßt. Aber ein vollerer Ton ist angeschlagen bei den Darstellungen aus dem Mädchen- und Frauenleben, den eigentlichen Perlen unter den Terrakotten von Tanagra. Etwas von dem Charakter der großen statuarischen Kunst ist ihnen, trotz ihres mäßigen Umfanges, eigentümlich. Sie erwecken die Vorstellung, daß ihr Schöpfer auch dem Marmor warmes Leben einzuhauchen vermochte. Aus feinstem Empfinden geboren, umschwebt sie der Zauber unendlichen Liebreizes und echter Weiblichkeit. In jeder ihrer Bewegungen gibt sich angeborene Grazie kund. Ob sie sitzen, ruhen, kauern, stehen oder schreiten, immer gelangt der feine Adel natürlicher Anmut zur berückendsten Erscheinung. Leise lächelnd schauen sie



Tanzendes Mädchen. Original im Britischen Museum zu London. (Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)



Europa. Original im Schloß Chantilly.



Aphrodite.
Original im Königl. Museum zu Berlin.



Sitzendes Mädchen mit Fächer aus Tanagra. Original im Königl. Museum zu Berlin.

in die Weite, oft mit geradezu sehnsuchtsvollem Blick, als ob sie des Eros harrten, oder sie sehen in stiller Träumerei weltvergessen vor sich hin. Einige wenden auch das schöne Haupt zur Schulter, auf der sich zutraulich eine Taube niedergelassen hat, oder sie neigen es herab zu dem auf ihrem Schoße ruhenden listigschelmischen Götterknaben, der, trotzdem er mit seinem Geschoß die bösesten Herzkrankheiten erzeugt, stets willkommen ist.

Ihre Kleidung tragen diese Frauen und Mädchen mit edelstem Anstand und ganz nach den Geboten des vornehmen Taktes und der Mode. Faltenreich wallt an der hochgegürteten Gestalt der Chiton, das eigentliche Kleid von Wolle oder Leinen, hernieder, und malerisch umschließt

sie das nicht minder faltenreiche Himation, der lange feinwollige Mantel. Ihn, der nicht im Hause, sondern nur für die Öffentlichkeit angelegt wurde, haben die reiferen Frauen, altem Brauche gemäß wie den Peplos kapuzenartig über das Haupt gezogen, und sie haben nach feiner Sitte auch die Hände in ihm geborgen. Fehlt er, was bei mancher jugendlichen Schönheit der Fall ist, so sind die Arme mit goldenen Spangen sichtbar und die edlen Formen der Gestalt unter dem zarten Gewebe des Chiton erkennbar.

Mit Chiton und Himation ist aber das Kostüm nicht beendet, denn noch hinzu treten zierliche Schuhe, die den fein geformten Fuß eng umschließen, schmale Bänder, welche das wellige Haar, hinten zum Nest vereinigt, zusammenhalten, runde Hüte, herzförmige Blattfächer, goldene Ohrgehänge und Schulteragraffen. Die Hüte, oben mit einer Spitze, ruhen lose auf dem Haar oder auf den Kapuzen. Aus welchen triftigen Gründen sie so lose getragen und wie sie befestigt wurden, bleibt unlösbares Rätsel. Möglich ist, daß die zum reichen Arsenal weiblicher Waffen gehörende Koketterie dieses leichte, kecke Aufsetzen vorgeschrieben hat, just so, wie sie anempfahl, den kleinen Schuh unter dem Saume des Chiton ein wenig hervorschauen zu lassen. Ebensowenig ist festzustellen, ob die seltsamen Hüte nur in Tanagra oder in ganz Böotien oder gar im gesamten Griechenland modern waren. Eine Kopfbedeckung war bei den griechischen Damen eigentlich nicht üblich — zum Schutz gegen Wind und Wetter zogen sie eben das Himation oder den Peplos über das schöne Haupt. Ebenso bildet ein Rätsel das für Hüte und Fächer benutzte Material — nicht unwahrscheinlich ist, daß für beide wie in unseren Tagen feines Strohgeflecht diente.

Zu der Anmut der Motive, der Schönheit der Komposition, dem edlen Flusse der Linien und der Weichheit der Formen gesellt sich als ein sehr wesentliches Mittel künstlerischer Wirkung die Polychromie.

Ton an und für sich nimmt, je nachdem er einen geringeren oder stärkeren Zusatz von Eisenoxyd enthält, in der Hitze des Brennofens eine gelbe, braune, lichtrote oder tiefrote Färbung an. Bei den meisten Tanagra-Terrakotten ist diese natürliche Farbe des gebrannten und unglasierten Tonkörpers durch Weiß, Himmelblau und Rosa verdeckt worden. Es ist eine polychrome Behandlung in kalter Bemalung von feinster Delikatesse, die dem vornehmen Linien- und Formenspiel und der weichen lyrischen Grundstimmung



Mädchen aus Tanagra. Original im Königl. Museum zu Berlin.

dieser Gebilde ausgezeichnet entspricht. Vergoldung am Schmuck und an den Rändern der Gewänder, Schuhe, Hüte und Fächer tritt als weiteres Steigerungsmittel der Wirkung hinzu. Die Augen der Schönen sind in der Regel blau, das Haar braunrot, die Hände und das Gesicht, und zwar dieses ohne Rötung der Wangen, fleischfarben bemalt. Für den Chiton, weil wahrscheinlich in Leinen gedacht, ist ein mildes Weiß und für das Himation ein zartes Rot oder Blau mit breiten goldenen Bordüren gewählt. Die roten Schuhe weisen goldgeränderte Sohlen, die weißen oder blauen Hüte rote oder goldene Ränder und die blauen Fächer ebenfalls goldene Ränder auf.

Der Charakter der Farben ist stumpf und von außerordentlicher Milde. Nur ein koloristischer Hauch ruht auf den Figuren, aber immerhin genügend, um berückenden Zauber zu üben. Ersichtlich ist eine volle Wiedergabe des realen Lebens nicht beabsichtigt gewesen, vielmehr nur eine Andeutung der Wirklichkeit in poetischer Form. Wenn übrigens die Gewänder farbig behandelt sind, so ist



Vornehme Frau. Original im Louvre zu Paris.



Tänzerin.
Aus der Sammlung Janze in der Nationalbibliothek zu Paris.

hiermit der Vorliebe der Griechin für bunte Stoffe Rechnung getragen, lassen doch die Vasenbilder zur Genüge erkennen, daß farbige und gemusterte Kleider, bordiert mit dem schön gestickten Mäander, zur Festtracht gehörten.

Es liegt so nahe, die polychrom behandelten Tanagra-Terrakotten mit den vielgerühmten Majoliken der italienischen Renaissance zu vergleichen. Diese waren entschieden raffinierter hergestellt: bei der „mezza majolica“ wurde die Farbe des Tons durch eine weiße Angußfarbe gedeckt, die, leicht eingebrannt, als Grund für die einzuschmelzenden Farben diente, während bei den späteren Majoliken dem Tonscherben die inzwischen bekannt gewordene Zinnglasur breiartig aufgetragen wurde, um nach dem Auftrocknen einen trefflichen Malgrund abzugeben und im Ofen mit den Farben die schönste Verbindung einzugehen. Nichts von alledem bei den Tanagra-Terrakotten — bei ihnen ist lediglich der kalte Farbenauftrag zur Anwendung gelangt. Und doch vermögen sie mit dieser bescheidenen Technik

den stolzen Majoliken einer späteren Zeit standzuhalten.

Unwillkürlich steigt die Vorstellung auf, jede dieser Frauen- und Mädchenfiguren sei ein Originalwerk. Die Figuren sind aber nicht mit Stäbchen und Fingern gearbeitet, sondern abgedrückt in Formen von gebranntem Ton und hohl — sie sind mithin kunstgewerbliches Massenfabrikat, das auf starken Absatz berechnet war.

Kunstgewerbliches Massenfabrikat — man bedient sich des Ausdrucks nicht gern. Und doch läßt sich über die Tatsache nicht streiten. Aber da die liebreizenden Terrakotten von Tanagra wirklich Massenfabrikat sind, läßt sich nur bewundernd hervorheben, wie das im hellenischen Volk lebendige Schönheitsgefühl selbst in den kleinsten Werken überwältigend zur Erscheinung gelangte.

Verlangend sucht man den Meister, der die Modelle zu den Terrakotten geliefert hat. Mehr als zwei Jahrtausende decken ihn zu — sein Name ist verschollen. War er ein Bewohner Tanagras, ein Böotier, ein Mann aus Attika oder gar ein Athener? Kommen etwa mehrere Meister in Betracht? Ist überhaupt Tanagra der Herstellungsort der Terrakotten?

Nach ihrem ganzen Habitus gehören die meisten Tanagra-Terrakotten dem dritten Jahrhundert v. Chr. an, nur einige tragen ein älteres Gepräge. Mit der großen Kunst der jüngeren attischen Schule, deren Hauptmeister Praxiteles und Skopas eine Fülle ausgezeichneter Werke geschaffen, und mit jener der jüngeren peloponnesischen Schule, die ihren stolzesten Vertreter in Lysippos von Sikyon gefunden hatte, war es vorbei. Kein Hermes mit dem Dionysoskinde, keine Aphrodite von Knidos, keine Niobegruppe, keine Venus von Milo erstand mehr unter attischer und peloponnesischer Künstlerhand — die Kraft des öffentlichen Lebens war in dem untergehenden Griechenland gebrochen und mit ihr die der Kunst, dieses feinsten Barometers für die geistige Spannkraft einer Zeit. Und doch läßt sich in den Terrakotten von Tanagra noch etwas von dieser Kraft spüren, denn zu fest war sie mit der Allgemeinheit verbunden, um unter den rauhen Stürmen der politischen Wandlungen plötzlich gleich einer Flamme zu erlöschen. Ehe die Flamme stirbt, leuchtet sie nochmals auf — Enthusiasten sehen dieses Leuchten in den Terrakotten von Tanagra. Aber auch derjenige, der kühler an diese reizvollen Leistungen herantritt, wird gestehen müssen, daß sie ein schöner Nachklang großen Kunstschaffens sind und von den mächtigen Prachtwerken der in verführerischem Glanze aufgetauchten Schulen von Pergamon und Rhodos nicht erdrückt werden.



Frau mit Hut und Fächer aus Tanagra.
Original im Königl. Museum zu Berlin.

Es konnte nicht ausbleiben, daß nach dem Auftauchen der entzückenden Terrakotten-Erbschaft auch die Frage, ob die Alten ihre Statuen bemalt hätten, wieder lebhaft erörtert wurde. Gewiß, es ist ein

kühnes Unterfangen, von der Polychromie dieser kleinen Statuetten auf eine solche der großen statuarischen Werke schließen zu wollen. Und doch können sie immerhin den vielen Beweisen zugesellt werden, die für das lebhafte Bedürfnis der Alten nach Farbe auch in der großen Plastik bereits beigebracht sind. Wenn sogar Praxiteles nicht verschmäht hat, seinen „Hermes mit dem Dionysoskinde“ trotz des herrlichen Marmors durch vergoldete Bronzeteile und durch Farbe zu verschönern, wie sich aus vorgefundenen Spuren erkennen läßt, so unterliegt es sicherlich keinem Zweifel, daß die Polychromie in der Plastik zu ausgedehnter Anwendung gebracht wurde. Allerdings muß das geschehen sein in einer diskreten, echt künstlerischen Weise, die dem feinen Empfinden der Alten entsprach. Nicht die Schablone, sondern das subjektive Gefühl des Meisters, der Vorwurf der Darstellung, die Qualität des Marmors, die Manier der plastischen Behandlung, der Standort des Kunstwerkes und viele andere Rücksichten werden die Art und Ausdehnung der Polychromie bestimmt haben. Frei wie die Kunst, konnte sie auch in dieser Beziehung keine Fesseln ertragen. Das läßt sich jedenfalls voraussetzen, daß brutale Wiedergabe des realen Lebens ausgeschlossen



Mädchen aus Tanagra.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)



Tänzerin mit Krotala (Castagnetten) aus Athen.
Original im Königl. Museum zu Berlin.

war und die Farbe mit zartem Auftrage lediglich zur idealen Steigerung benutzt wurde. Auch den Alten wird es nicht entgangen sein, daß der Marmor sich hebt und senkt, daß er lebt, daß er Halbschatten von einer Feinheit und Wärme gibt, die den Gedanken an toten Stein nicht aufkommen lassen, daß er das Volumen des Körpers gleichsam reduziert und ihm eine göttliche Leichtigkeit verleiht. Dem Marmor durch dicken Farbeauftrag seine edlen Vorzüge zu rauben, wird ihnen fern gelegen haben. Dieses weise Maßhalten in der polychromen Ausführung ist auch an den Tanagra-Terrakotten er-

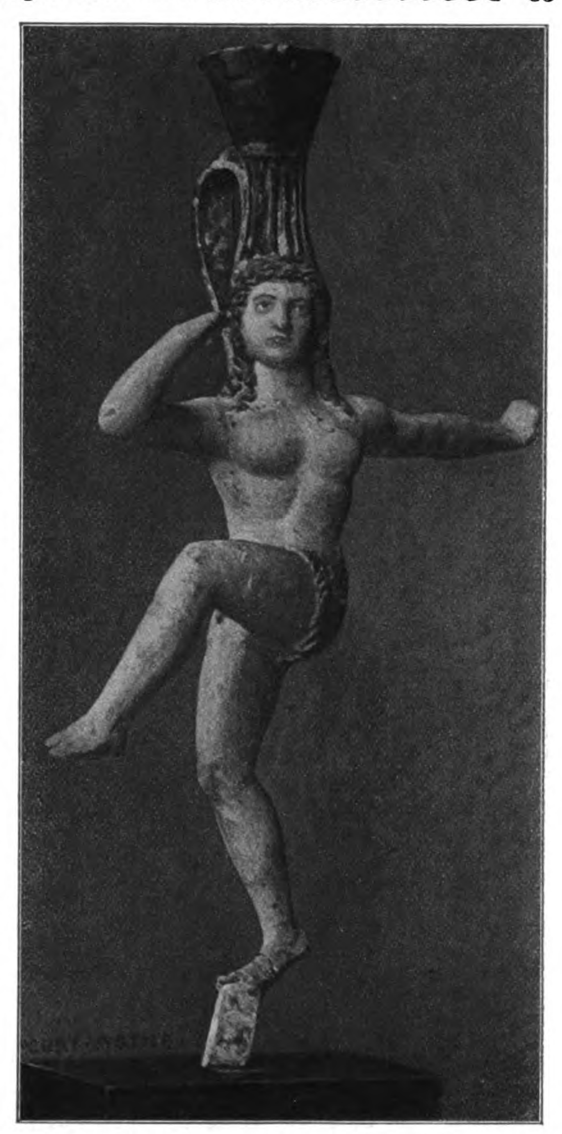
kennbar: obwohl ihr Material zu einer reicheren und schwereren Palette hätte verlocken können, so ist doch mit großer Feinheit die Grenze, jenseits welcher die Farbe unschön wirken würde, innegehalten worden.

Nahe liegt die Frage, wie sich die moderne Plastik zur Polychromie verhalten soll. Nun, von einem Sollen kann in der Kunst keine Rede sein — alles hängt ab von der siegenden Gewalt des Künstlers. Wer ein Großer in seinem Reiche ist, wird auch Bewunderung ernten; wer aber nur in der Nachäffung der Alten sein Heil sucht, wird kalt lassen. Phidias schuf in chryselephantiner Technik mit dem ganzen Reichtum von Gold, Elfenbein und Farbe den gewaltigen Zeus zu Olympia, das große Wunderwerk des Altertums, Michelangelo schuf in weißem Marmor den machtvollen Moses und die großartigen Gestalten der Mediceergräber, Thorwaldsen ließ in weißem Marmor eine Gestaltenwelt voll edlen Lebens erstehen, und Rauch verklärte in weißem Marmor mit hinreißender Schönheit Preußens unvergeßliche Schmerzenskönigin. Wer soll den Lorbeer erhalten — der Vertreter der Polychromie der Plastik, der erhabene Meister des Altertums, oder die nachgeborenen Meister, die Unvergängliches im ungetönten Marmor geschaffen haben? Wer möchte entscheiden! Sie alle haben es verstanden, mit kühnem Fluge hinanzudringen zu der reinen Höhe der Kunst, wo

... hinter ihr in wesenlosem Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das
Gemeine.

Den Lorbeer verdient jeder von ihnen — und der Lorbeer wird jedem lebenden und kommenden Meister der Plastik zuteil, der mit oder ohne Polychromie ergreifende Werke voll Größe und Schönheit gebiert.

Und nun ein Abschied von den Terrakotten von Tanagra. Viele von ihnen, und gerade die schönsten, stehen im Antiquarium der Königlichen Museen zu Berlin. Sie stammen zumeist aus der Sammlung des ehemals am deutschen Kaiserhofe akkreditierten russischen Botschafters Saburoff. Den dunklen Gräbern entzogen, schauen diese hellenischen Frauen- und Mädchengestalten, umflossen von rührender Schönheit, sehnsuchtsvoll in die Weite. Es ist, als ob ihre Sehnsucht gelte — den versunkenen Göttern Griechenlands.



Gefäß in Form einer Tänzerin. Aus Megara. Original im Königl. Museum zu Berlin.

Wiener Bälle. Von Balduin Groller.

Im Wiener Rathauspark schimmert aus seiner lauschigen Umgebung von Buschwerk und Bäumen hervor ein weißes Doppeldenkmal — Strauß und Lanner. Die beiden Walzerkönige sind in ungezwungener Stellung gebildet; das Stilgefühl treibt einen förmlich zu sagen — in taktvoller Stellung. Hinter den beiden aufrechten Gestalten dehnt sich eine lange Reliefwand, auf der das entzückte Jung-Altwien sich im wiegenden Rhythmus des Wiener Walzers des Lebens freut. Eine ungemein reizvolle Sache. Strauß und Lanner! Wenn ein richtiger Wiener an diese Namen nur denkt, dann ist's ihm, als ginge ein leises Klingen und Singen durch die Luft; es zuckt und juckt, und hört er gar wirklich einen ihrer unsterblichen Walzer, — ein jeder Wiener kennt sie gleich heraus, sofern er nur nicht mit Musiktaubheit geschlagen ist, — dann stellt sich ihm auch prompt jenes selige Glücksgefühl ein, das seinen prägnanten wienerischen Ausdruck in dem geflügelten Kernsatze findet: „Verkaufts mei G'wand, i bin im Himmel!"

Wenn es geschehen konnte, daß ein preußischer Rekrut bei einer Intelligenzprüfung auf die Frage, was er von Goethe und Schiller wisse, die Antwort gab: „Das sind zwei Gipsfiguren," so kann man doch ganz sicher sein, ähnliches nicht zu erfahren, wenn ein Wiener Rekrut nach Strauß und Lanner gefragt werden sollte. Er wird vielleicht von Grillparzer nie im Leben etwas gehört haben, er wird ganz bestimmt nicht den staatsrechtlich richtigen Namen seines Vaterlandes anzugeben wissen, aber er wird ganz genau wissen, wer und was Strauß und Lanner waren.

Bella gerant allii — unsere Generäle, die die größten Eroberungen gemacht haben, heißen Strauß und Lanner. Möglich, daß den Cowboys im fernen Westen ihre Namen nicht ganz geläufig sind; sehr unwahrscheinlich aber, daß es irgendwo noch menschliche Siedelungen auch nur von einem Strahle abendländischer Kultur berührt geben könnte, wo nicht ihre Klänge irgendwie Frohsinn und Erhebung hervorgerufen hätten. Der Wiener Walzer hat sich die Welt erobert, und sein Triumphzug ist ein endloser.

Wien ist eine moderne Weltstadt geworden. Damit ist gesagt, daß sie unter dem nivellierenden Einfluß des Weltverkehrs manche von alters her eingebürgerte Besonderheit abgestreift, manche charakteristische Eigentümlichkeit eingebüßt, verloren und dafür gewisse allen Großstädten gemeinsame, durch die sozialen Verhältnisse der Neuzeit bedingte Züge angenommen hat. Der Schliff der Gesellschaft ist in allen modernen Kulturzentren annähernd gleich. Wesentliche Unterschiede dürften also den gesellschaftlichen Veranstaltungen der verschiedenen großen Städte kaum anzumerken sein. Die volkstümlichen Unterhaltungen mögen ja zur Not überall ihren Charakter leidlich bewahrt haben, dagegen assimilieren sich die der sogenannten guten Gesellschaft immer mehr. Zum Beispiel die Bälle: Die Etikette ist überall annähernd die gleiche, und dann — die alles widerspruchslos beherrschende Macht der Mode! Wenn einmal ein Meister wirklich vom Himmel fiele, — es brauchte nicht einmal gerade ein Meister zu sein, — mitten in einen Ballsaal hinein, und er wüßte zunächst nicht, wo er niedergekommen sei, ob in Berlin oder Wien, in Paris oder in London, er könnte auf den ersten Anblick gewiß nicht erraten, in welche Stadt er hineingeraten ist. Frack, Claque und Lack überall gleich unerläßlich für die Herrenwelt und für die Damen die förmlich gesetzlich vorgeschriebene Uniformität der Mode des Tages. Wehe der Dame — ach, es ist unnötig, sich mit solchen Schreckbildern abzugeben. Es ist einfach unmöglich, in einer Balltoilette zu erscheinen, die nicht international wäre und ebensogut in Paris, wie in Wien oder Berlin getragen werden könnte. Man braucht gar nicht vom Himmel gefallen zu sein, um sich nicht auszukennen. Lassen Sie eine photographische Momentaufnahme von einem Eliteball machen. Es wird ohne Kommentar kaum zu erraten sein, in welcher Großstadt Europas sie aufgenommen worden ist.

Eine allerdings nicht sofort in die Augen springende Nuance dürfte indessen Wien hier doch voraus haben, Wien, die Stadt der Strauß und Lanner. Wenn in Wien zum Tanze aufgespielt wird, so ist das im allgemeinen vielleicht eine etwas wichtigere Sache, als wenn das in einer anderen Stadt geschieht. Das macht die Tradition, die anknüpft an seine Klassiker der Tanzmusik, und weiters die im Wege der Vererbung erworbene, also nunmehr schon angeborene Empfänglichkeit für den Zauber der Tanzmusik und die stets willige Bereitschaft und Freudigkeit, ihrer Lockung zu folgen. Ich meine, daß auch ein nicht voreingenommener und gänzlich unbeteiligter sachverständiger Beobachter dazu gelangen müßte, zuzugeben, daß in Wien nicht nur mit mehr Temperament und innigerer Hingabe an die Sache und wohl auch mit größerem Geschick und mehr Anmut getanzt werde, als in irgendeiner anderen Hauptstadt und möge es dort ansonsten auch auch noch so lustig zugehen.

Die erste und wichtigste Rolle auf allen Bällen, vom Hofball bis zum Kellnerball oder dem Ball der Fiaker, fällt selbstverständlich dem Walzer zu. Ihm ist der brei-

teste Spielraum auf den Tanzordnungen eingeräumt, und alle andern Tänze sind förmlich an die Wand gedrückt. Auszunehmen sind da höchstens jene Bälle im Prater mit ihren nunmehr legendarisch gewordenen Fünfkreuzer-Tänzen, bei denen die Auslese der fünfzig- oder hunderttausend böhmischen Köchinnen in Wien mit dem sorglich mitgebrachten „Körberlgeld' die Herrschaft über die Musikanten und die mitgebrachten, meist dem Kriegerstande angehörigen Herzliebsten führt. Da dominiert natürlich die Polka. Ich bitte übrigens um Entschuldigung für die große Ungenauigkeit in meiner statistischen Angabe. Ich habe unsere böhmischen Köchinnen weder gezählt noch gewogen, aber ich bin von dem beruhigenden Bewußtsein beseelt, daß die Gattung in üppiger Fülle gedeiht. Legendarisch aber sind die Fünfkreuzer-Tänze deshalb, weil sie unter dieser Firma nur noch im Volksmunde leben. In Wirklichkeit hat sie eine gestrenge behördliche Verfügung weggewischt von der Tafel der Begebenheiten von Belang. Nicht etwa von wegen der neuen Kronenwährung, die jetzt höchstens einen Zehnheller-Tanz gestatten würde. Der Grund liegt tiefer. Soziale Fürsorge ist's. Die vorsorgliche Polizei hat nämlich gefunden, daß die böhmischen Köchinnen da doch zu arg bemogelt worden seien. Jeder Tänzer hatte für jeden Tanz fünf Kreuzer zu bezahlen. Das nahm sich recht harmlos aus, lud aber doch im Verlauf der Dinge eine ganz bedeutende Last auf die übrigens meist entsprechend gewölbten Schultern der Köchinnen. Die Musik war angewiesen, eine rasende Pace vorzulegen. Jeder Tanz dauerte nur wenige Minuten; dann waren aber auch schon alle Paare mit dem Atem fertig und mußten wenigstens zwei Minuten ausschnaufen, um wieder mit vollem Pflichteifer starten zu können. Nach jedem Tanze durchschritt ein Würdenträger des Etablissements den Saal und kassierte sich bei den — Tänzern seine fünf Kreuzer ein. Bei den Tänzern — wir wissen schon. Manchmal versuchte es wohl einer der ritterlichen Gäste im Interesse seiner Herzenskönigin mit der faulen Ausrede durchzuschlüpfen, daß er gar nicht getanzt habe, aber der kundige Blick des Würdenträgers war nicht zu täuschen. „Wer so schwitzt, hat getanzt. Her mit den fünf Kreuzern!" Und dagegen gab es dann keinen Widerspruch. Jetzt wird nur noch um einen vorher festgestellten Pauschalpreis und in bedeutend ermäßigter Pace getanzt, um auch noch das Finish mit voller Kraft bestreiten zu können.

Da nun für die Wiener Gesellschaft das Tanzen eine gar nicht unwichtige Sache ist, so wird natürlich schon bei dem der heranwachsenden Generation gewidmeten großen Erziehungswerk reichlich dafür gesorgt, daß sie auch in dieser Hinsicht wohlvorbereitet ins Leben hinaustrete. Es gibt sehr viele behördlich konzessionierte Tanzschulen, aber besonders beliebt, und mit Recht, ist das Auskunftsmittel der Assoziation. Man trägt dem Geist der neuen Zeit Rechnung und bildet so eine Art von Aktiengesellschaft. Tanzen lernen auf Aktien — warum nicht? Mehrere Familien tun sich zusammen, um einen Kursus zu gründen, und dann kann es losgehen. Einmal wird bei dieser Familie ausgeräumt, das andere Mal bei einer anderen, und überall geht es fröhlich her. Kein Wunder; hier herrscht das Adoleszententum. Da ist alles noch Glück, Freude, Empfänglichkeit, Hoffnung, Zuversicht — mit einem Wort, es ist Jugend, und das ist allemal etwas Wunderschönes.

Sehen wir einmal zu. Das Regiment führt eine Dame, eine Tanzmeisterin, eine ehemalige Ballerine. Was das für eine niedliche, zierliche Dame ist! Sie ist nicht mehr jung; selbstverständlich. Aber es ist ein Vergnügen, ihr zuzusehen, wie graziös sie die Füßchen setzt, die in mustergültiger Chaussure stecken, und wie diskret und dezent alle Bewegungen sind, wenn sie sie den jungen Leuten vormacht.

Man lernt Polka-Française, Polka-Mazur, Kreuzpolka, Zweischritt-Walzer, Ungarisch-Schottisch, alles auch links herum, was furchtbar schwer ist, wie die vor Eifer glühende junge Schar versichert, auch Pas de quatre, Lancier und Quadrille, aber eigentlich ist doch alles nur Vortrainierung, Vorarbeit für die große, erhabene Hauptsache, den Sechsschritt-Walzer.

Nicht minder interessant als der Tanzunterricht war mir die Anstandslehre. Ich bitte, nicht die Nase zu rümpfen. Ja doch, es ist das Selbstverständliche, das da gelehrt wird, aber es gibt nichts Selbstverständliches. Oder anders und besser: lassen wir unsere prächtige, unsere unvergleichliche Baronin Ebner-Eschenbach sprechen: „Sage etwas Selbstverständliches zum ersten Male, und Du bist berühmt." Es sind gar viele der Selbstverständlichkeiten, die die jungen Damen und die jungen Herren hier zum ersten Male erfahren. Dann ist's freilich keine Kunst, wer es aber nicht weiß und nicht kann, der ist halt doch kein Künstler.

Fangen wir beim Anfang an. Du betrittst den Salon, in dem eine Gesellschaft schon versammelt ist. Mache Dein Kompliment, hic Rhodus, hic salta! Du kannst ein sehr „wissenschaftlicher" Mensch sein und wirst Deine Sache doch schlecht machen, wenn Du sie nicht so machst, wie es jene ausgezeichnete Dame lehrt. Vor allen Dingen mußt Du wissen, was Du vielleicht nicht weißt — na, ich will nicht streiten —, daß ein einer ganzen Gesellschaft gewidmetes Kompliment anders auszusehen hat, als das für eine einzelne Dame bestimmte. Es muß einen vornehmen, allgemeinen Charakter, etwas von Universalität an sich haben, so etwas wie: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" Während Du, vor einer Dame Dich verneigend, zum Ausdruck zu bringen hast: das nur Dir und nur Dir allein auf der Welt!

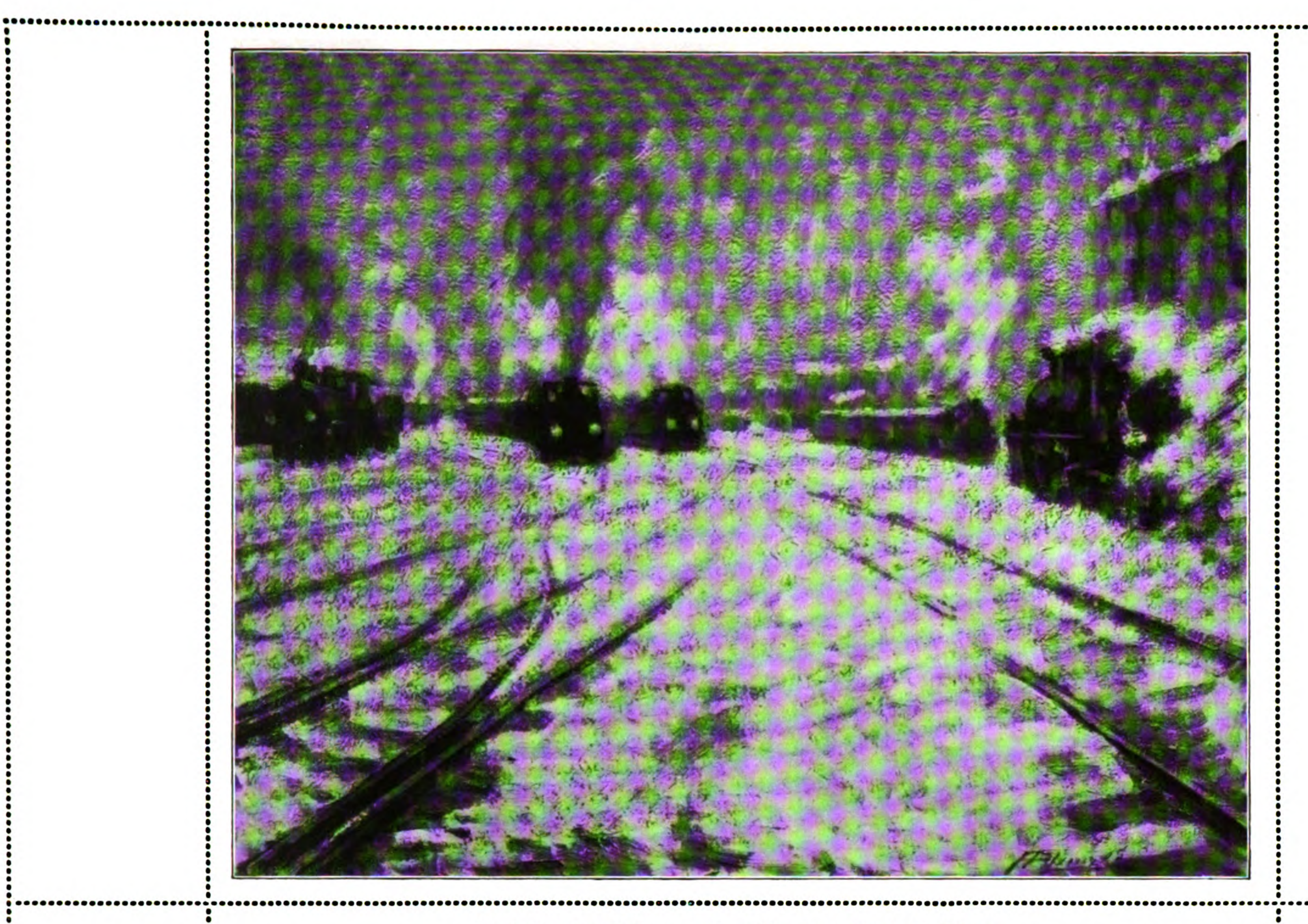
So vorgebildet, macht denn unsere Jugend auch wirklich gute Figur in den Ballsälen, und es wird im allgemeinen auch ganz vorzüglich getanzt auf den Wiener Bällen. Wir haben da ganz entschieden Fortschritte gemacht. Die neue Generation will sich auch in diesem Punkte nicht spotten lassen. Soviel schwerfällige Tanzpaare mit banausischen Bewegungen wie etwa noch vor zehn oder gar zwanzig Jahren sieht man jetzt bei weitem nicht. Das macht die verbesserte und verallgemeinerte Vorbildung, und vor allem nicht zu vergessen der sportliche Zug, der in unsere junge Zeit gefahren ist. Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer haben sich bei unseren jungen Leuten, Männlein und Weiblein, erhöht und damit Sicherheit, Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein. Der Körper wird ganz anders beherrscht als früher und — eine Folge des Trainings — jede Strapaze spielend ertragen. Auch den jungen Damen sieht man auf den ersten Blick die gute harte Schule des Tenniscourts und des gesegneten Wintersports an. Alle Damensports, nicht zu vergessen des Kunstlaufes auf dem Eisparkett und des Kunstspringens in den Damenschwimmvereinen, bilden die hohe Schule nicht nur für die Beherrschung des Körpers, sondern auch für reizvolle Anmutentfaltung.

Den höchsten Rang unter den Wiener Bällen nimmt selbstverständlich der Ball bei Hofe ein, und an diesen schließt sich dann gleich der Hofball an. Da gibt es nämlich einen Unterschied. Der erstgenannte ist der exklusivere und der Zutritt zu ihm abhängig von der wohlbestandenen Ahnenprobe. Für den Hofball dagegen haben außer der Hofgesellschaft die Eintrittsberechtigung alle Offiziere der Wiener Garnison, die höhere Beamtenschaft und alle Ordensritter. Zwei Hofbeamte wachen am Eingange mit Argusaugen darüber, daß die Ordensritter auch in der Ordenstracht erscheinen, sonst dürfen sie nicht hinein. Es geht also strenger zu, als bei der Audienz beim Kaiser. Da müssen allerdings auch die Orden angelegt werden, aber der Frack ist zulässig und die Ordensuniform nicht de rigueur. Nun ist eine solche Gewandung eine sehr kostspielige und für das gewöhnliche Leben recht überflüssige Angelegenheit und darum auch in der flutenden Menge eines Hofballes keine allzu häufige Erscheinung. Wo die persönliche Eitelkeit nicht zu laut mitspricht, wird ihre Anschaffung gern umgangen. Es ist nämlich auch eine riskante Sache für Männer bürgerlichen Standes, sich plötzlich in eine Uniform zu stecken. Eine Uniform zu tragen, das will auch gelernt sein, und über einen ungewohnten Degen stolpert es sich furchtbar leicht.

Der Kaiser übt natürlich kaiserliche Gastfreundschaft. Die Zurüstungen für das Büfett eines Hofballes haben einen ganz gewaltigen Umfang. Hier einige Daten vom letzten Hofball. Sie sind dem „Fremdenblatt" entnommen, das für Hofangelegenheiten als die allerauthentischeste Quelle gilt. Es waren im Ganzen 700 Servierschüsseln aufgestellt. Gereicht wurden 250 Liter Bouillon. Es ist dies eine Bouillon traditionellen Ursprungs, welche schon über 200 Jahre bei jedem Hofballe serviert wird und aus ungezählten Ingredienzien zusammengesetzt ist. Zu ihrer Herstellung ist eine Vorbereitung von beinahe vierzehn Tagen nötig, und die Bouillon muß durch drei Tage ununterbrochen kochen. Unter anderem waren aufgestellt: 30 Schüsseln Hummer, 16 Schüsseln Mayonnaise de Homard, 60 Schüsseln Schinken, 20 Schüsseln Gelatine, 40 Schüsseln Zunge, 10 Schüsseln Poulard d'Ecroy und 25 Schüsseln Poulard de Styrie, 10 Schüsseln Chevreuil à la Vanderbilt (gespickter Rehrücken mit brauner Glasur), 30 Schüsseln Jambon de Russie, 10 Schüsseln Filets d'asperges, 6 Schüsseln Donauwild, 8 Schüsseln Wildhachée, je 20 Schüsseln russischen und französischen Salats, je 50 Schüsseln Kompotts und Gelée und 60 Schüsseln verschiedene Crêmes. Außerdem wurden mehrere tausend Sandwiches und 30000 frische Faschingskrapfen aufgestellt. Von der Hofzuckerbäckerei wurden auf den Büfetts aufgestellt: 80 Kilo verschiedenes Gefrornes, 4000 Stück verschiedeve Dessertbäckereien, 500 Kilo Zuckerle und etwa 600 Liter verschiedene süße Liköre, Limonade, Mandelmilch, Punsch usw. Zur Herstellung dieses gastronomischen Riesenkunstwerkes waren über vierzehn Tage Zeit notwendig. Es ist begreiflich, daß der Hofwirtschaftsdirektor v. Prileßky, sowie der Hofchefkoch Monsieur Desbalmes während dieser Zeit mitsamt ihrem Stab von Beamten und Personal — gegen 100 Personen — kaum genügend Zeit zum Schlafen fanden. Aus den Kellereien wurden österreichische, ungarische, Rhein- und französische Weine und insbesondere der berühmte Tokajer getrunken.

Daß die Herrenwelt auf dem Hofballe, Offiziere nicht ausgenommen, sich am Büfett die Taschen mit Bäckereien und Konfitüren vollstopft, das ist sehr häufig wahrzunehmen und infolgedessen auch weiter nicht auffällig. Es wird aber auch nicht als stilwidrig oder gar undelikat betrachtet, sonst würde es ja nicht geschehen. Damit kommt ein Zug echt wienerischer Gemütlichkeit auch in den Hofball. Man weiß, daß es im Sinne eines unausgesprochenen Wunsches des hohen Gastgebers geschieht, und die Dienerschaft leistet in zuvorkommender und diskreter Weise Hilfe bei der Emballage. Wenn einer beim Kaiser eingeladen war, soll er den Seinigen zu Hause doch auch etwas mitbringen können. Es ist also eine ganz hübsche, gemütliche Sache und bei weitem nicht so schlimm, wie sie sich etwa einem Fremdling auf den ersten Anblick darbieten mag.

Von besonderem Reiz sind auch die kleinen Kinder- und Adoleszentenbälle für die Jugend der erzherzoglichen Familien und deren hocharistokratische Gespielen und Gespie-



Bahnhof im Schnee. Gemälde von Prof. H. Pleuer.

linnen. Diese Veranstaltungen stehen gewöhnlich unter künstlerischer Leitung. Da gibt es entweder ein Kostümfest von prachtvollem stilgerechten Glanz oder lebende Bilder, ein Konzert oder eine Theateraufführung, wobei die kleinen Herrschaften mit vollendeter Anmut und mit all der gesegneten Fröhlichkeit der Jugend ihre wichtigen Missionen erfüllen. Die erzherzoglichen Familien selbst bleiben den gesellschaftlichen Anforderungen des Faschings gegenüber auch nicht im Rückstande. Sie veranstalten selbst Bälle in ihren Palästen und haben außerdem fast unabsehbaren Repräsentationspflichten bei den vielen Elitebällen zu genügen, deren Protektorat in Anbetracht der durch diese angestrebten wohltätigen Zwecke von ihnen übernommen ward. Die ladies patronesses eines großen Balles tragen gewissermaßen die moralische Verantwortung für das Gelingen der Unternehmung, und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges steigert sich fast bis zur Gewißheit, wenn eine Erzherzogin sich an ihre Spitze stellt.

Unter den Elitebällen der bürgerlichen Gesellschaft gebührt der erste Platz dem Ball der Stadt Wien. Allen anderen Bällen hat er vor allen Dingen etwas voraus, worin ihn selbst die geschicktesten Arrangeure anderer Bälle unmöglich übertrumpfen können, — die unvergleichliche architektonische Schönheit des Saales. Dombaumeister Friedrich Schmid, der deutsche Steinmetz, wie er sich selbst nannte, hat das Rathaus gebaut und mit diesem Saal hat er sein Meisterstück geliefert. Ein gotischer Saal ist's, und wenn er zu abendlicher oder nächtlicher Stunde beleuchtet ist, dann bleiben die Leute auf der Ringstraße stehen, um mit Staunen und Entzücken das steinerne Ranken- und Spitzenwerk der von innen beleuchteten mächtigen Spitzbogenfenster zu bewundern. Im Innern selbst die köstliche Erhabenheit, die fast zu gut und zu feierlich erscheint für ein profanes Tanzvergnügen. Und doch wieder das Gefühl, daß da das Beste gerade gut genug ist. Denn es ist der Ball der Wiener Bürgerschaft, und getanzt wird da zum Besten der Armen der Stadt Wien.

Historisch genommen, dürfte der Ball der Stadt Wien der letzte, will sagen der jüngste unter den großen Elitebällen sein; erst Bürgermeister Dr. Lueger hat ihn eingeführt. In den ersten Jahren seines Bestandes ließ er auch noch manches zu wünschen übrig, vor allen Dingen war er nicht elegant genug, jetzt freilich ist er elegant bis auf den tiptop und läßt sich von keinem andern Eliteball überbieten. Man hat da eine rasche Entwicklung durchgemacht. Dr. Lueger und seine Partisane waren die Vorkämpfer des „kleinen Mannes". Sie schritten von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg. Die Partei eroberte Wien, eroberte das Reich. Mit dem ersten Ball der Stadt Wien feierte die Partei förmlich ein Siegesfest, und es war eine Art festlicher Heerschau. Es war die Partei des kleinen Mannes. Die Grazie in der Lebensführung und die elegante Tournüre haben in der Politik keine Bedeutung, im Ballsaal — und zumal in einem solchen! — fallen sie auf, wenn sie durch ihre Abwesenheit glänzen. Die Partei des kleinen Mannes wußte sich zu dieser Umgebung nicht sofort in das richtige Verhältnis zu setzen; das will eben auch gelernt sein. Die Herren fühlten sich sichtlich bedrückt und ungemütlich im Frack, und die Damen waren noch nicht bis zu den letzten Geheimnissen der Kunst, eine Balltoilette zu wählen und zu tragen, vorgedrungen. Man hat gelernt, und die Anpassung erfolgte sehr rasch. Die Wortführer des kleinen Mannes sind Exzellenzherren geworden, und die Partei ist nun auch äußerlich vollkommen hoffähig. Die Partei versteht jetzt das Repräsentieren aus dem Grunde, und die Damen — darüber ist doch kein Wort zu verlieren. Es ist die selbstverständlichste Sache von der Welt, daß die richtige Wienerin sich im Handumdrehen in die Grazie der Lebensführung und in die Kunst, eine Toilette zu tragen und mit Ehren auszufüllen, hineinzufinden weiß. Heute ist die Sache soweit gediehen, daß die Toilettenpracht auf dem Balle der Stadt Wien sprichwörtlich geworden ist. Ja, man kann sagen, daß das Junge-Herren-Komitee gerade dieses Balles im besten Zug ist, tonangebend zu werden auch für die Herrenmode. Wenn es also jetzt noch etwa einen Unterschied im Vergleich mit den anderen Bällen geben sollte, wäre er höchstens zugunsten des Balles der Stadt Wien festzustellen.

Gehen wir weiter. Concordia-Ball! Es ist wohl nicht allzuviel des engsten Lokalpatriotismus dabei, wenn ich ihm die erste Stelle in der Reihe der nichtoffiziösen Karnevalsveranstaltungen anweise, und ich glaube, daß auch ein weniger befangener Zeuge in gleicher Weise aussagen müßte. Man wird sich leicht vorstellen können, ohne daß erst umständliche Darlegungen dazu erforderlich wären, daß der Ball des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" eine starke Zugkraft ausübt auf alle Kreise der guten Gesellschaft in Wien. Die Minister sind immer so vollzählig vertreten, daß sie, wenn anders sie sich keine bessere Gelegenheit wüßten, sich ohne weiteres zu einer Ministerratssitzung auf der Estrade zusammentun könnten. Die Botschafter und Gesandten der auswärtigen Mächte, die führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Politik, der Literatur, des Theaters und der Musik, der bildenden Kunst, der Finanzen und der Industrie, Würdenträger der Verwaltung und des Heeres, kurz alles, was gut und teuer ist, stellt sich regelmäßig ein, und so fällt denn dieses Fest der Presse alljährlich ganz imposant aus. Eine kleine Sensation für sich bildet immer die Damenspende, die jeder Dame beim Eintritt überreicht wird und die in jedem Jahr eine neue Überraschung bietet. Der eigentliche Sinn dieser

Huldigung liegt in dem Kärtchen, das den Damen die Tanzordnung bekannt gibt, aber nicht das Kärtchen ist's, was immer mit solcher Spannung erwartet wird, sondern die alljährlich wechselnde Zutat, deren Geheimnis mit besonderer Sorgfalt bis zum letzten Augenblick gehütet wird, so daß es immer eine hübsche Überraschung gibt. Die Damenspende des letzten Concordia-Balles bestand in einer ganz reizenden, von dem Bildhauer Hans Dietrich modellierten Plakette, die in ein Etui von Seide, Samt und Leder, alles blendend weiß, gebettet war. Auf der Plakette ist zu sehen, wie Frau Medelsky als Jungfrau von Orleans, Kainz als Carlos, Reimers als Tell und mehr im Hintergrunde gleichsam als Geist der verstorbene Sonnenthal als Wallenstein — alle trotz des kleinen Formates gut porträtähnlich — einer Schiller-Herme ihre Huldigung darbringen. Den Anlaß zu dieser Komposition gab das kurz vorher gefeierte Jubiläum des fünfzigjährigen Bestandes der Concordia. Sie war im großen Schillerjahre gegründet worden und im Zeichen Schillers ward auch die Feier begangen, deren glänzenden Abschluß der Ball bildete. Die Geschichte und die Schilderung der Damenspenden der Concordia würde ein eigenes Kapitel verdienen. Ich meine, das müßte ganz vergnüglich zu lesen sein. Denn die Wiener Schriftsteller und Journalisten haben, wenn's drauf ankommt, ganz gute Einfälle, mit denen sie sich nicht zu verstecken brauchen.

Die fröhliche Faschingsunternehmung der Concordia hat einen sehr ernsten Zweck. Das Erträgnis, das recht erheblich und erfreulicherweise von Jahr zu Jahr steigt, dient zur Unterstützung der Witwen und Waisen verstorbener Standesgenossen.

Es gibt dann noch eine lange Reihe von Elitebällen: der Industriellenball, der Ball des weißen, des roten Kreuzes, der Rettungsgesellschaft, der Kaufmannschaft, der Polenball u. s. f. u. s. f., die namentliche Aufzählung allein würde mehrere Spalten füllen. Im ganzen und großen gleichen sie sich alle, auch schon aus dem Grunde, weil der Schauplatz der Begebenheiten in den meisten Fällen derselbe ist: Wien ist mit den großen Ballsälen recht übel daran. Es gibt deren nur wenige, und nicht ein einziger entspricht vollkommen den Anforderungen, die in Hinsicht auf Architektur, dekorative Ausstattung und Komfort mit Recht an einen modernen großstädtischen Ballsaal gestellt werden dürfen.

Einen besondern Rang unter den Wiener Bällen nehmen die alljährlich von der Fürstin Pauline Metternich-Sándor veranstalteten Redouten ein. Die Metternich-Redouten sind eine Wiener Spezialität und eine Wiener Berühmtheit. Die Fürstin steht nicht mehr in der ersten Jugendblüte. Bei Damen, die im Gotha stehen und die zudem ihre geschichtliche Rolle gespielt haben, darf man schon vom Alter sprechen. Da gibt es keine Geheimnistuerei. Es ist schon ziemlich lange her, daß sie ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert hat. Einem wohlmeinenden Gratulanten, der sie damit trösten wollte, daß fünfzig Jahre eigentlich noch gar kein Alter seien, antwortete sie in prompter Resignation: „Kein Alter vielleicht für eine Kathedrale, aber doch schon etwas für eine Frau!“ Seitdem ist nun auch noch viel Wasser die Donau hinuntergeronnen, und doch — wenn man diese weißhaarige Dame heute am Werke sieht mit all dem jugendlichen Sprühfeuer, mit der ungeheuren Tatkraft und Energie, mit einer Widerstandsfähigkeit, die überhaupt nicht zu brechen scheint, und mit dem alles verklärenden glorreichen Humor, dann wird man es inne, daß die Jugend alle Ursache hat, sie um ihre Jugendlichkeit zu beneiden.

Sie hat, wenn sie etwas vorbereitet, immer einen Stab junger Damen um sich, die sich alle glücklich schätzen, unter ihr dienen zu dürfen, und die auch aufs Kommando einzuschwenken haben, wie die Füsiliere bei einer Parade. Sie macht nicht viel Federlesens mit ihrem Stab und führt bei aller Liebenswürdigkeit ein despotisches Regiment. Das geht nicht anders und mindert auch nicht im geringsten die schwärmerische Verehrung, mit der die jungen Damen an ihr hängen. Ein hübsches Beispiel ist mir gegenwärtig, wie schlagfertig sie etwaige kleine Ungehörigkeiten abzuweisen versteht. Es vollzog sich vor einer Reihe von Jahren schon auf dem Eislaufplatze. Die Fürstin lag eifrig dem Kunstlauf ob, und dabei geschah es, daß sie im raschen Laufe eine nachmals berühmt gewordene kleine Baronin, die auf ihren Schlittschuhen stehend in ein Gespräch mit einem Erzherzog vertieft war, recht unsanft anrempelte. Die kleine, aus dem europäischen Gleichgewicht gebrachte Baronin bemerkte etwas spitzig: „Madame scheinen es sehr eilig zu haben!“ Blitzschnell kam die Antwort: „Mein Kind, ‚Madamen‘ haben es immer eilig!“

Die Fürstin Metternich also ist zweifellos die größte Arrangeurin in Wien. Wenn man sie so im Dienste der Wohltätigkeit an der Arbeit sieht, möge es sich nun um ein Volksfest im Prater oder um einen Eliteball im Sophiensaale handeln, dann gewinnt man den Eindruck, daß das alles eigentlich viel zu klein ist für die geniale Frau, die eine geborene Herrschernatur ist, und daß man ihr eigentlich ein Kaiserreich zum Regieren überlassen sollte. Und wer weiß, ob es das täte und ob nicht so etwas wie die vereinigten Staaten von Europa erst das Richtige wären. Während sonst die Veranstalter von Elitebällen — nur wenige von diesen ausgenommen — froh sind, mit blauem Aug' davonzukommen und ohne Defizit abzuschließen, weiß sie aus einem Balle ihre 60000 Kronen herauszuschlagen. Man beachte wohl, aus einem Balle, der noch lange kein Volksfest ist, und bei dem die hohe Polizei ein scharfes Auge darauf hat, daß keine Überfüllung im Saale platzgreife. Wie sie das macht, ist ihr Geheimnis, und offen-

kundige Tatsache ist nur, daß sie die größte Wohltäterin der Poliklinik, der freiwilligen Rettungsgesellschaft und anderer ähnlicher menschenfreundlicher Einrichtungen ist, die ihrer werktätigen Mithilfe nur sehr schwer entraten könnten.

Bei der erdrückenden Reichhaltigkeit des Stoffes muß ich hier ja vieles übergehen, was der Berücksichtigung wohl wert wäre, gleichwohl wäre das Unrecht zu groß, wenn ich nicht doch mit einigen Worten der regelmäßigen Faschingsunternehmung der Wiener Künstlergenossenschaft gedächte. Der Künstlerhausball ist ja auch ein Eliteball, und die beste Gesellschaft Wiens gibt sich dort Stelldichein, aber bei allen Göttern, es ist kein steifleinerner. Wie bei gar keinem anderen Ball spielt da die ausgelassenste Fröhlichkeit mit hinein. Da wird der niedere Blödsinn zu einem höheren geadelt, und der höhere kondensiert sich zu dem verehrungswürdigen niederen Blödsinn, der nicht minder das heilige Lachen auslöst. Der Grundgedanke aller dieser Unternehmungen ist „Gschnas". Sie möchten wissen, was Gschnas ist, aber wie soll das ein Mensch definieren! Also Gschnas ist sehr, sehr vieles in der Welt und in der Gesellschaft. Gschnas ist Vortäuschung, ist Lüge, die doch ewige Wahrheit bleibt, ist Mansoduhn und Erweckung von Illusionen, ist das Großartige, bei dem nichts dahinter ist, ist sozusagen das, was die Welt regiert. Sie verstehen mich noch immer nicht? Also noch deutlicher: Gschnas ist der königliche Hermelin aus Lagen von Baumwollwatte mit aufgenähten gedörrten Pflaumen, die prunkvollen Magnatenkostüme aus edlen Stoffen, deren Provenienz durch die noch lesbare Inschrift „Nicht stürzen!" verraten wird, und deren großmächtige Edelsteinknöpfe aus von Herrschaften abgeschleckten Zuckerln bestehen; Gschnas sind die formidablen Dampfmaschinen, die mindestens auf zehntausend indizierte Pferdekräfte schließen lassen, und die bei näherem Zusehen doch nur aus Kasserollen, Bratspießen, Kehrbesen, Teppichklopfern, Waschbecken und anderem nützlichen Porzellangeschirr konstruiert sind; Gschnas sind noch tausend andere Dinge, vor allem aber die alljährlich ad hoc geschaffene Galerie von wunderbar tief-, hoch- und unsinnigen Plastiken und Gemälden, die dann beim Kehraus zur Versteigerung gelangen und so doch ihren sehr vernünftigen Zweck für die Pensionskasse der Genossenschaft haben.

Solange diese Unternehmungen sich noch in kleinerem Umfang abspielten, waren sie auch noch mit Theatervorstellungen und sonstigen anderen künstlerischen Darbietungen verbunden. So war es auf einem Gschnasballe, daß die berühmte Oper „Friedrich der Heizbare" das Licht der Welt erblickte. Der Titelheld trug einen Blechofen als Rüstung, und es hing dann nur von der künstlerischen Individualität und Auffassung des jeweiligen Darstellers ab, ob er das Ofentürl, bei dem er das Taschentuch hervorholte, um sich nach einer anstrengenden Tenorarie den Schweiß von der Stirne zu wischen, vorne oder hinten trug. Oder es gab andere rühmliche Versuche zur Schaffung von Gesamtkunstwerken. Zum Beispiel: Denken Sie sich ein Schlachtenbild, einen formidablen Reiterangriff, lebensgroße Figuren. Alles effektvoll gemalt, statt der Gesichter der Reiter waren in der Leinwand, die die Größe eines Theatervorhanges hatte, Löcher gelassen. Durch diese Löcher hatten bekannte Wiener Künstler ihre grimmigen Köpfe durchgesteckt. Das Publikum bemerkte zunächst nicht einmal etwas von dem faulen Zauber. Es gab aber bald ein jähes Erwachen. Denn das große Historiengemälde brüllte auf Kommando ein ebenso exaktes wie furchtbares dreimaliges Hurra! Der Feind, der war hier das Publikum, mußte eiserne Herzen haben, um das auszuhalten. Nicht einen Artikel, ein Buch müßte man schreiben, und das würde sicher nicht langweilig sein, wollte man nur annähernd vollständig all den genialen Ulk schildern, den die Wiener Künstlerschaft bei ihren Festen bisher produziert hat. Die Theatervorstellungen freilich mußten in den letzten Jahren wegfallen. Ganz Wien möchte nämlich immer bei den Künstlerfesten dabei sein. Das ganze Haus ist den Gästen eingeräumt, die Keller, die Säle des Parterres und des Oberstocks, alles dicht gefüllt, — da muß Ökonomie des Raumes walten, und es geht nicht mehr mit den theatralischen Aufführungen, die von einem Großteil der Anwesenden überhaupt nicht gesehen werden könnten.

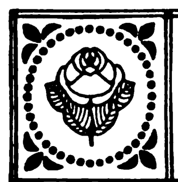
Eine groteske Abwechslung in den Wiener Faschingsunterhaltungen bietet der beliebte Lumpenball, bei dem sogar Preise zu holen sind für die lumpigsten Erscheinungen. Er wird gewöhnlich so um den ersten Februar herum abgehalten, und der erste Februar ist in Wien Termin für den Mietzins. Darauf nimmt das drastische, von Hans Schließmann famos gezeichnete Plakat des Balles Rücksicht: zwei prachtvolle, konfiszierte Lumpenkerle, und darunter die Legende: „Zins zahlen — lächerlich. Lumpenball!" Das sagt viel und läßt tief blicken. Verkauft's mei Gwand! —

Arm geworden.

Lacht und jubelt auch die Stunde,
Ach! die Seele brennt,
Liegt der Mund auf einem Munde,
Den das Herz nicht kennt!

Früh betrogne Träume weinen:
Daß ihm Gott verzeih!
Viele fand er statt der Einen
Und ward arm dabei ...

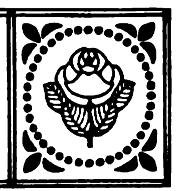
Georg Martell.



Momm Lebensknecht.

Roman von Ottomar Enking.

(Fortsetzung.)





Wer das wohl gewesen war, diese schwarze Deern, die Momm Lebensknecht so einfach Du nannte?

„Joost, stimmt das? Hat da wirklich früher der Scharfrichter gewohnt, in der Letzten Barmherzigkeit?"

„Natürlich. Scharfrichter und Schinder und all so was. Steht ja in der Chronik. Hast Du nicht gelesen von dem Mord?" Joost nahm das Buch, das er bei der Bibel stehen hatte, so wertvoll war es ihm. „Da, hier ist es: 1624 den 28. September, grad' auf Deinen Geburtstag, Momm. Denk' mal, wie sich das trifft. ‚Da haben zwei Deliquenten, Christian und Peter Müller, so in der Frohnerey gefangen gesessen, erstlich den Frohner-Knecht, bald darauf den Frohner selbst und dessen Frau jämmerlich ermordet, auch die Magd und die Kinder, welche noch übrig gewesen, so lange geqvählet, biß sie ihnen die Schlüssel zu den ihnen angelegten Schlössern gewiesen, mit welchen sie die Ketten loß und sich davon gemacht. Ob diese Thäter wieder ertappet, hat man bisher nicht gefunden ...' — Na, gekriegt haben sie sie nicht! Unsere Polizisten kriegen ja jetzt kaum mal die Spitzbuben, und dazumal waren sie noch viel ungebildeter in ihrem Metier."

Blut war dort geflossen. Fron, Büttelei, der Scharfrichter, — all die grausigen Worte! Aber sie paßten schon zu dem unheimlichen Hause, und sie paßten auch zu der schwarzen Deern. War das vielleicht des Scharfrichters Tochter? Momm kannte die Geschichte: Der Graf ritt vorbei an dem alten Gemäuer, und Henkers Töchterlein stand in der Tür. Des Henkers Töchterlein hatte den Zauber in der Hand: eine Wunschwurzel, gegraben in der Nacht, wo die Sonne am tiefsten steht, gegraben mit einer Schaufel, die war gemacht aus der Hirnschale eines Geräderten und hatte einen Griff aus dem Gebein einer unschuldigen, in der Marter gestorbenen Jungfrau. Ein wenig nur rieb des Henkers Kind an der Wurzel, siehe, da bäumte sich des Grafen Roß und blieb dann auf der Erde behaften. Kein Sporenstich, kein Liebkosen brachte das Tier vom Fleck. Abermals rieb des Henkers Töchterlein an der Wunschwurzel, und Funken sprühten daraus. Die sprangen weit, weit, bis zu dem Grafen. Sprangen ihm in die Augen und blendeten sein Gesicht. Da sank der Reitersmann vom Sattel, und ohne Willen schwankte er auf des Henkers Töchterlein zu. Die hatte die Augen groß geöffnet, und ihre Blicke hingen an des Grafen Munde. Aus der Wurzel aber knisterte es, und Funken auf Funken sprühten dem Gebannten in die Augen. Er kam nahe und näher, und des Henkers Töchterlein stieß das Tor auf. Er trat hinein in die verrufene Stätte alles Elends — und niemand hat ihn wiedergesehen. Das Roß ist herrenlos gefunden auf saftiger Weide ...

War die schwarze Deern mit der Rose auch so eine Zauberin, und er, Momm Lebensknecht, der Graf? Ach, ob er nicht auch gefolgt wäre, wenn sie ihn lockte? — Aber wie war es in Wirklichkeit da draußen?

„Und jetzt, Joost?"

„Jetzt? Nun, ein bißchen besser ist es ja, ganz so greuliche Gesellen haben wir da heutzutage nicht. Aber viel ist da auch jetzt nicht mit los. Scharfrichter brauchen wir ja nicht mehr. All, was ein bißchen Leben in die Stadt brachte, wie Hinrichtungen und so was, das haben sie abgeschafft. Du weißt ja, jetzt ist es bloß noch ein Wirtshaus für die Fuhrknechte, weil die es immer kalt im Magen kriegen, wenn sie zum Tor 'rauskommen, und weil es ihnen immer zu warm geworden ist, wenn sie zur Stadt müssen. Für'n Schnaps hat der Mensch immer seinen soliden Grund."

„Der Wirt?"

„Der? — Na! Verdient ein ganz gutes Stück Geld. Ist nicht von hier. Irgendwoher, wo die Zigeuner hausen, von da unten." — Joost machte eine verächtliche Handbewegung. Was nicht aus Schleswig-Holstein stammte, gehörte für sein

Herz meist zu den Zigeunern. Schleswig-Holstein war das einzige richtige Land, das übrige da unten, das war bloß so ein angeschwemmter Schlamm. „Ja, Zigeuner. Erst wollten wir ihn nicht zulassen, aber die Stadt hatte sonst keinen Pächter, und da haben wir ihn genommen. Er lag auf der Straße, und Christenmenschen sind wir doch, nicht? Natürlich darf er nicht in die Stadt, außer zu Jahrmarkt. Aber solche Art ist ja mit jeder Behandlung zufrieden."

„Wie heißt er denn?"

„Ja, hier auf'm Rathaus hat er einen Namen angegeben, den kein Mensch aussprechen kann, so Bschkschrschbski. Unser Schreiber konnte ihn nicht einmal zu Papier kriegen. Da haben wir ihn einfach Rickerts genannt, weil der vorige Wirt so hieß. Ist ja für die Sorte einerlei. Na, und nun ist ja auch genug Keilerei und Tanzvergnügen da draußen. Seine Frau hat er verprügelt, daß sie ihm weglief."

„Ach, eine Frau hatte er?"

„Natürlich, meinst Du nicht? Die Kirche möchte ich ja freilich sehen, wo der sich trauen gelassen hat. Aber Ordnung muß sein, und deshalb haben wir bestimmt, daß er verheiratet wäre. Ja, die ist weg."

„Ist denn ... sonst noch ...?"

„Ach, eine Tochter — sozusagen. Eine große Deern. Die bedient auch, und dabei kriegt sie ja denn nicht gerade die feinste Bildung. Aber wenn das man satt zu essen hat."

„Das ist aber doch eigentlich schlimm, daß ... die ... ich meine, daß die so aufwächst ... und sonst mit niemand spricht."

„Kannst sie ja in Deine Tanzstunde einladen. Die kommt, verlaß Dich drauf." —

Nein, in der Tanzstunde konnten sie keine schwarzen Deerns gebrauchen, so steif und langweilig, wie es da herging. Jede Woche kam der alte Tanzmeister Christoffersen einmal von Schleswig herübergefahren, und dann versammelten sich die Jünglinge und Jungfrauen aus den Vordesbyer Patrizierhäusern oben auf dem Saal im Domkrug, wo bisweilen auch Theater gespielt wurde. Die Jungfrauen brachten zum besonderen Schutz ihre Mütter mit. Am Spinett saß Malchen Gydesen und tat ihr mögliches, forschen Takt in die Gesellschaft zu bringen.

„Mesdemoiselles et Messieurs, die erste Buhjong," sagte Tanzmeister Christoffersen, und damit meinte er die erste Position. Nun schrenkelten die Damen und Herren ihre Füße an- und übereinander, aber die Grazie war das gerade nicht, die ihnen dabei behilflich war.

„Sweite Buhjong."

Peter Steen hielt im Leben die verschiedenen Buhjongs nicht auseinander. Momm trat tapfer drauf los, er hatte das Vertrauen zu sich, daß er wenigstens eine Stellung einnahm, die so was Ähnliches war, wie Christoffersen es verlangte. Bloß Douwinus verstand sich auf den Tanz, und die andern jungen Herren verachteten ihn deshalb halbwegs. Auch in Antje war ein Schweben und Wiegen. Dafür war Gesa um so unglücklicher, sobald sie sich herumschwenken lassen sollte. Es war wie Qual in ihrem Gesicht zu lesen, wenn ein Herr seinen Arm um sie legte.

„Mesdemoiselles et Messieurs, der dritte Buhjong ..."

Nein, für schwarze Deerns war das nichts auf dem Saal im Domkrug. Aber da draußen, da wollte Momm sie gern wiedersehen. Mitleid hatte er mit ihr. Ihre Mutter war vor den Prügeln des Vaters weggelaufen. Was die arme Deern wohl ausstand. Keine Freude hatte sie auf Erden in dem alten Scharfrichterhaus. Bloß ihre Blumen. Momm stellte sich vor: hinter der Mauer duftete und glänzte es von Blumen, und die schwarze Deern pflegte sie von früh bis spät. Die dunkelrote Rose! Was sich dabei alles träumen ließ! Nur daß sie so schnell welkte. Einerlei. Er bewahrte sie auf.

„Mutter, Peter Steen hat einen ganzen Schrank für sich, und Douw hat eine ganze Stube, da darf sonst keiner reinkommen. Ich hab' nicht mal eine Schublade."

„Aber Du hast die große Kommode in Deiner Schlafstube. Drei Schubladen."

„Man kann sie ja nicht abschließen. Die Schlösser sind alle kaput."

„Momm, hast Du denn Geheimnisse?" Dorette wurde lebendig. Geheimnisse, o, das war etwas Schönes! Sie nahm es ihrem Jungen gar nicht übel, daß er etwas vor ihr geheim halten wollte, aber neugierig war sie doch. Der Reiz der Neugier aber genügte ihr schon zum Wohlgefühl.

„Geheimnisse," sagte Momm, „das ist doch nicht nötig, Mutter. Aber man will doch mal ein Fach für sich haben."

„Gewiß. Der Schlosser soll kommen. Kein Mensch soll da hineinsehen. Bist Du dann zufrieden, Junge?"

Ja, das gefiel Momm. Ein festes Schloß suchte er sich aus und einen dicken Schlüssel. Die weite, tiefe Schublade tapezierte er mit Goldpapier, und mitten auf den Boden kam die Rose. Die meisten Blätter waren am Kelch festgetrocknet, und die paar abgefallenen hatte er sorgsam aufbewahrt. Da lag sie, ganz für sich allein, die Blutentsprossene. Wenn Momm die Schublade öffnete, — stieg ein feiner Duft von der Rose auf. So mächtig war der Duft, daß Momm alles um sich herum vergaß, stand und starrte auf die verschrumpften Blätter.

Was hatte denn der Junge jetzt nur, daß er stundenlang in seiner Schlafkammer war, mäuschenstill? Eines Tages war bei Frau Dorette die Lust am Wissen größer als der Reiz der Neugier. Leise, mit dem Gefühl, daß sie unrecht tat, und doch getrieben von unwiderstehlichen Mächten, klinkte sie die Tür auf. Sie schwebte näher. Das Kleid hatte sie so gefaßt, daß es nicht rauschte. Da stand ihr Sohn und schaute in die Schublade. Auf goldenem Grunde lag eine einsame, armselige Rosenmumie.

„Momm!" Mit mädchenhafter Zartheit flüsterte Dörtchen den Namen. Mädchenhaft, gar nicht mütterlich. Der junge Mensch dort war ihr auf einmal fremd, neu, — er fesselte sie plötzlich mit Banden, die ganz anders waren als die von der Mutter zum Sohn.

Aber so zart sie flüsterte, es wirkte furchtbar. Momm zuckte zusammen in jähem Krampf. Die Schublade donnerte er zu, schwenkte sich herum, sah seine Mutter mit schrecklichen Augen an und ballte die Hand: „Was willst Du ...?"

„Momm!" Das klang nun schon wieder mütterlich, denn jetzt kam die Angst um ihren Jungen. Wenn er krank würde! Jetzt kam das Schuldbewußtsein, weil sie ihn so erschreckt hatte. Sie ließ ihr Kleid fallen, und mit erhobenen Händen ging sie auf ihn zu. „Aber Momm, daß ich so stören würde, wußte ich ja nicht."

Momm lehnte mit dem Rücken gegen die Kommode, und in dieser Stellung drehte er den Schlüssel in der Schublade um, zog ihn heraus und steckte ihn trotzig in die Tasche.

Dorette war bei ihm und legte beide Hände auf sein Herz. „So, so, Momm, ruhig, lieber Junge." So schmeichelnd war das alles.

Und Momm, der Erwachte, sah nun auf einmal in seiner Mutter auch ein anderes Geschöpf. Er erkannte die Frau dort, die weiche, liebe Frau, — die hatte nicht bloß mütterliches Fühlen in sich; nein, in ihr lebte noch etwas, was er bisher nicht verstand. Und jetzt? — Die Rose hatte es ihn gelehrt. Da seine Mutter ihr Haupt an seiner Brust barg, atmete er beklommen, und der Arm, den er um die Frau legte, zitterte ihm. Seine Mutter war das ja gar nicht, die er in diesem Augenblick umschlang.

Sie sah zu ihm empor, zwischen den zierlichen Löckchen hindurch. Ein feiner Duft stieg auf von ihrem Scheitel.

„Hätte ich das geahnt ..."

Wieder erwachte sein Zorn. „Was hast Du hier zu tun, wenn ich hier bin?"

Frau Dorette wich ein wenig von ihm zurück, ihre Lippen öffneten sich halb, ihre Lider spreizten sich immer mehr. Sie forschte in seinen Zügen. Neu, fremd. Sie schloß die Augen. Da schimmerte ihr das Bild vor der Seele: auf goldenem Grunde die Rose. Und nun breitete sie die Arme weit und rief: „Momm, jetzt weiß ich! O gewiß, ich komm' nicht mehr hier herein, ich störe Dich nicht wieder. Momm, Du bist verliebt!"

„Mutter!" Er reckte sich, fast als wollte er in der Wut auf sie stürzen. Sie aber, — ein holdseliger Jubel brach aus ihr, — sie ging zur Tür rückwärts und hielt beide Arme von sich gestreckt: „Momm, mein großer Junge hat sich verliebt! O, wie ich das entzückend finde, wie reizend! Verliebt!"

Da war sie verschwunden. — Momm biß sich die Lippe. Dann bäumte er sich auf und stampfte mit dem Fuß. In die Schublade hatte seine Mutter hineingesehen, aber ins Herz sollte sie ihm nicht sehen, wenn sie es auch noch so lieb streichelte.

❀ ❀ ❀

Wie beschämt fühlte er sich, als er endlich, nach langem Zögern, der Mutter wieder gegenübertreten mußte, — rot im Gesicht, die Augen niedergeschlagen, mit den Händen an der Jacke herumscheuernd. Der große verliebte Junge war auf einmal ein kleiner Knabe, der Schelte fürchtete.

Nein, er war ein Menschenkind, das schon nach Eigenem gelangt hatte und nun doch auf einmal wieder kein Recht mehr empfand, etwas für sich zu haben, was die Mutter nichts anging.

Dörtchen war klug. Sie ging einher, als sei nichts geschehen. Was da drinnen bei seiner Kommode passiert war, das mußte auch da drinnen bleiben. Ihr war es peinlich, den Sohn beschämt zu sehen. Sie gab ihm innerlich wohl das Recht, etwas zu besitzen, woran sie keinen Anteil nahm, sie gab es ihm, weil sie selbst gern derartiges besaß, weil sie wirklich auch einen Garten in ihrer Seele hatte, dessen Pforte sich nicht für Momm öffnete. Einen Garten mit gewundenen Gängen, — hohes Gebüsch wucherte zu beiden Seiten, Jasminsträucher mit betäubendem Duft standen da, hie und da waren kleine Rasen, und dann gab es verschwiegene Lauben, dicht umrankt von Geißblatt.

Verschwiegene, dunkle Lauben! O, darin träumte es sich köstlich, einsam und — zu zweien. Ach, leider noch immer nicht zu zweien. Dorette atmete hoch, wenn sie in ihren Träumen jemand vor sich knien sah.

So ganz leicht war es ja nicht für die kleine Frau, unbefangen zu erscheinen. Aber sie hatte die Kraft des Weibes, das in der Liebe das höchste Recht erkennt — das jedem Erdenwesen seine Liebe gönnt. Sie war jetzt viel weniger Mutter zu Momm als gute Freundin. Nicht einmal seine Vertraute wollte sie sein.

Sie grübelte freilich: Antje? Gesa? Und die übrigen Mädchen, die sonst noch auf dem Saal im Domkrug ihre prüden Tänzlein taten? — Dörtchen schüttelte den Kopf. Momm begegnete ihnen allen wie früher. Also eine Unbekannte.

Wie brannte es in Dorettes Seele, sie kennen zu lernen. Aber wie schön war es auch, dies Brennen, — sie wollte und wollte es nicht löschen. Mit ihrem Jungen tändeln und scherzen wie immer, — sie war eine Meisterin in diesem Spiel. Momm fragte sich oft: ‚Ist Mutter denn wahrhaftig bei mir gewesen, als ich die Schublade offen hatte?‘ Da tönte ihm das Wort: ‚Verliebt! Wie entzückend!‘ ins Ohr. Ja, überrascht hatte sie ihn. Und nun vergessen? — Seine Mutter hatte ein gutes Gedächtnis, die vergaß nichts, was ihr Freude machte. Also war sie ihm nicht böse, und er brauchte kein schlimmes Gewissen zu haben. Und dennoch: wenn er die Mutter ansah, hatte er immer ein unangenehmes Ziehen um den Mund.

Um die Verlegenheit los zu werden, arbeitete er, arbeitete, bis er das Herz oben am Halse klopfen fühlte. Die Arbeit lohnte sich nur nicht. Das mühselig Angelernte haftete kaum, und seine Exerzitien wiesen Fehler auf, deren er sich schon in Sekunda geschämt hätte. „Momm,“ warnte der Rektor, „wenn Dein Vater das Heft sähe!“

Ach, sein Vater! Ob der jemals eine Rose aufbewahrt hatte? — Nie! Mutter hatte ihm ja gesagt, für das Zärtliche war kein Raum in des Herrn Amtsrats Brust. Der beherrschte, die er lieb hatte. Und Momm? In ihm glühte der Trieb des Liebenden: zu dienen.

⌘ ⌘ ⌘

Verliebt war er. Ja, aber in wen denn eigentlich? Was nützte es Momm, daß er die Schublade, nachdem die erste Scheu seit seiner Entdeckung überwunden war, wieder öffnete und auf die Rose blickte, die inmitten des gleißenden Goldes lag? Was nützte es ihm, daß er beide Augen zuhielt und das Gesicht der schwarzen Deern vor sich aufsteigen ließ? — Die Rose wurde immer unansehnlicher, das Gesicht blasser und undeutlicher, und von seiner Verliebtheit blieb auf die Art schließlich nicht viel übrig. Aber der Drang saß in ihm, ihr Nahrung zu geben.

Über die Brücke, durch den Buchenwald, den Feldweg aufwärts . . . Er schaute jetzt selten zurück. Die Stadt ging ihn nichts an. Fliehen wollte er sie. Nun am Gehöft der Letzten Barmherzigkeit herum. Die Mauer entlang. Sein Herz meinte, sie, nach der er sich sehnte, sie müsse, auf die Mauer gelehnt, ewig seiner harren. Aber sein Herz täuschte sich. Keine Rose kam ge-

flogen, kein Lachen ertönte, kein Mörtel bröckelte ab. Umsonst breitete dort oben das Moos seine weichen Kissen hin, damit sich Mädchenarme darauf stützen sollten.

Ob er es wagte? Er schlich um die Ecke der Mauer längs dem Acker bis zur Chaussee. Dann bog er um, an der Letzten Barmherzigkeit vorüber, rasch, kaum einen Blick in die Fenster werfend. Und doch war es ja sein ganzer Zweck gewesen, hineinzuschauen!

Das Gebäude war verfallen, der Kalk fiel von den Steinen. Die Läden an den Fenstern hingen schief. Die Tür war mit rohen Brettern schlecht geflickt. Das alles sah Momm, es erschien ihm aber nicht häßlich. So gehörte es sich in einer Büttelei, so wohnte des Scharfrichters Töchterlein.

Am Hause vorbei. Dann kam die Mauer, die den Hof abschloß. Eine große, eisenbeschlagene Tür war eingefügt. Momm hörte, wie drinnen ein Karren rasselte. Der Karren, auf dem die armen Sünder zum Galgenberg hinaufgefahren wurden!

Da war Momm, ehe er es ahnte, auch schon wieder hinter dem Gehöft. Er ärgerte sich, daß sein kühner Gang fruchtlos verlaufen war. Er versuchte ihn noch einmal. Diesmal jedoch hastete er noch viel schneller an den Fenstern vorüber. Was sollten die da drinnen denken, daß er hier herumstrich!

Als die Gefahr überstanden war, wuchs sein Ärger ins Riesengroße. Zum drittenmal herum. Jetzt ganz langsam. Mut, Mut! Den Kopf mit Gewalt hingedreht und in die Fenster geschaut. Aber sie blinkten gerade in der Sonne, und Momm beendete nun für diesen Nachmittag voller Unfrieden und Unzufriedenheit seine Unternehmung und ging durchs Rote Tor heim, sich selbst zürnend und trotzdem mit einem Glücksgefühl im Herzen: er war wenigstens vor der Verlegenheit bewahrt worden, der schwarzen Deern zu begegnen. Daß er ihretwegen hinausgekommen wäre, hätte die gleich bemerkt, aber Momm, der stolze Momm, wollte sich doch nichts vergeben. So widerspruchsvoll wogte es in ihm auf und ab.

Am andern Tag war er von neuem draußen. Da, als er am Wirtshaus vorbeischlich, öffnete sich das Hoftor, ein Mann trat heraus, barhäuptig und mit bloßen Füßen. Der Kopf hatte dichtes, fast schon graues Haar, die Augenbrauen gingen buschig an beiden Seiten bis tief auf die Nasenwurzel herab. Kleine rote Augen blinzten Momm an. Der Kopf barg sich zwischen den Schultern, und die ungeschlachten Hände waren beinahe an den Knien. Hände, wie sie das Richtbeil fassen und das Rad über den heben mußten, der dem Tode geweiht war. Momm schrak vor der Gestalt zurück und floh die Chaussee hinunter. Das war Rickerts. Die schwarze Deern war seine Tochter. Schrecklich!

Eine Woche verging, da war Momm zum drittenmal dort oben. Spät abends. Seine Mutter meinte, er säße bei Peter Steen und studiere oder spiele Schach. Mutter meinte ja überhaupt in dieser Zeit, daß er viel bei den Kameraden arbeitete.

Spät abends. Die Läden an der Letzten Barmherzigkeit waren geschlossen. Mattes Licht drang durch ihre Ritzen auf die Chaussee. In der Wirtsstube war Lärm. Fuhrknechte saßen da, und hier draußen hielten ihre Wagen. Die Gäule rasselten mit dem Geschirr. Die Knechte grölten und lachten. Ab und zu trampste einer auf und schlug dabei auf den Tisch. Dann kreischte auch etwas, eine weibliche Stimme: die schwarze Deern.

Momm schlich an die Läden heran und sah durch die Spalten in die Stube. Die schwarze Deern stand vor einem Tisch, keck die Arme in die Seiten gestützt. Ein Knecht wollte sie umfassen, sie stieß den Angreifer vor die Brust. Rohes Gelächter. Hinter dem Schanktisch der Scharfrichter. Seine gewaltigen Hände schenkten den Schnaps in große Gläser. Das Mädchen trug sie den Gästen zu. Immer wieder mußte sie die Zudringlichen von sich abwehren, immer wieder ertönte das schadenfrohe Gejohle der andern Burschen über den, dessen Zärtlichkeiten das Mädchen just verschmähte.

Momm beneidete die Fuhrknechte, die auf den Bänken in der Wirtsstube saßen. Er selbst wollte ein Glas — freilich nicht voll Branntwein! — von ihrer Hand gereicht haben. Wie nur? Den Mut, allein, offen und frei in die Tür der Letzten Barmherzigkeit zu treten und sein Bier zu fordern, hatte er nicht. So suchte er Hilfe und war listig genug dabei.

Mit Peter Steen und Douwinus, die

trotz ihrer gegenseitigen Abneigung durch ihre Freundschaft zu Momm untereinander zusammengehalten wurden, war er in der Heide gewesen. Weit über das Gut hinaus, das Askehöved hieß nach den mächtigen Eschen, die das Herrenhaus umrauschten, weit auf die Ebene hinaus waren die drei Kameraden gezogen und hatten den Torfstechern zugesehen, die ihre braunen Stufen in das Moor gruben bis unten hin, wo sich das Grundwasser ansammelte und der Torf gar zu schlammig wurde.

Peter hatte mit seinem Stock einer Kreuzotter den Rücken gebrochen. Douwinus war vor dem wildzüngelnden Tier geflohen, und Momm war, wie das oft vorkam, unschlüssig zwischen den beiden stehen geblieben: zwischen dem Drachentöter und dem Feigen. Heidekraut und Tannenzapfen hatten sie gesammelt und nach Art der Jugend wieder von sich geworfen.

Auf der Rückkehr, gerade als die Letzte Barmherzigkeit in Sicht kam, da wurde Momm Lebensknecht ganz schwach.

„Solchen Durst!“ stöhnte er und schluckte mühsam, als sei ihm die Kehle völlig ausgetrocknet. „Schwindlig,“ ächzte Momm und wankte immer näher zu der Letzten Barmherzigkeit hin. „Ich muß was zu trinken haben.“

Sein Durst steckte die beiden andern an, auch ihnen lag die Zunge schwer im Munde. „Denn hier man 'rein,“ meinte Peter.

Momm Lebensknecht war ein guter Schauspieler, er stockte: „Da?“

„Ach, das ist ja ganz einerlei, wo,“ drängte Peter. Douwinus rümpfte die Nase. Aber sie marschierten richtig in das alte Wirtshaus hinein.

Die schwarze Deern war allein.

Kaum aufrecht konnten die großen Jünglinge in der Stube stehen. Dicke Balken liefen unter der Decke entlang, beklebt mit allerhand buntem, fleckigem Papier. In der einen Ecke hing das Bild einer Heiligen, davor war eine kleine Konsole mit einem brennenden Öllämpchen. Eine seltsam fremde Welt.

„Bier,“ bestellte Peter Steen.

Douw sah sich das Mädchen neugierig an. Die Deern schenkte ein. Streifte ihr Blick zu Momm hinüber? Betrog ihn nur sein Wunsch? Nein. Als sie die drei Gläser brachte, lächelte sie ihm zu. Peter Steen hielt das Glas wider das Licht.

„Ganz trübe,“ murmelte er. „Na, der Durst bringt es 'runter.“ Er setzte an und trank in langem Zuge.

Douw sah nicht aufs Bier und trank auch nicht, — sein Auge folgte dem Mädchen, das sich an den Ofen setzte und gesenkten Hauptes an irgendeiner kümmerlichen Handarbeit wirkte. Momm aber, der sah nicht aufs Bier und nicht aufs Mädchen, sondern zum Fenster hinaus.

„Hier halt' ich es nicht aus,“ sagte Peter und stand auf. Sein Glas war leer. „Ich warte draußen.“ Er warf seinen Schilling hin und ging.

Die andern beiden saßen schweigend zusammen. Wo war doch der tapfere, allbesiegende Momm? Er nippte am Glas. Douwinus aber verstand sich darauf, mit dem Mädchen ins Gespräch zu kommen. Er trat auf sie zu. „Hier ist es ja so dunkel, wie? Du verdirbst Dir Deine Augen.“

Das Mädchen hob den Kopf und lachte spöttisch. „Ich seh' am besten in der Nacht.“

„Das tun die Katzen.“

„Bin wohl eine.“

„Glaub' ich auch.“

Momm wollte aus Eifersucht ebenfalls kühn werden, er ging auch auf die Ofenbank zu, aber er stammelte nur: „Wirklich ... nichts zu sehen ...“

Das Mädchen hob abermals den Blick, nicht spöttisch, nein, Momm wurde von zwei tiefen Augen angeleuchtet.

Douwinus war forsch. „Wie heißt Du denn?“

Sie sah ihn von der Seite an. „Wozu Du das wissen willst.“

Da wagte es Douwinus, ihr unters Kinn zu greifen. Sie schob die Hand weg, als ob sie eine Fliege verjagte. Momm war empört. „Douwinus,“ flüsterte er. „So was doch nicht.“

„Ach, Du! Noch Umstände machen.“

„Na, seid Ihr bald so weit?“ rief Peter Steen zur Tür hinein.

Hastig leerte Momm sein Glas. Douwinus aber ließ sich Zeit.

„Geh nur voran,“ schlug er vor.

Das wollte Momm nicht, und so half es Douwinus nichts, er mußte mit Peter und Momm heimziehen. Unterwegs machte ihm Momm Vorwürfe. Douwinus lachte

hin aus. „Warum soll man denn da tun, als hätte man ein Fräulein vor sich? Meinst Du, die will das anders haben?“

„O gewiß, die ist nicht so,“ versicherte Momm in heiligem Eifer.

„Daß man sich mit so was überhaupt abgeben mag,“ brummte Peter Steen. „Ich hab' sie gar nicht angesehen. Und anrühren? Oha, nee!“

⁂

Einmal war Momm mit starken Hilfstruppen in die Burg der Letzten Barmherzigkeit eingezogen, nun nahm er alle Tapferkeit zusammen und kam allein. Er wußte wohl: Peter Steen war für diesen Feldzug nicht zu gebrauchen, der dachte, wenn er je ein Wirtshaus besuchte, bloß daran, ob das Bier auch klar sei.

Und Douwinus? Ja, der war frech gewesen, der hatte die schwarze Deern mehr angeschaut, als Momm für sich selber gut dünkte. Sollte er etwa jemand in die Schenke führen, der dann die Stelle einnahm, die Momm erringen wollte?

Tagelang zauderte er, dann glückte es. Er sah Rickerts fortgehen mit einem Packen Draht- und Blechwaren auf dem Rücken; die vertrieb er nachmittags in den Dörfern. Und nun wagte Momm den großen Schritt. Wie beklommen war ihm doch ums Herz, als ihm die stickige Luft der Letzten Barmherzigkeit entgegenschlug — diese Luft, die noch immer gesättigt schien mit den Schreien verschmachtender Gefangener, mit dem Stöhnen der Gefolterten, mit dem Erbarmenflehen der dem Tode Verfallenen!

Da saß Momm auf der Bank bei der Tür. Der Tisch war unsauber, ein Fuhrknecht hatte alten holsteinischen Käse da verzehrt, und die Fliegen waren wie wild auf die zurückgebliebenen schmierigen Krümel. Da saß Momm.

„Wenn ich ein Glas Bier haben könnte?“

Die schwarze Deern hatte sich bei seinem Eintritt gar nicht erhoben, sie hatte nur einmal kurz von ihrer Arbeit — sie flickte ihren Schuh — aufgesehen. Warum der kam, hm — das wußte sie, und es lebte in ihr die Verachtung des Weibes gegen den Mann, der sich beugt. Es war in ihr das Triumphgefühl, das Herrinnenbewußtsein: Ich bin die Stärkere, einzig und allein, weil ich das Weib bin. Ja, sie ließ ihn ruhig eine Minute warten. Er saß gehorsam und forderte nicht, er bat dann nur zum zweiten Male: „Ein Glas Bier, bitte.“

Da streifte sie lässig den Schuh über, gähnte und ordnete an ihrem Haar. Das war zierlich aufgesteckt — es war ihr einziger Schmuck. Ihr Kleid hing grau und verschlissen um sie herum. Dann endlich, mit den Bewegungen einer trägen Katze, schenderte sie zum Schenktisch.

Er sah nicht auf, als sie das Glas vor ihn hinsetzte, er sah nicht, wie ihr Blick lauerte und leuchtete zu gleicher Zeit. Er trank. Hätte er auch so gewandt reden können wie Douwinus! Aber er durfte doch das Mädchen nicht mit losen Reden belästigen. Momm hatte solche Ehrfurcht vor allem weiblichen Wesen!

Die schwarze Deern war ans Fenster getreten und verharrte dort unbeweglich. Momm konnte nicht ahnen, wie es in ihrem Kopfe arbeitete, wie sie seinen Gedanken auf der Spur war. Er meinte, er müsse recht bescheiden sein. Sie war allein im Haus, da galt es also, sich ritterlich zu zeigen. Aber schließlich, irgend was mußte er doch von diesem Besuch, der ihm so schwer geworden war, mit nach Hause nehmen. „Bitte, ob ich noch ein Glas Bier haben kann?“

Sie drehte sich langsam um. „Viel warm heute.“

Das war, so dachte Momm, sehr zartsinnig von ihr; sie wollte seinen großen Durst erklären. Er hatte auch wirklich zu hastig getrunken. Und nun war denn das Gespräch im Schwung. Vom Wetter.

„Ja, die Hitze! Das ist hier manchmal so im August ... hauptsächlich, wenn man dann arbeiten muß ...“

„Hm,“ nickte die schwarze Deern und brachte ihm ein frisches Glas, „dann sind die Leute auf dem Acker durch naß.“

Richtig, unter Arbeit verstand sie natürlich nur die körperliche. Da hatte Momm nun eine schöne Gelegenheit, auf seine eigene Person einzugehen. Das mußte ihn ihr näher bringen.

„Ja, Acker,“ sagte er, „aber so unsereins, der strengt sich auch an.“

„Bist Du Kaufmann?“

Momm war empört. Kaufmann! Sah er aus, als ob er Tüten drehte?

„Auf der Lateinischen Schule,“ antwor-

tete er wichtig. „In Prima.“ Er setzte das Glas an die Lippe mit einer Bewegung, so würdevoll, als wenn der Rektor den Tacitus vom Pult nahm. „Im nächsten Jahr geh' ich nach Kiel auf die Universität. Ich will Jurist werden. Mein Vater war Amtsrat.“

Wenn ihr das keine Achtung abzwang! Ja, ein wenig heller wurde ihr Gesicht. Sie kam zu ihm an die Bank. Sie prüfte ihn, und das Weib in ihr war mit dem großen blonden Jungen zufrieden, aber irgendein Verständnis für seine Bedeutung hatte sie nicht. Alles, was da in der Stadt lebte, schien ihr gleich. Das waren alles hohe Herrschaften, die viel Geld hatten, in prachtvollen Häusern wohnten und so arme Menschenkinder, wie sie eins war, mit dem Stock wegjagten. Arm ... ja. Nur darin reich, daß sie doch die Kraft besaß, solchen Jungen anzulocken.

Aber dies Bewußtsein, dieser Stolz war nicht klar in ihr, er wucherte nur zwischen den Trieben. Ein Amtsrat! Daß das ein gewaltiger Mann war, besagte schon der Titel. Der ließ die Leute einsperren nach Belieben, der ließ sie hungern und dursten, und dann schickte er sie über die Grenze. Und so einer wollte der große Junge da werden! Da galt es, sich beizeiten einzuschmeicheln. Sie neigte sich über den Tisch und tat demütig: „Gnädiger Herr ...“

Rot vor Verlegenheit saß Momm Lebensknecht da, aber die Schmeichelei verfing dennoch. Gnädig war er. „Nein,“ lachte er, „so was bin ich nun noch nicht, und so brauchst Du mich auch nicht zu nennen.“

„Doch, gnädiger Herr.“

Sie neigte sich noch tiefer, ihre Augen bohrten sich mit einem Flimmern in die seinen, er mußte sie anschauen, so schamrot er war. Und da er sie vor sich sah, sprühend von Leben, da er den seltsamen, ihm die Sinne benehmenden Hauch spürte, den sie um sich hatte, sagte er willenlos: „Die Rose bewahr' ich auf.“

Sie richtete sich steil empor. Genug der Demut. Hundert Amtsräte waren wehrlos gegen sie. Einsperren, hungern und dürsten lassen, strafen, das konnten sie, die großen Männer; aber sie selbst — nur zu winken brauchte sie, und die großen Männer streckten die Hände nach ihr aus.

Momm mußte reden; es drückte ihm sonst die Brust entzwei.

„Die Rose hab' ich behalten.“

Nichts mehr vom gnädigen Herrn. Der blonde Junge — ach! ein Stäubchen war er im Sonnenschein. Sie sog die Luft ein, und das Stäubchen schnellte ihr zwischen die Lippen. Sie setzte sich Momm gegenüber und kreuzte die Arme. Vom Leben verstand sie nichts. Alles, was um sie herum war, betrachtete sie nur mit dem einen Gedanken: ob man sich daran sättigen oder ob man es verkaufen konnte.

Nun, in dieser Stunde hatte sie zum erstenmal eine Zartheit erlebt, die die Seele berührt, wie wenn der Schmetterling mit seinen Füßen das Blumenblatt umfaßt. Ein dumpfes und stumpfes Dasein führte sie in der Schenkstube, aber mit einemmal, ohne jede Schulung, verstand sie alles, was sie als Weib anging. Der blonde Junge bewahrte ihre Rose auf. Die Rose war ihm wert — was also mußte sie selbst erst, von der die Rose stammte, ihm wert sein! Sieghaft, triebhaft! Das Weib jubelte in ihr. Und des Weibes Schlauheit, die den Jubel nicht laut werden läßt, sondern den Mann lieber von Begehren zu Begehren reizt, ließ sie sprechen: „Jetzt kann ich Dir keine mehr geben. Alle sind verblüht.“

„Aber nächsten Sommer? Wenn ich in den Ferien hier bin — bekomme ich dann noch eine?“

Sie ging wieder zum Ofen. Das war das Reizen: Komm, komm, folge! Sie fragte gegen seine Frage: „Eine ganz rote?“

Momm atmete heftig. „Ja, ganz rot.“

Ihre Augen schlossen sich, und leise nickte sie: „Ja.“

Ungeheuer war es, was er erreicht hatte, er mit seiner Bescheidenheit, mit seiner Achtung. Eine Blume hatte sie ihm versprochen. Und nun erwuchs auch in ihm ein stolzes Empfinden, nun mußte er — ja, er mußte sozusagen männlich auftreten. Was da? Sie nannte ihn Du, also konnte er es auch wagen.

„Wie heißt Du?“ Wenn er nur nicht so schlucken müßte bei seinen Fragen. Sie entgegnete ohne irgendwelches Zögern: „Sarkessa.“

Da sie den Namen aussprach, merkte Momm: bisher war sie nur ein Schatten,

jetzt wurde sie das richtige Lebewesen. Umrisse hatte er gesehen, jetzt füllten sie sich plötzlich mit strahlenden Farben: rot, grün, blau, alles wild durcheinander, und doch harmonisch, wie die verschiedenen Blumen auf der Wiese. Sarkessa! Die schwarze Deern war nicht mehr in seinen Träumen, sie war in seinem Leben. Sarkessa!

Er sprach vieles zu ihr. Von sich, von seiner Mutter, von allem, was er vorhatte. Sie hörte neugierig zu. Diese Märchen aus einer fernen Welt, aus der großen Stadt, deren rote Dächer zu ihr hinaufschienen, und in deren Straßen sie nur gehen durfte, wenn Jahrmarkt war.

Momm floß über vor Vertrauen. Er vermied alles Fragen, er wollte sich dankbar zeigen für das, was ihm Sarkessa, so meinte er, gegeben hatte. Für das Wohlgefühl, das ihn bei dem Gedanken an sie durchzitterte. So öffnete er sein Herz. Seine Reden sprudelten heraus, — ihm wurde leichter. Wie gut seine Mutter war. Wie streng, aber gerecht sein Vater gewesen sei, und dann Mademoiselle Gydesen! Schade, daß hier kein Klavier stand, sonst hätte er Sarkessa gern etwas vorgespielt.

„Überhaupt, wenn ich Dir irgendeinen Gefallen tun kann, so Bücher leihen oder sonst was . . ."

Nun war Sarkessa für einen Augenblick verlegen. Mit dem Lesen . . . das mochte nicht allzu weit her sein. „Aber Bücher mit Bildern," sagte sie.

„Hab' ich auch, bring' ich Dir," rief Momm begeistert. Ob er ihr Schillers Jungfrau von Orleans lieh, die so schön illustriert war? Oder Hermann und Dorothea?

Rickerts kam heim. Der grobe Mann machte einen tiefen Bückling vor dem gnädigen jungen Herrn, so daß ihm der Packen mit dem Blechgeschirr auf dem Rücken klirrte. Momm erwiderte den Bückling mit einer Verbeugung, dann aber entwich er gar bald, und jeder Haselstrauch und jeder Sperling auf dem Heimweg hat den Namen Sarkessa von ihm gelernt.

⁂ ⁂ ⁂

Er lieh ihr die Jungfrau von Orleans. Das Buch sah bös aus, als er es zurückbekam. Er erkannte, daß sich Sarkessa nicht klar darüber geworden war, ob das gepanzerte Wesen ein Mann in Weibstracht oder eine Frau in Mannskleidung sei. Er merkte überhaupt, daß es kein leichtes, daß es ein unmögliches Stück Arbeit war, schwarze Deerns in die Literatur einzuweihen.

Noch ein paar Versuche machte er, von Höherem zu reden. Umsonst. Sie wollte wissen, was er aß, was seine Mutter für Kleider hatte, ob sie goldene Ringe besaß, ob er von den Lehrern Schläge bekam. Ein Kind war dies Geschöpf, mit den Instinkten eines reifen Weibes.

Er sah das Vergebliche seiner Mühe ein. Er konnte sie nicht zu sich heraufziehen, und da kam es, wie es stets geschieht, wenn sich zwei zusammentun: der niedrigere Teil bestimmte den Ton. Sarkessa war es, die ihn zwang, nicht mehr von Idealen, sondern von anderen, ganz anderen Dingen zu reden.

Seine Stimme, die sonst klar und jungenhaft hart erklungen, bekam etwas Verschleiertes. Er flüsterte viel, wenn er mit ihr sprach, von Sachen, die ihn kein Mensch gelehrt hatte, und die doch in jedem Menschen ruhen seit der Stunde, da die ersten Kinder der Natur ihr Paradies verscherzten, — verküßten.

Wie oft war nun Momm von Hause weg. Selbst zu oft für Frau Dorette, die sich wohl nicht in sein Geheimnis mischen wollte, die aber doch besorgt ward. Sein Licht war immer heruntergebrannt, er arbeitete also bis an den Morgen. Seine Wangen wurden hohl, er aß wenig, seine Kleider schlotterten um ihn. Seine Augen wurden blau umrändert und schlecht. So hieß es, er müsse eine Brille tragen.

Mürrisch, unzugänglich war er, unfreundlich gegen die Mutter. Er schloß sich stundenlang ein, und sie wagte nicht, an seine Tür zu klopfen, sie wagte kein Wort, denn seine Gegenrede war aus Trotz und Ungebärdigkeit gemischt, und Dorette ertrug so störrisches Wesen nicht. Leise ging sie um ihn herum. Sie hatte nicht den Mut und die Kraft, mit festem Griff zuzupacken, wo sie ein Übel sah. Ein Übel. Denn so poetisch sie sich noch immer die erste Liebe ihres Sohnes dachte, diese Liebe verzehrte ihn, machte ihn untüchtig. Was wurde daraus? Wohin richtete sich diese Liebe überhaupt?

War er vielleicht draußen auf Askehöved, wo Cordula Thoms zum prächtigen Mäd-

chen heranwuchs? — Aber kein Zeichen sprach dafür, daß Cordula die Erwählte sei. Er reichte ihr, da sie zum Besuche in der Stadt war, unbefangen die Hand.

Die Mutter suchte sich zu trösten: ihr Junge kam gewiß bald wieder zur Besinnung. Aber er kam in Wahrheit nicht zur Besinnung. Und er selbst mußte immer und immer grübeln. Was trieb ihn eigentlich zu der schwarzen Deern? Was wandelte sein Fühlen und Denken so gewaltig um, bis er es wundervoll fand, daß es ein Geschöpf gab, dem Klopstock und Voß gleichgültig waren und das keinen Sinn für die Schönheit der Heide besaß, die sich vor der Letzten Barmherzigkeit ausdehnte? Das einen Käfer auf die Nadel spießen und gelassen zusehen konnte, wie sich das Tier krümmte. Ja, das fand er jetzt zu seinem eigenen Erstaunen alles wundervoll. Wundervoll natürlich!

So versaß er, ein rechter Lebensknecht, zwecklos seine Nachmittage in der niedrigen Wirtsstube und redete leeres Zeug, lachte über nichts und ließ nur seine Augen immer wieder über die Gestalt des Mädchens gleiten. So saß er, wäre aber vielleicht trotz all seines Begehrens nicht näher an Sarkessa herangekommen, wenn er nicht eines Tages Douwinus bei ihr fand. Finstere Blicke tauschten die beiden. Sarkessa lachte von einem zum andern. Dies Begegnen belebte sie. Der eine am einen, der andere am andern Ende des Tisches, — Sarkessa auf ihrer Ofenbank.

„Bist Du oft hier?"

„So oft es mir paßt, mein lieber Momm."

„Du sagtest doch neulich, Du gingst nie in die Kneipe."

„Man macht manchmal eine Ausnahme."

„Aber gerade hier?"

„Warum nicht? Wenn das hier gut genug für Dich ist, — meine Wenigkeit kommt auch damit aus."

Sarkessa kicherte. Momm wurde gereizt.

„Ich weiß schon Bescheid, Du."

Douwinus sah ihn mit schiefem Kopf an.

„Gar nichts weißt Du."

Feindselige Augen. Der Tisch zitterte unter Momms Hand.

„Ich will Dir was sagen, Douw, hier ... hier hast Du nichts zu suchen."

Das grollte und drohte. Fern über dem Tannenbühl ein Donnern. Schon sieht man die ersten Wolkenzacken. Noch liegt Sonne darauf, bald werden die Zacken den Himmel verdunkeln, und der Tannenbühl wird brennen unter den Blitzen.

„Gar nichts! Verstehst Du?"

Douwinus war frech, aber feige.

„Also bitte," damit stand er auf, — „ich überlasse Dir die gesamten Herrlichkeiten." Noch streichelte er Sarkessa die Backe, dann verschwand er.

„Ist der oft hier?"

„Ach!" sagte Sarkessa wegwerfend.

„Ich will Dir was sagen, Sarkessa, wenn der herkommt, siehst Du mich heute zum letztenmal. Ich weiß, warum er kommt."

„Ach!" wiederholte Sarkessa. „Was die Herren sich einbilden." Und sie verfiel ins Keifen ihres niederen Standes. „Kann ich doch dem jungen Herren nicht verbieten, daß er hier eintritt. Kann doch jeder kommen und bestellen und sitzen, was er will und wie lange er will." Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt. „Mußt Du Dir doch nicht einbilden, daß Du unser einziger Gast bist." Sie zuckte mit der Schulter. Er bekam kein Wort mehr aus ihr heraus.

Zu der Begier die Eifersucht. Und dabei Schularbeiten. Rektor Heineking hatte seinen Kummer mit Momm. Und der Junge selbst fühlte, wie sehr er sich vernachlässigte, und schämte sich über seine Untüchtigkeit. Die Schule war ihm eine Qual, und eine Qual war es ihm, bei seiner Mutter zu sein. Ach! Er mußte immer wieder hinaus auf die Chaussee zu der elenden Schenke!

Die Letzte Barmherzigkeit wurde für ihn zur bittersten Unbarmherzigkeit. Er mußte hinaus. Fast nicht mehr so sehr, um Sarkessa zu sehen, als um die Sicherheit zu haben, daß Douw nicht da war. Dann und wann traf er ihn doch. Dann war mit Sarkessa nichts anzufangen. Hielt sie es mit dem? Mit diesem Feigling?

Er trat schroff gegen den Kameraden auf. Aber Douwinus blieb derselbe Geschmeidige, wenn auch ein wenig Spöttische. Keine Grobheit konnte ihn reizen. Wenn er Momm, der nun in der Schule dann und wann Hilfe brauchte, gefällig sein konnte, so geschah es gleich. Dann mußte Momm ihm danken. Im übrigen mied jetzt Momm das Swaneveltsche Haus, er grüßte selbst Antje nur nachlässig, und doch war Antje

— auch ein merkwürdiges Spiel! — gerade in dieser Zeit so zutunlich gegen Momm wie nie zuvor.

Hübsch war sie geworden. Ihr Gesicht war klein. Gerade, feingestrichelte Brauen saßen über den klugen, bräunlichen Augen. Die Nase wölbte sich ein wenig zu der Spitze hinab, an deren Seiten lebhafte Nüstern ausliefen. Die Lippen waren schmal, aber das Kinn hatte eine Rundung, die darauf schließen ließ, daß auch Antje nicht so kalt und nicht nur so klug war, wie man es gemeiniglich von ihr dachte.

Diese hübsche junge Dame — so mußte man sie beinahe schon nennen — neigte auf einmal gnädig das Haupt zu Momm Lebensknecht hin. Sie wußte sich Geschäfte bei seiner Mutter zu machen. Es kamen Einladungen zum Tee. Ihre Huld blieb nicht ganz ohne Wirkung, es schob sich in Momms Seele ein zweites Bild hinein: das braune Mädchen bei dem schwarzen. Aber das schwarze war mächtig und unterdrückte alles übrige.

Lauernd sah Douwinus zu, wenn Momm mit Antje sprach, und Peter Steen warnte in seiner ruhigen, bestimmten Weise: „Nimm Dich in acht, Momm. Die Sklavenräuber wissen, was sie wollen."

Momm verstand den Freund nicht, aber Peter äußerte sich nicht näher.

„Wenn Du nicht selbst aufpassen willst, — Deine Sache."

Aufpassen! Momm hatte genug aufzupassen, ob Douw in der Letzten Barmherzigkeit saß. Allmählich aber fühlte er sich auch allein in dem alten Wirtshaus unbehaglich, denn er war nie sicher, ob nicht andre Gäste kamen. Darum bat er eines Tages Sarkessa: „Ich kann hier nicht so mit Dir sprechen, wie ich will und muß. Laß uns im Wald zusammen sein. Da sollst Du ganz was Schönes von mir zu hören kriegen. Hier drücken mich die alten Balken auf den Kopf. Morgen im Wald, ja? Bei der Eiche, wo der Weg nach Askehöved abgeht."

„Wenn mein Vater zu Hause ist."

„Der ist doch Sonnabends immer zu Haus, wegen der Bauern, die aus der Stadt zurückkommen."

„Wenn der zu Haus ist," wiederholte Sarkessa sinnend. Ihre Augen suchten auf dem Boden. Sie wußte nicht, was für Schönes er ihr nun eigentlich sagen wollte.

„Ja, komm, Sarkessa!" Und seine Stimme gewann den alten freien Jungenton. Er fühlte: es gab eine Rettung für ihn, — er lechzte nach Freiheit! „Komm, Du sollst sehen, das ist herrlich im Wald. Ich erzähle Dir da draußen Geschichten, von denen Du keine Ahnung hast. Komm! Alles sollst Du lernen, lernen mußt Du, das ist doch das Ideale, und ideal wollen wir doch bleiben."

Was ideal war, konnte sie sich nicht vorstellen. Aber so verklärt stand der junge Herr vor ihr. In den Wald wollte er sie führen und ihr Geschichten erzählen. Mit warmem Blick reichte sie ihm die Hand. „Ja."

„Du kommst!"

Fröhlich eilte er davon. Das war die Lösung. Draußen im Walde, da würde das Gute in ihr siegen.

Fröhlich eilte er fort. Kaum aber hörte man seinen Schritt nicht mehr, so öffnete sich hinter dem Schanktisch die Tür, die auf den Hof führte, und Douwinus Swanevelt kam heraus. Es war praktischer, sich gleich zu verziehen, wenn Momm kam. Douw war nicht für grollenden Donner hinter dem Tannenbühl. Sarkessa stand einen Augenblick nachdenklich, dann zuckte es über ihr Gesicht. Sie stieß Douw zurück, der nach ihr griff: „Geh. Aber morgen, weißt Du . . ." Dann flüsterte sie ihm etwas zu und schob ihn zur Tür hinaus. —

Am nächsten Nachmittag. Schon wollte es dämmern. Merkwürdig: Momm strebte auf dem einen Feldweg aufwärts, der von der Schlanken Au abgeht und bis zum Walde führt. Er strebte mächtig der Eiche zu, die am Wege nach Askehöved rauscht. Und da, sechshundert Schritte entfernt, auf dem andern Feldweg, jenseits der Brücke, wer lief da? Das war . . . Wahrhaftig: das war Douwinus!

Momm sprang in großen Sätzen vorwärts, Douwinus lief ebenfalls, und atemlos standen sich die beiden spinnefeindlichen Freunde endlich am Eichbaum gegenüber. Jeder von ihnen spähte herum. Von Sarkessa keine Spur. Momm trat auf Douw zu: „Na, Du?"

Douw machte eine fragende Bewegung: „Bitte, und Du?"

„Spionierst Du hier?"

„Fällt mir gar nicht ein. Dieser Weg ist doch wohl Gemeingut!“

Momm sah ein, auf die Art kam er zu nichts. Er bezwang sich. „Aber wie kommt es denn? Wir beide hier?“

Douwinus zuckte die Achseln.

„Von selbst kommst Du doch nicht hierher, Douwinus.“

Momm ging ganz nahe an den andern heran, er wollte so gern die Wahrheit wissen. Der antwortete: „Nein, das kann ich nicht sagen, mir machen solche Partien querfeldein für gewöhnlich keinen Spaß.“

„Und also ... Du bist nicht meinetwegen ...“

Douwinus lachte. „Ja, Mensch, Du hältst Dich für sehr wichtig. Deinetwegen soll ich hier heraufsteigen?“

„Da hat sie Dich ...?“

„Natürlich.“

„Mich auch!“ rief Momm.

Douwinus lachte. Seine Seele wußte nichts von Eifersucht. Ein Brot reichte für zwei, warum sollte der eine auf den andern mißgünstig sein? Er lachte, daß er sich in den Graben setzen mußte.

Momm war blaß. Tiefernst. Hier war Verrat. Jetzt hieß es umkehren und nie wiederkommen. Jetzt hieß es, die Letzte Barmherzigkeit mit allem, was darin war, verbrennen in seinem Herzen. Dann war er frei. Dann war er Herr. Umkehren.

Er gab sich einen Ruck. Aber siehe da! Von oben, aus den dichten Eichenzweigen, kam etwas heruntergeflogen, gerade vor ihn nieder. Ein Schuh. Momm schrak zusammen. Er blickte aufwärts, da sah er Sarkessas Fuß, und weiter oben — wahrhaftig! — da lehnte sie aus den Blättern heraus. Sie blickte ihn an, daß es ihn bannte. Umkehren? — Ach, er bückte sich nach dem Schuh, bückte sich, weil Douwinus rasch aufgesprungen war und danach haschte. Sein Ehrgeiz, seine Eifersucht waren plötzlich aufgestachelt, sie übertäubten mit ihrem Schmerze den Stolz, und sie töteten alles Ehrgefühl. Ihm gehörte der Schuh.

Die beiden stürzten auf das armselige Machwerk zu. Sarkessa beugte sich tief aus den Zweigen herab, ihre Lippen waren geöffnet. Wie ein seelenloser Waldgeist schaute sie auf die beiden Jünglinge, die einander den Schuh streitig machten.

Momm gab seinem Nebenbuhler einen gewaltigen Stoß. Douwinus flog in den Graben zurück. Momm hatte den Schuh. Er hob ihn triumphierend auf. Da fuhr Douwinus von hinten auf ihn zu, umklammerte ihn und griff nach dem Schuh.

Ein Kichern aus dem Baum. Die Blätter raschelten.

Momm warf sich herum. Douwinus schwenkte mit. Momm schleuderte ihn von sich, aber Douwinus hatte den Schuh. Das durfte nicht sein. Momm stürzte sich auf ihn. Alle Muskeln gespannt, die Lippen schäumend, ächzend und stöhnend vor Wut. Douwinus wich rückwärts. Aber Momm sah nichts mehr, hörte nichts mehr; er fühlte bloß seinen Körper voll von übermäßigem Drang, sich zu befreien, sein eigenes Leid mit Schlägen in einen andern hineinzutreiben.

Wild hatte er Douwinus angefaßt. Er preßte ihm die Brust zusammen. Douwinus rief noch: „Laß doch, Mensch. Wahnsinnig bist Du. Hier hast Du ...“

Einerlei, der Sturm war im Brausen, den hielt kein Flehen auf. Eisern preßte Momm die Schultern des Gegners. Der konnte nur eben atmen und hielt den Kopf weit in den Nacken. Aber Momm glühte ihn an, als ob er Feuer schnob. Dann fiel Douwinus rücklings in den Sand. Momm auf ihn, mit seinen Schlägen tosend und rasend. Den Schuh ihm entrissen! — und dann stand er keuchend bei dem Nebenbuhler, der sich mühsam mit zerfetzter Jacke erhob.

Douwinus weinte, ohne es zu wissen. Er zog die Luft krampfhaft ein, kam erst allmählich zur Besinnung und schlich sich, Momm immer anstierend, bis zu der Wegesecke, die vom Gebüsch verdeckt wurde. Da schüttelte er drohend die Faust und fegte, von Angst gepeitscht, von dannen.

Momm hatte das Schlachtfeld gewonnen. Den Schuh hielt er gegen die Brust. Nun wurde es auch in ihm klarer. Er fühlte das plumpe Lederzeug in seiner Hand, und urplötzlich übermannte ihn ein Zorn. Um die da, um die schwarze Deern da oben, hatte er sich hier geprügelt wie ein Sextaner! Er, der stolz sein wollte, der das Mädchen verachten wollte, weil sie ihr Spiel mit ihm trieb, weil sie sich zwei hierher bestellte, um ihren Spaß zu haben. Und dem Frauenzimmer hatte er sein Hei-

ligstes, seine Liebe geschenkt! Schmach und Schande! Sie sollte zum Teufel gehen! Er nahm den Schuh und schleuderte ihn empor, wo er Sarkessas Gesicht in dem Laube sah.

Ein furchtbarer Schrei. Wie der Raubvogel von der Kugel getroffen, so schoß Sarkessa von der Höhe herab und blieb einen Augenblick wie tot liegen.

Momm erstarrte. Aber der Raubvogel war nicht tot. Hui! hatte sie sich aufgerafft. Momm an den Hals, ihn gewürgt, daß er nicht ein Stöhnen von sich geben konnte. Jetzt ... jetzt wurde alles rot und wirr vor seinen Augen, jetzt sank er ...

Da kam eine übermenschliche Kraft in seine Glieder. Er schlug die Pranken in ihr schwarzes Haar hinein und zerrte. Sie biß. Er ließ nicht los. Er riß sie, daß ihr die Tränen über das Gesicht liefen, und ihre Hände lösten sich endlich von seiner Kehle. Sie tastete in der Luft herum, und in urschneller Wandlung fing sie nun an zu flehen: „Bitte, bitte!"

Er hörte sie nicht. Er riß.

„Bitte! Bitte!"

Und in all den Schmerzen, die sie litt, gewann ihr Antlitz etwas unendlich Rührendes, unendlich Zärtliches, und ihre Hände, die ihm so wehgetan hatten, kamen an sein Gesicht heran, nicht um ihn zu würgen, nein, um ihm wohlzutun, ihn zu streicheln.

Da duldete es sein ritterlicher Sinn nicht mehr, das Weib zu quälen. Er entwirrte die Finger aus dem krausen Haar, und dann, wieder in jäher Wandlung, stürzte ihm Sarkessa heiß inbrünstig an die Brust, und ihre Lippen ruhten nicht, bis sie die seinen gefunden hatten.

Und all sein Stolz schwand dahin, seine Verachtung war geflohen. Sein Wille war gelähmt. Er ließ sich küssen, und er lernte es selbst, was es heißt: küssen, bis die Sinne vergehen.

⌘ ⌘ ⌘

„Momm, wenn Du jetzt nicht bald vernünftig wirst."

„Was denn?"

„Ach, Du bist ja ..." Peter Steen fand gar keine Worte. „Merkst Du das denn nicht? Douwinus geht überall herum und verklatscht Dich."

„Weshalb?" Momm bleckte die Zähne. Jetzt galt es zu leugnen und nichts zu verraten, dann kam auch nichts heraus.

Peter Steen fuhr fort: „Daß Du jeden Abend draußen in der Letzten Barmherzigkeit bist und mit der Leiter übersteigst, hinten über die Mauer, und die Deern..."

„Ach, das ist alles Lüge."

„Denn krieg' Dir Douwinus mal vor."

„Laß ihn doch."

„Momm, mir brauchst Du nichts vorzuheucheln. Es stimmt. Und wenn Du nicht bald ein Ende machst, dann sag' ich es Deiner Mutter."

„Du!"

„Das tu' ich, verlaß Dich drauf."

„Selbst Klatscher."

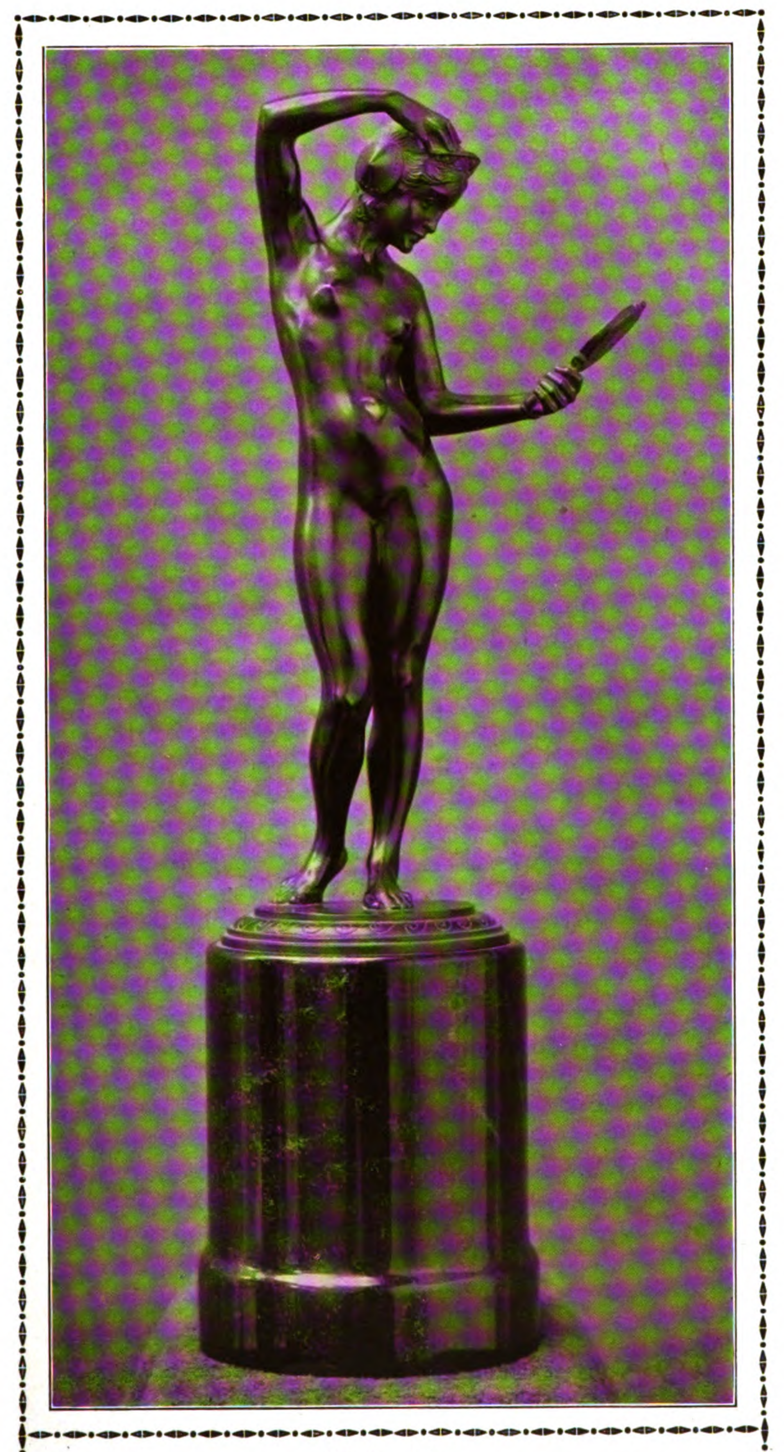
„Nee, Momm, ich bin Dein Freund. Und daß Du das graue Elend von der Geschichte kriegst, das kannst Du Dir selbst ausrechnen. Momm, Momm, wohin soll das führen? Willst Du die vielleicht später heiraten? Ich sage Dir, schneid' den Faden ab, ehe es zu spät wird."

Aber der treue Peter Steen konnte reden, soviel er wollte, er drang nicht bis an Momms Herz, denn das war arg verstockt.

„Dummer Kerl, dieser Momm," murmelte Peter Steen vor sich hin. Aber er wachte. Er sah, wie Momm aus dem Roten Tor schlich. Peter folgte ihm. Wahrhaftig, hinter der Mauer des alten Gehöfts erschien eine Leiter. Momm hinüber. So war es. Und die ganze Stadt wußte Bescheid. Und von wem? Doch bloß von Douwinus und auch von Antje, denn die verstanden es beide, kleine Gerüchte hie und da einzupflanzen, daß große Bäume daraus wurden.

Zuletzt merkte Momm selber: es war nicht geheuer um ihn. Wie eilig hatte es Tante Malchen, daß nur Gesa aus dem Zimmer kam, wenn Momm erschien, und sie, die sonst so mancherlei Gutes für Momm wußte, saß nun steif da und erkundigte sich nur noch nach dem Allernotwendigsten.

Sollte Monsieur Ritter auch was wissen? Der grüßte so obenhin und hatte doch früher den Hut tief gezogen. Sogar Joost setzte eine Miene auf, die nicht nach Unterhaltsamkeit aussah. Momm kam nicht mehr zu ihm ins Rote Tor. Weiter und weiter mußte das Gerücht seine Kreise ziehen, immer unsicherer wurde Momm, aber was



Aphrodite.

Bronze von Adolf Daumiller.

ihn hinauszog zur Letzten Barmherzigkeit, war noch immer zu stark.

Da zeichneten seine Mitschüler in einer Pause ein großes M und darüber ein S an die Wandtafel und umschlangen beide Buchstaben mit einem durchstochenen, reichlich blutenden Herzen. Momm tat, als verstünde er nichts. Douwinus war immer gleichmäßig freundlich und gefällig. Peter Steen saß dem Freunde auf den Hacken.

„Sieh Dich vor, Momm."

Momm wollte sich nicht vorsehen.

Einen Schuh zeichneten die Kameraden an die Wandtafel und lachten dabei nach Momm hin. Momm merkte nichts. Einige Lehrer behandelten ihn strenge, und doch arbeitete er jetzt wie nie zuvor, und sein Wille zwang das Pensum, er war und blieb unbesiegbar der Erste in Prima.

„Mach' ein Ende," bat Peter Steen.

Ja, erst ein Ende machen können. Er konnte nicht. Douwinus kam nicht mehr in die Letzte Barmherzigkeit, Momm war der Herr da draußen. Aber das Gerücht wucherte und wucherte, und zuletzt wurde Peter Steen das Herz zu schwer. Da tat der brave Junge seine Freundespflicht, von der er freilich wußte, daß Momm sie ihm nicht danken würde. Er ging zu Momms Mutter. „Ein saures Stück Arbeit ist es für mich, Frau Amtsrätin; aber es wissen ja alle, und wenn es Ihnen sonst keiner sagt, denn muß ich ..."

„Was denn, Peter?"

Peter druckste auf dem Stuhl herum: „Mit Momm ... von der Letzten Barmherzigkeit ... da ist nämlich eine ..." — Frau Amtsrätin paßte auf. Jetzt kam also, ohne daß sie es wollte, die volle Lösung des Geheimnisses. — „Er ist immer da, Frau Amtsrätin. Und sie macht ihn einfach verrückt."

Dorette faltete ängstlich die Hände.

„Hätte ich das gewußt ..."

„Haben Sie das denn nicht geahnt?" Peter Steen sah mißtrauisch aus. Eine Mutter sollte das gar nicht ahnen?

„Ja," stotterte die Amtsrätin. Sie wurde rot. Ein Schuldbewußtsein drückte sie. „Aber doch nicht ..."

„Wenn da ein Unglück geschähe, Frau Amtsrätin ... Wenn Herr Rektor es erfährt ... In der Schule ist es schon herum."

„Mein Gott, wie kann er sich denn bloß so wegwerfen?"

Das wußte Peter Steen nicht. „Seien Sie mir nicht böse, ich mein' es gut mit Momm."

„Vielen Dank, Peter."

Als Momm kam, sprach die Mutter mit ihm, zaghaft, nur leise andeutend, bittend, ganz allmählich erst zu Vorwürfen übergehend. Es war zu spät.

„Geht Euch alle nichts an!" Momm schlug die Tür hinter sich zu.

Da weinte Frau Dorette die bittersten Tränen, denn sie sah, daß durch ihre eigene Schuld, ihre Lust am Geheimnis, durch ihren Hang zum Poetischen, das Band zwischen ihr und ihrem Sohne zerrissen war. Sie suchte nach Hilfe, und ihr Herz erinnerte sich auf einmal mit alter Wärme des Apothekers. Er war der einzige, der sie verstand, — ach! er tröstete sie so schön, wenn sie Kummer hatte. Was war nur zwischen sie und den Monsieur Ritter getreten, daß sie ihn so lange nicht gesprochen hatte? Nun, da war kein Zwist, nicht einmal eine rechte Verstimmung gewesen — sie waren nur so langsam leise auseinander geglitten, weil Frau Dorette ganz ihrem Jungen leben wollte. Ihrem Jungen! Ja, der hatte ihr die Liebe schlecht gelohnt. Um seinetwillen brauchte sie sich wahrhaftig nicht von dem liebenswürdigen Manne zurückzuhalten. Wer anders wußte einen guten Rat für sie?

Als Dorette die Apotheke verließ, hatte sie heiße Wangen. Und dies Blühen und Glühen — kam das nur daher, daß sie so beweglich von den Gefahren gesprochen hatte, die ihrem Jungen drohten? Oder rührte es auch ein wenig von dem milden, herzlichen Trost her, den Monsieur Ritter ihr gespendet hatte? Wenigstens waren sie beide, die hübsche kleine Frau und der stattliche Mann, von dieser Stunde an innigere Freunde als je zuvor.

Ritter wagte es sogar, sich Momm zu nähern und ihm einen väterlichen Ratschlag zu geben. Momm fuhr ihn an. Er ging freilich aus Scham vor seiner Mutter in dieser Zeit nicht mehr nach der Letzten Barmherzigkeit hinaus, aber voller Gram und Groll hockte er auf seiner Stube, ein Knecht all seiner Leidenschaften.

Peter Steen warf er das Wort „Feind-

schaft" zu und grüßte ihn nicht mehr. Mit Douwinus aber sprach er aus Trotz, und vor Antje machte er seinen tiefsten Diener.

Zuletzt, — kein Mensch wußte, wie es gekommen war, aber Peter Steen schwor Stein und Bein, daß Douwinus alles eingefädelt hatte, — zuletzt hörte auch Rickerts, was von Sarkessa und dem jungen Stadtherrn erzählt wurde. Nun konnte er bald sein Bündel schnüren und aus der Letzten Barmherzigkeit hinausziehen, denn, so hieß es, der Bürgermeister wollte ihn aus dem Stadtgebiet verweisen, weil er solchen Unfug duldete.

Da, in der Angst um sein bißchen Obdach, griff der rohe Mensch zum Knotenstock und schlug das Mädchen, bis es zusammenbrach. Und dann wachte neben der Roheit die Tücke in ihm auf. Er wollte sich rächen an dem, der ihn in die Gefahr brachte, die sichere Brotstelle einzubüßen.

So lauerte er an der Mauer des Gehöftes manchen Nachmittag, aber es wollte ihm nicht glücken, was er vorhatte. Endlich doch. Momm kam, stieg über die Mauer, und dann zog Rickerts die Leiter weg. Gefangen!

Rickerts faßte seinen Stock, seine kleinen Augen weiteten sich furchtbar. Er schlich ums Haus durch die Tür und stand vor den beiden, breit, höhnisch lachend. Sarkessa schrie auf und wollte fliehen, aber sie stolperte am Schanktisch. Rickerts hinter ihr her. Ein schrecklicher Schlag fiel auf den Rücken des Mädchens.

Da warf sich Momm zwischen die beiden und rang mit dem riesigen Mann. Vergeblich. Der Arm mit dem Stock schwang hoch durch die Luft, und dröhnend sauste das Holz auf Momms Kopf hernieder, daß er taumelte, während Sarkessa wimmernd am Boden lag.

Rickerts stieß den schwer Getroffenen vorwärts, immer ohne ein Wort, nur keuchend und mit seinem kurzen, entsetzlichen Lachen. Hinaus mit ihm! Und Momm rollte bewußtlos auf die Chaussee.

⌘ ⌘ ⌘

Alles war ruchbar geworden. Rickerts saß im Gefangenenhaus. Der Rektor erfuhr die Sache von Amts wegen. Momm kam vor die Konferenz.

Dorette tat einen Kniefall vor dem gestrengen Herrn. Malchen Gydesen, so sehr Momm ihre Liebe verscherzt hatte, bat für ihn bei den andern Lehrern. Es gab keine Rettung mehr.

„Ich bin sein Rektor, und ich bin sein Vormund. Als Rektor strenge, als Vormund zur Milde geneigt, aber kennen Sie nicht die Geschichte jenes Römers, der sogar seinen eigenen Sohn opferte?"

Ein ängstliches Raunen ging durch alle Klassen. Die Schüler blickten scheu auf Momm und flüsterten nur, wenn sie an ihm vorübergingen. Momm war starr. Er aß kaum, er ließ sich kaum vor seiner Mutter blicken. Er verhärtete sein Herz gegen alles und alle, denn nur so konnte er überleben, was ihm bevorstand. Wurde er jetzt weich, so sank er tot hin. Daher sein Trotz. Nicht aus Schlechtigkeit, nein, aus Notwehr. Er sah nicht in die verweinten Augen seiner Mutter, er blickte seine Kameraden nicht an. Finster, verschlossen brachte er die Tage hin. Vor den Rektor wurde er gefordert.

„Es ist das tief Bedauerliche geschehen, daß Du, einer unserer besten Schüler, in Unreinheit gesunken bist. Jene Frauensperson da . . ."

„Nein," sagte Momm. Er leugnete alles.

„Sie hat es selbst eingestanden," betonte der Rektor.

„Nein." — Momm wühlte sich in seinen Lügentrotz hinein, all den Beweisen gegenüber, die man ihm für sein Tun vorlegte.

„Das Zeugnis Deiner Mitschüler, Momm." Der Rektor hob warnend den Finger. „Momm Lebensknecht, denk an Deinen Vater."

Momms Vergehen lag offen zutage, er mochte leugnen, so viel er wollte. Der Sonnabend brach heran. Als die Schule des Mittags aus war, versammelten sich die Lehrer im Konferenzzimmer. Momm blieb in einer dunklen Ecke seiner Klasse allein. Peter hatte ihm die Hand drücken wollen. Momm sah sie nicht. Douwinus schlich aalglatt zur Tür hinaus.

Unten bei der Frau Rektorin — das Wohnzimmer lag gerade unter der Prima — da saß Momms Mutter und jammerte so laut, daß ihr Sohn es hören konnte. Hart bleiben, trotzdem. Das war das einzige, was ihn vor dem völligen Zusammen-

bruch bewahren konnte. Der Pedell holte ihn.

Die Lehrer saßen alle um den großen grünen Tisch. Momm sah sie merkwürdig genau, als ob er sie durch ein scharfes Fernrohr erblickte. Er beobachtete die Haltung eines jeden. Jule, der Religionslehrer, hatte sich vornübergebeugt und hielt die Hände zwischen den Knien gefaltet; der alte Schnack, bei dem sie Geschichte und Geographie hatten, betrachtete den jungen Menschen mitleidig. Einer von den Lehrern spielte mit dem Federhalter, der andere hatte sich ganz abgewandt, um das Jammerbild des Angeklagten nicht zu sehen. Und oben am Tisch, das schwarze Käppchen auf dem silbernen Haar, präsidierte der Rektor, das brave, gerade Gesicht voll zu Momm hinwendend, bei aller Strenge und Gerechtigkeit mit einer Güte im Antlitz, die Momm für einen Augenblick schwankend machte. Er lehnte sich gegen den Türpfosten. Da verging die Schwäche. Starr bleiben! Kalt!

Der Rektor begann: „Momm Lebensknecht, wir wollen Dich nur noch einmal fragen; willst Du Dein Vergehen bekennen? Es ist nichts so schlimm, daß man nicht irgendwo einen Punkt fände, von dem aus es zu verstehen, wenn auch nicht ohne weiteres zu verzeihen wäre. Aber die Grundbedingung für Sühne und Verständnis ist die Reue.

„Wir wollen nicht von neuem auseinandersetzen, was uns leider über Dein Leben kundgeworden ist. Wir wollen nicht mit peinlichen Fragen in Dich dringen, wir wollen es Dir ersparen, Dich zu beschämen. Deine Strafe wirst Du erhalten, Du kannst sie aber mildern. Momm, Dein vortrefflicher Vater hat sich nie im Leben etwas zuschulden kommen lassen. Die Lüge war ihm das Häßlichste von der Welt, und unten, Momm Lebensknecht, hier im Hause, sitzt Deine arme Mutter und ringt die Hände über ihren Sohn, der ihr so bitteres Leid antut. Momm, willst Du eingestehen, wessen man Dich beschuldigt?"

Jetzt hatten sie alle ihre Augen auf Momm gerichtet. Den aber kostete es gar keine Mühe, verstockt zu bleiben. Was ging es die alle an, was er erlebt hatte? Heilig war ihm die Glut gewesen, die ihn zu Sarkessa gezogen hatte. — Jetzt sollte er sie eingestehen, sollte sie brandmarken lassen? — Nein! Wunderbar leicht kam es ihm über die Lippen: „Nein".

Der Rektor schüttelte den Kopf und seufzte. Die Lehrer nahmen ihre frühere Stellung wieder ein. Der Rektor winkte. Der Pedell führte Momm abermals in die Klasse. Nach zehn Minuten indessen wurde er von neuem ins Konferenzzimmer geholt. Jetzt kam der feierliche Augenblick des Urteilsspruchs.

Rektor Heineking erhob sich. Er nahm sein Käppchen ab. Seine Hand hielt ein Blatt Papier, darauf stand der Konferenzbeschluß. Die Hand zitterte dem alten Herrn, und seine Stimme zitterte erst auch, wurde dann aber sicher und sicherer, als er sprach: „Momm Lebensknecht, in tiefe Betrübnis hast Du Deine liebe Mutter, mich als Deinen Vormund und Rektor, die Freunde Deiner Jugend, Deine Lehrer und Deine Kameraden gestürzt. Das Andenken Deines Vaters hast Du geschändet. Aufsässig geworden bist Du wider alle gute Sitte und Wohlerzogenheit, die wir Dich gelehrt haben. Aller Disziplin hast Du Hohn gesprochen, bist in Frevel und ins Gemeine gesunken. Aber noch ärger: zu der Untat hast Du die Lüge gefügt, und alle Milde dadurch in uns, Deinen Lehrern und heute Deinen Richtern, erstickt.

„Wir können Dich nicht mehr dulden in der Gemeinschaft der reinen Herzen, die uns anvertraut sind. Wir schneiden Dich aus, wie ein faules Stück aus der Frucht, daß nicht das Gesunde mit krank werde.

„So ist es einstimmig beschlossen worden: Du bist von der Schule verwiesen. Geh!"

⌘ ⌘ ⌘

„Das ist recht," sagte Malchen Gydesen, „liebe, kleine Dörte," und sie streckte der Amtsrätin, die ganz in Schwarz gekleidet war, beide Hände entgegen, — „recht, daß Du mal zu mir kommst. Ich wollte Dich schon immer aufsuchen, aber die sind rein doll auf meine Klavierstunden jetzt. Ach, Gesa . . ." Das Mädchen saß still, gesenkten Hauptes am Fenster und nähte. Fein gerundet war die Bewegung, mit der sie die Nadel von der Seide aufwärts führte . . . „Du kannst in den Garten gehen und die Steige harken, da liegen welke Blätter, und das ist für mich, als wenn ich Krümel auf dem Tisch liegen sehe. Be-

wegung tut Dir gut." Gesa legte ihr Nähzeug beiseite und ging leise hinaus.

„Also," begann Malchen wieder, „jetzt wollen wir uns erst einen Schluck Kaffee einschenken. So. Nein, Dörtchen, was man alles erlebt! Nein! Wie Momm nur ..."

Dorette bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

„Nimm es mir nicht übel," fuhr die Mademoiselle fort, „aber das hätte ich nicht von ihm gedacht. Wenn Dein seliger Mann ..."

Da hielt Frau Dorette plötzlich mit Weinen inne und riß die Hände vom Gesicht. „Laß doch endlich meinen Mann! Der ist ja tot."

„Besser aufgepaßt hätte er am Ende, und mit väterlicher Gewalt, liebes Dörtchen, wäre das Böse in Momm wohl zu unterdrücken gewesen."

„Das Böse?!" Helläugig sah Dorette drein. „Ihr begreift meinen Jungen nicht. Vor den alten Pedanten wollte er nichts eingestehen. Aber da hab' ich ihn geküßt, und da wurde er weich und beichtete mir alles. Es ist eine Schande, daß sie ihn von der Schule gejagt haben um solche Kleinigkeit."

„Na, hör' mal, sich mit so einer Person abzugeben ..."

„Abgeben! Mein Junge hat mir geschworen: das Mädchen ist ihm heilig gewesen, und mein Junge schwört nicht falsch an meinem Herzen."

Malchen Gydesen sah bedenklich drein. „Ja, Dörte, über die Mauer ist er doch geklettert."

„Nun, — und?"

„Ich finde es ja nun gerade nicht in der Ordnung. Gewöhnlich verkehren junge Herren und junge Mädchen nicht per Mauer miteinander."

„Wenn es in Gedichten oder Romanen steht, daß sich die Jünglinge über die Mauer schwingen zu einem Mädchen im Mondenschein, das lest Ihr gerne. Aber wenn mein armer Junge diese Poesie in die Wirklichkeit umsetzt, dann steht Ihr und ringt die Hände und tut ihn aus Eurer verehrten Gemeinschaft. Ihr könnt Euch keine Liebe vorstellen, die nicht mit einer Heirat endet."

„Jedenfalls ist das das Solide und Gesunde."

„Ja," gab Dörtchen zu, „solide und gesund, das ist mein Momm in den letzten Monaten freilich nicht gewesen. Nun sitzt der arme Kerl zu Hause und ist nicht auf die Straße zu bringen."

„Also bereut er?"

„Ja, daß er mir soviel Kummer gemacht hat. Er schämt sich, daß man überhaupt weiß, wie es in ihm ausgesehen hat, und es schmerzt ihn am meisten, daß er in den Wissenschaften zurückkommt. Was wird aus ihm?"

„Hast Du mit dem Rektor gesprochen?"

„Zu dem geh' ich nicht, und neulich, als er kam, war ich nicht für ihn zu Hause."

„Aber eine Mutter braucht Beistand."

„Den find' ich auch sonst. Herr Ritter will nach Flensburg reisen und bitten, daß sie Momm dort auf die Lateinische Schule nehmen."

„Ganz gut, Dörtchen, aber ich rate Dir, verlaß Dich nicht allein auf Monsieur Ritter, — verdirb es nicht mit unserem lieben Rektor."

Da machte Frau Dorette ein trotziges Gesicht und nahm kühlen Abschied. —

Momm saß daheim, die Stirn in die Hände gestützt, ein Buch vor sich. Es war ihm schier einerlei, ob es recht oder verkehrt lag, er las doch nicht darin. Nach all den Aufregungen war seine Seele schlaff geworden, er wollte nur keine Menschen sehen. Und die vertrocknete Rose war längst verbrannt.

Wunderbar genug! Das Vergangene war ihm wie ein Traum. Oft konnte er es sich gar nicht mehr recht denken, daß er wirklich über die Mauer der Letzten Barmherzigkeit geklettert war und in einem wildwüsten Garten zu einem Mädchen, das ihn doch nicht verstand, von Himmel und Sternen geschwärmt hatte.

Liebte er das Mädchen noch? — Nein. Er fühlte, daß er sich aus dem Feuerdrang, nur etwas zu umarmen, in diese Leidenschaft so lange hineingebohrt hatte, bis er gefangen saß. Die Erlösung war furchtbar, aber es war eine Erlösung. Sarkessa war ihm gleichgültig wie alles andere. Nur keine Menschen sehen.

Der einzige, der sich nicht abweisen ließ, war Peter Steen. Der brachte ihm die Arbeiten, die sie in der Schule aufbekommen hatten, aber Momm war zu träge, zu

leer in sich, um tüchtig mitzulernen. Douwinus machte nicht einmal den Versuch, zu Momm zu gelangen, und Momm war ihm nicht böse. Er ahnte wohl, daß Douwinus an seinem Fall mit Schuld hatte, aber wie weit die Schuld ging, das wollte er gar nicht erfahren. Douwinus war ein so seltsamer und fremder Mensch, — der handelte anders als die Vordesbyer.

Öde und scheu, so verbrachte Momm seine Tage. Auch seine Mutter mit all ihrer Zärtlichkeit belebte ihn nicht.

Rektor Heineking erreichte es schließlich, daß er die Amtsrätin sprach. Sie war freilich eiseskühl, und Momm lehnte an der Tür mit dem Gesicht des Sträflings, der jegliches Geschick über sich ergehen läßt, oder der eigentlich gar kein Geschick mehr für sich erwartet.

„Es muß doch etwas getan werden für den jungen Menschen. Es muß doch vorwärts gehen," das war die stete Rede des Rektors.

Boëthius Heineking wußte — nicht aus dem eigenen Leben, wohl aber aus seinen Büchern —, daß die Versuchung ein mächtiges Ding war, dem besonders der junge Geist leicht unterlag. So galt es, Momm nun doch noch zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber Frau Dorette war stolz.

„O, er wird nicht zu den Unnützen gehören."

Ihre blinde Mutterliebe bestrafte den Rektor gern für seine Treue und Pflichterfüllung. Sie wäre indes wohl kaum so mutig gewesen, ihm alle Pläne vorzuenthalten, die sie für Momm im Herzen erwog, wenn ihr nicht Monsieur Ritter mit seiner großen, weichen Beredsamkeit allen Beistand, den sie brauchte, anbot. Der Apotheker fühlte seine Zeit gekommen. Jetzt war Momms Widerstand leicht zu beseitigen.

Momm wehrte sich noch gegen Ritter. Der gebrauchte immer kriecherische Worte. Er hatte wasserblaue Augen, eine stumpfe, breite Nase, und die starken Lippen schimmerten tiefrot durch den blonden Bart. Den streichelte er gern mit der rechten Hand, denn am Zeigefinger saß ein dicker, mit einem Opal geschmückter Ring. All das mißfiel Momm. Wenn der geschmeidige Mann, sich tief verbeugend, in die Tür trat, so wurde Momm steif. Zuerst war er überhaupt schnell aus dem Zimmer gewichen, aber die Menschenscheu sank doch nach und nach ab, und er hörte jetzt wenigstens zu, wenn sein künftiges Schicksal erwogen wurde. Für Ritter war damit schon allerhand gewonnen.

„Momm denkt," klagte Dorette, „alle Menschen halten ihn für schlecht."

Da verstand es Monsieur Ritter, sich einen weißen Fuß bei Momm zu machen.

„Ich kann aus eigenster Erfahrung versichern, hochverehrteste Freundin: dem ist nicht so. Es herrscht vielmehr, — ich habe Gelegenheit, das zu hören, — eine ... ich darf sagen, eine große und gerechte Empörung in der Stadt, daß die Herren Lehrer — denen ich natürlich auch nicht im geringsten einen Vorwurf machen möchte — in diesem Falle eben doch wenig Verständnis für einen so ideal gesonnenen Jüngling, wie Ihr Herr Sohn ist, gezeigt haben."

Die Worte waren an Frau Dorette gerichtet, aber Ritter wußte genau, wie sie auf Momm wirkten. Der ideal gesonnene Jüngling vernahm gern die Meinung des Volkes, und weil sie ihm lieb war, wurde er auch dem Herold, durch dessen volltönige, milde Stimme sie ihm kund ward, mehr zugetan als früher.

„Nicht an die Luft geht der Herr Sohn?" fragte Ritter weiter. Seine glatte Stirn machte Anstrengungen, sich zu kräuseln, als sänne er verzweifelt darüber nach, wie diesem Mangel abzuhelfen sei. Dann schwang er die Hand mit dem Siegelring. „Wenn ich vorschlagen dürfte . . ." und er ließ seine Augen vor Opferfreudigkeit strahlen, „... ich würde gern jeden Abend mit dem Herrn Sohn ein Stündchen spazieren gehen."

Momm schüttelte heftig den Kopf. Aber seine Mutter bat: „Ach, Momm, ja!"

Der Ausländer war Momm nicht mehr ganz unsympathisch, und die Bitte konnte er seiner Mutter gerade jetzt nicht abschlagen. So machte er ein paar Abende später seinen ersten Ausgang an der Seite des Apothekers. Die ungewohnte frische Luft drang ihm bis ins Herz und erregte ihn.

Monsieur Ritter wußte zu erzählen. Ganz Deutschland kannte er. In Rußland war er auch gewesen, und dort oben in

Petersburg hatte er eine Dame kennen gelernt von russischem Adel.

„Eine schöne, geistvolle Dame, und ich darf sagen, es gelang mir, ihre Zuneigung zu erwerben, und sie wurde meine Gemahlin. Allerdings sehr gegen den Willen der Familie. Wir zogen nach Dresden, und meine Frau schenkte mir einen Knaben."

Momm war ein bißchen bedrückt von dem Vertrauen, aber es dünkte ihn doch etwas Bedeutendes, daß Ritter sich rückhaltlos zu ihm aussprach. Das stimmte ihn noch besser gegen den Apotheker, der nun weiter berichtete: „Es war erst eine sehr glückliche Ehe, nachher aber ... es sind nämlich eigentümliche Frauen, diese Russinnen."

„Das glaub' ich," sagte Momm aus ehrlichster Überzeugung. Er hatte nie eine Russin gesehen, aber daß die noch halb wild waren, stand für ihn fest.

„Es war dann so ..." Monsieur Ritter zögerte, „... die Apotheke, die ich dort hatte, ging nicht besonders, und die Verwandten taten meiner Frau das gebrannte Herzleid an. So hat sie am Ende gar nicht viel Schuld, aber ... unser Zusammenleben mußte leider aufhören ... wir sind geschieden."

Momm staunte. Was für Schicksale gab es doch! Sein eigenes Erlebnis kam ihm dagegen klein vor. Wie mußte das mächtig sein: eine Russin heiraten und dann von ihr geschieden werden. In diesem Augenblick gewann Apotheker Ritter Momms Achtung. Und er, Momm Lebensknecht, ging hier und war Mitwisser solcher großen Sache.

„Ich habe, das war ja selbstverständlich, die Schuld auf mich genommen, und das Kind ist ihr zugesprochen worden. Eine Tante von ihr, — es ist eine Fürstin Malakoff, die einzige, die nicht mit ihr gebrochen hat, — gibt ihr zum Leben, denn was könnte ich tun, nicht wahr? Und dann teilte mir ein Freund mit, hier wäre die Löwen-Apotheke frei. Mein Gott, ich war verzweifelt, und so habe ich mich hier festgesetzt. Aber ich tue mein mögliches für meinen Sohn. Der ist just so groß wie Sie. Natürlich Kadett. Ich weiß, daß ich hier nicht am rechten Platz bin. Ich müßte in größere Kreise, aber es fehlen mir die Mittel, und schließlich: die Ruhe fesselt mich hier auch, und dann noch mancherlei, worüber ich vielleicht später spreche."

Die abendlichen Spaziergänge wiederholten sich. Momm mußte das Vertrauen, das Ritter ihm aufzwang, erwidern, denn er war zu vornehm, um etwas zu nehmen, ohne den gleichen Wert dafür zu geben. So kam zwischen den beiden, zumal da Ritter sich bemühte, jeden Altersunterschied zu vertuschen, so etwas wie eine Freundschaft zustande.

Allmählich ließ sich dann Momm auch bei Tage auf der Straße sehen. Und da es ihm an Beschäftigung fehlte, so half er im Hinterzimmer der Apotheke, und es deuchte ihm beinahe am gemütlichsten, wenn er einfach Apotheker würde. Alle diese Dinge messen, mischen, kochen zu dürfen, — das mußte ganz vergnüglich sein.

Eines Mittags aber — um diese Zeit kam sonst fast niemand in die Apotheke — bat ihn Ritter, er möchte für einen Augenblick hinter dem Ladentisch aufpassen. Der Lehrling war mit einer Medizin fortgeschickt. Momm stand preislich an der Theke und wünschte nur, es sollte ein Kind oder eine alte Frau kommen und Nervensalbe — das war grüngefärbtes Schmalz — holen oder ein Rezept bringen. Wie würdevoll wollte er sich dann benehmen, wie ganz anders, als der richtige Lehrling.

Da klinkte die Tür, und — Antje Swanevelt trat ein. Momm wurde über und über rot und wollte sich hinter dem Aufbau in der Mitte der Theke verbergen, aber es ging nicht mehr. Antje hatte ihn gesehen, kam lächelnd näher und holte ein Fläschchen aus dem Pompadour.

„Bitte, das voll Makassaröl."

Momm, tödlich verlegen, rieb das Glas mit der Hand. „Ja, wenn Du warten willst? Herr Ritter muß gleich wiederkommen."

„So? Ich dachte schon, Du seist hier in der Lehre." —

Von dieser Stunde an half Momm nicht mehr in der Apotheke. Und er bekam Angst. Er arbeitete ja nicht. Die andern kamen ihm voraus. Seine Tatkraft erwachte wieder. „Was soll denn nun mit mir werden?" fragte er sich.

Er überwand sogar den Zorn seiner Mutter gegen den Rektor. Sie mußte mit ihm zu Heineking, und Momm, — denn

es war nützlich, sein Unrecht einzusehen, — bat den Vormund um Verzeihung für sein Leugnen. Da war der gute Boëthius versöhnt.

Momm wurde rastlos. Überall ging er hin. Zu Peter Steen und selbst zu Douwinus. Er wollte ihnen zeigen, daß er nicht mehr am Boden lag. Und allmählich bildete sich so ein Komitee für die Begründung seiner Zukunft. Es bestand aus Boëthius Heineking und seiner Frau, Malchen Gydesen, Apotheker Ritter und sämtlichen anderen Vordesbyern. Das Komitee tagte nie zusammen, denn selbst der Tanzsaal oben im Domkrug wäre nicht groß genug gewesen, alle Mitglieder aufzunehmen, aber jeder Teil war sozusagen ein selbständiges Unterkomitee, und was im einzelnen beraten wurde, das faßte man endlich zu Momms Bestem in einen gemeinsamen Ratschluß zusammen: Momm mußte schnell auf die Flensburger Gelehrtenschule und da sein Examen machen.

Da machte sich Apotheker Ritter mit einem Sendschreiben des Vordesbyer Rektors an den befreundeten Kollegen der Ostseestadt auf und fuhr gen Flensburg. Leicht war es für den Gesandten dort nicht, Momms Aufnahme in die Schule zu erreichen, denn der Flensburger Rektor hatte Bedenken gegen ein sittlich nicht ganz einwandfreies Element. Aber Boëthius Heinekings Schreiben war in einer Stunde verfaßt, wo der Vormund und Vatersfreund mehr zu sagen wußte, als der Schulmann, und Ritters gewandte Zunge tat das übrige. So konnte der Abgesandte mit der frohen Botschaft heimkehren: „Ja. Aufgenommen."

Momm jauchzte. Vorwärts! Alle Kräfte hatte er angesammelt. Jetzt sie gebrauchen!

Nur fort, bald fort, daß er seinen Geist wieder üben und anstrengen durfte, daß er den andern da in Flensburg zeigen konnte: nun kam einer, der wollte, wußte und konnte mehr als sie alle. Fort!

Bevorzugt erschien er sich vor den Kameraden, die alle ihre Schuljahre in Vordesby verbringen mußten. Vorwärts, nach Flensburg! Weg mit den Erinnerungen, die ihn hier noch immer lähmten! Weg, weit weg von der Letzten Barmherzigkeit! Lustig sang er im Hause herum.

Apotheker Ritter ordnete alles. Momm sollte in Flensburg auf dem Holm wohnen, bei Kaufmann Hinrichsen. Das waren liebe Menschen, wenn irgendwo, so bekam Momm es dort gut. Frau Dorette brauchte sich um nichts zu kümmern. Sie konnte sich ganz darauf beschränken, die rotgeweinten Äuglein vor dem Spiegel mit Ritters selbsterfundenem Augentrostwasser wieder klar zu waschen.

Je mehr sie sich in diesen Tagen auf den Abschied von Momm gefaßt machte, desto eifriger schmiegte sich ihr Herz, das immer der Stütze bedurfte, an den Mann an, der ihr die Versicherung gab, daß sie nie verlassen sein werde. Momm entglitt ihr; etwas anderes aber — denn die Natur duldet nirgends leere Räume, auch in unsrer Seele nicht, — glitt in sie hinein.

So war der Abschied zuletzt ganz leicht. Kurz und heftig kamen Momm wohl die Tränen, als er seine Mutter umarmte. Aber wie? Auf offener Straße weinen? — Nein. Hurtig sprang er in den Wagen, und rasselnd ging es über den Markt. Er hielt Ritter, der neben ihm saß, unwillkürlich bei der Hand, — er mußte irgendeinen Menschen haben, dem er wenigstens auf diese Art zeigen konnte, wie er sich freute.

Ritter winkte zurück. Dorette wehte mit dem Taschentuch, halb Wehmut, halb Wohlgefühl in der Brust. Und als Frau Dorette an diesem Abend ihr Kämmerlein aufsuchte, um sich schlafen zu legen, horchte sie wohl erst einmal aus alter Gewohnheit nach dem Nebenstübchen hin und weinte sich ein Stück, als ihr zu Sinnen kam, daß ihr lieber Junge nun nicht mehr dort war, — aber bald zog eine merkwürdige Ruhe in sie hinein. Monsieur Ritter reiste ja mit Momm, — was sollte ihrem Jungen also wohl passieren? Monsieur Ritter — und ein ganz kleiner Seufzer der Erleichterung war es, mit dem die hübsche Frau vor den Spiegel trat, um das kokette Nachthäubchen aufzusetzen: in einer Weise war es doch beinahe nett, daß Momm jetzt auf die Flensburger Gelehrtenschule ging. Da stand er nicht mehr so im Wege zwischen dem Hause hier am Markt und der Löwen-Apotheke in der Schloßstraße. Sie hatte nicht mehr die Pflicht, ganz für ihren großen Jungen da zu sein, sie brauchte sein schroffes Urteilen über Monsieur Ritter nicht mehr zu fürchten. Sie war frei, — frei zum ersten

Male in ihrem Dasein. Sie hatte keine Mutter, keinen Mann, keinen Sohn, sie konnte ganz so handeln, wie es ihr beliebte. Da stand die niedliche kleine Frau im spitzenbesetzten duftigen Nachtgewand vor dem Spiegel, breitete sehnsüchtig die beiden vollen Arme voneinander und summte das alte Lied:

Mittsommernacht, du schwüle, —
O Liebe, komm und kühle,
Was heiß in mir erwacht.
Weit, weit sind meine Arme, —
O Liebe, o erbarme,
Mittsommer-Sommernacht! —

⁂

Hei! War das eine Freude, über Land zu fahren! Es schien Momm, als reise er durch ganz fremde Länder, so viele Unterschiede entdeckte er an den Dörfern, durch die sie kamen, im Vergleich zu denen, die nahe bei Vordesby lagen. Herrlich! Wie weit dünkte ihn die Schlei, als sie in Schleswig waren. So viel Wasser hatte er nie gesehen. Wie wichtig stieg er vor dem Gasthause vom Wagen.

Am nächsten Tage ging es weiter, dem Ziele zu. Über Idstedt und Oeversee. Das waren damals freilich noch keine Orte, bei denen man an blutige Treffen dachte. Zuletzt — ja, da lag es vor ihm, das liebliche Flensburg. Sie hielten auf der Höhe von Jörgensby. Momm sah hinüber. Über dem schiffbelebten Hafen ragte die Duburg auf, die drei Kirchen streckten ihre Türme aus den roten Giebeln empor, und das Ganze war von reizenden, waldigen Hügeln umrahmt.

Durch die Angelburger Straße fuhr der Wagen, am Südermarkt entlang und auf den Holm. Wie ansehnlich war die Stadt. Hier konnte man sich regen. Fröhlich sprang Momm vom Gefährt, begrüßte seine Wirte, und als er endlich allein in seiner Dachkammer war, da streckte er sich vor Wonne.

Und mit einem Freiheitsgefühl, nicht minder behaglich und groß als dasjenige, wovon seine Mutter daheim durchdrungen wurde, stürmte nun Momm auf das Feld, das er beackern sollte. Man sah ihn erst mißtrauisch an. Er war den Lehrern verdächtig. Man paßte sehr auf ihn auf und glaubte erst oftmals, allerhand Untugenden bei ihm zu entdecken. Aber dann sahen die strengen Pädagogen ein, daß ihr Mißtrauen ungerecht war. Wer benahm sich braver, ehrlicher, tüchtiger, als der Neue aus Vordesby? Und die Flensburger Lehrer schüttelten den Kopf über die Vordesbyer Kollegen. Die in der kleinen Stadt waren doch wohl engherzig gewesen, daß sie diesen frischen jungen Menschen von der Schule jagten. Hier in Flensburg, ach, — wenn sie jeden Primaner verweisen wollten, der mit einem jungen Mädchen in der Marienhölzung gesehen wurde, da konnten sie bald vor leeren Bänken unterrichten.

Sie hatten schon recht, die würdigen Flensburger Herren Magister, auf die Vordesbyer Kleinstädter herabzusehen, denn ihr eignes Gemeinwesen zählte dazumal ganze 12438 Seelen in seinen alten Ziegelmauern, und Vordesby? Du liebe Zeit! Mehr als 4000 waren es sicherlich nicht, die da beisammen hausten.

Wenn ein junges Herz, aus allem Unharmonischen befreit, sich die schönsten und edelsten Ziele setzt, so gewinnt es von Tag zu Tag an Schwung, Mut und Kraft. Momm war bald mit den eingesessenen Schülern in Reih und Glied, ja, er wurde ihr Muster. Er brauste dahin, wie wenn ein Schwan das Gefieder ausbreitet und mit mächtigen Stößen die Brust durch das aufspritzende Wasser drängt. Es glückte ihm: er wurde binnen kurzem der Liebling seiner Lehrer.

Als er dann zu Weihnacht nach Hause kam, da umfing ihn ein unendliches Wohlgefühl nach der strengen Anspannung, in der er gelebt hatte. Nie war ihm jede Ecke seines Vaterhauses so vertraut, so warm vorgekommen wie jetzt. Nie hatte er, der sonst nicht eben viel an den lieben Gott dachte, sich so behaglich in der herrschenden Vordesbyer Festtagsfrömmigkeit gefühlt, und so wandelte er gern mit der Mutter zum Christ-Gottesdienst.

Würdevoll schritt er, sein Gesangbuch hoch unterm Arm haltend, wie die alten Vordesbyer es taten, daß man es recht sah und der Goldschnitt seine ganze Pracht ausstrahlen konnte. Die Kirche war dicht besetzt, und Joost, der als stellvertretender Küster den Klingelbeutel während der Predigt herumtrug, sorgte aufopfernd dafür, daß alle Andächtigen Platz bekamen. Und als dann der Gemeindegesang schon begonnen hatte, da wies Joost den Nachzüglern noch immer unermüdlich ihren Stuhl an, indem er seine Dombeamten-



Knabenbildnis. Gemälde von Adolf Heller.

würde mit seiner eignen Andacht verquickte und ganz bieder sang:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her, —
Setten S' hier man dal, hier is noch Platz,
Dat is hier hüüt so gräsig vull, —
Davon ich singen und sagen will."

Es hat niemand über den braven Joost gelacht, wenn er auf die Art das Gute mit dem Nützlichen verband. Auch Momm nicht.

Was waren das für köstliche Weihnachtsferien bei Mutter! Aber dann ging es wieder nordwärts, daß der Wagen rüttelte, — die Pferde bliesen grauen Rauch aus den Nüstern, und von ihren breiten Rücken dampfte es. Die Seen waren stille Spiegel, an deren Rändern verklammte Krähen saßen und ihre Schnäbel besahen, die für diese Jahreszeit viel zu groß und gefräßig gebaut waren.

Wieder hinein, in Flensburg wieder an die Arbeit, — die letzte Arbeit auf der Schulbank. Ein prächtiges Zeugnis in der Tasche, so kehrte Momm Lebensknecht um Ostern heim und warf sich in die Arme seiner Mutter.

Aber was war das? Sie sah ja gar nicht so fröhlich aus, riß ihm ja gar nicht, wie es doch sonst ihre Weise war, das abgestempelte Papier mit der feinen Zensur aus der Hand. Sie tanzte gar nicht mit ihm in der Stube herum, daß die kleinen Porzellanfiguren es mit dem Zittern kriegten. Sie trat ihm entgegen — mit einem Gesicht, das war verschämt, obschon ein Glück daraus leuchtete.

Momm zog die Augenbrauen hoch. Dörtchen neigte den Kopf, als habe sie ein Schuldbewußtsein statt des Häubchens darauf. Die Hände faltete sie über die Brust. Viele, viele Falbeln saßen an den seidenen Ärmeln. So duftig stand Dörtchen da, so jugendlich, so ganz ihrem eigenen Glücke lauschend. Und sie begann, bevor sie noch ein Wort des Willkommens und der innigen Freude gesprochen hatte: „Lieber Momm, Du sollst es gleich wissen . . . ich — habe mich — wieder verlobt. Es hat lange gedauert, bis ich mich entschloß, — um Deinetwegen. Aber zuletzt," sie ließ die Arme ergebungsvoll sinken, — „konnte ich nicht anders. Verlobt. Du denkst es Dir wohl: mit Herrn Ritter."

Und immer mädchenhafter wurde die kleine Frau, während sie so sprach. Jedes Wort kam bittender heraus, als das vorhergegangene, jedes Wort sagte: sei nicht böse, ich konnte mich ja nicht wehren, ich wollte mich ja auch nicht länger wehren . . .

„Und im Mai, denkt Herr Ritter . . . da soll schon . . ."

Nun ließ sie das Haupt ganz auf die Brust sinken. Das Wort Hochzeit sprach sie nicht aus, — die kleine Frau Dorette, die züchtig verschämt wie ein Jungfräulein vor ihrem großen Sohne stand.

⌘ ⌘ ⌘

Wohl war Momm nach Monsieur Ritters vertraulichem Wesen und nach mancherlei zarten Andeutungen in Mutters Briefen auf diese Nachricht gefaßt gewesen, aber es schmerzte ihn jetzt doch, daß seine Mutter an jemand anders denken konnte als an ihn, gerade in dieser Zeit, wo sich die Schulpforte hinter ihm schloß, wo er den bedeutsamsten Schritt seines Lebens tat: in die Freiheit.

Und so ganz begriff Momm seine Mutter nicht, wollte sie nicht ganz begreifen, obgleich er doch selbst schon erfahren hatte, wie es den Menschen schütteln kann, was wir Liebe nennen, — wie es ihn schütteln kann, so daß er sogar die Nächsten und das Nächste vergißt.

Momm ging viel abseits. Er vermied es, mit Ritter zusammen zu sein. Der war schon, so wollte es den jungen Menschen bedünken, nicht mehr ganz so freundlich und ergeben gegen ihn, wie vorher. ‚Will am Ende den Stiefvater herauskehren,' dachte Momm. ‚Soll sich hüten.'

Aber dann waren die Hoffnungen, die in dem Jüngling wogten, doch zu stark, als daß er lange am Groll haften konnte. Mochten die hier tun und lassen, was sie wollten, — er zog hinaus, er wurde Student! —

So geschah es. Den Geldbeutel straff gefüllt, fuhr Momm Lebensknecht nach Kiel und trat bei den Germanen ein. Im schwarzen, beschnürten deutschen Rock, den breiten Hemdkragen umgeschlagen, ein altdeutsches Barett auf dem blonden langen Haar, den Ziegenhainer in der Hand, am Knopfloch den Tabaksbeutel, und die große Pfeife mit den schwarz-rot-goldenen Troddeln schwenkend, so prunkte er in den

Straßen, und seine Augen blitzten vor unbändiger Lust.

Douwinus, der ebenso wie Momm Jurisprudenz studierte, wurde Holsate. Die trugen glänzende Kanonen bis weit übers Knie, enge Lederhosen und den schmucken Sämtling. Ihre Farben waren Weiß und Rot. Das stand dem geschmeidigen Jungen gut.

Peter Steen ging unscheinbar, ohne einer Verbindung anzugehören, einher und arbeitete nach seiner stillen, stetigen Weise. Alles war seiner Ansicht nach gut auf der Universität, — bloß daß er hier keine Hobelbank hatte, das störte ihn. Auf der Hobelbank war er immer am besten mit seinen Arbeiten fertig geworden. Um aber doch wenigstens etwas Heimisches zu spüren, kochte sich der gute Peter oft Tischlerleim auf seiner Bude. Der Geruch regte ihn an und stärkte ihm den Verstand für die hehre Wissenschaft der Medizin, der er sich hingegeben hatte. Ja, er selber besaß kein Geld und keinen Sinn dafür, Farben zu tragen und durch die Stadt zu renommieren; wenn er aber Momm Lebensknecht in seiner ganzen Herrlichkeit sah, so bewunderte er ihn neidlos: ‚Feiner Mann, dieser Momm, feiner Mann.'

Die drei Schulkameraden waren trotz ihrer gemeinsamen Alma Mater weit voneinander entfernt. Momm trank den goldenen Wein seiner Jugend, und es war lange her, seitdem die Germanen einen so strammen Fuchs gehabt hatten wie ihn. Ob auf der Kneipe, ob auf dem Paukboden, Momm stand seinen Kerl, und mancher sprach von ihm: „Das ist der geborene Präses. Paßt auf!" —

Das Bewußtsein, daß man ihn achtete, hob noch sein Selbstgefühl. Nur an sich dachte er, an sein Glänzen, an die Karriere, die vor ihm lag.. Auch als ihn die Hochzeit seiner Mutter nach Vordesby rief, kam keine Wehmut in ihm auf. Stolz schritt er in vollem Wichs, mit den Sporen klirrend, hinter dem Brautpaar zur Kirche. Stolz saß er an der Tafel. In seinem Hoheitsempfinden galt es ihm sogar wenig, daß er zum erstenmal in Vordesby nicht mehr unter dem gewohnten Dache schlief. Sein Vaterhaus war verkauft worden. Malchen Gydesen hatte ihm eine Stube zurecht gemacht, weil der Raum in der Apotheke beschränkt war.

„Hier kannst Du jetzt immer wohnen."

„Tu ich, Tante," entgegnete er fröhlich.

Was bekam er für einen scheuen, staunenden Blick von Gesa! „Hübsch wird sie," meinte er zu Tante Malchen.

„Ja," seufzte die, „und ich werde sie wohl mein Lebtag behalten. Ihr Vater soll für verschollen erklärt werden. Ich habe es Maria damals geraten: heirate keinen Seemann. So ist es gekommen."

„Mitten auf dem Meer ist sie geboren?"

„Ja, auf hoher See hat Maria das Kleine gekriegt, und natürlich: ist da Pflege? — Nicht die Spur! Also, sie mußte sterben, und er brachte mir damals einfach das Neugeborene, weil Maria keinen andern Anhang hatte als mich, und fuhr auf seinem Schiff davon. Ein Glück, daß er wenigstens sein Geld auf dem Land gelassen hat."

„Hübsch und reich," sagte Momm keck. „Da wird es nicht an Freiern fehlen. Soll ich meine Verbindungsbrüder mal herschicken?"

„Um Himmels willen, behalte Deine Brüder für Dich. Das Unglückskind ist ganze vierzehn Jahre."

„Aber reizend. Bloß noch immer so still."

Da war Antje Swanevelt anders. Kokett schaute sie den Studenten an und wußte seine Scherze treffend zu parieren. Selbst Mynheer Swanevelt bewegte sich in seiner Tür, wenn Momm vorüberkam, und grüßte nach militärischer Art. Mynheer sah dem stattlichen Burschen nach. Er verstand sich auf Jugendkraft seit jener Zeit, als er noch mit schwarzem Ebenholz handelte. Mit dem da, wenn der eine dunkle Haut gehabt hätte, wäre für einen braven Schiffskapitän noch ein Schilling zu verdienen gewesen.

Wohl ging Momms väterliches Erbe jetzt in Apotheker Ritters Hut über, aber Boëthius Heineking hatte nach Kräften dafür gesorgt, daß es für den Sohn seines Freundes sichergestellt wurde. Monsieur Ritter, um sich den Stiefsohn geneigt zu machen, gab ihm Geld in Hülle und Fülle, und Momm nahm es gleichgültig, fast ohne sich darum zu kümmern, ob ihm so große Summen auch eigentlich zukamen.

Aus dem Fuchs wurde ein Bursch, der

immer höher stieg im Ansehen bei den Kommilitonen, bis er wirklich der Führer der Germanen wurde, und bis er dann endlich zu der allerhöchsten Würde auserlesen ward, die ein Kieler Student überhaupt bekleiden konnte.

Der König kommt, so lautete die Kunde. Das war ein Fest für die Kieler Bürgersleute, ein Fest vor allem aber auch für die Studenten, denn ihr freier Stand genoß bei solchem Besuch eine eigenartige Ehre.

Einst regierte Herzog Carl Friedrich von Schleswig-Holstein-Gottorp auf dem Kieler Schlosse, der war vermählt mit Peters des Großen Tochter, der Großfürstin Anna. Da er starb, kam sein junger Sohn Carl Peter Ulrich nach Petersburg und erbte das Reich von der Kaiserin Elisabeth. Bald aber fiel er unter Mördershänden. Da folgte ihm seine Gemahlin, die mächtige Kaiserin Katharina II. auf dem Thron. Die führte auch in Holstein für seinen Sohn Paul mit kraftvoller Hand die Regierung. Es sah zu dieser Zeit an der Kieler Universität, der Christiania Albertina, nicht gut aus. Katharina aber tat das Ihrige, um der hohen Schule neuen Glanz zu verleihen. Sie schenkte ihr ein neues Heim und gab den Kommilitonen mancherlei Privilegien. Und das bedeutendste davon, das die Burschen nirgend anderswo besaßen, war es, daß die Studenten, so oft der Landesvater nach Kiel kam, auf drei Tage einen Anführer wählen durften. Der stand in dem hohen Range eines Generalleutnants der Armee, und neben ihm gab es aus den Reihen der Studenten auch noch einen Generalmajor. Als höchste militärische Person in der Stadt verwaltete Seine Exzellenz der Herr Generalleutnant für die drei Tage seiner Herrlichkeit zugleich die Kommandantschaft von Kiel.

Wenn der König einzog, ritten beide zu seiten des königlichen Wagens, und überall waren sie die ersten nach dem König, die Helden des Tages. Freilich: die Ehre kostete Geld, und auch lange nicht jeder, der es vermochte, sich und seinen Adjutanten in die dunkelblaue Uniform zu kleiden und mit feurigen Rossen zu versehen, war den Studenten so genehm, daß sie ihm die Auszeichnung gönnten.

Wer aber wollte nein sagen, als es hieß, Momm Lebensknecht, der Germanenpräses, sei bereit, das Amt des Studentenanführers zu übernehmen und so würdig aufzutreten, wie es sich geziemte?

Jetzt war Momm der Lebensherr!

Wie brauste es in ihm, als er mit den Offizieren und der Schützengilde ausritt, um den König zu empfangen. Was war das für ein gewaltiger Augenblick, da der Hofmarschall ihn vorstellte: Seine Exzellenz der Herr Generalleutnant von Lebensknecht.

Der König lächelte huldvoll. Momms Auge schweifte trunken über das Gedränge hin, das dem Landesherrn zujubelte, und er kam aus dem Rausch nicht heraus. Seine Miene war hochmütig, seine Sprache klang anders als sonst, — so hart, so rücksichtslos, als sei er jahrelang gewohnt gewesen, Regimenter zu kommandieren.

Zunächst der Majestät saß Momm beim Mahle im Schloß, — alle andern Offiziere mußten hinter ihm zurückstehen. Und der König trank ihm zu und lobte ihn wegen seines Anstandes. Ja, er ließ sich von ihm beraten, was der Christiania Albertina für Gnade zu beweisen sei. Momm Lebensknecht — o nein doch; Seine Exzellenz der Herr Generalleutnant Momm von Lebensherr war des Königs rechte Hand.

Aber einen Schmerz hatte er doch: seine Mutter sonnte sich nicht an seinem Prunk. Das Kindchen, dem sie das Leben geschenkt hatte, litt nicht, daß sie reiste. Momm sehnte sich nach ihr, so übervoll es sonst in ihm war. In all seinem Glück jetzt ein Wesen zu umarmen, das ihn lieb hatte, das mußte erst die volle Wonne sein.

Einsamkeit überkam ihn mitten unter den Menschen. Er suchte umher im Rittersaale. Fremde Gesichter, kein Herz, das ihm vertraut war, das an seiner Ehre wahrhaft Anteil nehmen konnte. So war es: wer auf der Höhe stand, der stand auch allein.

Was traf ihn da auf einmal, als er mit den höchsten Würdenträgern des Königreiches und der Herzogtümer im lichterfüllten Ballsaal stand? Was lockte ihn da? Ein flüchtiger, aber doch so durchdringender Blick aus Antje Swanevelts Augen. Sie tanzte zierlich, im weißen, wehenden Gewande. In ihrem dunklen Haar blitzte Geschmeide, — ihre zarte, biegsame Gestalt schwebte an Momm vor-

über, und jedesmal traf ihn dieser Blick, — so fein, so beredt zugleich.

Douwinus verstand vortrefflich, seiner Schwester die flottesten Tänzer zu bringen. Da drängte sich auch Momm herzu. Eine Seele war doch im Saal, die ihn verstand. Tief neigte er sich, tief knickste Antje. Sie tanzten dahin, und leise, leise, fast ohne daß es ihm zu Sinne kam, und doch so, daß er es wohl und wohlig spürte, lehnte sich das Mädchen inniger an ihn, als es die Sitte einer guterzogenen jungen Dame verstattete. Inniger, hingebender, berauschender. Es sprühte alles an Antje von Leben, und ihre Rede war lauter Lustigkeit, und doch war auch wieder ein Leiden auf ihren Zügen, doch hatten ihre Bewegungen etwas Lässiges. Sie konnte für Sekunden schwer an ihm hängen.

Jemand umarmen! In ein Geschöpf etwas von seinem Glück hineingießen, sich machtvoll zeigen, als der Mann, dem alles untertan war! Heißer und heißer glühten Momms Wangen. Wie kam es nur? Er tanzte nur noch mit Antje Swanevelt. Er achtete gar nicht mehr der anderen Damen, die auch seiner harrten, der Ehre begierig, vom Höchstkommandierenden zum Reigen geführt zu werden.

Immer weniger sprachen Momm und Antje zusammen. Momm sah nicht, wie Douwinus lauernd bei der Säule stand, er hörte nicht das Getuschel um sich herum, er hielt nur das Mädchen fest, das er alle die Jahre hindurch gekannt hatte und doch erst heute abend in seiner Sehnsucht und in seinem eigenen Ruhmesglanz plötzlich kennen zu lernen glaubte: das Mädchen, das er heute zum erstenmal nahe bei sich fühlte.

Und als sie, vom Tanz ermattet, durch den Garten gingen, als sie am Springbrunnen standen, fern den hellen Fenstern des Saales ... da wallte seine Jugend auf, er umschlang Antje, die sich kaum sträubte, und er küßte sie, die sich ihm nicht entzog.

Verwundert blickte er dann zu den Sternen auf. Was war ihm nur Antje auf einmal geworden? Er liebte sie? O ja! Er begehrte nach ihren Küssen und nahm ihre Küsse, denn er durfte alles nehmen, wonach er Begierde hatte; er war ja mächtig über alles Leben. Momm hieß er, der große Lebensherr.

⁂ ⁂ ⁂

Als der Rausch verschwand ...

Momm fühlte: der feste Boden war unter seinen Füßen gewichen. Oder nein: er hatte sich aufwärts reißen lassen. Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhmsucht und Leidenschaft hießen die Wirbel. Er griff aus Angst um sich. In leere Luft. Da fiel er schwer zurück.

Sein Stiefvater schrieb: „Ich kann Dir nicht verhehlen, daß Dein bisheriges Leben einen beträchtlichen Teil Deines väterlichen Vermögens schon aufgezehrt hat.“

Schlimm. Aber in den „Vordesbyer Angenehmen Mittwochs-Nachrichten“ war ein begeisterter Artikel zu lesen über den edlen Anstand, den der Sprößling dieser Stadt, des unvergeßlichen Herrn Amtsrat Lebensknecht Sohn, als Studentengeneral entfaltet hatte. Er hatte es nun einmal erreicht, der Anführer seiner Kommilitonen zu sein — er konnte jetzt nicht mehr ins Dunkel zurücktreten.

Douwinus besuchte ihn häufig und sprach viel von Antje und sogar von seinem Vater. Die Familie Swanevelt drängte sich heran. Niedliche, rosafarbene Billetts trafen aus Vordesby ein. Jedes Billett war wie ein nach oben gekrümmter Zeigefinger: einhaken, einhaken, komm!

Und Momm saß und brütete über den Antworten. Er hatte das Mädchen geküßt, er konnte doch nicht schlecht an ihr handeln. Er stellte sich mit Gewalt Antjes Lieblichkeit, ihre süße Stimme vor, aber die liebevollen Worte wollten nicht aufs Papier fließen — er hatte ihr eigentlich nichts zu sagen.

So berichtete er über seine Verbindung, über die Gesellschaften, die er mitmachte, über seine Arbeiten, und am Schluß der Briefe zwang er sich zu einem kleinen Erguß der Leidenschaftlichkeit: „Ich beuge mich über Deine schöne Hand und küsse sie heiß und mit Inbrunst.“

Aber das stand nur Schwarz auf Weiß da; sein Herz hatte nichts damit zu tun. An jenem Abend beim Springbrunnen, wie hatte er da geschwärmt, was hatte er ihr alles zugeflüstert an schönen, zärtlichen Worten! Er wußte selbst nicht, woher ihm die Rede so geflossen war: daß sie seit seiner Jugend ihm schon immer die einzige gewesen sei! Sollte er sich jetzt Lügen strafen? So glitt er, zu seiner Qual, in den un-

wahren Ton weiter hinein. Antje kam mit dem Fingerhäkchen, und Momm gab ihr seine Hand.

Aber dann warf er endlich seine Zweifel nieder. Um Hohes zu erreichen, bedurfte es großer Einsätze. Der König war huldvoll gegen ihn gewesen; das verhieß ihm eine Zukunft. Was er jetzt von seinem Erbteil brauchte, war schließlich nur für eine sichere Lotterie ausgegeben. Und wo stand denn geschrieben, daß einer, der es in der Welt zu etwas bringen wollte, seinem Herzen folgen durfte? Antje Swanevelt war ein reiches Mädchen. Wohlan denn! Was sollte ihn hindern, sie zu seiner Braut zu machen. Eine hübsche, reiche Frau zu haben — das hatte noch niemand geschadet. Entschlossen sein. Vorwärtsgehen. Arbeiten.

Alles gelang. Er lebte freigebig wie bisher, er wußte das Ansehen zu behalten, das er unter den Studenten hatte. Dabei, so leichtfertig er oft schien, saß er über den Büchern. Im Kolleg war er ein Muster, wie auf der Mensur. Alles glückte, zu allem zwang er sich — nur für Antje wollten ihm trotz all seiner vernünftigen Überlegungen die rechten Gefühle nicht kommen.

Wohl nahm er sie, wenn er in den Ferien daheim war und Douwinus die beiden willfährig allein ließ, stürmisch in die Arme. Es wallte das Blut in ihm, wie in jener Stunde, da er sie zuerst an sich preßte. Aber tiefe, gute, herzliche Worte kamen nicht über seine Lippen; zu solcher Lüge konnte und mochte sich Momm nicht nötigen.

Auch sie — merkwürdig! — sie sprach wenig von Liebe. Wohl versicherte sie ihm mit jungfräulichem Neigen des Hauptes, daß sie sich nach ihm gesehnt hätte, aber dann erzählte sie ihm gleich von ihren Handarbeiten, und hin und wieder kam es vor, daß sie seine Eifersucht anzufachen versuchte. Dieser oder jener Herr grüßte sie so tief. Er wurde nicht eifersüchtig, es blieb tot in Momm, und nach einer halben Stunde, die ihm so lang erschien, weil sie leer war, floh er davon, vorbei an Mynheer, der ihm schlau blinzelnd nachsah.

Wie er mit seiner Mutter nie über ihre zweite Ehe reden konnte, so war es ihm auch unmöglich, mit Antje von dem Wichtigsten zu sprechen, was sie beide anging: von ihrem zukünftigen Ehebunde. Aber verlobt war er trotzdem, dafür sorgte schon Douwinus. Ganz Vordesby wußte Bescheid, und wenn man Momm noch nicht gratulierte, so geschah das nur, weil die Vordesbyer fest an der Förmlichkeit hielten. Erst mußte das Verlöbnis öffentlich kundgetan sein. Sie schmunzelten ihm nur zu, das erlaubten sie sich. Der war nicht dumm, der junge Lebensknecht, der suchte sich einen Schwiegervater aus, dem die Geldsäcke prall in Reih und Glied standen.

Momm wohnte, wie es abgemacht war, in Vordesby bei Malchen Gydesen. Zu seiner Mutter ging er selten, die gehörte ganz in die Apotheke hinein, und er gehörte eben nicht dort hinein. Sie hatte auch genug mit ihrem Kindchen zu tun, und Momm besaß gar kein brüderliches Empfinden. Malchen Gydesen war die einzige, vor der er seine Seele ausschüttete.

„Es ist ein bißchen früh, mein Junge, daß Du Dich an ein Mädchen bindest."

„Jung gefreit, Tante ..."

„Ja, ja, die Sprichwörter — da kann man auch nicht allemal darauf bauen."

„Wenn Du ahntest, wie es gekommen ist."

„Tu' ich, mein Sohn. Die Ehre und der Wein, die sind Dir zu Kopf gestiegen. Es war auch schon früher mal ein schmucker Studio, der war auch auf einem Ball mit einer passabel hübschen jungen Dame zusammen, und obschon er nicht gerade einen General vorstellte, so hatte er doch die ganze Jugendfreude in sich, und es kam auch ihm so plötzlich, daß er irgend etwas, irgendein menschliches Geschöpf liebhaben mußte. Er tat es. Und das Geschöpf war eben jene junge Dame. Die glaubte erst an die Ewigkeit seiner Schwüre und war selig, aber ein paar Tage danach merkte sie, daß es nur ein Aufbrausen bei ihm gewesen war. Da sagte sie: Laß, mein Guter, wenn Du in Amt und Würden noch ebenso denkst wie neulich abends, dann sollst Du mich haben. Er hat nicht so gedacht, jedenfalls hat er es dem Mädchen nachher nicht gesagt. Und daher kenne ich ..."

„Du selbst, Tante?"

„Ja, ich selbst. Und der Student hat Dir später sehr nahegestanden."

„Mein Vater?"

Malchen nickte. Momm rückte näher zu ihr hin und faßte ihre Hand.

„Erzähl' mir mehr davon, Tante!"

„Ja, mein Junge. Ich war vernünftig. Ich wollte keinen Mann, der mir im Jugendrausch zuflog. Aber weh hat es getan. Du glaubst nicht, wie leicht ein Mädchen auf Schwüre vertraut. Ihr vergeßt sie, bei uns aber stehen sie eingegraben wie in eine eherne Platte. Siehst Du, man ermahnt Dich immer, der richtige Sohn Deines Vaters zu sein, man glaubt, daß Du von seinem Pfade abgewichen bist, — ich weiß das besser, Du bist ein echter und rechter Lebensknecht. Nur das ist der Unterschied: Antje Swanevelt hat Dir keine Frist gesetzt, nicht wahr? Du passest den Swanevelts, und so halten sie Dich. Soll ich Dir einen Rat geben? Es ist eigentlich ein Verrat am eigenen Geschlecht, aber wer steht mir näher, Antje oder Du? Sieh zu, daß Du noch loskommst."

„Nein, Tante, jetzt verlangt die Ehre, daß ich aushalte."

„Ihr Männer mit der Ehre! Ist das Mädchen arm, so gilt die Ehre nichts. Denk' an Deine erste Liebe."

„Aber ich bin verpflichtet, innerlich."

„Nein, mein Sohn, bloß äußerlich. Du fürchtest allerhand Schaden, wenn Du eine verständige Untreue begehst. Liebst Du Antje?"

„Einerlei. Darin will ich meinen Vater übertreffen. Ich bleibe Antje treu."

Sie zuckte die Achseln.

Da kam Gesa von einem Ausgang heim. Sie trug ein faltiges Gewand aus hellem Stoff, das wie eine schöngewölbte Glocke um sie saß. Eine Borte von Tannenzweigen war darauf gestickt. Der grüne Gürtel umschloß die fast allzu schmächtige Taille, das von Schulter zu Schulter geradlinig ausgeschnittene Oberkleid hatte bauschige Ärmel, woraus die weißen, schmalen Arme hervorsahen. Ein Kiepenhut mit aufrechtstehender Feder und herabhängendem Spitzenschmuck beschattete das Gesicht.

„Sehr gelaufen?" fragte Malchen besorgt.

Gesa schüttelte den Kopf und ging auf Momm zu, der sie mit einem Staunen ansah. Wie groß war das Kind in der letzten Zeit geworden! Sie gab ihm die Hand. Das war ja schon eine erwachsene Dame.

Es schellte. Malchen erhob sich. „Stunden geben," sagte sie. „Ihr müßt Euch allein unterhalten." Sie ging, und gleich darauf hörte man ein paar Zimmer entfernt dünnes Geklimper auf dem Klavier.

Gesa hatte ihren Hut abgenommen und auf die Kommode gelegt. Sie setzte sich still, wie erschöpft, ans Fenster. Draußen senkte sich ein lichter Nebel nieder, es war, als ob Gesa davon umhüllt wurde. Zwischen Momm und Gesa war es nie Sitte gewesen, daß sie miteinander über etwas anderes als das Alltäglichste sprachen. Er war nicht gewohnt, sie zu beachten, und sie, vielleicht aus Furcht, daß der kräftige Junge sie rücksichtslos behandeln könnte, hatte sich ihm nie zu nähern versucht. Wohl schimmerte jetzt etwas um sie, was Momm zuvor nie bemerkt hatte, aber gleichwohl, sie war langweilig, er wollte gehen. Gerade in dem Augenblick aber wandte sie das Gesicht zu ihm und sagte: „Du warst nicht auf Askehöved. Cordula Thoms hatte uns eingeladen, Deine Braut und mich und ..."

Daß sie ihn Du nannte! Es war ja das Natürliche, sie waren miteinander aufgewachsen, und es wäre gezwungen gewesen, wenn sie jetzt auf einmal, nur weil Gesa lange Kleider trug, Sie zueinander sagten. Aber es klang ihm doch seltsam. Und dann, sie sprach von seiner Braut. Das Wort flog so schwer auf ihn. War dies blasse Mädchen so voller Kraft, daß es derlei Steine werfen konnte? Sie fuhr fort: „... und Antjes Bruder kam auch noch hinaus mit Peter Steen. Äpfel haben wir geerntet. Aber ich konnte die Stange mit dem Netz nicht aufrechthalten. Meine Äpfel fielen alle daneben."

Nicht einmal die Stange konnte sie halten, — nein, sie war nicht kraftvoll. Ein schwaches, unter dem Leben hingleitendes Wesen war sie. Aber ihre Stimme hatte nichts von einer Gebrechlichen an sich, es war mehr ein Raunen, wenn sie sprach, mit einem leisen Zittern dahinter.

Alle diese Erwägungen nahmen Momm für Gesa ein. Doch er wehrte sich, er wollte nicht anders sein, als er in seiner Jugend gegen sie war: schroff. Er konnte gar nicht anders sein. Denn schließlich, mochte sie aus dem Mädchen zur Jungfrau geworden sein, dieselbe war sie doch wie früher. Er kam sich schon sehr höflich vor, daß er ihr antwortete: „Eingeladen war ich auch. Ja, aber ich habe keine Lust zu

solchen Vergnügungen.“ Er spielte mit der Quaste am Tischtuch.

„Deine Braut hat Dich sehr vermißt, sie erzählte den ganzen Weg von Dir.“

Schon wieder das schwere Wort: Braut. Hatte die da etwa ihre Absicht damit, ihn so oft daran zu erinnern, daß er verlobt war? Sie blickte still drein wie immer. Aber etwas lebhafter als sonst waren ihre Augen. Sie hub von neuem an: „Antje schilderte uns, wie plötzlich Ihr Euch kennen gelernt habt.“

So? Ja, das berichtete die überall. Ihm an ihrer Stelle wäre das ein heiliges Geheimnis gewesen.

„Alle die Jahre seid Ihr nebeneinander hergegangen, und dann in der einen Stunde . . .“

„Ja, in der einen Stunde,“ wiederholte Momm. Die eine Stunde war eigentlich auch die einzige geblieben, wo sie sich fanden.

„Ich begreife das,“ meinte Gesa. „Es geht einem oft so mit den Menschen und auch mit den Dingen.“ Sie nahm die Hände und legte sie über die Augen. „Alle die Jahre träumt man, sieht alles undeutlich, — dann plötzlich wird es zur Wirklichkeit. Ich sehe auch in dieser Zeit, wenn ich draußen gehe, zum erstenmal, was alles in der Natur geschieht. Die Wolken, und wie die Sonne dahinter scheint, das ist so eigen. Ich mache große romantische Entdeckungsreisen jetzt.“

Das Mädchen, das bisher gleichsam nur ganz leise geatmet hatte, begann die Luft kräftiger einzuholen. Davon wurden die Bewegungen des jungen Weibes erregt. Sie streckte die Hände aus, es drängte sie, zu fragen und zu antworten, und Momm merkte zu seinem Verwundern: sie hatte schon über alles mögliche nachgedacht, sie war wohl nicht so scheu mehr, so gleichgültig gegen alles, wie es ihm immer schien. So blieb er noch. Nicht aus Höflichkeit, sondern weil Gesa ihn fesselte, und es tat ihm zuletzt leid, daß er sie verlassen mußte.

Bedrückt grüßte er Mynheer, der sein lebendes Tabakpaketbild in der Tür stellte. Das Haus sah grau aus, und die Risse darin, die waren ein Spinnenwebnetz.

Was war das? Schon wieder Gesellschaft in der Apotheke? Jeden Abend war da Gesellschaft, — fünfzehn, zwanzig Personen. Hoch! Hoch! schallte es zu den offenen Fenstern heraus, und die Punschgläser klangen, und die Damen lachten über den Toast, den Monsieur Ritter auf sie ausbrachte. Keiner verstand es so fein, so ein bißchen unverschämt sein, die Damen leben zu lassen. Die Männer brummten behaglich dazwischen. Am lautesten war Momms Mutter. Momm sah sie im Geiste an der schwerbeladenen Tafel sitzen. —

Schwarze Seide um die noch immer zierliche Figur, Goldketten um den Hals, schwere Reifen um das Armgelenk. Ihre Augen leuchteten, flackerten, — sie liebte den feurigen Wein, und ihr Mann schenkte ihr voll ein. Da oben in der Giebelstube, wo man nur einen matten Lichtschimmer sah, da schlief unter der Obhut eines jütischen Mädchens der kleine Georg, Momms Stiefbruder. Madame Ritter hatte keine Zeit, nach ihrem Jüngsten zu schauen. Und sie dachte sicherlich auch nicht an ihren Ältesten. Momm machte ihr in Gedanken die bittersten Vorwürfe, und er begab sich nicht hinauf, um an der Gesellschaft teilzunehmen. Er war ja doch ein Fremder für sie alle dort oben, selbst für seine Mutter. Mochten die ohne ihn prassen. Aber wer bezahlte es denn? Schließlich ging es doch mit von seinem Erbe.

Ihn packte die Wut. Er ließ sich von Joost das Rote Tor aufschließen. Am liebsten wäre er durch die Nacht gleich nach Kiel gepilgert. Noch immer hörte er, — so dünkte es ihn, — das Gläserklirren, und ein anderer Klang mischte sich dazwischen, ein Klang von Rapieren und Kneipenlärm. Schenkte nicht auch er, Momm Lebensknecht, sich selbst und seinen Freunden voll ein? War er nicht ebensogut beim Vergeuden? Ja, bis jetzt. Aber das sollte nun alles ein Ende haben, hier wie dort. Er wollte ernste Worte sprechen mit sich selber und mit seiner Mutter.

Er lief. Um die Gestalt, die vor ihm auf der Chaussee schlich, kümmerte er sich nicht. Doch als er ganz nahe war, da wandte sie sich, wohl aus Angst vor dem hastig hinter ihr Herschreitenden um. Sarkessa! Momm staunte.

Sie trug eine Laterne, die einen Schein auf ihr Gesicht warf. Vielleicht war es nur dies geringe Licht, wovon sie so bleich

aussah. Momm wollte vorbei, aber das brachte er nicht übers Herz. So hielt er einen Augenblick seine Eile an und trat auf Sarkessa zu. Ja, sie war wirklich bleich, ihr Kopftuch umrahmte schmale Wangen.

„Nun, geht es gut?" fragte Momm.

Da erwiderte sie, die keinerlei Verwunderung über dies Zusammentreffen zeigte, ganz einfach: „Mein Vater hat mich verheiratet. Jetzt prügeln mich zwei."

Ein Ton, als ob es ein Lachen aus Verlegenheit war, kam aus Momms Brust; dann war er weitergelaufen, dorthin, wo sich der Seitenweg abzweigte. Einmal noch drehte er sich um, da sah er den Lichtschein durch die Felder schwanken. Ihm war die Lust vergangen, hier draußen zu wandern. Auch hier draußen war es eng, überall waren Mauern, die Welt war ein einziger Gefängnishof voller quälender Erinnerungen. Bald pochte er wieder ans Rote Tor. „Ist wohl zu kalt?" meinte Joost. Das Schlüsselbund rasselte. ‚Gefängnis,' dachte Momm.

Und dann saß er doch am Tisch in der Apotheke und trank, wurde aufgeregt und umarmte seinen Stiefvater, der gerade voll Rührung das Bild seines ältesten Sohnes herumreichte. „Die schmucke Uniform, sehen Sie? Der ganze herrliche Junge, sehen Sie, bitte! Ihm zu Ehren wollen wir unsere Gläser leeren. Momm, wenn Du ihn sähest."

Er küßte weinselig das Bild des jungen Mannes, und alle sangen den Rundreim:

Und ist er noch so ferne,
Es schalle an die Sterne,
Er lebe — lebe — hoch!

Ritter drückte bald diesem, bald jenem seiner Gäste die Hand. Mit ausgebreiteten Armen schwankte er auf seine Frau zu und flüsterte ihr, die mit schmerzlicher Sehnsucht zu ihm hinblickte, Worte ins Ohr, die ihm die andern Damen von den Lippen lasen. Alle kicherten und fächelten sich.

Ja, Ritter war überall, — jeder Gast hatte ihn ganz. Er strahlte von Liebenswürdigkeit, aus seinem geröteten Gesicht schimmerten die Augen feucht und weich und hatten doch etwas merkwürdig Starres.

Momm aber, der alle die Unlust, die er mit sich herumschleppte, vergessen wollte, gab sich dem Rausch hin, er trank sogar Brüderschaft mit seinem Stiefvater, denn, so meinten beide, bisher hatten sie sich doch nur fern gestanden. Dorette schluchzte, als sie beide Arm in Arm sah, und alle dünkte dieser Augenblick wonnig feiersam. Dann verflog die Rührung wieder, es kam Lärm auf unter der Gesellschaft, und so ging das Gelage hin, bis der Morgen und damit die schwere Müdigkeit über alle hereinbrach.

(Fortsetzung folgt.)

In der Fremde.

Nach dem Japanischen des Yakamochi.

Verbannt von meinem Kaiser leb' ich nun
Fünf Jahre schon in fremdem, wildem Lande,
Entbehrend Deinen Anblick, holdes Weib.

Nie darf ich mehr zur Nacht mein müdes Haupt
Auf Deinem lieben, weichen Arme betten;
Hör', was ich tat in meiner Einsamkeit:

Ich säte Nelken aus in meinem Garten;
Wenn sie in Blüte stehn, so denk' ich immer
An Dich, die meine schönste Nelke war.

Dies ist der einzige Trost, geliebtes Weib,
In meiner öden Fremde. Ohne ihn
Würf' ich mein Leben unbedenklich ab.

Hans Bethge.



Der verratene Hühnerdieb.

Holzstatuette von Joachim Pagels.

Beiträge zur Psychologie des Theaterpublikums.

Von Prof. Dr. Alfred Klaar.

Immermann, der als Begründer und Leiter eines Mustertheaters in Düsseldorf der lebendigen Bühne sehr nahe stand, tat einmal den denkwürdigen Ausspruch: In jedem Theaterbesucher steckt ein Plebejer. Dieses Wort hat einen starken Wahrheitskern, wenn es auch in der Ausdrucksweise dem Geist einer überwundenen Zeit angehört, die das Naive und Volkstümliche in Leben und Kunst nicht so hoch einschätzte, wie die Gegenwart. Die Beobachtung, der der auf erziehliche Wirkungen so stark bedachte Theaterdirektor da einen so knappen Ausdruck gab, ist offenbar diese: In jedem Stück Publikum, im Bildungslosen und im Gebildeten, im Unerfahrenen und im Blasierten, im Kindlichen und im kritisch Angelegten, regt sich unter dem Eindruck der szenischen Vorgänge der nie ganz zu bewältigende Naturmensch, der mit den Figuren auf der Szene oben handelt und leidet, hofft und fürchtet, lacht und weint — gleichviel, ob er die Kunst, die in und hinter dem jeweiligen Spiele tätig ist, billigt oder verwirft, ob sein rasches oder zögerndes Urteil die inneren Motive der szenischen Vorgänge haltbar oder fadenscheinig findet. Dem nächsten unmittelbaren Eindruck von Leid und Freude, Verlegenheit und glücklichem Zufall, die da in lebendigster Nachbildung vorgetäuscht werden, und dem stofflichen Reiz der Spannung, wie eine verwickelte Begebenheit sich löst, kann sich kein Zeuge völlig entziehen, ebensowenig den Begleitvorstellungen und der Erinnerung, die durch solche sinnlich nachgeahmte Affekte geweckt werden; am allerwenigsten vielleicht der Suggestion, die in der Massenerregung liegt und die selbst solche Menschen in den Affekt hineinzieht, deren Skepsis, wenn sie allein dem Bühnenbilde gegenüberstünden, vielleicht gegen die überredenden szenischen Eindrücke gewappnet wäre.

Wenn Immermann dieses Stück Natur, das nach einem Worte des altrömischen Dramaturgen und Ästhetikers mit keiner Heugabel zu entwurzeln ist, und das, wie wir uns ausdrücken dürften, mit keinem Strome von Literaturtinte hinweggeschwemmt werden kann, „plebejisch" nennt, so spiegelt sich darin einesteils der Schmerz eines Theaterleiters, der sein Publikum zu anstrengenden und nachhaltigen Genüssen erziehen will und es immer wieder den leichteren Reizen stofflicher Anregung verfallen sieht; anderenteils wie ich schon andeutete, der Geist einer Literaturperiode, die einem sichtlich stilisierten, dem alltäglichen Getriebe ferner liegenden Drama eine höhere poetische Würde zuerkannte, als der unmittelbaren Spiegelung des gegenwärtigen Lebens. Aber plebejisch oder nicht; der Naturmensch spielt im Zuschauerraum des Theaters mit und reagiert selbst im verwöhnten und blasierten Geiste auf das rechte Stichwort, das ihn herausfordert. In dieser Art von naiver Teilnahme liegt ein Element der Theaterwirkung und Entwicklung, das von den ältesten Tagen, von denen des Sophokles und Aristophanes bis zu denen der Gerhart Hauptmann und — Gustav von Moser sich immer wieder geltend macht. Dichtung und Dichter werden freilich um so länger auf dem Theater leben, je tiefer irgendein Drama die Psychologie der Individuen erfaßt und je mehr es in seinen wurzelstarken Motivierungen den Wetterstimmungen und Stürmen der Zeit zu trotzen vermag. Für das Wechselspiel der Augenblickswirkungen aber wird die Psyche der Menge mit ihren leichten und ungeduldigen Regungen immer mitentscheidend sein. Der berufene Schöpfer der Bühnengestalten wird sich ihr nicht unterwerfen und doch nie darauf verzichten, sie für sich zu gewinnen, sie seinerseits zu beherrschen. Während er in Empfindungs- und Charaktergehalt seiner Werke seiner inneren Anschauung und seinen Gefühlen folgt, rechnet er in der Formgebung zugleich bewußt oder unbewußt mit der Natur der Menge, für die er seine innere Welt anschaulich macht. Aus den Quellen seiner Beobachtungen und seiner Phantasie entspringt die Psychologie der Bühnenhelden, in der Erfahrung von der Natur der zuschauenden und teilnehmenden Menge aber wirkt die Psychologie des Publikums formbildend mit. Was uns als Technik des Dramas und Theaters überliefert ist und nach den Bedingungen von Ort und Zeit seine besondere Entwicklung hat, ruht auf dieser Grundlage. Und so steckt der Plebejer Immermanns nicht nur in jedem Theaterbesucher, sondern fordernd oder Rücksicht heischend auch in jedem Theaterdichter — nur mit dem Unterschiede, daß der gemeine, lediglich um den äußeren Erfolg besorgte Spekulant sich ihm gefügig unterordnet, seine Neigungen wie die eines Tyrannen belauscht, während das Genie als Erzieher oder Souverän ihn beherrscht und ihn wie ein Kind oder wie einen Untertan zu seinem Heile lenkt.

An mancher anderen Stelle habe ich mich mit der Untersuchung beschäftigt, wie unsere offen daliegenden oder stillschweigend beobachteten Bühnengesetze mit der Psychologie des Publikums zusammenhängen. Hier möchte ich alle Theorien beiseite lassend, eine Reihe unmittelbarer Erfahrungen mitteilen, die mir im jahrzehntelangen Verkehr mit dem Theaterpublikum angeflogen sind. Angeflogen sage ich, denn in tausenden und abertausenden Vorstellungen war meine bewußte Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die Vorgänge im Bühnenrahmen gerichtet. Und die Welt um mich her versank mir ins Wesenlose. Aber gerade diese Hingebung an das szenische Spiel ließ es mich um so lebhafter empfinden, wenn aus meiner Umgebung starke Stimmungskontraste an mich herandrängten, und auf der anderen Seite gab mir die immer wiederkehrende Nötigung, mir von den empfangenen Eindrücken und ihren Ursachen Rechenschaft zu geben; ein Bewußtsein davon, wie sehr ich durch die Affekte meiner Umgebung im Zuschauerraum, durch die jede Wirkung verstärkende Resonanz im Augenblicke mitgerissen worden war. Von Erinnerungen aus beiden Bereichen möchte ich hier plaudern und einige praktische Beispiele zur Psychologie des Publikums beibringen.

Zwei bis drei Jahrzehnte trat mir das Publikum in einer festen, geschlossenen Gestalt entgegen, wie sie heute in größeren Städten zur Seltenheit geworden ist, nicht als bunte wogende Menge, in der die Individuen wechseln und sich immer neu vermischen, sondern wie eine ständige Vereinigung, deren Mitglieder man kennt und in der neue Erscheinungen auffallen, bis sie sich allmählich akklimatisieren. Darin war meine Vaterstadt Prag, in der ich als Knabe die ersten Bühneneindrücke empfing und später als Kritiker mehr als zwanzig Jahre die Theatereindrücke verfolgte, typisch für jene deutschen Mittelstädte, die eine alte Theatertradition aufs sorglichste hüteten und fortbildeten. Das Theater hatte seine feste Gemeinde, die die Gliederung der ganzen Gesellschaft abspiegelte, vielleicht die einzige in jener politisch stilleren Zeit, in der die verschiedenen Schichten der Bevölkerung Fühlung miteinander gewannen und in gewissen Momenten eine durch ein gleichmäßiges Interesse zusammengefaßte Gemeinschaft bildeten. So hatte es auch in den Tagen, in denen soziale Probleme, wenigstens die der Gegenwart, auf der Szene noch gar nicht behandelt wurden, eine still ausgleichende Kraft, die ihm heute, da sich Bühnen für die verschiedensten Bedürfnisse aufgetan haben, kaum mehr in gleichem Maße innewohnt.

In Prag, wo das alte deutsche Landestheater bald nach dem Wiener Nationaltheater, dem späteren Burgtheater, von einigen böhmischen Kavalieren, voran dem Grafen Nostiz-Rhieneck, ins Leben gerufen worden war, war das überaus theaterlustige Publikum lange Zeit förmlich nach Ständen geordnet. Aber in dieser damals noch strengen Gliederung gewannen Lebenskreise miteinander Fühlung, die in jenen Tagen des kaum erwachten politischen Lebens und der sozialen Scheidung sonst kaum ein Gefühl der Gemeinsamkeit hatten. Die Erblogenbesitzer in den feierlich anmutenden Rängen, der wohlhabende Mittelstand im Parkett, die Studenten im Stehparterre, die Kommis und Ladenmädchen auf den Galerien — all das schloß sich auf diesem Boden und nur auf diesem zu einer Einheit zusammen: zu der des ständigen Publikums, das in stillem oder lautem Einverständnis das Schicksal der Schauspieler und der Theaterstücke entschied. Dabei gab es Führer der Menge, die niemand ernannt hatte und die doch jeder anerkannte; Parteiführer und tonangebende Habitués, die in ihren Reihen die Losungen der Kritik verbreiteten, die sich durch einen Wink mit ihren Getreuen verständigten, die mit dem Applaus einsetzten oder auch mit dem Zischen, obgleich ein Polizeianschlag im Hause das letztere verbot, da, wie es im beweiskräftigen Amtsstile hieß, „das Mißfallen durch Schweigen genügend ausgedrückt wäre". Dieses aus so verschiedenartigen Elementen zusammengeballte, aber mählich ineinandergewachsene Publikum bildete eine lebendige Macht, die immer wieder im Augenblicke entschied, wenn auch die Urteile mitunter von der Kritik in zweiter Instanz geändert, vielleicht berichtigt wurden.

Als eines der stärksten Elemente wirkte immer wieder das Verhältnis dieser Gemeinschaft zum Schauspieler. Ein naives Publikum ist stets bis zu einem gewissen Grade im Bann der lebendigen Persönlichkeit, zu der es in unmittelbare Beziehungen tritt, die Abstraktion der Rolle vom Darsteller liegt ihm fern; es überträgt die Sympathie für den Liebling auf das Stück, und die Verdienste des Dichters auf den Darsteller. Wie oft habe ich diese harmlosen Verwechslungen im Theater mit angesehen. Dem beliebten Heldendarsteller, wie z. B. dem Schauspieler Edmund Sauer, der jahrzehntelang in Prag wirkte, wurden alle sympathischen Aktionen und großen Wallungen der klassischen Stücke gut geschrieben. „Der Sauer hat's ihm heute gut gegeben," pflegte eine mir benachbarte Abonnentin nach der großen Szene Egmonts mit Alba oder Posas mit König Philipp zu sagen. Dergleichen impulsive Äußerungen leuchten tief in die Psyche des Publikums hinein. Man mag Bilder von Archäologen und Malern stellen lassen — im tiefsten Grunde ergreifen doch nur der Mensch und sein Schicksal, und in unbewachten Momenten nennt man eben den Menschen beim vertrauten Namen und nicht nach der Maske, die er gerade trägt.

Eine ebenso unausrottbare Empfindung des Publikums ist die naive Freude an einem rettenden Schicksalswechsel, namentlich, wenn er nach langen, vergeblichen Kämpfen gegen das Ungemach eintritt. Alle Theorien, die den Pessimismus für allein wahrhaftig erklären,

vermögen nichts gegen diese unmittelbare Wirkung, der sich der Gebildete, mag er sie auch verbergen, ebensowenig entziehen kann wie der Ungebildete. Das mittelmäßigste Stück kann durch eine solche geschickt vorbereitete Wendung gerettet werden, und ein gut Teil schauspielerischen Erfolges beruht auf der Fähigkeit, eine plötzliche Glücksempfindung glaubhaft darzustellen. Nicht oft habe ich das Publikum so verzückt gesehen, wie in jener Schlußszene des Käthchen, in der das schlichte Mädchen, das eben erst die Tränen mühsam zurückgehalten hat, sich als glückliche Braut des Grafen v. Strahl gefeiert und umworben sieht. Auch mittelmäßige Stücke ziehen eine lange währende Lebenskraft aus solchen Halb-Überraschungen, aus solchen glücklichen Lösungen, die aus dem Lieblingstraum urplötzlich in die Gewißheit emporsteigen. Die Birchpfeiffer verfügte in ihrer reifen Zeit souverän über diese Effekte; unzählige Freudentränen flossen der endlichen Erhöhung der „Waise von Lowood“ und der „Grille“. Es sind eben nicht hintanzuhaltende psychische Entladungen, die sich verstärken, nicht nur summieren, sondern potenzieren, wenn sie in Form einer Kollektivempfindung auftreten und neben und nach dem Ereignis selbst dessen Resonanz auf jeden zurückwirkt. Wenn es sich um ein Strafgericht auf der Szene handelt, verwandelt sich das Parterre in Geschworenenbänke oder in ein Richterkollegium; blitzschnell, halb unbewußt machen sich die Milderungs- und Erschwerungsgründe geltend. Richterliche Neigungen erwachen, und das Publikum ist manchmal sogar geneigt, Kompetenzbedenken geltend zu machen oder der Nichtigkeitsbeschwerde wegen eines Formfehlers Raum zu geben. Ernst und Sorge beschweren sein Urteil, und es muß überzeugt werden, um sein Siegel auf die Entscheidung zu drücken. In großartigen Belohnungsfällen dagegen regt sich der ursprüngliche Märchendrang, der, wenn auch in das Unterbewußtsein gehoffter und erträumter Glücksfälle hinabgetaucht, das ganze Vorstellungsleben insgeheim durchsonnt. „Ein Volk ist immer kindisch,“ sagt Goethe — das gilt vor allem vom Volk im Theater, das, so reif und überlegen Einzelne seiner Angehörigen sein mögen, doch in seiner Totalität der Freude an verkörpertem Märchenglück nicht widerstehen kann. Dem Genie und dem szenischen Jongleur sind da Elemente der Wirkung in die Hand gegeben, die verwertet oder mißbraucht werden können.

Zu den Urtrieben der Menschen, die zum Publikum geworden sind, gehört auch der nicht abzuweisende Wunsch nach einer endgültigen Entscheidung. Ein unerledigter Fall reizt den Verstand des Einzelnen, der zu meditieren liebt, empört aber das Gemüt einer Versammlung, die mit Spannung, vielleicht mit Ungeduld den Vorgängen gefolgt ist. Neuestens finden es einzelne Dichter vornehm, die Lösung der Konflikte offen zu lassen oder doch zu verschleiern. Das erstere versagt immer, so geistvoll es begründet sein mag, das letztere rechnet auf ein intimes Ausnahmepublikum, das sich selten zusammenfindet. Die Dichter, die zu solchen Schlüssen neigen, sind innerlich durch ein ideelles und durch ein realistisches Moment bestimmt. Es schwebt ihnen vor, daß jedes Ende nur ein Schein-Ende, jeder Ausgang im Grunde ein Rätsel ist, und sie halten sich an die Erfahrung, daß die Konflikte im Leben fast nie reinlich und glatt gelöst werden, sondern die Menschen in einem Schwebezustand zurücklassen; so glauben sie der Lebenstäuschung näher zu kommen, wenn sie die Erschütterungen in einen ungewissen Zustand, in ein Langen und Bangen verlaufen lassen. Sie vergessen dabei nur eines: daß seit Menschengedenken die Wunderwirkung der Kunst wesentlich darauf beruht, geistig und sinnlich zum Ganzen hinzustreben, aus dem unentwirrbaren Kreuz und Quer der Wirkungen, die wir Zufälle nennen, eine geschlossene kausale Folge von Vorgängen herauszuspinnen und die unendliche, ewig wechselnde Flut des Lebens durch offenkundigen oder verschleierten Rhythmus und klärende An- und Ausklänge in einen vollendeten Kreislauf hineinzubannen. Die Hinüberleitung des Schwanken und Ungewissen, das Gemüt und Sinn erregte, in einen scheinbar unabänderlichen Zustand, bei dem man sich beruhigt, entspricht einem naiven Bedürfnis der Menschennatur, und eine durch die Weltliteratur hindurchgehende Symbolik hat sich für diese Schlüsse und Lösungen herausgebildet. Wer diesem Bedürfnis die Befriedigung versagt, weckt Unzufriedenheit der versammelten Menge oder verleitet zu den wunderlichsten Annahmen und Mißverständnissen. Ich erinnere mich eines Theaterabends, der durch das Monodrama „Die Mutter vor Gericht“ von Eduard Mautner (eine nicht sehr starke Nachahmung des Coppéeschen „Streik der Schmiede“) eingeleitet wurde und dann zu einem modernen Lustspiel überging. In dem Mautnerschen Gedicht verteidigt sich eine Frau aus dem Volke, die des Kindesmords beschuldigt ist, vor Richtern und Geschworenen, die stumm auf der Szene dasitzen. Bei ihren letzten Worten fällt der Vorhang, und die Meinung ist, daß das Gefühl der Hörer entscheiden soll. Frau Claar-Delia, die, in schön drapierte Lumpen gehüllt, damals die Rede der unglücklichen Mutter sprach, trat zehn Minuten später in mondainer Toilette als heitere Lustspielheldin auf. Zwei Backfische in der Bank hinter mir, denen während der Gerichtsszene die Tränen reichlich geflossen waren, erregten während dieses Wiederauftretens durch ihre Unruhe meine Aufmerksamkeit. „Habe ich Dir nicht gesagt, sie wird freigesprochen werden?“ rief die eine Kleine freudestrahlend der anderen zu. Das war eine echte Stimme aus dem Publikum, ein ganzer Strom von Naivität, der mich gründlicher erheiterte, als die Komödie auf dem Podium.

Ein andermal hörte ich vor einer Hamletvorstellung das Zwiegespräch zweier kroatischen Obersten im Stehparkett, von denen der eine ein literarisch gebildeter Mann, der einen Band deutscher Gedichte herausgegeben hatte, seinem völlig literatur- und theaterfremden Kameraden Interesse für die Vorstellung einzuflößen versuchte. „Was geht denn da eigentlich vor?" fragte der Urwüchsige. „Ja, weißt Du," meinte der Gebildete, auf die Personen des Theaterzettels deutend, mit absichtlicher Schlichtheit, „der König da hat seinen Vorgänger, seinen Bruder, umgebracht und seine Alte geheiratet, und der Sohn des Abgemurksten, der Hamlet, der sich darüber giftet, kommt nicht zur Ruhe, ehe er die beiden abgestraft hat." — „Aber da stehen ja noch so viele Leute auf dem Zettel?" — „Um die brauchst Du Dich gar nicht zu kümmern, das sind lauter Tralalas."

Wie oft ist mir die Geschichte von den Tralalas, durch deren Ausschaltung dem wackeren Kriegsmann der Genuß des Hamlet erleichtert wurde, durch den Sinn gefahren. Der Naturmensch hat in der Tat das Bedürfnis, sich mit seiner Teilnahme an einen fest herausgearbeiteten Körper der Handlung anzuklammern, und nur eine Vorstellung, die diesem Bedürfnis Rechnung trägt und das Beiwerk nicht überwuchern läßt, hat ihn in ihrer Gewalt.

Die modernen Inszenierungskünste, die das plastische Hervortreten des Wesentlichen opfern und alles, was nur begleiten, heben und verstärken soll, anspruchsvoll in den Vordergrund rücken, können durch ihre Tralalas blenden, verblüffen, einen gewissen Respekt hilflosen Staunens erzeugen, aber ein naives Publikum nicht mit sich fortreißen.

Auf der anderen Seite hat freilich der bloße Stimmungsreiz eine außerordentliche Macht über ein urwüchsiges Publikum, aber nur dann, wenn das Interesse an der Handlung die Menschen bereits auf d i e Höhe gehoben hat, wo die bloße Symbolik jedes dröhnenden Klanges, jedes vom Gefühl durchzitterten Lautes sie empfänglich für rein musikalische Redewirkung findet. Sie sind dann im eigentlichsten Wortsinne ganz Ohr. Die Rede wirkt dann häufig auf sie wie ein bloßer Schrei, der etwas Außerordentliches kündet, oder eine Begleitmelodie der Krisis oder Katastrophe, und der Sinn geht in der Gewalt des Tones unter. Das Merkwürdigste in dieser Richtung habe ich einmal zum Schluß des „Fiesko" erlebt. Der schon erwähnte Edmund Sauer, der unbedingten Glauben beim Publikum genoß, gab mit dem ganzen Aufgebot seines feurigen Temperaments den Fiesko; den Verrina spielte ein älterer, ungemein theatererfahrener Routinier, Herr von Ernest, der eine berühmt schöne sonore Stimme hatte, die in weichen und erschütternden Lauten melodisch dahinschmolz. Als die beiden Darsteller in ihrer letzten gemeinsamen Szene auf der Schiffsbrücke standen („Was zerrst Du mich so am Mantel — er fällt"), stürzte Sauer-Fiesko, vom ungeduldigen Affekt getrieben, zu früh ins Wasser hinunter. Der Mantel blieb dem Ernest-Verrina in der Hand, der nun unmöglich die berühmten Worte sprechen konnte: „Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach." Einen Augenblick verharrte der um seinen Haupteffekt betrogene Verschwörer in hilflosem Schweigen; dann aber zerknüllte er rasch gefaßt mit pathetischer Armbewegung den Purpur in seiner kräftigen Rechten, schleuderte ihn ingrimmig dem vorschnellen Fiesko nach und donnerte in schön verhallenden Tönen die Worte ins Publikum: „Nun, wenn der Herzog fällt, so muß der Mantel nach." Nicht zehn Menschen im Hause merkten die Umkehrung, keine Regung von Heiterkeit begleitete die unfreiwillige Komik der theatralischen Großartigkeit, mit der Verrina — nach Erledigung des Attentats — den roten Samtfetzen hinabschleuderte. Auf der Höhe der Situation war man ganz im Banne des Tons, und die Pose und das sinnlose Pathos machten denselben Eindruck, den die grausame Ironie des richtigen Textes hervorgerufen hätte.

In der Erregung, im Mitleben der Handlung und der Affekte kann ein Publikum sehr viel überhören, Verstöße gar nicht bemerken oder gelassen hinnehmen, rhetorische Entgleisungen vertragen. Wie oft habe ich Autoren in heller Verzweiflung über die Entstellung ihres Textes, über die Verpfuschung ihrer Verse, über die Unterschlagung ihrer Pointen gesehen, während die Teilnahme des Publikums durch all diese Zwischenfälle nicht wesentlich gelitten hatte! Das ist nicht bewußte Nachsicht, sondern vertrauensselige Hingebung an den Schein der Wirklichkeit, an das Lebendige des Vorgangs — ein Zustand, in dem man auch die unverstandene Einzelheit auf guten Glauben hinnimmt, wenn man nur den wesentlichen Zusammenhang der Vorgänge im Bewußtsein hat. Aber das gilt naturgemäß nur von den Ornamenten des dramatischen Baues, von den schmückenden oder verschärfenden Zutaten, von der Ausmalung der Stimmungen, von den Sentenzen, von dieser oder jener Wendung des Dialogs; die Voraussetzung für dieses Hinnehmen auf guten Glauben, das sich auch beim Klange einer unverstandenen Rede beruhigt, ist ein ungemein waches Interesse an dem Zusammenhang der Begebenheiten und an der Verkettung der Motive. In Bezug auf das Ineinandergreifen der Ereignisse und der Handlungen ist ein naives Publikum vollkommen unnachsichtig, von einer erstaunlichen Strenge. In allem was die Spannungsmomente betrifft, rechnet gerade ein naives Publikum, dem es immer fürchterlicher Ernst um die Handlung ist, mit der größten Aufmerksamkeit nach. In dieser Richtung wird durch die gleichzeitige, gemeinsame Aufnahme des Eindrucks durch viele Menschen nicht nur die Empfindung, sondern auch der

Scharfsinn, der Eifer der nachrechnenden Kontrolle gesteigert und auf die Spitze getrieben. Ein ausfallendes Glied der Motivkette, eine Lücke des Zusammenhangs in der Handlung erregt Unwillen, der zwar nicht laut zum Ausdruck kommt, weil es sich da um keine plötzliche Enttäuschung, sondern um eine lauernde Erwartung handelt, die unbefriedigt bleibt, der aber nichtsdestoweniger für das Schicksal ganzer Vorstellungen entscheidet. Dieser Unwille ist der allergefährlichste, weit gründlicher und entscheidender als die laute Opposition, die durch das Entgleisen irgendeiner Wirkung entsteht. Im letzteren Falle kann das schwankend gewordene Interesse wieder auf die Beine gestellt, die umgeschlagene Stimmung wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Wenn aber infolge eines Autorversehens oder einer unglücklichen Darstellung ein wesentliches Moment der Handlung dunkel bleibt, die Verworrenheit, das Unerklärliche an die Stelle der Kausalität tritt, dann reißt der Faden des Interesses völlig ab, das Publikum ist aus dem Bann entlassen, und es steht den agierenden Menschen auf der Szene nicht nur fremd, sondern geradezu feindselig gegenüber, weil es sich düpiert fühlt, weil es in ein Interesse hineingelockt wurde, dessen Objekt ihm völlig entschwindet. Es entsteht Verwirrung wie bei einer plötzlichen Verfinsterung; der Schein der Wirklichkeit, an den sich die Vorstellungen klammern, ist eben ausgelöscht, und an die Sinneseindrücke, die man noch aufnimmt, schließen sich willkürliche Begleitvorstellungen, meist parodistische Zerrbilder, wie sie das Mißvergnügen dem Enttäuschten nahelegt. Alle starken Durchfälle, alle inappelablen Verdikte des Publikums, die ich miterlebte, beruhten auf solcher Durchbrechung des motivierten Zusammenhangs. Ich erinnere mich, daß ein sehr anmutiges Lustspiel Wilbrandts, „Die Verlobten", das später im Siegeszuge über viele Bühnen ging, bei der Erstaufführung in Prag in Hohn und Lärm begraben wurde, weil infolge ungeschickten Spiels ein Stück verbindender Handlung verloren gegangen war.

Viele sogenannte Theatermänner verfallen in diesem Punkte einem bedeutenden Irrtum. Unter dem Eindruck der äußerlichen Tatsache, daß sich die laute Wirkung an diese oder jene lärmende oder blendende Szene knüpft, gelangen sie zu einem Trugschluß falscher Ursächlichkeit. Sie wähnen, daß alles auf diese dynamischen Effekte ankommt und daß man dasjenige, was vorhergeht oder dazwischenliegt, getrost zurückdrängen, beliebig kürzen oder gänzlich ausschalten dürfe; die Hauptszenen, meinen sie, werden das Ganze schon herausreißen. Ein radikaler Irrtum. Das Interesse, das auf den Höhepunkten zur Entladung kommt, wird nicht, wie diese Routiniers annehmen, erst durch diese letzte Steigerung erweckt, sondern sammelt sich im allmählichen Aufstieg an. Hat es sich vorher durch einen leeren Moment, durch ein Loch in der Handlung verflüchtigt, so kommt es gar nicht auf die Höhe, wie ein Ballon, aus dem das Gas entwichen ist. Auf der erwähnten Überschätzung des Einzeleffekts und der völligen Verkennung des Publikums beruhen jene unglückseligen Bearbeitungen klassischer Stücke, die scheinbar nebensächliche Szenen, d. h. Auftritte ohne großen Effekt, herausreißen und die Parademomente durch eine Art Notverband ganz plump aneinanderfügen. Heinrich Laube, dessen rasch zugreifende Dramaturgengeschicklichkeit oft durch Fehlschlüsse in die Irre geleitet wurde, leistete Bedenkliches in solchen Schnitten, die versteckte Lebensnerven der Dichtung abtöteten. Seine Bearbeitung Heinrichs IV., die beide Teile in einen Abend zusammendrängte, war ein Schlag gegen die natürliche Empfindung des Publikums, das an einem solchen Shakespeare-Abend, nur durch den Respekt gebändigt, verstört dasaß, ohne zu wissen, was auf der Szene vorging. Ähnlich verhielt es sich mit den älteren Hamlet-Aufführungen der Praktiker. Aber auch heute noch ereignen sich solche dramaturgische Barbareien. In der Käthchen-Aufführung an Reinhardts Deutschem Theater war der zweimalige Gang Käthchens in das brennende Schloß auf einen einzigen reduziert — offenbar um die Wirkung des Bühnenbildes durch die Zusammendrängung zu erhöhen. Aber dabei ging ein wichtiges Stück Handlung verloren — der Moment, in dem dem reinen Toren, dem Grafen von Strahl, die Schuppen von den Augen fallen, verschwand in der Versenkung. Und so war in Wahrheit die dramatische Wirkung herabgesetzt, nicht gehoben. Auf das mundus vult decipi hin wird unendlich viel im Theater gesündigt. Gewiß: das Publikum will getäuscht sein, aber es will um alles in der Welt nicht um die Täuschung betrogen sein.

In sehr interessanter Weise betätigt sich auch die Psyche des Publikums in der Bezeichnung der Grenzen für das Gewagte, das im Theater darstellbar ist, und für das Heikle, das auf der Szene gesprochen werden kann. Auf merkwürdige Art fließen da zwei Anschauungsweisen, die im Zuschauer zugleich lebendig sind, wenn auch eine von beiden oft nur latent ist, ineinander. Im Geiste der Fiktion, auf der das ganze Bühnenspiel beruht und die ja auch dem Publikum gegenwärtig ist, sprechen und handeln die Personen auf dem Podium da oben für einander, und die Menschen da unten im Parterre haben lediglich, da die vierte Wand entfernt ist, Gelegenheit, sie zu belauschen. Die letzte logische Konsequenz dieses Verhältnisses zwischen Bühne und Zuschauerraum wäre mithin, daß die Theaterfiguren auf der Szene sich so gebärden und aussprechen können, wie sie es für sich allein oder untereinander tun. Aber dieser Konsequenz steht ein Gefühl, das, solange es eine Szene gibt, nie zu unterdrücken war, hindernd im Wege. Wenn auf der einen Seite den Zuhörer, so groß die

Illusion auch sein mag, immer das Gefühl begleitet, daß es sich nur um ein Spiel, um einen Schein handelt (wie könnte er sonst manche krasse Katastrophe ertragen?), so verläßt ihn auf der anderen Seite, so viel Freiheit er diesem Schein zugesteht, niemals das Bewußtsein, daß dahinter wirkliche Menschen stecken, die zu einer Versammlung wirklicher Menschen reden. An einem gewissen Punkte taucht dieses Bewußtsein in die Höhe; kurz vorher noch ganz als Einzelne an die Scheinwirklichkeit der in sich abgeschlossenen szenischen Vorgänge hingegeben, erinnern sich so und so viele Zuschauer durch ein Wort oder durch eine Gebärde herausgefordert, urplötzlich gleichzeitig daran, daß sie sich an einem öffentlichen Orte und in einer Versammlung befinden, und reagieren heftig gegen einen Eindruck, den sie unter soviel Zeugen nicht ertragen können. Die Art solcher Eindrücke ist freilich zu verschiedenen Zeiten verschieden. Diese Unterschiede bezeichnen zu wollen, hieße, eine Geschichte der Schamhaftigkeit des Publikums schreiben, deren Grundzüge ich einmal an anderer Stelle zu geben versuchte, die aber den Rahmen dieser Erinnerungen und Beobachtungen sprengen würde. Nur soviel sei angedeutet: die oft aufgestellte Behauptung, daß die Grenzen des Darstellbaren immer weiter hinausgerückt werden und daß die Gegenwart mehr auf der Szene dulde als irgendeine frühere Zeit, oder auch nur als irgendeine Periode unserer eigenen nationalen Vergangenheit, ist für den Historiker durchaus nicht haltbar. Wenn man sich erinnert, daß das Schauspiel „Der Hofmeister" von Lenz tatsächlich im XVIII. Jahrhundert gegeben wurde und daß das Publikum eine Szene ertrug, in der der entmannte Held einem in ihn verliebten Mädchen fruchtlos begreiflich zu machen sucht, daß er eine Ehe nicht eingehen könne, so kann man getrost sagen, daß diese Art von Humor oder Tragikomik heute auf der Szene unmöglich wäre.

Aus tiefliegenden kulturellen und ethnologischen Gründen wechselt die Empfindung des Publikums immer auf diesem Gebiete, soweit es sich um die Art der Objekte handelt, bei deren Wahrnehmung das Bewußtsein der Öffentlichkeit erwacht. Immer aber ist diese Empfindung vorhanden und zieht ihre Grenzen, mit denen gerechnet werden muß. Ein Gesetz scheint sich mir dabei als ein festes, unabänderliches zu bewähren. Die Empfindlichkeit des Publikums nach dieser Seite hin steht im umgekehrten Verhältnis der Entfernung der Vorgänge von der Gegenwart. Gegen die frechsten Äußerungen des Frevlers einer phantastischen Welt wird ein Publikum selten oder nie reagieren. Man findet es da ganz in der Ordnung, daß der Bösewicht in seinem Metier arbeitet und unter Umständen seine Art besonderer Logik entwickelt; dagegen tritt sehr leicht eine wunderliche Scham in Kraft, wenn eine Theaterfigur, die dem Parterrebesucher als seinesgleichen nahe gerückt ist, ein Räsonnement zum besten gibt, das der sozialen Anschauung des Publikums ins Gesicht schlägt. Ich erinnere mich da eines sehr charakteristischen Vorfalls aus den sechziger Jahren, in denen die sogenannten französischen Sittengemälde sich auf den deutschen Bühnen breit zu machen begannen und noch ernst genommen wurden. Da gab man in meiner Vaterstadt eine neue Komödie dieser Art, „Sophie Arnauld", ein mit Recht längst vergessenes Stück, in dem ein Marquis seiner Frau ankündigt, daß er sich von ihr scheiden lassen wollte, und auf ihre Einwände, die die Heiligkeit der Ehe betonen, erwidert: „Madame, eine Ehe ohne Kinder ist so recht eigentlich keine Ehe." Kaum waren diese Worte gefallen, so erhob sich ein Murren im Publikum, und der ganze Rest des Aktes ging in der Unruhe der in ihrem Gefühl beleidigten Zuschauer unter. Das war eben damals ein empfindlicher Punkt. In einer Komödie, die als Gesellschaftsstück den Zuschauern an den Leib rückte, konnte man die öffentliche Verkündigung dieser Anschauung nicht ertragen — mit einem Male vergaß man die Voraussetzungen der Täuschung und lehnte diese öffentliche Kundgebung mit aller Heftigkeit ab. Heute würde man diese Stelle sehr zahm und harmlos finden. Doch wäre es ein gewaltiger Irrtum, anzunehmen, daß es nicht auch heute noch viele Punkte gibt, an denen sich das Publikum verletzt fühlt, weil es, in seinem Schamgefühl getroffen, plötzlich das Sein hinter dem Schein entdeckt und sich gegen diesen Eindruck wehrt. Während einer Aufführung der hölzernen Komödie „Hidallah" von Wedekind habe ich das erst kürzlich miterlebt. Man sah eine Schauspielerin bei einigen Worten, die sie zu sprechen hatte, unter der Schminke erröten, und die ganze Wendung — es handelte sich um den Moment, in dem ein Mitglied des Hidallahbundes seine Rechte im Vorbeigehen geltend macht — wurde von dem recht abgebrühten Publikum als eine peinliche, kaum mehr zu ertragende empfunden. Auch hier also wird die Psychologie des Publikums immer mitgestaltend wirken, immer ein Faktor in der Theaterrechnung sein, wenn auch das x, das in dieser Rechnung eine entscheidende Rolle spielt, ein variables ist.

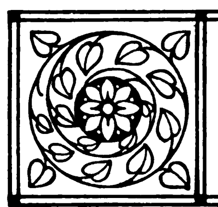
In den Weltstädten hat man viel weniger Gelegenheit, die natürlichen Instinkte des Publikums an den großen, angeblich leitenden Theatern so unmittelbar zu beobachten, wie an den stillen Kunstanstalten der mittleren Städte, wo ein nur ganz allmählich wechselndes Stammpublikum auf die Bühne, von der es seine Anregungen empfängt, rastlos zurückwirkt. Das Premierenpublikum jener Berliner Theater, die für eine gewisse Zeit, wenn auch oft nur für eine kurze, das Schicksal der Novitäten bestimmen, setzt sich zum geringsten Teil aus Menschen von naiver Empfänglichkeit zusammen und besteht auch nicht aus Elementen von gleichartiger Dis-

position oder von der Fähigkeit, sich einander rasch anzugleichen und dadurch den Eindruck zu verstärken. Ein gutes Dritteil der Zuschauer wird durch die Kritiker und berufsmäßigen Schriftsteller gebildet, die, abgestumpft gegen Theatereffekte und geradezu geschult, Komposition, Motive und sprachlichen Ausdruck zergliedernd nachzuprüfen, die Bühnenvorgänge mehr mit dem Verstand als mit der Empfindung verfolgen und die obendrein von literarischen Richtungen, denen sie sich aus Überzeugung angeschlossen haben, beherrscht sind. Ein anderes Dritteil faßt die Premierenlöwen und die Interessenten des Hauses in sich, von denen die einen aus sportmäßiger Liebhaberei, die anderen in ihrem ökonomischen Eifer alle Chancen des großen Rennens erwägen. In diesem Kreise habe ich fast nie einen Punkt der Handlung, die Berechtigung eines Motivs, die Haltbarkeit einer schauspielerischen Auffassung diskutieren hören, wohl aber bis zum Überdruß die Frage, ob das Stück etwas „machen“ und wieviel Aufführungen es erleben wird. Dabei treten wohl Leidenschaften zutage, aber solche, die mit den Affekten, die der Dichter vorführte, nicht das geringste zu schaffen haben; bei einem letzten Dritteil endlich wird die naive Theaterempfindung, die es zur Vorstellung mitbringt, durch den wunderlichen Ehrgeiz, es der Kritik zuvorzutun und die Urteile und Urteilsbegründungen des literarischen Gerichtshofs vorwegzunehmen, häufig zurückgedrängt oder doch eingeschüchtert; die schlichtesten Besucher dieser Modetheater fürchten den Makel der Bildungslosigkeit, der ihnen angeheftet werden könnte, wenn sie sich unbedenklich den nächsten Wirkungen hingäben. An den Äußerungen einer so zusammengesetzten Menge kann man die Psyche eines unbefangenen und durch die Eindrücke zur Einheit zusammengeschlossenen Theaterpublikums fast niemals studieren. Nur in wenigen Ausnahmefällen gelingt es Autoren und Darstellern, die natürliche Empfindung aus all den Palisaden, Mauern und Wällen, hinter denen sie verschanzt ist, hervorzustürmen. Daher vielfach Erfolge und Mißerfolge, die die Zeit berichtigt, und die vielen lauten Meinungskämpfe, die verschiedenartigen Reflexionen entspringen und aus ihnen hervorgehen müssen, während die Macht des Gefühls immer eine vereinigende und ausgleichende Kraft betätigt.

Für jene Theaterwirkungen, die über die Sensationen einer Spielzeit hinaus einen bleibenden Einfluß auf die Menschen gewinnen, wird die Psychologie des Publikums schlechtweg, wird die von Immermann konstatierte Tatsache, daß in jedem Theaterbesucher „ein Plebejer steckt“, immer von der größten Bedeutung bleiben. Freilich nicht in dem Sinne, als ob dieser „Plebejer“, dieser völlig bildungslose Naturmensch mit seinen primitiven Neigungen, mit seinen kindlichen Wünschen, mit seiner leichten Bestimmbarkeit den Ton der dramatischen Literatur angeben, den Entwurf und die Ausgestaltung der dramatischen Gebilde ausschließlich beeinflussen könnte und sollte. Eine solche Entwicklung würde uns, wenn sie überhaupt möglich wäre, in das Kindheitsalter aller künstlerischen Produktion zurückwerfen und die Entwicklung des Theaters zu tieferer Beobachtung des Lebens und der Menschen, zu zarterer Beseelung der Teilnahme und zur Verfeinerung des Ausdrucks, die nur mit höherer geistiger Anstrengung zu genießen ist, ausschließen. Auf der andern Seite aber muß all diese Entwicklung den Zusammenhang mit den natürlichen Regungen des Publikums bewahren, wenn das Theater sich im großen Bereiche der ästhetischen Volkserziehung behaupten soll. Die Natur des Publikums muß veredelt, verfeinert, aber nicht unterdrückt werden. Es ist dasselbe Problem wie das der Kindererziehung, die ebenso sicher fehlgeht, wenn sie alle Naturtriebe gewähren läßt, ohne durch die Ergebnisse einer unübersehbaren Kultur auf sie einzuwirken, als wenn sie die Naivität völlig unterdrückt und den Menschen Anschauungen und Gewohnheiten einzupfropfen versucht, die mit ihrer Empfindung nichts mehr gemein haben. Im Theater und im Leben werden durch ein derartiges Verfahren gerade die Keime der Entwicklung, die man begünstigen möchte, zerstört; denn diese entfalten sich nur im Quellenbereiche natürlicher Regungen, die man erschließt.

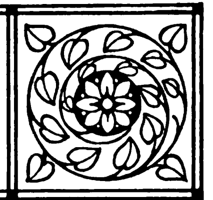
Eine große Gefahr für unser Theaterleben liegt darin, daß es von Elementen gedrängt und geleitet wird, die in der Vereinsamung ihrer überreizten Neigungen, in ihrer blasierten Vorliebe für das Paradoxe und in ihrer Sucht nach Sensation alle Fühlung mit der Psyche des Publikums verloren haben. Gewiß! es wäre ein Verderb, wenn das Theater mit allen primitiven Regungen Ungebildeter und zur Nachdenklichkeit wenig gestimmter Zuschauer rechnete, wenn es die rohstoffliche Spannung über alles setzte, in der Darstellung ernster Lebensprobleme jedem kindlichen Fabeldrang nachgäbe und den wirklich plebejischen Wünschen der Menge schmeichelte; auf der andern Seite aber trägt die Verstiegenheit und Verkünstelung, die gar keinen Weg zur natürlichen Empfindung des Publikums mehr findet, den Todeskeim in sich. Die feinste aller belauschten Stimmungen, die tiefste aller Motivierungen wird im Theater erst lebendig, wenn die Seele des Publikums in einem entscheidenden Punkte getroffen wird. Sonst erstarrt, selbst wenn durch Respekt und Voreingenommenheit der Widerstand des innerlich unbeteiligten Publikums gezähmt wird, das ganze Theaterwesen zu einem äußerlichen Kult.

Ein theaterfremdes Publikum kann für die Kunst erzogen werden; ein volksfremdes Theater welkt rettungslos dahin.



Die Pariser Markthallen.

Von Karl Eugen Schmidt.



Paris ist mit dem Wasserkopfe verglichen worden, der die Säfte des ganzen Landes an sich ziehe, aber noch besser scheint mir der Vergleich mit einem jener entsetzlichen Kraken, die die Tiefe des Meeres bewohnen und ihre tausend Arme nach allen Seiten ausstrecken, die Beute dem in der Mitte sitzenden Magenkopfe zuzuziehen. Diese Idee ist mir vor einer Karte gekommen, die durch dicke und dünne Striche anzeigte, von woher Paris seine Zufuhren erhält, und da saß richtig das Ungeheuer, der Krake, mit dem Bauche in Paris, und seine Arme erstreckten sich über ganz Frankreich, von überall her die Nahrung holend. Das sah ganz genau so aus wie eines der fürchterlichen Fabeltiere, die in Wirklichkeit gar keine Fabeltiere sind, uns aber glücklicherweise so vorkommen dürfen, sintemalen sie uns nicht besuchen können, und wir uns hüten werden, zu ihnen auf den Meeresgrund zu ziehen. Die Karte aber war noch gar nicht vollständig, denn Paris zieht seine Nahrung nicht nur aus den französischen Provinzen, sondern die Arme des Kraken greifen über die Grenzen hinüber, wo die Saugköpfe sich in Deutschland, Österreich und Rußland festgesetzt haben; sie langen über das Ärmelmeer nach England, und ein ganz besonders langer und dicker Arm geht über das Mittelmeer nach Nordafrika, wo Algerien und Tunis für den Pariser Bauch arbeiten.

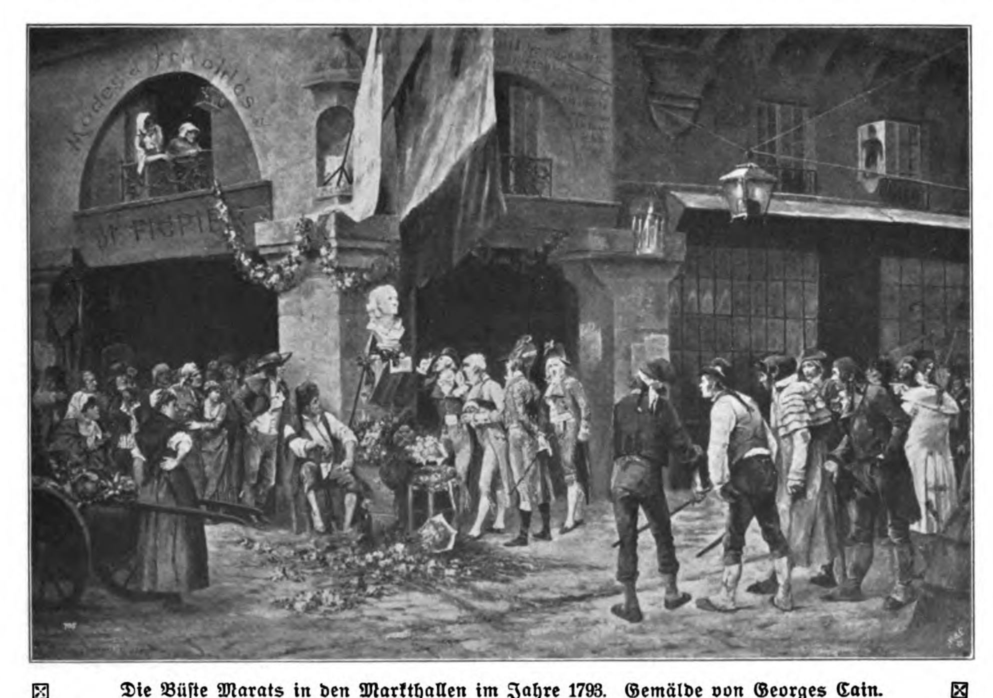
Und das wird verständlich, wenn man die Ziffern liest, die Paris sich alljährlich in den furchtbaren Schlund versenkt. Um den Leser nicht zu sehr zu erschrecken, wollen wir zuerst mitteilen, was ein jeder von uns Parisern jährlich verzehrt: 61 Kilo Fleisch, 146 Kilo Brot, 80 Hühnereier, 8 Kilo Butter und das gleiche Gewicht an Austern, 7 Kilo Fisch und ebensoviel Salz, 5 Kilo Wurst und doppelt so viel Wildbret und Geflügel. Dazu trinkt der Pariser im Jahre: 7 Liter Alkohol, 9 Liter Bier, ungefähr so viel, wie ein rechtschaffener Münchener an einem einzigen Tage braucht, 7 Liter Apfelwein, was dem Frankfurter oder Sachsenhäuser auch nicht genug wäre, und endlich 200 Liter Wein, womit sich selbst der durstigste Rheinländer begnügen würde.

Ganz Paris aber verzehrt im Jahre beispielsweise rund 200 Millionen Kilogramm Fleisch, eine halbe Million Rebhühner, 7 Millionen Hühner, beinahe 4 Millionen Kaninchen, 5 Millionen Kilo Obst, 17 Millionen Kilo Eier, und es trinkt 5 Millionen Hektoliter Wein, 180 000 Hektoliter Alkohol und Apfelwein und 250 000 Hektoliter Bier.

Aus diesen Zahlen ergibt sich auf den ersten Blick, daß der Pariser und somit der Franzose ganz anders lebt als der Deutsche in Stadt oder Dorf. Der Wein hat in Frankreich fast eine größere Bedeutung als das Bier für Deutschland, Fische, Muscheln und Austern spielen in Frankreich eine weit größere Rolle als in Deutschland, und was die Kaninchen anlangt, so werden in Frankreich sicher hundert verzehrt, ehe man in Deutschland ein einziges davon anrührt. Überhaupt ißt der Franzose manches als ganz besondere Leckerei, was der biedere Deutsche mit keiner andern als der Mistgabel anfassen würde. Ich denke zum Beispiel an die fetten Weinbergsschnecken im deutschen Rheinlande, die der reisende Franzose nicht ansehen kann, ohne daß ihm das Wasser im Munde zusammenläuft. Wie viele davon der Pariser verzehrt, kann ich nicht verraten, aber mit Austern und Muscheln beläuft sich das Gewicht dieser in Paris jährlich verzehrten Weichtiere auf die Kleinigkeit von 23 Millionen Kilogramm. Auch der Brotverbrauch dürfte in Frankreich erheblich größer sein als in Deutschland, wohingegen der Deutsche weit, weit mehr Gemüse, besonders Kartoffeln, aber auch Kohl, vertilgt als der Franzose. Als Obstesser wiederum steht wohl der Franzose an der Spitze mit seinen zwei Kilogramm jährlich auf Mann, Weib und Kind.

Wo man in Frankreich hinkommt, bemerkt man bei näherem Hinschauen einen der Saugnäpfe des Kraken: in der Bretagne und der Normandie arbeiten die Fischer allein und einzig für das Ungeheuer, und jeden Abend saust der Extrazug mit Fischen, Krebsen und Muscheln nach Paris, wo ihr Inhalt zur frühen Morgenstunde an den Hallen versteigert wird. Will der Sommergast in einem dieser Fischerdörfer einen von den tausend täglich gefangenen großen Seekrebsen oder auch nur ein paar Fische haben, so muß er sie entweder selber fangen oder aber unendliche diplomatische Kunst aufbringen, denn alles, was die Fischer fangen, ist schon vorher kontraktlich den Pariser Händlern verfallen. Ebenso steht es in der nähern und weitern Umgebung von Paris: da wandert man viertelstundenlang zwischen Erdbeerbeeten hin und kann doch keine einzige reife Erdbeere erhalten, weil alles schon nach Paris verkauft ist. In Bauernhöfen mit vierzig Milchkühen und hundert eierlegenden Hennen kann man keine Messerspitze Butter und kein Ei kaufen: alles geht kontraktlich nach Paris. Das Tollste ist, wenn man zusehen muß, wie alle diese an Ort und Stelle erzeugten Dinge am Abend nach Paris geschickt werden und dann am nächsten Morgen in kleineren Quantitäten von dort zurückkehren. Ich habe einen Sommer in einem abgelegenen Dörfchen, zwanzig Kilometer von Paris, zugebracht. Da war kein frisches Gemüse, keine Butter, kein Ei, kein Obst zu erhalten, obwohl das ganze Land weiter nichts als diese schönen Dinge produziert. Die Händler am Orte selbst reisten jeden Morgen mit dem ersten Zuge nach Paris, um dort in den Markthallen ihren Bedarf zu decken, und vielleicht brachten sie die nämlichen ländlichen Erzeugnisse in ihre Heimat zurück, die man am Abend vorher von dort nach der Hauptstadt geschickt hatte.

Das Herz des Kraken ist in den großen Markthallen zu suchen, die in dem alten Stadtviertel nahe dem Louvre und dem Hotel de Ville liegen. Hier bestand schon seit Jahrhunderten ein großer Markt, schon Philipp August erließ im XII. Jahrhundert eine Marktordnung, und Philipp der Schöne erweiterte das Marktgebiet. Im XIV. Jahrhundert wurde eine wirkliche Markthalle aufgeführt, die zweihundert Jahre später nach einem Brande durch eine neue, größere ersetzt wurde. In jener Zeit lag gleich neben dem Marktplatze ein Fried-



Die Büste Marats in den Markthallen im Jahre 1793. Gemälde von Georges Cain.

hof, und so wenig war man damals von der Nachbarschaft der Toten belästigt, daß dieser Friedhof der Unschuldigen die beliebteste Promenade der Pariser war. Was am Ende des XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrhunderts das Palais Royal für den Pariser war, was seit mehr als einem halben Jahrhundert die Boulevards sind, das waren im Mittelalter die gegen Regen geschützten offenen Hallen des Cimetière des Innocents, an dessen Wänden ein berühmter Totentanz gemalt war und von dessen Herrlichkeit heute weiter nichts übrig ist, als die eine kleine Strecke weiter transportierte Fontaine des Innocents, eines der schönsten Bildhauerwerke der französischen Renaissance.

Dazumal war auch noch nicht der gesamte Lebensmittelhandel an dieser einzigen Stelle konzentriert, sondern je nach ihrer Bequemlichkeit hatten sich die verschiedenen Händler an verschiedenen Stellen festgesetzt, während anderseits eine Anzahl Gewerbe, die jetzt keine Stätte mehr in den Markthallen haben, damals ihre Waren hier feilhielt: die Leder- und Tuchhändler zum Beispiel. Aus den drei Gemälden aus dem XVII. Jahrhundert, die nach den im Musée Carnavalet befindlichen Originalen hier abgebildet sind, sieht man, daß der Markt von Brot, Geflügel und Fischen damals am Seineufer abgehalten wurde, und zwar nicht auf dem rechten Ufer, wo jetzt die Markthallen liegen, sondern am Kai St. Augustin, wo heute die Münze steht. Heute ist das Brot wie vieles andere aus der Liste der in den großen Markthallen verkauften Lebensmittel ausgeschieden, und auch andere sehr wichtige Dinge kommen nur zum kleinen Teil hier zum Verkaufe. Alle Pariser Fleischer holen ihren Bedarf direkt aus den Schlachthäusern, ohne den Umweg durch die Markthallen zu machen, und so haben zwei der bedeutendsten Lebensmittel wenig oder nichts mit den Hallen zu tun.



Ausschnitt aus einem Gemälde des XVII. Jahrhunderts „Die Versteigerung der Seefische“. Im Museum Carnavalet.

Was aber beinahe ganz durch die Hallen geht, sind die Erzeugnisse der Felder und Gärten an Gemüse und Obst, die Produkte der Bauernhöfe an Käse, Butter und Eiern, die Beute der Jäger und der Fischer, und schließlich etwas, das man nicht gerade zu den Lebensmitteln rechnen darf, das aber in Paris wirklich zu den notwendigen Dingen, selbst von den wenig bemittelten Klassen, gerechnet wird: die Blumen. Diese letzteren haben allerdings noch einen großen und mehrere kleine besondere Märkte, trotzdem geht die Masse der in Paris verkauften Blumen durch die großen Markthallen, um sich von dort an die kleineren Märkte und an die einzelnen Händler und Verkäufer zu verteilen.



Ausschnitt nach einem zeitgenössischen Gemälde „Der Geflügelmarkt“ (um 1660). Im Museum Carnavalet.

Wenn man am Tage durch die Markthallen geht, bieten diese recht wenig Interesse. Die Hallen selbst und das ganze Viertel sehen etwas schläfrig und still aus, und der Besucher muß sich wundern, wie man diesen Ort den Bauch von Paris nennen kann. Aber der helle Tag ist auch nicht die richtige Zeit zum Hallenbesuche. Dazu muß man ein Frühaufsteher oder, wenn einem das bequemer ist, ein Spätwandler sein. Wenn man zum Beispiel auch nur bis Mitternacht im Café sitzen bleibt und dann seinen Weg zu den Markthallen nimmt, erhält man schon eine kleine Vorstellung von der Bedeutung dieses Ortes. Denn bereits um zehn Uhr beginnen die Gemüsewagen aus der Umgegend von Paris einzutreffen, mit zwei oder vier starken Gäulen bespannt, fast so groß wie Eisenbahnwaggons, mit Kohlköpfen, Gelbrüben usw. hoch gehäuft, von einem Plantuch bedeckt. Gegen ein oder zwei Uhr treffen ganze Eisenbahnzüge ein, und bis zum ersten Morgengrauen zieht es ununterbrochen heran, aus allen Richtungen, durch alle Tore von Paris. Jeder Wagen hat seine bestimmte Stelle, an der er hält und abladet oder vielmehr abladen läßt, denn kein Mensch hat das Recht, einen Korb oder

einen Sack innerhalb der Hallen oder auf dem sie umgebenden Trottoir von seiner Stelle zu rühren außer den, ich möchte sagen: vereidigten Sackträgern, die in Paris den pittoresken Namen Forts des Halles führen. Das ist eine geschlossene Korporation, die von neuen Kandidaten nicht nur Unbescholtenheit, sondern auch die nötige Körperkraft erfordert, und die um so strenger darüber wacht, daß kein Unbefugter sich an ihre Privilegien wagt, als ein Sackträger der Pariser Markthallen weit mehr verdient als irgendein anderer Arbeiter der französischen Hauptstadt: drei- bis fünftausend Franken jährlich.



Einkäuferin.
Nach einer Zeichnung von Gavarni.

Die von den bedeckten Hallen eingenommenen rund 30 000 Quadratmeter reichen lange nicht aus für den Großmarkt in den frühen Morgenstunden: durch die Hinzuziehung der anstoßenden Straßen wird das verfügbare Gebiet mehr als verdoppelt, und jede Straße, jedes Trottoir ist einer bestimmten Art von Lebensmitteln angewiesen, wie auch wiederum innerhalb jedes Bezirkes jeder Bauer oder Händler einen bestimmten Platz für seine Ware hat, wofür er eine feststehende Abgabe entrichten muß. Der Kunde des Großmarktes weiß also ganz genau, wo er sich am Morgen hinbegeben muß, um die von ihm gewünschte Ware kaufen zu können. Schon um zehn Uhr abends beginnt der Wagenstrom, der bei den Hallen einmündet und sich hier seiner Ladung erledigt; gegen drei oder vier Uhr ist die Zufuhr beendet, und in gewaltigen Haufen sind die Gemüse auf Trottoir und Straße, die Fische usw. auf großen Tischen aufgeschichtet. Jetzt ist das Leben an den Hallen am intensivsten, der Verkehr, das Gewühl von Wagen und Menschen am stärksten, der Lärm am lautesten, denn jetzt beginnt der Verkauf, der durch Versteigerung stattfindet.

Dazu stellen sich alle großen und kleinen Restaurateure und Hoteliers, alle großen und kleinen Händler von Lebensmitteln in eigener Person oder durch ihre Vertreter ein. Die Versteigerung selbst geht außerordentlich schnell von statten: denn gegen hundert Versteigerer üben gleichzeitig ihr Amt, ein jeder von ihnen bringt in einer Stunde hundert und mehr Lose an den Mann, und während nun die Wagen der Gemüsegärtner und Bauern, sowie die Fuhrwerke der Eisenbahngesellschaften schon lange verschwunden sind, wimmeln die von Pferden oder Menschen fortbewegten Fahrzeuge der Pariser Detaillisten in ungeheurer Zahl aus den Markthallen heraus, die gekaufte Ware an den Ort ihrer Bestimmung führend. Um acht Uhr im Sommer, um neun im Winter macht ein Glockenzeichen diesem Treiben ein Ende; die Versteigerungen sind nun beendet, und wenn man zwei Stunden später an den Hallen vorüberkommt, nimmt





Blumenmädchen und Fisch- und Obsthändlerin.
Nach Zeichnungen von Gavarni.

man die nämliche schläfrige Stille wahr, die uns auch am Nachmittag empfängt.

Der rechte Augenblick zum Besuche der Hallen ist also die frühe Morgenstunde, etwa zwischen drei und spätestens sechs Uhr. Dann ist die ganze Maschinerie im Gange, und man gewinnt einen charakteristischen Eindruck von diesem wimmelnden Ameisenhaufen. Das wissen die Pariser denn auch ganz gut, und es ist schon lange feststehender Brauch, daß reiche Nachtbummler ihre Abenteuer mit einem Besuche der Hallen beschließen. Das fleißige Nachtleben hat hier eine ganze Menge alle möglichen düsteren Nachtlokale besucht worden waren. Nebenbei kann man da — weit besser als an irgendeinem andern Orte in Paris — etwas von den Apachen sehen, die jetzt eine so große Berühmtheit erlangt haben, daß man sie beinahe für eine Erfindung unserer Zeit halten könnte, obgleich sie mindestens ebenso alt sind wie die Großstadt Paris.

Nach der Beendigung der Versteigerungen en gros verschwindet der Markt aus den anstoßenden Straßen und von den Trottoirs, um sich als Kleinhandel unter Dach und Fach zurückzuziehen. Alle auf die



Vor den Hallen. Gemälde von L. Lhermitte.

Lokale hervorgerufen, die meisten allerdings sehr primitiv und von einem zweifelhaften oder vielmehr ganz zweifellosen Publikum besucht, manche aber auch auf wohlhabendere Gäste eingerichtet. Als Paris noch das häufige Ziel ausländischer Fürstlichkeiten war, als der damalige Prinz von Wales und weiland König Leopold von Belgien, mit den großenteils auch schon abgeschiedenen russischen Großfürsten und mit dem famosen König Milan von Serbien noch zu den tonangebenden Spitzen der Boulevards gehörten, pflegte auch die nächtliche „Tournée des Grands-Ducs“ an den Hallen zu enden, nachdem vorher Hallen einmündenden Straßen sind mit Geschäften angefüllt, die mit den Hallen in Verbindung stehen, und alle Importeure von Lebensmitteln sind in diesem Viertel zu finden. In den zehn Pavillons der Markthallen selbst werden den Tag über nur Detailverkäufe abgeschlossen. Zwei dieser Pavillons gehören den Fleischern, denn obgleich die meisten Fleischer ihren Bedarf nicht in den Markthallen, sondern in den Schlachthäusern decken, geht doch fast der vierte Teil alles in Paris gegessenen Fleisches durch die Hallen: außer einigen kleineren Fleischern kaufen hier die Restaurants und die Hotels ein. Nicht nur die Pariser



Vor den Markthallen. Nach einer Photographie von J. Kuhn in Paris.

Schlachthäuser versorgen die Hallen, sondern auch aus den umliegenden Plätzen, aus dem übrigen Frankreich und sogar aus dem Auslande kommt Fleisch hier an. Amerika und Australien senden immer größer werdende Quantitäten gefrorenen Fleisches nach Paris, Rußland beteiligt sich an diesem Import, aus Deutschland und Österreich kommen bereits geschlachtete Hammel, aus der Normandie und aus der Bretagne Kälber und Schweine, alles schon fertig zum Zerkleinern und Verkaufen. Sobald ein Korb mit Fleisch ausgeladen wird, besorgt ein Inspektor die Untersuchung; verdächtiges wandert zur mikroskopischen Untersuchung in den Pavillon Nr. 3. Wird es für schlecht, aber nicht für gesundheitsschädlich erkannt, so kann es zugunsten der Insassen des zoologischen Gartens konfisziert werden; ganz verdorbenes und schädliches Fleisch wird durch Chemikalien völlig ungenießbar gemacht, damit kein Unredlicher in Versuchung komme, es doch noch in des armen Mannes Küche zu bringen.

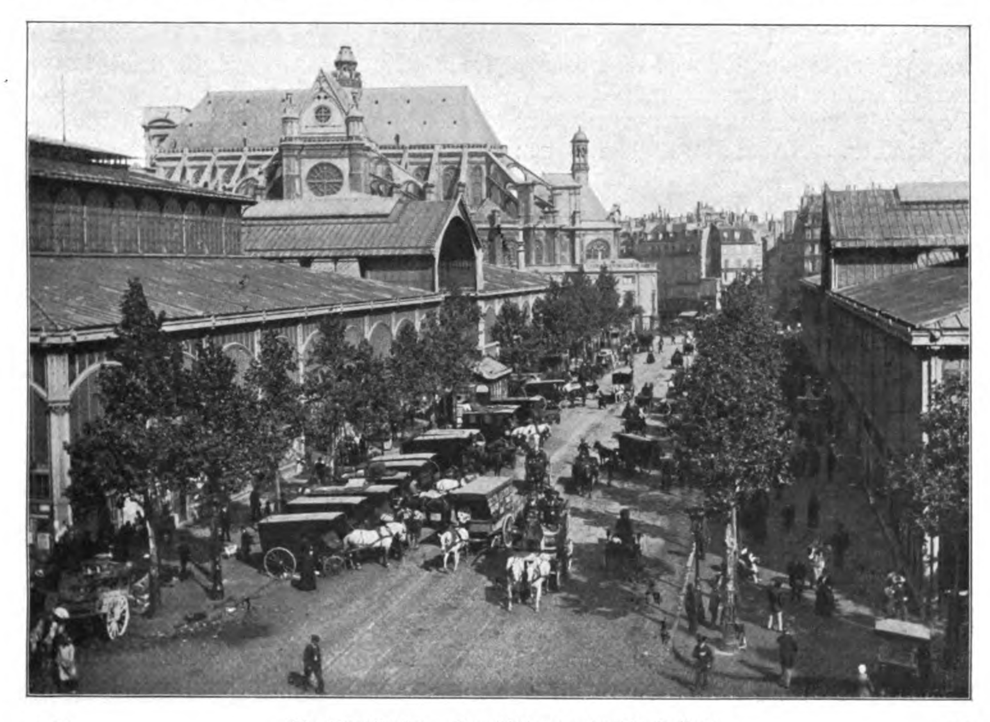
Übrigens ist auch für diesen armen Mann gesorgt. Man muß den Pavillon Nr. 11 besuchen, um sich davon zu überzeugen. Hier werden die sogenannten „Harlekine" verkauft, die ihren Namen nicht mit Unrecht führen, denn wie das Kostüm des Harlekins aus allen möglichen bunten Flicken zusammengesetzt ist, so besteht ein solcher Harlekin der Markthallen aus allen möglichen Speiseresten, deren ursprüngliche Bestandteile sich nicht immer erkennen lassen. Die Hotels und Restaurants verkaufen jeden Abend ihre Reste in Bausch und Bogen, und die Käufer teilen sie in angemessene, gut gemischte Portionen ein, die am nächsten Tage von den armen Teufeln, welche die Hallen umschwärmen, für ein geringes erstanden werden. Wer keinen ekeln Magen hat, kommt hier sicherlich billiger und besser zu einer Mahlzeit als in den Restaurants siebenter oder achter Güte.

Ein merkwürdiger, aber auch nicht sehr appetitlicher Ort — aber appetitlich ist eigentlich gar nichts in den Hallen, den Blumenpavillon ausgenommen, wo doch gar nichts zum Essen verkauft wird — ist der Pavillon 4, bei den Hallenleuten nicht anders als Vallée de la Misère, Tal des Elends, genannt, nicht weil es da besonders schrecklich zugeht, sondern weil der

jetzt hierher verlegte Geflügelmarkt früher an einem Orte des Seineufers abgehalten wurde, der diesen Namen führte. Unten in den Kellern dieses Pavillons kann man, wenn man ein steinernes Herz im Busen trägt, zuschauen, wie den Tauben, Hühnern usw. ihre Henkersmahlzeit in den Magen gezwungen wird: der Henkersknecht nimmt diesen Brei in den Mund und stößt ihn heftig durch den geöffneten Schnabel in den Kropf der Taube, die danach fetter und besser aussieht als vorher und einen bessern Preis erzielt. Ähnliche, auch verbotene und unter allen Umständen grausame Manipulationen werden mit Hühnern, Enten und Gänsen vorgenommen, um ihren Marktpreis zu erhöhen.

Die Pavillons 6 und 7 sind die erfreulichsten, besonders der letztere. In beiden werden Gemüse und Obst verkauft, im ersten im Großhandel, im zweiten im Kleinhandel, und außerdem sitzen hier die Blumenhändlerinnen. Hier braucht man sich also nicht zu fürchten, tief Atem zu holen und die Augen ordentlich aufzumachen, denn weder abscheuliche Schauspiele noch widerliche Gerüche werden uns quälen. Im Pavillon 9 sehen wir wieder die Gesundheitsinspektoren an der Arbeit, die hier noch mehr zu tun finden als im Fleischhause, denn hier werden die Wasserbewohner verkauft. Alljährlich werden an die 200000 Kilogramm Fische, Krebse und Weichtiere konfisziert, und hier erhalten wir auch eine Ahnung von dem Umfange, in welchem die Franzosen die schon oben erwähnten Weinbergsschnecken verzehren. Denn der Sanitätsbeamte teilt uns mit, daß jahraus, jahrein zwischen 180- und 220000 Schnecken als gesundheitsschädlich zurückgehalten werden.

Im Pavillon 10 kommen wir zu den Produkten der Bauerfrau, zu Butter und Eiern. Im Keller wird jeder Butterklumpen noch einmal durchgeknetet, ehe er zur Versteigerung gelangt. Die Butterhändler behaupten, daß das absolut notwendig sei, indessen kommt dem zuschauenden Laien der Verdacht, daß dieses Durchkneten vielleicht den Zweck haben könnte, einige Margarine dem Erzeugnisse der braven Kühe beizumischen. Bei der Versteigerung wird man fast an eine rheinische Weinversteigerung und -probe erinnert: jeder Käufer steckt den Daumen in die Butter und be-



Die Markthallen. Im Hintergrunde St. Eustache.
Nach einer Photographie von J. Kuhn in Paris.



In der Abteilung für Seetiere. Nach einer Photographie von J. Kuhn in Paris

riecht die Probe, ehe er sein Angebot macht. Konfisziert wird hier nichts, denn auch ranzige Butter kann in der Küche benutzt werden und schadet der Gesundheit nichts. Dagegen können die Beamten an den Eiern Justiz üben, deren jährlich 250 Millionen untersucht und 800000 verworfen werden. Die Eierkundigen halten ein jedes Ei gegen ein Licht und beschauen es vom andern Ende. Die Verworfenen sind nicht verloren, sondern werden zu allerlei industriellen Zwecken benutzt.

Die Bevölkerung der Markthallen ist den allermeisten Lesern wohl nur aus der Geschichte der französischen Revolution bekannt, wo die Damen der Hallen eine kurze Weile laut mitgewirkt haben. Später sind sie von Gavarni in einer Reihe geistreicher Zeichnungen festgehalten worden, heute hört man nur zur Zeit der Mittfasten von ihnen, weil sie im Verein mit den Wäscherinnen einen maskierten Umzug durch die Straßen von Paris veranstalten und bei dieser Gelegenheit eine sogenannte Königin erwählen, die sogar vom Präsidenten der Republik empfangen und beschenkt wird. Politisch dagegen existieren sie nicht mehr, und auch ihre Reputation als schimpfensfrohe Poissardes ist heute nicht mehr verdient. Die durch die Straßen ziehenden Marchandes des quatre saisons mögen diesen Ruf auch jetzt noch behaupten, die heutigen Damen der Hallen aber sind sehr respektable, seßhafte Händlerinnen, die ihre Steuer bezahlen und nicht grober, häßlicher oder männischer sind als irgendwelche andere Pariser Geschäftsfrauen. Es gibt sogar sehr hübsche und angenehme Gesichter unter ihnen, und obgleich man im Pavillon 7 nicht alle Verkäuferinnen mit ihren Rosen und Lilien und nicht einmal mit ihren Äpfeln und Kirschen vergleichen kann, sieht man da doch Erscheinungen, die es ganz verständlich machen, daß der Präsident der Republik denjenigen Teil seiner Amtspflichten, der ihm das Umarmen und Küssen der jeweiligen Königin der Hallen auferlegt, nicht für den unangenehmsten hält. Wenn man sonst auch wenig Anlage zum Staatsoberhaupte hat, gerade in diesem Punkte könnte man den Präsidenten mitunter um sein Amt beneiden!




Eine Republik in der Wiege.

Von O. von Gottberg.

Verschwenderische Freigebigkeit der Natur hat das von südlicher Sonne gewärmte aber auch vom Hauch des Meeres gekühlte Portugal zu einem Paradies gemacht. Freilich wankt die Scholle unter Stößen der grollenden Erde, wie unter politischen Umwälzungen der Staat eines Bastardvolkes eitler, prahlsüchtiger, unmännlicher Kinder. Achtzig von Hundert sind Analphabeten und abergläubisch wie die Geisteranbeter von Haiti. Noch heute lassen sie sich einreden, daß die Jesuiten Säuglinge schlachten, um aus ihrem Blut heilkräftige Tränkchen zu gewinnen. Das ist das Volk, das sich in der Oktoberrevolution mündig erklärte, um Europa das Schauspiel einer Tragikomödie zu bieten, bis es unter englischem Protektorat seine Selbständigkeit verlieren wird.

Das Unglück des Portugiesen ist, daß die Natur ihn nicht an Kampf gewöhnte. Ein mildes Klima hat ihn verweichlicht. Um sich zu sättigen, braucht er kaum die Hand zu rühren. Kein Fischmarkt der Welt bietet mehr als der von Lissabon. Trauben faulen in Portugal auf der Rebe, obwohl auch der Bettler täglich Wein trinkt. Des Landes Kornkammern am Minho und Douro, im westlichen Estremaduro und Alemtejo könnten nicht nur der Nation, sondern auch dem benachbarten Spanien Brot liefern. Aber eigentlich nur Verwalter aus der Fremde verstehen mit modernem Gerät den Acker auszubeuten. Der Portugiese furcht ihn oft noch mit hölzerner Pflugschar. Brach liegen fruchtbare Landstriche, über deren weite Hänge der Hirt seine Schafe durch ein Rankenmeer blühender Rosen treibt. Der Täler Blütenpracht ist unvergleichlich. Fast durch das Fenster des Eisenbahnwagens könnte der Reisende Rosmarin und Myrten, Narzissen und Tulpen, die gelbe Cistus, die purpurgefleckte weiße Blüte des Ladanstrauchs und köstliche Früchte pflücken. Neben dem Öl-, dem Johannisbrot-, Mandarinen- und Orangenbaum steht immergrün die Eiche, die Palme, die Zypresse, der Ahorn, die Opuntie, die nordische Kiefer und der Eukalyptus des Südens. Und doch ist das Land verschuldet durch die Trägheit und politische Mißwirtschaft der Bewohner.

Gediegener Bildung und großen Besitzes erfreut sich nur eine winzig kleine Oberschicht von Menschen, die mit ihren Volksgenossen wenig gemein haben und gern im Ausland leben. So verschieden sind sie von der Masse der Portugiesen, daß man sie Kinder einer anderen Nation glauben könnte. Nur das Unmännliche, Weibische, haben auch sie. Mehr noch als andere Lateiner putzen, frisieren und pomadisieren sich die Männer. Sie schmücken sich mit bunten Edelsteinen wie ihre Frauen, zierliche, graziöse Dingerchen mit dem dunklen Teint und der sprühenden Lebhaftigkeit von Kreolinnen. Wie jede Rassenmischung schuf auch die, welche den Portugiesen gebar, schöne Frauen, und die verwöhnten Luxusgeschöpfe der Oberschicht verstehen mit raffiniertem Geschmack ihrer Grazie den Rahmen der Eleganz zu geben. Sie brauchen nicht alle schön zu sein, um zu gefallen, weil sie sich zu kleiden verstehen. Wie das von ihnen während der Tagesstunden bevorzugte Schwarz ohne jede hellfarbige Zutat Frauen mit dunkeln Augen und Haaren verschönen kann und wie es getragen werden muß, sieht man eigentlich erst in Lissabon. Diese Portugiesinnen haben nichts von der anämischen Lässigkeit der Spanierin, sondern sind vollblütig und lebendig. Sie gestikulieren, ob sie zu Dreien bei der Fahrt über die Avenida im Fond des Wagens oder am Eßtisch oder in der Theaterloge sitzen. Auch mehr Bewegungsfreiheit und Verkehr mit dem Mann gönnt ihnen die Sitte eines Landes, in dessen Häfen der Seewind die Bräuche der Fremde weht. Aus gleichem Grunde wohl plappern sie in fünf Sprachen, und nicht minder polyglott sind ihre Männer. Unter zwei täglichen Bädern und zwei Besuchen beim Friseur tun sie es nicht. Überhaupt ist Mangel an Reinlichkeit ihnen nicht vorzuwerfen. Vor einem Diner in Lissabon wurde der Fremde mit den einheimischen Gästen in einen Waschraum geführt, und die Art, wie dort jeder unmittelbar vor und nach Tisch in Riesenbecken die Hände wusch, ließ auf einen allgemeinen Brauch schließen.

Im Gegensatz dazu ist die Masse der Portugiesen schmutzig und ungebildet. Wohl sind die für den geschäftlichen Verkehr eines so kleinen Volkes unentbehrlichen Sprachkenntnisse auch dem Mittelstand der Kaufleute eigen, aber dafür redet sogar der Studierte in den schwülstigen Phrasen der Halbbildung. Wie in jedem unwissenden Kindervolk hat auch im portugiesischen die Presse ungeheure Bedeutung und verderblichen Einfluß. Der Schwachkopf, der krause Gedanken zu Papier und in Druck bringen kann, gilt als Genie, und wie in Zentralamerika macht in Portugal der Besitz des Titels Doktor oder Professor den Menschen nach Ansicht der Volksgenossen zur Bewältigung jeder Aufgabe fähig. Ignoranz überschätzt stets den Wert von Bücherwissen.

Die Halbbildung im Lehr- und Redaktionsstuhl war in Portugal angesehen und mächtig

genug, um den Umsturz der Monarchie durchzuführen. Ein Professor mordete König Carlos. Wer des Toten Leichenzug durch die Straßen der Hauptstadt fahren sah, konnte unschwer das Ende der Monarchie prophezeien. Des langen Stehens und Wartens müde schwatzten und schmausten im Spalier schaulustige aber sonst gleichgültige Bürger. Lachende Soldaten hoben widerwillig das Gewehr zum Präsentieren. — Dom Carlos war nicht das Ideal eines Fürsten, aber hatte die in Portugal seltenste Eigenschaft persönlichen Mutes. Er erlebte keine nennenswerte Revolution, weil das Volk wußte, er wäre dem Aufstand mit dem Degen in der Hand begegnet. Dann trug der Thron einen achtzehnjährigen König, und das Land hatte nur einen Mann, Joao Franco. Der eine Mann hätte unter Portugiesen vollauf genügt, den Staat und die Monarchie zu retten. Doch statt ihm sich anzuvertrauen folgte der König dem Rat von Frauen und Schwachen. Eine demokratische Hetzpresse wurde Herrin des Landes, zog Verwaltungsbeamte vor den Richterstuhl und stellte immer dreistere Forderungen. Der König erfüllte sie durch Unterzeichnen liberaler Gesetze und Berufung eines demokratischen Ministeriums. Also mußte er fallen: denn Könige, die nicht mit harter Hand den Geist der Zeiten gegen den Zeitgeist verteidigen, verwirken und verlieren ihre Krone! Das Wunder, daß die Revolution nicht früher ausbrach, erklärt ihr Verlauf. Die tatenscheuen Genossen der Verschwörung hatten eine gänzlich unbegründete Angst vor den um kein Haar mutigeren „Royalisten". Zwei Jahre brauchten die Republikaner, um sich zu vergewissern, daß Armee und Marine hinter ihnen stünde. Jeder, der einmal die portugiesische Soldateska sah, hätte ihnen verraten können, daß sie nur warte auf die Gelegenheit zu unbotmäßigem Tun, zu Raub und Plünderung. Ein Drittel ihrer Führer ergänzt sich aus den Verweichlichten der Oberschicht. Zwei Drittel avancieren aus der Mannschaft, aber weniger auf Vorschlag von Vorgesetzten als von Politikern. Zwischen den Offizieren beider Art besteht kein Verkehr, aber bittere Feindschaft. Mißtrauen, Eifersucht und offener Streit werden nie mit der Waffe ausgetragen und kommen darum nicht zur Ruhe. Der Mann ist schlecht verpflegt und ausgebeutet von den mit Politikern verbündeten Lieferanten. Die Genossen verhießen ihm Sättigung und gewannen ihn für die Sache der Revolution, wie den Bauern durch das Versprechen, den Ertrag seiner Wein- und Obsternte zu mehren.

Die große Stunde schlug. Männer in der Uniform von Marineoffizieren begannen das Bombardement eines Palastes, in dem wehrlos der junge König schlief. Ohne Hofchargen, mit geringer Dienerschaft lebte er dort in wenigen und engen Räumen einfacher als mancher seiner Untertanen. Im winzigen Schlafzimmer, das noch lag, wie er es verlassen hatte, sah der Besucher leicht, daß Dom Manuel sich nach der Heimkehr vom Diner beim Präsident-Marschall Fonseca ohne Hilfe eines Dieners entkleidet hatte. Der Stuhl neben dem Bett trug achtlos fortgeschleuderte Kleider und der eine Seitenknopf der Lehne den gleich wenig sorgsam angehängten Frack. Offen geblieben war ein Schubfach des Ordensschränkchens, in das der junge Herr zwei Sterne geworfen hatte. In der Küche hing die Speisenfolge bis zum Wochenende. Es sollte abends Suppe und ein Fleischgericht, Freitags als Fastenspeise — Stockfisch geben. Auch in den gerade unbewohnten Räumen der Königin Mutter verriet sich, daß die neue Hofhaltung sparen wollte, vermutlich um die Schulden der alten zu tilgen. Die Horde nun herrschender Demagogen wird dem Staat mehr als der vertriebene König kosten.

Als der erste Schuß krachte, flüchtete die Dienerschaft aus Necessidades. Der König war allein. Aus der Stadt kam nur ein Getreuer, ein Hofbeamter, um dem Herrn mit dem Rat zur Flucht die Meldung zu bringen, daß sein Heer schon auf der Seite der Genossen stehe. Dom Manuel fuhr zum Sommersitz der Königin Mutter. Als die Herrschaften sich einschifften, folgten ihnen außer Hofchargen nur Kadetten, die Zöglinge einer Militärreitschule, als kindlich treue Leibwache zum Schiff. Dom Manuel war vorläufig ein König der Kinder. Die Schuljugend begeisterte sich für den jugendlich Liebenswürdigen. Vielleicht hätte er die Zuneigung seiner Generation gewonnen. Aber genützt hätte sie ihm wenig. Der Portugiese tritt nicht für Ansichten, Ideale oder Prinzipien, sondern nur für seinen Vorteil ein, vorausgesetzt, daß er diesen ohne Gefährdung seiner Haut erhaschen kann.

Inzwischen warteten die Genossen zu Lande, die Truppen der Garnison unter dem Marinezahlmeister (Commissario naval) Santos mit zwölf Geschützen und mehreren tausend Gewehren, am Hang eines Lissabon und die lange Hauptstraße beherrschenden Hügels, auf den Erfolg der Genossen zu Wasser. Der erste Schuß aus den Feldgeschützen sollte gleichzeitig mit dem ersten auf den Königspalast, und zwar in die Polizeikaserne fallen. Aber Vorsicht ist die Mutter auch revolutionärer Weisheit, und der Zahlmeister durftete nicht nach Taten. Ihm gegenüber konnte am unteren Ende der langen Avenida Portugals einziger pflichttreuer Offizier das von ihm befehligte Leibregiment, zwei Schwadronen und zweihundert Polizisten versammeln. Seine eigenen Leute schlachteten ihn ab, ehe ein Schuß in die geringe Streitmacht gefallen war, und die (nicht aus der Mannschaft hervorgegangenen) Offiziere des königlichen „Leib"-Regiments führten, obwohl sie sich „Royalisten" nannten, die Truppe ins Lager der Rebellen.

Der Zahlmeister feuerte noch immer nicht. Entweder kannte er seine Portugiesen und wartete in Geduld auch auf das Eintreffen

der Polizisten oder er sagte sich, daß zweihundert Schutzleute einige Schüsse zurückgeben können. Jedenfalls hörte man auf den Kriegsschiffen nicht das verabredete Echo aus dem Mund der Feldgeschütze. Darum mußte Angst- und schließlich Todesschweiß die Stirn des großen Helden der Revolution, des Admiral Reis feuchten. Er glaubte sich im Stich gelassen, verraten, vielleicht ertappt, und Verzweiflung drückte ihm den Revolver in die Hand. Vor Angst blies er sein Lebenslicht aus und gab mit dem Blut wenigstens eines Genossen der jungen Freiheit ihre Weihe. Der als Nationalheld Gefeierte und auf Staatskosten Bestattete hätte warten können, denn der Zahlmeister stand mit dem Rücken gegen Portugals Schicksal, den Lunapark von Lissabon. Dort wohnten unter Bretter- oder Leinwanddach Seiltänzer und Akrobaten. Gewohnt auf Tau oder Trapez gelegentlich die Knochen zu riskieren, konnten sie des Zahlmeisters Zaudern nicht länger untätig zuschauen. Sie rissen die Türen von ihren Buden und bauten Barrikaden vor den Geschützen. Mann, Weib und Kind ließen sich die Gewehre reichen, aus denen die ersten Schüsse auf die Polizisten krachten. Der Mut der Seiltänzer fachte auch den der Kanoniere an. Granaten und Geschosse erschlugen 41 Menschen, und die am nächsten Morgen proklamierte Republik versprach großmütig „Freund und Feind" gemeinsam zu bestatten. Aber die Ziffer von 41 Toten schien nicht der Bedeutung des Ereignisses zu entsprechen. Man verschob das Nationalbegräbnis von Tag zu Tag, suchte in Lissabon für zwei Wochen nach Leichen und fand noch zwanzig, weil die Soldateska vor Wehrlosen den Seiltänzern an Tapferkeit nicht nachstand.

Das Hurrarufen verklang inzwischen. Die provisorische Regierung war konstituiert. Die neue Republik lag in der Wiege. Zu Ministern hatte die Ignoranz eines Volkes von Analphabeten natürlich die bewunderten und geheimnisvollen Männer des Bücherwissens gemacht. Vier Mediziner, sonst Professoren oder Schullehrer, saßen im Kabinett, weltfremde, gutartige Herren von bestem Ruf, die ihr Leben am Schreibtisch verbracht hatten und nun ein Staatswesen nicht nur verwalten, sondern zunächst rekonstruieren sollten. Nachdem sie drei Tage in wilder und naiver Freude durch die Straßen gesaust waren, um in den von „Aristokraten requirierten" Motorwogen die ungewohnten Freuden des Automobilfahrens auszukosten, verfügten sie als erste Amtshandlung die Ausweisung der kirchlichen Orden. Das konnte kein Staunen wecken, denn Volksfreiheit beginnt immer mit Priesterhetze und Konfiskation von Kirchengut. Umsonst macht niemand Revolution, und Geld oder Gut ist immer am leichtesten der schwarzen Schar abzunehmen, die das Kreuz, aber keine Waffen trägt. Auch könnte nur ein Kind sich darüber wundern, daß Hand in Hand mit dem Raub der Behörden und dem Plündern des Mobs oder der Soldateska das Morden von Mönchen und Mißhandeln von Nonnen ging, denn Freiheit und Menschenrechte genießen, heißt seiner Haut nicht sicher sein. Bemerkenswert war dabei nur das Verhalten der Höchsten und Gebildetsten im jungen Staatswesen, weil es verrät, wie und von wem Portugal nunmehr regiert wird.

Vom Donnerstag den 6. bis Sonntag den 9. Oktober wurden in und um Lissabon die Klöster beschossen, demoliert und geplündert. Verschont blieben nur Häuser britischer Orden, so das irländische Dominikanerkloster von Corpo Santo, weil hier der englische Gesandte sofort die Flagge hissen ließ. Nicht nur Mönche, sondern auch Weltgeistliche wurden durch die Straßen gehetzt, verhaftet, brutalisiert oder gar erschlagen. Die Nonnen, wiederum mit Ausnahme der englischen, die in der Gesandtschaft Schutz fanden, wo eine Schwester Tipping aus Verzweiflung über die ihr von der Soldateska angetane Schmach Selbstmord beging, wurden von den bewaffneten Schmutzfinken durch einen johlenden Mob nach dem Zeughaus geführt und dort im großen Saal auf nacktem Boden für fast eine Woche zusammengepferchi. Greisinnen waren unter ihnen wie Mädchen, die noch Kinder schienen. Nicht nur eine Deutsche trug den Namen einer bekannten katholischen Adelsfamilie. Diese gebildeten Frauen, die, seit sie den Schleier genommen, keinen Mann gesehen, wurden für Tage und Nächte bewacht und gespeist von rüden, zwiebelduftenden und bis an die Zähne bewaffneten Matrosen. Am Montag waren sie vor Entsetzen fast um den Verstand gekommen und reif für die erste Amtshandlung des Justizministers Senhor Affonso Costa.

Der Fremde fuhr dem Würdenträger nach, als er durch die Straßen sauste, wie wenn die Existenz des neuen Staates nur durch unausgesetztes Tuten der Hupe und die Geschwindigkeit des „von einem Aristokraten requirierten" Kraftwagens zu retten sei. Das Gefährt hielt in der Rua Oura vor einer Tür, in der neben dem Doppelposten ein Schwarm portugiesischer Journalisten stand. Von ihnen mit Hurra begrüßt, stieg Bürger Costa aus und hallenden Schrittes die Stiege zum gefangenen und bewachten Kardinal Netto hinauf. Der greise Patriarch von Lissabon lag noch krank von den Mißhandlungen der uniformierten Strolche, die ihn verhaftet und durch die Straßen geschleift hatten. Aber lächelnd, obschon eigentümlich lächelnd, beantwortete er Bürger Costas Fragen.

„Profession?"

Das Lächeln um die Greisenlippen wurde fast malitiös.

„Kardinal!"

„Welchem Orden angehörig?"

„Dem des heiligen Franz von Assisi!"

So ging es wohl eine halbe Stunde weiter. Aber bei jeder Frage fiel mehr Bürger-

würde von Senhor Affonsos Schultern unter dem eigentümlichen Lächeln des ehrwürdigen Kirchenfürsten, dessen Alter die Schrecken portugiesischer Justiz nicht sehr zu fürchten schien und dessen Miene so sichtlich heiterer, amüsierter wurde, daß sie den Minister endlich in Verlegenheit setzte. Merkwürdig still und gedrückt, nicht mehr mit hallendem Schritt ging der große Republikaner die Treppe herab. Aber dann vor den Nonnen, vor zu Tode geängstigten Frauen, fand Bürger Costa die schöne Würde seines hohen Amtes wieder. Hier war er in seinem Element. Hier konnte er wieder fest die Füße setzen, stolz den Kopf recken und streng mit schallender Stimme bejammernswerte arme Frauen einschüchtern. Anschnauzen, anbrüllen konnte er sie, in Wut gestikulieren oder mit der Faust drohen, wenn die Antwort nicht schnell genug kam. Seit Menschen den Titel Minister führen, kann keiner bei einer unwürdigeren und zugleich lächerlicheren Amtshandlung gesehen worden sein.

Bürger Costa fragte grollend nicht nur nach Namen und Alter, nach der Tätigkeit und der Dauer des Aufenthalts im Kloster. Dem höhnisch Lächelnden mußten die Nonnen Rede und Antwort stehen, auch über Bräuche und Vorschriften, über Tracht und Tun ihrer Organisationen, also über Dinge, die in katholischen Landen jeder Gebildete weiß oder in hundert Handbüchern findet. Vier Stunden gefiel sich der große Bürger in der Rolle des Großinquisitors, und gleich lange stand hinter ihm vor jeder zitternden Nonne der Schwarm portugiesischer Journalisten. Sie bewunderten den strengen, den unnachsichtigen, den männlichen Affonso. In vier Spalten erzählte „O Mundo“ am nächsten Morgen triumphierend, wie der große Bürger mit dem Blitzen seiner Adleraugen, mit dem finsteren Runzeln seiner hohen Stirn und mit den drohenden Furchen seiner napoleonischen Brauen wehrlose arme Frauen geängstigt habe. Es muß ein männlich edles Volk sein, das dem Citoyen-Minister vor der sausenden Weiterfahrt applaudierte und einen Tag später lächelnd die Zeitungen las!

Der Fremde aber hatte hier einen der Männer, die Portugal regieren, in der Nußschale gesehen. Sein Verhalten war unwürdig genug, aber mehr sprang in die Augen die unsagbar lächerliche Tatsache, daß ein hoher Beamter, von dem die Republik in der Wiege mit Ungeduld staatsmännisch konstruktive Arbeit verlangen mußte, Zeit fand, mit einem alten Mann und einigen hundert Frauen ein Verhör anzustellen, das jeder halbwegs intelligente Gerichtsschreiber übernehmen konnte.

Vielleicht wollte er den schwereren Sorgen der neuen Machthaber aus dem Wege gehen. Der Bauer, dessen Kuh erkrankt, schickt nicht mehr nach dem Tierarzt, sondern geht (und kommt!) zum Minister des Innern. Die Republikaner versprachen ja dem Analphabeten Befreiung von jedem Mißgeschick. Nun nimmt er ihre Führer beim Wort. Warum drei bewaffnete und zu gütlicher Aussprache wenig geneigte Krieger gerade beim Minister des Auswärtigen eindrangen, um sich über das Essen zu beschweren und als Freiheitskämpfer mehr Fleisch zu fordern, ist weniger leicht verständlich. Bürger Bernardino Machado machte gute Miene zum bösen Spiel. Er überhörte die Klage von diensteifrigen Amtsdienern, die eben im vergeblichen Versuch, seine Tür zu hüten, die Soldatenfäuste gespürt hatten, und schickte die Besucher nicht zum Kriegsminister, denn unterwegs konnten vielleicht die Flinten losgehen. Mit vielfachem Händeschütteln zog er die Genossen von der bewaffneten Macht zu sich auf das Sofa, klopfte ihnen begütigend den Rücken und versprach — alles, alles, alles. Kaum war der Fremde wieder mit ihm allein, als der Vertreter eines italienischen Sozialistenblattes erschien, um eine Schale voll Hohn, Spott und Zorn über den Ministerkopf zu leeren. Dem waschechten Freiheitsmann war anzusehen, daß er mit der ungeduldigen Hast eines in tiefstem Herzen freudig Bewegten von Mailand an die Wiege der neuen Republik geeilt war. Er weilte schon fünf Tage in Lissabon, aber hatte weder Zeit zum Rasieren, Waschen oder Kämmen des Kopfes, noch zum Bürsten des durch lange Jahre mit Suppe oder Sauce mißhandelten Anzuges gefunden. Dafür verstand er sich auf freiheitliche Sitten. Unaufgefordert platzte er in das Kabinett: „Also das nennen Sie Freiheit! Vor fünf Tagen habe ich Depeschen aufgegeben, und heute schickt sie mir der Zensor zurück!“

Der alte Mann, auf den nach Lissaboner Zeitungen sein Vaterland stolze Hoffnungen setzte, weil er zwölf Kinder hat, erholte sich langsam von seinem Schrecken.

Er hat für alle Besucher ein Sprüchlein, dessen Hersagen ein Stündchen dauert, und genau wie eben zum Deutschen begann er nun zum Italiener: „Les forces morales qui ont bouleversé la monarchie sont maintenant au pouvoir et . . .“

„Mais non, mais non! Le mensonge est au pouvoir,“ unterbrach der Mann der echten Freiheit, dessen Selbstbewußtsein, Freimut und Energie immerhin anerkennenswert waren. Der kleinlaute Minister ähnelte bald dem vom Kardinal kommenden Kollegen, als der Italiener ihm vorhielt, wie die Behörden ein Telegramm des Lazaristenpriors, das den heimischen Oberen den Mord zweier Mönche ankündete, nicht nur unterdrückt, sondern gar gefälscht hatten. Seine Logik begriff und entschuldigte den Totschlag, aber verlangte, daß man sich mit republikanischem Freimut zu ihm bekenne.

Der zweite Regierungsakt der Minister war der Beschluß, die Königsfamilie zu verbannen und den Adel abzuschaffen. Die kleinen Akteure einer in ihrer Lächerlichkeit grotesken Komödie wollten das Tun der wirklich großen Menschenschlächter und Tra-

ditionszertrümmerer der französischen Revolution nachahmen, und waren bitter enttäuscht, als ihr Tun in der Auslandspresse kein Echo fand. Sie grämten sich, weil es Europa einerlei schien, ob in seinem hintersten Winkel ein Adel existiere oder nicht.

Am bedeutungsvollsten für die nächste Zukunft Portugals schien das dritte gemeinsame Handeln des Kabinetts. — Eine Woche nach den glorreichen Kämpfen des 5. Oktober lag Zahlmeister Santos noch immer hinter den Geschützen auf dem Hügel, der die Hauptstadt beherrscht. Von allen Patrioten bewundert und durch Ovationen geehrt, fühlte er sich dort sichtlich wohler als die Regierung unter dem Mund seiner Kanonen. Einzelne Minister fuhren hinaus. Wie sie, sprachen ihm die Zeitungen Dank aus mit der leisen Andeutung, daß man Geschütze nun entbehren könne. Der Zahlmeister blieb im Lager und schwieg. Da tat sich zehn Tage nach der Schlacht, an einem Sonntag, das Kabinett zusammen und fuhr in corpore hinaus. Hüte und Reden wurden geschwenkt. Braga, der provisorische Präsident der Republik, drückte den Freiheitsstreiter an sein Herz, sprach ihm nochmals den Dank des des Vaterlandes aus und erwartete, daß er nun gehen werde. Der Zahlmeister nahm Dank, Kuß und Handdruck entgegen, aber schwieg und blieb auf dem Posten. Eine Woche noch blinzelten die Minister mißtrauisch zum Hügel hinauf. Dann redeten sie in gemeinverständlicher Sprache und fragten den Zahlmeister: „Wieviel?“

„Fünftausend Franks lebenslänglicher Pension,“ antwortete Santos, der auch nicht umsonst Revolution macht. Der Zahlmeister erhielt durch Kabinettsbeschluß die Pension und ging nach Hause, um sie zu verzehren. Aber noch blieben im Lager, zähe und treu wie er, die Soldaten. Man hat ihnen vier Monate Urlaub mit Lohn und Verpflegungsgeld geboten, um sie zum Abzug zu bewegen. Indessen zur Stunde des Schreibens wird noch verhandelt, und nicht nur darum steht Frau Sorge an der Wiege der Republik. Indessen, sie hat nur mit kindlichem Trotz und passivem Widerstand, aber nicht mit Männern, die handeln und wagen, zu rechnen. Die Machthaber des Augenblicks dürften nicht lange im Automobil fahren und vor einer Opposition so schnell wie „Royalisten“ Fersengeld geben. Portugal ist eine Republik nach dem Muster der mittelamerikanischen geworden. Unblutige Revolutionen mögen eine Regierung nach der anderen aus dem Amt verdrängen, aber nie wird dann von den tatenscheuen Revolutionären mit Goethe gesagt werden können:

> Jeder solcher L . . . .
> Ward vom zweiten abgetan.

Ein Schlußwort verdient der Premierminister und provisorische Präsident Braga. Als Abgott seines Volkes ist er ein typischer Portugiese. Da er sich vor Journalisten aller Nationen in grotesken Beleidigungen des Reichs und der preußischen Monarchie ergangen hat, könnte der Deutsche in den Verdacht kommen, ohne die nötige Vorurteilsfreiheit über ihn zu sprechen. Darum seien hier wiedergegeben die Eindrücke eines Engländers, also des Angehörigen einer Nation, der Braga nur Schmeichelhaftes zu sagen hatte. Der Korrespondent der offiziösen „Westminster Gazette“ schreibt:

„Bragas braune Augen sind die eines sanften, guten Träumers und harmlosen Enthusiasten, eines abgelebten, geistesabwesenden Professors oder Poeten zehnter Klasse. Sie blicken in eine Welt, von der dieser Alte nichts ahnt. Sein Haar erinnert an die so wunder- wie furchtbaren Mähnen russischer Revolutionäre.

„Neben dem Präsidenten sitzt ein Sekretär, ein Zigaretten rauchender maurischer Jude. Ein anderes wild ausschauendes Individuum sucht brummend nach seinem Regenschirm, was ich ihm später nachfühlen kann, da auch der meine im Amtszimmer dieses Staatschefs gestohlen wurde. Ein zweiter Sekretär unterhält sich überlauten Tones im Rücken des Präsidenten mit mehreren spanischen Anarchisten und portugiesischen Patrioten. Der eine beklagt sich, daß man ihn gestern als verkappten Jesuiten verhaftete, obwohl er die gotteslästerlichsten Flüche ausstieß. Er verweist auch auf das Schicksal des Vertreters eines freiheitlichen Blattes, den Soldaten als vermeintlichen Priester durch die Straße schleiften, obwohl er seiner Zeitung telegraphiert hatte, die Soldateska schirme die Priester nur vor Unbill. Der Präsident selbst unterhält sich mit einem italienischen Deputierten, einem Republikaner, den ich überall finde, wo Throne gestürzt werden, und der mit verbindlichster Liebenswürdigkeit seinen Paß verleiht an Leute, die den Zaren ermorden wollen. Auch die beiden russischen Besucher des Präsidenten sind alte Bekannte. Der eine ist jener Herr, der das Wort Dynamit so oft im Munde führte, daß sogar die erste Duma ihm den Zutritt verweigerte. Nach ihnen werde ich vorgestellt. Ich höre für Stunden aus Bragas Mund Phrasen und Phrasen, gespickt mit den Fachausdrücken des Sozialdemokraten. Nach zwei geschlagenen Stunden hört die Sache auf lächerlich zu sein und wird Tortur. Stellen Sie sich vor, es rede auf Sie ein ein bejahrter sozialdemokratischer Führer Deutschlands mit der Gründlichkeit seiner Nation und mit der Lebhaftigkeit eines Lateiners oder ein Autodidakt, der alle überlebten französischen Philosophen früherer Jahrhunderte und alle revolutionären Schriften der Neuzeit ohne Verständnis studiert hat und sein Wissen nun zum besten gibt. Das ist Braga. Seine Geschwätzigkeit ist übermenschlich, ist monströs. Er weiß, daß eine Revolution stattgefunden hat, und daß er Präsident einer Republik ist. Sonst ahnt er nichts. Er schildert mir die Idealwelt seiner Einbildung, in der es weder Gott,

König, Obrigkeit, Eid, Religion noch Arme, Reiche, Soldaten, Polizisten und Kapitalisten gibt. Darüber vergißt er ein wenig den Augenblick und die Welt der Wirklichkeit.

„In einer Pause packt und schüttelt ihn sein Sekretär, reicht ihm einen Aktenbogen, brüllt ihm ins Ohr und verhindert nur in letzter Minute noch, daß der Alte — er weiß nicht was — verkehrt mit dem unteren Rand nach oben zeichnet. Dann kommt er zu der furchtbaren, Alpdrücken erzeugenden Farce eines Interviews zurück. Der Staatschef redet ein auf einen Journalisten, der das Entkommen nur noch erhofft, aber nicht mehr zu erwarten wagt, denn es hilft ihm kein Blick auf die Taschenuhr. Der Staatschef beleidigt in seinen Worten jede Großmacht, bis seine ungeheuerliche und groteske Rede so lächerlich wird, daß sich nicht einmal eine Sensation daraus machen ließe. Er sagt mir, er werde eine revolutionäre Propaganda in alle monarchischen Lande Europas tragen und dem Imperialismus und Militarismus Deutschlands einen Damm setzen. Das erinnert ihn wieder an die russischen Besucher, und bis ins kleinste setzt er ihnen auseinander, wie sie ‚den Zaren loswerden‘ können. Dabei ist er so ausführlich, daß der anscheinend wenig interessierte Russe gleichfalls mit bezeichnender Geste die Taschenuhr zieht.

„Da kommt zum Glück ein Beamter, der den Präsidenten mit wichtiger Meldung abruft. Ich atme auf, aber sehe mit Schrecken, wie der Staatschef seinem Sekretär winkt, um ihn als Wachtposten vor uns aufzustellen. Wir können nicht entrinnen, bis er wiederkommt, um nochmals die Schleusen seiner Beredsamkeit zu öffnen. Wir hören nun, was er abschaffen will. Er will alles abschaffen. Aber mehr von diesem pathetischen Greise zu erzählen hat keinen Zweck.“

Der Engländer steht mit seinem Urteil nicht allein.

Priesterweihe.

Hell läuten alle Glocken.
Ich habe die Priester geweiht.
Die trotz'gen Knabenlocken
Fielen für alle Zeit.

Herr, senke Deine Schöne
In dieser Jugend Sinn,
Und führ' des Klosters Söhne
Zu Deiner Stille hin!

Das sind nun Jahr und Jahre,
Just auch zur Osterzeit,
Da schnitt man braune Haare,
Da hat man mich geweiht.

Herrgott, Du kannst verdammen,
Du kannst auch gnädig sein,
Führ' sie nicht durch die Flammen
Und nicht durch meine Pein!

Es wob in manchen Blicken
Ein Schein von fremdem Licht,
Ich hätte sie mögen schicken
Hin, wo man Blumen bricht.

Es klangen die Litaneien
— Und der Mai weht über die Flur—
„Gott dienen, heißt sich kasteien...
Ihr wollt es...“ Man schnitt die Tonsur.

Die Welt trägt viele Kränze,
Gott wolle es verzeihn,
Ich kann nicht mehr im Lenze
Die jungen Priester weihn.

In meiner Jugend Gärten
Ging manche blaß und stolz,
In meiner Jugend Gärten
Wuchs manche Ros' am Holz.

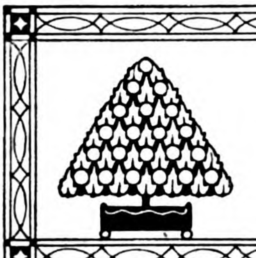
Du kennst sie Herr, die Nächte
In fieberheißer Pein!
Du, wolle Deinem Knechte
Noch einmal gnädig sein!

Laß diese jungen Scharen
Und ihren heißen Sinn
Auf andern Wegen fahren,
Als ich gegangen bin!

Herrgott!
Sie läuten die Glocken
Zu Deines Namens Ehr'...
Die trotz'gen Knabenlocken
Gibt ihnen keiner mehr.

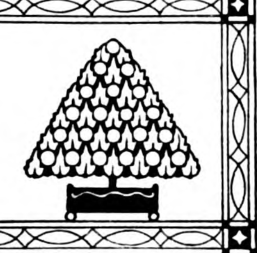
Du, wenn in Buß und Beten
Mein Herz ward wieder rein,
Herr, wolle mich zertreten,
Doch laß sie fröhlich sein.

Rolf Brandt.



Das Grammophon.

Von Karl Hans Strobl.





Wir hatten den Abend in einem arabischen Kaffeehaus zugebracht, mein Freund Andreas und ich, hatten aus den winzigen Schalen den heißen Kaffee getrunken, hatten die Nargileh geraucht und uns von den Sängern, die da vorne auf dem Podium saßen, mit Getöse umhüllen lassen. Wir hatten von der Heimat gesprochen und von der Seltsamkeit unsers Zusammentreffens hier in Beirut. Wir hatten einander Geschichten erzählt, immer krampfhafter, je mehr wir fühlten, daß wir zuletzt doch würden schweigen müssen. Denn für Menschen, die einander so lange nicht gesehen haben, kommt zuletzt der Augenblick, wo sie in sich die Frage entstehen fühlen: ‚Und Du? Was ist inzwischen aus Dir geworden? Kenne ich Dich noch?‘ Und da öffnet sich dann dieses peinvolle Schweigen. Es blieb auch uns nicht erspart, es klaffte vor uns wie ein Abgrund, und wir trieben geradeswegs hinein.

Da waren wir aufgebrochen und fortgegangen. Nun hing ein gelber Mond über uns und drang mit steilen Strahlen in die engen Schluchten der Basarstraßen. Ich überließ mich ganz der Führung meines Freundes. Es ging kreuz und quer und scheinbar ohne Richtung durch ein unendliches Gewirr. Und immer stand dieser steile Mond über uns, daß ich ihn zuletzt lastend und beängstigend nahe fühlte. Es gab seltsame Schatten um uns auf dem Grund der Straßenschluchten. Manchmal kamen wir an einer kleinen Moschee vorüber, die mit weiß und rot gestreiften Mauern wartend dazustehen schien. Die Leute plauderten noch vor den Türen, verstummten, wenn wir näher kamen, und sahen uns nach. Hie und da fiel auch ein Lichtschimmer aus einem der vorspringenden Fenster über uns, gebrochen und wie zerstückelt durch das kunstreich geschnitzte hölzerne Gitter, hinter dem sich die Frauen verbergen.

Ich war aufgelöst, dem Zauber des Orients hingegeben, dem keiner entrinnen kann, der ihn einmal wirksam gefühlt hat.

Wir gingen eben durch eien Straße, die noch schmaler war als die andren, so schmal, daß selbst der Mond nicht in ihre Tiefe einzudringen vermochte. Nur ein Streifen der einen Häuserreihe war beleuchtet, ein silberner Rand an einem schwarzen Tuch. Plötzlich kam aus einem der vergitterten Fenster ein seltsamer, abscheulicher Ton, ein Fauchen, dann ein Kratzen und ein Schnarren. Dann brach eine Stimme los, auf einem Untergrund von dünnem Klaviergeklimper:

„Jetzt geh' ich zu Maxim,
Dort bin ich sehr intim ...“

Es war eine bröcklige Komikerstimme, die durch das Schnarren des Metalles noch unangenehmer wurde.

„Himmeldonnerwetter,“ sagte ich, „ein Grammophon.“

„Ja,“ bestätigte Andreas, „ein Grammophon. Da sitzen oben ein paar Haremsdamen beisammen und ergötzen sich an europäischen Operettenmelodien. Und die glückliche Besitzerin wird beneidet. Übrigens ist das Grammophon bei uns gar nicht so selten. Man findet es auch schon in kleinen Kaffeehäusern und manchmal sogar in den türkischen Bureaus.“

Ich hatte einen Riesenzorn in mir. Da war der ganze Zauber der Wundernacht gebrochen, und das Grammophon erhob in dem Schweigen der kleinen Straße sein näselndes Schnarren, sein triumphierendes Schnarchen und Blasen.

„Da soll doch der Teufel die europäische Kultur dreimal hintereinander und kreuzweis holen,“ sagte ich.

Klapp, machte das Grammophon und lief leer. Ich nahm Andreas am Arm und

zog ihn rascher weiter, aber ehe wir ein paar Schritte getan hatten, fing es schon wieder zu fauchen an. Und dann sang dieselbe bröcklige Komikerstimme mit dem Beiklang des schnarrenden Metalles:

„Sei gepriesen, Du lauschige Nacht,
Hast zwei Menschen so glücklich gemacht."

Ein Straßenköter kam um die Ecke, stutzte, sah sich unruhig nach allen Seiten um, steckte die Nase in die Luft, setzte sich endlich nieder und fing mit erhobener Schnauze an zu heulen. „Recht hast Du," rief ich ihm zu, als wir vorbeikamen, „recht hast Du! Ach, wie drückst Du meine Gefühle aus. Möchte man nicht heulen, wenn man so was hört?"

Wir kamen ins Hafenviertel und befanden uns in Sicherheit.

„Es scheint, daß Du das Grammophon nicht liebst," sagte Andreas.

„Nein ... ich liebe es nicht. Das könnte ich beim besten Willen nicht behaupten. Zwei dieser sogenannten Errungenschaften sind mir in tiefster Seele verhaßt: das Automobil und das Grammophon. Erst eine spätere Zeit wird vielleicht feststellen können, was sie uns an inneren Werten vernichtet haben. Das Automobil, das uns die Landschaft zerschneidet, das unsere Beziehungen zu ihr löst, das die Straßen beherrscht und den Fußgängern Wolken von Staub und Stinkbomben von Benzin an den Kopf wirft. Und das Grammophon: weißt Du, wie mir so ein Stück im Grammophon vorkommt? Wie eine galvanisierte Mumie, die plötzlich anfängt zu zucken, die sich aufrichtet und mit einem gräßlichen Anschein von Leben einen Tanz beginnt. Das Grammophon schmeichelt allen Pöbelinstinkten, es gibt dem Gemeinen rasende Verbreitung und es zieht alles Große und Tüchtige herab. Das Grammophon ist das Hauptinstrument der allgemeinen Nivellierung. Mit unserer Kultur wird es bald aussehen, wie mit dem Mars. Keine Höhen und keine Tiefen mehr, alles flach und ausgeglichen. Wenn der Schustermeister Pifke eine Grammophonplatte mit einem Lied irgendeiner berühmten Sängerin kauft, dann muß die berühmte Sängerin beim Schustermeister Pifke singen. Und kein Mensch empört sich gegen diese Stillosigkeit, gegen diese Vergewaltigung. Die Kunst will ihren Rahmen. Die göttlichste antike Statue mitten auf der Lüneburger Heide würde wie ein Unfug wirken. Warum? Weil der Rahmen fehlt. Das Grammophon aber gibt entweder von vornherein die abscheulichsten Barbareien, oder es will Kunst vermitteln — ohne Rahmen. Welch haarsträubender Unfug. Das Grammophon ist der ärgste Feind der Kultur."

Ich war wütend und wäre bereit gewesen, noch weiter gegen das Instrument loszuziehen, das mich vorhin aus der seligen Traumstimmung gebracht hatte, aber Andreas legte mir jetzt die Hand auf den Arm und sagte: „Beruhige Dich ... es nützt nichts, Du wirst den Gang der Ereignisse nicht aufhalten. Und übrigens tust Du dem Grammophon auch noch unrecht ... ich kann Dir nicht ganz zustimmen. Das Grammophon hat wie jedes Ding seine zwei Seiten."

„Das ist allerdings eine tiefe und ganz neuartige Philosophie. Ganz erstaunlich tief. Aber dafür sitzest Du auch hier im Orient ... an den uralten Quellen aller Weisheit."

„Ich meine, daß auch dieses seelenlose Instrument für uns bedeutend werden kann ... durch seine Erinnerungswerte. Und wenn ich wirklich ein wenig Philosophie betreiben wollte, so würde ich sagen, das Grammophon ist die Projektion unseres Gedächtnisvermögens in die Außenwelt, seine Mechanisierung."

„Sapperment ...!"

„Ja — auch das Grammophon kann von uns eine Seele empfangen, ein Stück unseres Lebens, das es uns aufbewahrt ... Ich will Dir eine Geschichte erzählen. Sie enthält zugleich die Erklärung dafür, warum ich vor fünf Jahren so plötzlich aus Eurem Gesichtskreis verschwunden bin. Wir wollen uns hier draußen ein bißchen niedersetzen."

Wir standen auf dem Molo, der vom Ufer wie ein steinerner Arm in den Hafen hinausreichte und sich wie schützend vor den Schiffen auszurecken schien. Die Stadt lag ganz still, nur die Hunde kläfften und heulten in den Straßen. Das Meer war silbern und glatt wie die Teiche aus Staniolpapier auf den Weihnachtskrippen meiner Vaterstadt. Schwarz und schwer staken die Schiffe in der Flut und gerade



Jenny Lind.

Gemälde von Julius Louis Asher.

Photographieverlag der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

vor uns befand sich ein altes Wrack, das so dunkel war wie ein Loch in der glänzenden Fläche. Drüben aber schimmerte der Libanon mit seinem schneeigen Rücken wie ein Palast der uralten phönikischen Mondgöttin. Andreas setzte sich auf einen Holzblock. „Du wirst erraten haben, daß in meiner Geschichte eine Frau mitspielt,“ begann er.

„Ich kenne keine Geschichten, wo keine Frauen mitspielen.“

„Gut. Aber Du wirst mir erlassen, ihren Namen zu nennen. Vielleicht errätst Du ihn selbst . . . nennen wir sie Christa!“

„Einverstanden.“

„Meine Geschichte beginnt damit, daß wir als Kinder miteinander spielten . . .“

„Das sind immer die rührendsten Geschichten, die so beginnen,“ sagte ich.

Andreas aber fuhr ruhig fort: „Es ist auch nicht unmöglich, daß die Geschichte eine ähnliche Fortsetzung hatte, wie sonst in solchen Fällen. Daß wir vielleicht von den Eltern frühzeitig füreinander bestimmt wurden. Man hat uns jedenfalls nichts davon gesagt, weil man wünschte, wir sollten selbst dahinterkommen. Mein Vater wollte uns vielleicht den Schimmer der Poesie nicht rauben. Kurz, wir betrachteten uns lange Zeit als Bruder und Schwester. Dann kam die erste Trennung. Ich ging nach Prag auf die Universität. Die jungen Leute, die daheim in allzu sorgsamer Obhut gehalten wurden, sind in großer Gefahr, wenn sie endlich auf eigenen Füßen stehen sollen. Ich bin kopfüber in den Wirbel hineingefahren. Du weißt es ja selbst, wie toll ich es getrieben habe. Ich wußte vor Übermut nicht, was ich anfangen sollte. Das ging eine Zeitlang so immer in dulci jubilo. Bis der Rückschlag kam und ich fühlte, nun nahe sich für mich der Augenblick der Entscheidung. Nun mußte sich mein Leben entweder den Abgründen oder dem festen, sicheren Land zuwenden.

Ich gab mir einen Ruck und fuhr nach Haus. Ich kam fast krank an, meine Seele war bis zum Rand voll von Ekel; ich glaube, es gab auf der Welt niemanden, den ich so verachtet hätte wie mich.

Du wirst Dich auch noch zu erinnern wissen, daß sich mein Leben von einem gewissen Zeitpunkt an änderte. Das war nach meiner Rückkehr von daheim. Christa war mir — wie sagt man doch — zum rettenden Engel geworden. Das ist eine Phrase, aber was sie bedeutet, kann niemand ermessen, als einer, dem sie zur leuchtenden Wahrheit geworden ist. Christa hat mich gereinigt. Ich schauderte vor der Vergeudung meiner Zeit und dem Treiben, das hinter mir lag. Christa entschuldigte es mit dem Übermaß jugendlicher Kraft in mir.

Am ersten Abend nach meiner Heimkehr saßen wir alle in unserm Musikzimmer beisammen. Christa sang. Ein Lied von Schubert, zwei von Brahms, eines von Hugo Wolf. Nie hatte ich gewußt, daß reiner Klang so glücklich machen kann. Ich saß wie verzaubert. Und da habe ich auch gelernt, daß das Glück gut und gesund macht. Von diesem Abend an schreibt sich meine Genesung.

‚Wo hast Du so singen gelernt?‘ fragte ich Christa bebend, als wir nachher miteinander in einer Fensternische standen.

‚Ach, das ist ja nichts,‘ sagte sie, ‚ich fühle, es ist noch viel mehr in mir. Wenn ich den rechten Lehrer hätte, der könnte es wohl aus mir herausholen. Aber der alte Fischer! Mein Gott, ein braver, alter Herr, aber nicht der rechte Lehrer.‘

Christa nahm ihren Gesangsunterricht sehr ernst, und keine Verlockung konnte sie ihren täglichen Übungen entziehen. ‚Ich möchte eine ganz große Sängerin werden,‘ sagte sie einmal. Ich hielt das für einen Mädchenwunsch. Alle Mädchen haben zu einer gewissen Zeit seltsame Wünsche. Immerhin lernte ich an ihrem Beispiel, wie man sein Leben nach einem Ziel einrichten muß. Als ich wieder nach Prag kam, stand mein Ziel vor mir. Christa war dieses Ziel.

Nach einem halben Jahr eifriger Arbeit sah ich die Heimat wieder. Christa war noch schöner und blühender geworden. ‚Weißt Du schon,‘ sagte ihr Vater, den ich Onkel nannte, nach der Begrüßung, ‚unsere Christa soll zur Bühne gehen.‘

Ich sah Christa an. In ihren Augen lag ein Glanz, eine kaum gebändigte Freude, ein schimmerndes Glück. ‚Ist es wahr?‘ fragte mein Blick. Sie nickte.

Man hatte sie ‚entdeckt‘. Bei einer Aufführung der ‚Schöpfung‘ hatte sie der

einflußreiche Musikkritiker eines großen Wiener Blattes gehört. Ganz aufgeregt hatte er ihre Eltern bestürmt: es sei ein Verbrechen, diese Stimme der Kunst zu entziehen. Er wollte alles aufbieten, um ihr den Weg zu ebnen.

Und schon in vierzehn Tagen sollte Christa nach Wien gehen.

Ich war mit dieser Wendung nicht sehr einverstanden. Es war mir, als sei Christa im Begriff, mir zu entgleiten. Ich wußte genug von diesen Dingen, um mir zu sagen, daß die Bühne ein Moloch ist, der seine Opfer mit Haut und Haaren verschlingt. Nun galt es für mich ein Wettrennen um mein Glück. Ich mußte an meinem Ziel sein, ehe Christa noch dem Moloch ganz verfallen war. Früher, als ich beabsichtigte, und noch ehe Christa nach Wien abgereist war, kehrte ich nach Prag zurück.

Das war damals, als ich meinen Beruf änderte. Mit der Juristerei ging es zu langsam vorwärts. Ich wandte mich der Handelswissenschaft zu. Da war eher eine gute Stellung zu erreichen, in der ich Christa alles bieten konnte, was sie wollte. Mit unverdrossenem Fleiße strebte ich voran. Ich wußte, daß Christa nach Beendigung ihrer Studien in Wien nach Paris gegangen war. Es hat mehr als eine schlimme Nacht gegeben, in der ich sie mir immer wieder vorstellen mußte, inmitten der unheuren Stadt — jung, schön, heiß, bezaubernd durch ihre Kunst, so begehrenswert, wie ein Weib nur sein kann. Wir schrieben uns. Sie erzählte von ihren Studien, von ihrem Lehrer, von der Oper, von Konzerten. Was sollte ich ihr darauf antworten? Sollte ich meine Sphäre von Arbeit und Schweiß vor ihre Augen rücken? Sollte ich ihr sagen, daß ich, knirschend, wütend, mit zusammengebissenen Zähnen darauf aus war, sie der glänzenden Welt ihrer Kunst zu entreißen?

Nach zwei Jahren war ich so weit. Es war mir gelungen, mir eine Stellung in einem großen Bankhaus zu erobern.

Ich fuhr mit meinem Anstellungsdekret nach Haus.

Aus Christas letztem Brief wußte ich, daß ihre Studien in Paris beendet waren und daß sie in den nächsten Tagen zu ihren Eltern zurückkehren wolle. Dann hatte ich nichts weiter mehr erfahren, denn mein Ringen um die Stellung bei der Bank hatte alle meine Kräfte in Anspruch genommen.

Aber ich fuhr mit dem untrüglichen Gefühl nach Haus, daß ich Christa antreffen würde. Wenn das Leben einen Sinn hatte, wenn es auch nur entfernt einem Kunstwerk zu vergleichen war, so mußte nun die Entscheidung fallen.

Die Entscheidung fiel allerdings. Aber nicht so, wie ich sie erhofft hatte. Ich traf Christa nicht daheim. Auch ihre Eltern waren nicht da. Sie waren nach Wien gefahren, um dem ersten Konzert, in dem Christa auftrat, beizuwohnen.

Meine Eltern waren sehr gekränkt, daß ich sie nach so langer Abwesenheit sogleich wieder verließ. Aber ich glaube, ich wäre vom Sterbebett meines Vater weggelaufen, um Christa zu sehen und singen zu hören.

Der Saal war überfüllt. Wußten alle diese Menschen schon um Christas Künstlerschaft? Ich hatte nur mehr einen der letzten Plätze bekommen. Inmitten dieser Menge wurde ich etwas zaghaft. War es möglich, daß ich gekommen war, um allen diesen Leuten die Künstlerin zu entführen, auf die sie Anspruch erhoben?

Christa betrat das Podium und sang. Die Töne vereinigten sich mit dem Blitzen der Steine um ihren Hals und dem Schimmer ihrer Haut. Ein wundersames Glücksgefühl kam wieder über mich und übertäubte die Angst, die tief in mir saß. Soviel wußte ich: Christas Kunst war von Gottes Gnaden.

Das Publikum war außer sich vor Entzücken. Es raste und schrie. Es verlangte mehr, immer mehr, und Christa verstand sich mit einer leichten Verbeugung und einem kleinen sieghaften Lächeln zu einigen Zugaben. Ihr Erfolg war entschieden. Ihr Name gehörte von heute an zu einem der ersten im Reiche der Gesangskunst.

Nachher habe ich sie auch noch gesprochen. Wie ich in das Künstlerzimmer gekommen bin, weiß ich nicht. Ich muß mit Fäusten und Ellenbogen gekämpft haben.

Sie sah mich einen Augenblick lang an, dann reichte sie mir die Hand. ‚Ach, Andreas, das ist hübsch, daß Du auch zu meinem Konzert gekommen bist.‘

‚Du hast . . . Du hast einen großen Erfolg errungen,‘ stammelte ich, ‚und — es

sind . . . es sind sehr viele Leute hier gewesen.'

,Ja — mein Manager hat seine Sache vortrefflich gemacht.' Ein Herr trat auf uns zu. ,Und auch Sie natürlich, auch Sie haben Ihren Anteil an meinem Sieg. Ihr Blatt hat von meinem Ruhm gesprochen, bevor ich ihn noch hatte.'

Sie stellte mich dem Herrn vor. Es war jener einflußreiche Musikkritiker, der Christas Stimme entdeckt hatte.

Ich sah in ihre Augen, so lange, bis sie sich abwandte. Aber nicht früh genug, daß ich nicht gesehen hätte, daß das Erleben in ihnen stand, das Wissen, die Weibwerdung.

Die ganze Nacht habe ich in ihrer Gesellschaft verbracht. Es muß sehr lustig gewesen sein. Wenn ich mich dieser Nacht erinnere, so höre ich noch immer ein Lachen und Klirren von Gläsern. Aber das ist nur wie ein helles Rauschen, und ich habe mir nichts Einzelnes daraus bewahrt.

Am nächsten Morgen reiste ich ab. Christa trat am selben Tage ihren Triumphzug an.

Drei Jahre lang stieg ihr Stern immer höher. Ihre Erfolge waren ungeheuer, es war ein Blenden und Strahlen wie von bengalischen Sonnen. Sie warf alle Rivalinnen vor sich nieder. Die ganze Welt war voll von ihr. Sie hatte bald den Konzertsaal verlassen und sich der Bühne zugewandt. Die Zeitungen brachten Anekdoten aus ihrem Leben und Interviews, sie besprachen in langen Feuilletons ihre künstlerische Persönlichkeit.

Ich verfolgte ihre Laufbahn. Ein Bureau für Zeitungsausschnitte sandte mir alles zu, was über sie geschrieben wurde. Ich habe ein ganzes Buch voll solcher Ausschnitte daheim. Da findest Du alles sorgfältig eingeklebt, von den Kritiken über ihr erstes Auftreten angefangen bis — zu jenen letzten Nachrichten.

Es begann damit, daß man meldete, die Künstlerin habe bei der gestrigen Aufführung des ,Lohengrin' mit einer sichtlichen Indisposition zu kämpfen gehabt. Einige Wochen später hieß es, sie habe aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub angetreten.

Auch ich war zu jener Zeit überarbeitet und hatte mich zu meiner Erholung in ein kleines istrianisches Bad zurückgezogen.

Hier hielt ich mich ganz still und gab mich ohne Vorbehalt dem Nichtstun hin, blickte in den blauen Himmel und auf das seidenweiche, schmeichlerische Meer.

Eines Abends ging ich auf die Höhe neben der kleinen Kapelle San Lorenzo. Eine steile Klippe springt hier aus dem Zuge der Küstenfelsen weit vor und fällt senkrecht ins Meer hinab. Als ich oben ankam, sah ich den Felsblock, der sonst mir gehörte, von einer Frau in einem weißen Sommerkleide besetzt. Sie wandte sich um — es war Christa.

Ohne besondere Überraschung zu verraten, nickte sie mir zu. ,Grüß' Gott, Andreas,' sagte sie.

Ich konnte kein Wort sprechen.

,Du findest mich wohl sehr verändert?' fragte sie. Und das war eine traurige Wahrheit, denn ihre Augen blickten müde und glanzlos, die Nase war spitzer geworden, und um den Mund zuckte es bisweilen von einem wehen Lächeln. Sie sah aus wie eine Frau, die einen großen Kummer erlebt hat und ihn immer noch wie eine Wolke über sich fühlt. So hatte ich sie mir nicht vorgestellt, die strahlende Siegerin, die königliche Sängerin.

Ich fühlte, daß ich mit landläufigen Tröstungen oder Ausflüchten nicht vor ihr bestehen würde, und sagte, was ich mir dachte.

Sie nickte mit dem Kopf. ,Ja,' sagte sie, ,es ist über mich gekommen. Ich habe mir vielleicht zuviel zugemutet und hätte klüger sein sollen. Aber das ist ein so wildes und tolles Leben beim Theater, es reißt uns fort. Man denkt nicht daran, daß man ein so heikles Instrument in sich hat. Eine Stimme —' sie hielt inne, als sie mein Entsetzen bemerkte. ,Ach so,' fuhr sie dann leise und mit gesenktem Blick fort, ,Du weißt vielleicht noch nichts davon. Die Zeitungen waren ja so schonungsvoll, nichts darüber zu berichten.'

,Christa,' sagte ich und faßte ihre Hand, ,Christa ... Deine Stimme ... sie ... ich weiß nichts ...'

,Ich hätte vielleicht nicht zur Bühne gehen sollen. Vielleicht ist meine Stimme den Anforderungen der Bühne nicht gewachsen gewesen.' Sie entzog mir ihre Hand, stützte sie auf den Felsblock und stand auf. ,Aber noch ist nichts entschieden.

Noch ist nicht alles verloren. Es kann noch wieder gut werden. Und es ist auch mehr die Angst, die mich so heruntergebracht hat ... die Angst, Andreas, nur die Angst.'

Sie stand auf und sah auf das Meer hinaus, das sich rosig unter einem opalfarbenen Himmel an seinem Rand in die Höhe zu ziehen schien. Tief unter uns an den Klippen war ein leises Rauschen.

,Morgen aber wird die Angst ein Ende haben,' sprach Christa vor sich hin, ,morgen wird es sich entscheiden. Morgen, Andreas, kommt der Professor Forster, der Spezialist für Kehlkopf, weißt Du, der wird die Entscheidung fällen ...'

Sie hatte das so gefaßt und ruhig gesprochen, daß ich erschrak, als sie sich plötzlich herumwarf und mich mit beiden Armen umklammerte. Es war ein Schrei aus den Abgründen der Verzweiflung: ,Andreas, Andreas, wenn ich nicht mehr singen kann — dann ... dann ist alles aus ...'

Was sollte ich sagen? Wie sollte ich sie trösten? Einen Augenblick schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich davon sprechen solle, wie ich sie geliebt habe und daß ich sie noch immer liebe. Aber wie konnte sie meine Liebe über den Verlust ihrer Kunst trösten? Sollte sie, da sie vielleicht die Tafel der Reichen verlassen mußte, am Tisch eines Bettlers Platz nehmen?

Wir gingen miteinander den steilen, steinigen Pfad von der Klippe zum Strand herab. Die Steine rollten unter unseren Füßen fort und fielen über den Rand des Felsens in die Dunkelheit der einbrechenden Nacht. Wir sprachen kein Wort.

Längs der Strandstraße lagen die weißschimmernden Villen in ihren Gärten von Ölbäumen, Platanen und Pinien. Lichter blinkten da und dort. Eine der Villen strahlte aus allen Fenstern. Und mit dem Licht drang der Lärm einer großen Gesellschaft in die Nacht. Eben als wir vorübergingen, wurde es im Hause stiller, und dann begann ein Grammophon mit einigen einleitenden Klavierakkorden.

Eine Stimme erhob sich. Es war der nächtliche, süße, bräutliche Gesang Elsas: ,Euch Lüften, die mein Klagen so traurig oft erfüllt ...'

Christa war stehen geblieben und riß mich mit einem Ruck zurück.

Es war ihre Stimme, die da drinnen aus dem Grammophon klang, Christas süße, bräutliche, wundersame Stimme. Sie erhob sich hell, breitete weiße Schwingen aus und schwebte wie ein Vogel in der Luft, sieghaft, überwindend, von aller Schwere gelöst. Es war diese Stimme, die ich kannte, die mir mein Glück fortgetragen hatte, diese geliebte Feindin in aller ihrer zauberhaften Schönheit. Und ich vergaß, daß sie aus einem armseligen Spielzeug kam, einem seelenlosen Mechanismus, und alle Unvollkommenheit blieb weit, weit zurück.

Das Stück war zu Ende, und die Gäste drinnen in dem weißen Haus klatschten in die Hände.

,Das war ich, Andreas,' sagte Christa, ,das war ich.' Und dann lag sie wieder weinend an meinem Hals: ,Wenn es aus ist, Andreas ... wenn es aus ist ... meine Kunst war meine Rechtfertigung für alles, was ich ... vergessen habe ... sie war mein Glück ... sie ist mein Wesen ... wenn es aus ist, Andreas!'

Ich küßte sie und schob ihr die feuchten Haare aus der Stirn. Dann begleitete ich sie zu ihrem Hotel. Aber noch die halbe Nacht stand ich vor ihren Fenstern.

Ich hätte gar nicht heimgehen sollen, lieber Freund, sondern über sie wachen.

Der nächste Tag brachte die Entscheidung. Man erfuhr, daß Professor Forster der geschätzten Künstlerin die traurige Eröffnung habe machen müssen, daß ihre Stimme auf immer dahin sei.

Zwei Stunden später fand man sie am Fuße der Klippe von San Lorenzo zwischen den großen Felsblöcken. Die Brandung spielte mit ihrem weißen Sommerkleid.

Ich habe bald darauf Europa verlassen."

Andreas schwieg. Der Mond war tiefer gesunken, und auf dem weißen Eispalast der phönikischen Astarte lagen blaue Schatten. Vorsichtig schob sich ein Boot mit plätschernden Rudern zwischen den ankernden Schiffen auf der glitzernden Wasserfläche hinaus.

Langsam erhob sich Andreas. „Du wirst mich nicht für einen Menschen ohne alle Kultur halten," sagte er, „wenn Du mich besuchst und bei mir ein Grammophon findest ..."

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Clara Viebig, Die vor den Toren (Berlin 1910, E. Fleischel & Co.). — Rudolf Hans Bartsch, Bittersüße Liebesgeschichten (Leipzig 1910, L. Staackmann). — Ewald Gerhard Seeliger, Top (München, Georg Müller). — Hermann Löns, Der Wehrwolf (Jena 1910, Eugen Diederichs). — Hermine Villinger, Sterngucker (Stuttgart 1911, Adolf Bonz & Co.). — Hans Leitzen, Zwei Brüder in Frankreich 1870/71 (Braunschweig 1910, E. Appelhans & Co.). — Friedrich Regensberg, 1870/71. Der Deutsch-französische Krieg. Drei Bände (Stuttgart 1907—1910, Franckh'sche Verlagshandlung).

Vor dem Eckfenster des kaiserlichen Palais Unter den Linden steht Hanne Badekow aus Tempelhof und wartet. Bevor sie sich nach einem arbeitsreichen Leben zum Sterben anschickt, will sie zum letztenmal den alten Kaiser sehen. Als er noch einfacher Prinzregent war, hat sie auf dem Gendarmenmarkt gesessen und mancherlei aus Feld und Garten in die Hofküche geliefert. Nun ist aus dem Prinzregenten von Preußen längst der mächtige Herrscher Deutschlands, aus der Marktfrau von anno dazumal eine Millionenbäuerin geworden — man möchte fast sagen: durch ähnliche Tugenden und Fügungen. Ein feines Fädchen verspinnt die Schicksale droben und drunten. Für den alten König und die Ehre seines Landes ist Hanne Badekows Jüngster bei Mars-la-Tour gefallen, aber dasselbe Frankreich, das ihr den Sohn nahm, bezahlte auch die Milliarden, die den fieberhaften Aufschwung der neuen Reichshauptstadt herbeiführen halfen und die damit wieder den Anstoß gaben zu der ungeheuren Wertsteigerung der vor den Toren Berlins gelegenen Ländereien. Die Felder der Badekows, die früher Korn trugen, tragen nun Gold, doch die alte Hanne ist dabei schlicht, klar, menschlich geblieben wie der alte Kaiser, auf den sie wartet. Und als er dann pünktlich über das Tüllgardinchen des Eckfensters hinaus auf die Straße sieht, winkt sie mit dem Schnupftuch und wird wehmütig. „Nu habe ick det Letzte jesehen aus die alte Zeit," sagt sie.

Clara Viebig ist es, die von Hanne Badekow und den alteingesessenen Bauernfamilien Tempelhofs, vom rasenden Anwachsen Berlins und dem Wechsel der Zeiten in ihrem neuen Roman „Die vor den Toren" (Berlin 1910, E. Fleischel & Co.) zu erzählen weiß. Die vor den Toren — das sind eben die Dörfler, die einst den Acker pflügten und die Früchte ihrer Felder in die Stadt hineinbrachten. Jetzt aber kommt die Stadt zu ihnen hinaus. Sie reckt und dehnt sich, sie rückt dem Dorfe immer näher, sie reißt mit gierigen Armen in Unersättlichkeit ein Stück Land nach dem andern an sich, sie macht die bäuerlichen Besitzer zu Millionären. Aber für die Riesensummen, die Berlin ihnen in den Schoß wirft, nimmt es nicht nur ihre Felder, es nimmt auch ihre Kinder, reißt sie in seinen Strudel, macht sie lüstern nach seinen Verlockungen, entwurzelt sie. In dem Schicksal einiger Tempelhofer Familien wird der ununterbrochen fortschreitende, das Land entvölkernde Umbildungsprozeß dargestellt, in dem sich Deutschland seit Jahrzehnten befindet. Bei aller Besonderheit ist es also eine durchaus typische Entwicklung, die sich an den Badekows und Längnicks, den Schellnacks und Lietzows vollzieht.

Mit dem Einzug der siegreichen Truppen in Berlin setzt der Roman aufs glücklichste ein: wir spüren bald, wie organisch diese kräftige Ouverture mit der Oper verbunden ist. Der große Krieg bringt die französischen Milliarden ins Land, und der Erfolgs- und Goldtaumel führt jene berüchtigte Gründerperiode herauf, von der sich das Familien- und Sittenbild Clara Viebigs abhebt. Damit schließt sich der neue Roman zeitlich genau an einen früheren, an die „Wacht am Rhein", an. Dort wurden wir ins vormärzliche Deutschland, in die Straßenkämpfe von 1848 und weiter über zwei Jahrzehnte fort in den Siegesrausch von 1870 gerissen. Hier erleben wir die wirtschaftlichen Folgen der weltgeschichtlichen Taten, den sich vollziehenden Umbildungsprozeß, der mit Notwendigkeit zu den sozialen Kämpfen der Folgezeit führt. Und da Clara Viebig diese Kämpfe und offnen Fragen der Gegenwart zum Teil schon in früheren Werken behandelte, so spiegeln ihre großen Romane nun in breiten Sittengemälden die Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts, oder wenigstens Ausschnitte daraus, fast lückenlos wider. Es wäre möglich, daß die Erzählerin, die von ihren Bewunderern so gern in die Nähe Emile Zolas gerückt wird, rückblickend selber die angedeutete Verbindung zwischen ihren besten Schöpfungen herzustellen und ihr Werk in ähnlicher Weise auszubauen versuchte. Wir könnten das auch nur freudig begrüßen, ohne deshalb die Grenzen zu vergessen, die dem Talente der Viebig gezogen sind. In dem Umfang an Realität, in dem Vermögen, große Sinnbilder zu schaffen, bleibt sie selbstverständlich hinter dem Franzosen zurück. Da sie außerdem in instinktiver Erkenntnis ihrer Schranken das Geistige fast völlig ausschaltet, vermag sie stets nur einen Teil des Problems zu sehn und zu bewältigen. Sie ist immer auf die Darstellung der kleinen Leute angewiesen,

auf Menschen, die nur ein Triebleben haben, und die Kultur- und Zeittendenzen treten demgemäß nur dann in ihren Gesichtskreis, wenn sie sich materiell umsetzen und dem kleinen Mann fühlbar werden.

Das ist in dem neuen Romane nicht anders geworden, und feiner organisierte Naturen werden auch hier wieder sich alle Vorzüge der Darstellung dringend vor Augen führen müssen, um ein Gegengewicht gegen das heimliche Widerstreben und Aufbegehren ihres Geistes und Herzens zu finden. Die bedrückende und horizontlose Welt der verblödeten Säufer, der liederlichen Frauenzimmer, der schnapsenden Vagabunden, der sich ewig abrackernden Hausfrauen, aller dieser Leute, deren Leben besten Falles ein ewiges Fronen ist mit dem Ausblick auf den sonntäglichen Gänsebraten — sie würde uns nicht halten können, wenn mitten darin nicht die alte Hanne Badekow stünde, die durch ihre vorurteilsfreie Menschlichkeit und tiefe Mütterlichkeit geadelt wird. Durch sie und die alte Längnick wird der Roman der Tempelhofer Millionenbauern zum Roman der schmerzenreichen Mütter. Wie in allen bedeutenderen Schöpfungen der Viebig ertönt auch hier zum Schluß ein Gloria der deutschen Frau und Mutter. Sie ward schon in der „Wacht am Rhein“ gefeiert, sie ward im „Schlafenden Heer“ und in „Einer Mutter Sohn“ erhöht; sie repräsentiert die menschlichen Urinstinkte und tritt gleichsam als die unveränderliche schlichte Naturkraft aller kulturellen Verirrung und Verwirrung gegenüber.

Darüber kommt die eigentliche Grundidee allerdings oft zu kurz; sie wird einfach verschoben Auch darin macht der neue Roman keine Ausnahme. Das Hauptthema ist offenbar dies: die Entwurzelung und den Verfall alter bäuerlicher Familien darzustellen, die durch das Anwachsen Berlins über Nacht ein Millionenvermögen gewonnen haben. Aber wie sich die Erzählerin nicht mit einem Typus begnügt, dessen Entwicklung die aller anderen in sich begreift, so begnügt sie sich auch nicht mit einem Motiv. Woran gehn denn die Tempelhofer, gehn „die vor den Toren“ zugrunde? Weil sie schwer reich geworden sind und weil das immer weiter um sich fressende Berlin ihren Boden verschlingt? O nein — das befördert nur den Verfall der Familien. Clara Viebig setzte ein zweites, stärkeres Motiv ein: durch Inzucht, durch das ewige Heiraten untereinander werden sie zermürbt, das lähmt ihre sittliche Kraft. Und endlich, drittens, vollendet der Alkohol das Zerstörungswerk. „Die vor den Toren“ also würden allmählich um die Ecke gehn, auch wenn sie nicht „vor den Toren“ Berlins, sondern im Eifelgebiet oder in Ostpreußen säßen.

Wesentlich wichtiger dünkt mich ein zweites. Bei allem Respekt vor der großen darstellerischen Begabung Clara Viebigs will es mir scheinen, als ob sie sich mehr und mehr wiederholte. Wer ihre früheren Werke genau im Kopfe hat, der kennt diese Säufer, die sich um ihrer schönen Frau willen ins Grab trinken, der kennt diese sinnlichen Weiber, die sich keinen Zwang antun, der findet bald die Familienähnlichkeit unter den Gestalten heraus, auch wenn sie verschieden lokalisiert sind. Das ist wohl gar nicht anders möglich, wenn es sich immer um Leute dreht, deren Leben in Essen und Trinken, in sinnlichem Begehren und Geldverdienen draufgeht; wenn es sich noch dazu fast ausnahmslos um die Darstellung von Absturz und Verfall handelt. Gewiß: das Milieu, in dessen Bemeisterung sich Clara Viebig stets einen Kranz verdient, ist hier ein anderes als sonst, aber das Tempelhofer Feld spielt mit seinen heimlichen und unheimlichen Winkeln doch die gleiche Rolle, die sonst das Hohe Venn oder die Posener Ebene zu spielen hat. Und wenn in einer früheren Novelle erzählt wird, daß beim Brande des Dorfes eine Sau, von den Ferkeln verfolgt, mit brennendem Schmer wie eine lohende Fackel dahinläuft, so ist dieser Zug zu charakteristisch und zu einprägsam, als daß er in einer neuen Brandschilderung wiederholt werden dürfte.

Alle diese Bedenken sollen nicht verschwiegen werden. Aber wir wollen auch sagen, daß Clara Viebig wieder ein paar prachtvolle Szenen, ein paar unvergeßliche Gestalten gefunden hat. Das wunderliche, über seine Jahre kluge Kind, die Hulda mit den beiden Teckeln, prägt sich seltsam ein, und ergreifend sind die wenigen Zeilen, in denen erzählt wird, wie der versoffene Vater die Tochter aus seinem Glase trinken läßt. Oder wie fein ist diese Frau Jule gesehen, die sich dadurch, daß sie bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte Kinder kriegt, gleichsam vor der reichen Verwandtschaft ihres Mannes rehabilitieren möchte! Zu welcher grausigen Tragik wächst die alte Rieke Längnick empor, die ihren Sohn lieber vernichtet, als daß sie sich in seine Liebe mit irgendeiner anderen teilen möchte! In diesen Gestalten offenbart sich das große Können der Viebig und erstickt dann doch wieder den Widerspruch, der sich gegen das allzu Enge und allzu Irdische ihrer Art erheben möchte.

Clara Viebig läßt uns einmal einer Mahlzeit ihrer Tempelhofer beiwohnen: sie sitzen in der dumpfen, niedrigen Stube und essen mit Macht und Ausdauer lauter fette schwere Dinge, erst grünen Aal und dann Gänsebraten. Gegessen wird auch in dem zweiten Buche, das ich heut anzuzeigen habe, aber da gibt es „Backhendel mit Salat“, goldig funkelt der beste Tropfen im Glase, statt der niedrigen Decke wölbt sich der blaue Himmel über den Schmausenden, Gott lächelt von droben, mittagsheiß stehn blühende Kastanien, Kirschbäume duften, und tiefe Glocken, Pfingstglocken läuten in wundervollem Dreiklang über Felder und Gärten. Zu alledem legt ein liebes und gottgefälliges Mädel,

siebzehnjährig und innig-unerfahren, ihre weinfeuchten Lippen zum erstenmal in Sehnsucht auf einen andern Mund, und wem dabei das Herz nicht dreimal in der Minute gen Himmel fährt, der ist ein ausgekochter Philister vor dem Herrn. Wir andern aber wollen unsrem Herzen keinen Zwang antun, wir wollen die Flügel spannen und uns in selige Bläuen erheben, über grünen Aal und Gurkensalat, Dumpfheit und schwere Körperlichkeit fort, und wir wollen dem Dichter lobsingen, der uns die Flügel wieder einmal gelöst hat. Ein seliger Musikant hat das getan, das Sonntagskind unter den neueren Erzählern: Rudolf Hans Bartsch. Man nimmt sein jüngstes Buch vor, die „Bittersüßen Liebesgeschichten" (Leipzig, L. Staackmann), und sagt sich wohl vorher, daß dieser Junge und Schwärmende von der begeisterten Kritik allmählich bis über beide Ohren in den Honigtopf getaucht ist, daß der Mensch auf die Dauer so viel Süßigkeit nicht ertragen könne, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, und daß man für alle Fälle den Essigschwamm parat halten wolle. Aber dann trifft man auf eine Geschichte wie „Die Pfingstküsse" und ist glattweg verloren, läuft vor Vergnügen in der Stube herum und möchte dem glücklichen Poeten im ersten Augenblick eine Liebeserklärung bis nach Wien telegraphieren. Denn diese Pfingsterzählung, die blüht wie der Frühling selber, die redet mit feurigen Zungen, die klingt und jubelt mit Geigen und Glocken, und alle Englein in der Höhe singen darin Gloria zu Ehren eines Herrgotts-Kerls, eines österreichischen Musikantenbluts, wie es kein besseres gibt. Daß sich daneben Herr Willibald Himmelmayer, ein Kapellmeister, ein Narr, ein Dichter, ein Schwärmer, der über sein erstes weißes Haar erschrocken ist, an einem Tage 24 Küsse verdient, worüber er beruhigt einschläft, das will weiter ja noch nichts besagen. Aber wieviel Jugend und heiße Lebenslust, wieviel Musik und wieviel heimlicher Jubel rauscht und braust, tanzt und kichert hier durch die Seiten, wieviel Schelmerei springt auf und dreht allen Philistern eine Nase, wieviel offne Innigkeit berührt uns und treibt warme Ströme über unser Herz, und wie köstlich werden wir über der Welt, die uns doch niemals verloren geht, in der Schwebe gehalten! Noch lange nachher schwingt eine wundervolle freie Heiterkeit in uns, ein feiner Rausch von Frühling und Jugend, altem Wein und jungen Küssen. Gegen dieses kristallen leuchtende kleine Meisterstück haben es die übrigen fünf Geschichten nicht leicht. Zwei davon, die „Wandlungen des Herrn Würffel" und die „Altwiener Geschichte von der verdammten armen Seele des Herrn Kläuser" standen in diesen Heften: so brauch' ich nicht erst zu sagen, daß sie sich mit Ehren behaupten. Eine dritte, der „Steirische Weinfuhrmann", kann wenigstens zeigen, wie herzlich der Österreicher selbst einen häufig abgehandelten Stoff ergreift und wieviel neue Ausblicke er öffnet. Aber mein Herz gehört doch den „Pfingstküssen", und da ich dem glücklichen Rudolf Hans Bartsch lieber begegne, wenn er lacht, als wenn er weint, so möcht' ich seinem überschäumenden neuen Opus überhaupt einen ersten Platz unter seinen Werken einräumen. —

Auch der Schlesier Ewald Gerhard Seeliger, der sich an der Waterkant angebaut hat, verspricht uns, heiter zu kommen. Wenigstens trägt sein Buch „Top" (München 1910, Georg Müller) den Untertitel: „Sechs heitre Seegeschichten." Aber seine Heiterkeit ist etwas äußerlich und etwas hergeholt, sie hat nichts Adelndes und Befreiendes, wie die von Rudolf Hans Bartsch, sie entblüht nicht einem klingenden, weltoffnen, lebensseligen Herzen, sondern sie entstammt im Grunde einer forschen Selbstzufriedenheit, die man nicht lange erträgt. Mit einem Husarenritt sprengte dieser gar zu helle Dichter einst in die Literatur und holte sich mit seinem flotten Hamburger Balladenbuch einen Erfolg. Seitdem sucht er mit Eifer und Unruhe nach neuen Kränzen, in der vergnüglichen Zuversicht, daß es einem so weltklugen Schlesierkinde, wie er es ist, nicht fehlen könne. Aber er überschätzt sich und unterschätzt die Mitwelt; er hat scheinbar noch nicht begriffen, daß man einem Erfolge dann am sichersten entgeht, wenn man ihn sucht, und er wird einsehn müssen, daß man mit der bloßen Forschheit und dem ungeknickten Selbstvertrauen sehr bald in die Brüche kommt. Vorläufig trabt er noch munter auf diesem Rößlein dahin und hält es für die schätzenswerteste Eigenschaft an seinen Helden, die er doch nach seinem Bilde oder seiner Sehnsucht gemodelt hat, daß sie sich nicht verblüffen lassen. Sie sind immer mit dem Munde oder mit der Faust voran und haben ihre ungetrübte Freude eigentlich nur an der Keile, die die andren kriegen. Wenn so ein fester Seebär aus Friesland irgendeinem Kerl eine Backpfeife gibt, daß er tot hinschlägt, oder wenn er mit dem Spillhaken gemütvoll die Hirnschalen von zwei Dutzend Feinden zerschmettert, so hat Ewald Gerhard Seeliger sein heitres Behagen dran. Es imponiert ihm nichts mehr, als wenn einer einen Deetz hat wie ein Ochse und eine Faust wie ein Schmiedehammer. Wäre er naiver, als er ist, so würde er mit vollen Segeln auf den alten Abenteuerroman lossegeln, aber da er dazu zu „helle" ist, nimmt er seine Helden immer nur halb oder gar nicht ernst und erzählt von ihnen und ihren Abenteuern meist in einem überlegnen, ironischen Tone. Es ist — ich finde kein passenderes Wort — in dieser Erzählungsweise etwas Schnoddriges. Sie ermüdet schnell wie alles nur Äußerliche und Gewollte.

Gestochen und gehauen, gebrannt und gerädert, gewürgt und aufgehängt wird auch in einer Bauernchronik, die Hermann Löns unter dem Titel „Der Wehrwolf" bei

Eugen Diederichs in Jena erscheinen ließ. Aber wenn hier die Bleiknüppel niedersausen und Menschenleben wie Ungeziefer getilgt werden, so sieht man wenigstens Sinn und Zweck der Übung ein, ist mit seinem ganzen Herzen dabei und salutiert zum Schlusse mit Respekt und Freude einen Dichter. Dieser Dichter ist gewiß in zu engen Anschauungen gebunden, in zu speziellen Kreisen beschlossen, als daß man ihn zu einem Schöpfer größeren Formats stempeln dürfte. Aber in seiner Bauernchronik hat er ein gutes Buch geschaffen, das seine Kraft aus vielen Jahren, aus vielen Erfahrungen und aus einer starken Liebe zur Natur und zum deutschen Bauerntum zieht. Wir werden in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges geführt: da morden die Merodebrüder, von denen schon der Simplicius Simplicissimus zu erzählen weiß, dem Heidbauern Harm Wulf Frau und Kinder. Und aus dem schlichten Landmann wird nun ein wilder Rächer. Mit Simson und Judas dem Makkabäer vergleicht ihn der Prediger Puttfarken, denn er lehrt sein Volk, seine Dorfgenossen, seine Mitbauern, sich selbst zu schützen, da niemand sonst sie schützt, er schweißt sie zusammen zum „Bund der Wehrwölfe“, die erst in Abwehr, dann in Angriff den plündernden Soldaten- und Taternhorden entgegentreten. Unter seiner Führung waten die Heidebauern bis zu den Knöcheln im Blut, wie Spatzen schießen sie die in die Nähe kommenden Völker ab, an allen Birken der Umgegend baumeln die Gehängten: der Simplicissimus ist dagegen das reinste Idyll. Zum Glück unterbrechen freundlichere Episoden das blutige Bild: Harm Wulf nimmt eine Pastorstochter zur zweiten, eine Bauerntochter zur dritten Frau, mit derben Mädchen schäkern auch die Seinen und tun sich mit ihnen in christlicher Ehe zusammen, und der tapfre Prediger Puttfarken segnet sie in dem befestigten Notdorfe, das sie sich tief im Bruch gebaut haben, ein.

Dieser Prediger Puttfarken, den die Bauern am Wege auflesen, ist eine prächtige Gestalt, obschon auch er nur so obenhin charakterisiert ist, wie die meisten übrigen Männer und Frauen. Ein großer Menschenschilderer ist Löns offenbar nicht. Er trifft mehr das Allgemeine des kernigen Volksschlags, während die besondren Einzelexemplare sich zu wenig voneinander abheben. Aber sie wachsen natürlich aus der Landschaft, und in der Landschaftsschilderung, in dem feinen Naturgefühl sehe ich den vielleicht stärksten und ursprünglichsten Zug der Lönsschen Begabung. Da spürt man den Jäger, der zu jeder Tag- und Nachtstunde, in jeder Jahreszeit draußen in Bruch und Heide war. Er kennt Immenflug und Eulenschrei, er hört aus dem Nebel die Enten klingeln und in den Wiesen die Rehe schrecken, und mit einem feinen und eignen Zug weiß er die ganze Stimmung der Stunde zu geben, ohne wie die Droste zu viel Einzelheiten anzuhäufen. Des weiteren darf man seine Sprache preisen. Sie färbt sich nirgends altertümlich, aber da sie tief in den Jungbrunnen der Mundart, der Volkssprache tauchte, hat sie viel unverbrauchte Volkskraft, so daß sie mühelos den chronikartigen, ja manchmal balladischen Charakter des Buches unterstützt und hebt. Die vielen sprichwortlichen Prägungen verleihen ihr einen tiefen und glockenhaften Ton. Unwillkürlich wird man an Frenssen gemahnt, ohne dessen „Jörn Uhl“ diese Bauernchronik wohl auch nicht da wäre.

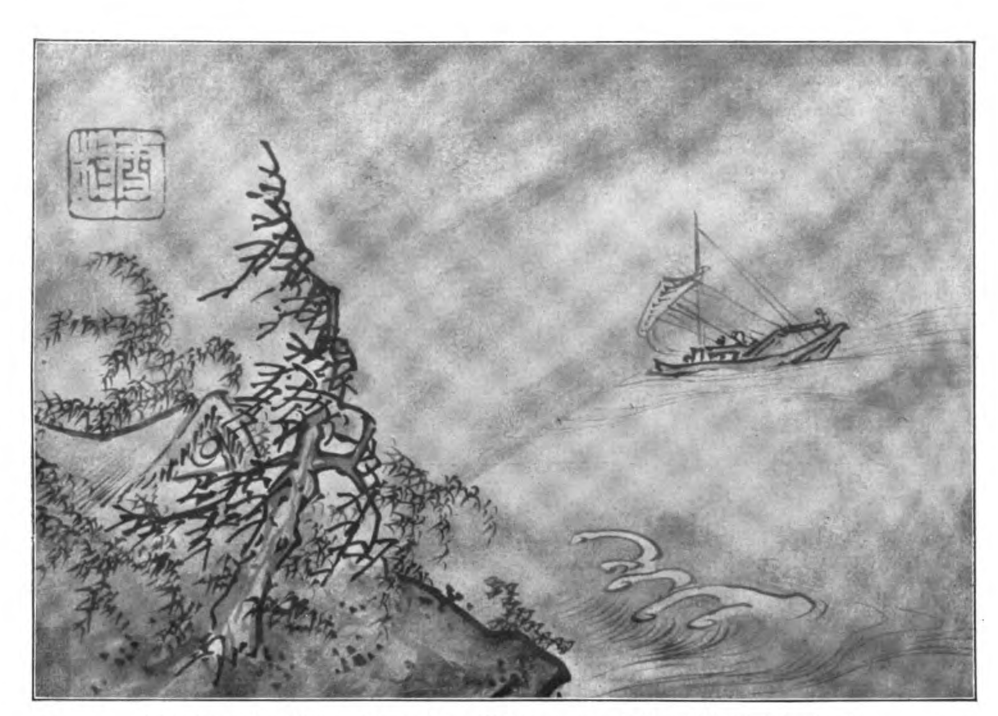
Was wir am „Wehrwolf“ vermissen, das ist eine tiefere psychologische Entwicklung, wie sie etwa Grimmelshausen seinen Simplicissimus durchmachen läßt. Harm Wulf bleibt in allem Erleben eigentlich der er war. Er wird nicht menschlich höher geführt, sein Horizont erweitert sich nicht, er wird in seinen Anschauungen nicht freier — er bleibt ein rein bäurischer Typus, Vertreter eines bestimmten Standes, er wird nicht Vertreter des ganzen Volkes. Und das ist der entscheidende Punkt: hier zeigt über seinen Helden hinaus der Dichter seine Enge. Wieviel weiter und tiefer ist da der Simplizissimus, der die Parsifalentwicklung von der Einfalt durch den Zweifel zum Heile durchmacht, der vom Wald durch die Welt wieder zum Walde zurückkehrt, von der Unschuld über die Schuld zur Freiheit gelangt! Der Simplicissimus ist ein deutscher Charakter, in dem sich die ganze Nation wiedererkennt, der Harm Wulf ist nur ein eng beschlossener Bauer, und in ihm und seinen Wehrwölfen wird und soll sich offenbar der Bund der Landwirte wiedererkennen. Die letzten Zeilen des Buches stellen direkt diese Beziehung her, und man faßt sich an den Kopf, wenn eine schöne Dichtung auf diese Weise wie eine politische Tendenzschrift ausläuft.

Von harten Bauernschädeln erzählt auch Hermine Villinger in ihrem jüngsten Roman „Sterngucker“ (Stuttgart 1911, Adolf Bonz & Co.). Aber aus Enge und schlechter Gewohnheit werden die Bauern hier von einem der Ihren geistig und wirtschaftlich einer höhern Kultur zugeführt, und wie der Vinzenz Fromherz, der drüben in Amerika über Misthaufen und heimatlichen Kirchturm hinausblicken lernte, das macht, wieviel Widerstände er zu überwinden hat, wie er die Dickschädel und Trunksüchtigen, die Verkommenen und in alten Gleisen Eingefahrenen allmählich zwingt, wie er aus einer Stätte der Armut und Verkommenheit ein blühendes Dorf macht, dessen Bewohner nicht nur in Alltagsmühen ihr Land bestellen, sondern Sonntags auch durch gute Bücher Geist und Herz pflegen, so daß sie freie und kluge Menschen werden, — das lohnt sich wohl nachzulesen. Denn Hermine Villinger führt uns auch diesmal rasch und glatt dahin, und wenn man auch vermeint, daß sich die Dinge im Raum härter stoßen werden, als

in ihrer liebenswürdigen Phantasie, so hat man doch an ihrer warmherzigen Art viel zu viel Freude, als daß man lange nörgeln wollte. Geht es einmal ein bißchen zu romanhaft zu, so schlägt man die Seiten ein wenig schneller um und kann gewiß sein, sich in einer anmutenden Szene bald von dem kleinen Schreck erholen zu dürfen. Da der vergnügliche Humor der Karlsruherin außerdem auch hier seine Schlänglein spielen läßt, so hat man in Summa eine ganze Reihe wohliger Augenblicke zu verzeichnen, wenn es auch nicht ganz so viel sind, wie bei den vorjährigen besonders gut geratenen „Rebächle".

Die heiteren Herzen sollen diesmal überhaupt auf ihre Rechnung kommen. Da liegt mir ein Kriegstagebuch von Hans Leitzen vor: „Zwei Brüder in Frankreich 1870/71" (Braunschweig 1910, E. Appelhans & Co.), und dieses prächtige Werk, das ich nicht genug empfehlen kann, ist, unbeschadet seiner sonstigen Eigenschaften, eine wahre Fundgrube für körnigen Volkshumor. Ich gestehe, daß ich bei manchen Kapiteln einfach Tränen gelacht habe. Was keine Geschichte des großen Krieges vermerkt und vermerken kann, erzählt der lustige Braunschweiger, der als Freiwilliger das Gewehr auf den Buckel nahm und nach Frankreich hineinmarschierte. Der enge Kompagnieverband fängt hier mit seinen täglichen Leiden und Freuden zu leben an, der einzelne Mann kommt zur Geltung, und was wir gewöhnt sind, von oben zu sehn, vom Generalstäbler oder vom Historiker aus, sieht man einmal von unten. Die großen Schlachten und Entscheidungskämpfe sind da nicht das Wichtige mehr, und so ist es auch gleichgültig, daß die bedeutsamen Feldzugsetappen für unsern Erzähler Metz, Orleans und Le Mans heißen. Wir wollen nur Persönliches von ihm hören, und ich bekenne, daß mich das köstliche Kapitel über das Ungeziefer, von dem Offiziere und Mannschaften einträchtiglich geplagt wurden, mehr interessiert hat, als jeder Gefechtsbericht. Es ist der Fehler der meisten derartigen Erinnerungsbücher, daß sie über ihre Sphäre hinausgreifen: Leitzen hat das nicht getan, und das gerade macht sein Buch so prächtig lebendig, so sympathisch und so lehrreich. Die Belagerung von Metz finde ich in jedem Geschichtswerk geschildert, aber wie und wo die Kompagnie, mit Verlaub zu melden, allmorgendlich ihre natürlichen Bedürfnisse verrichtete, daß es dafür vorgeschriebene Stätten gab und daß die wilden Pflanzer notiert und von den Feldwebeln zur Beerdigung ihrer strafbaren Ablagerungen kommandiert wurden, das hab' ich, um nur eine kleine Einzelheit herauszugreifen, noch nirgends gelesen. Und gerade über solche Nöte der Alltäglichkeit, über die tausend Dinge, von denen kein Sänger sonst singt, werden wir hier unterrichtet — unterrichtet meist mit einem köstlichen Humor. Leitzen ist nämlich ein famoser Erzähler, und wenn die Naturalia auch reichlich zu ihrem Recht kommen: es geschieht in einer prächtigen und immer geschmackvoll bleibenden Form. Das einzig Überflüssige an dem Buch ist das Schlußwort. Die Erzählung selbst predigt für jeden, der Ohren hat, zur Genüge, und der fröhliche Humor blüht auf dem fühlbaren Grunde echter Begeisterung.

Wer nach diesen persönlichen Erinnerungen das Verlangen fühlt, eine anregende und warme Gesamtdarstellung der Geschehnisse aus „Deutschlands Wunderjahr" zu lesen, den möchte ich auf das dreibändige Werk von Friedrich Regensberg aufmerksam machen: „1870—71. Der deutsch-französische Krieg nach den neuesten Quellen dargestellt" (Stuttgart 1907—1911 Franckhsche Verlagshandlung). Was Historiker und Militärschriftsteller an neuen Tatsachen oder zur Beleuchtung älterer beigebracht, was die Denkwürdigkeiten der damals tätigen Staatsmänner und Militärs an neuen Quellen erschlossen haben, ist hier zu einer im guten Sinne volkstümlichen Darstellung verarbeitet worden. Diese Darstellung bemüht sich, nach besten Kräften beiden Teilen gerecht zu werden, ohne dabei in die kalte Objektivität des Berichtes zu verfallen. Nein, Regensberg weiß wohl, daß nach dem Goetheschen Wort die Begeisterung das beste ist, was wir von der Geschichte haben können, daß der Wert und die Dauer eines historischen Werkes letzten Endes von der Kraft und Wärme der darstellenden Persönlichkeit, von seinem „Stil", wie Leopold von Ranke kurzweg sagte, abhängig ist. Es kommt niemals auf ein falsches oder richtiges Detail, sondern auf den großen Hieb an. Als wir jungen Studenten einst im historischen Seminar irgend ein lateinisches Quellenwerk zur alten deutschen Kaisergeschichte lasen, empörte sich unser alter Professor über Heinrich Luden, der Karl dem Großen aus eigner Machtvollkommenheit blaue Augen zudiktiert hatte, obwohl Einhards „vita Caroli Magni" davon nichts weiß. Mir schien dieses Majestätsverbrechen schon damals nicht gar groß, denn ich sagte mir: diesem Luden müsse doch wohl ein lebendiges Bild des Kaisers vor der Seele gestanden haben. Ich bin im vorliegenden Falle kein Fachmann und kann das einzelne nicht beurteilen. Aber ich habe besonders den ersten Band der Regensbergschen Darstellung in einem Ruck heruntergelesen und habe gefühlt, wie sich mein Herz erweiterte. Und wenn ich mir auch manches kühner und freier vorstellen könnte, wenn ich vor allem eine vertieftere Charakteristik der Armeeführer wünschte, aus der die doch nun einmal vorgekommenen „Friktionen" sich psychologisch besser ableiten ließen — im ganzen wird das Werk Freude erregen. Es wird unsren Jungens und unsren Männern blitzende Augen machen.



Seegelboot im Sturm. Japanisches Kakemono von Sesson (XV. Jahrhundert). Nach einer mit Farbenholzschnitt kombinierten Lichtdruck-Reproduktion.

Illustrierte Rundschau.

Neuere ostasiatische Kunstpublikationen. — Schmuckstücke von Benedetto Luigi Zorra. — Wohnungseinrichtungen von Fia und Rudolph Wille. — Töpfereien von Elisabeth Schmidt-Pecht. — Zu unseren Bildern.

Die respektvollsten Konservatoren chinesischer Kunst sind, wie erst jetzt allmählich bekannt wird, die Japaner. Sie, die dem Schwesterlande China die Grundzüge ihrer Kultur verdanken, haben seit Jahrhunderten kontinentale Meisterwerke gesammelt und wie Reliquien aufbewahrt. Bei der Einnahme Pekings während des Boxer-Aufstandes haben die Japaner ihren Aufenthalt in sonst verbotenen Palästen wissenschaftlich ausgenutzt, das architektonisch Bemerkenswerteste photographisch aufgenommen und in mustergültigen Reproduktionen veröffentlicht. Sie haben in den damals herrschenden anarchischen Zuständen manches unschätzbare Kunstwerk vor Verstümmelung gerettet und ihren eigenen Sammlungen „pietätvoll einverleibt". Gewisse Zweige chinesischer Kunst, z. B. die Malerei, lassen sich darum in Japan besser und bequemer studieren als auf dem asiatischen Festlande selbst. Welche Wunderwerke an Kraft und Stimmung das alte Kulturland China geschaffen hat und wie das jüngere Japan die empfangenen Anregungen zu Kunstgebilden nationalen Gepräges verarbeitete, darin gewährt die von der japanischen Verlagsgesellschaft Shimbi Shoin in den Räumen des Berliner Kunstgewerbe-Museums vor kurzem abgehaltene Ausstellung ihrer monumentalen Publikationen und handgemalten Kopien einen lehrreichen Einblick. Ein wahres Museum eigenartiger Kunstschöpfungen tat sich hier vor uns auf.



Chinesische Sakralbronze der Shang-Dynastie (1760—1122 v. Chr.). Aus dem Werke: Shina Kodokishu, Verlag Shimbi Shoin, Tokio.



Rabe. Chinesisches Kakemono von Muchi (Sung-Dynastie 960—1280 n. Chr.). Nach einer mit Farbenholzschnitt kombinierten Lichtdruck-Reproduktion.

Von den chinesischen Kunstschöpfungen sind es vornehmlich Bronzen aus japanischen Sammlungen, die eine bewundernswürdige Publikation (Shina Kodokishu, Collection of ancient Chinese bronzes. Ein Band mit etwa 50 Tafeln, Text bei allen Werken englisch und japanisch. Preis 61 M.) vorführt, Opfergefäße von einer Schönheit der Form und einer Patina, daß uns die Ehrfurcht der Ostasiaten vor diesen ehrwürdigen Dokumenten der Vergangenheit wohl verständlich wird. Unsere Abbildung zeigt eine uralte Sakralbronze der Shang-Dynastie (1766 bis 1122 v. Chr.), ein Becken mit Tierkopfhenkeln, ornamentiert mit Reliefdarstellungen von strengstilisierten drachenartigen Tieren, die als Friese die Mitteldekoration, die T'ao t'ieh- oder Menschenfressermaske (bis zur Unkenntlichkeit stilisiert) einrahmen. Bronzen dieser Art werden als Denkmäler für große Taten oder Persönlichkeiten auf den Altären der Tempel aufgestellt und mit einem fast abgöttischen Respekt betrachtet und behandelt.

In die Blütezeit der chinesischen Malerei führt uns das Kakemono des in der Sung-Dynastie (960 bis 1280 n. Chr.) schaffenden Muchi (japanisch Mokkei). Unsere Abbildung ist nach einem mit Farbenholzschnitt kombinierten Lichtdruck angefertigt (Preis im Kasten aus Paulowniaholz 65 M.), der als Kakemono montiert einzeln verkäuflich ist. Mit einem wahren Nichts an Mitteln ist der Rabe in der charakteristischen Bewegung, sind Baumstämme, Kiefernast und Rankenwerk hingesetzt, und wer für Ursachen künstlerischer Wirkungen ein Auge hat, erkennt sehr bald, daß gerade die Sparsamkeit der Füllung die Kraft des linearen Ausdrucks eminent steigert. Diesem chinesischen Meisterwerk in vieler Beziehung verwandt, erscheint uns das Sturmbild des Japaners Sesson aus dem XV. Jahrhundert (Lichtdruck mit Farbenholzschnitt kombiniert. Als Kakemono montiert, Preis 30 M.), der von seinem großen Meister Sesshu — Sesshus Werke: Sesshu Gwashu, Masterpieces by Sesshu, ein Band, Luxusausgabe 63 M., gewöhnliche Ausgabe 52 M., die eigentümlich betonte Umrißzeichnung des Baumschlages übernommen hat. Wie bei dem soeben erwähnten Bilde ein Stück Stamm oder ein Kiefernzweig gewissermaßen symbolisch einen bestimmten Landschaftstyp charakterisiert, so wird



„Weinende Frauen." Ausschnitt aus einer handgemalten Kopie der Tomo no Dainagon Emaki genannten japanischen Bildrolle. XII. Jahrh.



Setzschirm: Beschneite Kiefern. Von Mayama Okuy (1733—1795).
Aus dem Werk: Maruyama-Ha Gwashu. Verlag Shimbi Shoin, Tokio.

auch bei Sesson das wild bewegte Meer nur durch ein paar Wellenkämme angedeutet. Bei längerer Betrachtung steigert sich der vom Maler eben nur angeschlagene Akkord indes mächtig, und unsere nachschaffende Phantasie fühlt bald die Gewalt des Orkans heraus.

Die nationaljapanische, von China freiere Art der Tosa genannten Schule zeigt (auf Seite 155) unser Ausschnitt einer berühmten Bildrolle, die in Japan bekannt ist als Tomo no Dainagon Emaki, im Besitz des Grafen Sakai in Tokio.

Der Verlag von Shimbi Shoin hat drei der bedeutendsten Tosa-Langrollen musterhaft bis auf die Altersschäden zu Reproduktionszwecken kopieren lassen und diese Werke, deren Vorlagen auf das XII. Jahrhundert zurückgehen, im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin ausgestellt. Die weinenden Frauen (Abb. S. 155), das Schicksal ihres in Ungnade gefallenen Herrn beklagend, angetan mit der gebauschten, schleppenden Hofrobe, wirken zuerst nur wie eigenartig stilisierte, perspektivlos übereinandergetürmte Figurenballen, verblüffen aber bei eingehenderem Studium durch die Differenziertheit des Ausdrucks.

Ein äußerst elegantes Beispiel der Byobu-Kunst, der Setzschirm-Dekorationen, Kiefern darstellend, deren Äste sich unter der Last des Schnees biegen, entstammt dem Pinsel des Gründers der Maruyama-Schule, Maruyama Okya von 1733 bis 1795).



Der indische Priester Seshin Bosatsu. Holzskulptur. Nach einer Photographie der im Verlag Shimbi Shoin in Tokyo erschienenen Sammlung großer Photographien nach japanischen Skulpturen.

Derartige Byobu wurden und werden noch heute an Festtagen an den Wänden der Zimmer aufgestellt und bilden dann den Hauptschmuck des Gemaches, oft, außer ein paar Kissen und Rauch- und Trinkutensilien, sogar das einzige, gerade darum aber besonders bemerkte „Möbel“.

Wie seelenvoll Japan den Buddhismus gepflegt hat, der in manchen Ländern zu einem wahren Zerrbild der ursprünglichen Lehre ausgeartet ist, das läßt sich von den Heilige und Priester darstellenden Skulpturen, wie unserer geistreich modellierten Holzskulptur des indischen Priesters Seshin Bosatsu ablesen. Die Kamakura-Periode (1185 bis 1337 n. Chr.), der unser schönes Beispiel entstammt, zeigt die japanische Skulptur, vor allem die Porträtskulptur, auf einer Höhe der Ausdrucksfähigkeit und Technik, die später nicht wieder erreicht wurde. —

Unser Schmuckartikel in Heft 1 des laufenden Jahrgangs hat soviel Interesse erregt, und zwar nicht nur bei den Frauen, daß wir gelegentlich auch hier Meisterwerke der modernen Goldschmiedekunst bringen werden.

Aber — wohlverstanden — nur solche, die eine ganz persönliche Note zeigen. Das trifft in besonderem Maße auf die Schöpfungen des in Paris lebenden Italieners Benedetto Luigi Zorra zu, von dem wir in dem oben genannten Artikel aus dem Besitz des Berliner Kunstgewerbe-Museums bereits einen Anhänger veröffentlichten. Zorra fußt augenscheinlich auf der Renaissance. Aber er läßt sich von dem überlieferten Formenschatz nicht in Fesseln schlagen. Er erfindet neu, er holt sich Vorlagen unmittelbar aus der Natur, schreckt auch gelegentlich nicht vor orientalischen Motiven zurück; wie denn die Schmuckkunst des Orients von unsren Künstlern noch lange nicht genug gewertet wird. Immer ist er graziös, liebenswürdig, bisweilen etwas bizarr; vor allem aber ist er ein Meister der Technik: ein ausgezeichneter Ziseleur, ein wahrhafter Künstler in der Behandlung des Materials, in der Farbengebung der Metalle, in der Verwendung der Edelsteine. —



Die Weintraube. Brosche.
Kopf in rosa Agat, Traube aus Barockperlen.



„Die Unschuld." Anhänger.



Anhänger mit Tigerklauen.

Vom Schaffen des Ehepaares Rudolf und Fia Wille, die neuerdings in Berlin, Lennéstraße 8, ihre Ausstellungsräume eröffneten, geben wir einige Proben. Das kleine Damenzimmer wirkt äußerst anheimelnd durch die niedrige Decke und die geschickt eingebauten Ecken. Die Wände sind mit einer bräunlich gemusterten Tapete bekleidet, die Decke ist steingrau getupft. Die Möbel aus poliertem Birkenholz haben einen warmen rotbraunen Ton, der, hervorgerufen durch die flammige Struktur des Holzes, stellenweise goldig schimmert. Aus einem Musikzimmer zeigen wir ein achteckiges Mittelsofa mit vitrinenartigem Aufbau zur Aufnahme von Sammelstücken, Gläsern, Silber, Spitzen. Die großen Wandfelder sind mit einer tiefblauen Tapete bekleidet, die durch eine rote Rosenborde begrenzt wird. Die gewölbte Decke ist elfenbeinfarben, das Mittelfeld blau wie die Tapete. Die Krone ist blank Messing mit Kristallbehang. Die Möbel sind in dunkelpoliertem Nußbaumholz mit Tuja-Einlagen gearbeitet, der Sofabezug ist von erdbeerfarbener Seide wie die Gardinen. Der dreiteilige Stehspiegel auf der dritten Abbildung ist in poliertem, ganz hellem Eschenholz mit eingelegten schwarzen Begrenzungslinien gearbeitet. In dem vierten Bilde zeigen wir ein Teezimmer, das, von Frau Cucuel-Tscheuschner entworfen, bei Rudolf und Fia Wille ausgestellt ist. Der Raum ist grün, schwarz und weiß gehalten. Die Glastafeln der Teetischklappen sind mit den reizenden Schablonen hinterlegt, in denen die Japaner so Gutes leisten. —



Anhänger. Brombeeren-Motiv.
Schmucksachen von B. L. Zorra, Paris.

Daß die gut gemeinten, aber einseitigen Bestrebungen zur Förderung der „Heimats- und Volkskunst" — Bestrebungen, die nicht mit den auf die künstlerische Hebung zu lokaler Bedeutung gelangter Industrien bedachten Maßnahmen zu verwechseln sind,

— daß jene Bestrebungen auch ihre Schattenseiten haben, sieht man mehr und mehr ein, nachdem industrielle und kaufmännische Großbetriebe es sich angelegen sein lassen, solche bescheidenen Erzeugnisse ländlichen Gewerbefleißes in Massen herzustellen oder zu Pfennigpreisen aufzukaufen, um sie dann als „Volkskunst" anzupreisen. Für die meisten derartigen Erzeugnisse ist diese Bezeichnung viel zu anspruchsvoll. Das aber stört jene Kreise nicht, die aus der etwas sentimentalen Volkskunstbegeisterung Kapital zu schlagen suchen, obwohl sie durch den Massenvertrieb solcher Erzeugnisse dem Guten, das einsichtige Künstler an wohlfeilem Gebrauchsgerät schaffen, den Weg versperren. Das zeigt sich besonders in der Keramik, die infolge der glänzenden Entwicklung, die gerade auf diesem Arbeitsfelde die neuzeitlichen Bestrebungen zur Folge hatten, heute an einer Überproduktion leidet, unter der sich der Einzelne nur noch zur Geltung bringen kann, wenn er ganz seinen eigenen Intentionen folgt und neuen Einfällen mit Geschmack die rechte Form zu geben weiß. In dieser Erkenntnis hat sich Frau Elisabeth Schmidt-Pecht, deren Kunst von den Traditionen ländlicher Töpferei ausging, im Laufe der Jahre von dem alten Motivenschatz ganz losgesagt und sich zu einer freien künstlerischen Gestaltung und Verzierung durchgerungen, die ihre Arbeiten als

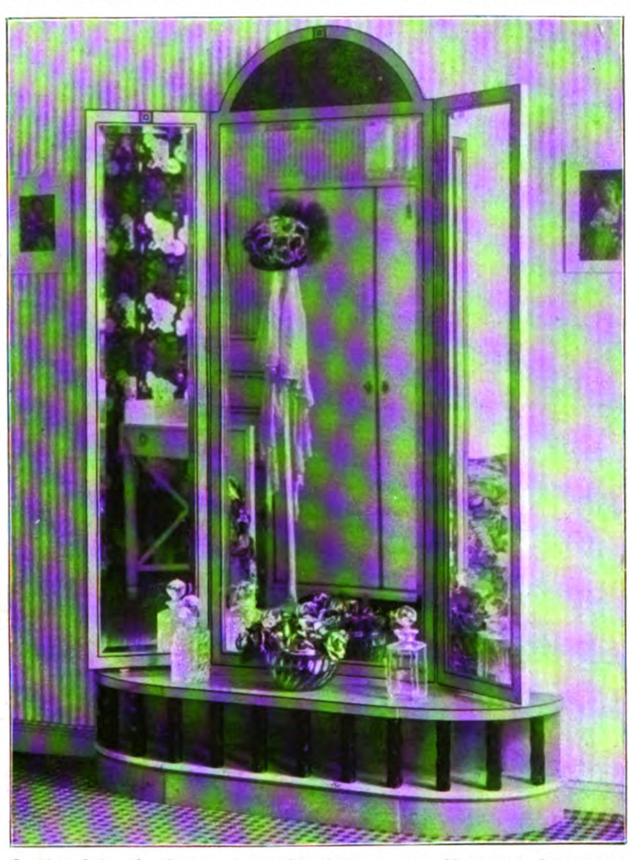


Kleines Damenzimmer. Kunstsalon von Rudolf und Fia Wille in Berlin.



Musikzimmer. Entwurf und Ausführung von Rudolf und Fia Wille, G. m. b. H., Berlin.

edles Gebrauchsgerät begehrenswert machen. — Der interessante Artikel über das Schaffen von L. Dettmann ist, abgesehen von der reichen Textillustration, von einer Anzahl farbiger Einschaltbilder begleitet, auf die wir unsere Leser besonders aufmerksam machen möchten, weil bei dem Maler Dettmann gerade die Farbe eine bedeutsame Rolle spielt. Außer in diesen Einschaltbildern aber führt auch dies Heft wieder eine stattliche Reihe von Werken anderer Künstler vor, mannigfach wie immer den Motiven und der Richtung nach. Wir haben da zunächst von einem ganz Modernen, Carl Piepho, ein Interieur — ein Bild mit äußerst interessanten Beleuchtungseffekten. Sonnenlicht, das nur schwach gedämpft durch die geschlossenen Fenstervorhänge bricht (zw. S 48 u. S. 49). Wir haben fernerhin einen „Hamburger Hafen“ von Martin Schöne, in der Dämmerung gesehen, mit erleuch-



Toilettespiegel. Entwurf und Ausführung von Rud. und Fia Wille.



Teezimmer von Frau Cucuel-Tscheuschner im Kunstsalon Rudolf und Fia Wille in Berlin.



Vasen. Von Elisabeth Schmidt-Pecht.
Ausführung: J. A. Pecht, kunstgewerbl. Anstalt Konstanz.

teten Häuserfronten im Hintergrund, das Ganze ungemein verbindlich erfaßt, prachtvoll zumal der Himmel mit seinen Wolkenbildungen (zw. S. 56 u. S. 57). Zwei Plastiken schließen sich an: eine graziöse Aphrodite von Ad. Daumiller (zw. S. 104 u. S. 105) und der lustige „Hühnerdieb", eine Holzstatuette, von Joachim Pagels (zw. S. 120 u. S. 121); die Holzskulptur erwirbt sich für derartige humorvolle Darstellungen immer mehr Freunde. — Der Münchner Ad. Heller gab uns ein prächtiges Knabenbildnis (zw. S. 112 u. S. 113); von Meister László bringen wir zwischen S. 72 u. S. 73 ein Frauenporträt, das Bild der Gräfin Caraman, vornehm und fein; ihm sei ein anderes interessantes Frauenbildnis angereiht aus älterer Zeit (zw. S. 144 u. S. 145), das Bild der berühmten Sängerin Jenny Lind, das der Hamburger Louis Asher malte; die Hamburger Kunsthalle besitzt eine ganze Anzahl von Gemälden des vortrefflichen Künstlers (1804—1878), der auch zu denen zählt, deren großes Können nach Jahrzehnten des Vergessens erst gelegentlich der Berliner Jahrhundert-Ausstellung neu entdeckt werden mußte. Und nun, zum Schluß, noch ein rechtes, echtes Winterbild, wiederum von einem ganz modernen Künstler, Prof. H. Pleuer, dem Mitglied der Münchener Sezession: ein Bahnhof im Schnee. Auch hier fesseln wieder die Farbeneffekte in erster Linie, die weiße Fläche mit den Schienensträngen dazwischen, der Dampf der Lokomotive, die grellen Scheinwerfer an deren Stirnseiten. Ein seltsames Leben ist in diesem doch so stillen Bilde. H. v. Sp.



Töpfereien. Von Elisabeth Schmidt-Pecht.
Ausführung: J. A. Pecht kunstgewerbliche Anstalt, Konstanz.

Töpfereien. Von Elisabeth Schmidt-Pecht.
Ausführung: J. A. Pecht, kunstgewerbliche Anstalt, Konstanz.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Dame und Ritter.

Gemälde von Adolf von Menzel aus der Sammlung Lanna.

(Mit Genehmigung von F. Bruckmann, A.-G. in München.)

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

Jubiläums-Jahrgang 1910/11



Heft 6. 25. Jahrg. Februar 1911

Die Frauen von Tannò. Roman von Ernst Zahn.

7. Kapitel.

(Fortsetzung.)



Daniel Pianta war einer von den Menschen, deren Seele gleichsam Tausende von feinen, empfindsamen, suchenden und saugenden Wurzeln in ihrer Zeit hat, so daß sie alles in sich aufnimmt, was um sie herum in der Welt geschieht und daß die kleine Seele dieser Welt Stürme in sich noch einmal durchlebt. Derartige Menschen sind zugleich reich und arm; aber sie werden groß, wenn sie einen starken Geist haben, der die Geschehnisse der Seele meistert, klärt und ein Steuer im Sturm weiß. Annoch hatte Daniel Pianta, der Wirrkopf, kein Steuer. Er empfand wie durch das Dorf Unruhe und Erwartung wogte. Er bemerkte auch, daß er allmählich und unwillkürlich denen von Tannò etwas schuldig wurde, indem sie — ihre Blicke verrieten ihm das — auf eine Tat von ihm harrten, aber er kam lange zu keiner klaren Vorstellung, was er ihnen eigentlich sollte und wollte.

Indessen reifte sein Entschluß, mit Anna Julia Balmott über die Sache zu sprechen. Sie war über ihre Jahre hinaus verständig, und die Not des Dorfes ging ihr nahe. Irgendwo mußte er, Pianta, beginnen, und es schien ihm am besten, dem klugen Mädchen sich mitzuteilen.

Die erste Gelegenheit ließ er unbenutzt verstreichen. Er erteilte Wiese den ersten Unterricht und sah auch Anna Julia wieder, aber sie war von Dingen des Haushalts in Anspruch genommen und erschien ihm kühler und fremder als das erstemal. So wagte er sich nicht recht an sie und hatte auf einmal ein niederdrückendes Gefühl von Kleinheit ihr gegenüber.

Acht Tage später kam er abermals zur Unterrichtsstunde nach dem Hause Balmott. Er gelangte, ohne jemand zu begegnen, bis an die Wohnstubentür und pochte daselbst. Niemand antwortete, aber als er zum zweitenmal anklopfte, hörte er inwendig eine Tür gehen. Dann lud Anna Julias Stimme ihn ein, einzutreten.

Der Abend war nahe, aber die Stube war voll eines klaren, alle Gegenstände scharf aus ihrem Grunde herausholenden Lichtes. Vor den hellen Scheiben lag die Schneelandschaft. Das Land dehnte sich weithin, und die niedergehende Sonne vergoldete die Berge. Der Piz Rufag insbesondere sah aus wie eine vieltürmige Eisburg, die aus sich selber leuchtete.

Anna Julia, die im Begriff stand, Pianta einen Stuhl vom Fenster zu holen, hielt den kurzen, weißen Vorhang für ihn zurück und machte ihn auf die Schönheit des Abends aufmerksam. Dann fiel ihr plötzlich ein, daß er des Unterrichtes wegen gekommen sei, und sie entschuldigte sich, erschreckt, ihm nicht abberichtet zu haben, da die Schwester an einer leichten Erkältung zu Bett liege. Sie sei, sagte sie, wie feines Gras, das jeder Windstoß niederlege.

Er beruhigte sie und machte Miene,

wieder zu gehen, aber sie forderte ihn auf, sich zuerst auszuruhen, und so saßen sie bald wieder, wie bei seinem ersten Besuch, einander im Gespräch gegenüber. Sie redeten nicht lange von Alltäglichkeiten. Pianta lag irgendwie plötzlich alles auf der Zunge, was er all die Zeit vorher in seinen Gedanken gewälzt hatte.

„Es läßt mich nicht los," begann er. „Es scheint mir wie ein mühsam verhehlter Schrecken über dem Dorfe zu liegen. Er hat Kranke und Gesunde gepackt. Sie alle leben wie alle Tage und sind doch nicht die gleichen, die sie vielleicht früher waren. Sie lachen, aber nach jedem Lachen ist ein Zusammenfahren: Jesus, darfst Du denn lachen? Sie werden zornig wie anderswo die Leute, aber noch bevor ihr Zorn recht aufflammt, ducken sie sich schon wieder wie vor einem fremden größeren Zorn."

Anna Julia saß in ihren Stuhl zurückgelehnt. Ihr langes Kleid fiel in schönen Falten zu Boden. „Wir haben schon einmal davon gesprochen," sagte sie, mit den Händen gedankenvoll an der Stuhllehne spielend. „Ich meine aber, daß es hier von jeher so gewesen ist."

Pianta war enttäuscht; es schien ihm, daß sie heute leichter über die Sache denke, und er schwieg betreten. Sie aber saß mit vorgeneigtem Kopf da. Sie spreizte die Finger, daß sie leise zitterten, und dieses Zittern schien ihre ganze Gestalt zu durchrinnen. Dann holte sie tief Atem und sagte versonnen: „Und doch — —: ganz so wie Sie es sagen: so ist unser Leben."

Pianta wartete. Er meinte, daß von ihr ein Wort kommen müßte, das ihm Wegleitung gebe. Und plötzlich sprach sie es: „Es muß — muß einmal etwas kommen, was uns die Last wegwälzt."

„Etwas Großes, Befreiendes," nahm Daniel Pianta erregt das Wort auf. Er saß in seinen feierlichen, schwarzen, ungeschickt geschneiderten Schulmeisterkleidern da und richtete sich auf. Das lange Haar fiel ihm jäh auf die Schultern.

Anna Julia richtete die Augen auf ihn, halb erstaunt, halb in Bann gezogen von seiner jähen und heißen Art.

„Es müßte ein starker Entschluß sein," fuhr er fort, „der das Leben in ganz andere Bahnen jagt."

Das Fräulein schwieg.

„Euer eigenes Leben," begann er wieder, „könnt Ihr nicht ändern, aber für die, welche nachher kommen, könnt Ihr es."

„Wie oft ist uns das schon gesagt worden," sprach sie still und ohne aufzusehen.

Da rückte er seinen Stuhl näher zum ihren und legte die Hand auf seine Lehne. Er griff so fest zu, daß es den Stuhl schüttelte. „Wenn ein paar von Euch ein Beispiel gäben!" sagte er. „Das ist es: Es muß im Leben einer vorangehen."

Ihr Atem ging rascher. Es arbeitete in ihr. Geheime, unreife und unverstandene Wünsche, die in ihr schlummernde Lust zum Leben, bäumten sich in ihr auf, und gegen sie warfen sich eine heiße, plötzlich aufschießende Begeisterung, Pflichtgefühl, Edelsinn.

„Es — — wäre etwas Großes," murmelte sie, ohne recht zu wissen, was sie sagte.

Dann fühlten sie beide, daß sie zu klaren Worten kommen mußten, und doch fanden sie diese Worte nicht leicht. Sie waren zwei keusche, schwer aus sich heraustretende Menschen, die nun auf einmal vor dem erschraken, was sie miteinander besprechen wollten.

Pianta begann zuerst wieder, stockend und unbeholfen: „Ich habe mir gedacht, daß Ihr Frauen eine Art Bund schließen müßtet, dem Ihr durch ein Versprechen lebenslang verpflichtet wäret."

„Eine Art Klostergelübde," half Anna Julia nach.

„Es wäre wie eine Erlösung, wenn die Krankheit auf diese Weise und im Laufe der Zeit aus der Gegend verschwände," fuhr Pianta begeistert weiter.

Da sah ihn das Fräulein offen an. „Und Sie meinen, daß ich — wir beide, Wiese und ich — vorangehen sollen?"

„Ich will auch mit den andern reden," erwiderte er ausweichend. Als sie wieder schwieg, fügte er hinzu: „Wir müßten alle zusammenstehen, die Gesunden und die Kranken. Mit einer großen Freundschaft müßten wir einander helfen."

Sie stand erregt auf, ging bis zur Tür und kam wieder zurück. Dann raffte sie ihr Kleid, stand aufrecht da und sah irgendwohin, aus dem Fenster. „Ich kann jetzt keine Antwort geben. Ich muß es überdenken."

„Ich habe die Absicht, eine Versammlung einzuberufen an einem Abend in irgendeiner stillen Stube," erklärte Pianta.

Er erhob sich jetzt ebenfalls. Im Laufe des Gesprächs waren seine Gedanken klar geworden. Er sah auf einmal den Weg, den er zu gehen hatte.

Und nun ergriff das Feuer, das in ihm war, Anna Julia. Sie trat auf ihn zu und sagte mit stürmischer Bewegung: „Tun Sie es, Lehrer Pianta! — Wenn wir zusammenhalten — es müßte — gelingen!"

Nach einer Weile wurden beide ruhiger und nüchterner. Alles Theatralische war ihnen fremd. Pianta nahm seinen altväterischen Hut, den er auf einen Stuhl gelegt hatte.

„Ich will sehen, daß ich die Leute zusammenbekomme," sagte er. „Bald! An einem der nächsten Abende." Darauf fragte er: „Sie werden kommen, Fräulein Balmott?"

Sie bejahte und folgte ihm zur Tür, an welche er getreten war.

Während sie ihn über die Wendeltreppe hinunter geleitete, sprachen sie gleichgültige Dinge. Unter der Haustür blieb sie stehen und nahm mit der Linken vor der Brust ein Tuch, das sie um die Schultern gelegt hatte, fester zusammen. Es war kalt. Die Sonne stand nur noch auf den höchsten Berggipfeln. Der Vorplatz am Hause Balmott hatte drei frostige Farben, weiß, grau und schwarz. Schwarz war der Wald drüben und stand wie eine Wand, grau war der Stein des Brunnens mit den Eiszapfen daran, und weiß war der Schnee, der den Boden deckte.

Pianta wehrte Anna Julia das Heraustreten, damit sie sich nicht erkälte.

Sie streckte ihm lächelnd die Hand zum Abschied hin und drückte die seine herzlich.

Dabei begegnete er ihren Augen. Ihr Blick war arglos, tief und trug noch die Spur des Nachdenkens in sich. Er bewegte ihn seltsam. Eine kurze Weile stand er im Banne ihrer Persönlichkeit. Sie trat ins Haus zurück, und er entfernte sich, aber er hörte ihre Stimme noch, fühlte noch den Druck ihrer Hand. Es dauerte ein paar Schritte weit. Dann kamen mit Macht die Gedanken an die große Sache zurück, die ihn beschäftigte. Sie verdrängte alles andere. Seine Seele füllte sich aufs neue mit Begeisterung, und sein Herz klopfte hoch, während er sich nach dem Dorfe wendete.

8. Kapitel.

Im Schulhaus von Tannò befand sich eine große, düstere Stube, die zu Versammlungszwecken benützt wurde. An den kahlen Wänden waren lehnenlose Bänke aus Tannenholz, armseliges, verhocktes Gerät, aufgestellt. In der Tiefe des Saales stand ein ebenso alter Tisch, davor ein brauner Stuhl. Mit Beleuchtung trieben die von Tannò keinen Luxus; an der Decke hingen zwei Petrollampen, auch auf den Tisch, vor dem Daniel Pianta Platz nehmen sollte, um zu reden, hatten sie eine kleine Lampe mit milchweißem Schirm gestellt. So war in der Stube ein wenig rotes, scheues Licht und viel Dämmerdunkel, und wenn ein Mensch eintrat, sprang gleich an der Tür sein langer Schatten neben ihn und huschte groß, schreckhaft an der Wand entlang, bis jener seinen Platz auf einer der Bänke genommen hatte.

In der Nähe des Tisches standen ein paar Männer, der Pfarrer, Ammann, der Lehrer, Doktor Semadini und Alexander Valer. Sie waren von den zuerst Angekommenen und unterhielten sich in gedämpftem Ton, wie er zu der trüb erleuchteten Stube sich fügte, von dem, was vorgehen sollte. Ammann sprach die Meinung aus, daß aus der Versammlung nicht viel werden würde, und musterte spöttisch die leeren Bänke. Aber in seinem Rücken klang eine dumpfe, männische Stimme: „Wart' es ab, Lehrer. Es kommen mehr, als Du denkst."

Er wendete sich unwillkürlich um, obwohl er wußte, daß es die Ulla Calonder war, die gesprochen hatte. Sie saß dicht hinter ihm auf einer Bankecke und zündete ihm mit den Räderaugen zornig ins Gesicht. Dann drehte sie, Ruck um Ruck, den Kopf immer wieder der Tür zu, jeden beobachtend, der eintrat, und immer zufriedener nickend je mehr Menschen hereinkamen.

Alexander Valer nahm ihre Bemerkung auf und meinte, sie habe nicht unrecht. Es könnte eine Versammlung werden, wie man noch keine gesehen habe.

„Und doch wird es für die Katz sein," sagte der rauhe Doktor.

„Vielleicht nicht," sagte der Pfarrer in seiner knappen Weise. „Wir haben einen Fehler gemacht, wir andern!"

„Wieso?" fragte der Doktor.

„Wir haben geredet und geraten, aber nicht gehandelt."

„Wohlweislich, wir Ehemänner," witzelte Cölestin.

Pianta fehlte noch, obgleich er nur aus seiner Schule herunterzusteigen brauchte.

Inzwischen ging die Prophezeiung der Ulla in Erfüllung. Immer mehr Leute betraten den Saal. Mit der geräuschlosen Bescheidenheit, die denen in den Bergen eignet, kamen sie herein, jetzt einzeln, jetzt in Familien. Zuerst drückten sie sich ein wenig an der Tür herum, dann schoben sie sich einander nach auf die Bänke.

Jetzt kamen Dominik Valer und seine Mutter. Sie waren lauter und rascher als die andern und wußten auch gleich, wo sie sich setzen wollten. Sie schritten quer durch den Saal und nahmen in der Nähe des Tisches Platz, wo die Scheuen sich nicht hingetraut hatten. Katrine Valer nickte ihrem Verwandten, dem Großrat, zu, und er gab ihr mit flüchtigem Kopfnicken knappen Bescheid, wie es der Amtsperson der Taglöhnerin gegenüber am Platze schien.

Freundlich grüßten die Berta und ihre kleine, verschüchterte Mutter, die darauf ankamen und neben Dominik Platz nahmen.

Dann traten die Balmottmädchen ein. Es kam eine Bewegung in die Anwesenden. Der Doktor Semadini ging den Töchtern seines Vorgängers entgegen, auch der Pfarrer hieß sie willkommen und wies ihnen Plätze. Anmutig und leise schritten sie zu denen hinüber.

Indessen standen auch die Figischen in der Tür, gleichzeitig mit Stina Wolf, der Kranken. Viele Blicke wendeten sich ihnen zu. Sie forderten noch immer das Interesse des Dorfes heraus. Und — seltsam — die Unterhaltung in der Stube, die ohnehin scheu gewesen, wurde noch zaghafter. Man beobachtete die Figischen, wie sie sich in einem Knäuel in die Stube hereinschoben, unbeholfen, doppelt verlegen im Gefühl, daß sie begafft wurden. Die beiden Alten gingen schwerfällig wie wandelnde Salzsäcke nebeneinander. Auf jeder Seite hatten sie eine Tochter, und hinter ihnen hielt sich Xander Tuor, der Knecht. Sie gingen so eng aufgeschlossen, daß sie einander fortwährend anstießen, und wälzten sich einer Ecke zu, wo sie sich an die Wand stellten, da die Bänke inzwischen besetzt worden waren. Mit ihnen war ihr Schicksal durch die Stube gerollt. Alle ahnten es, sahen es, als hätte es sich wirklich, ein klotziges Rad, vor ihren Augen vorbeigedreht. An der Familie war die Lücke noch frisch zu sehen, wie eine neue klaffende Wunde an einem Menschenleib: Der Bub, der junge Figi, fehlte! Alle sahen es. Und es war, als hätte einer mit dumpfem Schlag einen Amboß getroffen, damit sie aufhorchten.

Der junge Figi aber war nur einer von vielen, die gleich elend — — umgekommen waren.

Vor sich hinstierend, lauschend, wartend, saßen und standen die Leute da, auch die Gesunden unter ihnen; denn es waren viele Gesunde dabei. Menschen aber, wie die Stina Wolf, die nicht die Landeskrankheit an sich hatten, sondern ihre besondere Bresthaftigkeit, litten unter dieser mehr als gewöhnlich, weil diese Stunde sie mehr als je daran erinnerte.

Die Stina Wolf war ein langes, schlankes Mädchen, schmalbrüstig und mit weißen, glatten Händen. Sie blickte mit glänzenden Augen in den Saal und suchte Pianta, der für sie wie für viele etwas Apostelhaftes hatte. Die Stina Wolf erwartete von Pianta mehr, als sie selbst wußte. Sie war lungenkrank und zum Tod ersehen, aber sie hing mit tausend Fasern am Leben. Pianta aber, meinte sie irgendwie, würde ihr das Leben verlängern.

Schon begann der Doktor Semadini im Gespräch sich zu wundern, wo der Lehrer so lange bleibe, als dieser eintrat. Er hatte oben in seiner Stube gesessen und aus sonderbarer Ursache solange gezögert. Sein sprunghaftes Wesen ließ nicht zu, daß er mit weitem großen Zuge eine Unternehmung vollführte. Bei ihm war stets ein Auf und Nieder von Begeisterung und Lauheit, von Mut und Zweifel. So waren ihm, als die Stunde der Versammlung, die er einberufen, herankam, plötzlich eine Menge Bedenken aufgestiegen: Ob er sich nicht lächerlich mache? Die von Tannò hätten früher auch gelebt, weshalb nun er allein sich auf einmal berufen fühle, in ihr Schick-

sal einzugreifen? Er hörte unten die Schritte der Ankommenden, das Knarren der Einlaßtüren, aber es schien ihm, als kämen nur wenige. Da entsank ihm vollends alle Lust. Er zögerte und zögerte. Endlich, als er an der Uhr ablas, daß er nicht länger warten durfte, nahm er ein paar Bücher und Hefte unter den Arm. Aus ihnen hatte er den Vortrag, den er unten im Saale halten wollte, vorbereitet, und sie trug er hinab.

Als er die Saaltür öffnete, verstummte drinnen das Murmeln. Selbst der Pfarrer und der Doktor schwiegen und sahen Pianta entgegen. Die Aufmerksamkeit, die er erregte, machte ihn verlegen. Mit linkischem Benehmen schritt er durch den Saal, den Rock zu weit, die Hose zu kurz, den Hemdkragen zerknüllt. Nur der Kopf mit dem Evangelistenhaar gab ihm etwas Besonderes. Er drückte nacheinander dem Pfarrer, dem Doktor und seinem Kollegen Amman die Hand, ernsthaft, ohne das sauersüße Lächeln Cölestins und eine spöttische Bemerkung Semadinis zu beachten. Dann setzte er sich an den Tisch und kramte seine Schriften auseinander. Er war jetzt ruhiger und sicherer. Darauf begann er vom Wesen der Bluterkrankheit in Tannò und im Lande herum zu sprechen. Er hatte sich in sein Thema eingearbeitet, konnte auf viele Jahrzehnte zurückgreifen und den Dörflern Dinge erzählen, welche die wenigsten wußten. Er zählte Beispiele auf aus weit zurückliegenden bis zu jüngst vergangenen Tagen. Während er von diesen Beispielen sprach, erschütterte ihn wieder die Wucht des Verhängnisses, die in dem Übel über der Gegend lag, und während er anfänglich trocken, zerhackt und ungeschickt gesprochen, kam nach und nach ein jähes Feuer über ihn. Wohl stockte er noch oft, wie das seine Art war, aber dann wieder brachen ganze Sätze leidenschaftlich, hastig und voll treffender Worte von ihm, so daß seine Art zu reden zwar etwas Befremdendes behielt, aber etwas mit sich Fortreißendes bekam. Er fühlte, wie seine eigene Erregung gleich einem weiterrinnenden Feuer sich den Hörern mitteilte, wie er Macht über sie gewann, sie lenkte. Kein Wort des Beifalls unterbrach ihn; aber in den Augenblicken, in welchen er innehielt, war eine atemlose Stille im Saal. Er sah in lauernde, ängstliche und wilde Augen, in heiße Gesichter. Aller Züge hatten das geheime Glühen der Aufregung in sich. Selbst Doktor Semadini, der Polterer, versank in ungewohnte, ernsthafte Schweigsamkeit. Jon Flury, der Pfarrer, zeigte sein starres Antlitz, allein manchmal zitterte der knappe Mund, so als sei er ungeduldig, bis die Reihe des Redens an ihn komme. Pianta sprach von der Vererbung der Krankheit und daß sie nicht aussterben würde, solange sie nicht eingedämmt werde. Dann wandte er sich an die Frauen. „In Euerer Gewalt liegt alles!" Und nun rief er sie zum Bunde auf. Daß sie sich zusammentäten und gelobten, ehelos zu bleiben, Mädchen und Witwen, aus jenen Familien, die nach der Erfahrung langer Jahre von dem Übel heimgesucht und deren Weiber es vom Großvater zum Enkel getragen. Ein Eid sollte den Bund bekräftigen! Alle Einzelheiten aber sollten erst noch bedacht und beraten werden.

Als er schloß, fühlte er, daß sie wie eine Welle waren, die ans Ufer brechen will. Ein Murren und Murmeln folgte seinen Worten. Einzelne traten vor, kamen gegen ihn, als ob sie reden wollten, andere redeten heftig mit den Nachbarn, wenige saßen mit in die Fäuste gestemmten Köpfen, in dumpfem Sinnen. Es war aber kein eigentlicher Lärm, nur ein halblautes, wirres Schwirren vieler Stimmen, das seltsam zu dem trüben Licht im Saal paßte.

Von denen, die aufgestanden waren, war die Ulla Calonder die vorderste. Ihre Holzschuhe klapperten auf dem Boden. Sie faßte mit den dünnen Fingern nach Piantas Hand.

„Das ist das Rechte," sagte sie.

Dann wendete sie sich und hob den Arm, daß er wie ein brauner Stecken drohend in die Luft stand.

„Das ist das Rechte, Ihr — Ihr," wiederholte sie und sah einzelne Mädchen an, „ich kann es Euch sagen, ich — und ich wollte, es hätte es **mir** einer gesagt vor fünfzig Jahren."

Keiner konnte über sie lachen. Sie hatte etwas Furchtbares, wie sie so dastand, etwas von menschgewordenem Schmerz.

Sie bekam einen sonderbaren Partner in Alexander Valer, dem Großrat. Auch

dieser trat an den Lehrer heran, stellte sich neben ihn und begann zu reden. Er hatte die Würdigkeit des Magistraten, ein Pathos in der Stimme und jene Sicherheit des Volksmannes, der weiß, daß das, was er sagt, Gewicht hat. Wort für Wort stimmte er dem Lehrer bei. Er sagte langatmig das, was die Ulla kurz gesagt: „Das ist das Rechte.“ Und noch bevor er ganz geendet hatte, schob sich der schwere Vater Figi ebenfalls an den Tisch heran und sprach: „Ich muß es wissen, und ich sage: Es hat Not, daß wir das tun hier in Tannd. Meine zwei Mädchen sollen dabei sein, sollen sie.“

Vielleicht gab dieses Wort den Ausschlag. Der Figi sprach es! Und es war schon ein Ereignis, daß ein Wortsparer, wie der dicke Figi redete. Abermals schien es, als ob das Schicksal durch den Saal gehe und jedem seine Mahnung ins Ohr sage, und wieder kam eine dumpfe Stille über alle.

Dann legte Pianta einen großen Bogen Papier vor sich hin und forderte diejenigen, die willens wären, dem Bunde anzugehören, auf, sich einzuschreiben. Er tauchte eine Feder in die Tinte, die auf dem Tisch stand, und es war so still im Saal, daß man hörte, wie die Feder schrie, als sie auf den Boden des Glases stieß. Die Stille dauerte an, während Pianta, in der ausgestreckten Hand die Feder, dastand und wartete. Da zwang ihn ein jäher Entschluß.

„Es mögen auch Männer das Gelöbnis ablegen,“ sagte er. „Ich will Euch ein Beispiel sein!“

Er ließ sich mit einem Ruck auf den Stuhl nieder und schrieb mit den weiten, klaren Schriftzügen, die er hatte, den eigenen Namen zu oberst in die Liste. Da ging eine Bewegung durch den Saal. Die beiden Balmottmädchen schritten, die Köpfe sittsam gesenkt, auf den Tisch zu, voran Anna Julia, das lange Kleid anmutig gerafft. Ihr Gang hatte etwas Schwebendes. Ein nonnenhafter Ernst lag in ihrem Gesicht. Wie ein leiser Schatten folgte ihr die bleiche junge Schwester, die gleichsam mechanisch und gewohnt, es in allem der ältern nachzutun, ihren Namen auf das Blatt setzte.

Das Beispiel der Balmotts rüttelte die andern auf. Eines nach dem andern näherte sich dem Tisch, zumeist Mädchen, aber auch Dominik Valer und zwei andere Burschen zeichneten sich ein.

Dominik Valer trug eine flüchtige Heiterkeit in die Versammlung. Er blickte die Berta Valer, seine Base, an und foppte sie: „Sag' es noch, Du! Wenn es Dir das Herz bricht, unterschreibe ich nicht.“

Aber die Heiterkeit verflog.

Die Schwestern Figi standen hinter dem Dominik, und gleich nach ihm kratzte die häßliche Gunde ihren Namen aufs Papier.

Dann setzte sich die Justina schwerfällig in den Sessel. Sie war bleich und verlegen und sah aus wie eine, die blindlings dahin taumelt, wohin sie gestoßen wird. Die Hand zitterte ihr, als sie nach der Feder griff, und in diesem Augenblick war es, als ob Xander Tuor, der Knecht, sie am Schreiben hindern wollte; denn er räusperte sich laut und tat einen Schritt von der Wand hinweg, an welcher er stand. Aber da hatte Justina schon ihren Namenszug beendet, und Tuor kraute sich im roten Haar und ließ sich, scheu sich umsehend, langsam in die lässige Stellung zurückfallen, in welcher er an der Wand gelehnt.

Derweilen trat die Stina Wolf an den Tisch und unterhandelte mit Pianta, ob auch sie unterschreiben solle, da doch nicht der gleiche Grund wie die andern sie dazu treibe. Pianta schob ihr wortlos das Blatt zu. Was sollte er ihr sagen? Er sah, daß sie eine leise Hoffnung hegte, er würde sie nicht für krank genug halten, und wußte doch, daß sie vielleicht elender war als alle andern. Sie tat ihm leid, als sie sich setzte und auch ihr die Finger bebten, während sie unterschrieb. Es war, als ob sie ihr eigenes Todesurteil unterzeichnete.

Berta Valer hatte inzwischen noch immer reglos neben ihrer verschüchterten Mutter gesessen. Ihre Augen gingen unruhig durch die Stube, einmal nach dem Tisch, an dem Pianta stand, nach der Tür, wo Klemens Romedi mit verschlungenen Armen an der Wand lehnte und auf die seltsamen Ereignisse schaute, dann — lauernd — nach dem Vater, der jetzt durch den Saal auf sie zuschritt. Ob dieser es merkte, daß ihr Name noch nicht auf der Liste stand?

„Hast Du denn unterschrieben?“ fragte der Großrat, als er mit rotem Gesicht herankam.

„Nein," gab sie halb kleinlaut, halb trotzig zurück.

„Nun," sagte Alexander Valer schroff, „worauf wartest Du noch?"

Sie stand jäh auf, drehte und wand sich. Am liebsten wäre sie zur Tür hinaus. Aber der Vater verwandte keinen Blick von ihr. Seine Brauen zitterten und gewitterten. Er hob ein wenig den schwarzen Schlapphut, den er in der Hand hielt, als zeige er der Tochter damit den Weg.

Da glitt die Berta mit ihrer schwingenden Geschmeidigkeit zum Tisch hinüber, trotzig und leichtsinnig zugleich, und setzte in kleiner, zierlicher Schrift ihren Namen in die Liste.

Noch immer war indessen das trübe Licht, das Schattenhuschen an den Wänden. Die Berta Valer war die letzte, die unterschrieb. Wieder trat Stillschweigen ein. Jeder wartete ab, was nun kommen würde.

Da kam dem Daniel Pianta ein anderer Hilfsgenosse. Jon Flury, der Pfarrer, trat heran, fragte nicht lang, schob ihn ein wenig beiseite und sagte: „Ich habe Euch auch noch ein Wort zu sagen, Tannenser!"

Alle lauschten. Der Pfarrer war lange unter ihnen, aber er hatte so viel Ursprünglichkeit in seinem Wesen, daß er ihnen noch an keinem Tag langweilig geworden war.

Er stützte beide Hände auf die Tischplatte, preßte die knappgeschlossenen Lippen noch fester zusammen und sah sich einmal im Kreise um. Dann sprach er in kurzen Sätzen: „Das, was der Lehrer Pianta Euch vorgehalten, habt Ihr in Jahren und Jahren von mir auch hören können, wenn Ihr die Ohren nicht verstopft habt. Er aber hat den richtigen Augenblick gefunden und Euch einen Weg gewiesen. Es ist ein schwerer Entschluß, den Ihr gefaßt habt, Ihr Frauen und Ihr andern. Ich weiß nicht, ob jedes von allen denen, die da unterschrieben haben, weiß, wieviel es eigentlich versprochen hat. Es ist eine Sache, die ins Leben geht. Ich meine, daß es eine ist, die man nicht ohne den Herrgott abmachen sollte. Ich meine, daß wir, so wie wir da sind, Ursache hätten, in die Kirche hinüberzugehen. Es wäre kein Schade, wenn jeder jetzt ein Unser Vater sagte."

Wer nicht schon stand, erhob sich von seinem Platz. Sie blickten nach der Tür und dann wieder nach den Männern am Tisch, als forderten sie die auf, vorauszugehen.

„An einem nächsten Abend werden die, die hier unterschrieben haben, zusammenkommen, damit wir Weiteres besprechen," sagte Pianta noch.

Das nahmen sie schweigend hin.

Jon Flury näherte sich inzwischen, den Hut in der Hand, der Tür. Pianta, Ammann und der Doktor folgten ihm. Alle andern schlossen sich an.

Es war eine Nacht mit jungem Mond, nur wenig Helligkeit in der Dorfgasse, so als käme sie vom Schnee allein, der hoch und frisch gefallen lag. Nur ein kleiner Fußpfad war zurecht gestampft, sie mußten, als sie ins Freie gelangten, einer hinter dem andern gehen.

Es war ein langer Zug, da sie, die meisten auch jetzt noch stumm, sich vom Schulhaus zur Kirche begaben, von keinem Geläute gerufen. Sie waren ihrer so viele, daß eine Weile zwischen Kirche und Schulhaus ein schwarzes Band von Menschen lief, dieser Tür lautlos entgleitend, langsam durch die Gasse rinnend, und in jener Tür verschwindend. Etwas Machtvolles bewegte sie alle, über das sich die wenigsten recht klar wurden, ein stiller, glutender Fanatismus, wie er die Geißler und Wiedertäufer im Mittelalter getrieben. Weil sie aber gemache, äußerlich gleichgültige Menschen waren, war ihre Leidenschaft nicht an ihnen zu erkennen. Piantas Wesen allein war heißer, von Begeisterung bewegter.

Mit hängenden Köpfen, wie sie durch den Schnee hingeschritten waren, gingen die letzten zur Kirchentür hinein. Ohne jede Verabredung war der alte weißköpfige Sigrist ihnen vorangeeilt und hatte die Kerzen an den Wänden entzündet. Pfarrer Flury stieg auf die Kanzel, Pianta aber schritt an die Orgel. Er griff in die Register und spielte. Es war anfänglich eine eigentümliche, verworrene Musik, wie in der Seele des Daniel Pianta Unklarheit und Verworrenheit war. Ein gewaltiges Ringen kam in die Töne, ein Wogen und Wallen, ein Suchen nach der Vollendung. Der Schulmeister Daniel Pianta war in diesem Augenblick seines Lebens einer tiefen Erkenntnis nahe. Er war mit klopfendem

Herzen an der Spitze des Zuges durch die Nacht gezogen und hatte sich als Führer gefühlt. Und nun er an der Orgel saß, wurde ihm die ganze Tragweite dessen klar, was er von denen von Tannò verlangt und was sie versprochen hatten. Er konnte sie in ihren Stühlen unten in der Kirche nicht sehen; aber er fühlte ihre Nähe: Ein großes Mitleid wallte in ihm auf. Waren sie nicht eine Schar gleichsam arm gewordener Menschen? Ihr Leben sollte fürderhin Entsagung sein. Aber es würde auch ein Heldentum werden. Diese Entsagung gab Kraft, sie erhob und stählte!

Alles, was groß in der Seele des Schulmeisters war, schwoll und bekam Gewalt über ihn. Entsagen und Sichbescheiden war Menschenberuf! Er fühlte eine sieghafte Kraft in sich, zu halten, was er in der Begeisterung des Augenblicks denen da unten versprochen, ihnen gleichsam als Beispiel voranzugehen.

Er würde vielleicht noch lange weiter gegrübelt und aus dem Grübeln heraus seine Orgel haben singen lassen, da traf sein Blick zufällig die Kanzel, die er von seinem Platze aus sehen konnte. Jon Flury stand dort und schaute nach ihm herüber. Er erwachte und brach sein Spiel ab. Dann hielt der Pfarrer eine kurze Ansprache an die Gemeinde und las ein Gebet um Stärkung und Beharrlichkeit.

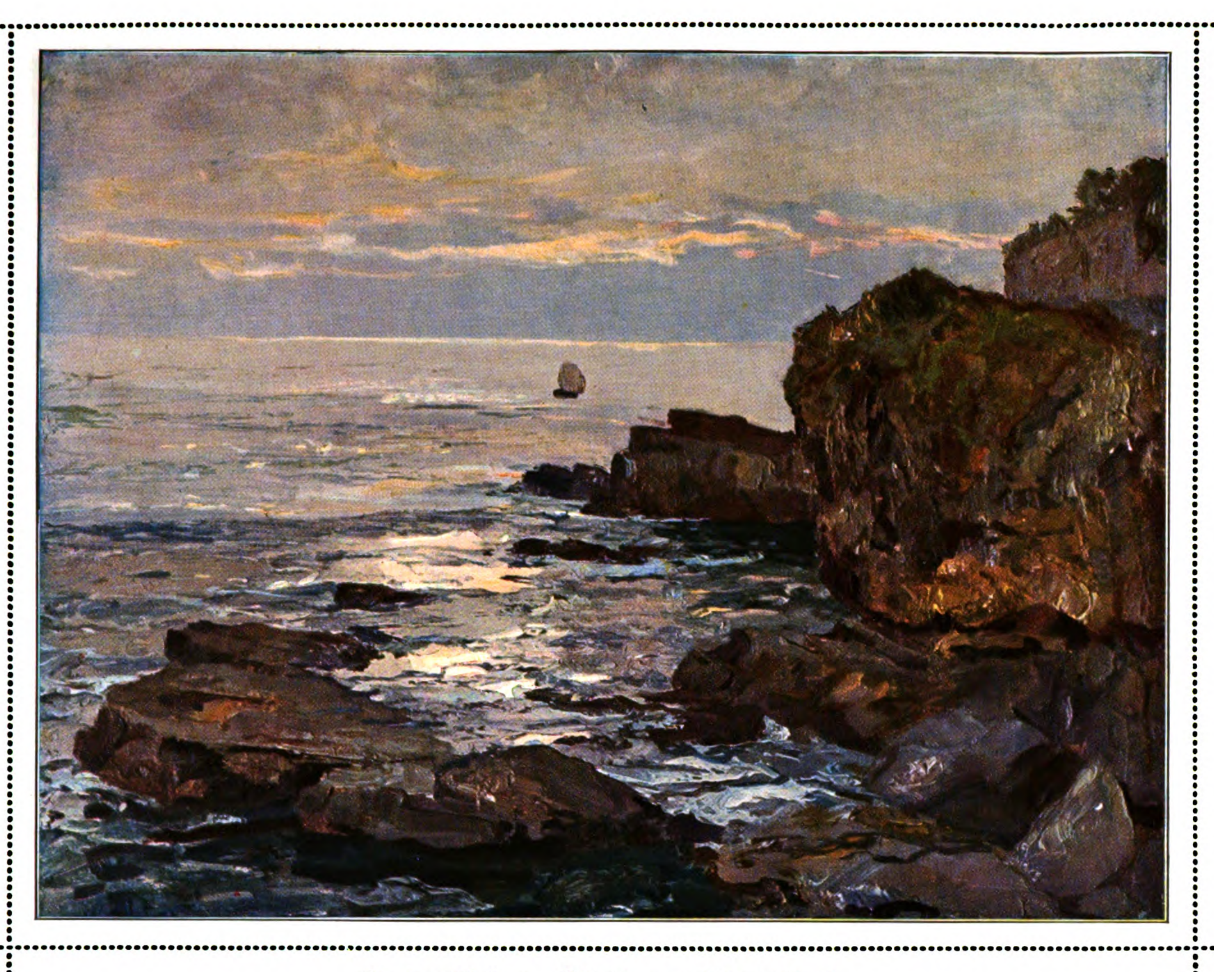
Es war eine schmucklose Feierlichkeit, wie sie im Wesen der Bevölkerung lag. Die Kirche war kalt wie ein Eiskeller, und die Kerzen gaben ein kümmerliches Licht.

Ruhig, als ob nichts Außerordentliches geschehen wäre, gingen die Leute dann hinaus. Die großen Steinplatten des Bodens hallten eine Weile. Dann hatte auch der letzte die Kirche verlassen. Keiner sprach mehr mit dem andern. Jeder begab sich nach Hause. Es hätte scheinen können, daß sie bereits wieder vergessen, was viele unter ihnen gelobt hatten.

9. Kapitel.

Aber die Leute von Tannò vergaßen es nicht. Es wurde wenig mehr von dem Wesen des Bundes gesprochen, den sie im stillen geschlossen hatten. Es blieb mehr ein stummes, aber ein starkes Einverständnis. Pianta und der Pfarrer bauten aus, was sie gegründet, und gaben dem Bunde durch kurze Satzungen feste Gestalt. Dann suchten sie durch Veranstaltungen dieser und jener Art denjenigen Ersatz zu bieten, die sich von allerlei Lebensfreude ausgeschlossen. Es wurde eine kleine Bibliothek angeschafft, ein Chor gebildet, der nicht nur Sonntags in der Kirche sang, sondern auch wöchentlich zweimal seine Übungen abhielt, und einige Male während des langen Winters führte Pianta seine kleine Gefolgschaft auf Wanderungen nach ihrer Geschichte oder ihrer Natur zu merkwürdigen Stellen in der Umgegend.

Inzwischen war man auswärts auf das aufmerksam geworden, was in Tannò geschehen war. Hatten die Gegend und das Dorf schon immer das Interesse der Leute erregt, so begann man jetzt darnach als nach einer unerhörten Merkwürdigkeit auszublicken. Man steckte im Tal die Köpfe zusammen: Habt Ihr es gehört, die von Tannò? — Ungläubiges Lachen und Spott begleiteten die Frage. Allerlei Witzeleien gingen herum. Nur wenige Menschen nahmen die Sache ernst und dachten mit einer fernen Bewunderung an die Schar des Schulmeisters Pianta. Als aber der Bund eine Weile bestand, ohne daß er gebrochen oder locker geworden wäre, bekam Tannò neugierigen Zulauf. Gaffer stellten sich in die Gassen. Und wenn einer aus Tannò nach auswärts kam, so staunte man ihn an und wies heimlich mit Fingern auf ihn: Das ist einer von ihnen! Die Tannenser lächelten in sich hinein oder zogen die Stirn in Falten. Die andern aber wunderten sich, daß so wenig Außergewöhnliches an ihnen war, weder Trauer noch Bitterkeit, nur die Schlichtheit und Tüchtigkeit des Volksschlages jener Gegend. Man sprach aber auch wieder von ihnen als von einem besonders schönen Menschenschlage. Und die Zahl derer stieg, die meinten, die Ledigen von Tannò würden das Ledigbleiben bald vergessen. Junge Burschen in der Nachbarschaft und einige städtische Großtuer tiefer im Tal warfen sich in die Brust und prahlten, gelegentlich würden sie einen Sturm auf das Dorf wagen, wollten doch sehen, ob die Weiber da oben standhaft seien. Auch davon hörten die Tannenser und daß man auswärts ihr Dorf die Nonnenburg getauft hatte. Vielleicht trug aber gerade das auswärtige



An der Riviera. Ölstudie von Albert Wenk.



Gerede dazu bei, die Dörfler in ihrem Entschlusse zu bestärken. Es war ihnen unheimlich, sich in der Leute Mäuler zu wissen, und so hielt sie in dieser ersten Zeit schon die Furcht zusammen, daß der erste, der abfiel, dem Gespött überliefert werden würde. Allmählich trieb sie das Aufsehen, das sie wider Willen überall erregten, immer mehr in sich selbst zurück. Die, die es anging, wurden noch stiller und zurückgezogener als sonst. Auch ihre Ängstlichkeit blieb ihnen. Die Dorfeule, die Ulla Calonder, sorgte dafür, daß sie sie nicht verloren. Das viele Leid ihres Lebens hatte ihr vielleicht den Verstand verschüttelt. Sie redete immer und überall von ihren Toten. Und wo etwas geschah, was an die Krankheit mahnte, erfuhr sie es und trug es von Haus zu Haus: „Valentin Curjel hat sich an seiner Sense geritzt. Habt Ihr es gehört? Es hat wenig gefehlt, daß er daran geblieben wäre.“ Dann glänzten ihre Augen wie von heimlicher Glut. „Es mahnt immer wieder! Immer wieder!“ orakelte sie.

Alle wußten, daß sie recht hatte. Und es hielt ihre Freude nieder. Keine Fröhlichkeit konnte aufleuchten.

Der Winter hatte jetzt die höchste Gewalt und herrschte nach Tyrannenart. Stürme rüttelten an den Häusern, rissen daran, als ob sie Fetzen aus den Mauern zerren wollten. Der Ulla Calonder warfen sie ein Kamin um, am Hause des Großrats Valer brachen sie einen Fensterladen weg und schmetterten ihn in der Nacht in der Dorfgasse zu Stücken, auf dem Friedhof aber nahmen sie den Blechkranz vom Grab des jungen Figi und spielten Reif mit ihm. Klirrend lief er über den gefrorenen Schnee, ein ganzes Stück weit, bis er an einem andern Grabkreuz sich verfing und liegen blieb. Dann war acht Tage lang ein blauer Himmel wie hochgeschwungene Dombogen über das im Schnee begrabene Dorf hingebaut.

An einem dieser Tage kam die Justina Figi mit den Wasserkesseln zum Dorfbrunnen. Sie trug eine graugestrichelte Flanelljacke und einen dunklen Rock und hatte die Ärmel trotz der Kälte aufgekrempelt. Die weichen, runden Arme und der Hals schimmerten weiß und mit verführerischer Glätte. Dominik Valer ging vorüber und spottete: „Mach' den Brustlatz zu, Justina, sonst werde ich dem Lehrer abtrünnig.“

„Tu Du das gleiche mit Deinem Schnabel,“ gab sie schlagfertig zurück; aber dann nestelte sie doch den obersten Jackenknopf ein, der aufgesprungen war, sah sich um, ob niemand das Gespräch mit angehört habe und ließ ihre Kessel voll Wasser laufen. Sie hatte etwas Ängstliches in ihrem Wesen und eine, selbst an ihrer nicht gelenken Gestalt auffallende Schwerfälligkeit. Mühsam hob sie die beiden gefüllten Kessel vom Boden und trat den Heimweg an. Drüben am Figihaus ging inzwischen die Tür auf. Xander Tuor, der Knecht, kam heraus und wollte nach dem Stall hinüber, als er die Justina erblickte. Sie stellte eben ihre Eimer wieder in den Schnee und griff an die Seite. Er betrachtete sie umständlich, besann sich und kam dann mit langen Schritten zu ihr herüber.

„Warum rufst Du nicht, damit man Dir tragen helfen kann?“ sagte er in halblautem und vertraulichem Ton.

Sie antwortete nicht, sondern ging nur müde neben ihm her, während er ihr die Eimer dem Hause zutrug. Unter der Haustür sagte sie kurz und verhohlen: „Jetzt — lange kann ich es nicht mehr heimlich halten!“

Nun schwieg er statt ihrer und hing den rotstruppigen Kopf.

Sie traten miteinander in die Küche, waren allein dort und machten die Türe zu. Tuor stellte die Eimer an ihre Plätze. Dann horchte er und sah sich um, als ob Lauscher hinter allen Wänden ständen.

„Wie hast Du nur unterschreiben können?“ flüsterte er.

Die beiden trugen seit Wochen eine Last von Sorge, schwerer, viel schwerer, als das bleiernste Heubündel, das Xander Tour je auf seinen Rücken gehockt hatte. War es vorher die Furcht vor dem Vater und Meister gewesen, so plagte sie jetzt die Scheu vor der Öffentlichkeit und dem Gerede. Und diese Scheu quälte sie mehr als die frühere Beklemmung und hatte beiden in wenigen Wochen hohle Wangen gegraben.

„Und wenn ich nicht unterschrieben hätte?“ flüsterte die Justina zurück. „Der Lärm wäre gerade so groß gewesen.“

Sie überlegten. Justina sah ins Herdfeuer, Tuor zum Fenster hinaus.

„Es muß einen Weg geben,“ sagte das Mädchen.

„So gehe ich zum Pfarrer — oder zum Meister — oder zu beiden,“ sagte er mit schleppender Nachdenklichkeit und in einer Verwirrung, die bewies, wie wenig er aus und ein wußte.

Sie schüttelte den Kopf und meinte, Pianta müßte befragt werden, der habe zuerst unterschrieben. „Oder“ — unterbrach sie sich selbst — „dem Fräulein Balmott will ich es sagen, heute abend, wenn Arbeitsstunde ist.“

Tuor sah sie bedenksam an. Dann war es, wie wenn ein Block langsam ins Wälzen kommt.

„Nicht?“ fragte Justina.

„Wohl — wohl,“ antwortete er und ging hinaus. Er schien froh, daß wieder ein Schritt getan war, und wartete nun wieder mit stumpfer Geduld die Wirkung dieses Schrittes ab.

Die Arbeitsstunde war ebenfalls eine neue Einrichtung, die Pianta angeregt hatte. Anna Julia Balmott führte sie. Pianta fühlte, daß er die Frauen sich selber überlassen müßte, wenn er wollte, daß der Gedanke, der den Bund gezeitigt hatte, tiefe Wurzel in ihnen faßte. Unter ihresgleichen konnten sie sich eher darüber aussprechen. Anna Julia Balmott war eine gute Helferin. Ihr Leben war bisher nicht ausgefüllt gewesen. Sie hatte sich manchmal mehr Anregung und Tätigkeit gewünscht. Jetzt sah sie eine Aufgabe vor sich, erkannte schon kurz nach jener Versammlung im Schulhause, daß der Lehrer Pianta und der Pfarrer als Führer ihrer Schar eines Helfers bedurften. So machte sie sich zum Bindeglied zwischen den Leitern und ihrer Gefolgschaft. Und je mehr sie mit denen umging, die dem Bunde angehörten, um so mehr begeisterte sie selbst sich an der Idee, die ihm zugrunde lag.

Da war die Arbeitsstunde. Eigentlich war es ein Arbeitsabend. In irgendeinem Hause, manchmal in einem Klassenzimmer des Schulhauses, manchmal nur in der Stube irgendeiner Bauernwohnung, so beim Großrat Valer, kamen die Frauen zusammen, und jede brachte eine Arbeit mit, nicht eben eine, die recht eilte oder durchaus nötig war, mehr von jenen Handarbeiten, die Frauen als Zeitvertreib lieben. Dann saß man, werkte und unterhielt sich oder sprach auch nicht, lediglich aus dem Gefühl des Beisammenseins und der Zusammengehörigkeit eine gewisse Behaglichkeit, ein stilles Vergnügen schöpfend. Zuweilen kam Pianta hinzu, auch der Pfarrer zeigte sich hie und da, und wieder einmal las Anna Julia aus einem guten Buche vor. In wenigen Wochen waren sie einander so vertraut geworden. Sie wurden sich nicht klar, daß das gemeinsame Schicksal sie so verband; sie grübelten darüber nicht; aber wie es unter den Insassen eines Klosters der Fall sein mag, ergab sich zwischen ihnen nach und nach eine Art Schwesterschaft, eine unbewußte Zuneigung zueinander, die ihnen ihre Zusammenkünfte zu einem kleinen Lebensbedürfnis zu machen begann.

Am Abend nach dem Gespräch zwischen Justina Figi und Tuor waren die Frauen des Bundes in der Hinterstube des Großrats Valer beisammen. Der hatte sie selbst zur Verfügung gestellt. Die Stube war alt. Vor Jahren hatte die Urgroßmutter des Alexander Valer darin mit ihren Mägden gesponnen. Es standen jetzt noch zwei Spinnräder in einer Ecke, und die scheue Hausfrau wußte mit Flachs und Rad noch umzugehen. Sie saß bei den Frauen um den langen Ecktisch, der zwei Wänden des Zimmers entlang lief und auf der einen Seite Bänke, auf der andern Stühle hatte. Fast stumm saß sie da, als hätte der herrschsüchtige Mann sie so in die Ecke getrieben: Da hock', wo Du bist.

Viel beweglicher war die Berta. Die sorgte für das Leibeswohl der Anwesenden, indem sie rauhes Bauernbrot und Birnenmost da und dort auf den Tisch setzte, von dem sie im Laufe des Abends bescheidentlich aßen und tranken, Schluck und Bissen zwischen die Arbeit schiebend. Die Berta selber hatte keinen rechten Arbeitsgeist, redete jetzt mit einer Nachbarin und war jetzt wieder auf den Beinen, etwas zu holen, bald hinaus, bald herein. Und selbst wenn sie saß, verriet das Spiel ihrer Finger die Unstetheit ihres Geistes. Die Berta Valer hatte zuerst die Gesellschaft der andern Frauen gehaßt, und doch fand auch sie jetzt Gefallen daran; sie erholte sich bei

ihnen gleichsam von der Unruhe, von welcher sie selbst gequält wurde, und gegen die sie nicht konnte. Sie verstand diese Unruhe nicht, ahnte nur, daß ihr Blut sie trieb. Sie fühlte jetzt Bangigkeit, fror fast, und im nächsten Augenblick schoß es ihr heiß zu Häupten. Immer aber empfand sie eine unerklärliche Sehnsucht nach etwas Unbestimmten.

Häufig tönte ein Husten in das halblaute Sprechen der Frauen. Das war die lange Stina, die drüben neben den Balmotts saß. Sie war eine der eifrigsten Besucherinnen dieser Freundschaftsabende. Ihr Husten war in diesem Winter schlimmer, auch hatte sie des Nachts leichte Fieber, und manchmal überfiel sie eine tiefe Angst, daß sie nicht mehr lange zu leben habe. Wie nun der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift, so haschte die Stina nach einem sonderbaren Rettungsgedanken. Es war ihr, als könne ihr nichts geschehen, solange sie in Gegenwart ihrer Kameradinnen sei. Darum suchte sie unablässig ihre Gesellschaft.

Das Gespräch der Frauen drehte sich um allerlei und lag bald zwischen einzelnen, bald wurde es allgemein. Dann brummte die Mannsstimme der alten Ulla den Baß zu den helleren Organen der übrigen, und wie eine tapfere, an Gehorsam gewöhnte Glocke die Arbeitszeit einläutet, übertönte manchmal die kräftige Stimme der Waschfrau Valer die andern.

Die Schwestern Figi saßen nebeneinander, der stummen Hausfrau zu seiten. Auch sie waren keine Schwätzerinnen. Die häßliche Gunde strickte, und ihre Nadeln machten mehr Lärm als ihre Lippen. Die Justina saß tief über ihre Straminarbeit gebeugt. Zuweilen zuckte sie wie unter einem körperlichen Schmerz zusammen, und es hob sich die volle Brust in einen zitternden Seufzer. Dann wendete die Gunde das derbe, sommersprossige Gesicht jedesmal der Schwester zu und beobachtete sie mit einem halb entsetzten, halb neugierigen Blick.

„Der Hirschenwirt sagt, er habe noch nie so viele Anfragen von Sommerfrischlern gehabt wie dieses Frühjahr," erzählte die weißköpfige Katrina Valer.

„Schon jetzt?" fragte Anna Julia Balmott mit erstaunt erhobenem Kopf.

Einige bestätigten die Sache.

Da grollte die Ulla: „Nehmt Euch in acht, junge Weiber, das gilt Euch. Es ist ein schlechtes Volk, das Mannsvolk. Ihr werdet es den Sommer erfahren. Sagt, ich habe es gesagt."

Die Lampenhelle fiel in das Eulengesicht. Es drehte sich langsam von einer zur andern, und sie senkten die Blicke davor. Die Berta Valer, auf welcher die Ulla die Augen lange ruhen ließ, wurde rot und lachte nervös: „Uns wird keiner mehr groß nachlaufen."

Der Justina Figi kam eine Träne über die sammetnen Backen gelaufen. Sie wischte sie schnell hinweg, aber die Gunde hatte sie doch gesehen und flüsterte ihr zu: „Was mit Dir ist, möchte ich wissen."

Sie bekam keine Antwort, aber die Justina sah nach dem Fräulein Balmott hinüber und legte sich zurecht, wie sie am besten an sie herankäme.

Anna Julia war in Sinnen verloren. Das Wort der Ulla und das Wesen der übrigen bewegten sie. Sie hatte sich bisher nie um Männer und ihre Beziehungen zu ihrem eigenen Geschlecht gekümmert. Jetzt sprang etwas sie an, das war wie Scheu und wieder wie Verlangen und wieder wie Neugier. Anna Julia legte die feinen Hände um das schlanke Knie und sah weiter ins Leere.

Still und nachdenklich saß auch die kleine Schwester Wiese neben ihr. Sie war die einzige, die an diesen Abenden nicht arbeitete. Sie behauptete, sie hätte keine Finger für dergleichen, und war mehr auf Lesen und Lernen. Sie nahm sich fremd aus in dem Kreise, war die einzige, die ein helles Kleid von weißem Flanellstoff trug, und Gesicht und Hände schienen wie bleicher Mondschein neben den kräftigen Zügen der andern. Was sie sagten, ging wie fernes Geräusch an ihr vorüber. Manchmal gähnte sie und verbarg das hinter der großen, eckigen Hand. Und doch trat, als die Ulla vom Mannsvolk sprach, flüchtig ein Ausdruck von Interesse in ihre Augen. Manchmal richtete Anna Julia ein freundliches Wort an sie; dann lächelten beide Schwestern; es war die Liebe zwischen ihnen, die früh verwaiste Geschwister häufig einander besonders nahe bringt.

Anna Julias staunende Augen begegneten jetzt denjenigen der Justina Figi.

Sie achtete nicht darauf, daß diese die ihren suchten, erst als sie zum zweitenmal auf ihren furchtsamen Blick traf, hielt sie ihnen stand. Was war das? Wollte das Mädchen etwas? Eben gedachte sie, laut sie zu fragen, da erhob sich jene schwerfällig und kam zu ihr herüber.

„Möchtest Du einmal mit mir vor die Türe gehen?" fragte sie.

Anna Julia stand auf. „Gewiß," sagte sie.

Das hatte der Pfarrer veranlaßt, daß sie alle einander duzten. „Es gehört sich unter Schwestern, daß keine mehr als die andere ist," hatte er gesagt.

Die Justina trat in den dunkeln Flur hinaus und zögerte dort. Sie sah sich um. Dann schien ihr der Ort nicht geheim genug. „Laß uns auf die Straße gehen," sagte sie.

Anna Julia holte ein Tuch. Dann kam sie ihr nach.

Die Nacht war hell und kalt. Der Mond leuchtete in der Gasse. Die Fensterscheiben waren vereist und glitzerten silbern.

„Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll," begann die Justina. Sie hatte nichts zum Schutz wider die bittere Kälte, aber sie fror nicht, so sehr vergaß sie alles andere über ihrer inneren Bedrängnis.

Anna Julia betrachtete sie erstaunt. Sie hatte selbst wenig erlebt, aber die Frau durchschaute die Frau. Sie errötete.

„Sag' es mir ruhig," ermunterte sie die andere; aber das Herz klopfte ihr selber.

„Es ist mit dem Xander Tuor, unserem Knecht," begann die Justina voll Ungeschick. Dann berichtete sie alles.

Anna Julias Wangen wurden heiß. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Aber sie empfand tiefes Mitleid mit dem großen Mädchen, das hilflos dastand. Dann begann die Justina zu schluchzen, daß der schwere Körper schütterte.

Anna Julia sann scharf nach. „Ich will mit dem Lehrer sprechen und dem Pfarrer," sagte sie endlich. „Wir Frauen müssen zusammenhalten, müssen miteinander tragen, was an uns kommt."

„Wir wissen keinen Weg, der Tuor und ich," gestand Justina.

Dann standen sie noch ein paar Minuten wortlos beisammen, bis Anna Julia fester wiederholte: „Sie haben ein Recht, es zu wissen, Pianta und der Pfarrer. Ich will morgen mit ihnen reden."

Justina dankte nicht, sondern fügte sich nur ergeben darein, daß die andern die Sache in die Hand nahmen.

Bald nachher traten sie in die Stube zurück und wurden von erstaunten und neugierigen Blicken empfangen. Eine Erregung ging durch die Schar der Versammelten. Niemand äußerte sich. Nur suchten viele Blicke die Justina. Immer wieder. Da und dort ging einer der Atem rascher. Die Berta Valer drückte die Hand auf die Brust. Sie errieten alle, was war.

„Ist es mit dem Tuor?" fragte die Gunde die Schwester auf dem kurzen Nachhauseweg.

Sie bekam keine Antwort. Die andere senkte verstockt den Kopf.

Da zankte die rauhe Gunde: „Ich kann Dich nicht begreifen, Dich. Schäm' Dich in den Grundboden hinein!"

Aber sie behielt die Neuigkeit doch für sich wie alle andern.

10. Kapitel.

Anna Julia schritt an diesem Abend tief in Gedanken neben der jungen Schwester durch die eisige Nacht ihrer Behausung zu. Wiese plauderte anfangs von den kleinen Ereignissen des Abends und wollte wissen, was die Justnia Figi für ein Anliegen gehabt habe.

„Davon kann ich jetzt nicht sprechen," antwortete Anna Julia.

„Ich weiß es," sagte das Kind. „Und es wird kein Ruhm für uns andere sein."

Anna Julia antwortete nicht mehr, und so schritten sie schweigend nebeneinander hin. Jene war seltsam bewegt. Ohne ihr eigenes Dazutun war sie mitten ins öffentliche Leben gezogen worden. Als sie noch auf der Schule gewesen war, zu des Vaters Lebzeiten, hatte sie den Wunsch gehegt, diesem in seinem Berufe an die Hand gehen, sich, deren Mutter lange tot war, in den Dienst der Allgemeinheit stellen zu dürfen. War dieser Wunsch jetzt nicht, wenn auch anders, als sie es sich gedacht hatte, erfüllt? Wohl war noch viel Neues und Fremdes in dem, was an sie herantrat. Sie war eine stille Natur und liebte das Sichvordrängen nicht. Und nun erhielt sie in diesem Bunde von Tannò eine Stellung, die sie vor andere hinaustreten ließ. Sie scheute sich noch davor. So machte ihr

auch die Angelegenheit der Justina Figi zu schaffen. Warum war sie gerade in ihre Hand gelegt? Sie zagte einen Augenblick. Aber sie überwand sich selbst. Dieser Bund war eine Notwendigkeit! Jeder Dazugehörige hatte seine Pflicht zu tun. Sie, Anna Julia, wollte die ihre nicht versäumen. Sie zürnte der Justina Figi nicht, es war ihr vielmehr, als habe sie selbst etwas Schweres erlebt, und sie empfand das Unglück der andern als etwas, was sie mitzutragen hatte.

Sie waren jetzt dem festen Hause im Walde nahe gekommen. Der Anblick der gewohnten Umgebung gab Anna Julia ihre Sicherheit und Entschlossenheit zurück. Sie legte sich zurecht, was sie zu tun haben würde. Pianta kam morgen wie gewohnt, um Wiese zu unterrichten. Da wollte sie ...

Nun errötete sie plötzlich. Sie konnte nicht allein mit dem Lehrer über die Angelegenheit sprechen! Dann fiel ihr ein Ausweg ein. Jon Flury, der Pfarrer und ehrwürdige Freund — sie konnte ihn auf dieselbe Stunde bestellen.

Wie sie beschlossen, tat sie am andern Tage.

Als Pfarrer Flury, von der Magd geholt, in der Stube mit den hohen Stühlen saß, rief Anna Julia den Lehrer aus dem Nebenzimmer herüber, wo er Wiese unterrichtete. Der Pfarrer hatte den Lehnstuhl verschmäht, den Anna Julia ihm hingeschoben, und saß auf dem harten Sitz eines Brettsessels, gerade auf wie ein Soldat. Um den Mund mit dem kurzen weißen Schnurrbart lag ein Zug, der selten dort war. Nur wenn Jon Flury Menschen um sich hatte, die ihm besonders zusagten, kam in sein Feldwebelgesicht diese leise, köstliche Freundlichkeit.

Daniel Pianta nahm ebenfalls Platz, und Anna Julia begann: „Es ist —, die Justina Figi ist um Rat zu mir gekommen."

Dann erzählte sie mit klugem Takt und ohne falsche Geziertheit alles, was sie wußte.

Des Pfarrers Gesichtsausdruck wurde wieder streng. „Das ist es," murrte er. „Wir können uns verbünden so viel wir wollen. Die Hände liegen vielleicht ineinander, aber die Herzen haben jedes seinen eigenen Schlag. Natur bleibt Natur."

Anna Julias Wangen färbten sich. „So darf man es nicht nehmen," widersprach sie eifrig. „Die Justina hat gefehlt, ehe der Bund bestand. Jetzt erkennt jedes seine Notwendigkeit und weiß seine Pflicht."

„Pflicht! Pflicht?" zweifelte Flury und schüttelte den Kopf.

Da warf Daniel Pianta den haarumflogenen Kopf vor. „Es ist eine Prüfung — scheint es mir," sagte er, ganz in seiner leidenschaftlich aufwallenden Art, die ihn immer mit den Worten schon fertig sein lassen wollte, ehe er nur recht begonnen. „Wir dürfen nicht schon beim ersten Anprall die Flinte ins Korn werfen."

Anna Julia sah ihn an. Seine Art riß mit fort. „Gerade jetzt müssen wir festhalten," fuhr er weiter. Dann verfocht er mit heißer Hast den Gedanken, daß der frühere Fehltritt der Justina Figi sie keineswegs von der Verpflichtung, die sie eingegangen, befreien könne. Doppelt sei sie vielmehr fürder zur Treue verpflichtet. So fordere er von ihr, daß sie, die künftige Mutter, doch ehelos bleibe. Erst recht nun und des Beispiels halber. Und gerade jetzt vermöchten die Frauen ihre Zusammengehörigkeit zu zeigen, indem sie das Kind der Justina gleichsam als allen gehörig betrachteten und ihren Fehltritt auf sich nähmen.

Anna Julias Augen glänzten. Ähnliches hatte sie selbst gefühlt, war sich nur nicht völlig klar darüber geworden.

Da sagte Jon Flurys nüchterne, harte Stimme: „Ihr seid ein Phantast, Lehrer Pianta."

Der errötete halb vor Unwillen, halb weil er ehrlich war und sich selbst oft gesagt hatte, was der Pfarrer ihm sagte.

„Der Tuor und ich dürften anderer Meinung sein als Ihr," fuhr der Pfarrer fort.

„Nur ungewöhnliche Wege führen zum Großen," widersprach Pianta.

„Wie ich den Tuor kenne," sagte Jon Flury, „ist ihm nicht daran gelegen gewesen, das Mädchen in Schande zu bringen, sondern es zu bekommen und zu behalten. Und die Kirche — ich selbst kann nicht zugeben, daß das Kind vaterlos bleibe."

Pianta hielt ihm entgegen: „Seit wann seid Ihr ein Eiferer, Herr Pfarrer?"

Jon Flury verzog keine Miene. Anna

Julia aber hielt sich nicht länger zurück. Etwas Unbestimmtes trieb sie, dem Lehrer zu Hilfe zu kommen. Sie tat es mit eifrigen Worten. Daß er recht habe! Daß keiner dem Bunde abtrünnig werden dürfe! Dann fiel Pianta wieder ein. Es hänge Großes, alles daran, daß Justina fest bleibe!

Im Gefühl ihrer Bundesgenossenschaft stritten die beiden immer tapferer für ihre Überzeugung gegen den zögernden Gegner. Dabei freute sich jedes unbewußt, das andere gleicher Meinung zu wissen.

Jon Flury blieb kühl und überlegen. Manchmal sah er sie scharf an, und es lag fast etwas Listiges in seinen klugen Augen. Sich zu Anna Julia wendend, fragte er ungläubig: „Ständet Ihr wirklich schon so treu und fest zum Bunde, Ihr Frauen?"

Sie aber entgegnete in heißer Entrüstung: „Glaubt Ihr, daß wir nur Phrasen machen, uns zum Gespött der Leute hergeben wollten!"

Da packte den alten, eigenwilligen Pfarrer der Ernst dessen, was da in seinem Dorf aus sich selber heraus sich gestaltete und erstarkte, mit Gewalt. Er gab plötzlich den Widerstand auf. „Vielleicht habt Ihr recht," räumte er ein.

„Seht Ihr, daß Ihr Euch zu uns bekehrt," sagte Pianta feurig und streckte dem andern die Hand hin.

Der nahm sie mit bedächtigem Griff. „Nicht so eilig, Pianta," entgegnete er. „Wir Menschen sind wie Kinder, die Schneekugeln vom Berge rollen. Manchmal wachsen unsere Werke über uns hinaus und reißen uns mit fort, die wir sie zu meistern dachten."

Ihre Unterhaltung wurde dann wieder ruhiger, und sie beschlossen, daß Flury und Pianta die Figischen aufsuchen und mit ihnen reden sollten. Bald danach entfernte sich der Pfarrer, und Pianta kehrte ins Nebenzimmer zurück, um den unterbrochenen Unterricht fortzusetzen. Als er später, mit seiner Stunde zu Ende, das Haus ebenfalls verlassen wollte, begegnete ihm Anna Julia auf der Treppe, und in der unwillkürlichen Erinnerung daran, wie kameradschaftlich sie im Gespräch mit dem Pfarrer zusammengehalten, mußten beide lächeln. Das Gefühl dieser Kameradschaft begleitete sie eine Weile. Anna Julia besonders wurde die Erinnerung an den, seine Sache verfechtenden Pianta nicht los. Er war ein seltsamer Mensch! Von ähnlichem Stoff mußten die alten Propheten gewesen sein!

⌘ ⌘ ⌘

Jon Flury und der Lehrer schoben indessen den Gang ins Haus Figi nicht lange auf. Anna Julia hatte der Justina gesagt, daß sie kommen würden, und diese wie Tuor waren es zufrieden; sie hatten vor dem Abwarten viel weniger Scheu als vor selbständigem Handeln.

Der alte Figi empfing die beiden Männer eines Tages in der Wohnstube. Er saß über seinem zweiten Frühstück und schabte mit einem Taschenmesser an einem luftgetrockneten Schafbein. Die dicke Hausfrau leistete ihm Gesellschaft. Sie erhob sich mit eifriger und unbeholfener Höflichkeit, als Pfarrer und Lehrer eintraten. Der Pfarrer fragte, ob sie störten, und als das verneint wurde, ließen die Besucher durchblicken, daß sie in einer wichtigen Angelegenheit kämen. Die Figin horchte auf und schob sich zur Türe hinaus. Es war nicht Sitte, daß die Weiber dabei waren, wenn die Männer Besprechungen hatten. Figi strich mit der großen, hohlen Hand die Brosamen auf dem Tische zusammen, so gleichsam zwei Plätze für die Gäste schaffend. Sie ließen sich bei ihm nieder. Der Pfarrer wußte, wie er zu reden hatte. Er machte keine Umwege. Das und das sei zwischen dem Knecht und der Haustochter geschehen.

Figi erschrak nicht, war vielleicht zu bequem dazu, auch schien er nicht ganz unvorbereitet. Aber Jon Flury riet ihm, den Knecht zu rufen. So ging er hinaus und schickte die Frau nach Tuor. Als er zurückkam, war er verlegen und fuhr sich mit unsicherer Gebärde mit der Hand über die fette, schweißige Stirn. Dann kam Tuor, grüßte und blieb an der Tür stehen wie der Kloß, der wartet, wohin man ihn schiebt.

„Du alter Narr, Du," knurrte Figi ihn an.

Tuor zuckte mit den hohen Achseln.

„Was denkst Du zu tun?" fragte Figi und bewies mit der Art, wie er fragte, daß er selber den Weg nicht wußte.

Die beiden Riesen waren zwei drollige Kerle in ihrer gutmütigen Unbeholfenheit.

Jetzt nahm Pianta das Wort: „Ihr

wißt, was damals im Schulhaus beschlossen worden ist?"

„Beschließen und halten sind zwei," gab Figi faul zurück.

Aber Pianta beugte sich näher zu ihm und begann ihm seine Ansicht auseinanderzusetzen. Er sprach eifrig, fand gute Worte. Figi machte ein erstauntes Gesicht. Tuor kam von seiner Tür herüber und setzte sich an den Tisch.

„Ihr habt die Krankheit im Hause erfahren, habt selber dem Bunde das Wort geredet," sprach Pianta auf Figi ein.

„Das habe ich," gab der andere zu, „aber — nun — was tun?"

„Nur überwinden müssen sich die beiden," redete Pianta weiter, und vieles fügte er hinzu. Endlich riet er dem Alten, die Tochter für eine Weile außer Hause zu schicken.

„Die werden schön reden überall," sagte der sinnende Bauer. Da warf der Lehrer ein: „Wenn einmal zu einem Gesetz geschworen ist, muß es gehalten werden. Das ist auch die Justina schuldig."

Figi sah den Tuor an, dieser wiederum den Bauern. Der Knecht meinte gedrückt, man müsse auch die Frauen hören.

So riefen sie die Justina und ihre Mutter. Mit ihnen kam auch die Gunde herein. Alle drei blickten verlegen in die Stube. Ob Gericht sei? fragte die bärbeißige Gunde.

Dann setzte Jon Flury auseinander, wovon gesprochen worden war.

Und wieder stand vor ihren Augen das Gespenst der Krankheit. Der junge Sohn des Hauses und sein jähes Ende fielen ihnen ein. Der Geist des jungen Figi ging durch die Stube. Da sah Tuor etwas wie eine Strafe Gottes über seine Ehe mit Justina kommen. Der Vorschlag des Lehrers, daß sie auseinandergehen sollten, war ihm auf einmal wie ein Aufhellen auf dunklem Weg. „Das Kind wird die Krankheit haben," murmelte er wie damals im Stalle, da er und Justina zuerst von der Sache gesprochen. „Alle würden sie haben."

Die andern saßen geduckt da und hörten zu. Es war noch viel Aberglauben bei ihnen allen. Und allen ohne Ausnahme graute davor, daß sie schuld haben sollten, wenn das Erbübel weiter und immer weiter getragen würde.

„Ich darf keinem mehr ins Gesicht schauen," sagte die Justina und begann zu schluchzen.

„Was Ihr Schweres zu tragen habt, das müssen wir andern Euch tragen helfen," tröstete Pianta. „Dafür haben wir uns zusammengetan."

Da erkundigte sich die Figin plötzlich nach einem Unterkommen für die Tochter, und Pfarrer Flury versprach, sich für sie zu verwenden.

So fingen sie an zu beraten, wie das Paar, der Tuor und die Justina, auseinandergehen sollten. Vom Zusammenkommen sprach keines mehr.

Und die Angst vor der Krankheit hatte die Figischen im Genick und zwang sie. Sie konnten nicht anders. Sie war schuld, daß die Justina nicht abtrünnig wurde.

Als Pianta und der Pfarrer sich bald nachher entfernten, sagte jener draußen auf der Straße zu diesem: „Es schiebt uns eine stille Gewalt. Der Bund wird mehr Kraft in sich haben, als wir vermuten konnten."

„So bringt er den Beweis, daß er nötig war," sagte Flury.

Wie Pianta vorausgesagt hatte, so geschah es. Die Sache mit der Justina wurde ruchbar. Da entging nun diese freilich mancher Demütigung nicht, die ihr Fernerstehende bereiteten, aber die Frauen hielten zu ihr. Selbst Katrine Valer hütete die lose Zunge. Es war eine stumme, ihnen unwillkürlich kommende Freundschaft, die sie nur fester sich zusammenschließen ließ, als eine von ihnen ins Gerede kam, auch eine Art Trotz, weil es Lacher gab, die lästerten: „Seht die ledigen Frauen von Tannò!"

Als eines Tages nach Monaten die Justina, die fort gewesen war, mit einem Knaben ins Dorf zurückkam, das Kind der Mutter brachte, selbst aber nicht im Hause blieb, sondern in Dienst bei dem Großrat trat, wandte sich ihrem Kinde eine große Neugier, aber auch eine unerwartete Teilnahme zu. Die Frauen von Tannò gingen im Figischen Hause ein und aus. Sie arbeiteten für das Kind, statteten es aus, wie noch keines im Dorfe ausgesteuert worden war, und bald trug es diese, bald jene auf den Armen. So wurde der Knabe gleichsam der Sohn des Bundes, den sie geschlossen hatten. Sie betrachteten ihn

als ihnen allen zugehörig. Die Justina aber ließ es geschehen, sagte nicht viel, dankte nicht groß, nur ihr Herz wuchs zäh an den Genossinnen fest.

11. Kapitel.

Der Frühling kam über das Dorf, früher und milder als seit vielen Jahren. Gewaltige Föhnstürme hatten in wenigen Wochen das Land vom Schnee befreit. Die weiten Wiesen zeigten das erste, helle, köstliche Grün. Im Tannenwalde leuchteten die jungen Spitzen der Zweige wie Kerzen. Klare Bäche rannten in lustiger, sprudelnder Eile zu Tal. Nur der Rufag und die andern Berge, die als weiße Wächter das Tal umgaben, trugen ihr Ewig-Winterkleid noch fleckenlos und standen in mitleidiger Ruhe ob der lenzlich übermütigen Welt.

Klemens Romedi schritt über seine Wiesen. Wie er sie bei Winteranfang schon mit Liebe betrachtet und sich auf die Zeit gefreut hatte, in welcher sie wieder leben würden, so beging er sie jetzt, da sie wieder Leben hatten. Es war ein Gang und eine Arbeit, wie sie der Meister ungern den Knechten überläßt. Es galt, die Matten zu „schönen", das Gras von Steinen und Unrat zu befreien, die der Winter hineingeworfen. Klemens trug eine Gabel in Händen, die er zuweilen benützte; aber häufiger bückte er sich selbst, las die Steine vom Grund und warf sie in großen Bogen und mit sicherem Wurf auf den nahen Weg oder legte sie auf einen Haufen zusammen. Der Boden, zu dem er sich beugte, duftete. Der junge Bauer, der die Wege der Natur kannte, empfand die Kraft und das Drängen, die die Scholle unter seinen Füßen tief hinab durchwogten. Es machte ihn froh. Er liebte diesen schaffenden Grund, war ihm dankbar ohne es zu wissen. Zuweilen pfiff er unterm Gehen. Dann fiel ihm nach dem alten Gesetz, daß man in der Freude gern an etwas Liebes denkt, die Berta Valer ein.

Sie waren sich während des Winters hie und da begegnet, einmal auf einer Hochzeit, ein andermal am Faschingstanz. Das hatten sie dem Zufall zu danken. Zwei-, drei-, viermal hatten sie sich auch gesehen, weil sie einander mit Willen in den Weg gelaufen waren.

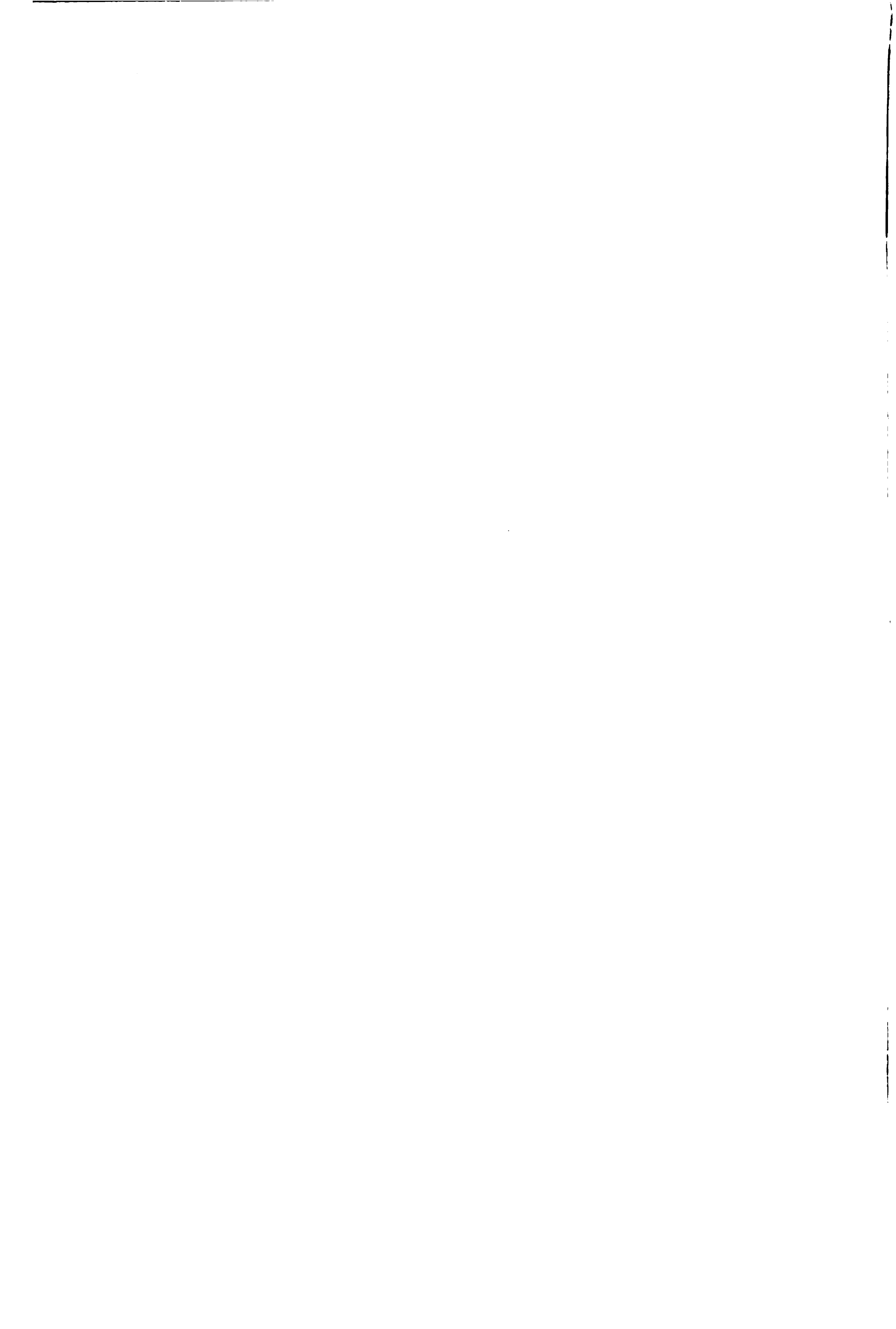
Klemens Romedi hielt an, richtete sich auf und schaute ins Weite. Er strich sich den weißblonden Bart, und sein Gesicht leuchtete. Er wußte, daß die Berta Valer ihm gerade so gern in den Weg lief, wie er ihr. Er fühlte es, wie er das Wachsen im Erdboden spürte. Und sie war — Herrgott — er konnte nicht sagen, was — wie sie war? Es kam ihm immer vor, als ob er sich an einer schlanken, schönen Flamme wärmte, wenn er sie sah. Manchmal stellte er sich vor, wie es sein möchte, den zarten, geschmeidigen, in ewiger Bewegung zuckenden Körper des Mädchens in den Armen zu halten. Wie, wenn er, Klemens Romedi, den roten, halboffenen Mund der Berta küßte! Beides erschien ihm als etwas unbegreiflich Hohes und Schönes und deuchte ihn ferner, unmöglicher, je mehr er es sich vorstellte. Und doch durchrieselte ihn oft ein warmes Verlangen. Sein Herz klopfte. Auch jetzt. Es fiel ihm wieder ein, daß die Berta ihm nie ausgewichen war, ihm eher Entgegenkommen gezeigt. Das tat ihm jetzt wohl. Er überlegte weiter. Ob — ob er sie heiraten möchte? Es stände wohl nichts im Wege? . Die Familie war recht. Nur — nein — es ging doch nicht. Keine Rede davon! Sie hatte — versprochen! Und der Großrat, ihr Vater würde seine Einwilligung nie geben! Schade, aber — schade war es doch!

Romedi ging weiter, sich bückend, sich aufrichtend. Die Berta aber wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn. Manchmal mußte er still stehen und verschnaufen. Es war ihm heiß. Noch immer war Föhnluft, kam säuselnd über die Wiesen gestrichen und sauste weiter, in jener Ferne sich verlierend, wo der Himmel klar, die Berge scharf umgrenzt waren, als seien sie, Zacke um Zacke, mit dem Messer aus dem Himmel herausgeschnitten.

Aber die Föhnluft war es nicht, die Klemens Romedi warm und eng machte. Uff, Uff! Es war, als hinge ihm die Berta Valer am Halse. Ihre Arme ließen ihn nicht, schlossen sich immer enger. Er wollte zornig werden, konnte es aber nicht; denn die Berta lachte und leuchtete ihn mit sonderbar heißen Augen an, und ihre Berührung tat ihm wohl, trotzdem er fühlte, daß er sich losmachen sollte. Alles das war wie ein Alp und war so deutlich, als ob er es in Wirklichkeit erlebte.



An der Küste von Nervi. Ölstudie von Albert Wenk.



Klemens Romedi wunderte sich gar nicht, daß er die Berta plötzlich leibhaftig drüben stehen sah.

Sie beobachtete ihn seit längerer Zeit, hatte ihn vor einer Stunde mit seiner Gabel am väterlichen Hause vorübergehen sehen und wußte, daß er auf seinen Wiesen war. Ihr Vater, der Großrat, war in Amtsgeschäften abwesend. Sie fühlte sich frei und unbeobachtet. So war sie dem Romedi nachgestrichen. Sie dachte nichts dabei, konnte gar nicht denken. Sie war in einem Taumel. Sie hatte im Schulhaus unterschrieben und wußte, daß sie von der Verpflichtung nicht los kam. Und doch lief sie in einer verlorenen Hoffnung hinter dem Romedi her, in einer unbestimmten, blinden Hoffnung und Sehnsucht! Sie stand in ihrem schwarzen Kleid, schlank und leicht wie ein Binsenrohr auf dem Hügelland, hatte ein Strickzeug in der Hand und blickte eifrig darauf nieder, wenn Romedi aufschaute, und es ihr schien, daß er sich nähere. Lange trieben sie ein Gaukelspiel. Es zog Klemens hinauf — immer — hinauf, aber jedesmal, wenn er auf seinem Schönegang der Stelle näher kam, bog er wieder ab, als ob er sich nicht stören lassen wollte, und zog aufs neue hügelnieder. Zuletzt mochte es Zufall sein, daß er in Rufweite gelangte und daß sie gerade da die beiden Gesichter einander zudrehten.

„Tag," grüßte er herauf und sie „Guten Tag" hinunter.

„Strickst?" fragte er.

„Ein wenig," war die Antwort.

Dann kam er näher, und sie ging ein Stückchen ihm entgegen. Auf einem kleinen Fußpfad, der die Wiesen schnitt, trafen sie zusammen. Sie sprachen von dem warmen Tage, dem frühen Frühjahr. Nach einer Weile brachte Klemens die Rede auf den Bund von Tannd. Es kam ihm fast wider Willen und weil er sich den ganzen Morgen schon damit beschäftigt hatte: „Wie ist es Euch in Euerem Nonnenstand?" fragte er.

Die Berta zuckte die Achseln. „Gut, solange uns niemand stört," antwortete sie.

„Sie können im Tal Euretwegen immer noch nicht zur Ruhe kommen," fuhr er fort. „Unsereiner soll von nichts als von Euch erzählen, wenn er sich da unten blicken läßt."

Das Mädchen schwieg eine Weile und seufzte. Plötzlich hob sie das Gesicht und hatte die Augen voll Tränen. „Ihr habt es gut, Ihr andern," sagte sie, „Ihr könnt lachen. Spotten könnt Ihr. Aber vielleicht solltet Ihr doch bedenken, daß wir armselige Menschen sind."

Sie zitterte. Die Tränen kamen ihr so heftig, daß sie sie nicht mehr zu trocknen vermochte. Sie verstellte sich nicht; es war etwas Ursprüngliches in ihrem Kummer.

Klemens wußte vor Mitleid nicht, was er sagen sollte. Er legte linkisch die Hand auf ihre Schulter, tätschelte sie und tröstete: „Du mußt nicht, — mußt nicht."

Da nahm sie sich zusammen; aber sie war noch immer erregt und klagte: „Ich bin noch jung. Aber sie haben mir die Tür zu allem zugetan, was das Leben schön macht."

Die Berührung ihrer Schulter hatte Klemens sonderbar aus der Fassung gebracht. Eine verlangende Zärtlichkeit wallte in ihm auf. Er hatte jetzt nicht mehr nur Mitleid. Es war ihm immer, als ob er sie an sich nehmen müßte. Er forderte sie auf, ein paar Schritte mit ihm zu kommen. So gingen sie Seite an Seite langsam den schmalen Weg dahin und kümmerten sich nicht, ob jemand sie sah.

Drüben reichte ein Tannenwald in die Wiesen hinab. Er war hochstämmig und licht an seiner Spitze. Der helle Tag konnte weit in sein Inneres dringen. Die Baumstämme schimmerten, und der Boden war rot von abgefallenen Nadeln. Nahe am Waldeingang stand eine Bank, eine von denen, die für die nach Tannd kommenden Sommerfrischler hingestellt worden war. Berta setzte sich darauf, während Klemens ein paar Schritte von ihr entfernt stehen blieb. „Ich will Dich nicht von der Arbeit abhalten," sagte sie schelmisch und geziert.

Sie erschien ihm wie Aprilwetter, als etwas ewig Veränderliches, etwas, was einen gleichzeitig beglückte und ängstigte. Sie verdrehte ihm den sonst so klaren Kopf. Wieder überfiel ihn das Verlangen, sie in seine Arme zu nehmen. Er näherte sich ihr, legte die Hand auf die Banklehne und stützte das Knie auf das Sitzbrett. Dann nahm er das vorige Gespräch wieder auf: „Es läßt sich nicht leugnen, daß etwas Großes an Eurer Sache ist. Ihr seid ge-

sund und kasteit Euch, um anderer Krankheit willen. Wie Eure Brüder das Übel tragen, müßten Eure Söhne es auch können."

„Das wohl," gab die Berta zurück. Sie scharrte mit der Fußspitze in den Tannennadeln, und er sah unter ihrem kurzen Kleid dessen schlanken Knöchel.

Der einsilbigen Antwort folgte ein langes Stillschweigen. Weit und breit — und sie sahen über Meilen in der Runde — war keine Seele zu sehen. Es kamen auch keine starken Geräusche zu ihnen. Manchmal schnitt nur ein Vogel blitzähnlich die klare Luft, und dann hörten sie fern, da, dort und noch einmal ganz weit weg, ein jauchzendes, jäh aufblitzendes und wieder verlöschendes Zwitschern. Und wenn sie ganz still saßen, vernahmen sie das Murmeln eines kleinen Baches, der weiter unten durch die hängende Wiese sprudelte. Es war ein großer Friede in den kleinen Stimmen, und der Tag war so hell mit seinen leuchtenden Farben von Wiesengrün und Himmelblau. Klemens Romedi war wie für alles Schöne empfänglich für derartig helle, blühende Tage. Sie versetzten ihn in eine gehobene Stimmung. Aus dieser heraus wuchs vielleicht auch jetzt das sich immer steigernde Gefallen an dem Mädchen neben ihm. Er beugte sich zu ihr, und sie hatte ein wenig Blut im Gesicht und redete mit den Augen. Da ließ er sich dicht neben ihr auf die Bank nieder. Plötzlich ließ sie das Strickzeug fallen, nahm seine Linke heftig mit ihren beiden Händen und drückte ihre Lippen darauf. Es war etwas Wildes in der Bewegung und riß den ruhigen Klemens mit fort. Er nahm sie in seine Arme, ganz so, wie er es sich gedacht hatte. Ihr leichter Körper zuckte darin, wie ein kleiner Vogel in einer Männerfaust zittert und zuckt. Sie flüsterte ihm zu, daß sie ihn gern habe, nicht zum Sagen. Sie wußte sich nicht zu zähmen.

Dann sprachen sie lange nicht mehr, ließen nur der jähen Leidenschaft, die sie beide drängte, freien Lauf. Erst als Klemens zufällig fern über den Matten jemand vorübergehen sah, kehrte ihm die kühle Überlegung zurück.

„Man könnte uns sehen," sagte er, indem er sich losmachte und aufstand. Dann trat er vor Berta hin und nahm ihre beiden Hände. „Wie soll es jetzt werden?" fragte er.

Es zeigte seine ganze Rechtschaffenheit, daß er jetzt alle Bedenken, die er vor einer Weile gehabt hatte, von sich warf. Er war in diesem Augenblick entschlossen, weder vor dem Erbübel von Tannò noch vor allen andern Hindernissen sich zu fürchten.

Die Berta streichelte seine Hände mit zärtlicher Hast: „Nichts kann werden," sagte sie. Es tönte aber, als ob sie ihm riete: Stoße mich fort! und gleichzeitig bettelte: Tu es nicht! Dieses zwiespältige, wechselvolle Wesen gab ihr eine verführerische Gewalt. In kleinen Absätzen stieß sie dann heraus: „Wir können jetzt nicht mehr, wie wir wollen, wir Frauen von Tannò.

„Selbst wenn die andern könnten, ich kann nicht.

„Du weißt nicht, wie der Vater ist. Es kommt, es kommt niemand gegen ihn auf."

In ihren Worten war so viel verzweifelte Hoffnungslosigkeit, daß auch Klemens wieder stutzig wurde. Einander widersprechende Gedanken quälten ihn. War es nicht ein Unrecht, daß er gleichsam sich zum Hindernis machte in dem, was zum Wohle der Allgemeinheit in Tannò geschehen wollte? Wurde er nicht seiner eigenen Überzeugung, die den Bund gut hieß, untreu, indem er ein Glied desselben zum Abfall verführte? Er schalt sich selbst, daß er zu weit gegangen sei, und hätte doch im gleichen Augenblick noch einmal dasselbe getan.

Während er noch mit sich selber stritt, kamen die weichen Hände der Berta Valer schmeichelnd an seinen Armen emporgestrichen.

„Aber — ist es nicht auch so schön?" fragte sie und schmiegte sich an ihn.

Sie betörte ihn, konnte mit ihm tun wie sie wollte. Er umfing sie fester.

„Laß mich Dich haben, solange es geht," bettelte sie. „Warum soll ich nicht auch einmal wissen, wie das Leben schön sein kann."

Jetzt weinte sie, den Kopf an seine Brust gelegt, und er empfand einen frohen Stolz, daß er stark und sie seines Schutzes bedürftig war. Tröstend strich er ihr über das krause Haar.

Da kam ihr wieder die Schelmerei.

„Einmal wirst Du eine Frau nehmen," sagte sie mit blinkenden Augen, „natürlich wirst Du, aber jetzt noch — eine Weile — warum soll es nicht noch schön bleiben!"

Auf diesem „noch schön bleiben" bauten sie von da an ihr Verhältnis auf. Sie gingen bald nachher auseinander, Berta langsam ins Dorf hinauf, Klemens zu seiner Arbeit zurück, aber sie suchten einander heimlich von dem Tage an, trafen Verabredungen und sahen sich zur Nachtzeit in dem und jenem Versteck. Bei diesen Zusammenkünften waren sie vorsichtig und behutsam, ängstlich vor Verrat. Klemens widerstrebte die Heimlichkeit, aber das Mädchen lehrte sie ihn. Ihre Liebe war heiß wie ein Wüstenwind und versteckt wie der, sie war voll Verlangen und voller Liste und Ränke, dieses Verlangen zu stillen. Sie zwang ihn, den langsamen, ruhigen Menschen; er verlor sich selbst. Manchmal nahm er den Kopf zwischen beide Hände: Klemens, Klemens, wo gehst Du hin? Selbst die Arbeit, die ihm sonst ein Lebensbedürfnis gewesen war, wurde ihm schal und gleichgültig.

So heimlich und klug sie sich aber auch benahmen, so gab es doch viel leise Ohren im Dorf und viele Zungen, die weiter trugen, was die Ohren erlauschten. Jetzt kam es Jon Flury, dem Pfarrer, zu Gehör, und jetzt hörte es Daniel Pianta; heute kam es an Anna Julia Balmott heran und morgen an den Großrat Valer: Die Berta und Klemens Romedi hatten etwas miteinander.

Der Großrat machte keine Umstände. Er sprach mit der Tochter, aufgebracht, pompös, mit all dem Übergewicht der Amtsperson: „Und wenn ich Dich einsperren lassen muß, ich will doch sehen, ob Du nicht lernst, was Du Dir und mir schuldig bist."

Die Berta schwieg, schwieg nur.

Und Valer ging ins Romedische Haus und sprach dort im Beisein der ganzen Familie von friedlichen, aufrechten Menschen, die sie da waren. Er sprach weniger aufgeregt, aber mit ebenso tönenden, pathetischen Worten. Klemens konnte zum erstenmal in seinem Leben nicht frei aufblicken. Er gab halb und halb sein Unrecht zu und versprach halb und halb Besserung, dabei wußte er, daß jedes Wort, das er sagte, erlogen war.

Daniel Pianta wurde Angst um sein Werk. Er besprach sich mit dem Pfarrherrn und mit Anna Julia Balmott.

Jon Flury sagte ein schönes Wort: „Wir treiben mit unserem Schifflein auf einem wuchtvollen Meer, Lehrer Pianta. Keines schlägt so gewaltige Wellen wie das menschliche Blut. Und gegen das wollen wir an."

Dann fügte er hinzu: „Aber ich will jetzt zugeben, daß wenn wir es überwinden, so ist es das Schwerste wert gewesen."

Anna Julia und Pianta taten dann unwillkürlich das, was das Richtigste war, hielten sich um so enger zu den Genossen des Bundes, je gefährdeter dieser schien. Es war, als gebe jedes dem andern Kraft, wenn die von Tannò so zusammen kamen und immer wieder von dem sprachen, was sie zu ihrem Bunde geführt hatte. Sie nahmen auch die Berta Valer nicht von ihrer Freundschaft aus. Mochten viele forschende, neugierige, vielleicht auch vorwurfsvolle Blicke ihr folgen, mochte die Ulla Calonder wie die leibhaftige Vergeltung hinter ihr hergehen und ihr zuraunen: „Nimm Dich in acht, Du, es könnte Dich denn noch strafen," so zeigten doch die meisten, von Anna Julia geführt, der Berta nichts als Geduld und um so festere Kameradschaft.

Die Berta war schlau. Sie leugnete plötzlich allen alles und entschlüpfte dem Gerede, indem sie den Klemens zu meiden begann. Sie hatte das Huschende, nicht zu Fassende einer Schlange. Die Leute merkten auf einmal nicht das geringste mehr von einem Verkehr zwischen ihr und Klemens. Sie schrieben das scheinbare Ende des Verhältnisses dem Einfluß des Großrats zu. Die Erregung flaute ab; nichts störte zwei Wochen den Frieden des Bundes.

Und doch war noch immer Feuer unter der Decke.

Eines Sonntags beim Kirchgang, als die Leute sich unter der Tür stauten, fühlte Klemens Romedi eine Berührung seiner herabhängenden Hand. Er hatte die Berta hinter sich bemerkt und muckste nicht, schloß nur die Finger über dem Zettel, den sie ihm zusteckte. Dieser Zettel brannte ihn. Es war, als gingen heiße Wellen von ihm aus und schössen durch alle Adern. Die wilde Unruhe packte ihn wieder, die von

Anfang an in seinem Verhältnis zu dem Mädchen gewesen war, kein reines, schlichtes Glück, sondern eine hast- und qualvolle Freude, mehr Verlangen als Genuß, mehr leidenschaftlicher Hunger als stille Labsal. Er hatte tagelang auf der Folter gelegen, während die Berta sich ihm ferngehalten. Der Brief riß ihn aus den Zweifeln, ob er selbst sie aufsuchen sollte. Er sagte ihm, daß der Großrat verreist sei, und lud ihn zu einem Stelldichein in ein Versteck am Valerschen Hause.

Am Abend war er dort. Die Berta stand schon wartend im Dunkel des Schuppens, in den sie ihn bestellt hatte.

Die Nacht war finster, hatte mehr Wolken als Sterne. Schwarz wie riesige Trauergondeln kamen diese gezogen und fuhren dahin. Das Lautlose ihrer unablässigen Bewegung steigerte noch den Eindruck der Todesstille, den die Nacht bot.

Romedi hatte den Ort des Stelldicheins, auf den Zehen gehend, erreicht. Das Schleichen war ihm fremd und verhaßt. Sonst war sein Gang fest und aufrecht gewesen, und seine Wege hatten am hellen Tag gelegen. Aber — er mußte, — mußte, es — zog ihn wie mit Seilen, daß er tat, was er tat.

Dann hing ihm die Berta am Halse. Da war alles vergessen. Als sie einander so nahe waren, nach allen Hindernissen einander wieder besaßen, schlug ihre Liebe als eine so hohe Flamme auf, daß sie auf Augenblicke jedes Bedenken und jede Angst überglänzte. In des Mädchens schmiegsamem Körper schienen alle die Geschehnisse der letzten Zeit nachzubeben. Sie tastete mit den Händen, Halt suchend, nach denen des Klemens. „Siehst Du, — siehst Du" — sagte sie, „sie treiben uns auseinander."

„Sie — sollen nicht," flüsterte er mit engem Atem zurück.

„Was sollen wir tun?" fragte sie. Dann klagte sie wieder in kurzer, abgebrochener Rede, wie es ihre Art war: „Wie sie geredet haben! Und der Vater! Du hättest ihn hören sollen — und — und — wie die Hunde fallen sie hier im Dorf über einen her."

Er suchte sie zu beruhigen: „Laß nur! Am Ende kann uns niemand hindern! Laß uns beraten, nachdenken."

Plötzlich kam ihr ein Einfall. Sie nahm ihn auf und gab ihn in derselben heißen Hast weiter: „Wir müssen aus dem Gerede kommen, Klemens. Du mußt heiraten."

Er verstand sie nicht.

Sie fuhr in ihrer sich überstürzenden Rede fort: „Maria Camenisch, die sie Dir immer zuhaben wollten — Nimm sie, Klemens; ich — es ist — so geht es nicht weiter."

Er sah sie noch immer ganz verwirrt an. Und dann, während sie wieder schwieg und sich nur in seinen Arm nestelte, geschah ihm etwas Seltsames. Das Bild der großen, blonden Marianne stand plötzlich vor seinen Augen. Man hatte ihn von Jugend auf mit ihr geneckt. Seine eigenen Leute hätten es immer gern gesehen, wenn er sie genommen hätte. Der Gedanke an seine eigenen, wackeren Leute, mit denen er sonst Frieden gehabt, rief ihm die Erinnerung zurück, wie früher überhaupt alles voll Frieden gewesen war. Keine Unrast! Keine Gewissensbisse und Heimlichkeiten! Immer ein gerader, ehrenwerter Weg! Ein heißes Verlangen nach dem, was gewesen war, packte ihn blitzähnlich. Der Vorschlag der Berta erhielt für einen Augenblick etwas, was ihm Wert gab. Er sann darüber nach und vergaß zu antworten.

Eine Weile standen sie in lockerer Umarmung, jedes benommen von Gedanken. Klemens überlegte aber wirklich, wog Vor- und Nachteile ab, stritt mit sich selbst; jetzt etwas wie Erleichterung fühlend im Gedanken, daß die friedsame Zeit von einst wiederkommen könnte, jetzt wie unter einem Messerstich zusammenzuckend, da er sich vorstellte, daß er die Berta verlieren müßte.

Das Mädchen, das den Vorschlag gemacht, hatte andere Gedanken. Jäh wie ihr sprunghaftes Wesen ihn ihr eingab, hatte sie ihn getan. Sie sah in ihm einen Ausweg, der die Spürnasen ablenkte, den einzigen, der ihr möglich schien. Aber das andere, daß Klemens ihr selbst dadurch verloren ginge, überlegte sie nicht. Er blieb im Dorf, in der Nähe, sie konnte ihn sehen, wieder freier mit ihm verkehren. Mehr war ihr nicht klar, mehr wollte sie auch nicht klar haben.

So grübelten die beiden, jedes nach seiner Art.

Dann weckte eine Berührung ihre Zärtlichkeit aufs Neue. Gedanken und Bedenken gingen unter. Als sie sich trennten, waren sie zu keiner Abmachung und keinem Entschluß gekommen.

Der einen Zusammenkunft folgten andere, ebenso heimliche, bei denen die Liebe die Gewalt hatte, aber auch die Angst vor den Lästerzungen immer wieder kam. Diese Angst wies sie zwanzigmal auf den Plan einer Heirat des Klemens hin. Er bekam Gestalt. Berta förderte ihn aus verzweifelter Verwirrung. Klemens sah in ihm mehr und mehr die Rettung aus seiner inneren Zerfallenheit. Während sie indessen von der andern sprachen, die Romedi nehmen sollte, wuchs ihre eigene Leidenschaft.

Es begab sich aber irgendwie, daß Klemens Romedi in diesen Tagen den Verkehr mit der blonden Jugendgespielin Marianne Camenisch wieder aufnahm. Eines Morgens wußte eine der Neuigkeitskrämerinnen von Tannò zu erzählen, daß es im Dorf bald ein neues Brautpaar geben werde.

Und eines andern Tages war es wirklich, waren die beiden großen, schönen, blonden Menschen Klemens Romedi und Marianne Camenisch versprochen.

Der Großrat Valer las es mit Befriedigung. Die ehrlichen alten Romedis waren so vergnügt wie seit lange nicht. Klemens täuschte sich selbst und verlebte eine kurze Brautzeit, während welcher er etwas von seiner aufrechten Selbstsicherheit zurückgewann. Nur — mied er die Berta, und wenn ihm eine Begegnung mit ihr drohte, fuhr es ihm heiß zu Herzen und ins Gesicht, und mit der vermeintlichen Fassung war es vorbei.

12. Kapitel.

Jon Flury, der Pfarrer, hatte im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Klemens Romedi und Berta Valer von der Wucht des menschlichen Blutes gesprochen. Anna Julia Balmott, die das Wort gehört hatte, mußte in dieser Zeit viel darüber nachdenken. Es war überhaupt vieles in ihr junges Leben gekommen, was sie beschäftigte. Während ihr früher nur die Pflichten ihres kleinen Haushaltes und die Sorge um die junge Schwester obgelegen hatten, wurde sie jetzt mehr und mehr in das Leben des ganzen Dorfes hineingezogen. Die Leute kamen ihr nahe, fast wie ihrem Vater seine Kranken einst nahe gekommen waren. Sie hatte etwas Seelsorgerhaftes in ihrem Charakter, das zeigte sich jetzt, da das Wohl aller derjenigen, denen sie täglich begegnete, sie beschäftigte. Sie hatte die Justina Figi betreut, die Liebesgeschichte der Berta Valer ging ihr nahe, und eines Tages bekam sie mit der schwer kranken Stina Wolf zu tun. Inzwischen aber vergaß sie der früheren Pflichten nicht, nahm sich nach wie vor treulich Wieses an und gewahrte in diesen Tagen, daß diese im Begriff stand, das Kind abzustreifen. Und zwar schien es, als ob Wiese gerade seit dem Versammlungsabend im Schulhaus zu eigenem Denken erwacht sei. Sie begann mit Anna Julia über die Vorkommnisse des Dorfes zu reden und rechtete mit ihr über Für und Wider des Bundes, den die von Tannò geschlossen hatten. Sie zeigte dabei bald eigenen Willen und eigenes Urteil.

„Wir Balmottschwestern stehen im Bunde, wie es recht ist," sagte sie, „aber ich weiß nicht, ob ich nicht wie die Berta Valer wäre, wenn ich mein Herz an jemand verlöre. Ich habe keine Veranlagung zur Heldin. Das steht Dir eher, Anna Julia. Ich würde vielleicht einsehen, daß das Opfer nötig, daß es schön, daß es groß ist, und würde eben darüber zugrunde, ja — zugrunde gehen."

Das müde, weiße Gesicht bekam bei diesen Worten Farbe; es war, als ob Marmor von innen sich erwärmte. Die Augen verdunkelten sich und waren voll eines verborgenen Feuers.

Anna Julia betrachtete sie, und das Herz klopfte ihr. Sie fühlte eine unbestimmte Beklemmung, wie die Wirkung einer unbekannten, geheimnisvollen Macht. Dann fiel ihr Jon Flurys Wort wieder ein: Kein Meer schlägt so wuchtige Wellen wie das menschliche Blut. Es wurde ihr Angst um Wiese. Sie legte den Arm um sie und suchte den tiefen Eindruck wegzuscherzen: „Sei nicht so tragisch, Nestküken." Aber sie fühlte bei der Berührung, daß Wiese heimlich vor innerer Erregung zitterte. Da erschrak sie zum zweitenmal. Sie selbst kannte diese Erregung noch nicht und ahnte

doch irgendwie, daß auch sie sie erleben würde.

Wiese lenkte dann das Gespräch auf Pianta, vor dem um seines reichen Wissens willen sie eine geheime Ehrfurcht empfand. „Nimm doch den," sagte sie zu der Schwester. „Der hat uns zu dem Bunde geführt, aber ich bin noch lange nicht sicher, ob er weiß, ermißt, was er uns zumutet und — was er sich selber zumuten müßte, wenn seine Zeit kommt."

Nun lachte Anna Julia laut, ungezwungen: „Du Philosophin! Weißt Du, ob seine Zeit nicht schon vorbei ist? Er ist kein Häschen mehr, der Lehrer."

Aber als sie nachher das Zimmer verließ, um einer Arbeit nachzugehen, kehrten ihre Gedanken zu dem Gespräch mit der Schwester zurück: Seltsam! Seltsame Zeit! Seltsame Menschen! Ob sie — Anna Julia — — je Ähnliches fühlen würde wie — — Torheit.

An diesem Tage kam der Pfarrer zu ihr und bat sie, hie und da die kranke Stina Wolf zu besuchen. Das Frühjahr mache ihr mehr noch als bisher zu schaffen. Vielleicht habe sie nur noch Wochen zu leben.

Anna Julia sagte zu und ging am nächsten Tage schon nach dem Hause, in dem die Stina Wolf, die eine vermögende Waise war, zur Miete wohnte. Das Haus lag am Wege zu demjenigen der Taglöhnerin Valer, noch auf der Höhe des Dorfes, frei auf einem Hügelvorsprung. Der Eingang befand sich auf der Dorfseite, aber die Stina hatte zwei Stuben im Erdgeschoß mit Ausblick in die Talweite. Die Fensterbänke waren mit blühenden Blumen überstellt. In einem Käfig hingen zwei singende Vögel, und durch das offene Fenster kam die warme, schmeichelnde Sonne. Eine junge Magd besorgte der Kranken das Hauswesen und ging ab und zu. Stina selbst, in Kissen gebettet, saß in einem Lehnstuhl am Fenster. Als Anna Julia eintrat, hatte sie eben eine Weile Ruhe vor dem Husten, der sie sonst quälte, hatte geruht und war jetzt erwacht. So bot sich Anna Julia von der Schwelle der Stube aus ein Anblick, den sie lange nicht vergaß. Die Sonne spann Fäden in den Raum; einer der Strahlen, in welchen die Stäubchen glänzten, war quer über den Stuhl der Stina gespannt. Er riß die ganze Erscheinung aus dem größeren Dämmer der übrigen Stube heraus. Die Kissen waren schneeweiß; Stina tat sich immer etwas auf ihre vornehme Wäsche zugute. Weiß waren auch die langfingrigen schmalen Hände des Mädchens, die in ihrem Schoße lagen. Der schwarzbraune Kopf hob sich scharf aus den Kissen. Die Stina war in Gedanken vertieft und wendete sich nicht um. Vielleicht meinte sie, daß nur die Magd eingetreten sei. Sie hielt die Lider halb geschlossen und ließ, die lange, überschlanke Gestalt in süßer Lässigkeit gedehnt, die Sonne über sich hinfluten. Ihre roten Lippen waren halb geöffnet, und sichtbar und ruhig flog der Atem von ihnen. Die Vögel sangen über sie hin, und die roten und gelben Nelken am Fenster leuchteten. Draußen wehte ein Wind, der nicht rauh war und doch noch eine leise Kühle hatte. Wenn ein Hauch davon durchs Fenster kam, drang die Herrlichkeit des Frühlings mit herein. Dazu schien heiß und blau der Himmel, und die Berge standen ferner, mit feinen, weichen Linien vom Himmel geschieden.

Jetzt grüßte Anna Julia, und Stina wendete ein wenig erschreckt den Kopf nach ihr. Dann aber war sie ganz glücklich über den Besuch. Anna Julia nahm ihr Kopftuch ab und setzte sich neben sie. „Ich werde Dich öfter besuchen, wenn es Dir lieb ist," sagte sie, „ich erfuhr erst heute vom Pfarrherrn, daß Du das Haus hütest."

„Ich werde es nicht lange mehr hüten," meinte Stina mit fröhlicher Zuversicht. Sie spreizte die Finger und spielte mit ihnen, zuckte die Schultern, wie um besser den Rücken der Sonne zu bieten, und sagte hochaufatmend: „Ist es nicht ein wunderbarer Frühling? Ist es nicht schön zu leben?"

Dann fragte sie: „Wie geht es Euch Frauen?"

Sie wollte von Berta Valer wissen und von Justina Figi und haschte ein wenig nach kleinem Klatsch.

Anna Julia staunte, mit wieviel hundert Fäden die Kranke mit dem Leben zusammenhing, und gab lächelnd Antwort. Stina aber fuhr fort zu reden: „Ihr tut mir leid, Ihr andern. Ich habe damals mit Euch im Schulhause unterschrieben. Aber es ist doch etwas anders mit Euch

und mit mir. Ihr — Armen — Euch ist Euer Übel angeboren, und es gibt keine Heilung. Ich aber kann wieder gesund werden und — und ich habe noch nie soviel Hoffnung gehabt wie jetzt, daß ich es werde. Es ist das Wetter dazu, dieses Jahr. Und dann — Pfarrer Flury hat davon gesprochen, daß ich in eine Anstalt aufgenommen werden könnte. Es wird dort Platz frei in ein paar Wochen."

Sie hustete ein wenig und fuhr dann fort zu rechten, daß sie, falls sie gesund würde, dem Bunde nicht mehr pflichtig sei. „Kein gesunder Mensch wird das tun," eiferte sie und schien doch noch Zweifel zu haben; denn sie forderte von Anna Julia eifrig die Bestätigung ihrer Ansicht.

Diese wollte Stina die Hoffnung lassen und gab ihr in allem recht, aber die übermächtige Lebensliebe des Mädchens weckte in ihr selbst die Gedanken wieder, die am Morgen nach dem Gespräch mit der Schwester sie beschäftigt hatten.

Die Kranke brachte die Rede wieder auf Berta Valer und Justina Figi. „Ich begreife die beiden," sagte sie. „Hast Du selbst das nie erlebt?" fragte sie dann plötzlich. Sie konnte nicht eindämmen, was ihr vom Herzen wollte, und schien ebenso großes Verlangen zu haben, davon zu sprechen, wie nach dem Gesundwerden. Es lag etwas Fieberhaftes in ihrer Plaudersucht. „Es ist wie ein Durst," erklärte sie. „Du mußt es erlebt haben! Wie wenn Du in brennender Hitze lange ohne Trunk gegangen bist! So ist es. Ich kenne einen Burschen. Er ist nicht von hier, sondern von Selben drüben — und — die Berta und die Justina — — ich verstehe sie wohl — ich — nur eben daß sie nicht daran denken dürfen, und ich — wenn ich wieder gesund werde — —"

Sie hustete heftiger und mußte mit Reden innehalten.

Anna Julia sprach ihr zu, sich nicht anzustrengen. Während Stina ermattet aber vergnügt in ihren Kissen lag, erzählte sie von allerlei, was sich draußen in der Welt ereignet, und versprach dann, Stina zuweilen vorzulesen, zählte einige Bücher auf, die sie bringen werde, und verbreitete sich über ihren Inhalt. Sie hatte auf einmal das Bedürfnis, Stina nicht mehr zu Worte kommen zu lassen. Während sie selbst aber eifrig sprach, sprangen ihre Gedanken jäh und scharf auf ganz andere Dinge. Sie hörte ihre eigene langsame und ruhige Stimme ganz fern und dachte inzwischen an das, was Stina gesagt hatte. Dabei wurde ihr schwül. Sie meinte, daß es die Sonne sei, und rückte ihren Stuhl aus dem Bereich ihrer Strahlen; aber die Empfindung wich nicht. Und das Wort Jon Flurys fiel ihr ein: Kein Meer schlägt so wuchtige Wellen wie das menschliche Blut. Und — ‚Seltsam! Seltsame Menschen!' dachte sie abermals.

Plötzlich sah sie den Lehrer Daniel Pianta vor sich. Sie wußte nicht, wie das kam, warum sie gerade seiner sich jetzt so deutlich erinnerte. Ihre innere Bedrängnis wuchs.

Sie erhob sich und beugte sich über die Blumen am Fenster, scheinbar, um sie zu betrachten, in Wirklichkeit, um Luft — Luft zu bekommen. Die kühle Luft kam und tat ihren Dienst. Anna Julia atmete auf und lächelte. Das war Torheit gewesen, eine körperliche Beklemmung, nichts weiter! Was hatte sie mit Lehrer Pianta zu tun? Sie durfte nicht grübeln, mußte sich den Kopf frei halten!

Sie redete zu Stina von den Blumen und ihrer Pflege, und als diese einen heftigen Anfall bekam und ein zum Munde geführtes Tuch blutig zurückbrachte, entrissen das Mitleid mit der Kranken und die Sorge um diese sie vollends ihrer inneren Verwirrung. Sie mühte sich um Stina und gewann, arbeitend, ihre Tatkraft und ihr heiteres Wesen zurück. Als die Stina sich nach einer Weile erholt hatte, entfernte sie sich mit dem Versprechen, nun täglich zu kommen. Sie schritt darauf rasch durch das Dorf heimzu. Unterwegs gab sie sich Rechenschaft, wie ihr Tag sich immer mehr mit Pflichten füllte, und war vergnügt darüber. Viel Arbeit tat wohl!

Mehrere Stunden hindurch hielt diese fröhliche Stimmung an. Erst am Abend, als sie mit Wiese allein in der Stube saß, kam die heimliche Unruhe wieder. Aber sie wehrte sich wacker dagegen und rechnete mit sich ab. Es schien ihr dabei, daß die Frauen von Tannò und ihre Führer in die Zeit gekommen seien, in welcher sie für ihre Überzeugung im Kampfe würden bestehen müssen. Sie meinte zu wissen, daß dieser

Kampf ein mehr innerlicher, aber um so schwererer sein und daß auch sie selber hineingezogen werden würde.

Was aber Anna Julia Balmott an diesem Abend voraussah, das wußten auch Jon Flury und Pianta, und das erfuhren die von Tannò alle in der nun kommenden Zeit. Es war aber eigentümlich wie das, was bald darauf von außen auf sie einzudringen begann, sie auf ein Häuflein zusammentrieb gleich einer im Sturm sich zusammendrängenden Herde, wie jedoch abermals ihr Mut und ihre Widerstandskraft aus ihrem Gefühl der Zusammengehörigkeit herauswuchsen. Als nämlich nun der Frühling weitergedieh und das Bergland, so auch Tannò, für die Leute aus dem Tal wieder zugänglich machte, wurde die Neugier, die fremde Gäste allerart ins Dorf heraufführte, fast zur Landplage. Die Angehörigen des Bundes waren mehr denn je der Dreistigkeit der Gaffer preisgegeben. Eine Art Scheu bemächtigte sich ihrer. Die weißhaarige Katrina Valer schimpfte derb, sie möge tagsüber nicht mehr aus dem Hause gehen, es ständen ihr zu viele Maulaffen in der Straße. Aber auch ihr Trotz erwachte.

„Sie mögen sagen, wir seien Tollhäusler," stieß die Gunde Figi durch die starken, verbissenen Zähne, „aber jetzt wird das gerade gehalten, was sie meinen, daß wir es nicht halten können."

Die Gunde Figi sagte damit die Ansicht aller.

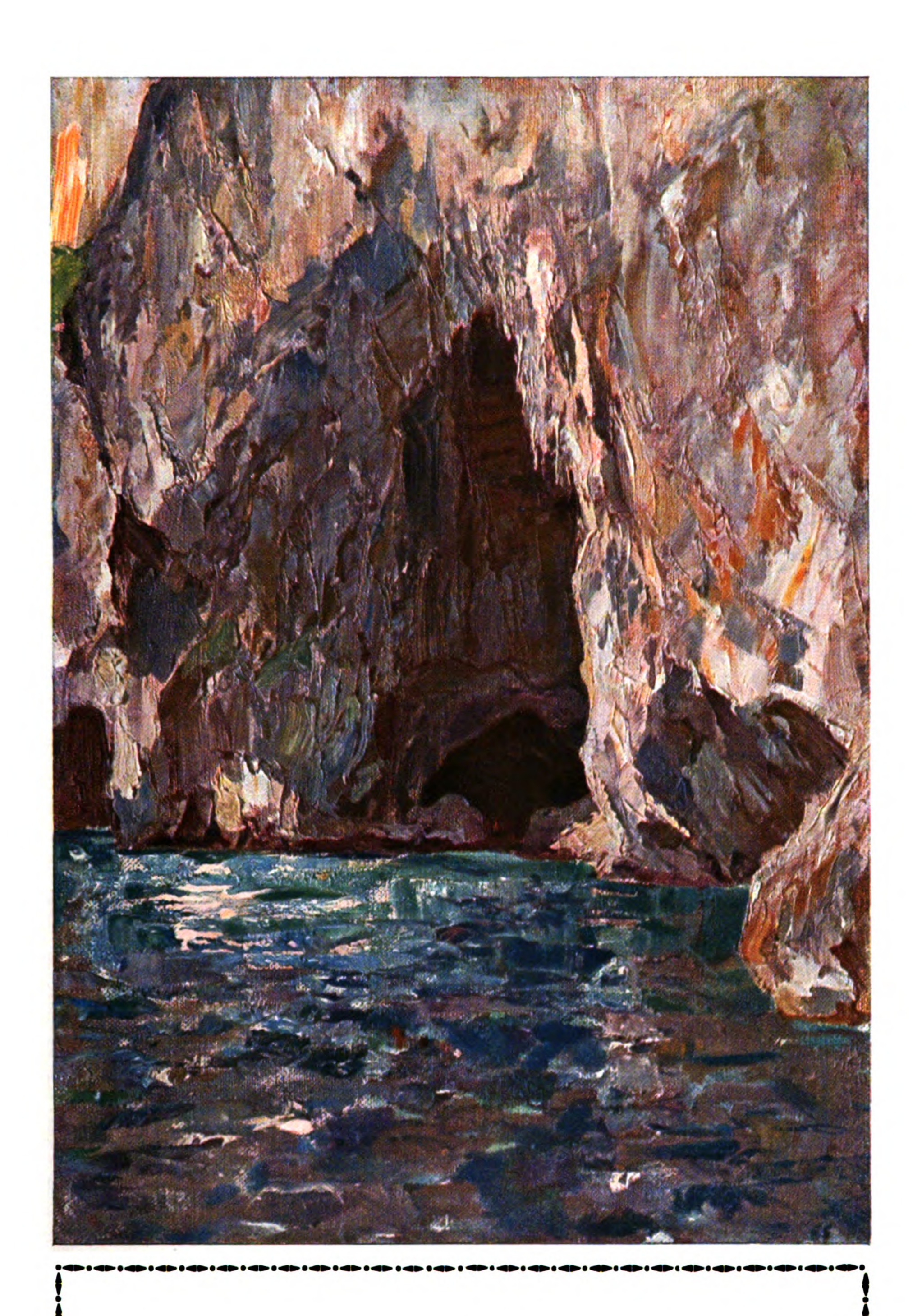
Indessen beschäftigte sich die öffentliche Meinung im Unterland mehr und mehr mit der sonderbaren Kaste, die sich im Dorf gebildet hatte. Pfarrer Flury bekam für seine Predigten auf einmal Zulauf von auswärts. Es war, als hätte sich die Jungmannschaft aus einer ganzen Anzahl von Dörfern der Umgebung zusammengetan zum Sturm auf Tannò. Auf der Kirchenmauer saßen nach dem Gottesdienst allsonntäglich fremde Gäste, die nach Landessitte mit den aus der Kirche kommenden Mädchen schäkerten. Die Berta Valer, die mit ihrer schmiegsamen Anmut überall gefallen hätte, bekam eine Menge Verehrer, aber auch andere Mädchen wurden von den fremden Besuchern auffällig umworben. Einer machte sich an die häßliche Gunde heran, und sogar die alte Katrine Valer, die Witib, fand noch einen Freier in Gestalt eines alten Bauern, der ein Haus voller Kinder und von ihrer Tüchtigkeit gehört hatte. Alles das geschah wie auf Verabredung, einer schien des andern Eifer anzuspornen.

Die von Tannò sprachen davon, wenn sie abends, nach wie vor, zeitweilig ihre Versammlungen hielten. Der Pfarrer und Pianta, zuweilen auch der Doktor Semadini und andere Männer wohnten den Zusammenkünften bei. Eine schöne Offenheit war bei ihnen Sitte. Keines hielt mit der Erzählung seiner Erlebnisse zurück, und wenn eines erlittenen Spott oder andere Unbill zu klagen hatte, so nahmen sie das gleichsam als gemeinsames Mißgeschick und halfen sich gegenseitig darüber hinweg. Die Ereignisse aber spiegelten sich am besten in einem Wort Dominik Valer, des Spötters, wider, der in diesen Tagen witzelte: „So ist heutzutage die Welt. Jede Ware steigt im Preise, die schwer zu haben ist. Wenn wir heute unsere Mädchen an den Meistbietenden verkaufen, so können wir aus dem Erlös Tannò steuerfrei machen."

Dominik hatte wohl recht. Der stumme Widerstand, welchen die auswärtigen Bewerber und Schöntuer bei den Frauen von Tannò fanden, stachelte nur ihren Eifer. Je mehr die Zweifel an der Dauer des Bundes verstummen mußten, um so bemerkenswerter erschienen das Dorf und seine Bevölkerung der Außenwelt. Der Zulauf wuchs dermaßen, daß Spekulanten zwei neue Gasthöfe drüben an den Wald zu bauen begannen.

Das geschah dem Bunde von außen, aber mehr erlebten er und seine einzelnen Glieder innerlich. Stina Wolf verriet ihre Liebe zum Leben und seinen Freuden nicht nur der Anna Julia Balmott, sondern hielt sie auch vor andern nicht geheim. Diese andern horchten auf, wie Anna Julia aufgehorcht hatte. In manchem jungen Weibe erwachten heimliche Wünsche, es wußte nicht woher.

Auf einmal flüsterte etwas in den Gassen: Der Klemens Romedi und die Berta — ganz fertig sind sie noch nicht miteinander. Woher es kam, wußte niemand recht. Man konnte den beiden nichts nachweisen. Vielleicht hatte nur einer da und dort einen schlecht behüteten Blick aufgefangen. Aber



Die weiße Grotte auf Capri.

Ölstudie von Albert Wenk.

es beschäftigte die von Tannd in dieser seltsamen Zeit.

Auch an die Justina Figi dachten sie wieder, nicht an die, die sie jetzt war, die fleißige, wortkarge Magd des Großrats, wohl aber an die, die sie gewesen, die das mit dem Knecht, dem Tuor, gehabt.

Und vielen wurde schwül bei heimlichen Gedanken, und vielen erschien die Zeit fremd, wie sie Anna Julia erschienen war. Sie wußten es nicht zu erklären, aber sie fühlten, wie das Blut von Tannd wallte, wie durch sie alle ein gemeinsamer Strom schoß, gegen den sie sich zu wehren hatten. Das veränderte sie sonderbar. Sie wurden ernsthafter — stiller und scheuer. Die alte Ulla ließ das Schelten und Unken, sah nachdenklicher als sonst aus den schwarzen Radaugen und dachte an ihr eigenes Leben. Aus dieses Lebens Liebes- und Leidenszeit heraus begriff sie, daß diejenigen, die Leid und Liebe noch vor sich hatten, in diesen Tagen innerlich vieles erlebten. Zu Jon Flury, dem sie anhänglich war, sagte sie in ihrer murrenden Art: „Spürt Ihr nichts, Herr Pfarrer? Es reißt mit Seilen an uns Frauen. Der Lehrer muß fest zupacken, wenn er uns beisammen halten will."

Daniel Pianta fühlte wohl, daß er das mußte. Er war voll Eifer für sein Werk. Manchmal nur tauchten Zweifel in ihm auf, ob er es aufrecht zu halten vermöge. Dann erwachte in ihm die Unbefriedigtheit, um derentwillen der Bruder ihn einen Fasler nannte. In solchen Augenblicken wurde seiner unruhigen und verworrenen Seele Tannd leid, und sein Blick ging wieder in blaue Fernen und suchte dort nach dem Gipfel seines Lebens, den er bei seinem Einzug in Tannd zu ersteigen gemeint hatte. Aber diese Augenblicke waren selten. Auch begann er mit einer Wurzel in Tannd festzuwachsen, die vielleicht noch stärker war, als die Anhänglichkeit an sein Werk.

Sein Verhältnis zu den Schwestern Balmott war durch den häufigen Verkehr vertraulicher und freundschaftlicher geworden. Wenn er Wiese unterrichtete, ging er nicht mehr gleich nach der Stunde fort, sondern saß wohl noch ein Weilchen mit den Mädchen zusammen. Beide hatten eine tiefe Lernbegier. Daniel Pianta aber besaß ein ausgedehntes Wissen auf vielen Gebieten. Anna Julia vor allem holte sich immer wieder Auskunft von ihm über die verschiedensten Dinge und wußte die Unterhaltung stets so zu gestalten, daß er seine gewöhnliche Unbeholfenheit verlor und, sich selbst an dem Gesprächsgegenstand erwärmend, mit unwillkürlichem Behagen in den eigenen Schätzen seines Wissens kramte. Dann aber hatte sie besonders die Musik einander nahe gebracht. Pianta besaß eine an Genie streifende Begabung für Musik. Wie die Orgel, so spielte der Lehrer auch das Klavier. Auch Anna Julia beherrschte das Instrument, das in ihres Vaters Arbeitszimmer neben der Wohnstube stand. Wiese aber spielte die Geige und hatte eine seltene musikalische Sicherheit und eine große Innigkeit des Spiels, die man hinter dem kühlen Mädchen nicht gesucht haben würde.

An einem bestimmten Abend der Woche pflegten die drei miteinander zu spielen und Pianta begann, ohne es zu merken, sein Leben nach diesen Abenden zu rechnen.

13. Kapitel.

Am Klavier brannten zwei Kerzen. Sonst war keine Beleuchtung in der Stube. Die Kerzen warfen ein rötliches Licht auf das Notenblatt und auf Daniel Pianta, der in Doktor Balmotts Studierstube vor dem Klavier saß. Auch Wiese, die in einem weißen Kleide, die Geige im Arm, neben ihm stand, war noch beleuchtet; Anna Julia aber saß, in einen Stuhl zurückgelehnt, im Schatten. Sie war tief in Gedanken. Die alte Stube mahnte sie an vergangene Zeiten, da der Vater noch hier gesessen. Sie hatte eine düstere Traulichkeit. Anna Julia konnte jedes einzelne Nußbaummöbel mehr oder weniger deutlich an dem Platze stehen sehen, an welchem es seit vielen Jahren stand, dort den plumpen niederen Schreibtisch, dort den Apothekerschrank, den Operationsstuhl dort. Vorn, wo das Klavier stand, war die Wohnecke. Sie war hell und war — so überlegte Anna Julia — wie die neue Zeit neben der alten; sie erzählte nicht vom Vater, sondern von denen, die er zurückgelassen, und ihren Gästen.

Anna Julia streifte mit liebevollem Blick die helle eckigzarte Gestalt der Schwester, glitt über Klavier und Notenblatt und gelangte ans Fenster, das schwarz und blind war, weil es hinter sich eine sternlose Regen-

nacht hatte. Es pochte in regelmäßigem Zeittakt wie mit kleinen Fingern an die Scheiben. Das waren Regentropfen. Jedesmal gab es ein Blitzen, wenn die Tropfen ins Rinnen kamen und außen an der Scheibe als Bächlein niederglitten. Das Pochen am Fenster half mit, die nachdenksame Andacht zu erhöhen, welche die Musik über die drei Menschen legte. Wiese und Pianta hatten soeben den Satz einer Sonate beendet und ruhten eine Weile, aber ohne zu sprechen. Als dann der Lehrer ein neues Notenblatt vor sich hinstellte und die starken, weißen Hände abermals auf die Tasten legte, fiel Anna Julias Blick auf ihn. Es war nicht das erstemal an diesem Abend, daß sie ihn ansah. Er gab ihr zu denken, mehr als alle Männer, die sie bisher gesehen hatte. Als sie noch ganz jung und mit andern Mädchen zusammen im Institut gewesen war, hatten sie oft von einer jeden Mannesideal gesprochen. Sie hatte damals vom Manne innerliche und äußerliche Vornehmheit, Eindrucksgewalt des Wesens und der äußern Erscheinung verlangt. Daniel Pianta, der Lehrer, der dort am Klaviere saß und mit seinem Gehrock, seinen kaum an die Schäfte der starken Schuhe reichenden Hosen etwas Altmodisches hatte, erreichte dieses Ideal nicht. Sie, die selbst stark und ruhig war, fühlte auch irgendwie, daß der Lehrer keine in sich selbst gefestete Persönlichkeit war, aber sie ahnte ein Ringen nach Hohem in ihm, und es brachte ihn ihr nahe.

Die Geige sang. Unter Piantas Fingern klangen die Töne des Klaviers und waren wie Schwestern der eintönigen Regentropfen am Fenster, klingende, singende Tropfen. Des Lehrers Gesicht war verändert. Sein Ausdruck bewies dem Mädchen, wie die Musik ihn fortriß, und sie wußte, daß alles Schöne so auf diesen Mann wirkte. Das zu wissen, tat ihr wohl.

Nach abermals einer Weile endeten die Spielenden. Wiese legte, sorgsam ein Geräusch vermeidend, ihr Instrument in den Kasten. Pianta schloß das Notenheft und wendete sich langsam nach den Schwestern um. Wiese setzte sich dann ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus, warf auch ein Wort hin, wie schwer der Regen falle und daß der Lehrer einen schlimmen Heimweg habe.

Pianta kam vom Klavier herüber und setzte sich vor Anna Julia. „Um des bißchen Regens willen ist mir der Gang nicht leid," sagte er. „Ich würde diese Musikabende schwer vermissen, so lieb sind sie mir schon geworden."

Anna Julia lächelte dankbar und meinte, daß es auch für sie selbst und die Schwester eine schöne Abwechslung bedeute. Dann kamen sie in ein stilles Plaudern. Sie dämpften ihre Stimmen. Die Kerzen am Klavier brannten noch, aber es war, als gäben sie noch weniger Licht. Eine süße Lässigkeit legte sich über die Redenden. Manchmal begegneten sich Anna Julia und Pianta mit den Augen, aber sie vermieden es sich lange anzusehen. Als sie auf den Bund und seine Anfechtungen zu sprechen kamen, sagte Anna Julia: „Selbst, wenn es nicht gälte, dem Dorf nach und nach wieder eine gesunde Bevölkerung zu geben, so wäre es doch der Mühe wert und ein Gewinn, daß ein paar Menschen der Welt zeigten, daß sie noch die Kraft des Verzichtes haben, dieser Welt, die nur noch das Recht des Besitzes, des Erfolges, der Erfüllung aller Wünsche predigt."

Pianta schien leise zu erschrecken. Ihre Augen begegneten sich wieder. Und beide erröteten. Vielleicht durchzuckte sie gleichzeitig der Gedanke, daß sie selbst die Kraft, von der das Mädchen soeben gesprochen, noch zu beweisen hätten.

Mit einer gewissen Hast sprachen sie weiter.

„Wenn wir nachgäben, uns untreu würden," sagte Anna Julia, „müßten wir zum Gespött der Leute werden."

„Und vielleicht würde das schlechte Beispiel mehr Schaden tun als alles andere," fügte sie hinzu.

Pianta stimmte gedankenvoll bei.

Dann gingen ihnen die Worte aus. Sie saßen vor sich niederschauend da, und es war ganz still im Zimmer, bis Wiese auf ihr Schweigen aufmerksam wurde. Sie wendete plötzlich den Kopf vom Fenster weg und nach ihnen hin. Ihre blassen, großen Augen musterten die beiden mit einem eigenen Ausdruck, als wüßte sie mehr, als die andern ahnten.

„Ihr schlaft wohl?" redete sie sie mit der noch kindischen Rücksichtslosigkeit an, die sie oft an sich hatte.

Da hoben die andern die Köpfe, Pianta verwirrt, Anna Julia gelassen. Diese sagte: „Der Regen und die Dunkelheit könnten einen allerdings einschläfern. Wir wollen Licht machen.“ Sie stand dabei auf, um die Lampe anzuzünden.

Pianta verabschiedete sich aber bald.

Es war, als habe sich etwas zwischen sie gestohlen, als er und Anna Julia sich nachher die Hand gaben. Und als der Lehrer, in einen fliegenden Mantel gehüllt, in den Regen hinaustrat, hatte er eine sonderbare Beklemmung abzuschütteln. Der Kopf war ihm heiß. Er war des Regens froh und des Windes, der ihm den Regen ins Gesicht warf. Es machte ihm die Stirn freier. Nur — die Brust war ihm noch beengt. Was war das doch? Es hatte sich nichts ereignet. Aber — aber — dennoch — was war das doch? Jetzt hätte er jubeln mögen, und jetzt befiel ihn eine unerklärliche Angst. War das die alte Verworrenheit seines Wesens? Nein, nein! Es war — etwas anderes: Er mußte sich hüten! Das Mädchen — Anna Julia Balmott war eine wundervolle Frau — soviel Ebenmaß und Klarheit des Geistes hatte er noch nirgends gefunden. Ihre Nähe tat wohl wie ein Gang durch einen kühlen, noch von später Sonne klaren Abend. Anna Julia Balmott! Er mußte sich hüten!

Sie hüteten sich auch beide von jenem Abend an. Anna Julia vermied zweimal, Pianta noch zum Bleiben zu bewegen, als er wie sonst nach der Stunde mit Wiese sie begrüßte, und er zeigte ein rasches, zerfahrenes Wesen und schien sichtlich bemüht, das Gespräch bald zu beenden. Aber dann erschraken sie wieder vor dem Gedanken, daß eines das andere verletzen könnte. Es lag auch kein eigentlicher Grund vor, den warmen, freundschaftlichen Ton ihres Verkehrs zu verändern. So nahmen sie diesen Verkehr bald wieder in früherer Weise auf und lebten ihr Leben ganz wie sonst weiter. Immer aber blieb ihnen innerlich eine eigentümlich zitternde Unsicherheit, wenn sie einander begegneten.

Wiese indessen war seit dem Abend, an welchem sie die beiden beobachtet, wie das Kind, das erwacht ist und nicht mehr einschlafen kann. Eines Tages setzte sie Anna Julia abermals durch die Bemerkung in Erstaunen: „Eigentlich ist dieser Bund eine große Komödie.“

Sie stand, als sie das sagte, mit dem Rücken gegen eines der Wohnstubenfenster in einem Schuß bleicher, stechender Sonne. Diese Sonne löschte noch vollends die Schatten ihres Kopfes, so daß dieser und ihre Gestalt in der weißen Bluse und dem weißen Rock beinahe mit dem Lichte, in das sie getaucht waren, verschwammen.

„Wie kommst Du darauf?“ fragte Anna Julia erschreckt.

„Das mußt Du selber wissen,“ gab die Blonde zurück, immer mit demselben freien, fast herausfordernden Blick die Schwester messend.

Anna Julia errötete. Es war, wie wenn Wiese ihre innersten Gefühle erriete und gesagt hätte: Betrachte doch zum Beispiel den Lehrer Pianta und Dich.

Dann lehnte sich etwas in ihr gegen diesen Vorwurf auf. „Wir dürfen ihn nicht zur Komödie werden lassen,“ sagte sie mit heißem Gesicht und voll jäher Tapferkeit. „Darum eben müssen wir gerade, Du und ich, zeigen, daß es uns Ernst ist. Sie haben uns hier in Tannò ohne unsern Willen an die Spitze gestellt. Von uns erwarten die andern das Beispiel.“

Nun war die Reihe des Erstauntseins an Wiese. Ihre Augen folgten der Schwester, die nach diesen Worten das Zimmer verließ, mit einem halb ungläubigen, halb scheuen Blick. Den ganzen Tag behielten sie diesen Ausdruck.

Und viele Tage behielt Wiese das nervöse Wesen.

Dann hatte sie das Erlebnis.

Der Tag war alt und, so leidenschaftlich er am Mittag geglutet hatte, milde geworden. Er ruhte sich im Scheiden auf den Hügeln von Tannò aus. Besonders auf einem, der ein beträchtliches Stück höher als das Dorf lag und eine breite, wölbige Brust hatte, als atme er die wundervolle Luft dieses Abends ein. Über ihm stand Wald, in den die Kraft des Frühlings geschossen war. Die Bäume strotzten von Saft, und der Wind kam, rauschte durch ihre üppigen Nadelkronen und trug einen wundervollen Duft über die Wiesen des Hügels. Diese selbst trugen schon Hochgras. Das stand gerade und schlank und gesund, als habe jeder Halm seinen Stolz,

sich der lieben, milden Sonne zu zeigen. Allerlei Blumenzeug wuchs vielfarbig auf leise schwankenden Stengeln, und ein Heer von Faltern umtaumelte es, so daß von einiger Entfernung aus die bunten Blumen nicht mehr von den Schmetterlingen zu unterscheiden waren und es aussah, als höben sich gelbe Wolfsmilch und Margueriten von ihren Stielen und wiegten sich tanzend.

Durch die Matte ging das Märchen.

Wiese Balmott saß am äußersten Hügelknie. Hier war steinigerer Grund und mehr Moos als Gras, ein paar Felsklumpen lagen herum, und Lichtnelken hielten ihre roten Flämmlein in die Sonne, als verständen sie das Leuchten besser als jene.

Wiese Balmott trug ein weißes Kleid, luftig und dünn. Sie und die milde Sonne waren Schwestern. In den schmalen Armen, die durch die Ärmel schimmerten, in dem schlanken Halse, in den farblosen Wangen und den dünnen Lidern mit den weißen Wimpern lag etwas von der Leisheit, mit welcher die Sonne über den Hügel ging.

Wiese saß, hielt die Hände um das eine Knie geschlungen und sah in die freie Weite. Ein rotes Dach schimmerte hier. Da stieg ein grauer Rauch kerzengerade in die Luft. Dort, fern in der Tiefe, ging zwerghaft klein ein Gespann von zwei weißen Pferden vor einem Pfluge.

Wiese Balmott dämmerte vor sich hin. Wenn sie mit dem Blick an die Häuser von Tannd kam, wollten ein paarmal Leute und ihre Geschichte ihr in den Kopf kommen, aber die Gedanken verloren sich wieder und dem Sinn blieb nur die Ruhe, die lässige Müdigkeit, die nicht grübeln mag. Erst nach geraumer Weile störte eine Bewegung in der Nähe, auf die das Auge gelenkt wurde, das Mädchen. Es lief ein Fußweg aus dem Dorfe herauf und führte an der Stelle, wo Wiese saß, vorbei nach dem Walde hinauf. Auf diesem Wege tauchte etwas Schwarzes auf. Zuerst war es ein Punkt. Jetzt eine Gestalt. Jetzt ließ sich erkennen, daß die Gestalt ein Mann war. Dreimal fiel Wiese aus dem Beobachten in die Gedankenlosigkeit zurück, in der sie so lange gesessen, aber die Unruhe auf dem Wege störte sie immer wieder. Allmählich wurde aus dem Hinschauen ein kühles Interesse. Sie erkannte in dem Nahenden einen jungen Kurgast aus einem der Gasthöfe des Dorfes. Sie war ihm mehrmals begegnet, und er hatte sie immer merkwürdig angestaunt. Im ersten Augenblick dachte sie daran, aufzustehen und wegzugehen. Sie und Anna Julia mieden den Verkehr mit den Fremden im Dorfe. Dann war sie zu bequem. Es saß sich so gut da. Sie blieb und machte sich bereit, den Nahenden zu übersehen und vorbeigehen zu lassen. Aber der Nahende nahm sich Zeit. Sie konnte es nicht lassen, daß sie immer wieder hinblicken mußte, um zu bemessen, wie weit der Mensch jetzt sei. Er schlenderte bergan wie einer, der kein Ziel hat. Manchmal blieb er stehen und schaute auf das Dorf nieder und in die Weite hinaus. Obwohl er die Landschaft betrachtete, konnte sie ganz wohl sehen, daß er sie bemerkt hatte, daß es ihn gelüstete, mit ihr ins Gespräch zu kommen, und daß er verlegen war, wie er beginnen sollte. Er war ganz von ihrer Größe, noch ein halber Knabe wie ihr schien, hatte keinen Bart, nur einen Tschupp widerspenstigen, gerade aufstehenden, blonden Haars auf dem Kopf. Da er den Hut in der Hand trug, war das leicht zu sehen. Er mochte fühlen, daß sie ihn beobachtete; denn er drehte sich jetzt ihr zu und wurde über sein offenes Gesicht hin rot, als er ihrem Blick begegnete. Er machte eine linkische Verbeugung und sagte: „Sie haben sich einen guten Platz gewählt, Fräulein . . .“

Dabei sah Wiese, daß er gute braune Augen hatte, die nicht so scheu waren, wie sein Wesen erwarten ließ.

Sie wechselten noch ein paar Worte und hatten plötzlich keine mehr: der junge Mensch, weil er sich plagte, welche zu finden, Wiese, weil sie sich keine Mühe gab, sondern gelassen harrte, was kommen würde.

Ihr Gesellschafter stand und sah zu Boden. Endlich nahm er einen Anlauf und fragte wieder: „Sie sind wohl auch zum Sommeraufenthalt hier, Fräulein?“

Wiese verneinte kurz und sagte, daß sie das ganze Jahr hier wohne.

Nun schien er Mut zu haben; denn er kam näher und war auf einmal gesprächig. Er aber sei da, um seine Ferien zu verleben, halb um auf ein neues Semester hin zu arbeiten, halb um von einem solchen auszuruhen.

Wiese nahm die Augen nicht von seinem

Gesicht. Das verwunderte und erregte ihn. Er glaubte, nie ein seltsameres Mädchen gesehen zu haben.

Ohne daß sie wußten wie, kamen sie in ein ungezwungenes Gespräch, das allmählich eine Vertraulichkeit gewann, als ob sie sich schon öfter gesehen.

Der junge Mensch war ein zwanzigjähriger Student und hieß Werner Stahl. Er gestand bald, daß er sich in Tannò langweile. „Man ist in einem dummen Alter," meinte er lachend, „für die Kinder zu alt, für die Erwachsenen zu jung, so fehlt einem im Gasthause die Gesellschaft."

Er spürte dann in vorsichtiger und unaufdringlicher Weise nach dem, was ihm an Wieses Persönlichkeit wissenswert schien, und sie gab ihm Auskunft ebenso wie er ihr Name und Herkunft genannt hatte.

„Eigentlich," gestand er wieder, „hat mich die Neugier hier heraufgetrieben."

„Natürlich," sagte Wiese spitz.

Er parierte: „Aber auch die Bewunderung," sagte er mit ernsthaftem, leuchtendem Blick. „Es liegt eine antike Größe in den Frauen von Tannò. Ich könnte mir denken, daß sie ihrem Gelübde treu blieben, einzelne zum mindesten."

„Sie machen Einschränkungen," neckte Wiese, und er, auf den leichten Ton nicht eingehend, meinte feurig, wenn die Frauen von Tannò fest blieben, so würde er einst, wann er sein Pfarramt habe, seine Gemeinde das Haupt vor diesen Frauen wie vor etwas Heiligem entblößen heißen.

Wiese verstummte. Sie neigte selbst zur Schwärmerei. Bei den Worten Werners klang in ihr etwas Verwandtes an.

„Es wäre ein Beweis von stiller Kraft, wenn wir uns durch alle Anfechtungen hindurch treu blieben, nicht wahr?" fragte sie halb verzagt, halb von seiner begeisterten Art mit fortgerissen.

Da merkte er erst, daß sie mit zum Bunde gehörte, wurde verlegen und verwirrt und vergaß einen Augenblick, auf ihre Frage zu antworten. Gedanken kamen ihm, andächtige, wie sein junges, rasch entflammtes Herz ihrer fähig war. Gedanken der Verehrung, dann solche des Mitleids, weil ihm schien, daß das blutjunge Mädchen wider Willen in den Strudel dieser Bewegung hineingerissen worden war; endlich mischte sich auch ein Bedauern hinein, das er nicht als solches erkannte und das doch wie ein Schatten über die helle Freude ging, die ihn sonst ob der Begegnung erfüllte. Dann wurde der Schwärmgeist wieder Herr über die andern Gefühle. „Ich betrachte Seelenstärke als eine der höchsten Tugenden," erklärte er mit seinem jungen Pathos. „Und, wie ich schon sagte, dieses Tannò hat für mich etwas vom alten Sparta."

Wiese nahm diesen hohen Ton auf, und eine Weile lang erwärmte sich eines an des andern schönen Worten und gefielen sie sich im Lobe alles Hohen und Edeln. Ihre Vertraulichkeit wuchs aus der Empfindung heraus, daß gleiche Gefühle sie bewegten. Sie kamen dann wieder zu kleineren Dingen zurück, selbst zu so kleinen, daß sie von Wieses Kleid zu sprechen begannen und sich fragten, ob Weiß kleidsamer sei als Blau und ob kurze Ärmel schöner als lange. Dann sprachen sie von St. Felix, der Stadt, wo Werner Stahl wohnte und wo auch Wiese einige Jahre zur Schule gegangen, erzählten sich ihre Schulerlebnisse und machten aus Nichtigkeiten Wichtigkeiten. So waren sie noch Kinder an Sinn und Seele, so ernsthaft sie darauf bedacht waren, sich als erwachsen zu gebärden.

Daß die Zeit rasch verging, merkten sie nicht. Sie machten sich vielmehr zusammen auf den Weg und schritten ein Stück bergan. Die Sonne stand jetzt ganz tief. Ein Windlein wehte kühl über die Matten, das an Wieses Stirne eine Locke bewegte und Werner frisch durch das Borstenhaar strich. In Tannò läutete es den Abend ein. Dann kam eine Ziegenherde vom Berge. Man hörte den langgezogenen Ruf des Geißbuben und den hüpfenden Klang kleiner Schellen.

Als die beiden am Ende gewahr wurden, wie spät es war, sprang in ihnen ganz gleichzeitig der Wunsch auf, daß die Begegnung nicht die letzte gewesen sein möchte. Werner fragte, ob Wiese öfter allein sich ergehe, und sie antwortete ihm mit der ihr rasch und kindisch auf die Lippen springenden Frage: „Wollen wir nicht morgen einander wieder treffen?"

Die Leichtigkeit, mit welcher sie so zu dem gelangten, was sie beide heimlich gehofft hatten, machte sie nur noch vergnügter. Werner beeilte sich, dem Spaziergang für

morgen zuzustimmen, und sie schieden, indem sie sich kräftig die Hände schüttelten. Sie nahmen zwei verschiedene Wege, konnten sich aber noch eine Weile erblicken und wendeten sich fleißig nacheinander um. Werner schwenkte den Hut, und Wiese winkte mit der Hand.

Als das Mädchen an diesem Abend nach Hause kam, sang sie in ihrer Stube leise vor sich hin. Das hatte sie in ihrem Leben nie getan. Ihr Vater hatte behauptet, daß sie Fischblut in den Adern habe.

14. Kapitel.

Wiese Balmott war wie ein lodernder Busch. Sie hatte auf einmal zuckendes, unruhiges Leben. Früher hatte sie halbe Tage lang hinter einem Buche oder müßig durch ein Fenster staunend sitzen können. Jetzt litt es sie nirgends lange. Sie ging des Tages zwanzigmal durch die verschiedenen Stuben des Hauses, treppauf und treppab, lief ins Dorf und wieder zurück und machte Besorgungen, zu denen sie früher nie zu bewegen gewesen wäre. Ihr verändertes Wesen fiel sowohl Anna Julia wie auch Daniel Pianta auf. Dieser machte jene vielleicht erst darauf aufmerksam; denn er meinte eines Tages, die schöne Jahreszeit verwandle das junge Fräulein vollständig, sie habe nur noch für die Außenwelt Interesse, und die Bücher schienen ihr ein Greuel zu sein. Vielleicht wußte er, daß in dieser Außenwelt etwas war, was Wiese besonders anzog, aber er sprach davon nicht, konnte zu Anna Julia nicht davon sprechen. Sie waren im Verkehr ohnehin jetzt immer befangen.

Anna Julia beobachtete die Schwester schärfer, entdeckte ihre Bekanntschaft mit dem Studenten und fragte sie danach.

Wiese sah sie nicht an, machte sich am Nähtisch etwas zu schaffen und erzählte mit ein paar knappen, gleichgültigen Worten von Werner Stahl. Als aber Anna Julia mehr wissen wollte, wurde sie unwirsch und sagte spitz, es sei die Närrischheit in diesem Dorf doch zu weit getrieben, wenn ein Mädchen nicht einmal mehr mit einem jungen Manne über die Straße gehen dürfe, ohne daß sich die ganze Bevölkerung vor Neugier den Hals ausrenke. Damit verließ sie das Zimmer und zeigte sich von da an gegen die Schwester manchmal verschlossen wie nie zuvor und dann wieder von leidenschaftlicher, innere Freude verratender Zärtlichkeit. Anna Julia hielt die Augen offen. Sie ahnte, was in Wiese gefahren war, und die Erkenntnis machte ihr das beklommene Herz nicht leichter.

Von Pfarrer Flury hörte sie Gutes über den Studenten, dessen Vater jener kannte. Da kam ihr der Gedanke, ihn Wiese zur Freude ins Haus zu laden. Aber sie ließ ihn sogleich wieder fallen. Es hätte ihr nur eine Aufgabe erschwert. Sie mußte die Schwester lehren, wie man allein blieb und — — Anna Julia seufzte — es war nicht leicht, das zu lernen.

Wiese pflegte inzwischen ihre neue Freundschaft mit Werner Stahl weiter. Sie wurden bald unzertrennliche Kameraden. Wiese konnte das aber Anna Julia nicht verheimlichen. „Ich gehe heute mit Herrn Stahl nach dem Geißberg," gestand sie jetzt der Schwester und ein andermal: „Herr Stahl und ich haben verabredet, den Wildstock zu besteigen."

Anna Julia blieb das erstemal stumm, das zweitemal verbarg sie eine leise Verdrießlichkeit nicht. Und eines Tages mahnte sie streng: „Vergiß nicht, was wir für eine Pflicht haben, Wiese!"

Die andere zuckte zornig die Achseln, lief aus dem Zimmer und kam erst nach einer Weile mit verweintem Gesicht wieder. Von da an war sie immer mit Tränen gleich bereit, wenn Anna Julia ihren häufigen Verkehr mit dem Studenten tadelte. Auch wehrte sie mit kleinen Ausbrüchen des Ärgers: Man gönne ihr nicht das harmloseste Vergnügen, verbittere ihr die jüngsten Jahre.

Und die Schwester mußte ihr darin fast recht geben. Sie redete sich manchmal ein, daß in dem Verhältnis der beiden jungen Menschen eine große Harmlosigkeit liege. Und so sich selbst täuschend, ließ sie Wiese freien Weg.

Nun begann für die beiden, die noch halbe Kinder waren und leichtes Blut hatten, eine wundervolle Zeit. Sie hatten sich insbesondere die nur eine Stunde oberhalb des Dorfes gelegene Alp Vanins zum häufigen Ziele ihrer Ausflüge gewählt. Diese Alp lag wie ein grünes Eiland still und verborgen in einer Wüste von Felsen und schwarzen Bergzacken. Man gelangte

durch eine schmale bewaldete Runse zu ihr hinauf, und zwei haushohe Felsbrocken bildeten den Eingang. Die Alp war so fruchtbar, daß sie auch ein paar große Steine, die früher einmal ein Berg hatte auf sie niedersausen lassen, mit Gras überspann, so daß sie nun als weiche Ruhebänke im Rasen lagen. Wie ein schwarzer, riesiger, in grotesken Formen hingebauter Zaun umgaben die Felsen die Alp. Da und dort blitzte blaue Luft zwischen den Zinken.

Wiese und ihr Begleiter kamen sich in der Abgeschiedenheit der Bergwiese vor wie Entdecker und nahmen sie gleichsam zu Eigentum. Sie war zu klein, als daß die Herden hinaufgetrieben worden wären. Nur ein paar Wildheuer nahmen im Spätsommer das Gras. Die beiden Kameraden lebten ganz dem Augenblick und genossen in diesem nur immer wieder aufs neue die Freude, die sie unbewußt aneinander empfanden. Werner Stahl war ein Poet oder doch einer, der es werden konnte. Er machte Verse, solche nur, wie sie manchem jungen Menschen von starkem Empfinden gelingen — aber er schwelgte in hohen Empfindungen, wenn er auf der Alp Vanins die Verse der Wiese Balmott vorlas, und sie teilte seine Gefühlsseligkeit. Er sprach ihr von großen Dichtern, die er sich zum Vorbilde genommen, verstieg sich zu der Hoffnung, diesen einst beigezählt zu werden, und sie nährte die Hoffnung. Sie bauten Schlösser für ihn in die blaue Luft. Es war ein wunderbares Vergnügen, immer höher und kühner zu bauen und am Ende doch als kluge Menschen wie sie waren, über sich selber zu lachen. Dann pflückten sie Blumen und banden Sträuße. Die Gentianen standen in Blüte, und sie entdeckten immer neue Stellen, wo die kleinen, blauen Sterne wie zu einem Teppich zusammengesponnen in großer Anzahl beieinander standen. An einem Abend begannen sie aus Steinen, die sie einem nahen Schuttgebiete entnahmen, eine Hütte aufzuschichten. Diese Arbeit beschäftigte und vergnügte sie tagelang. Manchmal aber, zwischen dem Blumensuchen und Hüttenbauen, kam sie der helle Übermut an. Werner warf die Arme auseinander und sagte: „Jauchzen muß ich oder laufen!" Und unversehens hatten sie einander bei der Hand gefaßt und jagten über das Gras hin.

So lebten sie arglos und wie Geschwister. Nur wenn einmal ein Regentag ihre Gänge unterbrach, waren sie kleinlaut, hatten nirgends Ruhe und fanden den Tag endlos. Den Gedanken, daß Werner im Balmotthause hätte Besuch machen können, ließen sie wie auf Verabredung unbesprochen. Es war, als ob jedes sich scheute, einen Mißton in ihr Verhältnis zu bringen; dann wiederum, ohne davon gesprochen zu haben, wußten sie irgendwie, daß bei einem Besuche Anna Julia den Gast nicht ermuntern würde wiederzukommen.

Plötzlich wie ihre Begegnung kam ihr Abschied. Eine Nachricht aus seiner Heimat rief Werner Stahl nach Hause.

Als er sie im Gasthaus las, wurde ihm der Kopf heiß. Wiese war sein erster Gedanke. Er hatte Herzklopfen. Dann war ihm ums Weinen. Er drehte den Brief des Vaters, der ihn heimbefahl, nach allen Seiten, las ihn wieder und wieder, überlegte und grübelte, aber es war nichts zu ändern, nichts zu verbessern; er mußte fort. Sogleich sollte er reisen, schrieb der Vater, eine nahe Verwandte war ihm erkrankt. Aber sogleich — das — konnte er nicht! Er hatte auf den Nachmittag mit Wiese Balmott ein Zusammensein auf Alp Vanins verabredet. Das wollte er nicht missen. Morgen früh wollte er fort!

Mit nicht ganz gutem Gewissen machte er sich am Nachmittag auf den Weg nach der Alp. Er begegnete Wiese, wie verabredet, unterwegs, grüßte sie mit erzwungener Heiterkeit und brachte es lange nicht über sich, ihr von der schlimmen Neuigkeit zu reden. Weil er heute stumm war, verlor auch das Mädchen bald die Lust zum Sprechen. Sie sah ihn von der Seite an, und seine Bedrücktheit stimmte auch sie nieder.

Am Alpeingang stand Werner still. Er legte den Hut auf einen nahen Felsblock, fuhr sich mit den Fingern wild in den braunen Haarschopf und sagte, ohne Wiese anzusehen: „Es ist etwas Fürchterliches."

Sie wurde bleich. Es war ganz, wie wenn die Sonne keine Kraft mehr hat. In ihrem Gesicht, an den zarten Lidern und auf der brauenlosen Stirn lag eine plötzliche Erschlaffung. Dann ging sie zu dem Steinblock und legte die Hand darauf, die ihr zitterte.

„Ich muß morgen fort," sagte Werner.

„So?“ sagte sie ganz still. Zufällig erinnerte sie sich Anna Julias und ließ sich in Gedanken an sie nicht merken, daß das Fortgehen des fremden jungen Herrn ihr Mühe machte.

Dann erzählte Werner den Grund seiner Abberufung. Sie gingen ein paar Schritte tiefer in die Alp hinein bis zu einem der Steine, auf denen sie oft saßen. Da ließen sie sich nieder. Als Werner zu Ende war, sprachen sie nicht zusammen, sondern saßen mit hängenden Köpfen da.

Der Himmel hatte Wolken. Die Sonne stand hinter einer großen braunen, deren Säume sie vergoldete. Zwischen den übrigen war der Himmel blauer denn je, so leuchtend blau wie die kleinen Gentianen, von denen ein paar in der Nähe des Steines wuchsen. Auf der Alp aber lagen die Schatten der Wolken. Kein Wind und keine Geräusche störten die Stille. Einmal kam ein Falter in müdem, taumelndem Fluge vorbeigeflattert.

„Schreiben Sie mir manchmal, Fräulein Wiese,“ sagte Werner Stahl.

Sie drehte sich um, sah ihn an und beugte dann wieder den Kopf. „Ja,“ versprach sie.

Ihr Blick hatte ihn verwirrt. Er wollte sich vorstellen, was darin gewesen war, und konnte es nicht mehr, und doch war ihm ganz heiß davon. „Aber Sie müssen mir antworten,“ sagte Wiese jetzt.

Er versprach es mit zitternder Stimme.

Dann saßen sie lange wieder still. Nur ihre Herzen klopften hörbar. Als das Schweigen ihr lästig wurde, stand Wiese auf und pflückte Blumen. Sie reichte Werner den Strauß.

„Zum Andenken,“ sagte sie.

Da wurde er ein wenig sentimental und machte mit bewegter Stimme allerlei Worte. „Ich komme schon wieder.“ — „Ich werde beim Studium doppelt fleißig sein. Ich will etwas Tüchtiges werden. Und einmal, viel später, komme ich — — —“

Er nahm Wieses Hand in seine beiden. Es war ihm mit allem, was er gesagt hatte, Ernst. Der Händedruck geriet lang und verriet die Aufwallung seines Innern.

Wiese wich ein wenig zurück, stotterte etwas Unverständliches und erwiderte doch den Druck. Ihre Lider waren über die Augen gesenkt; es hingen Tränen daran und glitzerten.

Sie waren aber beide so unschuldig und unbeholfen, daß sie nicht weiter zu gehen wagten. Sie wurden verlegen und wußten sich nicht anders aus der Verwirrung zu helfen, als indem sie sich auf den Heimweg machten, weil sie keine Erklärung für den Wunsch länger zu bleiben, fanden.

Auch ihr wirklicher Abschied geriet dann ganz steif. Sie kamen in die Nähe des Dorfes und ängstigten sich auf einmal, den Leuten aufzufallen. Bedrückt und wortkarg sagten sie sich Ade.

„Wiese,“ begann Werner, „ich — —“

Aber, als sie sich erschreckt umsah, ließ er ihre Hand, die er hielt, fallen, stotterte etwas von Wiedersehen und ging eilig davon. Ein kleines Stück weiter unten blieb er stehen. Tausend Dinge fielen ihm ein, die er hatte sagen wollen, und es zog ihn mit Gewalt zurück. Allein Wiese hatte die Stelle schon verlassen und war hinter dem nächsten Hügel verschwunden.

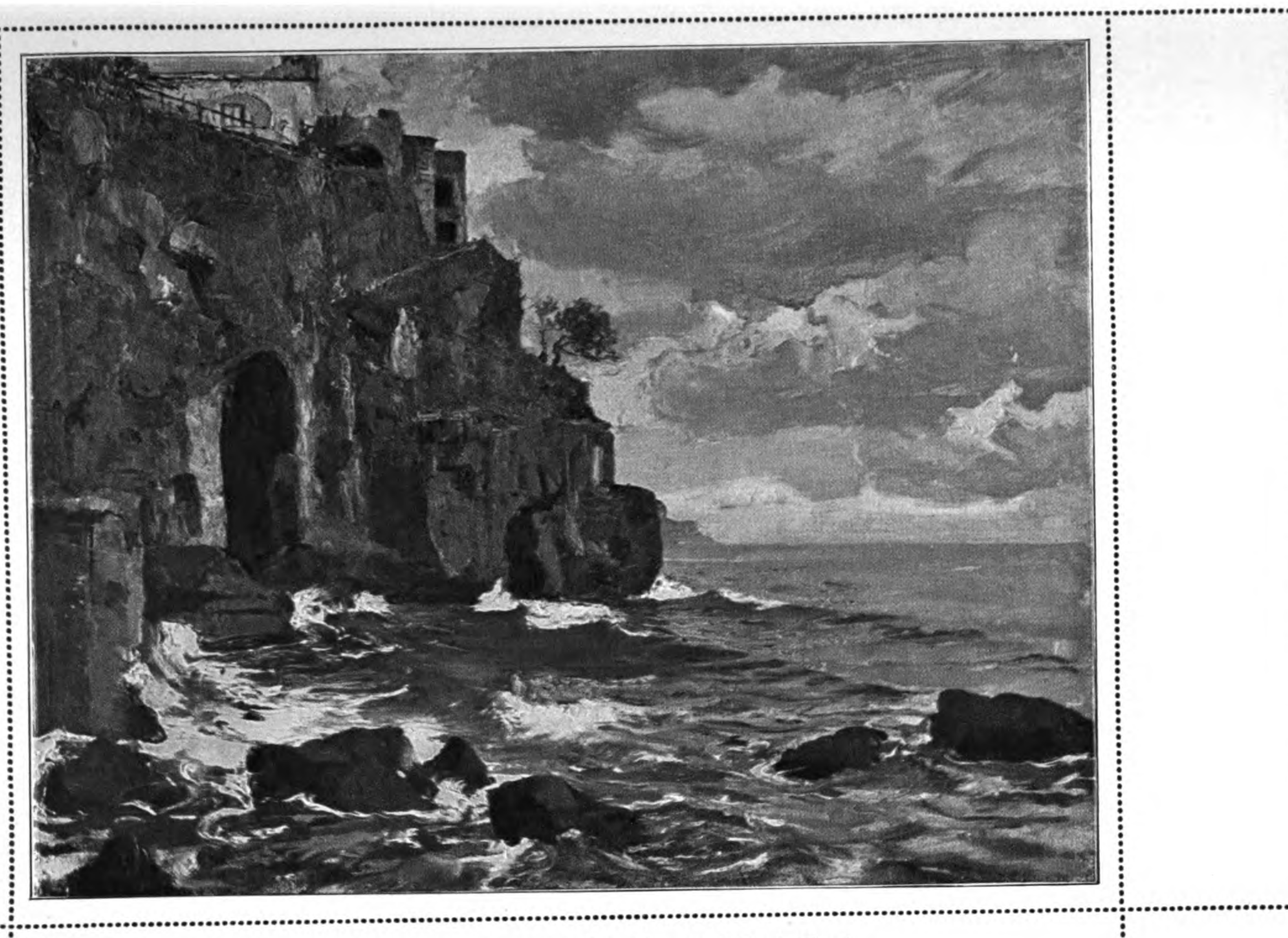
Am andern Morgen reiste der Student Werner Stahl ab.

Anna Julia aber erschrak wie nie in ihrem Leben, als Wiese an jenem Abend heimkam. Ihre Augen hatten einen Ausdruck, als ob in ihr etwas zerbrochen wäre. Ihre Bewegungen waren schlaff und müde. Sie mochte nicht sprechen, aß nicht und legte sich früh nieder. Ihre Lebenskraft schien plötzlich auszusetzen. Was ihr fehle, war nicht aus ihr herauszubekommen. Das dauerte ein paar Tage. Dann bekam sie einen Brief. Anna Julia nahm ihn in Empfang und trug ihn ihr in ihre Stube. Sie sah, wie jäh die Freude in sie hineinschoß und sie völlig verwandelte. Eine nervöse Unruhe trat an die Stelle der Erschlaffung. Anna Julia wartete auf ein Wort des Vertrauens, aber Wiese schwieg. Nach einigen Tagen beantwortete sie den Brief. Auch ihr kam wieder Antwort.

„Du korrespondierst mit dem jungen Studenten?“ fragte Anna Julia.

„Wir schreiben uns,“ gestand Wiese, aber sie sagte kein Wort mehr, als sie mußte.

„Wozu soll das führen?“ fragte Anna Julia, und Wiese gab zurück: „Zu nichts!“ Dann brach sie in Tränen aus, lief an ein Kästchen, das auf dem Tisch stand, und entnahm ihm Werners Briefe. „Da kannst



An der Küste von Sorrent. Ölstudie von Albert Wenk.

Du sie lesen," sagte sie und hielt der Schwester die Briefe hin.

Anna Julia las. Es stand nichts darin, was zwei Kameraden sich nicht sagen durften. Es waren noch so junge Briefe, voll Schwärmerei, voll Übermuts und voll Unschuld. Und dennoch klopfte Anna Julia das Herz. Sie spürte etwas von den seltsamen, geheimen Fäden, die sich von Menschen zu Menschen spinnen, ahnte wieder und wieder die stille Gewalt, von der der Pfarrer gesagt hatte: „Kein Meer schlägt so wuchtige Wellen wie das menschliche Blut." Und Anna Julia gab der Schwester schweigend die Briefe zurück. Ihre eigene Unruhe hatte sich vermehrt, seit sie sie gelesen.

Wiese und Werner Stahl fuhren fort sich zu schreiben, und jene schien glücklich. Manchmal kam es Anna Julia nur so vor, als würde ihr Gesicht schmaler und als sänken ihre Augen tiefer in ihre Höhlen wie die eines Hungernden. Anna Julia zitterte heimlich um sie. —

Aber die Bedrängnis Anna Julias kam nicht allein aus Wieses Schicksal. Es schien ihr jetzt oft, als ob das Leben ihr Hunderte von Bildern zeige.

In dieser Zeit ging es mit Stina Wolf zu Ende. Mitten in den Sommer fielen rauhe Tage, die der Kranken übel zusetzten. Ihr Befinden hatte nicht gestattet, sie in die Anstalt zu verbringen, in welche Pfarrer Flury ihr Aufnahme verschaffen wollte.

Als nun ein langandauernder Regen sich in Schnee verwandelte, mußte sich Stina legen.

Die Fieber wuchsen. Doktor Semadini erklärte sie dem Tod nahe.

Anna Julia war täglich bei der Kranken, deren sich eine tiefe Mutlosigkeit bemächtigte. Stina lag fast stets mit dem Gesicht der Wand zugedreht und mochte nicht reden. Aber der Tod kam weniger rasch, als der Arzt erwartete. Stina sah noch einmal die Sonne. An einem Morgen stand diese sieghaft über zerrissenen Nebeln, am Mittag hatte sie den Schnee weit an die Berge hinauf vertilgt, und am Abend schuf sie eine milde, köstliche Wärme und legte über Tannò ein frommes, sonntägliches Licht. Da geschah das Erstaunliche, daß Stina Wolfs Leben noch einmal aufflackerte. Anna Julia traf sie außer Bett im Lehnstuhl, und kaum war sie ins Zimmer getreten, so äußerte die Kranke schon den Wunsch, hinausgeführt zu werden.

Anna Julia widersprach zuerst; dann erinnerte sie sich, daß der Arzt gesagt hatte, man möge der Sterbenden tunlichst jede Bitte erfüllen. So gab sie nach.

Die Magd setzte den Lehnstuhl vor das Haus, und Anna Julia bedeckte ihn mit Kissen. Dann trugen sie Stina, die nicht gehen konnte, hinaus. Die freie Luft und die Sonne hatten einen tiefen Einfluß auf die Kranke. Wie der Kelch einer zarten, dem Entblättern nahen Blume lose sich öffnet, gleichsam in süßer Verträumtheit in der warmen Sonne zergehend, so dehnte der abgezehrte Körper Stinas sich wohlig, die zarten, langen Hände und Arme, die alabastern glänzten, schoben sich mehr und mehr über die Lehnen des Stuhles vor, und der braune Kopf lag zurückgesunken am Rückenholz. Die Kranke sprach lange nicht, ihr roter Mund war geöffnet; in kurzen, heißen Stößen flog ihr Atem.

„Herrgott, ist das schön hier," begann sie dann. „Man ahnt nicht, wie schön es ist, wenn man so viel in der Stube sitzt."

„Wenn ich wieder gesund bin," fuhr sie fort, „will ich wieder auf die Berge hinauf."

Sie war früher mit einem Bruder, der verunglückt war, oft an die Gletscher gestiegen. Davon sprach sie jetzt. Ihr zweites Wort war: Wenn ich wieder gesund bin.

Nach einer Weile ging Klemens Romedi mit seiner jungen Frau vorbei.

Stina fuhr heftig aus dem Stuhl auf, neigte sich vor und sah ihnen nach. „Ich habe sie noch nie miteinander gesehen," sagte sie. Ihr Gesicht verriet ein lebhaftes Interesse, und sie prägte sich gleichsam jede Bewegung des schönen Paares ein.

„Wie stattlich die Marianne aussieht," fuhr sie fort, „wie gut die Ehe ihr steht!"

Plötzlich legte sie die heiße Hand auf die kühle Anna Julias, die diese, neben ihr stehend, ebenfalls auf die Stuhllehne gestützt hatte. Noch immer vorgeneigt und mit den Augen dem Paare folgend, sagte sie mit zitternder Erregung: „Es ist — eben doch — unser Beruf ist es, — die Ehe! Wenn ich wieder gesund bin — —"

Ein Hustenanfall brach ihr die Rede und erschöpfte sie, aber ihre Blicke gingen immer noch nach der Straßenecke, wo die Romedis verschwunden waren, und ihre

Gedanken weilten sichtlich noch lange bei dem, was sie eben gesagt hatte. Es war noch immer derselbe Lebens- und Liebeshunger in ihr wie vor Wochen. Anna Julia gewahrte es und fühlte, daß sie ihn jetzt besser verstand als damals. Diese Gewalt! Diese Gewalt! Sie, Anna Julia, erschrak davor. Denn war sie nicht auch in — ihr selber? Und sie beherrschte die Stina noch — immer noch — selbst jetzt, da das Sterben an sie kam.

Das Sterben aber begann.

„Es wird kühl," sagte Stina leise und schauerte, trotzdem die Sonne wie vorher schien.

Da lief Anna Julia und holte die Magd. Sie trugen miteinander die Kranke wieder ins Zimmer zurück. Stina wollte aber nicht zu Bett, sondern sie mußten sie ans Fenster rücken. Dort blieb sie sitzen, und während die Sonne zur Rüste ging, verblaßte auch das Leben in ihr. Anna Julia, welche ihr Aussehen befremdete, schickte die Magd zum Arzt und zum Pfarrherrn und blieb an ihrer Seite. Stina hüllte sich in einen Schal, den sie ihr reichte. Durch ihr Fenster erblickte sie die Schneeberge, welche die Weite des Tals abschlossen. Die Luft über ihnen war klar. Die Berge hatten einen zarten Silberglanz und bauten sich in eine scheinbar unendliche Ferne hinaus. Stina Wolf war keine Träumerin, aber die seltsame Ferne bewegte ihr das Herz und brachte in ihre fiebrigen Augen einen Ausdruck suchender Sehnsucht. Die Augen ließen nicht mehr von den Bergen; aber immer sprach sie Worte, die Anna Julia den seltsamen Hunger verrieten, der ihre Seele quälte. Sie sah Klemens Romedi und seine blonde Frau wieder vor sich und rühmte ihr Glück und begann wieder von sich selber zu reden: „Siehst Du, Anna Julia, so denke ich es mir immer: Es muß wunderbar sein, mit einem, dem man gut ist, nach Feierabend einen Gang vors Dorf hinaus zu tun. Man hält sich bei der Hand. Man sagt nicht viel, geht nur so über die Matten und hat Frieden, einen Frieden, der einem keine Wünsche mehr läßt. Und dann Kinder! Andere würden mich auslachen. Aber Dir kann ich es sagen: Es kann für uns Frauen kein größeres Glück geben, als Kinder zu haben, Leib von Deinem Leib lebendig herumgehen zu sehen, so daß etwas von Dir auf der Welt bleibt, wenn Du nicht mehr da bist! Es muß wunderbar sein."

Von diesem „Es muß wunderbar sein," kam ihre Seele nicht mehr los. Ihre Stimme wurde während des Sprechens immer leiser, aber ihre Lippen formten den einen Satz in kleinen Pausen wohl zwanzigmal, und Anna Julia konnte ihn noch davon ablesen, als die Stimme längst jeden Ton verloren hatte.

Schon wurde die Ferne dunkler und ging das Nachten über das Dorf, als der Doktor und der Pfarrer gleichzeitig in die Stube traten. Da lag Stina Wolf in Anna Julias Armen; der Kopf war hintenüber gesunken. Ohne jeden Kampf war es zu Ende gegangen. Der Mund war ein wenig geöffnet, und es war Anna Julia, als habe sie noch einmal wie ein Hauch das „wunderbar" gehört. Sie selbst war so versunken in das Wesen, das die Sterbende gehabt, daß sie den Tod selbst wie etwas Gleichgültiges an sich vorübergehen ließ. Sie ließ sich von Arzt und Pfarrer die Tote aus den Armen nehmen, gab auch Aufschluß, wie alles geschehen war, aber sie war mit den Gedanken nur halb bei dem, was sie sagte.

Während die Männer dann sich um die Tote beschäftigten und sie mit Hilfe der Magd betteten, stand sie selber am Fenster und sah dort hinaus, wo Stina hingeblickt hatte. Aber sie sah keine Ferne, sah vielmehr in ein neues Leben hinein. Es war, als habe jemand ihr den Schleier hinweggezogen, der vorher darüber gelegen hatte. Die Sehnsucht der Stina blühte in ihr auf, so als hätte diese sie ihr vererbt.

Etwas davon mußte sich in ihrem Gesicht verraten, denn Jon Flury, der Pfarrer, hatte zu ihr sprechen wollen und hielt die Worte zurück. Aufmerksam betrachtete er die schlanke dunkle Gestalt in dem wallenden Kleide. In sein kluges, strenges Gesicht trat ein Ausdruck leisen Staunens.

„Wenn der Wille zum Leben lebendig erhielte," sagte er in seiner knappen, kurzangebundenen Art von Stina, „hätte sie nicht sterben können."

Da fuhr Anna Julia zusammen und schüttelte mit Gewalt die Gedanken von sich. Und zum erstenmal konnte sie dabei dem Pfarrherrn nicht in die Augen sehen.

(Schluß folgt.)



Feierliche Prozession auf der Piazza zu Venedig. Ausschnitt aus dem Mittelbild der Kreuzeslegende.
Gemälde von Gentile Bellini. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Die Feste Venedigs. Von Dr. Georg Biermann.



Die Geschichte der stolzen Republik an der Adria spiegelt sich in ihren Festen wider. Ohne diese ist die Kulturgeschichte Venedigs nicht zu begreifen. Feste gehörten wohl von jeher zum Wesen der Italiener, Feste haben schon früh über die grauen Sorgen des Alltags in diesem Lande voller Sonnengluten hinweghelfen müssen. Die Geschichte der italienischen Feste hebt schon in dem Moment an, wo nach den Stürmen der Völkerwanderung sich der Bürger in den kleinen Städten wieder auf sich selbst besinnen kann.

Früh lockte der Himmel Italiens zur Entfaltung farbenprächtiger Aufzüge. In dem leichteren Blute der südlichen Rasse kam ganz von ungefähr die Freude am Leben zu einer höheren künstlerisch gesteigerten Ausdrucksform; der Charakter des Landes und seiner Menschen empfand das Bedürfnis nach festlichem Gepräge wie eine Selbstverständlichkeit, die den nordischen Völkern nicht in dem gleichen Maße im Bewußtsein lebte. Wohl kennt auch der Germane seine Feste. In den geweihten Hainen opferte er der Gottheit, und jeder Preis der Tapferkeit wird auch im deutschen Norden zum Erinnerungsmahl. Aber die Feste der Italiener sind anders. Das frohe, jauchzende Genießen, das „carpe diem“ im Horazischen Sinne, stempelt früh alle feierlichen Gedenktage an Ruhmestaten, an Siege und Dankespflichten gegenüber dem christlichen Gott und der treuen Schar seiner Heiligen zu jenen willkommenen Gelegenheiten, bei denen der Bürger so schnell die engen Grenzen, die ihm das Leben stellt, vergißt, um einen Tag ganz in Vergessenheit seinem eingeborenen Elemente zu leben. Etwas Dionysisches im Sinne der heimlich fortglimmenden Tradition antiker Weltanschauung offenbart sich selbst in den frühesten Festen, mit denen man vielleicht den Namenstag eines Heiligen oder gar die Gedenktage an die ersten großen historischen Daten begeht. Jeder noch so hohen Zeremonie folgt

der Gesang des Volkes, das nach den Tagen gemeinsamer Not auf kurze Momente sich und seinen irdischen Wünschen leben will. Das muß dreimal unterstrichen werden, wenn man den Zauber venezianischer Feste von vornherein richtig verstehen will.

Keine Stadt Italiens aber hat ihre Feste ähnlich und gleich zahlreich gefeiert wie die Königin an der Adria. Schon der Anblick dieser schimmernden Märchenstadt vermittelt den Eindruck einer von der Natur und ihren Wundern selbst gezimmerten Bühne, deren Kulissenpracht jeder Phantasie spottet. Auf dieser Bühne aber, die über Nacht aus den schaukelnden Fluten der Lagune emporgetaucht war mit ihren immer wechselnden Prospekten und Veduten, schreiten die Akteure, das Volk Venedigs, Doge, Signoria und kirchliche Würdenträger, mit der wahren Grandezza des geborenen Repräsentanten daher. So seltsam es manchem auch klingen mag, das Theatermäßige berückt auch heute noch den Reisenden beim Betreten der Lagunenstadt. Blättern wir aber gar in vergilbten Pergamentbänden alter Annalen, die von dem Werden dieser einzigen Stadt und fast auf jeder zweiten Seite von ihren F e s t e n erzählen, so sieht das Auge unwillkürlich überall jene bunten Bilder, die sich vor unseren Blicken kaleidoskopartig, aber doch greifbar enthüllen; etwa so, wie der Zuschauer im Theater den Rialto in Shakespeares „Kaufmann von Venedig" gleich dem zarten Traum einer fernen Wirklichkeit erlebt. Venedig ist von der Natur als ein grandioses Theater erschaffen worden. Es wäre eine Ironie auf die Schöpfung, wenn diese Bühne ohne bunte Farbenpracht, ohne bewegte Massen geblieben wäre, wenn sie nicht der Schauplatz von Dramen, von romantischem Liebeszauber, von wilden Tragödien und Komödien gewesen wäre. Goldoni beispielsweise, der vielleicht am feinsinnigsten die Seele dieser Stadt erfaßt hat, und zwar in jenem Moment, wo sie zum letztenmal vor dem unvermeidlichen Ende alle Lichter und Funken spielen läßt, brauchte nur die Stadt und ihre Menschen so zu nehmen, wie sie in Wahrheit waren. Dann hatte er seine entzückenden Lustspiele, den ganzen Irrgarten dieses



Wasserszene aus dem Kreuzeswunder. Gemälde von Gentile Bellini in der Akademie zu Venedig.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Szene aus dem Kreuzeswunder. Gemälde von V. Carpaccio in der Akademie zu Venedig.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Zauberreiches, das schließlich, auf dem Höhepunkte venezianischer Kultur, den Menschen einfach als Akteur unter gegebene Gesetze bannt.

Doppelt grandios aber wirkt dies einzige Schauspiel unter dem Titel „Venedig“, das bisher noch von keinem Dichter geschrieben worden ist, eingespannt in den grausamen Rahmen der Weltgeschichte. Die Königin der Adria, diese „bella Venezia“, ist in Wirklichkeit nie das gewesen, was uns modernen Menschen die Marmorgluten der Paläste am Canale grande, die leise schaukelnden Wogen mit blauem, tiefgetränktem Teppich, was uns San Marco oder der Dogenpalast vortäuschen möchten. Dies Wunder von Schönheit und Farben war, solange es bestand, als politisches Gemeinwesen eine niedrige Krämerstadt, die nur in ganz seltenen Momenten und unter dem Einfluß überragender Persönlichkeiten zu echter Größe sich hat emporheben können. Gerade der Palazzo ducale mit dem überladenen Prunk im Innern ist letzten Endes doch nur eine grausame Parodie auf das wahre Wesen der venezianischen Republik. In keinem Gemeinwesen hat der Krämergeist so schaudervolle Blüten getrieben wie in Venedig. In keiner Republik ist je wahre Tugend und Mannesgröße so schlecht belohnt worden wie in dieser aristokratischen Stadt der Kaufleute und Spekulanten. Nie hat die Kunst ähnlich lügen müssen wie in den Räumen des Dogenpalastes, wo selbst Tizian, Veronese und Tintoretto das hohe Lied auf die Größe dieser Stadt zu singen genötigt waren. Wer Venedigs Geschichte — sie bleibt trotz aller Niedrig-



Der Papst überreicht dem Dogen das Schwert. Gemälde von Francesco Bassano im Dogenpalast.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

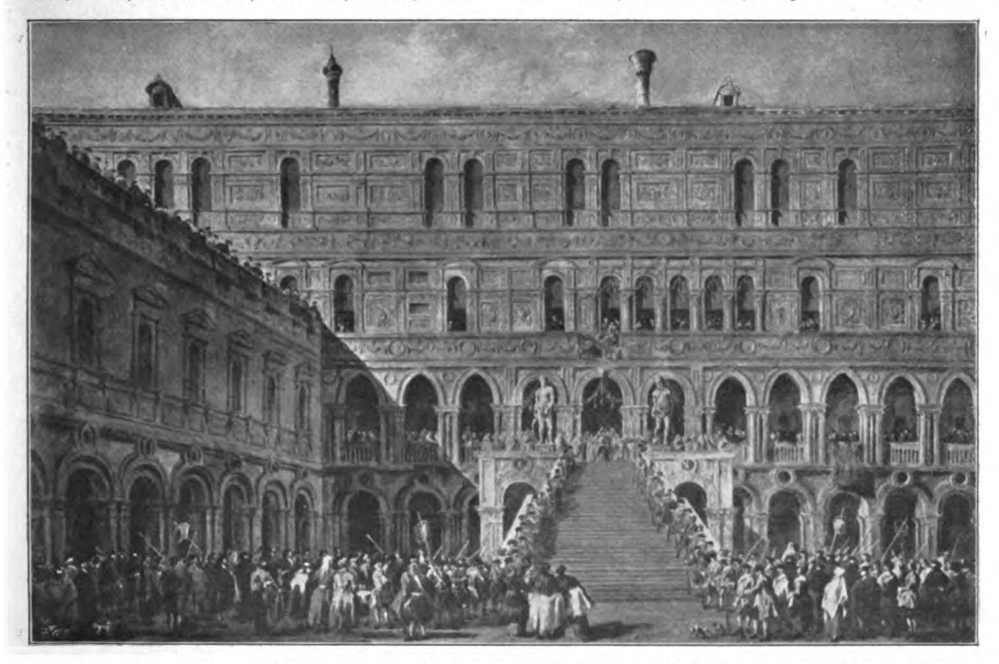
keit durch die wenigen wundervollen Momente doch allzeit unendlich groß — wirklich kennt, der muß sich mit geheimem inneren Schauder von dem Phrasenklang jener Dekorationsmalereien abwenden, die eben nur als leere Phrase wirken können, da sie mit dem wahren Geist Venedigs nichts zu tun haben.

Nicht die Geschichte dieser stolzen Königin über den Meeren ist das Wunder Venedigs, sondern die Menschen sind es, die in buntem Durcheinander mit ihren Festen und ausgelassenen Freuden über eine von der Natur aus dem Meer heraus erschaffenen Marmorbühne dahingeirrt sind; sie, die für uns, die wir rückwärts schauen, die Akteure eines grenzenlosen, farbenreichen, ewig in seinen Impressionen wechselnden Schauspiels sind, die das Drama dieser Stadt mit der gleichen beneidenswerten Lebenskraft zu Ende führten, mit der sie es vor Jahrhunderten begonnen hatten. In ihrem Alltag, in ihrem Glauben, ihrer Kunst und ihren Festen erkennen wir die Menschen immer wieder. Die Geschichte ist von wenigen, oftmals in diesem oligarchisch regierten Gemeinwesen nur von einem einzigen gemacht worden, aber die Zauberstadt Venedig haben allein die Venezianer gemacht, sie, die der großen Seele dieser Stadt den inneren Rhythmus und die klingende Harmonie gegeben haben. Darum ist der Reiz ihrer Feste zugleich das Geheimnis ihrer starken Lebenskraft.

Wer die Entwicklung der venezianischen

Feste schreiben will, kann die großen Daten der Geschichte Venedigs nicht umgehen; denn alle öffentlichen Feste der Lagunenstadt knüpfen an historische Ereignisse oder an die bedeutsamen Mysterien des christlichen Kultes an, und wer an Hand einer solchen Geschichte der Feste, wie sie etwa in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die kluge, aber ein wenig zu redselige und von heiligem Patriotismus erfüllte Venezianerin Giustina Renier Michiel in sechs Bänden niederschrieb, sich die Zahl der Feiertage in der Lagunenstadt ausrechnen möchte, den überkommt fast ein Schauder vor dem Bedürfnis nach Müßiggang, das die alten Venezianer empfunden haben. Kaum eine Woche gab es im Jahre, wo nicht irgendein öffentliches Fest zu feiern war, angefangen bei jenem Gedenktag auf die Gründung der Stadt bis zu jener Feier in Erinnerung an die glückliche Errettung vor der Liga von Cambray. Aber dennoch erkennt man hinter all diesen Möglichkeiten, die die Regierung dem Volke gewährte, um sich auszuleben, sehr bald den politischen Ehrgeiz der Regierenden, das Volk Venedigs zum Patriotismus zu erziehen, indem sie durch ihre Feste jedes Jahr aufs neue auf die ruhmreiche Vergangenheit der Republik hinwiesen. Alle diese Feste aber waren ein buntes Theater, zu dem ebenso das Meer wie das prächtige Proszenium der Piazza die Bühne darboten, auf der sich das Volk bei farbenfrohen Bildern ergötzen durfte. Überall Dekoration im unverfälschten natürlichen Sinne, überall die Masse in breiten Reliefs. Ist es da vielleicht so wunderbar, daß gerade in Venedig die dekorative Malerei entdeckt werden sollte, wo doch das Leben in seinen Höhepunkten nie etwas anderes als eben Dekorationen darzubieten gewohnt war? Was haben denn von Carpaccio angefangen bis auf Tiepolo die venezianischen Maler in ihren großen Schöpfungen anderes gegeben, als dieses vielfigurige breitgezogene Schauspiel, wie es das öffentliche Leben Venedigs immer wieder darbot und zur Schau stellte?

Und doch, auch da muß man unterscheiden: Neben das Leben, dessen glänzendes Relief die Republik selbst in ihren Festen bestimmte, tritt das häusliche Dasein des Venezianers, der auch die Freuden am heimlichen Herde kennt, der z. B. seinen Karneval feierte, das intimste Fest ohne staatliche Zutaten im alten Venedig. Der noch viel mehr, zumal in jenen



Krönung des Dogen auf der Treppe des Dogenpalastes. Gemälde von Francesco Guardi im Louvre. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

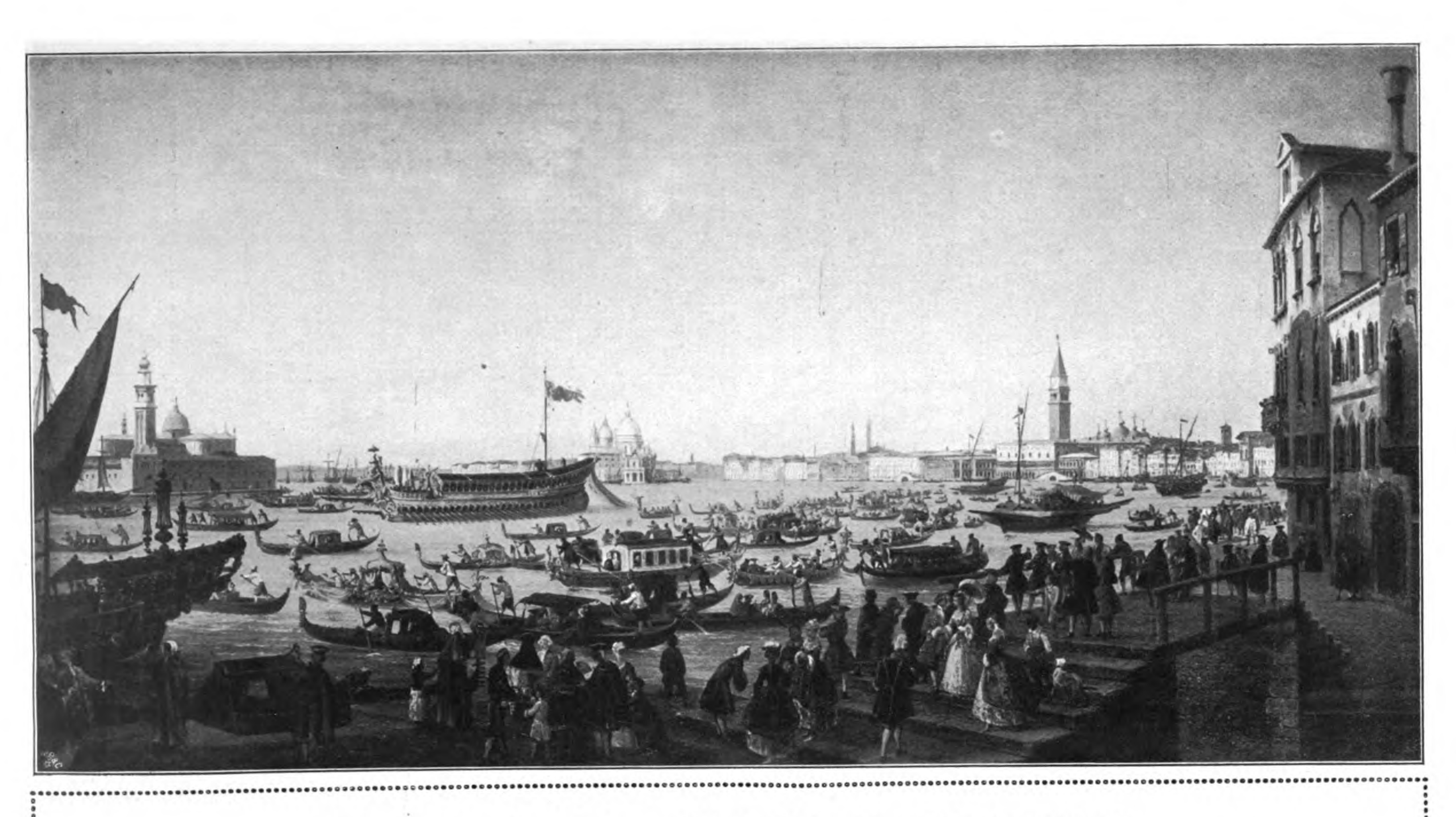
Zeiten, wo bereits das politische Prestige der Republik verblaßt war, jene Kultur der Feste entdeckt, die für mich zugleich den Höhepunkt venezianischer Kultur schlechthin darstellen; in einem späten Jahrhundert, das durch Künstlernamen wie Quardi, Marieschi, Pietri Longhi, Rosalba Carriera und durch die Komödien Goldonis angedeutet wird, durch die wir den Venezianer des XVIII. Jahrhunderts so unmittelbar kennen lernen können. Wer daher das festliche Venedig restlos überschauen will, muß neben den Feiertagen der Republik und des Volkes auch jenem intimen Zauber venezianischer Kultur nachgehen, den das private Leben in der alten Lagunenstadt ausströmt. —

Eines der vornehmsten Feste der Republik war die alljährlich neu gefeierte Erinnerung an die eigentliche Gründung der Stadt im Jahre 402, die man am Tage von Mariä Verkündigung beging. Zum erstenmal wurde dies Fest nach dem berühmten Seesieg der Venezianer über die Franken im Canale grande gefeiert, der zugleich das Datum für die endgültige Verlegung des Herrschersitzes des Dogen von Heraclea und Malamocco nach der Insel Rialto bezeichnet. Vor Malamocco hatte Pipin den Frieden feierlich beschwören müssen, und als Symbol, daß Venedig fortan die Herrschaft gehören solle, den Zepter ins Meer geworfen. Seither pflegte der Doge jedes Jahr an diesem bedeutsamen Erinnerungstage in feierlichem Zuge zur Messe nach San Marco zu gehen, um Gott für die Größe Venedigs zu danken.

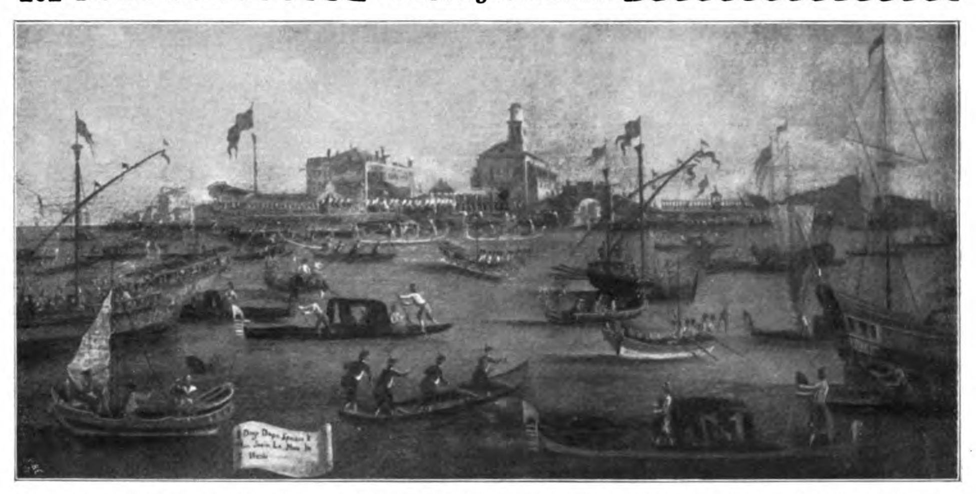


Feierliche Prozession des Dogen nach Santa Maria della Salute. Gemälde von Francesco Guardi. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Bedeutungsvoller als dieser erste wichtige Moment des politisch-staatlichen Gemeinwesens wurde fortan der Erinnerungstag an den großen Schutzpatron der Republik, den hl. Markus, dessen Gebeine zwei glaubenseifrige Kaufleute im Jahre 828 von Alexandria nach der Lagune entführt hatten. Der Jahrestag des Heiligen war der 21. Januar; der Löwe von San Marco wurde fortan zum höchsten und heiligsten Symbol der Republik und ihrer Macht, sein Name der Schlachtruf in allen Kriegen, die Venedig zu Wasser und zu Lande durchzumachen hatte, sein marmornes Standbild auf den Märkten der unterworfenen Städte auf dem Festlande und den Inseln des Mittelmeeres war das Wahrzeichen der mächtigsten Republik Italiens. Auf dem Platz, wo vordem die kleine Kirche von San Teodoro gestanden, erbaute in dreihundertjähriger Arbeit das Volk der



Der Bucintoro. Gemälde von L. Querena. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Der Doge verläßt nach der Vermählung mit dem Meer den Bucintoro, um in San Nicoletto auf dem Lido die Messe zu hören. Gemälde von Gabriele Bella.
Nach einer Photographie von T. Filippi in Venedig.

Lagune seinem Heiligen den prächtigsten Tempel der Welt, der seitdem in der politischen Geschichte Venedigs die gleiche Rolle gespielt hat wie der Herrschersitz der Republik selbst, der Dogenpalast. Kein Moment hat sich in der jahrhundertelangen wechselvollen Geschichte dieser Stadt abgespielt, an dem San Marco nicht sein Teil gehabt hätte. Hier empfingen von Päpsten und Patriarchen die Dogen die Insignien ihrer Macht, hier die Feldherren die geweihten Marschallstäbe und Schwerter, bevor sie zum Kampfe auszurücken pflegten. Nach San Marco bewegten sich zum Ergötzen des Volkes die feierlichen Prozessionen, so wie sie etwa Gentile Bellini auf dem Mittelbilde der berühmten „Kreuzeslegende", die in all ihren Darstellungen nichts als die Wiedergabe der reinen Wirklichkeit des damaligen Venedigs ist, veranschaulicht hat. Gerade diese überaus eindrucksvollen Szenen, an denen Bellini und Carpaccio den Hauptanteil haben, enthüllen so wundervoll den Zauber des festlichen zeitgenössischen Venedigs, daß man beim Anblick dieser Bilder das eigentliche Thema ganz und gar vergißt, um nur noch ein Stück venezianischen Lebens inmitten seiner längst veränderten örtlichen Primitivität zu genießen (man beachte z. B. die hölzerne Rialtobrücke auf dem Bilde Carpaccios, das die Heilung durch die Kreuzesreliquie darstellt), das so unmittelbar aus keinem zweiten Werke mehr zu uns spricht. Wie aber im einzelnen Venedig alljährlich das Fest seines Heiligen beging, ist in diesem Zusammenhang fast nebensächlich; denn im großen und ganzen liefen alle öffentlichen Feste auf den gleichen Endzweck hinaus, dem Volke nach erfüllten religiösen Pflichten, Zeremonien und Messen, bei denen immer allein Doge und Signoria die wahren Repräsentanten sind, Gelegenheit zu geben, sich in frohem Genießen auf Plätzen zu tummeln oder in festlich geschmückten Barken die Kanäle zu durchziehen.

Manches dieser Feste bedeutete zeitweise eine direkte Gefährdung der öffentlichen Ordnung, wie jene berühmte „Festa delle Marie", die bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts zugleich den wichtigsten Entschluß im privaten Leben des Venezianers bezeichnete. In den Uranfängen der Republik pflegte man nämlich wie die Taufen auch die Hochzeiten nur einmal im Jahre an Mariä Reinigung zu vollziehen. Die jungen Bräute versammelten sich an dem Tage auf irgendeinem Platze, um danach in S. Maria Formosa allesamt ihren Gatten angetraut zu werden. Diese friedliche Zeremonie hatte aber einmal eine recht empfindliche Störung erfahren, denn an dem Hochzeitstage im Jahre 944 waren plötzlich triestinische Piraten nach Venedig gekommen und hatten gewaltsam die jungen Bräute entführt, noch ehe sich die verdutzten Venezianer überhaupt zur Wehr setzen konn-

ten. Kaum aber hatte man sich von dem ersten Schrecken erholt, da stürzten auch schon die entsetzten Ehemänner mit dem Dogen Candian III. zur Rache. Die frechen Räuber wurden eingeholt, niedergemetzelt, und im Triumph führten die jungen Venezianer ihre geraubten Frauen heim, um das schönste Hochzeitsfest zu begehen, das vielleicht je die Republik erlebt hat. Zur Erinnerung an diesen Tag wurde eines jener prachtvollen Volksfeste inszeniert, das fortan alljährlich acht Tage hindurch die Venezianer in Atem hielt. Aus den sechs Stadtquartieren wurden je zwei der schönsten Mädchen feierlich vom Dogen selbst ihren Gatten angetraut, und die reichsten Familien der Stadt sahen es dabei als Ehrenpflicht an, jene glücklichen Vertreterinnen ihres Quartieres mit Geld und Geschenken auszustatten. Die achttägige Volksfeier aber, die sich der öffentlichen Zeremonie anschloß, artete alsbald in ein allgemeines Liebesfest aus, das selbst antike Vorbilder in den Schatten stellen konnte. Vergeblich suchten Doge und Signoria durch strenge Dekrete der tollen Ausgelassenheit zu steuern. Erst schwere Kriegesnöte im letzten Viertel des XIV. Jahrhunderts vermochten die alte Tradition zu brechen, von der fortan nichts als die große feierliche Prozession des Dogen nach Santa Maria Formosa an dem Tage von Mariä Reinigung übrigblieb.

Solch ein Fest wie das eben geschilderte, an das leider, soweit ich sehen kann, keine bildliche Darstellung mehr gemahnt, ist typisch für die Art, wie Venedig seine Feste ersann und feierte. Erst die Feste, die die Jahrhunderte länger überdauern sollten, haben auch die bildende Kunst befruchtet. Indes so zahlreich auch aus früheren Zeiten die Dokumente zeitgenössischen Lebens sein mögen, dies Leben tritt als Selbstzweck künstlerischer Interpretation erst sehr spät in seine Rechte. Wohl haben auch Tizian und Veronese den Glanz des festlichen Venedigs geschildert und alle Ruhmestaten der Republik, an denen sich in jedem Falle zugleich jährlich wiederkehrende Erinnerungstage knüpften; aber das Seltsame ist doch bei all diesen prachtvollen Dekorationsmalereien, daß hinter der großen Geste, hinter dem Pomp und der gewaltsamen Allegorie das eigentliche Leben der Stadt und die Seele des Volkes nirgends hervorlugen. Erst das werdende XVIII. Jahrhundert hat der großen Tradition in jedem Sinne zu ihrem Rechte verholfen, und alles, was an geheimstem Zauber aus den Festestagen der Republik herüberklingt, ersteht in den Malereien Guardis, della Bellas, Tiepolos u. a. zu jener wundervollen Intensität und Anschaulichkeit, durch die wir auch den Geist früherer Zeiten verstehen lernen. Der Kunsthistoriker braucht diese eigenartige Erscheinung kaum weiter



Rückkehr und Einschiffung des Dogen auf dem Bucintoro. Gemälde von Francesco Guardi. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

zu erklären, da er weiß, daß die Kunst bis zum Ausleben der Renaissance fast ausschließlich im Dienste der Religion oder aber im Auftrag des Staates (dies ganz besonders in Venedig und hier mehr als anderswo!) stand. Der Kulturhistoriker aber erkennt auch die psychologischen Gründe und wird zu erklären haben, warum die stolze Königin der Adria erst so spät wirklich ganz erst Venedig war. Nach den Jahrhunderten des Ruhmes, in denen die Eroberung der venezianischen Terra ferma vielleicht den Höhepunkt bezeichnet, hatte sich zu Anfang des XVII. Jahrhunderts der Schwerpunkt in der politischen Geschichte Europas immer mehr nach dem Norden verschoben. Schon am Tage der Liga von Cambray hatte Venedig seine große Rolle in der Weltgeschichte ausgespielt. Es kam der Moment, wo es sich ganz auf sich selbst besinnen konnte, und so sehr man auch den allmählichen Niedergang der einstmals stolzesten Königin bedauern mag, für die Kultur war damit unendlich viel gewonnen. Nie ist Venedig so herrlich gewesen, so ganz und gar Harmonie wie in jenen Zeiten, wo auf die politische Dekadenz ein wunderbarer Aufstieg kultureller Art folgte. Heimlich schlummerte die große Tradition fort, heimlich lockte und rief die alte venezianische Erinnerung zu neuer farbenprächtiger Gestaltung. Alle Feste der großen Republik, von denen die Annalen schon in frühester Zeit künden, feiern im XVIII. Jahrhundert sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben ihre Auferstehung. Und die Kunst wird wie von selbst die Künderin des damaligen Lebens, wie es aus einer jahrhundertelangen Überlieferung sich allmählich eigenartig venezianisch entwickelt hatte. Dieses Leben illustrieren vor allem die hier eingestreuten Abbildungen, und aus ihnen seien einige Momente kurz herausgegriffen.



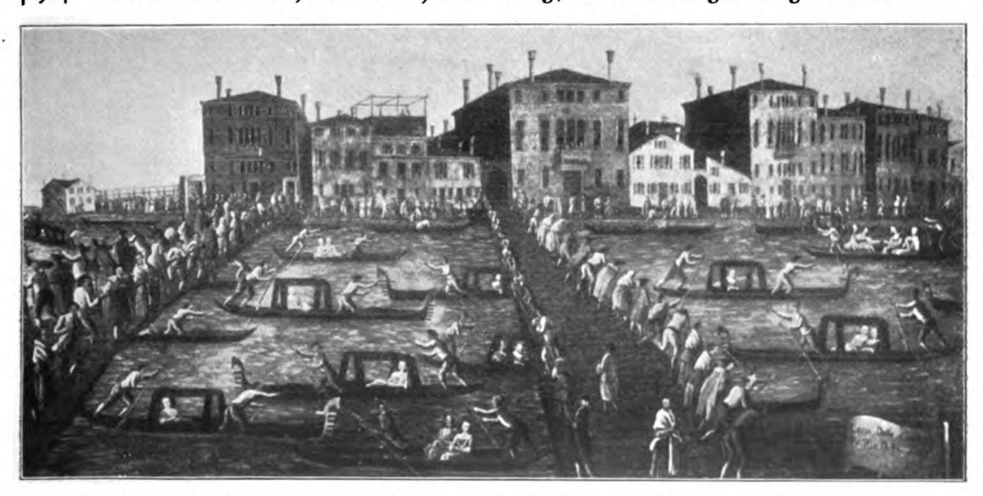
Der Doge Francesco Morosini kehrt siegreich nach Venedig zurück. Gemälde.
Nach einer Photographie von T. Filippi in Venedig.

Eines der prachtvollsten Feste, die das alte Venedig beging, war das Himmelfahrtsfest. Auch hier merkt man wie überall die enge Verquickung von Religion und Staatsdisziplin. Ursprünglich wurde dieser Tag als Erinnerung an den siegreichen Auszug



Der neue Zirkus für die Himmelfahrtsfeste auf der Piazza San Marco. Gemälde von Gabriele Bella. Nach einer Photographie von T. Filippi in Venedig.

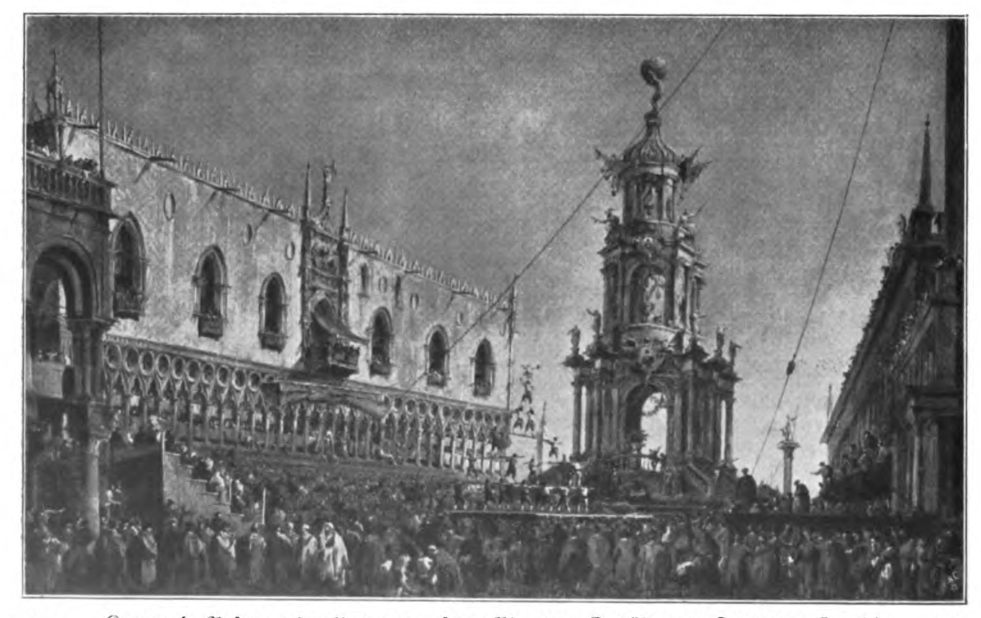
des Dogen Pietro Orseolo zur Eroberung Dalmatiens und Istriens (im Jahre 997) gefeiert. Daraus entwickelte sich später jene einzigartige Zeremonie des „Sposalizio del mare“, der Vermählung des Dogen mit dem Meere. Alexander III. war in San Marco mit Friedrich Barbarossa zusammengetroffen, bei welcher Gelegenheit der Papst der Bitte des Kaisers entsprach, den er feierlich mit der Herrschaft über die Adria belehnte. Als Symbol dieser Investitur nahm der Kaiser den Ring und warf ihn ins Meer. Schon zur Zeit des Schismas war zur Erinnerung an jenen oben erwähnten siegreichen Eroberungszug des Pietro Orseolo der Doge alljährlich aufs Meer gefahren, aber der eigentliche Sinn dieser Zeremonie wurde doch erst in der feierlichen Vermählung — fortan nicht mehr des Kaisers — sondern des Dogen mit dem Meere entdeckt. Der Tag, an dem der gewaltige Bucintoro —



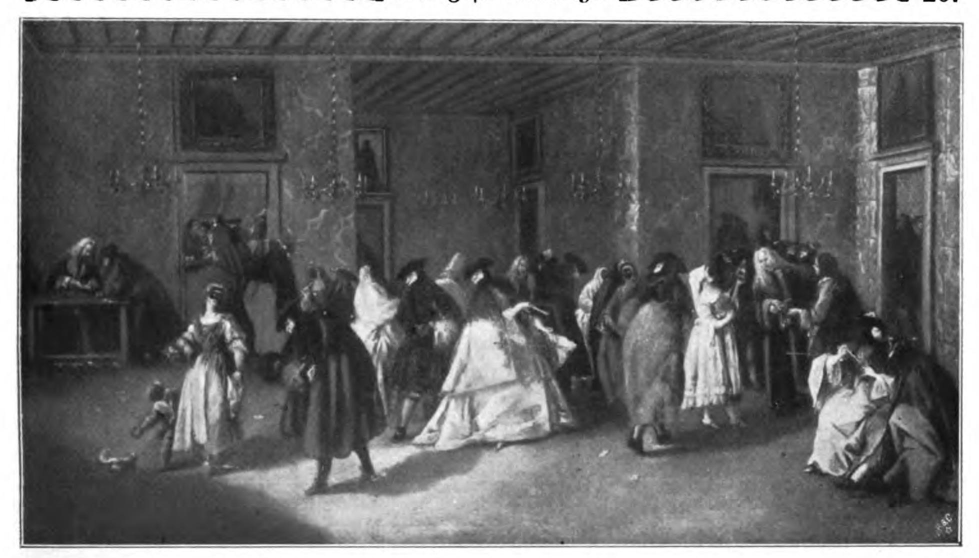
Der Korso der Kurtisanen. Gemälde von Gabriele Bella in der Pinakothek der Galerie Stampaglia. Nach einer Photographie von T. Filippi in Venedig.

der Name wird teils von dem Begriff der ducentorum hominum, die das Schiff faßte, teils von dem alten Schiff des Äneas abgeleitet —, begleitet von Hunderten von Galeeren und Gondeln aufs Meer hinaussteuerte, wurde fortan zum Symbol auf die wahre Größe der Republik. Diese Zeremonie — wundervoller hätte sie wohl nie erdacht werden können, um symbolisch das letzte Geheimnis der Macht dieser Stadt zu umschreiben — war fortan das große Jahresfest aller Venezianer, der Tag der Huldigung vor der gewaltigen Königin über den Meeren, an dem auch die Abgesandten fremder Potentaten niemals fehlen durften. Nach dem einzigen Schauspiel aber auf dem Meere, das in zahlreichen Bildern und Kupfern verherrlicht worden ist, kam das Fest auf dem Lande, für das statt aller Worte auf unsere Abbildungen verwiesen sei, die dartun, wie auf dem Canale grande der Venezianer seinen „corso delle barche“ veranstaltete, wie auf der Piazza, die zu einem künstlichen Zirkus umgestaltet war, die Wettkämpfe im Ball- und Gladiatorenspiel, sowie im Pferderennen stattfanden.

Nur der „giovedi grasso“, der den Karneval einleitet, konnte sich, was öffentliche Lustbarkeiten anlangt, vielleicht mit diesem Himmelfahrtsfeste der alten Republik messen. Zur Illustration dieses Tages gibt es ein prachtvolles Gemälde des unvergleichlichen Francesco Guardi, das wie kaum ein zweites einen Einblick in echt venezianisches Treiben gestattet. Mitten auf der Piazzetta hat die schnelle Dekorationskunst der Venezianer einen Tempel geschaffen, der als Bühne für die theatralischen Vorführungen und zugleich als Allegorie auf die schöne Zeit, die dem Fasten vorangeht, anzusprechen ist. Doge und Signoria sitzen bei feierlichem Bankett (hier wäre ein Kapitel über die großen öffentlichen Gastmähler der Republik einzuschieben, von denen in jedem Jahre fünf stattfanden), auf der Piazzetta steht dicht gedrängt das Volk. Gaukler und Akrobaten vollführen ihre lustigen Scherze. Von der höchsten Spitze des Campanile gleitet das Seil zur Erde, an dem sich in schnellem Schwung wie Hermes, der Götterbote, ein Komödiant herabgelassen, um in klangvollen Sonetten dem Dogen den Sinn des nun anhebenden Festes zu deuten. Nur Guardis unübertroffene Meisterschaft konnte in wundervollster Impression diesen einzigen Moment mit der vielköpfigen Menge meistern. Das Bild ist eines der fabelhaftesten Kunstwerke aller Zeiten.



Karnevals Anfang (giovedi grasso) auf der Piazzetta. Gemälde von Francesco Guardi.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Ein Maskenfest. Gemälde von Francesco Guardi.
Nach einer Photographie von T. Filippi in Venedig.

Unser Kapitel könnte Bücher füllen. Die Feste Venedigs sind die Geschichte der Republik. Jedes politische Ereignis, selbst die Entdeckung der Verschwörung des Dogen Marino Falieri 1354 hatte im Kalender dieser einzig festlich gestimmten Stadt seinen Gedenktag, und daneben waren es die momentanen Ereignisse, wie die siegreiche Rückkehr Francesco Morosinis, die der frohen, schaulustigen Menge immer neue Gelegenheiten zu Schauspielen und zum „dolce far niente“ darboten. Wollte man überhaupt den Versuch machen, alle öffentlichen Feste der Republik im Laufe der Jahrhunderte zu umschreiben, viele dickleibige Bände würden kaum genügen. Denn wohin selbst der moderne Mensch in Venedig schaut, überall klingt die Erinnerung an die Feste dieser Stadt nach. Man erlebt sie noch heute auf der Piazza und auf dem Canale. Man sieht sie im Palazzo ducale ebenso wie in jeder öffentlichen Galerie Venedigs. Es konnte darum auch hier nur an wenigen Bildern und Beispielen das Typische erklärt werden, wobei die Vollständigkeit von selbst Schiffbruch leiden mußte. Die Quintessenz vom Wesen der Feste Venedigs aber bleibt auch so, und die ist nirgends so ausgeprägt als im venezianischen Karneval, selbst nicht in den sonstigen Volksfesten, die abseits der staatlichen Einflüsse stehen, wie sie auch durch unsere Abbildungen illustriert werden, die weiter kaum einer Erklärung bedürfen.

Der venezianische Karneval aber ist für uns einzig und allein der Karneval der Pietro Longhi und Quardi, d. h. der Karneval des XVIII. Jahrhunderts. Er umschreibt jene oben kurz angedeutete Zeit Venedigs, in der diese Stadt ihre eigentliche Seele entdeckt. Wer diese Zauberstadt der Lagune in ihrem innersten Wesen wirklich kennt und für sich erlebt hat, wird — so paradox es auch klingen mag — an ihr in erster Linie das Rokoko lieben. Damit kann der Kunstgeschichte Venedigs, die wie alle Kulturzentren der Alten Welt sämtliche Phasen der Entwicklung durchgemacht hat, nichts am Zeuge geflickt werden. Aber das venezianische Rokoko ist und bleibt der einzige große harmonische Ausdruck und die rhythmische Verkörperung Venedigs! Vielleicht ist das Rokoko an der Lagune überhaupt entdeckt worden. Unsere kulturgeschichtliche Forschung ist heute noch nicht fortgeschritten genug, einen solchen Gedanken sine ira et studio wirklich beurteilen zu können, indes, wie dem auch sein mag, das venezianische Leben als solches klingt in dieser letzten und größten Zeit der Republik rückhaltlos in all seinen herrlichen Reflexen aus. Was aber der venezianische Karneval im Rahmen dieser Kultur bedeutet hat, das zu um-

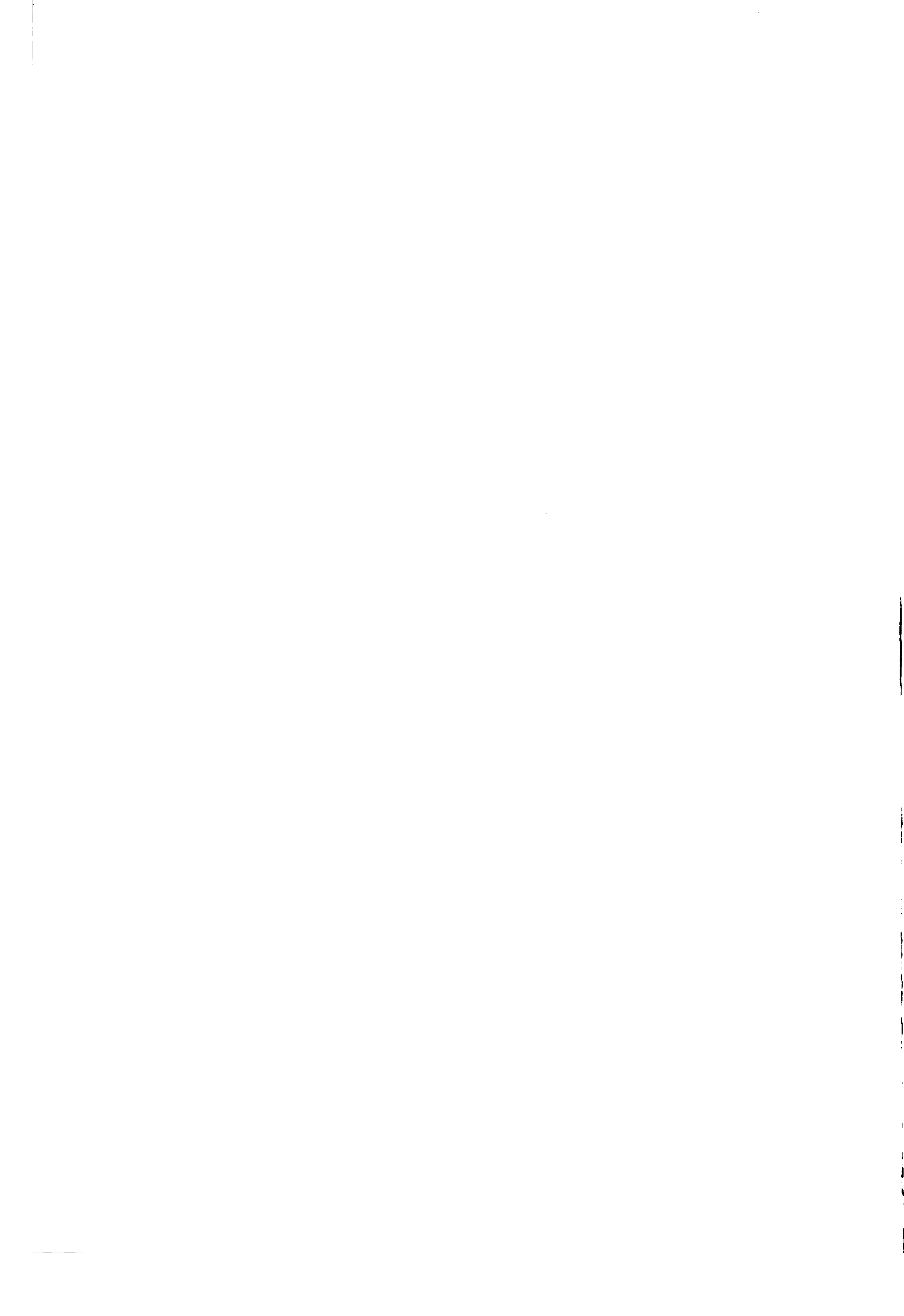
schreiben ist kaum mehr nötig, wenn man die Blicke unserer Leser auf die prachtvollen, vielsagenden Bilder hinlenken kann, die diesen Schlußabschnitt begleiten. Es sind Visionen, hinter denen alle Großmeister des französischen Rokoko, die Watteau, Lancret und Fragonard, bescheiden zurücktreten müssen. Es sind Ausdrucksmöglichkeiten einer einzigartigen gesellschaftlichen Gesamtharmonie, die in jedem Detail, in jeder Linie und Bewegung nur einem Gesetze unterliegen, das eben das große natürlich gewordene Theater Venedigs bestimmt hat. Heimlicher ist das prachtvolle Leben der Lagunenstadt geworden, seit die Republik nicht mehr wie früher im Anschluß an große Siege und an fromme Bedürfnisse des Volkes die großen Feste dekretieren konnte. Aber das Leben hat sich auf sich selbst besonnen. Es vollzieht sich nicht mehr so pomphaft wie im Zeitalter Pietro Aretinos, es ist aber dafür bescheidener und innerlich harmonischer geworden. Hatte früher Venedig seine hundert Feste im Jahre, so hat es jetzt nur noch das eine große: den Karneval. Man kann sich vielleicht das Gefühl jener Menschen nahebringen, die diese einzigen Tage auslebten, wenn man daran denkt, wie alles im breiten öffentlichen Leben zur Resignation gekommen ist. Ja, man kann auch die Schönheit und den Rhythmus dieser letzten großen Zeit der Republik nur dann verstehen, wenn man von der Republik Venedig als politischem Faktor überhaupt abstrahiert. Aber man wird darum doppelt den Zauber begreifen, den dies neue Venedig, diese auf ihren Lorbeeren still und traumhaft entschlummerte Stadt, heut noch auf uns moderne Menschen auszuströmen vermag, die wir nur die Sehnsucht nach dem gleichen harmonischen Ausdruck aller Daseinsformen, nicht aber mehr die rechte innere Kraft zu ihrer Realisierung geerbt haben. Ein Bild wie das Menuett von Tiepolo ist wie eine Allegorie auf das Venedig des XVIII. Jahrhunderts und auf die ganze künstlerische Schönheit dieser Stadt. Es steht als Schlußstück unter jenem Kapitel, das den Festen der Lagunenstadt vorbehalten war. Es faßt sogar unabsichtlich das Charakteristische jener Bühne noch einmal zusammen und wirkt nur mit natürlicher Selbstverständlichkeit als reines Theater, als das uns Heutigen die Stadt des Marmors und der Sonnengluten noch immer erscheint, weil es uns an der Lagune schwer fällt, das Leben anders denn als wunderschönen bilderreichen Traum zu genießen.

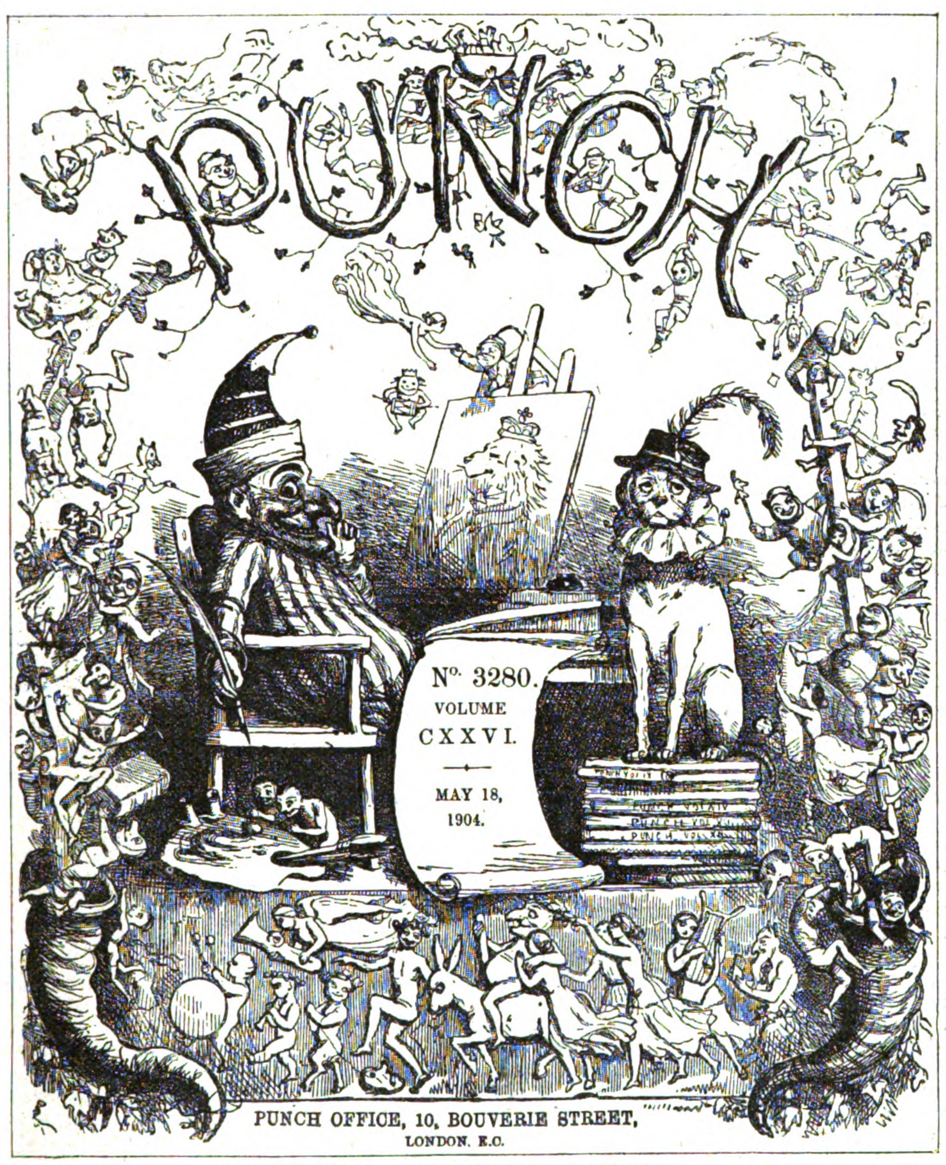


Das Menuett.
Gemälde von G. B. Tiepolo in der Galerie des Palastes Papadopoli zu Venedig.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Wilfried. Gemälde von Walter Thor.





Titelzeichnung vom Umschlag des Punch.
Reproduziert mit besonderer Genehmigung der Besitzer des Punch.

Etwas vom „Punch" und denen, die ihn brauen.

Von A. Rutari, London.

Am östlichen Ende von Fleetstreet, da, wo die winklige Bouveriegasse hinunter zur Themse führt, stand früher ein altes, baufälliges Haus, an dem ich, so oft ich des Weges kam, schlechterdings nicht vorübergehen konnte. Hinter den großen Scheiben des Erdgeschosses waren alte Nummern von „Punch" ausgebreitet, und so konnte einer mitten im Spaziergang durch die City, die mit ihrer Geschäftigkeit alles eher als spaßhaft dreinschaut, ein halbhundert Witze und Scherze auffangen, die ihn noch ein paar Straßenecken weiter zum Staunen der Vorübergehenden vor sich hinkichern machten. Die Witze indessen waren es weniger, die mich anlockten, als vielmehr die lange Reihe der Vollbilder — „Kartons" — aus alten Punchnummern. Zur Zeit, da sie zuerst erschienen waren, hatten sie die Sensation des Tages ausgemacht, und heute, da ihre politische Spitze längst die Schärfe eingebüßt hat, fes-

seln und entzücken sie noch immer durch ihren künstlerischen Gehalt. Da sah man Beaconsfield und Salisbury, wie sie im vollen Ministerhabit ein pas de deux in den zierlichsten Pirouetten ausführten; dort Beaconsfield (Disraeli), wie er im Wüstensande vor der Memnonssäule steht. Der schlaue „d'Israeli-te" hält einen Schlüssel an die Nase und schielt zu Memnon hinüber, dessen gemeißelter Kopf ihm auch mit einem offenen, einem zugekniffenen Auge zuzwinkert. Die beiden verstehen sich: ist es doch der Karton aus der Zeit, da England durch Beaconsfields rasches Zugreifen sich die Suezkanalaktien gesichert hatte; der Schlüssel in des englischen Ministers Hand ist der Schlüssel zum Orient. Noch heute werde ich nicht müde, diese „Kartons" zu betrachten, wie sie, solange „Punch" besteht, den Glanzpunkt jeder Nummer ausmachen. Die Geschichte Englands läßt sich auf keine angenehmere Weise studieren, als wie sie sich von den „Punch"-Kartons in langer Reihenfolge ablesen läßt. Der Karton ist in die modernen Witzblätter hinübergekommen aus dem Flugblatt, wie es vor hundert und hundertundfünfzig Jahren in der Mode war. Damals erschien solch eine politische Karikatur, wann immer vom König oder von den Ministern etwas gebraut wurde, zumeist ein Trunk, der John Bull nicht munden wollte und unter Umständen schlecht bekommen wäre. Aber wenn sie auch ins Schwarze trafen, wie roh, wie maßlos übertrieben behandelten diese Bilder eines Gillray, eines Rowlandson u. a. ihren Gegenstand! So roh etwa wie die Sitten des englischen Gesellschaftslebens zur Zeit der George waren. Als Gentlemen aufhörten, nach der Tafel unter dem Tische zu liegen, milderte sich auch die Form der Karikatur. Viktoria bestieg den Thron, und eine verfeinerte Idee, ein hoheitsvollerer Schwung kam in diese Linien. Mit John Leech fing die Wandlung an, in seinen Spuren wandelte John Tenniel, der ein halbes Jahrhundert hindurch der Kartonist von „Punch" gewesen ist. Man erzählt sich, daß die klassischen Werke, die er in stillen Stunden im Britischen Museum kopierte, ihm Geist und Hand für jenes Schönheitsideal schulten, das in jeder seiner Zeichnungen unverkennbar ist.

An solch künstlerische Bedeutung, solch politischen Einfluß, ja selbst solch dauerhaftes Bestehen mochten die Gründer von „Punch" wohl schwerlich gedacht haben, als sie vor siebzig Jahren die Herausgabe dieses Londoner „Charivari" planten. Das war ein echtes Zigeunerkleeblatt, ein paar Schriftsteller, ein Zeichner, ein Holzschneider, Henry Mayhew, Mark Lemon, Coyne, Landells. Lustige Gesellen, sie alle, „merry dogs", wie man in England zu sagen pflegt, und so wollten sie auch das neue Blatt „The merry Dog" (den vergnügten Hund) taufen. Nur ein Zufall hat dies verhütet. Saßen sie wieder einmal in ihrer Stammkneipe beisammen und schlürften Punsch aus dampfenden Gläsern. Das Wortgefecht wogte hin und her über das neue Blatt und insbesondere darüber, ob Mark Lemon oder ein anderer die Redaktion desselben übernehmen solle. Da rief einer, der eben den Saft einer Zitrone (lemon) in sein Glas träufelte, in die Versammlung hinein: „Selbstverständlich Lemon: unser Blatt, ‚like a good mixture of punch is nothing without lemon.' Wie das Wortspiel zündete! „Kinder," rief sogleich ein anderer, „eine famose Idee! Lemon and Punch! ‚Punch' muß das neue Blatt heißen!"

Was wäre angenehmer zu erzählen, als wie nun das junge Blatt, von lebensfrohen Leuten mit komischen Bildern und heiterem Text reichlich ausgestattet, sogleich einschlug und ihre Taschen mit goldenen Sovereigns vollstopfte. Am 19. Juli 1841 erschien die erste Nummer, und zum Jubel der Verfasser wurde die gesamte Auflage binnen zwei Tagen ausverkauft. Indessen bald stieg der Absatz durchaus nicht über sechstausend, und zehntausend waren nötig, um die Kosten zu decken. Dem Verleger in seiner Philisterhaut bangte es; er war froh, als sich ein paar Wagehälse fanden — die Herren Bradbury und Evans —, die ihm seinen Anteil abkauften. Sie zahlten ihm bare 150 Pfund dafür. Fragt doch ihre Erben, wie oft dies Sümmchen genullt werden müsse, um heute „Punch" „in die Tasche zu stecken"!

Zu Anfang ging es auch unter den neuen Verlegern nicht vorwärts. Eine Wendung trat erst ein, als einer just um die Weihnachtszeit auf den Einfall kam, einen Punch-Weihnachtsalmanach vorzuschlagen, den steifkragigen Briten, der durchaus keinen Spaß verstehen wollte, um die Zeit, da man in England noch am ehesten zu Fröhlichkeit aufgelegt ist, einen Punsch zu brauen, der ihnen die Sinne wirbeln und die Seiten ächzen lassen sollte — vor Lachen versteht sich. Das zog. Statt der mühseligen Sechstausend flog die Auflage zur erstaunlichen Höhe von neunzigtausend empor. „Punch" hatte seinen Platz im Herzen des Publikums erobert, und man fing an, dem Mittwoch, an dem er erscheint, mit Spannung entgegenzusehen. Mitarbeiter von Ruf stellten sich ein. Thackeray schrieb seine humoristischen Skizzen, Beckett seine burleske Geschichte Englands, in der er mit Helden und Fürsten Oldenglands nicht eben glimpflich, dafür aber oft zum Totlachen umging. Douglas Jerrold, der Humorist mit dem Antlitz eines Tragödiendichters, veröffentlichte „Caudle's Gardinenpredigten". Ja, inmitten solcher Fülle humoristischer Beiträge wagte man es selbst, einmal ernst, blutigernst zu sein; birgt doch das Auge, welches vor Lachen weint, auch die Träne, und auf dem Grunde des rechten Humors schlummert der tiefe Ernst alles Menschlichen. So erschien „The Song of the Shirt", das ergreifende Gedicht von der bitteren Not der ge-

willenlos ausgenutzten armen Weißnäherinnen, das Thomas Hood über Nacht zum berühmten Manne machte, und das noch heute jedes Schulkind in England auswendig lernt. Und wie die Helden der Feder, so stellten sich talentvolle Zeichner ein, unter ihnen Richard Doyle, der den Umschlag für „Punch“ zeichnete, ein Meisterwerk seiner Art. So hatte der Erfolg sich eingefunden, und mit ihm wuchsen der Mut und die Schaffensfreudigkeit. Wie ausgelassen man in jungen Jahren war! Wurde doch einmal, in einem Influenzajahr, der Almanach statt auf Papier durchweg auf Leinwand gedruckt — damit man ihn als Taschentuch benutzen könne. Der Engländer schwärmt für practical jokes, und einem solchen hat Francis Burnand (der später Jahrzehnte hindurch Chefredakteur von „Punch“ war) seine erste Mitarbeiterschaft an dem berühmten Blatte zu verdanken.

Das war zu der Zeit, da Schauerromane, die die kleinen Ladenmädchen und Näherinnen vor Gruseln juchzen machten, in der Mode waren. Namentlich ein Penny-Wochenblatt, das „London Journal“, leistete Großartiges hierin. Burnand nun schrieb eine burleske Geschichte, in der all die erschrecklichen Geschehnisse, die in solch einem Roman wie dicke Sultanrosinen im Gugelhopf prangten, in der übermütigsten Weise angebracht waren. Entzückt über dieses glänzend gelungene Werk seiner Dachstubenmuse lief er damit nach Bouveriestreet, um es „Punch“ anzubieten. Wie er dort ankam, schob sich eben Mark Lemon, der so feist wie Falstaff war, in ein Hansomcab. Er winkte Burnand zu sich hinein, und dieser, wie eine Stopfnadel an ein Knäuel Wolle gezwängt, sollte ihm während der Fahrt seine „Mokeanna“ vorlesen. Burnands Verfassung ist es nicht schwer, nachzuempfinden. Der Leibesumfang des dicken Lemon war's noch am wenigsten, der ihn „in die Klemme“ brachte. Die Cabräder rasselten nicht lauter als sein Herz klopfte, aber — er war mit seiner Geschichte noch nicht halb zu Ende, da versetzte ihm Lemon mit seiner fleischigen Patsche einen gewaltigen Hieb auf den Oberschenkel und rief: „Ausgezeichnet! Das illustrieren wir! Und wissen Sie was? Wir bringen es im Faksimile vom ‚London Journal‘.“ Und so geschah's. An der Spitze der nächsten Nummer erschien Burnands „Roman“, und als Mr. Bradbury, der Verleger, am Frühstückstisch seinen „Punch“ aufschlug, blieb sein Blick starr auf der ersten Seite haften. Was war denn das? Herrgott, da hatten sie in der Druckerei (wo nämlich außer „Punch“ auch das „London Journal“ gedruckt wurde) die Platten verwechselt! So schnell ihn seine Beine trugen, lief er nach Bouveriestreet, und da war auch bereits sein Teilhaber, „Vater“ Evans, eingetroffen, den ein gleiches Grausen erfaßt hatte und der bereits die Maschinen hatte stoppen lassen. Ein Bote wurde an Lemon abgeschickt; er fand den Dicken in seiner Lieblingskneipe, dem Tavistockhotel, und schleppte ihn herbei. Schnaufend, aber zugleich laut lachend und sich vor Vergnügen die Hände reibend. Bradbury und Evans, die eine Armesündermiene erwartet hatten und die ernst wie das Strafgericht dreinschauten, meinten, er sei verrückt geworden. Endlich faßte er sich und erklärte den Scherz, und damit war alles gut. Für den blutjungen Burnand aber war dies sein Glückstag, und er hat manches Mal unter Lachen erzählt, „woans hi to ‚Punch‘ kam“.

Inzwischen hatte sich „Punch“ zu seiner Eigenart ausgebildet. Es ist ein politisch-soziales Witzblatt etwa von der Art, wie wenn man „Kladderadatsch“ und „Fliegende Blätter“ zu einem Teige vermengte. Wie jenes Ideal einer Zeitung, das einst Thackeray vorschwebte, ist es vorwiegend „ein Blatt geschrieben von und für Gentlemen“ — und Ladies. In seinen vielen tausend Seiten findet sich auch nicht ein einziger zweideutiger Witz, und das will viel sagen, schon weil es durchaus nicht leicht ist, lauter anständige Witze zu machen.

So ist es leicht erklärlich, daß unter den Witzen im „Punch“ die sportlichen einen beträchtlichen Raum einnehmen. Auch die Mode läßt sich in ihren unzähligen Wandlungen Jahrgang auf Jahrgang genau verfolgen, und zum Trost der neuesten will ich sagen, daß noch nie eine neue Mode aufgetaucht ist, die nicht anfangs häßlich gefunden und lächerlich gemacht worden ist. Jeder neuen Erfindung erging's nicht besser. Von ihren ersten Keimen an verkündet sie sich durch den Spott, der reichlich über sie ausgegossen wird; heute sind die Luftschiffer und Flieger dran. Aber daß sie sich nicht daran kehren! Wenn die Witze, die über sie gemacht wurden, die Erbauer der Eisenbahn, der Dampfschiffe, der Zweiräder, der Autos in ihrer Arbeit entmutigt hätte — wir säßen noch im Urwalde und nagten an Renntierknochen. An Stelle der wohlbekannten Stapelartikel, die jedes deutsche Witzblatt auf Lager hält: Der Schwerenöter von Leutnants, der Schwiegermütter, des zerstreuten Professors, weist „Punch“ ein Sortiment auf, das dem englischen Geschmack entspricht. Da muß der Schotte einmal mit seiner Vorliebe für Whisky, ein andermal mit seiner Knauserigkeit herhalten. Der weltfremde junge Geistliche, der so kuhaugig und ahnungslos in die Welt guckt, hat sich ebenfalls manchen Streich gefallen lassen müssen, ohne daß die anglikanische Kirche — eine Macht in den gebildeten und besitzenden Kreisen des Königreichs — „Punch“ deshalb gram geworden wäre. Den reichsten Fund indessen hat das Witzblatt jederzeit aus der Mitte des Volkes selbst gehoben: Die Cabkutscher, die Policemen, die Rosselenker und Kondukteure der Omnibusse, die Gepäckträger auf den Bahnhöfen, die Loafers und Fainéants, die an der Bar oder vor den Türen der Destillationen lungern,

trifft man immer wieder an. Und das beste an der Sache ist, daß just von diesen Witzen nicht wenige nicht erfunden, sondern dem Leben abgelauscht sind. In den unteren Schichten des Volkes findet sich allemal ein Humor, der jedem erstaunlich vorkommen müßte, der da glaubte, daß einer nur Witze machen könne, dem das Leben Ursache zum Lachen gegeben hat. Im Gegenteil. Dieser Humor, dieser kaustische Witz, diese Straßenbummlerkritik bekunden eine Lebensauffassung, die einem Philosophen Ehre machen würde.

„Punch“, dessen erste Bowle von Mark Lemon und seinem halbdutzend Genossen angesetzt wurde, wird noch immer von wenigen gebraut. Der engere Stab der Mitarbeiter besteht aus knapp einem Dutzend Schriftstellern und Zeichnern. Sie müssen sich sechs Tage lang den Kopf zerspleißen, damit am siebenten die Welt etwas zu lachen hat.

Konnte man in den sechziger Jahren von den „Gelehrten des Kladderadatsch“ sprechen, so schlingt sich ein Familienband um alle Mitarbeiter des „Punch“; nicht die Arbeit allein, auch ihre Vergnügungen teilen sie. Gerade in dem ungezwungenen Beisammensein platzen die Geister aufeinander, und bei dem Picknick — einmal war es sogar eine mehrtägige Reise des gesamten Stabes nach Paris — schlägt der Humor am ehesten sein schönes Auge auf. So hat sich auch die ganzen siebzig Jahre hindurch eine Einrichtung erhalten, die ihren Ursprung in den Zusammenkünften der Mitarbeiter am Stammtische dieses oder jenes Gasthauses hatte. Anfangs traf man sich allsonnabendlich in einer oder der anderen jener famosen Tavernen, wie man sie nur in Altengland findet, die so unscheinbar aussehen und es doch „in sich haben“, ganz wie die spinnwebumsponnenen angestäubten Flaschen schweren Portweins, denen bei den Gelagen der Garaus gemacht wurde. Als indessen der Sonnenschein des Erfolges anfing, „Punch“ und die Börsen derer, die ihn brauten, zu vergolden, nahmen sich die Verleger der Sache an und von nun an ging es in feinerem Stile her. Zuerst in dem alten Hause an der Ecke von „Punch“, später, als unweit des ursprünglichen Heims ein „Punch“-Palast erbaut wurde, wurde an jedem Mittwoch der Stab zum berühmten Punchdinner eingeladen. Es webt etwas Geheimnisvolles um diese Symposien, dessen Schleier um so schwerer zu lüften ist, weil noch nie jemand daran teilnehmen durfte, der nicht „zum Bau“ gehörte. Nur bei Tage durfte ich einmal das geweihte Gemach betreten, dessen Wände und Kaminsims mit hunderterlei „Punch“-Erinnerungen geschmückt sind. Darunter fehlt auch nicht eine Statuette von „Mr. Punch“ und seinem Hunde „Toby“, die beide durch das Titelblatt der Wochenschrift aller Welt bekannt sind. Ihrem Urbilde begegnet man noch heute in den Londoner Straßen auf dem beliebten Puppentheater — der Punch and Judy show —, von dem sie ihren Weg in die Literatur gefunden haben. Über all diese Merkwürdigkeiten schweift jedoch der Blick nur flüchtig hinweg, um desto liebevoller auf dem Tische in der Mitte des Raumes zu weilen. Ist's doch „Mr. Punchs runder Mahagonitisch“, von dem sich von vornherein zweierlei sagen läßt, was im Forschen nach historischer Treue nicht verschwiegen werden darf. Erstens nämlich ist er nicht rund, sondern oval, und zum zweiten nicht aus Mahagoni-, sondern aus ganz gewöhnlichem Tannenholz. Aber sein Wert wird dadurch nicht im geringsten beeinträchtigt. An diesem Tisch haben seit einem halben Jahrhundert die Musen und Grazien gesessen, ein Thackeray hat ihn besungen und hat noch obendrein in seine unpolierte Platte seine Initialen gegraben. Dies ist altherkömmlicher Brauch aller „Punch“-Genossen. Das erste, was einer tut, an den der Ruf in den „Staatsrat“ des Blattes ergangen, ist, daß er sein Federmesser herauszieht und sein Monogramm in das geduldige Holz einschneidet. Geduldig, sag' ich, nein, geehrt, denn darunter ist kein Name, der nicht in England jedem Schulknaben bekannt wäre. Thackeray, wie ich schon erwähnte, John Leech, John Tenniel, Charles Keene, Du Maurier, Harry Furniß, Linley Sambourne, Phil May und unzählige andere, hier saßen sie zu fröhlichem Schmaus beisammen, und nachdem die Speisen abgetragen und das Tafeltuch zusammengefaltet worden, begann die Beratung. Denn der Hauptzweck des „Punchdinners“ ist, den Gegenstand für den Karton zu wählen, der in der nächsten Nummer erscheinen soll. Es ist nicht eben eine leichte Aufgabe, das Ereignis zu wittern, das in acht Tagen im Mittelpunkt des politischen Interesses stehen wird, und ihm solche Gestalt zu geben, daß er nicht allein zündet, sondern auch erleuchtet. Und doch ist „Punch“ in langen Jahren nur einmal fehlgegangen. Man orakelt eben nicht nur in Delphi, und der Rauch, der unter dem Dreistuhl aufstieg, ist nichts im Vergleich mit der Wolke, die sich zwischen diesen vier Wänden zusammenballt. Keene brannte sich seine kurze Maurerpfeife an (die heute, unansehnlich wie sie ist, als kostbare Reliquie aufbewahrt wird). Phil May rauchte seine lange Havanna, und so wie diese machten es alle in der bunten Reihe. Und zwischen dem Schmauchen schwirrten die Witze, jagten sich die Vorschläge, bis schließlich aus all dem Wirrwarr ein fester Gedanke geprägt war. Tenniel, der fünfzig Jahre hindurch in gelegentlichem Wechsel mit Linley Sambourne den Karton zu zeichnen hatte, saß wortlos dabei; erst als alles schwieg, schien er wie aus einem Traume aufzuwachen. In wenig Strichen kritzelte er dann hin, wie sich der Vorwurf in seiner Phantasie zum Bilde geformt hatte, und mit der Skizze in der Tasche ging er

nun heim. Bis zum künftigen Sonnabend mußte die Zeichnung fertig sein. Nicht einmal, daß Tenniel seine Kameraden im Stiche ließ. Das war gut, denn der Karton ist allemal der Haupttreffer im „Punch“. Was etwa das Gedicht an leitender Stelle im Kladderadatsch bedeutet, das in dem herrlichen Schwunge seiner Trochäen so manches Ereignis im Werden des deutschen Volkes besungen und nicht allein besungen, sondern auch kristallisiert hat, das ist für „Punch“ der Karton. In ihm spricht sich das politische Glaubensbekenntnis des Blattes aus, das nicht ausgesprochen liberal, nicht ausgesprochen konservativ, immer aber echt britisch ist. So befaßt er sich auch zumeist nur mit Dingen, die die engere Politik Englands betreffen. Und doch hat von allen Kartons John Tenniels keiner größeres Aufsehen erregt, als jener, der ein Ereignis zum Gegenstand hatte, das genau genommen John Bull nichts anging. Dafür war es eins von welterschütternder Bedeutung. Als Bismarcks Entlassung bevorstand und alle Federn und Stifte Europas über das Papier zuckten, unsicher, was sie über den Rücktritt vom Welttheater dieses von Freund und Feind umstrittenen Helden sagen sollten, da stellte sich Tenniel über alle Partei und entwarf seinen berühmten Karton: „Dropping the Pilot“. Auf schmaler Leiter steigt der Pilot-Bismarck die Stufen hinab, langsam, mit fest zusammengepreßten Lippen. Nur die Linke, die wie Stütze suchend am Bug des (Staats)schiffes tastet, verrät seine innere Bewegung. Von oben, über den Bug des Schiffes gelehnt, schaut der Kapitän (mit den Zügen Wilhelms II.) ihm nach, ernst, schweigsam wie jener. Schlicht und feierlich fand da, was auf allen lastete, seinen Ausdruck. Lord Rosebery kaufte die Originalzeichnung und sandte sie als britische Huldigung nach Friedrichsruh. Und so wie hier, so löste Tenniel in hundert anderen Fällen das Rätsel, das Klio der Welt aufgegeben. Es gibt in anderen Ländern und insbesondere in Deutschland mit seiner „Jugend“ und seinem „Simplizissimus“ mehrere viel keckere, sehr viel beißendere Zeichner als in England. Aber nur im „Punch“ habe ich gelernt, daß der Humor eines politischen Witzblattes auch formenschön sein kann. Man mag fünfzig Bände von „Punch“ durchblättern, ohne einen galligen Geschmack auf der Zunge zu spüren. Vielleicht, daß dies seinen Grund nicht in der künstlerischen Schulung, sondern vielmehr in jener Weltbildung des Engländers hat, die ihn auch im erbittertsten Gegner den Gentleman sehen läßt.

Vor zehn Jahren legte Tenniel — ein Achtzigjähriger — seinen Stift nieder. Auf dem Bankett, das ihm die Kollegen gaben, hielt der Premierminister die Festrede, und Königin Viktoria schlug ihn zum Ritter. So ehrt in England die Regierung ein Talent, auch wenn es sie oft zur Zielscheibe des Spottes genommen hat. An seine Stelle trat Linley Sambourne, den leider ein früher Tod uns soeben entrissen hat. Seine Kartons trugen nicht den klassischen Stempel der Tennielschen, vielmehr möchte man in den anmutigen Linien und Schwingungen seiner Bilder französische Inspiration vermuten. Ein jeder von ihnen atmet unverkennbar Schick. Dem Sinn für den Rhythmus der Linie kam eine Präzision der Zeichnung zustatten, die Kenner auf Sambournes Jugendbeschäftigung als Ingenieur in einem Marinekonstruktionswerk zu Greenwich zurückführen wollen; wie Whistler, der zu Westpoint auf seine Situationspläne drollige Skizzen geätzt hatte, machte er Karikaturen und vertauschte schließlich Maßstab und Zirkel mit dem freien Stift des Künstlers. Es war seltsam genug, wie er dazu kam. Er hatte eben ein Spottbild eines seiner Vorgesetzten gezeichnet, als ihm dieser über die Schulter blickte und sagte: „Sie sollten für ‚Punch‘ arbeiten.“ Hochrot und mit klopfendem Herzen wandte sich Sambourne um, doch faßte er sich schnell und sagte: „Das möchte ich auch.“ Da schrieb ihm der gutmütige Chef einen Empfehlungsbrief an Jerrold, mit dem er befreundet war, und Sambourne schickte ihn ein, begleitet von einer Karikatur von sich selbst, wie er bangend auf Antwort wartet. Und die Antwort war — daß er angestellt wurde.

Aus der Reihe der nichtpolitischen Zeichner von „Punch“ ragt hoch auf die Gestalt des unvergleichlichen Charles Keene. Unvergleichlich, sag' ich. Doch drängt sich im nämlichen Augenblick der Vergleich mit einem unserer eigensten Meister auf, Adolf Menzel. Der Illustrator der Werke Friedrichs des Großen, der geistvolle Zeichner von Textbildern und Endstücken — das ins Englische übertragen ist Keene. Nur ist sein Feld nicht das historische. Die Gegenwart, die ihn im tausendfachen Wechsel ihres frisch pulsierenden Lebens umgab, im Strudel der Weltstadt, in der Einsamkeit des Landlebens, und der er mit einem auf das Humoristische gestimmten Auge tief in die Seele schaute, sie war es, die ihn reizte. Tausende von kleinen Bildchen hat er für „Punch“ gezeichnet, in denen sich das englische Wesen mit unnachahmlicher Treue spiegelt. Der dürre, muskulöse Junggeselle, der in seinem Künstlerheim in einem Londoner Vorstadtviertel des Abends sentimental die Flöte blies, verstand sich auf seine Londoner wie kein zweiter. Auf die männlichen sollt' ich sagen, denn für die Frauen hatte er nichts übrig, und es ist ihm — auch wie Menzel — nie ein schöner Mädchenkopf gelungen. Wie die Menschen, so betrachtete er die Natur. Es ist ein Vergnügen, seine „Hintergründe“, das was man für das Nebensächliche hält, zu betrachten. Wie ist das alles beobachtet und wie erfaßt. Ganz Menzel. Und das Komische bei der Sache ist, daß diese zwei großen Künstler, die sich nie im Leben begegnet sind, noch

etwas voneinander wußten, sich instinktiv zueinander hingezogen fühlten. Keene sammelte jeden Menzelschen Holzschnitt, den er auftreiben konnte, und von Menzel wird berichtet, daß er jahrelang auf „Punch“ abonnierte, nur um keine Zeichnung von Keene zu missen.

Der Gegensatz zu Charles Keene, der seine Studien mit hartem Blei direkt auf den Holzblock zeichnete und selbst in Wesen und Gestalt wie aus festem Buchsbaum geschnitzt erschien, war Du Maurier. Keene rieb sich gern die Schulter mit einem schlichten Handwerker auf dem Verdeck des 'bus; Du Maurier fühlte sich wohl im Drawingroom und in den gepflegten Parkanlagen. Schon sein Name, der halb französisch, halb adlig klingt, wies ihm den Platz im Westend an. Kein zweiter hat die Oberen Zehntausend sowie die höhere Mittelklasse mit ihren verfeinerten Sitten so vortrefflich geschildert wie er. Liebenswürdig und doch mit einem Hauch — wiederum einem feinen Hauch — von Ironie. Man sagt, daß seine schönen Töchter ihm für all die hübschen, schlankgewachsenen Ladies, Misses und parlour maids Modell gestanden, und man glaubt es auch gern. Aber sehen sie sich dadurch zwar ein wenig ähnlich, so ist dem Vergnügen kein Abbruch getan, mit dem man seine reizenden Szenen aus dem englischen high life betrachtet, wie es sich in London und auf den country seats abspielt. Auch der Leser, der seine Zeichnungen nicht zu Gesicht bekommen, kann sich leicht ein Bild von ihnen und ihrem Verfasser machen, denn er hat sicherlich Du Mauriers Roman „Trilby“ gelesen. So liebenswürdig, so anmutig wie hier die Feder, führte er den Stift. Er schrieb „Trilby“ in seinen Mußestunden nieder, mehr in dem Wunsch, glückliche Studienjahre in Paris, selige Stunden des Werdens, Hoffens, der Freundschaft und der ersten Liebe sich noch einmal vor die Phantasie zu zaubern, als ein Werk zu schaffen. Für ein paar tausend Dollars verkaufte er das Verlagsrecht an Harpers. Aber wie das so zu gehen pflegt: wo man es am wenigsten erwartet, winkt das Glück. Von dem ersten Abschnitt an, der in Harper's Magazine erschien, bis zur Buchausgabe hatte der Roman einen phänomenalen Erfolg. Einen so durchschlagenden und anhaltenden, daß die großherzigen Verleger ihren alten Vertrag zerrissen und ihm einen neuen einsandten, der Du Maurier Anteil an dem Absatz sicherte und ihn zum reichen Manne machte. Leider durfte er sich am Ruhm und Goldregen nicht lange erfreuen. Im Jahre 1896 ist er gestorben. Oben in Hampstead, dem vornehmen Vorstadtviertel der Weltstadt, wo er gewohnt und dessen homes er mit Vorliebe skizziert hat, ist er zum Frieden gebettet; am äußersten Rande des ländlichen Kirchhofes, so hart am Wege, daß man seinen efeuumsponnenen Grabhügel von der Straße aus sieht, der in Holz eingegraben die karge Inschrift trägt: „George Du Maurier“. Wer vorübergeht wirft wohl einen Blick darauf und fügt in unwillkürlichem Selbstgespräch hinzu: ‚Der Verfasser von Trilby.‘ Der Ruhm der einen Arbeit hat, so will es scheinen, den der vielhundertfachen anderen überschattet und läßt fast vergessen, daß der Schriftsteller weniger Monate Jahrzehnte hindurch der Zeichner von „Punch“ gewesen ist.

So hat „Punch“ im Laufe der Jahre manchen der besten Mitarbeiter aus seinem Kreise scheiden sehen. Freiwillig hat keiner die „Familie“ verlassen. Doch halt, ein Künstler hat sich doch einmal mit den alten Freunden überworfen und ihnen grollend den Rücken gekehrt — Harry Furniß. Schade, denn er war der lustigsten einer. Sein Stift umschlang Krauses und Anmutiges auf die eigenste Weise, er vermochte ein blitzhübsches Mädel ebenso flott aufs Papier zu werfen, wie einen grotesk karikierten Parlamentarier. In den Jahren der aufregenden home rule-Debatten hat ihm Gladstone unzählige Male zum Ziel seiner ausgelassenen Spottlust gegolten; ja, was „the people's William“ anbetrifft, verknüpft sich mit seinem Namen ein besonderer Ruhm. Wie weiland Wilhelm Scholz der Erfinder von Bismarcks „drei Haaren“, ist Furniß der Erfinder von Gladstones Kragen gewesen. In hunderterlei drolligen Bildern hat er dargestellt, wie das Aussehen dieses „Vatermörders“ mit der Stimmung des großen Volksredners wechselte. Bald schmiegte er sich, wenn sanfte Worte von Gladstones Lippen perlten, weich und unscheinbar an seinen Nacken, bald fuhr er zornig und wie eine Natter züngelnd weit hervor, wenn der Redner emphatisch in seine Gegner hineindonnerte. Nicht nur der Mensch, auch der Kragen wächst bei Furniß mit seinen höheren Zwecken.

Nachdem soviel von den Mitarbeitern am „Punch“ die Rede gewesen, ist es Zeit auch diesem selbst ein paar Worte zu widmen. Ist doch der alte Herr sich der eigenen Wichtigkeit wohl bewußt. Man spricht von ihm als Mr. Punch, und nichts ist amüsanter als die zahlreichen Personifikationen zu betrachten, in denen sein Bild über alle Jahrgänge von „Punch“ verbreitet ist. Kein Operntenor hat seine Heldenfigur in mehr Rollen der Nachwelt im Abbild hinterlassen, wie Mr. Punch. Es ist gerade, als ob jeder Zeichner, der zum Blatte übertrat, durch das Porträt des großen Kleinen hätte sein Meisterstück liefern wollen. Immer ist es der kleine Herr mit dem langen Kinn, der wurstlichen Nase und dem spitzen Höcker, was für ein Kostüm er auch anhabe. Man sieht ihn als Jäger, als Parforce-Reiter, als Dandy, als Peer (mit dem breiten Ordensbande), als Touristen, als After dinner speaker, ja selbst als Dänenprinz, der nachdenklich den Schädel Yoriks in den Händen wiegt. Immer aber ist er ein lebenslustiger, wohlwollender alter Herr, einer

von denen, die wie Mr. Pickwick trotz ihrer Jahre stets zu einer Schnurre mit den „boys“ bereit sind und der sicherlich in der Hosentasche ein paar Schillinge klimpern hat, die er einem armen Teufel in die magere Hand gleiten läßt, wenn eben keiner hinsieht. Denn ein gutes Herz hat er. Wer es ihm nicht von den Augen absähe, so listig sie zwinkern, der könnte dem Beweis hierfür an völlig unvermutetem Orte begegnen. Gibt es doch ein Hospital in London, in dem ein Saal für kranke Kinder lediglich aus der Tasche des Mr. Punch erhalten wird. Es ist ein wunderlich Ding um diese Vorliebe der Humoristen für diese Kleinen. Gerade wie einst die witzigsten Mitarbeiter des „Kladderadatsch“, Trojan und Löwenstein, die reizendsten Kinderlieder dichteten, so hat auch Mr. Punch die unschuldige Jugend ganz besonders warm in sein Herz geschlossen. Und darum wollen wir auch nicht allzu streng mit ihm ins Gericht gehen und mäkelnd beistimmen, wenn Leute behaupten, „Punch“ sei heute nicht mehr so gut wie ehedem. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ein großes Witzblatt braucht nicht allein große Mitarbeiter, sondern auch eine große Zeit. Und was die ersteren anbetrifft, ist es gut, der Antwort zu gedenken, die ein Spaßmacher — war es am Ende „Punch“ selbst? — auf die Frage gab, was der Unterschied sei zwischen Talent und Genie. „Ein Talent ist einer, während er lebt, ein Genie — wenn er tot ist.“ Nun, Talente genug gibt's auch heutzutage in dem ehrbaren Kreis, der „Mr. Punchs Familie“ ausmacht.



DROPPING THE PILOT.

Der Lotse geht. Zeichnung vom 29. März 1890.
Reproduziert mit besonderer Genehmigung der Besitzer des Punch.

Trösterin.



Ich bin ganz stumm vor Sorgen!
Jeder Morgen
Hält uns neue Sorgen verborgen!

Aber Du, meine Abendruh,
Meine Morgensonne, mein Segen Du,
Schau mich nur an und sing immerzu!

Es tut mir gut,
Wenn Dein ruhiges Auge auf mir ruht.
Dein Lied träufelt Frieden in mein Blut.

Du mildes Angesicht,
Du kennst meine Sorgen nicht
Und singst doch jetzt immer nur ernste
Lieder.

Hab Dank dafür!
Meine Seele öffnet die dunkle Tür;
Verstumme nicht!
Auch ein trauriges Lied ist ein
Licht...

Hugo Salus.

Kettenkrankheit. Von Anselma Heine.

Es ist der 31. Dezember. In einem der bescheideneren Festsäle Berlins, oben in der Koppenstraße, hat sich ein Verein zur Silvesterfeier zusammengefunden. Ohne Punsch und neu angezündeten Weihnachtsbaum. Es würde den hier Versammelten banal erscheinen, so Altgewohntes zu tun. Dieser Kreis liebt das Unkonventionelle. Keine gelernten Künstler stellt man auf die Bühne, sondern begeisterte Dilettanten versuchen sich da. Alle Darbietungen haben etwas Aufgeregtes, technisch Unsicheres.

Es ist sehr dunkel im Saal. Kaum erkennt man die Dornen- und Lilienornamente, mit denen die Soffitte geschmückt ist, und nur unbestimmt heben sich zu beiden Seiten des Podiums zwei Büsten ab: rechts Buddha, links die Herme eines dem Publikum unbekannten jungen Dichters, der Erfinder dieser „Weihnachtsandacht der Ungewesenen".

Ein schwarzhaariger Jüngling, der ein wenig mit der Zunge anstößt, betritt jetzt die Bühne. Er will einen Vortrag halten: „was wir nicht wollen". Die Zuhörer rücken sich zurecht. Sie wissen Bescheid. Es wird gegen die Niegewesenen gehen, von denen sich die Ungewesenen kürzlich abgezweigt haben. An dem Olbrichflügel, mitten in der Bühnenlandschaft, sitzt ein bartloser Herr mit hängenden Schultern, der die Pausen des Vortrags mit dazu passenden Improvisationen füllt. Dazu Vorderbestrahlung. Ein starkes einheitliches Rot. Die Gestalt des Musizierenden wirft einen unbeabsichtigten lächerlichen Schatten auf den gemalten friedlichen Landschaftsprospekt, droht da und scheint zu fliegen; dann sieht sie einem Hökerweibe ähnlich, das feilscht und schilt.

Wilhelm Bödicke läßt sich von alledem nicht stören. Mit seinem vollen, frischen Gesicht und dem ruhigen Blicke des Kleinstädters sitzt er da und genießt. Jeder Ton aus der Welt, der er sich nun zu eigen gegeben hat, ist ihm Offenbarung. Wie herrlich, diese Frauen zu sehen im zeitlosen Eigenkleide! Hilde vor allem! Sie sitzt ein paar Reihen vor ihm, und er kann ein viereckiges Stück ihres sehr verbrannten, etwas sommerfleckigen Nackens sehen, auf dem einige vergessene Strähnen ihrer Cleo de Merode-Frisur herabhängen.

Zu Hause in Staßfurt freilich hätte man das ungepflegt genannt! Salopp! Er lächelt überlegen bei der Erinnerung. Gott sei Dank! Jetzt hat er sich befreit von dem wohlgepäppelten Banausentum daheim, das nur auf „Kochrezepte und Büchmann" aufgebaut ist, wie Doktor Seeliger das nennt. Anfang der Woche hat er es endlich seinem Vater geschrieben, daß er fest entschlossen sei, nicht in die Firma einzutreten, daß er überhaupt nicht mehr nach Staßfurt zurückkehren will, sondern einen freien Beruf wählen und sein Leben nach eignen Gesetzen gestalten. Natürlich wird ihm nun der Vater kein Geld mehr schicken. Wenn auch! — Er ist darauf gefaßt; ganz gefaßt. Und er wird sich schon durchhelfen! Irgendwie! Er hat schon mit Hilde gesprochen. Sie haben Pläne geschmiedet. Man braucht ja so wenig, sobald man sich einmal erst befreit hat von den Pflichten gegen die Gesellschaft und ihren Anforderungen. Er wird ganz einfach Vorträge halten, Artikel schreiben.

„Hier wollen wir alle hungrig sein und ohne Gewohnheiten," sagte eben der Redner auf der Bühne, „neu ist alles in und außer uns. Jeder eignen Wesens Bildner, jeder eigner Sünde Richter. Weg mit der banalen Kettenkrankheit, an der das menschliche Geschlecht sich so lange wund gelitten hat. Wir haben

sie an uns erfahren, die große Loslösung, die Nietzsche predigt. Wir wollen fortan keine Tradition mehr haben, keine Rücksicht, keine Scham. Neu und frei! das ist der Ruf der Ungewesenen." „Neu und frei!" hallte es begeistert aus den Reihen der Zuhörer. Es klang wie ein Treueschwur auf dem Paradefelde. Bödicke stimmte mit lautem Rufe ein. Er nickte zu Hilde hinüber. Die Kettenkrankheit! Ja, das war das richtige Wort für seinen früheren unwürdigen Zustand. Sein Vater natürlich hatte ihm auch für Berlin eine konventionelle „Kette" zugedacht. Er wollte ihn in ein Korps stecken. „Der Junge muß austoben, einmal ein paar Monate gehörig Geld schmeißen, Weibergeschichten kennen lernen. Ich hab's auch so gemacht!"

Weibergeschichten! Als ob das ihn interessierte! Aber wenigstens ist er nun hier in Berlin, „arbeitet" täglich zwei Stunden auf der Bank bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters, und im übrigen — er sah wieder auf Hilde. „Neu und frei!" wiederholte er beglückt. Zu Weihnachten war er nicht nach Haus gefahren. Ein bißchen schwer war ihm das angekommen. Aber stark fühlte er sich seitdem, wie früher nie.

„Neu und frei."

Jetzt kam die Sensation des Abends, das Werk einer schönen jungen Frau, die „den Mut gehabt hatte, ihren Mann zu verlassen, trotzdem er gerade bankerott geworden war." Dieses Ereignis bildete den Inhalt des „lyrischen Einakters". Alle drei Beteiligten saßen in großer Toilette im Publikum und hörten zu.

In Straßfurt natürlich fände man das unmoralisch!

„Wenn man erst einmal weiß, was für künstlerische Anregung die Frau aus jedem neuen Verhältnis saugt," sagte droben auf der Bühne der Ehemann zum Liebhaber, „dann fühlt man es einfach als lächerlich und kleinlich, sich dem entgegenstemmen zu wollen."

Wilhelm Bödicke sieht sich um. Alle finden augenscheinlich, daß es lächerlich und kleinlich wäre. Er auch.

„Ihr kommt doch natürlich zu mir?" fragte Kröne von May und klopfte Wilhelm auf die Schulter, der am Treppenabsatz stand und auf Hilde wartete. Krönes Photographenatelier war der gewöhnliche abendliche Sammelplatz ihrer Intimen, zu denen Hilde, und neuerdings auch Wilhelm — den man in ihrem Kreise Will nannte — gehörte. „Ein Erlebnis! Was?" fügte sie hinzu. Dabei ließ sie eifrig die blanken blauen Augen umhergehen. „Stefan George ist auch da! Oder nein, es ist nur einer, der ihm ähnlich sieht. Aber Hans Bach mit seinen beiden Mädchen. Sie wissen doch? Und die Wrczlschinsky hat heute wieder die übliche rote Blume ins Haar gesteckt. Sehen Sie? Ganz vorn. Sie sieht aus wie eine verrückte Zigeunerin." Sie selber machte mit dem kleinen grünen Männerhute über dem vollen Gesicht und mit ihrer breithüftigen Figur, die in einem hellgrünen Reformkleide stak, einen unharmonischen Eindruck. Allmählich hatte sie mit Winken und Rufen eine kleine Gruppe herangezogen, die da die Passage sperrte und über die Darbietungen des Abends sprach. „Ein Erlebnis," sagte jeder. „Warum kam eigentlich gar nichts von Silvester dabei vor?" fragte Fräulein Schmidt, Krönes Retuschierdame, mit der sie wohnte und die man notgedrungen bei solchen Abenden mitnehmen mußte. „Von Silvester?" Kröne lächelte nachsichtig. „Das wäre wohl ein bißchen zu deutlich! Stimmung, Stimmung, meine Liebe, das genügt!" Sie sah sich, Beifall sammelnd, um. Fräulein Schmidt paßte eigentlich nicht in den Kreis hinein. Kröne klagte oft, daß es ihr eine Pein wäre, mit solcher kleinen Bourgeoise zusammenzuarbeiten. Aber sie war fleißig, das war angenehm, denn Kröne selbst ist noch immer viel zu sehr im Rausch über die Tatsache, daß sie, die Tochter eines Obersten, Photographin geworden war, als daß sie sich in ihr Metier recht hätte einleben können.

„Seht, so gehe ich," sagte sie jetzt triumphierend und zeigte ihren Handschuh herum, der an den Fingern aufgeplatzt war, „und mein einer Strumpf hat auch ein Loch."

Vielleicht war das nicht einmal wahr. Aber sie hielt darauf, daß man sie zur Bohême rechnete. Inzwischen hatte sich

Doktor Seeliger eingefunden und zugleich Hilde. Hilde gab Bödicke die Hand. „Weißt Du schon, wir wollen eine Zeitschrift gründen. ‚Los!‘ soll sie heißen. Nur Mitarbeiter, die sich mit der Gesellschaft verkracht haben. Ich finde das famos!“ Ihre Augen blitzten.

„Na, wie geht's?“ fragte sie den Doktor, der mit ironischem Gesichte dastand und seine schönen dunklen Augen auf alle Passanten richtete. „Was treiben Sie?“

„Treiben? Ich? — Ich ermüde.“ Sein immer noch interessantes, scharf geschnittenes Gesicht neigte sich spöttisch.

Hilde hatte inzwischen mit Wilhelms Hilfe ihren grauen Schutenhut und die Biedermeiermantille angelegt. Sie sah reizend aus in dieser modischen Verkleidung mit ihrem nußbraunen Scheitel und dem schmalen, lebensvollen Gesichtchen. „Na, denn kommt, dann sind wir wohl beisammen,“ sagte die May. „Der Fakir sitzt wahrscheinlich bei mir im Atelier.“

Hilde hielt zwei Pakete hoch: „Ich habe Schinken mitgebracht und Räucherpulver, farbige Flammen müssen wir haben. Stimmung, intim.“

In der elektrischen Bahn wurde die Gesellschaft getrennt. Man fand notdürftig Platz zwischen Leuten mit Riesenpaketen. Auf den Straßen lauter Eilige. Hinter den Glasscheiben der Restaurants besetzte Tische, in den Läden eine gedrängte Menge. Geschäftswagen, Automobile und blendende Reklameschilder, die das stille Licht der Sterne verschlukken; in den stilleren Stadtteilen brennende Weihnachtsbäume hinter den Fenstern sichtbar. Wilhelm Bödicke dachte flüchtig nach Haus. Jetzt saß man beim Abendessen. Die Schwester mit den Kindern war da, der Vater hielt eine kleine Ansprache, man wünschte sich ein glückliches neues Jahr; schon jetzt, denn man erwartete die Mitternachtstunde nicht. Es gab Karpfen, Punsch und weißen Mohn, der Schwager erzählte aus der Fabrik, die Mutter Neuigkeiten aus dem Bekanntenkreise. Immer dasselbe. Wie mit Scheuklappen trotteten sie weiter.

Mitten auf dem engen Vorderperron hat er das Gefühl, die Arme recken zu müssen. Nein, da hinein paßt er nun nicht mehr. Er blickte zärtlich nach Hilde. Die aber las eifrig in einer Zeitung, die sie im Wagen gekauft hatte.

⌘ ⌘ ⌘

Kröne Mays Atelier war ein großer, länglicher Raum ohne besondere Ausschmückung. „Streng sachlich,“ sagte Hilde. Es machte einen ungemütlichen Eindruck, als man jetzt heraufkam: der Füllofen nicht recht in Gang, ein Geruch von Chemikalien aus der geöffneten Dunkelkammer und das Mädchen verdrießlich wegen des unfeierlichen Silvesterabend. Fräulein Schmidt zündete ein paar Gasflammen an, schloß die Türe zum Nebenkämmerchen und begann mit dem Mädchen den Tisch zu decken. Seeliger hatte erst im Empfangssalon die zwischen zierlichen Gestellen aufgehängten, auf Büttenkartons geklebten Photographien auf und ab geblättert, dann aber hatte er hinter dem Paravent Hilde und Wilhelm entdeckt, die sich küßten, und war ins Atelier gegangen. Dort rauchte er und hielt Fräulein Schmidt, die ab und zu ging, einen Vortrag. Nur Zuhörer brauchte er, dann war er zufrieden. „Das objektive Gehirn ist das wahrhaft Göttliche,“ sagte er leise und schnell wie aus Furcht vor Unterbrechung. Und als Fräulein Schmidt gerade hinausgegangen war, setzte er unbekümmert der verheulten Minna auseinander: „Es werden viele Napoleons geboren, aber lächerlich kleine Hindernisse lassen sie nicht zur Entwicklung kommen. Denken Sie sich den Übermenschen nicht als Endziel der Entwicklung, sondern jetzt schon erreichbar durch die Entsagung williger Arbeitsbienen, die das Entstehen von Königinnen ermöglichen.“

„Ich war es Dir und mir schuldig, meinem Vater die Wahrheit zu schreiben,“ sagte drinnen Wilhelm, „und ich werde“ — fast hätte er ‚voll und ganz‘ gesagt — „ich werde die Folgen zu tragen wissen,“ ergänzte er. Er sah schön und männlich aus. Die ganze Lust am Kampfe und der Genuß einer heiligen, neuerwachten Kraft lag auf seinen Zügen. Hilde sah ihn mit glänzenden Augen an. Wilhelm zog sie an sich. „Zum Januar gebe ich meine Wohnung auf. Es ist auch viel gemütlicher in so einem kleinen Loch, nur

das Unentbehrlichste um sich herum, kein Ballast mehr, der das Leben niederhält."

„Wir ziehen zusammen," sagte Hilde — das Blut war ihr ins Gesicht gestiegen, — „das ist auch viel billiger."

Auch Wilhelm wurde rot. „Nein, erst zeigen, was ich kann, dann heiraten. Ich meine natürlich nur so! Nicht getraut," fügte er hinzu, da Hilde wie ein Kobold zu lachen anfing. Sie lachte noch stärker, fiel ihm um den Hals und küßte heftig. „Natürlich, Will, aber weiß man denn, ob wir uns dann noch lieben?"

„Hilde, Hilde!" rief er außer sich. „Du kannst mich so küssen und dabei denken, daß . . ."

Sie richtete sich auf. „Es hat keinen Wert, der Wahrheit nicht ins Gesicht zu sehen. Was wir jetzt fühlen, liebster Will, sind Wallungen, deren Wiederkehr man nicht berechnen kann. Ach geben Sie mir eine Zigarette, Seeliger!" rief sie ins Atelier hinein. „Wir fangen an, sentimental zu werden."

„Zu Tisch, zu Tisch!" rief's von drüben. Die Tafel war hübsch arrangiert. Kröne hatte sich eine Skala von Gelb zu Rot ausgedacht: ein gelbes Tischtuch, Tomaten, Orangen, Schinken, Zunge, Wurst, Semmel und Eiertorte. Dazu der rote Wein, den Wilhelm hatte schicken lassen, und kleine „goldene" Becherchen aus nachgemachter indischer Bronze, die eigentlich zum Mundspülen waren. „Ganz Bohême," sagte Kröne selig.

Zu Anfang war die Unterhaltung noch ein wenig mühsam. Man sprach von einem erfolgreichen Bildhauer, der früher zum Kreise gehört hatte, sich aber ganz zurückgezogen hatte.

„Er strebt," sagte man höhnisch. „Künstler sind unideal," erklärte Kröne.

„Womit verbringen Sie Ihren Tag, Doktor?" fragte Kröne. „Sie kommen mir immer vor wie der große Geheimnisvolle aus Balzacschen Romanen. Man weiß nie, was Sie eigentlich tun?"

„Tun?" Er sah ironisch auf sein braunes Tuchjackett und auf die langen, wohlgepflegten Nägel. „Nachmittags bin ich im Café, sonst schlafe ich meist."

„Warum?" fragt Hilde. „Das Leben ist doch so interessant?"

„Das finde ich eben nicht. Alle menschliche Mühe ist vergeblich, jede menschliche Leistung nichtig. Ab und zu kommt einmal einer, um den es sich lohnt. Aber wir hier" — er ließ den prüfenden Blick in die Runde schweifen — „wir hier sind es nicht."

Wilhelm fühlte sich heute so überfließend kraftvoll, so zukunftsgewiß, daß ihm Seeligers kalte, müde Art unerträglich schien.

„Woher wissen wir das?" begann er daher heftig. „Jeder muß sich zum Höchsten berufen glauben, sonst kann er nicht kämpfen! Ich bin so froh über meine Absage an Staßfurt," fuhr er selig geschwätzig fort, ohne sich durch des Doktors ergebene Miene abschrecken zu lassen, „so froh! Ganz neue Fähigkeiten sind in mir erwacht. Man fühlt erst, wenn man auf sich allein gestellt wird, was an einem ist."

Allmählich schaffte der Wein Wärme und Lustigkeit. Hilde stieß unaufhörlich mit allen an. „Auf Wills Befreiung!" sagte sie jedesmal. „Was kann er denn viel tun, der Alte?" rief sie übermütig. „Höchstens eben ihn enterben. Um so besser! Es ist ja für einen unseres Kreises eine soziale Unmöglichkeit, von Zinsen zu leben anstatt von eigener Arbeit." Wilhelm sah auf sie voll begeisterten Stolzes.

„Wohnen Sie noch immer im Grunewald?" fragte Seeliger nach einer Pause. Hilde wurde rot. „Meine Freundin hat mich so sehr eingeladen. Sie hat soviel Platz in der großen Villa. Aber im nächsten Jahre werde ich . . ." Wilhelm in seiner Verzückung merkte die Bosheit nicht. „Du Starke," sagte er verliebt, „wie bist Du nur so geworden, so rücksichtslos und selbstbewußt?"

„Ich? Ich habe einfach eingesehen, daß man in der Familie sich nicht entwickeln kann. Mein Vater war mir von Anfang an unsympathisch, meine Mutter hätte ich schon eher akzeptiert, aber ihre dilettantische Ehe degoutierte mich; endlich hat sie sich ja losgemacht und auf eigene Füße gestellt."

Jetzt erschien der Fakir, Wilhelms Schulfreund, der ihn hier eingeführt hatte. Er sah, wie immer, hohlwangig und begeistert aus in seinem Röckchen von Kammgarn. Ein Geruch von grüner Seife strömte von ihm aus.

„Ich konnte nicht eher,“ sagte er atemlos, „ich habe heute die ganze Wohnung gescheuert. Und — ich bin ganz glücklich — ich habe ein Verfahren entdeckt, die Taschentücher zu plätten, ohne Feuer und Bügeleisen. Man zerrt sie stark über der Fensterscheibe. Seht Ihr, so!“ Er machte es mit der Papierserviette vor.

Wilhelm sah nachdenklich zu ihm hinüber. Wird man so, wenn man kein Geld hat? Er fühlte etwas Schönes und Großes darin, wie dieser Mensch seine Armut meisterte. Der Fakir hatte früher herrliche kleine Gedichte gemacht, Liedchen, an denen er jahrelang feilte, um sie schlicht genug zu kriegen, nun aber kam er schon seit langem nicht mehr zum Dichten. Hastig warf er jetzt ein paar Bissen tomatenbelegtes Butterbrot in sich hinein, während er mit flackernden Augen von einem Verlegerangebot sprach.

„Das ist ja wunderbar!“ Alle wollten mit ihm anstoßen. „Ja, aber der Kerl will nur mit Druckschrift drucken.“

„Wie denn sonst?“ erkundigte sich Fräulein Schmidt und legte unvermerkt ein großes Stück Schinken auf den Teller des Fakir.

„Nun natürlich, so wie ich's geschrieben habe, mit Notenpausen über jedem Wort. Sonst kommt ja nicht der Rhythmus heraus, den ich gewollt habe beim Dichten. Wenn ich mir ausmale — denken Sie zum Beispiel nur an das volkstümliche a und o in meinem Herbstliede. Wenn da in den ersten Zeilen das o lang genommen wird, ist die ganze Unbewußtheit hin.“ Er wurde rot und blaß vor Erregung. Wilhelm ging hinüber und drückte ihm die Hand. Und diese Künstlerseele verachtete man in Staßfurt, weil er es „zu nichts gebracht“ hatte

„Sie sollten sich eben doch etwas zu verdienen suchen,“ sagte Fräulein Schmidt. Alle zuckten geringschätzig die Achseln. Das junge Mädchen aber fuhr unerschrocken fort: „Wenn Ihre Kunst Ihnen zu schade ist dazu, oder nicht ausgenutzt werden kann — sehen Sie, ich selber bin ja eigentlich Bildhauerin, weil ich aber davon nicht leben konnte, gehe ich ab und zu in eine Brotstelle.“ Sie hatte noch nie so lange gesprochen. Kröne stand auf. Sie fand es taktlos, daß die Schmidt das Engagement bei ihr eine Brotstelle genannt hatte. Die andern erhoben sich gleichfalls. Das Mädchen kam und berichtete, Wilhelms Wirtin habe eine Kiste gebracht für ihn. Kröne lachte ihr hartes, offizielles Lachen: „Sie hat also in ihrer Weisheit richtig geahnt, daß Will nicht nach Hause kommen würde, sondern hier bleiben. Das ist so bei mir! Alle jungen Leute, die vermißt werden, sucht man in meiner Wohnung.“ Fräulein Schmidt ging in die Küche, um das Öffnen der Kiste zu dirigieren, Kröne und Hilde ließen das Landschaftsrouleaux herab, das idyllischen Aufnahmen als Hintergrund zu dienen pflegte, und fabrizierten mit Hilfe verschiedener Nackenstützer und einer Fußbank einen kleinen Altar, der mit einer künstlichen Weinranke, die da als Balkonsymbol herumlag, garniert wurde; darauf schleppten sie eine große Tonschale herbei, taten ihre Drogen da hinein und gossen Spiritus darauf. Jetzt sollte Stimmung werden! Während die Frauen schafften und Doktor Seeliger im Empfangssalon dem Fakir seine Verachtung für alle Kunst auseinandersetzte, packte Wilhelm in einer Ecke des Ateliers seine Kiste aus. Obenauf lag ein Brief. Die Handschrift seines Vaters. Wilhelm fühlte einen seltsamen, unerwarteten Schreck. Ihm war, als hätte jemand mit vertrauter Hand, ganz körperlich, nach ihm gegriffen. Dann aber nahm er den Brief heraus, preßte, wie im Trotz, die Lippen zusammen, zog sein Federmesser und schnitt das Kuvert auf. Ihm schien, als begehe er damit eine symbolische Handlung. Ihm schwebte etwas vor, wie ‚das Tischtuch zerschneiden zwischen sich und der Vergangenheit‘. Er wollte Hilde rufen, um mit ihr gemeinsam die große Schicksalswendung zu erleben, aber er ließ es dann. Der Vater in seiner unverfeinerten Art brauchte vielleicht Ausdrücke und Bezeichnungen für Hilde, die ihr weh tun mußten. Das wollte er ihr ersparen. Er richtete sich hoch auf, reckte die Hände aus den Manschetten, wie zu einer Kraftprobe, dann las er langsam und immer langsamer:

Mein lieber Wilhelm!

Ich wollte Mutter die Weihnachtsfreude nicht verderben, darum habe ich

ihr Deinen letzten Brief nicht gezeigt. Nach einigem Besinnen aber sende ich Dir ihre Weihnachtskiste doch. Wenigstens nachträglich. Die guten Dinge, die sie Dir nun einmal zugedacht hat, wirst Du ja wohl auch in Deinem jetzigen Zustande der Empörung zu schätzen wissen.

Mein lieber Sohn, Du schreibst mir da seltsame Dinge. Aber Du hast ja immer einen Stich ins Geniale gehabt. Gerade so wie Deine gute Mutter, die es bei keinem Geburtstage oder sonstigem Familienfeste versäumt, ihren Gaben kleine Verschen beizulegen. Als ich, vor nunmehr dreißig Jahren, in Berlin war, um mir die Hörner abzulaufen, da war es Mode, eine Weile zu studieren, in ein Korps zu gehn und sich mit den Damen vom Ballett zu amüsieren. Das mag nun anders geworden sein. Man hört ja nun mehr von jungen Malerinnen und Schriftstellerinnen und von sozialdemokratischen Versammlungen. Jede Zeit hat ihre Mode. Mir kommt freilich unsere amüsanter vor als Eure. Wenn Du aber wirklich auf eigene Fasson selig werden kannst, will Dein alter Vater Dich daran nicht hindern. Die Kunst verschönt das Leben und ist sie auch sonst, sowie die Wissenschaft, eine nützliche Sache für den, der sie versteht. Versuche Du Dich also ruhig in dem, worin Du Dein Glück siehst. Für Mutter tut es mir freilich leid, daß Du im Januar nicht zurückkommst, aber sie ist ja so vernünftig. Deine 300 Mark schicke ich Dir nach wie vor. Wenn Du sie nicht brauchst, kannst Du sie ja beiseite legen.

Ein fröhliches Fest wünscht
Dein alter Vater
Friedrich Bödicke.

Wilhelm Bödicke hielt den Brief mit ausgestreckten Händen vor sich hin. Dann wurde er sich seiner lächerlich kampfbereiten Stellung bewußt und ließ schnell die Arme sinken. Ihm war, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen. Einen entehrenden Schlag. So dumpf war ihm zumute, so beschämt! Kein Kampf also, kein kräftiges Sichdurchsetzen!

Die freudige Anspannung der letzten Tage ließ plötzlich nach. Ganz weich fühlte er sich und hilflos. Wieder eng geworden. Er sah hinüber zu den beiden erhitzten Frauen, die dort mit unruhigen Bewegungen stöberten und lärmten. Etwas Bacchantisches lag über ihnen. Er hatte keine Lust, jetzt hinüberzugehen und Hilde den Brief zu zeigen. Er schämte sich. Über den Vater? Über sich selber? — Wie um lästigem Nachdenken zu entgehen, bückte er sich und begann auszupacken. Als erstes erschien — eine Barttasse! Weiß mit goldenen Arabesken. Er mußte lächeln, als er das spießbürgerliche Unding sah. Sein Vater hatte eine ganz ähnliche besessen. Sie war das Ideal seiner Kindheit gewesen. Daran hatte die Mutter wohl gedacht, als sie das geschmacklose Gerät für ihn erstand. Kopfschüttelnd legte er sie auf den geschnitzten Sessel, neben dem er hockte. Ein angenehmer Duft von Pfefferkuchen und Marzipan stieg zu ihm auf. Vorsichtig kniete er nun da in seinem Winkel nieder und machte es weihnachtlich um sich her. Er hatte das dunkle Gefühl, sich zu verstecken vor den andern. Mechanisch griff er in die Kiste: Briefmappe, Zigarren, Gläser mit Eingemachtem, Weinflaschen und etwas eingewickeltes Hartes „Unsere Photographie“ stand drauf; er legte sie vorerst beiseite, ihm war, als möchte er sie jetzt nicht sehen. Mechanisch packte er weiter aus: Cartons mit Pfefferkuchen! Lauter Selbstgebackenes: die Rosinenesel nach dem Familienrezept, sein Namenszug in Marzipan — genau wie jedes Jahr. Und da war ja — Herrgott! Er fühlte es feucht aufsteigen in seinen Augen. Er hatte eine Kerze ausgewickelt. Solche Kerzen standen daheim bei jeder Bescheerung, für jeden auf seinem eigenen Platze. Der Weihnachtsbaum wurde bald ausgepustet, der mußte zu Silvester wieder angezündet werden, diese Kerzen aber — das war etwas ganz Persönliches. Man ließ sie brennen, solange jeder wollte. Seine Schwester hatte sie immer bald schon ausgeblasen. „Sie hält dann länger.“ Er selber aber ließ sie immer ausglühen bis aufs Letzte. Oft war er als Kind heimlich noch aus dem Bett geschlichen, um zu sehen, wie sie verflackerte, und kam sich dann so herrlich verschwenderisch vor. Und einen Versstreifen hat die Mutter auch wieder herumgeklebt:

Komme bald zurück, Wilhelm, mein Glück:
So wie das Licht zu sterben für Dich begehrt,
Das Mutterherz in Liebe für Dich sich verzehrt.

Ein Brennen kommt in seine Augen. Wie ein kleiner Junge kauert er am Boden und legt den Kopf auf die Knie. Am liebsten hätte er geweint. Dann richtete er sich auf. Um Gottes willen, wenn Hilde ihn so sähe, so sentimental! Argwöhnisch späht er hinüber. Etwas Kritisches regt sich in ihm gegen die Gruppe dort, die jetzt, phantastisch beleuchtet, das Flammenbecken umsteht und anscheinend nicht recht weiß, was beginnen? Oder was hatten sie sonst? Jetzt kam Hilde auf ihn zu. Sie schien verstimmt, unzufrieden. „Nun? Ist kein Brief dabei?“ Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Denke Dir, diese kleine Heimtücker, die Schmidt! Eben hat sie die Nachricht vorgefunden, daß ihr Brunnenmodell für Würzburg angenommen ist.“

Wilhelm stand auf und ging hinüber. So wie man im Traume geht. Und wie im Traume sah er in lauter verwandelte Gesichter. Im Schein der Flamme bekamen sie etwas Gespenstisches. „Nun, was sagen Sie, wir haben eine große Künstlerin unter uns,“ rief Kröne ihm zu. Ihr weitläufiges Gesicht hatte einen beleidigten Ausdruck. Seeliger lächelte ironisch — „Wie im Kinderbuche, die Bravste kriegt den Kuchen.“ Der Fakir starrte mit verträumten Augen vor sich hin, und Hilde lachte unmotiviert ein paar mal auf. Fräulein Schmidt saß am abgedeckten Tisch, ihren Brief in der Hand und lächelte still. Sie hatte den Entwurf ihres Modelles vor sich liegen. Einer nach dem andern ging hinüber und betrachtete das Bild. Wilhelm als letzter. Alles erschien ihm unwirklich, aber er merkte doch das Kraftvolle, Natürliche und Große der Komposition, die er vor sich sah. Nachdenklich betrachtete er das blonde Haupt des jungen Mädchens mit den spärlichen aus der Stirn gekämmten Haaren. Plötzlich hört er Hilde laut auflachen.

„Himmlisch, nein das müßt Ihr sehn!“

Wilhelm dreht sich um. Da steht Hilde, im zierlich gerafften Röckchen, seine Weihnachtssachen tragend. Sie lachte wie toll.

„Hilde, gib her!“ Er fühlt eine befremdliche Wut in sich aufkochen. Sie aber, froh, eine Ablenkung für ihre unbehagliche Stimmung zu finden, tanzt um ihn herum und streckt abwechselnd eins und das andere der Geschenke den Freunden hin. „Haai Hopp!“ rief sie dabei wie in der Manege. „Habt Ihr geahnt, daß es so etwas wirklich noch gibt und hier! Nein, das müßt Ihr hören, Fakirlein, Sie sind ein Stümper gegen Staßfurt.“ Und fast schreiend deklamiert sie:

Komme bald zurück, Wilhelm, mein Glück:
So wie das Licht zu sterben für Dich begehrt,
Das Mutterherz in Liebe für Dich sich verzehrt.

„Hilde, gib her,“ ruft Wilhelm wieder und zerrt sie am Arm. Sie achtet nicht auf ihn. Immer erregter wird sie, immer wilder gebärdet sie sich. „Uhi, jetzt kommt das Beste. Kröne, das schlägt in Dein Fach! Ein Rahmen von Waldmosaik und darin“ — sie bekommt einen hysterischen Lachanfall — „nein, jetzt begreife ich Will, daß Du Dich frei machen mußtest. Unmöglich sind diese Leute! Unmöglich!“

Wilhelm ist kreidebleich geworden. Mit einem Griff reißt er Hilde Bild und Kerze weg, reißt seinen Hut draußen vom Riegel und läuft die Treppe hinunter.

Kröne war ihm nachgeeilt. Sie stand auf dem Treppenabsatz. „Nein, ist das eine Geschichte, ist das eine Geschichte!“ Sie lachte, lachte . . .

⌘ ⌘ ⌘

Wilhelm Bödicke lief noch immer, als er längst schon auf der Straße war. Ein närrisches Gefühl von Verfolgtwerden jagte ihn. Endlich hielt er ein. Er nahm den Hut ab und ließ die kalte Schneeluft über sein Haupt wehn. Dabei merkte er erst, daß er Photographie und Kerze in der Hand hielt. Mühsam stopfte er das Licht in die Tasche seines Überziehers. Nun betrachtete er das Bild: Seine etwas gewaltsam lachende, alte Mutter mit dem schwarzen Häubchen über dem kahlen Scheitel, daneben der Vater gerad aufgerichtet, gemütlich, selbstbewußt. Sorgfältig umwickelte er das Bild und steckte es gleichfalls ein.

Er hörte Männerschritte. Ein einzelner, den er noch nicht sehen konnte. Jetzt kam er hinter dem kahlen Vorgarten

da oben hervor. Es war Seeliger. Wollte man ihn verfolgen, zurückholen? Zurückholen! Was sollte er dann sagen? Was beschließen? Unwillkürlich blieb er stehen. Schweigend gingen die Männer nebeneinander. An der Gedächtniskirche hielt der Doktor still. „Ich habe schon längst Sie um etwas bitten wollen, Herr Bödicke. Ich — am Ende gehen wir hier einen Augenblick ins Café hinein?“

Mißtrauisch sah ihm Wilhelm ins Gesicht, das plötzlich von einer grausamen, brennenden Röte überzogen war. Dieses Erröten machte auf Wilhelm einen so schrecklichen Eindruck, daß er wegsah.

„Nein, kein Geld,“ sagte Seeliger, als erriete er den Gedanken, der in Wilhelm aufstieg. „Ich wollte Sie bitten, wenn Sie jetzt nach Staßfurt zurückkehren, den Einfluß Ihres Herrn Vaters ein wenig für mich zu verwenden.“

„Wenn ich Ihnen irgend —“ stotterte Wilhelm verstört. Nach Staßfurt zurückkehren! Ja, wollte er denn etwa wirklich nach Staßfurt zurückkehren?

„Es handelt sich nämlich um eine Stelle.“

„Im Bureau der Firma?“ — Wilhelm wurde sachlich. „In welcher Fakultät haben Sie Ihren Doktor gemacht?“

„Sie haben da so ein kleines Käseblatt,“ fuhr Seeliger fort, „die Stelle des zweiten Redakteurs ist ausgeschrieben. 180 Mark trägt sie monatlich, soviel ich weiß. Damit kann man glänzend auskommen. In einer kleinen Stadt! —“

Wilhelm sah befremdet auf den eleganten, wohlgepflegten Mann. „Aber warum wollen Sie? —“

„Ich habe schon immer — wissen Sie — ich habe da so ein kleines Mädchen, seit Jahren schon, ich will heiraten. Ich will heraus, heraus!“ Seine leise, spöttische Stimme hatte auf einmal Mark bekommen und Wahrheitsklang. „Das ist eben das Widersinnige, mein Lieber, die gute Kröne und ihresgleichen meinen, die Bohême wäre im Salon. Nein, im Wartesaal ist sie, Durchgangsstation für Künstler und Spießbürger, das Sieb, das sie ausliest. Die Erfolgreichen besteigen ihren Schnellzug, ohne sich nur noch einmal umzusehen, die Kräftigen, Einsamen trinken ihr Gläschen aus und gehen heim, an die Arbeit, der Spießbürger besteigt zufrieden seinen Bummelzug. Er meint, er hat die Welt gesehen. Nur die Poseurs der Bohême bleiben sitzen. Wenn man aber ein bißchen Geschmack hat — wenn man fühlt, daß man übernächtig, komisch aussieht so beim Morgenlicht — —“

‚Mich also hält man für einen Spießbürger,‘ dachte Wilhelm beleidigt. Er war stehen geblieben und hatte Seeligers Arm sinken lassen.

„Auf Wiedersehen also hoffentlich in Staßfurt,“ sagte der, als er merkte, daß Wilhelm ihm nicht zuhörte. Sein Händedruck hatte etwas Väterliches.

Mechanisch trottete Wilhelm weiter, immer die Tauenzienstraße entlang, die mit verschlossenen Schaufenstern fremd und unfreundlich dastand. Ihn fror. Und was war eigentlich geschehn? Warum fühlte er sich dermaßen erschüttert? Fast vernichtet? Er hatte sich über Hilde geärgert. Ja! Aber schließlich war es doch nicht etwas Unverzeihliches, was sie getan hatte? Nein, das allein war es ja auch nicht! ‚Jede Zeit hat ihre Mode — Dein alter Vater will Dich nicht hindern, wenn Du auf eigene Fasson‘ — Jedes Wort wußte er auswendig. Und wurde glühend rot dabei.

Er bemühte sich, an Hilde zu denken, wie bisher. Aber nicht einmal ihr Gesichtchen, das er so bezaubernd fand, vermochte er sich vorzustellen. Immer noch gellten ihm ihr forciertes Lachen in den Ohren und ihr „Haai hopp!“ In einer burlesken Ideenverbindung kam es ihm vor, als wäre er selber der träge, stallverwöhnte Gaul gewesen, den man so mit Peitschenhieben weiterjagte. Rastlos und zwecklos. Immer im Kreise herum. Nur so als Schaustück. Das aber wollte er nun nicht mehr. Und das wollte er ihr schreiben. Noch diese Nacht! Er fühlte eine Art Erlösung bei dem Gedanken. Die Worte vor sich hin murmelnd, die er schreiben wollte, ging er in der Bülowstraße unter den Schienen der Hochbahn hin. Ein Soldat mit seinem Mädchen wisperte da im Dunkeln. ‚Aber Euer künstlerisches Feingefühl, von dem soviel die Rede ist,‘ diktierte er sich, ‚hat wohl auch eine gute Portion Roheit in sich.,

Ja, das mußte er ihr sagen. ‚Alles wird zum Theater. Alles Innerste ans Licht gezerrt.‘ Das lyrische Drama der „Ungewesenen“ fiel ihm ein. Aber im Grunde war es ja gerade das gewesen, was er an Hilde so bewunderte? Ihre Fähigkeit „auf Abstand zu genießen“, wie Seeliger sagte, und daß sie rücksichtslos zu sehen vermochte. Ohne Sentimentalität.

Und allmählich, im Entwerfen seines Briefes, stieg Hildes Bild vor ihm auf. Überlegen, rein und stark in all ihrem Übermute. So wie er sie geliebt hatte und wie er sie brauchte.

Er war im Begriff in die Köthnerstraße einzulenken, wo er wohnte, als dicht vor ihm eine Droschke hielt. Hilde stieg aus. Er stand und starrte sie an. Erst als sie auf ihn zukam, fragte er: „Was machst Du hier? Wohin willst Du?“ Ihr Hut war schief, die Mantille falsch zugeknöpft, die Augen voller Tränen. „Ich will zu Dir. Zu Dir,“ wiederholte sie leidenschaftlich. „Ich hatte solche Angst. Ich habe nicht gewußt, daß ich Dich so sehr — so ganz einfach lieb habe, und ich dachte schon, Du würdest nie mehr“ — das Weinen überkam sie. Sie legte ihren Kopf an seine Schulter. „Hilde,“ sagte er mahnend. Befremdet fühlte er, wie kalt er blieb. Ratlos stand er da und ließ sie weinen, in Todesangst, es könnte jemand durch den Bahntunnel kommen, in den hinein er sich gerettet hatte. „Hier können wir nicht bleiben,“ sagte er ungeduldig, „komm, wir nehmen ein Automobil. Ich fahre Dich nach Haus.“

„Laß uns doch hinaufgehn zu Dir. — Was mache ich mir daraus?“ fügte sie mit einer prahlerischen Bewegung hinzu, die ihn aufbrachte.

„Hinauf zu mir? Nein, das leide ich nicht. Meine Wirtin könnte Dich hören. Das leid' ich auf keinen Fall! Du mußt gehen jetzt. Hörst Du, Hilde!“

Sie sah ihn mit Augen an, die wie Wunden waren. „Ich will ja gehen. Gut! Aber morgen — nicht wahr? — — Und küsse mich noch einmal, Will. So. So.“

Ihre Küsse waren von einer Glut, die ihn betäubte. Wild preßte nun auch er sie in seine Arme. Und es war etwas Schmerzliches in seiner Zärtlichkeit. Er hatte sie angebetet und begehrt als die einzige, nun war sie ihm zur einen unter anderen herabgestiegen.

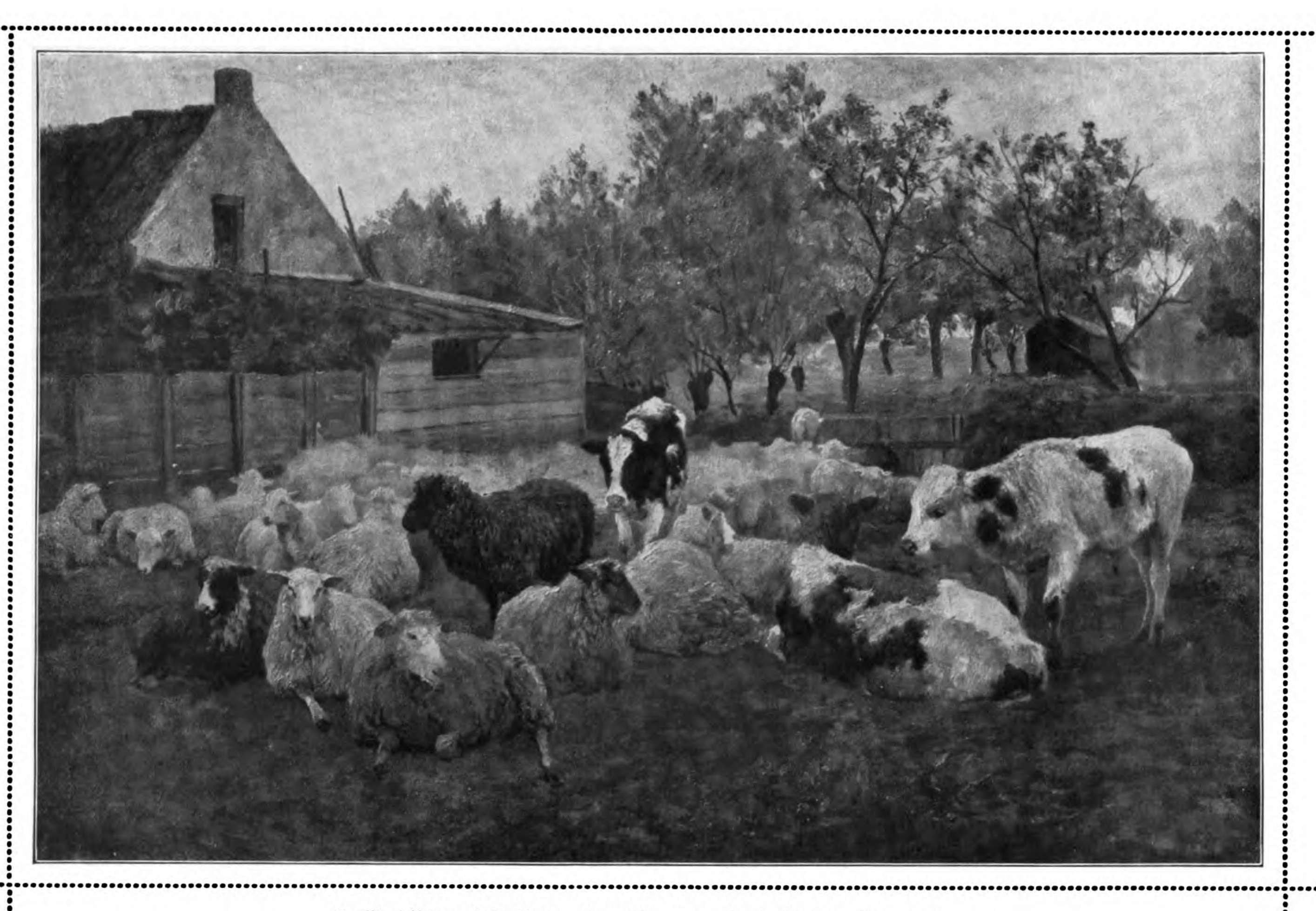
Sachte machte er sich frei und küßte sie auf die Stirn.

Ihre Augen wurden groß. „Du — hast Mitleid mit mir!“ Sie wurde ganz blaß. Dann riß sie sich los. „Du verachtest mich,“ sagte sie schnell und leise, „weil ich nicht bin wie die vorsichtigen Gesellschaftsfrauen, die ihre Gefühle verhüllen. Warum soll eine Frau nicht auch das Recht dazu haben, sich zu verschaffen, was sie braucht? Ebenso wie der Mann? Aber, jetzt will ich Dir etwas sagen. Du bist gar kein Besonderer, Du bist gar kein Freier. Ein Spießbürger bist und bleibst Du! Einer, der sich wohl fühlt in seiner ‚Kettenkrankheit‘, der stolz darauf ist. Sie sich zum Verdienst anrechnet. Sie liebst Du, Deine eigene spießbürgerliche Sehnsucht nach Freiheit. Nicht mich! So ist es! Nun geh!“ Es lag wie Haß in ihren Augen.

„Nimm wenigstens die Wachsstreichhölzer,“ sagte er betäubt und half ihr in die Droschke, die er herbeigewinkt hatte. „Zur Villa der Baronin Holle im Grunewald!“ rief er dem Kutscher zu. Dann ging er in sein Haus hinein, schloß auf und stolperte im Dunkeln seine Treppen hinauf. Er fühlte sich so klein, so klein! „Ein Spieß-bür-ger,“ sagte er im Rhythmus der Treppenstufen. Immer wieder. Sie hatte ihn kränken wollen. Natürlich! Ihm wehe tun, wo sie ihn am empfindlichsten wußte!

Oben in seinem Zimmer setzte er sich im Dunkeln auf dem Sofa nieder. Stundenlang saß er da unbeweglich und hielt Abrechnung mit sich selbst. Dann erhob er sich, Hilde hatte recht: Er liebte seine „Kettenkrankheit“.

Eine Weile saß er noch und fror, dann zündete er die Lampe an, ging zum Bücherbord und holte sich das Kursbuch heraus. Bedachtsam legte er es auf den Tisch, schlug's auf und fuhr mit dem Finger die Reihen entlang. „Berlin, Potsdamer Bahnhof ab 5 Uhr 50. In Magdeburg 9 Uhr 1. 9 Uhr 3 wieder ab“ — 9 Uhr 50 konnte er schon am Kaffeetisch in Staßfurt sein, den Neujahrstag zu Hause feiern.



Holländischer Schafhof. Gemälde von Prof. Julius Bergmann.



Die Berliner Bühnen. Besprochen von Paul Oskar Höcker.

Königliches Schauspielhaus: „Der Krampus“, „Der Störenfried“; **Lessingtheater:** „Anatol“; **Neues Schauspielhaus:** „Der Zerrissene“; **Kleines Theater:** „Erster Klasse“; **Komische Oper:** „Bohême“, „Das vergessene Ich“; **Deutsches Theater im Zirkus Schumann:** „König Ödipus“.

Die Flucht des Publikums aus denjenigen Theatern, die in den neunziger Jahren für die einzig „literarischen“ galten, die Furcht des Publikums vor denjenigen Theaterstücken, die im Verdacht stehen, nur „literarisch“ zu sein, fängt an beängstigend zu werden. Die alten Getreuen um den alten Brahm sehen sich bestürzt in den gähnend leeren Häusern um.

Der Naturalismus, dessen Verkünder einstmals so furchtbares Gericht abgehalten hatten, Priester und Henker zugleich, ist sang- und klanglos begraben. Oder noch schlimmer: er ist eine Mode von gestern. So schön aufregend war die Revolution damals. Heute wurde Onkel Benedix geschlachtet, morgen Lindau und die Pariser Sittenkomödie, übermorgen Papa L'Arronge. Das Theater war eine höllisch ernste Sache geworden. Mit großartiger Geste sprach man von verdammungswürdigen Unterhaltungsstükken der überwundenen Epoche im Gegensatz zu den alleinseligmachenden literarischen Werten der Moderne. Aber das Publikum unterscheidet nun einmal nicht zwischen unterhaltend und literarisch, sondern zwischen unterhaltend und nicht unterhaltend. Im Grunde eine ganz gesunde Logik.



Ida Wüst als Frau von Schleier in „Der Zerrissene“ von Nestroy im Neuen Schauspielhaus zu Berlin. Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

Gibt es ein literarisches Kunstwerk, das nicht unterhaltend wäre? Und ein unterhaltendes Theaterstück hat meistens Aussicht, Zugstück zu werden. Mit einem gewissen Recht. So ein vielgeschmähtes Zugstück wird immer eine starke innere Kraft haben, die den stillen, vergrämten, literarisch gutgemeinten, feinnervigen, aber stubenblassen Eintagsfliegen fehlt. Ein großes, echtes Gefühl steckt darin — oder es gibt als Spiegel der Zeit einen blendenden Ausschnitt von überraschender Schärfe — oder es zaubert in ein paar Szenen eine Poesie hervor, die schlicht und klar und sonnig genug ist, daß die große Masse sie mitempfindet. Denn auf Hunderttausende, auf Millionen will und soll ja der Dramatiker wirken.

Farbe, Bewegung, starke Theaterwirkung, Spannung, Jauchzen und Schreien, Aktschlüsse, kurzum die dreistündige Unterhaltung fand das Publikum in dem Theater nicht mehr, das ihm von den Herolden der Moderne als das alleinberechtigte angepriesen worden war, also ließ es die hitzigen Herrschaften ihre Literaturkämpfe allein für sich ausfechten und — ging in die Operette, in die Possentheater, ins Varieté, ins Kino. Der Operette, der oftmals totgesagten, ist das aus-

gezeichnet bekommen. Die Libretti erhielten mehr Sinn und Verstand, die Partituren wurden hübscher instrumentiert, Millionen Menschen kamen aus den Operettentheatern gutgelaunt heim und pfiffen noch eine ganze Weile lang die graziös gebauten und keck rhythmisierten Melodien — bis das entsetzliche Grammophon der nächsten Destille ihnen den Garaus machte. Die Possen und Schwänke freilich sind immer plumper und anmutbarer geworden, seitdem sie made in Germany sind. Kein Mensch von einigem Geschmack wird ihnen nachsagen können, daß sie unterhaltend seien. Die Reinkultur witzlosen Durcheinanders, die man etwa im Thaliatheater zweieinhalb Stunden lang über sich hat ergehen lassen, feit den Kultureuropäer auf lange, lange Zeit hinaus gegen Rückfälle. Aber das große, unmündige Publikum hofft doch auf Amüsement, es bezahlt so gern sein gutes Geld dafür, und so werden die Tempel dieser Art Abend für Abend immer von neuen Hoffenden und neu Enttäuschten besucht. Wenn man in ihnen



Désirée Artôt de Padilla, Mitglied der Königl. Oper in Berlin, als Mignon.
Photographie von Becker & Maaß in Berlin.



Szenenbild aus Puccinis „Bohême“ in der Berliner Komischen Oper.
Von links: Begemann (Schaunard), Mantler (Colline), Armster (Marcel), Maria Labia (Mimi), Marrak (Rudolf), Jenny Spennert (Musette). Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

wenigstens noch rauchen dürfte wie im Variété. Dann hätten sie doch ihren Stempel.

Daß das Spezialitätentheater eine gefährliche Konkurrenz für die literarischen Bühnen geworden ist, erkannte man längst. Rudolf Schildkraut, der stilechte Shylock der Schumannstraße, trat in einem spektakulösen Stückchen im Apollotheater auf. Mit einem Bombenerfolg. Man denke: ein Mann wird wahnsinnig auf der Szene! Schildkraut schwitzte dabei mindestens so stark wie der Akrobat, der die Nummer vor ihm hatte. Im Variété will man für sein Geld sehen, daß die Leute sich anstrengen. Und für die etwas kulissenreißerische Art Schildkrauts ist an einem solchen Spezialitätenabend ein guter Rahmen geschaffen.

Aber daß die hohen Gagen, die am Variété üblich sind, die Bühnenkünstler zu derselben Massenflucht aus den literarischen Theatern verleiten könnten, wie sie beim Publikum wahrzunehmen ist, das braucht man nicht ernstlich zu befürchten. Eher schnappt ihnen das Kino die guten Kräfte und das Publikum fort.



Else Heims als Desdemona in der Othello-Aufführung des Deutschen Theaters.
Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

Das Kino!

Für fünf Groschen erlebt das Publikum dort drei spannende Theaterstücke, ein paar groteske Verfolgungspossen, dazwischen Ausstattungsstücke in buntem Wechsel, — und in fünfzig Minuten ist es wieder sein eigener Herr. Die Stärke der Handlung in diesen Reißern gibt den beispiellosen Erfolg. Daß eine Pantomime sehr unterhaltsam sein kann, haben wir im vorigen Winter bei Reinhardts Vorführung von Freksas „Sumurun“ gesehen. (Ein Triumph der drei Geschwister Wiesenthal; schade, daß zwei von ihnen mit ihrer ganz verfehlten Kammerspiel-Darbietung im November, dem albernen „Scherzo“, dem künstlerischen Ruf ihrer liebenswürdigen Firma geschadet haben.) Das Publikum will sehen, sehen, sehen, miterleben. Es kann ja sogar gepackt werden von einem Spiel in fremder Sprache, die es nicht versteht. Die tiefsinnigsten Dialoge schenkt es dem Autor für einen einzigen großen Moment in der dramatischen Entwicklung: wo Furcht und Mitleid das Herz bewegen, wo es die Explosion eines berechtigten Hasses erlebt, die Angst eines liebenden Herzens, wo in geknechteter Seele sich ein Stolz aufbäumt.

Die großen Wirkungen will das Publikum. Und die Dramatiker sollten sich endlich besinnen, sollten endlich wieder den Mut zu einer starken Handlung finden.

Wenn sie mit feingeschliffenem Seziermesser Nervenstränge bloßlegen wollen, dann können sie nicht auf das Interesse von Millionen rechnen. Müssen sie durchaus ihre zartesten, tiefsten Leiden beschreiben, dann sollen sie keine Dramen verfassen, in denen sie doch zum ganzen Volk sprechen müssen, sondern dann sollen sie einem ästhetischen Freund, einer ästhetischen Freundin einen Brief schreiben. Den werden auch wir dann ganz gern lesen. Aber Parkettplätze bezahlen wir nur noch sehr

ungern dafür. Und der zweite Rang und die Galerie ist selbst mit Freibillettlern nicht mehr recht zu füllen.

In diesem Zustand des Übergangs, da die Jungen alt und altmodisch geworden sind und die neuen, temperamentvollen Talente, derer es jetzt bedarf, noch fehlen, machen die Bühnenleiter die komischsten Verrenkungen. Mit zärtlicher Behutsamkeit buddeln sie dramatische Leichen und Scheintote aus den Gräbern aus, an denen sie selbst vor zwanzig, dreißig und vierzig Jahren die Grabreden gehalten haben. Das muß ausgerechnet Paul Lindau passieren, daß er Roderich Benedix wieder zu Ehren verhilft! Benedix ward an seinem hundertsten Geburtstag wieder springlebendig. Die köstliche Anna Schramm, die ehemals so furchtbar-nette, gab den „Störenfried", das Urbild aller deutschen Lustspielschwiegermütter, von dem sich Generationen von Schwankfabrikanten ernährt haben. Der vorjährige Erfolg der harmlos trefflichen Komödie „Das Konzert" von Hermann Bahr veranlaßte Lindau außerdem, desselben Verfassers „Krampus" für den urkomischen Vollmer aus der Kanzlei herüberzuholen. Das Bühnenhaus, das im letzten Menschenalter Matkowsky, Mitterwurzer und Kainz gesehen, gehört nun einmal einen Winter lang den beliebtesten komischen Kräften Berlins. Da daneben für die Bildung unseres Nachwuchses reichlich Klassikervorstellungen in rechtschaffener Einstudierung herausgebracht werden, müssen wir uns zufrieden geben. Große Ehrgeize haben den Gendarmenmarkt ja nie beunruhigt.



Paul Wegener als Ödipus. Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

Übrigens — sie schlafen auch am Friedrich-Karl-Ufer, wo einst die Revolutionsschlachten der Freien Bühne geschlagen wurden. Denn die „große Tat" des Lessingtheaters war bis zum Weihnachtsfest — die Verführung des guten alten „Anatol".

Arthur Schnitzlers „Frage an das Schicksal", „Weihnachtseinkäufe", „Abschiedssouper", „Episode" und „Anatols Hochzeitsmorgen" zeigen das gemütvolle Lebe-



Paul Wegener als Ödipus und Eduard von Winterstein als Kreon in „König Ödipus". Photographie von Zander & Labisch in Berlin.



Paul Wegener als König Ödipus.
Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

hatten im Lessingtheater ungleich bessere Vertretung als Anatol. Die feinste Wirkung erzielte Lina Lossen, die drastischste Mathilde Sussin mit ihrer Annie im „Abschiedssouper“. Wenn die jungen Schauspielerinnen aber nur den Zug der Gefräßigkeit, den die Annie unbedingt haben darf und soll, ein bißchen milderten. Eine fesche Wiener Choristin schmiert sich die Schlagsahne nicht um die Nase. Im Gegenteil, die kann reizend essen. Wenn man sie ein Backhendl abknabbern sieht, kriegt man Appetit. (Auf das Backhendl natürlich.) Ganz verfehlt war Irene Triesch in „Anatols Hochzeitsmorgen“. Es mangelt ihr jede Leichtigkeit, jede Grazie fürs Lustspiel. Seltsam. Am Vortragspult kann ihre edle, orientalische Schönheit geradezu berücken, wie wundervoll weiß ihre sinnliche Stimme zu modulieren, wie klug, wie durchgeistigt wirkt ihr Auge. Aber als Ilona ähnelte sie in Haltung, Aussehn, Sprechweise und Kostüm mehr einer unliebenswür-

männchen Anatol bei fünf verschiedenen Begegnungen mit fünf verschiedenen süßen Mädeln. (Es ist auch eine standesamtlich getraute Frau darunter, aber sie ist standesamtlich mit einem andern getraut.) Die verschiedenen süßen Mädel haben das eine gemeinsam, daß sie Anatol an Witz, Menschenkenntnis und Verschlagenheit bei weitem überlegen sind. In allen fünf Stückchen blamiert sich der gute Anatol. Das hat den Darsteller, Herrn Heinz Monnard, leider veranlaßt, einen langweiligen, philiströsen, angejahrten Trottel auf klapprige Beine zu stellen. Ganz verfehlt. Was uns den Anatol erträglich machen kann, ist fesche, frische, dummselige Jugend. Und ein hübsches Kerlchen muß er schon sein. So etwa wie früher Harry Walden. Oder wie der prächtige Clewing, der bisherige Herzensbrecher des Berliner Theaters, der soeben ans Königliche Schauspielhaus für einen Teil des Matkowskyfaches übersiedelt. Die süßen Mädel



Tilla Durieux als Jokaste in „König Ödipus“.
Photographie von Becker & Maaß in Berlin.



Tilla Durieux als Jokaste in „König Ödipus“.
Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

dig gereizten Pfandleiherin aus Inowrazlaw als einem echauffierten Wiener süßen Mädel. Fiel das Herrn Brahm und seinen Getreuen nicht auf? Sie diskreditieren ja eine der besten Kräfte des Lessingtheaters, wenn sie sie mit so unmöglichen Aufgaben betrauen!

Alte Scharteken bildeten das Weihnachtsgeschenk auch der übrigen Berliner Bühnen. Im Neuen Schauspielhaus gab man Nestroys „Zerrissenen“. Die alte Wiener Posse steht und fällt mit dem Komikertrio, das alle Stücke des melancholischen Humoristen beherrscht. Neben hypernaivem, fast kindischem Gezerre und einer Reihe kluger, sogar feingeschliffener Witzworte enthalten diese rührsam-ausgelassenen Nestroyaden ein paar Karikaturen,

so meisterlich, so lapidar hingeschmissen, daß man schon ein Snob mit Eichenlaub sein muß, um nicht herzlich über sie zu lachen. Der Schlosser Gluthammer und der Pächter Krautkopf sind Gestalten, wie sie Wilhelm Busch nicht treffsicherer zeichnen konnte. Die Darstellung des Neuen Schauspielhauses, das im alten Schöneberg der ehemaligen Millionenbauern liegt, übertrieb natürlich um einige Nuancen. Aber eine köstliche Entdeckung brachte der Abend: Ida Wüst, die wir bisher nur als muntere Liebhaberin kannten, entwickelt sich zu einer Charakterkomikerin ersten Ranges. Ihr Lachen und Weinen ist nicht so herzlich wie das der Hansi Niese — kann es in der Rolle der Frau von Schleier auch nicht sein —, aber die drollige Selbstpersiflage verrät noch viel mehr Können. Schicksal, gib uns eine Komödie! Den Ansatz zu einem neuen Lustspielstil haben wir hier.

Im Kleinen Theater gibt man Abend für Abend den in einem Eisenbahncoupé spielenden Einakter „Erster Klasse“ von Ludwig Thoma. Wer über Thomas „Briefe des Abgeordneten Filser“ gelacht hat, wird auch in dieser ulkigen Parodie auf bayrische Eisenbahnverhältnisse und andere Rückständigkeiten lachen. Nur vermißt man die herrliche Orthographie des wackeren Filser. Als nicht ganz neue komische Gestalt bekommen wir dafür den nervösen, flegelhaften Geschäftsreisenden aus Pinne oder Perleberg hinzugeliefert, den in Bayern mit Recht so beliebten „Saupreiß'“. In München fallen die bundesbrüderlichen Anspielungen der Thomaschen Parodie natürlich auf fruchtbaren Boden. Da gibt es an gewissen Stellen sogar demonstrativen Beifall. Die Berliner amüsieren sich über ihr Konterfei herzlicher. Sie sind selbstgerechter. Hundert Wiederholungen erlebte dieses „Erster Klasse“. Ein bißchen viel für so einen Jux, so nett er ist. Man ließe sich ihn am besten an einem Kneipabend als Aufführung der Fidelitas vorsetzen. Im Kleinen Theater gab man anfangs zwei Einakter von Max Burkhardt dazu, „Die verflixten Frauenzimmer“, um den Abend zu füllen. Sie wollen die totale Vertrottelung der Wiener Bourgeoisie und Aristokratie an den Pranger stellen. Die eindeutigen Stücke stellen aber nichts anderes an den Pranger als die Geschmackverlassenheit ihres Verfassers.

Die Komische Oper hat unter dem rührigen Direktor Gregor die meiste Arbeitsanerkennung und den geringsten Publikumserfolg gefunden. Die Aufführung der „Bohême“ hat in vieler Hinsicht die der Königlichen Oper stark in den Schatten gestellt. Natürlich hat sie keinen Caruso als Rudolf aufzuweisen gehabt — aber dafür in Frau Maria Labia eine Mimi, wie wir sie im Hause Hülsens vergeblich suchen. Von allen Neuengagements der letzten Jahre ist dort einzig das der entzückenden Désirée Artôt de Padilla eine Bereicherung; Stimme und Spiel der jungen Kraft haben als „Mignon“ ihre Vorgängerin völlig entbehrlich gemacht. Das Personal der Königlichen Oper erreicht sonst mit wenigen Ausnahmen kaum die Leistungen, die jedes zweite Stadttheater im Reich seinen Abonnenten bietet. Ein Jammer, daß nun auch noch die gesunde Konkurrenz und Vergleichsmöglichkeit, die wir bisher in Gregors Komischer Oper hatten, fortfällt: Gregor geht an die Hofburg nach Wien, und das Haus an der Weidendammer Brücke (verfehlt war der Bau von vornherein) wird die Filiale eines dritten, vierten Operettentheaters. Die gut abgerundete Aufführung des hübschen musikalischen Lustspiels „Das vergessene Ich“ von Richard Schott und Waldemar Wendlandt zeigte wieder, was wir verlieren: eine Stätte geschmackvoller künstlerischer Unterhaltung im besten Sinne des Wortes.

Aber die erste Hälfte des Theaterwinters wäre schon zur Stunde, da diese Blätter zum Druck wandern, völlig versunken und vergessen, hätte Berlin nicht den Zauberkünstler Max Reinhardt, den Propheten der neuen Schauspielkunst, — auch den Herold einer neuen dramatischen Literatur, wenn sie nur erst da wäre.

„König Ödipus“, die Tragödie des Sophokles, hat Max Reinhardt in der freien Übertragung von Hugo von Hofmannsthal im Zirkus Schumann aufgeführt, und jede Vorstellung bot ein brechend gefülltes Haus und löste am Schlusse einen geradezu elementaren Beifall aus.

Unserm Empfinden steht die Welt des König Ödipus — ach, so fern. Und dennoch —!

Die rücksichtslose, manchmal stilwidrige Hofmannsthalsche Bearbeitung hat das Entsetzen aller Gymnasialoberlehrer erregt. Und dennoch —!

Der Kampf um die Eintrittskarten ist eine Strapaze, billig sind sie auch nicht, in dem halbdunkeln Haus kommt keine einzige Damentoilette zur Geltung, nicht einmal eine Pause unterbricht das Spiel, damit man die Bekannten hüben und drüben begrüßen kann und selbst gesehen wird. Und dennoch —!

Die dramatische Wucht des Vorganges, die Spannung, die Steigerung bis zum Niederbruch — die uralten Bedingungen des Theaters, um die Aufmerksamkeit einer bunt zusammengewürfelten Menge festzuhalten — sie zu unterhalten — sind hier eben erfüllt, und sofort belohnte es sich. Fünf- bis sechstausend Menschen sind noch jeden Abend, an dem die uralte Tragödie im Zirkus gegeben ward, in atemloser Spannung dem wirren Schicksalsweg des von den Göttern gezeichneten Königs gefolgt. Sie glauben den unrealistischen Voraussetzungen nicht und lassen sich dennoch packen. Und wenn zum Schluß des Spiels der geblendete König Ödipus die Freitreppe von seinem Palast in die dunkle Manege des Zirkus hinabtaumelt, Abschied von seinen Kindern nimmt, so geht es wie ein leises Schluchzen durch das ganze Haus.

Nach all den kleinlichen, grämlichen Stoffen des überwundenen Naturalismus hat die Menge Hunger auf große Erschütterungen.

Sie will wieder Theater!

Daß ein moderner Regiemeister wie Professor Max Reinhardt keine Meiningerei gibt, erst recht keine Kulissenreißerei, ist klar. Er hat alle Schulen absolviert, kann seinen ehemaligen Lehrer Brahm schon längst in die Tasche stecken, und die englischen Ausstattungskünste, auf die man drüben eine ganze Season gründet, dienen ihm nur als gelegentliches Hilfsmittel. Er hat den Stil einer großzügigen szenischen Kunst gefunden. Er ist der größte Regisseur aller Zeiten. (Das hindert nicht, daß er gelegentlich aus Originalitätssucht eine Sache gründlich verfehlt: der „Othello" Meister Bassermanns z. B. war kein Meisterstück; aber Else Heims bot als Desdemona eine poetische Leistung.) Wie Reinhardt Licht und Ton und Tempo und Bild beherrscht, wie er seine Künstler und die gewaltige Heerschar seiner Choristen unter seinen Willen zwingt, das ist bis jetzt nur einmal dagewesen. Ein Richard Wagner besaß die ungeheure suggestive Kraft, um ein großes Kunstwerk so durch alle technischen Hindernisse von Theaterschlendrian zum Sieg zu führen. Reinhardts machtvolle Aufführung der Sophokleischen Tragödie bildet einen Markstein in der Theatergeschichte. Paul Wegener als König, Tilla Durieux als Jokaste, Eduard von Winterstein als Kreon haben unter ihrem kleinen großen Feldherrn die Regimenter zum Sieg geführt. Zum Sieg auch gegen den anfangs noch blasiert lächelnden Snobismus.

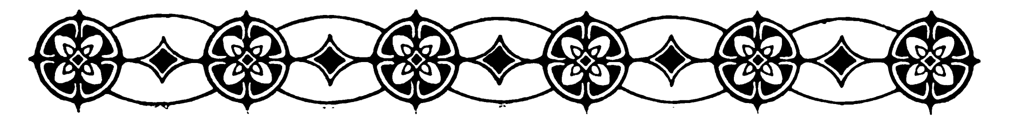
Die erste Szene schon gewann die Schlacht.

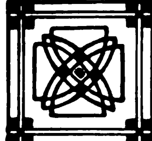
Dumpfes Getös dringt von draußen her in den völlig finster gewordenen Zirkus. Posaunenstöße in der Ferne. Das Volk dringt ein. „Die Gesichter zuerst am Rande rückwärts; dann unter dem Druck der Nachdrängenden fluten sie herein wie ein Gießbach; auf einmal ist der Platz bis an die Stufen des Palastes überschwemmt mit ihnen. Ihre Augen sind auf die Tür gerichtet, ihre Lippen wiederholen wie eine Litanei: ‚Ödipus, hilf uns! Hilf uns, König!' Die schwere Tür des Palastes tut sich jäh auf. Eine Stille. Ödipus tritt heraus. Alle Arme recken sich zu ihm."

Dieses Bild des von Pest und Hungersnot heimgesuchten Volkes, dieser Hunderte, die die nackten Arme hilfeflehend zu ihrem König ausstrecken, gab mir die größte Bühnenwirkung, die ich je erlebt habe.

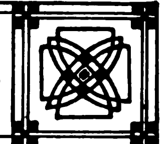
Tausenden erging es wie mir.

Schauspieler, Chor und Maschinerien, Haus und Regisseur sind da, um einer großen neuen Theaterkunst zu dienen. Es fehlen nur die Stücke.





Vom Erfinden. Von W. von Molo.





Der Mensch hat stets das „Erfinden" zu den verehrungswürdigen Handlungen gerechnet. Das Wort „erfinden" erfüllte und erfüllt ihn mit einer Art scheuer Bewunderung für den, der das Wort zur Tat macht — für den Erfinder. Die Tatsache, daß die jeweiligen Mitmenschen viele ihrer Kulturbringer verhungern ließen und sie mit Spott und Hohn bedachten, ist nur der negative Ausdruck der Verehrung; wir sind eben sündenvolle Kinder der Schöpfung und nicht deren makellose Lieblinge. Stets wird der schmerzvoll sterben müssen, der uns erlöst. Der Erfinder ist der vorgeschobenste, gefährlichste Vorposten des Menschengeschlechtes; er lugt aus in feindliche, unbekannte Gebiete; er kann als erster fallen im Kampfe um neue Güter, im Streit um Rückgewinnung verlorenen Besitzes. Denn „erfinden" heißt — das Wort läßt sich nicht restlos definieren — Neues schaffen, und zwar Neues mit bekannten Mitteln, zu neuem Zwecke, aufbauend auf dem jeweiligen Wissensstande, auf der bisherigen Erkenntnis. Zum Unterschiede davon heißt „entdecken" Vorhandenes nachweisen. Kolumbus *entdeckte* Amerika; Ressel *erfand* die Schiffsschraube. Im allgemeinen sind die Entdeckungen oft und oft das Produkt des Zufalles gewesen, was für Erfindungen seltener zutrifft. Erfindung und Entdeckung sind die Flügel jenes Tores, durch das die Menschheit in neues Land tritt. Unsere Zeit hat beide Flügel aufgestoßen, man sieht sie nicht mehr: Die beiden Begriffe beginnen ineinander zu fließen. Man hat die Zweckmäßigkeit erkannt, die Geistestätigkeit systematisch auf wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen; man vertraut nicht mehr dem Zufall, man experimentiert nicht mehr ins Leere hinein, wie es die Alchimisten taten, man geht nunmehr Schritt für Schritt logisch weiter, die eine Stufe erst verlassend, wenn man die Festigkeit der nächsten erprobt hat. Die Wissenschaft und ihre systematische Anwendung — die Technik — ist die Mutter des Erfinderzeitalters geworden, in dem wir leben.

Was in Massen auftritt, stumpft in seiner Bedeutung ab. Was früher ein Ehrentitel war, wird nun zum Beruf. Es ist nicht zu leugnen, daß diese geschäftstüchtige — fast möchte ich sagen — handwerksmäßige Ausnutzung der Geisteskräfte dem Erfinder den Nimbus raubt, den er als Prunkmantel in früheren Zeiten trug. Wie ehrfurchtsvoll hören wir von den Männern erzählen mit den weißen Bärten, im schwarzen Samtwams, von den Zauberern, die in ihren retortengefüllten Hexenküchen schufen; ein moderner Ingenieur löst entschieden weniger Romantik aus. Die Technik, die uns so viele Ideale erschlug, wird auch hier ein Neues an Stelle des Alten zu setzen wissen. Das gesunde Volk, das nicht Hamlets Reflexionsschwäche kennt, wird stets, unbeeinflußt durch zersetzendes Rückblicken, den Mann feiern, der die Früchte vom Baume pflückt, den Hunderte und Tausende vor ihm gepflanzt, gehegt und gezogen haben. Ohne die ungeheueren Verdienste Santos Dumonts und Zeppelins verkleinern zu wollen, mögen nur wenige bedenken, daß noch größerer Mut, noch idealeres Wollen, noch höhere Menschlichkeit dazu gehörte, mit Montgolfieren — das sind Ballons mit warmer Luft gefüllt, lenklose Luftschiffe primitivster Art — ohne Kenntnis der Luftströmungs- und atmosphärischen Verhältnisse, aufzusteigen. Die Namen eines Lourenço Don Gusmao (1709), eines Pilâtre de Rozier, eines Marquis d'Arlandes (1783) sind vergessen, doch der Chronist, die Fahnenkompagnie der Intellektuellen, das Gewissen jeder Zeit, sie werden nicht vergessen dürfen, daß schon im Jahre 1784 ein Blanchard die Luft mit Gasballons durchkreuzte, die mit Rudern und Steuern ausgerüstet waren und gewisse Lenkbarkeit besaßen. Über die Leichen der ersten verunglückten Luftschiffer, Pilâtre de Rozier und Romain, hinweg, die im Ballon von Boulogne aus England erreichen wollten, hat unsere Zeit das lenkbare Luftschiff erfunden, unsere Zeit, die infolge der größeren wissenschaftlichen Erkenntnis bessere Ballonhüllen, die genaue Kenntnis von der Entzündbarkeit der Gase und andere technische Erfahrungen besitzt. Stets waren die Menschen da, die die Kühnheit des Geistes besaßen, doch die Technik hinkt nach. Plötzlich, zusammengedrängt in ein schmales Jahrzehnt, ersteht ein Aeroplanerfinder nach dem andern; infolge der genauesten Durchbildung des Automobils haben wir eben nun die Kenntnis des kleinen und leichten Motors erworben und damit das letzte große Hindernis beseitigt. Die Männer, die jeweilig am Steuer der Bewegung sitzen, wenn das Schiff in den Hafen des Erfolges gelangt, sind die Helden, die Erfinder unserer Zeit. Das ist ein Titel, ein Lorbeerkranz in Worten, den sie redlich verdienen, wenn sie stilles, bescheidenes, dankbares Gedenken denen bewahren, die vor ihnen waren, auf deren aufgelösten Atomen sie wandeln, die ihnen die Schultern reichten zum Aufstieg an der Steilmauer des endlichen Sieges.

Es ist für unsere Zeit und deren rationelles Arbeiten charakteristisch, daß die Entwicklungsgesetze Darwins auf die Technik Anwendung finden. Die Erkenntnis der Harmonie der Welten, der Gesetzmäßigkeit des irdischen Geschehens, führte zwangläufig

dazu. Der Urmensch hat in der Kinderstube des Seins angefangen zu erfinden. Es war die Sehnsucht nach Besserung seiner Lage, der Versuch des Aufstiegs zum Paradies. Die plumpen Äxte und Waffen jeder Art, unserer Vorfahren Haushaltungsgeräte, die uns die Ausgrabungen alter Stätten zur Erweiterung unseres Entwicklungswissens liefern, beweisen es. Auffällig drängt sich eine Erscheinung in den Vordergrund. Der Mensch höhlte den Stein nach dem Beispiele der Natur zum Trinkgefäß, die Säge nach dem Vorbilde des Gebisses, die Axt kopierte unbewußt den Arm mit der geballten Faust. Viele unserer Werkzeugnamen gehen auch auf Sprachwurzeln zurück, die eine Hand- oder Zahnarbeit bedeuten. Das Wort „mahlen" läßt sich von einer indogermanischen Sprachwurzel herleiten, die soviel bedeutet, wie „mit den Fingern zerreiben" oder „mit den Zähnen zermalmen". Auch die Bezeichnung „Beißzange" gehört hierher. Die photographische Kamera ist das Abbild des menschlichen Auges, die Ventilpumpe das des Herzens. Das Klavier ist eine instinktive Kopie des Ohres; das Trommelfell und die Gehörknöchelchen stellen die Gesamtheit der Tasten und Hämmer dar; die Cortischen Fasern, von denen jede einem bestimmten Tone entspricht, die Klaviersaiten. Culmann hat die Tatsache gefunden, daß die durch lange theoretische Erwägungen zu bestimmenden Druck- und Zuglinien einer belasteten Kransäule mit den Linien übereinstimmen, nach welchen die Knochensubstanz im menschlichen Oberschenkel verteilt ist. Die Zug- und Drucklinien gewisser, erst in neuerer Zeit auf Grund großen technischen Wissens ersonnener Brückenkonstruktionen finden sich in der Konstruktion des Spinnenetzes. Mit der unfehlbar gesetzmäßigen Mechanik der Natur zieht das Tier den Faden aus seinem häßlichen Leibe; es baut nach uralten Gesetzen der Art die gleiche Brücke, die der Mensch mit marternder Geistesarbeit ersann. Den Schluß aus diesen wunderbaren Erscheinungen zu ziehen, wage ich nicht. Uns ist Erkennen, aber nicht *die* Erkenntnis gegeben, und jede Hypothese, die *eine* Zeit aufstellte, fiel in der *andern*.

Die gangbarsten Sprichwörter sind nicht die schlechtesten; es ist wahrlich gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Unermeßliches ward gewonnen und wieder verloren. Ben Akiba hat recht: „Alles schon dagewesen!"

Im Jahre 1170 *vor* Christi wurden in Medinet-Abu die Spitzen der von Ramses errichteten Maste vergoldet; diese Maste sollten als Blitzableiter dienen. Die Inschriften des Tempels von Edfu beweisen, daß den Alten keineswegs die Gesetze der Blitzleitung unbekannt waren; eine Inschrift am Tempel von Deudera besagt, daß die neben dem Tempelgebäude aufgerichteten kupferbeschlagenen Holzstangen zum Schutze gegen Blitzschlag bestimmt seien. Erst drei Jahrtausende später zeigt Benjamin Franklin von neuem, daß man ein Gebäude mit Hilfe einer es überragenden und bis in die Erde reichenden Metallstange vor dem Einschlagen des Blitzes sichern kann; Franklin gilt für uns als der Erfinder des Blitzableiters. Weit über zweitausend Jahre vor Darwin spricht Anaximandros klar aus, daß die Menschen von tierähnlichen Vorfahren abstammen. Damit legt er den Keim zur Deszendenzlehre, die fast allgemein als Errungenschaft unserer Zeit angesehen wird. Im Jahre 80 vor Christus immunisiert sich Mithridates von Pontos, aus Furcht, von den Römern vergiftet zu werden, mit Blut von Enten, die längere Zeit mit den damals bekannten Giften gefüttert worden. In Erinnerung an dieses Geschehen werden in Frankreich die verschiedenen Immunisierungsmethoden, die sämtlich neuester Herkunft sind, mit dem Sammelnamen „Le Mithridatisme" bezeichnet. Die Chinesen druckten bereits im Jahre 593 Bilder und Schrift von Holzstöcken ab; die Araber brachten diese Kunst nach Europa. In der Papyrossammlung des Erzherzogs Rainer finden sich arabische Drucke auf Papier, die weit zurückreichen. Im Jahre 1450 erfindet Guttenberg für uns die Buchdruckerkunst.

Der Mensch selbst ist das hindernde, trennende, das vernichtende Moment, das die glanzvollen Leistungen des Menschengeistes wieder in den Schoß der Vergessenheit zurücksinken läßt. Durch Kriege, durch Sprachtrennungen, durch Zweifel vernichtet das Menschengeschlecht einen großen Teil dessen wieder, was es errang — es baut den Turm zu Babel oft und oft von neuem und stets mit gleichem Mißerfolg. Allzufrüh wird vieles befingert, das dann hinstirbt, in ruhiger Entwicklung aber geworden wäre. —

Der Staat selbst hat versucht, soweit es möglich ist, Ordnung zu machen; er hat die Patentämter ins Leben gerufen, er hat die Institution des Patentschutzes geschaffen; der technische Erfinder soll die Früchte seiner Arbeit genießen. Staatliche, fachtüchtige Ingenieure prüfen die Geistesprodukte ihrer Zeit auf Neuheit; sie vergleichen mit dem reichen Material des schon Vorhandenen. Mittels einer Urkunde wird dem Erfinder das Recht verliehen, seine ihm gesetzlich geschützte Erfindung, während einer bestimmten Zeit — fast durchgehends fünfzehn Jahre — allein ausnutzen zu dürfen. In Deutschland laufen über 40000 Patentanmeldungen im Jahre ein. Fast zwei Drittel dieser mit großen Hoffnungen eingereichten Erfindungen — hoffnungslose Erfinder gibt es nicht — müssen zurückgewiesen werden. Es drängen sich nämlich viele Laien, Leute, denen jegliches fachliche Wissen fehlt, zum Erfinden. So entstehen, der Lotteriemöglichkeit eventuellen materiellen Gewinnes wegen, technisch unmögliche Hirngespinste. Oft aber wiederholt sich auch der menschliche Geist. Unvergeßlich wird mir der Greisler bleiben,

der ein halbes Jahrhundert nach Ressel ebenso richtig und technisch einwandfrei wie dieser die Schiffsschraube erfand. Jahre hindurch hatte der Mann zu Hause im Waschbecken experimentiert, während die Dampfer, die eine Viertelstunde entfernt im Kanal schwammen, diese Schraube seit langem trugen. Der Mann ist ins Wasser gegangen, als er die grausame Gewißheit begriff, sein Leben unnütz verloren zu haben. So ist der eine ein großer Erfinder, der andere ein armer Narr. (Und mein Theaterstück „Der Inhaltsucher", das diesen Konflikt behandelt, ist noch immer nicht aufgeführt, weil die Herren Dramaturgen und Direktoren der Ansicht sind, der tieftragische Konflikt sei konstruiert. Das Leben ist eben manchmal überspannt.)

Zur endgültigen Durchsetzung einer Erfindung genügt es nicht, daß der Erfinder und die staatliche Behörde den Wert der Neuerung erkannt haben; es muß auch der Mitwelt dieser Wert begreiflich gemacht werden. Wenn der Erfinder selbst die nötigen Geldmittel besitzt, die Erfindung zu vervollkommnen (wie die Brüder Wright), dann kann er der Welt den sichtbaren Erfolg zeigen, der stets überzeugend wirkt. Im gegenteiligen Falle wird zweierlei eintreten: Entweder die Erfindung bedeutet gegenüber dem Bekannten nur einen kleinen Fortschritt, dann wird die Mitwelt diesen Schritt vorwärts mitzumachen vermögen und der Wert der Neuerung wird allen leicht klar sein. Wenn der Erfinder aber ein wirkliches Genie ist, dann kann die Welt und sehr oft auch die Fachwelt den gewaltigen Satz nach vorwärts nicht mitmachen, und dem Erfinder oder wissenschaftlichen Entdecker wird bloß Spott, Hohn und Unverständnis zuteil. Julius Robert Mayer entfesselte in seiner Zeit einen Widerstand, der seinen Geist in Umnachtung brachte; das ganze Leben dieses großen Mannes war ein fortgesetztes Leiden für das Geschenk, das er der Menschheit gereicht hatte. Es liegt eben tief im Begriffe des Erfinders, daß der Schaffende seiner Zeit vorauseilt — man lese Lionardo da Vincis Aufzeichnungen! Und selbst wenn es nicht an Verständnis fehlt, so fehlt doch meist das zum Durchsetzen der Neuerung unerläßliche Geld. Wenn das Patent — manchmal nach zeitraubenden, teueren und aufregenden Prozessen — erteilt ist, beginnt oft erst der eigentliche Kampf, die Suche nach dem „Kapitalisten". Hier setzt das Mißtrauen, das Zweifeln und Kritteln wieder ein. Der Erfinder, der den „Geldmann" suchen muß, findet zumeist gezuckte Schultern, verschlossene Türen. Die Konkurrenz aber wartet auf den Fall des Erfinders; dieser kann gewöhnlich aus Eigenem die von Jahr zu Jahr steigenden Gebühren nicht zahlen — das Patent erlischt — nun nimmt das Kapital die Sache auf. So hat die Gesamtheit den Nutzen, der Erfinder, der die größten Opfer brachte, geht leer aus. Nicht einmal der Ruhm blüht ihm, daß sein Name mit der Erfindung verknüpft bleibt. Es gibt große Firmen, die beim Eintritt ihren Ingenieuren einen Revers zur Unterschrift vorlegen, wodurch diese sich verpflichten, alle von ihnen in Zukunft gemachten Erfindungen der Firma, unter Verzicht ihrer Namensnennung, kostenlos zu überlassen. Und es ist kein gutes Zeichen für die Gerechtigkeit unsrer Zeit, daß diese mit Recht bekämpfte häßliche Art der Ausbeutung noch nicht verschwunden ist.

Trotz dieser großen Hindernisse betreten jährlich tausende den Leidensweg, der wohl zu ein paar Treffern, meist aber zu Nieten führt. Ausnahmsschicksale, wie das Auers, des Erfinders des Gasglühlichts, benebeln die Überlegung; die Millionen des einen Glücklichen sind für Ungezählte der Trieb zu erfinden. D. R. P. (Deutsches Reichs-Patent), A. P. (Amerikanisches Patent), F. P. (Französisches Patent) usw., diese Marken schmücken heute bereits alles, was uns das tägliche Leben in die Hände legt: Besen, Knöpfe, Bürsten, Zigarrenabschneider, Federn, Bleistifte und so fort ins Unbeschränkte. Der Konkurrenzkampf zwingt die Firmen dazu, jede Verbesserung, und sei sie auch noch so klein, patentieren zu lassen. Das belastet schwer das Budget und erhöht die Preise. Große Firmen nehmen jährlich Hunderte und Hunderte von Patenten; in den ausgedehnten technischen Betrieben sind eigene Bureaus, die Patentbureaus, entstanden, die sich nur damit beschäftigen, die von der Firma anzumeldenden Patente auszuarbeiten und den Rattenschwanz der Patenteingriffsprozesse, der Konkurrenzstreitigkeiten verschiedenster Art zu entwirren. In Amerika gibt es einen eigenen Erfinderberuf, den Beruf des „inventor", der sich damit abgibt, geschäftsmäßig, täglich von 8—2 Uhr, zu erfinden. Die Klienten des Bureaus liefern die Gedanken; für die Lösung der gestellten Aufgabe und deren praktische konstruktive Durchführung haben die inventors zu sorgen. Eine andere eigenartige Erscheinung sind die sogenannten „Hyänen der Patentämter". Das sind Leute, die die Masse der verfallenen Erfindungen, die papiernen Leichen des menschlichen Geistes — denn jede patentierte Erfindung wird in der „Patentschrift" in Druck gelegt — durchwühlen und daraus Kombinationserfindungen zusammenbosteln, Kleinigkeiten, die billig herzustellen sind und die, auf den Markt geworfen, oft ein schönes Stück Geld ihren gewandten Schöpfern eintragen. Die Unmasse der bestehenden Patente hat jedoch auch schwere Nachteile im Gefolge, nämlich: eine ungeheure Unsicherheit für den Konstrukteur. Konstruieren heißt, ein technisches Ding bestimmten Verhältnissen anpassen; man kann sich also leicht denken, daß die Beweglichkeit des schaffenden Ingenieurs durch die außerordentlich naheliegende Gefahr, bestehende Patentrechte zu verletzen, starke Einbuße erleidet.

Es ist sehr lehrreich, zum Studium der Massenpsychologie, zu beobachten, wie äußere

Einflüsse zum Anschwellen der menschlichen Erfindertätigkeit führen. Plötzliche Ereignisse, die Verluste an Menschenleben nach sich ziehen, rufen stets Erfindungen in großer Zahl nach sich. Nach dem Untergang der „Elbe“, nach dem Unfall in Offenbach liefen zahlreiche Patentgesuche ein, deren Gegenstände Zusammenstöße vermeiden sollten, die Zugsicherungen und Zugdeckungen betrafen. Die Patenthochflut erstreckte sich auch auf das Gebiet des Wagenbaues, auf Einrichtungen zur Verhütung des Festklemmens der Türen, zur Erleichterung des Entkommens der Reisenden aus dem Wagen- oder Schiffsinnern usw. usw. Begreiflicherweise üben anderseits die volkswirtschaftlichen Verhältnisse den größten Einfluß auf die Erfindertätigkeit aus. Mit der Befreiung der Gewerbe von alten Fesseln setzte eine fruchtbare Epoche geistigen Schaffens auf gewerblichem Gebiete ein. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wuchs die chemische Industrie Deutschlands mit einem Male zu ungewohnter Höhe an: die Schutzpolitik Bismarcks gab eben neue Entwicklungsbedingungen.

Unermeßlich ist der Menschengeist, unbegrenzbar der Menschen Streben. Ein blühendes Feld steht sein Arbeitsgarten; wir wollen nicht klagen, daß sich auch Unkraut einschleicht, daß oft erst die Enkel ernten, was die vor ihnen säeten. Das ist das Leben. Wofür wir im engen Kreis der Familie schaffen, die selbstlose Sorge für unsere Nachkommen, sie zwingt uns auch in ihren Bann im großen Leben. Nicht leibliche Brüder und Schwestern, nicht leibliche Kinder und Enkel sind unsere Mitmenschen, doch es sind Zweige von einem Baum, die aus gleichen Wurzeln ihre Kraft holen. Wir kommen nicht voneinander. Und wenn auch tausend Kämpfer triumphlos als Opfer mit leeren Händen über die Bühne ziehen, die Gesamtheit gewinnt, sie kommt weiter, sie schafft sich neue Glücksmöglichkeiten. Hoch steht der Menschheit Gut über dem Einzelschicksal und Einzelglück. Und der darunter leidet, ist nicht reif, ihm fehlen die Weltarme, die alles umschließen, die jeden Schmerz lindern, den der andere trägt. Ich will nicht als Lobsinger der bestehenden Gesetze, des bestehenden Rechtes, das immer nur der jeweilige Ausdruck des augenblicklichen Gesamtempfindens ist, auftreten, aber man betrachte von diesem höheren Standpunkte aus unsere Rechtsverhältnisse, und man wird finden, daß dieser Altruismus der Kern jeder angefeindeten Bestimmung ist; man wird dann auch begreifen, warum Goethe Minister und Goethe sein konnte. Es ist die absolute Moral, das Gewissen der Völker! Auf dem Gebiete des Erfindens tritt dieses Sorgen-für-andere am klarsten in Erscheinung; die Erfindertätigkeit ist eben die Spitze des Keiles, der einer lichtvolleren Zukunft entgegenstößt. Und da die Liebe zum Licht, zur Klarheit, in uns allen als ewiges Sehnen ruht, so ist es nur klug und wie von einem besonnenen Hausvater gehandelt, wenn wir auf Mittel sinnen, um den ersehnten Ausblick rascher zu erreichen. Nicht die Menschheit, nicht die Völker, der Mensch ändert die Welt. Wir müssen also zum Menschen erziehen, zum Recht der Persönlichkeit, denn nur die Persönlichkeit hat die Gabe sich auszuwirken. Die nivellierende Schulbildung, die gedankenlose Erziehung des Elternhauses muß verschwinden. Erziehung darf nicht ein Kampf sein, den elterlicher Egoismus, der Bequemlichkeit und Verantwortung wegen, mit den naturnotwendigen Handlungen der Jugend führt; Erziehung muß eine große Liebe, ein großes Verzeihen und Begreifen sein. Die Kinderverehrung sollte unsere Religion des Alltages werden; dann besäßen wir in der Gesamtheit starke und demütige Menschen, die ruhigen und kühnen Auges in eine schöne Zukunft wiesen. Solche Menschen zeigen neue Wege, solchen Menschen ist das Leben ein frohes Finden und Erfinden für andere, durch solche Söhne schreitet der Stamm der Erdgeborenen vorwärts.

Nicht jeder schlechte Schüler ist eine kostbare Individualität, aber die meisten Individualitäten sind schlechte Schüler gewesen. Das möge die Schule billig bedenken — der deutsche Schulmeister und der Aufstieg Deutschlands, sie haben auch Zusammenhang! Herbert Spencer, der große englische Philosoph, war Autodidakt, der denkbar schlechteste Schüler seiner Zeit und doch steht sein Name heute hell im Licht; verschwunden sind die Vorzugschülernamen seiner Mitschüler. Jeder selbständige Kopf sucht zu wirken, sucht das ihm Überkommene zu bessern. Es ist charakteristisch, daß Herbert Spencer, ehe er sich als Philosoph, als Bauherr neuer Gedankenpaläste, bewies, technischer Erfinder war; sein kritischer Geist trieb zur Betätigung. Der moderne Kranken- und Operationsstuhl ist sein Werk — er erfand ihn für seine todkranke Mutter —, er hat eine Heftvorrichtung, einen Apparat für Schädelmessung, einen Drachenflieger und manch anderes erfunden; er hat all die bitteren Schicksale des Berufserfinders durchkostet. (Vergleiche „An Autobiography by Herbert Spencer“, Williams & Norgate, London. Deutsch: Stuttgart 1905.) Typisch sind seine Worte über das „Erfinden“. „Vermutlich sind meine Erfahrungen die der meisten Leute, die mit Erfindungen Geld verdienen wollten. Mißerfolg ist das Resultat, bald durch die Schwierigkeit der Kapitalsbeschaffung, bald durch unerwartete technische Hindernisse und Patentstreitigkeiten hervorgerufen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich ausspreche, daß einem Treffer fünfzig Nieten gegenüberstehen.“

Ich will mit einem andern Spencer-Wort schließen, das in die Zukunft weist. „Durch die künstliche Vermehrung der Intelligenz, ohne Rücksicht auf den Charakter, erfährt eine Gesellschaft keine Wohltat, sondern nur Schaden.“

In diesem Sinne müssen wir erfinden.

Momm Lebensknecht.

Roman von Ottomar Enking.

(Fortsetzung.)

In der Löwen-Apotheke wechselte das Leben zwischen Betäubung und Überdruß. Und das blieb ein Rätsel: Ritter, der doch scheinbar allen Grund hatte, nun erst recht sicher aufzutreten, wurde immer geschmeidiger. Die selbstgefällige Art verließ ihn.

Seine Frau bemühte sich, in das hineinzudringen, was er ihr verborgen hielt. Aber ihr Köpfchen war nicht zum scharfen Nachdenken geschaffen. Ritter lullte sie ein mit Geschenken und Küssen, und sie, die immer der Liebe lebte, wurde weich und weichlicher. Er gab ihr reichlich von allem, was sie begehrte, und so mußte sie das kleine Leid auf sich nehmen, daß er viel verreiste. Nach Deutschland, um Einkäufe für die Apotheke zu machen, sagte er. Dann kam er von Dresden nach Vorsdesby heim und schwärmte ihr von seinem ältesten Sohne vor. Ach, er hatte ihn gesehen, bei der Parade. So männlich, wie er kommandierte, so adlig, wie er auftrat. Und freilich mußte der junge Leutnant seinem Vater wohl Opfer kosten, denn jene vornehme Dame, von der seine Mutter den Lebensunterhalt bekam, war jetzt gestorben. Die Mutter, — ach, daß es noch eine Madame Ritter gab, das war ja Frau Dorettens eigentlicher und bitterster Kummer! — die hochadlige Mutter hatte für sich selbst nur eben genug, und der Sohn mußte also vom Vater das bekommen, was ihm vorher die fürstliche Verwandte zufließen ließ.

Jede Summe lohnte sich. Wie reich würde sich der Leutnant demnächst vermählen!

Hatte sich der Leutnant vermählt, — welche Kleinigkeit war es dann für ihn, dem Vater die vorgeschossenen Summen zurückzuerstatten. Frau Dorette gab mit der Gleichgültigkeit, die sie überhaupt gegen Geldsachen hegte, ihre Zustimmung. „Ja, schick' ihm, was Du willst, nur liebe mich allein.“ Das war der Kehrreim in Dorettens Rede.

Momm wußte nichts von allen Schmerzen, er wußte im ganzen so wenig von seiner Mutter wie sie von ihm. Nur daß er mit Antje verlobt sei, das hatte Douwinus rechtzeitig auch in der Apotheke vermeldet. Dorette hatte lächelnd ja dazu gesagt, — sie sagte immer ja, wenn zwei sich lieb hatten. Als sie dann mit Momm darüber scherzen wollte, wies er sie zurück, und sie schwieg auch immer gleich, wenn man sie zurückwies. —

Was waren das nur für Gerüchte, die jetzt über Apotheker Ritter in der Stadt herumschwirrten? Mynheer hatte ihm die Hypothek gekündigt? Mynheer lachte, zog Achseln und Augenbrauen hoch und sagte nichts. Aber was Wahres mußte daran sein, denn Ritter hastete von einem wohlhabenden Bürger zum andern und wollte sechstausend Taler geliehen haben.

Sie erzählten sich's im Domkrug, erst flüsternd, dann lauter, und wenn Ritter mit dem gezwungenen Lächeln am Stammtisch erschien, war das Abendbrot für die Vordesbyer Honoratioren merkwürdig früh fertig, so daß sie rasch aufbrechen mußten.

Dann sickerte noch Schlimmeres durch: Rektor Heineking war in der Apotheke erschienen und hatte sehr ernst zu Ritter von Mündelgeldern gesprochen.

Dann das Auffälligste: Ritter, so hieß es, wollte die Apotheke verkaufen und fortziehen. Und wie es hieß, so war es. Dorette flehte ihn an zu bleiben. Er jedoch wollte fort, nach einer großen Stadt, hier sei kein Geschäft zu machen, die Apotheke würfe nichts ab.

Das Verkaufen und Fortziehen, das war das Verdächtigste. Plötzlich hörten die Gesellschaften in der Apotheke auf, und Ritter erschien nicht mehr am Stammtisch. Er war jetzt immer auf Reisen. Weit weg. Etwas mußte ihm doch geglückt sein, denn das mit der Hypothek bekam er noch einmal in Ordnung. Aber was war es für ein Zustand in der Apotheke! Doktor Rentsch beschwerte sich. Ritter mußte daheim bleiben, aber man sah, er zitterte am ganzen Leibe vor Ungeduld.

Dorette war jetzt viel bei dem kleinen Georg. Sie wich ihrem Mann aus und wollte gar nicht sein Vertrauen, das er ihr

nun redselig aufzwang. Seine Hast erschreckte sie, und sie ließ sich auch von seinem Zärtlichtun nicht mehr ganz einlullen. Aber sie war machtlos, sie besaß ja kein Menschenherz, mit dem sie offen sprechen konnte, denn Ritter drohte ihr: „Niemand erfährt was! Hörst Du?“

Selbst Momm hörte nichts. Er war in Kiel und blieb dort auch die Ferien über. Was sollte er in Vordesby? Das Herumlaufen als Bräutigam war ihm zuwider. Übrigens wurden auch Antjes Briefe seltener, und Douwinus besuchte ihn nicht mehr so oft, um über Antjes Sehnsucht nach der öffentlichen Verlobung zu reden. Peter Steen, der in aller Ruhe an seinem Examen tischlerte, kümmerte sich auch nicht weiter um Momm. So war er einsam, trotz all der Bekannten und Freunde, die er hatte. Sein Leben wechselte zwischen der Arbeit, der die rechte Ruhe, und dem Vergnügen, dem die echte Fröhlichkeit fehlte.

Da fuhr eines Tages ein Landwagen durch die Holstenstraße in Kiel und hielt vor dem Hause, wo Momm wohnte. Momm saß lesend am Fenster. Sieh, das war ja Thoms von Askehöved, der da ausstieg.

Momm eilte ihm entgegen. Eine Besuchsmiene hatte Thoms gerade nicht aufgesetzt. „Guten Tag, lieber Lebensknecht,“ sagte er. Dann setzte er sich, wohlbeleibt wie er war, schwerfällig hin. Momm blickte mit Spannung auf ihn. „Ja, ja,“ sagte Thoms von Askehöved.

‚Die Unterhaltung fängt unterhaltsam an‘, dachte Momm. Er holte eine Flasche Wein heran. Thoms prüfte das Getränk: Mild von Geschmack. Ja, ja, ja. Tut wohl in Leid und Freud, lieber Lebensknecht.“

„Wie geht es zu Hause?“ fing Momm endlich an.

„Darum komm' ich gerade, lieber Lebensknecht. Sie sind ein gesetzter junger Mann und wissen, daß das Leben nicht immer so glatt verläuft, wie man es haben möchte.“

„Jemand krank?“

„Ach, krank wollen wir nicht sagen, aber wenn das Gemüt angegriffen ist, dann ist das ja schließlich auch eine Krankheit. Oder kann es doch leicht werden.“

„Mutter?“ rief Momm dringend und trat auf Thoms zu.

„Bleiben Sie man sitzen. Wir wollen uns das mal der Reihe nach erzählen.“

„Mutter krank?“

„Geht schon wieder besser. Bloß Ruhe muß sie haben.“ Thoms machte eine entschiedene Bewegung, so daß Momm sich wieder hinsetzte. „Sie wissen ja, mein guter Lebensknecht,“ begann jetzt der Landmann, „daß es mit Ihrem Stiefvater in der letzten Zeit man so so stand.“

„Das hab' ich eigentlich nicht gewußt. Er hat mir nie etwas mitgeteilt.“

„Mitgeteilt,“ meinte Thoms, „ja, wenn man warten will, bis einem solche Leute was mitteilen! Aufpassen muß man.“

„Mein Stiefvater hatte alles in Händen. Er hat mir meine Zinsen regelmäßig ausgezahlt, und noch mehr.“

„Zinsen. Das denken Sie sich so. Wenn man ein Haus führt wie der, und die Frau geht in Seide, und hier ist ein Sohn, der den Generalleutnant spielt, und da unten sitzt einer bei der Garde, — ich möchte wissen, wie ein Vermögen das aushalten soll.“

„Bankrott?“

„Das wäre ja noch nicht so schlimm.“

Jetzt war Momm wieder aufgesprungen. Auch Thoms erhob sich. „Also, ich kann es Ihnen nicht verschweigen, guter Lebensknecht, Ihr Stiefvater hat seinem Leben ein Ende gemacht.“

„Mutter!“

„Ja. Arme Frau! Aber Sie können ruhig sein. Wir haben sie draußen bei uns auf Askehöved und das Kleine auch. Da soll Sie sich erst erholen.“

„Mutter!“ rief Momm. Plötzlich war seine Mutter wieder für ihn da. Alle die Zeit über hatte er sie vermißt, das eigentliche Vermissen aber doch nicht gefühlt, und bei der Fremdheit war ein Schmerz in ihm gewesen, das heimliche, ihm selbst unbewußte Entbehren. Jetzt trat sie deutlich vor ihn hin.

„Das Allerbösesete ist der guten Frau ja noch erspart geblieben, Gott sei Dank, er hat es nämlich nicht in Vordesby getan, sondern in Dresden.“ Thoms legte ein Papier auf den Tisch. „Das haben wir von Amts wegen gekriegt.“

Ja, da stand es: Im Plauenschen Grunde bei Dresden ... Momm schob das Papier beiseite.

„Und der Sohn,“ berichtete Thoms weiter, „der soll verschwunden sein. Und

das Vermögen, lieber Lebensknecht, um es mit einem Wort zu sagen, das ist alle."

Eine lange Pause.

Momm faßte sich allmählich. Sein Mitleid mit der Mutter wurde etwas zurückgedrängt durch die Sorge um das Geld. „Das ganze?" fragte er. „Alles von meinem Vater?"

Thoms zuckte die Achseln. „Was da noch bei herausspringt, wenn die Apotheke unter den Hammer kommt, das weiß ich nicht. Jedenfalls aber haben Rektor Heineking und ich festgestellt, daß Ihr Stiefvater . . . na ja, er ist tot. Damit müssen Sie rechnen, Lebensknecht, daß Sie jetzt ganz auf eigenen Füßen stehen und daß Sie Ihre Mutter und den kleinen Georg auch noch mit zu ernähren haben."

„Wenn ich gleich hinfahre . . .?"

„Das dachte ich auch. Unterwegs besprechen wir uns dann weiter. Bleiben Sie bei uns so lange, bis Sie klarer in der Geschichte sehen, und dann wird sich für Sie auch schon ein Platz in der Welt finden."

Ein trauriges Wiedersehen. Dorette lag schluchzend an Momms Brust, und was Momm zur Linderung ihrer Schmerzen wußte, war gering. Frau Thoms und ihre Tochter Cordula taten alles, was sie nur erdenken konnten, um die so jählings von neuem zur Witwe gewordene Frau wenigstens gesund zu erhalten.

Draußen im Garten spielte der kleine Georg fröhlich und ahnungslos, drinnen saß Momm, weit über seine einundzwanzig Jahre gealtert, stöberte in Papieren und rechnete und rechnete. Thoms half ihm redlich. Oft war auch der Rektor mit von der Konferenz, aber es war nichts zu retten.

Der, den sie im fernen Lande mit der Pistole in der Hand und der Kugel in der Schläfe aufgefunden, er hatte um seines Lieblingssohnes willen seine Frau und ihre Kinder zu armen Leuten gemacht.

❖ ❖ ❖

„Arme Leute," sagte Momm. Er ging mit Cordula im Garten hinter dem Wohnhause. Der November hatte die letzten Blätter von Baum und Strauch gerissen, die Erde war feucht und weich, es war kein Herbst mehr und noch kein rechter Winter. Momm flüsterte: „Arme Leute."

„Doch nicht ganz," entgegnete Cordula. „So jung wie Sie sind, und bei den Freunden, die Sie haben."

„Ach!" Momm stampfte auf, daß der Lehm um seine Füße spritzte. „Von Gnade abhängig sein!"

„Hilfe ist keine Gnade," sagte Cordula, indem sie ruhig vorwärtsschritt. „Ich an Ihrer Stelle würde mich freuen, in den Kampf zu kommen. Was Sie jetzt werden, verdanken Sie sich selbst."

„Ja, das sagen Sie. Sie sitzen hier warm auf Askehöved."

„So gut ich es habe, ich möchte oft hinaus, wie ich gehe und stehe, um mir irgend was selbst zu schaffen."

„Phantasien einer jungen Dame."

„Das bin ich gar nicht, Herr Lebensknecht. Ich verdiene mir jeden Bissen Brot. Unsere Mädchen arbeiten nicht so wie ich." Sie streckte ihre Hand vor. Das war freilich keine Damenhand. Vom Zufassen war sie gehärtet. Ihr Kleid hatte nicht den Schnitt der Mode, und das Haar war schlicht zurückgekämmt. Wenn Momm an Gesa oder gar an Antje dachte, — was war Cordula gegen die beiden für ein tüchtiges, tätiges Geschöpf. Ihr Schritt war bestimmt, ihre Bewegungen hatten etwas Freies und Entschlossenes zugleich, ihre Stimme klang tief und ernst. Mit den starken Brauen über den hellen, lebhaften Augen und mit der etwas stumpfen Nase ähnelte sie ihrem Vater. Ihr ganzes Wesen hatte einen Hauch von Männlichkeit, und das paßte gut zu ihrer großen Gestalt. Und trotz all der Tatkraft, die aus ihr sprach, war nichts Unweibliches an ihr. Sie erschien Momm wie der frisch aufgeworfene Acker: kräftig dampfen und duften und blinken die fruchtbaren Schollen, aber das Tiefste, das, was sie eben fruchtbar macht, ist verborgen unter ihnen ... man fühlt es nur. So achtete Momm das junge Mädchen an seiner Seite... Mußte er sich nicht schämen vor Cordula, daß er über nichts anderes redete und jammerte, als über seinen Verlust und seine Armut?

„Herr Lebensknecht, die Welt steht Ihnen offen."

„Mir ja. Aber meiner Mutter und Georg?"

„So ist der Kampf um so schöner."

„Schreiber werden."

„Sie sollen bleiben, was Sie sind. Ihr



Mrs. W. Urquhart.

Gemälde von Henry Raeburn.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Unglück soll Sie erst recht zum Ziel bringen."

Ja, was solch ein Mädchen redete. Das kostete wohl nichts, zu studieren und dabei die Mutter und ihr Kind unterhalten? Aber Momm wußte: nur wenn er auf seinem Wege blieb, konnte er leben, und so zog doch ein Wohlgefühl bei ihm darüber ein, daß Herr Thoms helfen wollte.

„Nicht wahr?" bat Cordula. „Jetzt wollen Sie so stark sein, daß Sie alles überwinden. Versprechen Sie mir das?" Sie hielt ihm ihre Rechte hin. „Nur, wenn Sie ehrlich ja sagen können." Und ihre Blicke strahlten einen Mut in ihn hinein, daß er frisch einschlug. „Ja, Fräulein Thoms. Ich will!"

Cordula Thoms hatte recht. Er nahm sich ihre tüchtige Art zum Muster, er vertraute ihr seine Pläne an, die beiden schlossen eine herzliche Kameradschaft miteinander.

Nein, wirklich: verlassen konnte er sich nicht nennen. Er erlebte Güte, oder was die Menschen so nennen, daß es ihm beinahe zuviel wurde. Ließ er sich in der Stadt sehen: die mitleidigen Blicke!

Die Blicke des Bedauerns aber, das sanfte Reden um Momm herum — das war für ihn das härteste, was er aushalten mußte. Sie drückten ihm zartfühlend die Hand und sahen ihn an, als wollten sie sich entschuldigen, daß sie keine schwarzen Handschuhe dabei trugen. Das Geseufze half ihm freilich nicht viel. Peter Steen kam zuerst mit einem praktischen Vorschlag:

„Du, wenn Deine Mutter die kleine Wohnung oben bei uns haben will, mein Vater gibt sie gern..." Malchen Gydesen hatte die Zimmer zur ebenen Erde bereit. „Wenn Ihr bei uns eine Zeitlang wohnen wollt?" bot auch Frau Rektorin Heineking ihr Obdach an.

‚Lauter Armenhäuser sind das,' dachte Momm. ‚Mutter soll nicht ins Armenhaus. Ich bin ja da.'

Ja, in vielen Familien hätte er die Seinigen unterbringen können, bloß die Tür zu Mynheers Hause, die stand ihm merkwürdig wenig offen. Er hörte fast nichts mehr von Antje und Douwinus. Nicht ein einziges Mal hatten sie ihn in Askehöved aufgesucht.

„Ich würde mir darüber Klarheit verschaffen," meinte Cordula.

Das wollte er auch. Er ging hin.

„Dscha," sagte Mynheer, als Momm die Schwelle überschritt, „verreist."

„Ach? Antje?"

„Verreist."

Momm stand unschlüssig. Da durchquerte Douwinus hinten den Flur. Er hatte nicht gern gesehen werden wollen, jetzt half es ihm nichts. Er lud Momm ein: „Wenn Du näher treten willst..." So förmlich war Momm hier noch nie empfangen worden. „Bitte — wenn Du vielleicht Platz nehmen willst."

Das war eigentlich schon Klarheit genug, aber Momm wollte Cordula genau berichten können. Er fing an: „Antje...?"

Douwinus seufzte wie ein Mann, der viel Leiden mit seinen Familienmitgliedern durchzumachen hat.

„Ja," antwortete er dann, „ganz plötzlich, nach Kopenhagen."

„Daß sie mir aber nicht Adieu gesagt hat."

„Ja, die Eile, und — stören wollten wir nicht. Auf Askehöved verkehren wir auch eigentlich kaum, und ich kann Dir nicht verhehlen..."

„Was?" Momm sah seinen Jugendfreund groß an. Dem war wohl was ins Auge gekommen? Er rieb es sich, und es dauerte lange, bis er sprechen konnte: „Es hat meine Schwester doch sehr gekränkt... Dein Benehmen..."

„Douwinus, wenn Du das in der letzten Zeit durchgemacht hättest."

„Davon rede ich nicht. Was geht das uns schließlich an?"

„Nun, meine Braut, mein' ich, sollte daran teilnehmen."

„Deine Braut! Das Wort ist doch am Ende ein bißchen übertrieben, wie?"

„Wer hat es denn zuerst gebraucht?"

„Ich weiß wohl, ich war es der Ehre meiner Schwester schuldig..."

„Und ich bin ihrer Ehre auch nichts schuldig geblieben. Ich sage: meine Braut."

„Ja, das sagst Du, aber ob Du es auch so richtig denkst, das ist wohl die Frage."

„Damit trittst Du eher Deiner Schwester zu nahe als mir. Ich denke, was ich sage."

„Ach, die Redensarten."

„Mir ist es bitterer Ernst."

„Da haben wir's: bitterer, — das ist es ja gerade, was Antje bedenklich macht.

Sieh mal, Du kannst es doch nicht leugnen, daß es von Dir damals übereilt war."

„Das habt Ihr früher nicht gesagt. Ihr habt alles, was ich tat, für meine reifsten Entschlüsse erklärt. Aber jetzt, wo ich Unglück . . ."

„Nein, Bester, denk' bloß nicht so etwas von uns. Dein Unglück — damit haben wir das tiefste Bedauern, und es hat selbstverständlich mit Antjes Zweifeln und Besorgnissen nichts zu schaffen. Sie ist nur ein sehr fein empfindendes Geschöpf, und dann hat sie schon lange unter einer gewissen Kälte gelitten, die von Dir ausging. Endlich ist es ihr eben zuviel geworden mit Deiner Zurückhaltung."

„Warum ist sie mir nichts gewesen in diesen schweren Tagen? Da hätte sie alles, was an Kälte in mir ist, in Wärme umwandeln können. Keine Zeile von ihr!"

„Du hast sie aber auch nicht zu Dir herausgebeten. Und daß Du da wieder angeknüpft hast, — Du weißt wohl. Antje konnte ja vieles verwinden, aber das war ihr denn doch zu stark. Das war gerade kein bräutigammäßiges Benehmen."

Momm grübelte. Noch verstand er Douwinus nicht. Er hielt jede Frage zurück und zwang dadurch Douwinus, deutlicher zu werden. Der meinte schließlich: „Du schweigst, und damit gestehst Du eben ein, daß Du Deine erste Liebe zu dieser poetischen Scharfrichterstochter sozusagen wieder ausgegraben hast. Das ist Antje zu Ohren gekommen, und zwar, wie ich Dir offen sage: durch mich."

Momm, erst erschreckt, mußte dann auflachen. „Du meinst Sarkessa?"

„Das ist doch einfach. Ihr habt Euch wieder getroffen."

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich habe ja wohl auch das Recht, abends vor den Toren zu spazieren?"

„Ach so, den einen Abend. Und das soll verabredet gewesen sein?"

„Weißt Du, wenn ich so einem Frauenzimmer nicht begegnen **will**, dann tu' ich es eben auch nicht. Du bist hinausgegangen, Du hast mit ihr gesprochen, und ich bin dann im Interesse meiner Schwester allerdings zu der Überzeugung gekommen, daß doch ein Rest von Deiner Jugendliebe ..."

„Du!" Momm war aufgestanden. „Fang' nicht an, mich zu höhnen. Was Du mir da erzählst, ist zu lächerlich, als daß ich mich verteidige. Wenn ich ein paar Worte mit dem armen Weib gewechselt habe, so ist auf der Welt noch nichts Zufälligeres passiert als das. Nimm Dich in acht, anderswo Zweifel über den Zufall zu äußern, sonst finden wir uns mal wieder da draußen im Wald, aber nicht zufällig. Warum hast Du mich denn nicht gleich zur Rede gestellt? Warum erst jetzt, wo ich Hab und Gut verloren habe?"

„Ach Himmel, wieder das!"

„Ja, das! Und warum hat Antje keine Erklärung von mir verlangt?"

„Es tut mir leid, daß Du das Zartgefühl meiner Schwester nicht zu würdigen weißt. Kurz und gut, so schmerzlich es Antje ist, Du wirst Dich darin finden müssen, daß das Band zwischen Euch durch Deine Schuld zerrissen worden ist."

„Ja." Momm reckte sich auf. „Darin find' ich mich leicht, Douwinus. Besser ist es so. Da hast Du recht."

Schnell schritt Momm zur Tür und zum Tor hinaus.

„Dscha," sagte Mynheer und blinzelte ihm schmunzelnd nach. —

⁂ ⁂ ⁂

Die Löwen-Apotheke kam unter den Hammer. Als alles geordnet, besaß Dorette noch ein paar Tausend Taler. Momm kaufte ein Häuschen in der Torstraße. Seine Mutter sollte allein wohnen, sollte nach ihrer Lust schalten können zwischen den Flitterdingen, die sie aus dem Zusammenbruch gerettet hatte.

Ein Häuschen mit einem Stockwerk. Unten wohnte Witwe Heesch. Die hatte eine kleine Leihbibliothek. So spannende Romane. Dorette in all ihrem Leid freute sich darauf, solche Büchersammlung nahebei zu haben. Ein Gärtchen war hinter dem Haus, da spielte Georg.

„Gut untergebracht, Mutter," sagte Momm.

Sie weinte. „Lieb hab' ich ihn doch gehabt."

„Dafür hätte er Dich auch lieb haben müssen, Mutter. Nun steht keiner mehr zwischen uns, und ich habe nur das **eine** im Sinn, daß ich Dich wieder so munter sehe wie vorher."

Sie küßten sich so innig wie seit Jahren nicht, und ihr Gemüt wurde leichter. Do-

rettens verkümmertes Gesichtchen glättete sich wieder, ihr Kindersinn regte sich, sie schmückte erst ihre Stube und dann sich selbst. Etwas von dem alten Sonnenschein ruhte wieder um sie. Der Liebe hatte sie genug durch ihre beiden Söhne, den kleinen und den großen.

Momm Lebensknecht war jetzt der fleißigste unter den Kieler Studenten der Rechtsgelehrsamkeit. Er dachte nicht mehr daran zu glänzen. Kein Schilling von dem Gelde, das ihm Thoms auf Askehöved vorstreckte, rollte einen falschen Weg.

Da stand er mit fremder Hilfe und doch aus eigener Kraft am Ziel: zur selben Zeit, als Peter Steen ein ausgelernter Doktor ward, hatte Momm seine Prüfung ehrenvoll bestanden. Stolz zogen die Jugendfreunde in Vordesby ein. Douwinus fehlte bei ihnen. Der hatte seine Studien schneller beendet, war nach Hamburg gegangen und in ein Bankgeschäft eingetreten.

Die „Vordesbyer Angenehmen Mittwochs-Nachrichten" brachten ein Gedicht mit Anemophilos unterzeichnet. Natürlich wußte niemand außer ganz Vordesby, daß sich hinter diesem Namen der Herr Postmeister verbarg, der als Stadtpoet alle Ereignisse, frohe und traurige, in kunstreichen Versmaßen besang.

Wie einst auf Hellas' sagenumwebter Flur
Zur Weisheit drängte stürmisch die Jünglingsschar,
Daß aus Athenas klarem Bronnen
Köstliche Labe den Geist ihr letze, —

So habt auch Ihr, des heiligen Eifers voll,
Euch zur Erkenntnis ehrenhaft durchgekämpft.
Des Nordens reife Söhne, steht Ihr,
Grüßend das herrlichste Ziel des Lebens.

Drum Heil und Preis Euch, Zierden der Heimatstadt!
Und heißen Euch nicht Zymbel und Tubaklang
Willkommen in der Väter Mauern:
Horchet! Es rauscht Euch des Sängers Leier!

⁂

Peter Steen tat eine Klingel vor sein Haus und wartete darauf, daß sich jemand von ihm kurieren lassen sollte. Es kamen aber nur wenig Leute, und die Unpäßlichkeiten, die sie mitbrachten, waren kaum des medizinischen Studiums wert. Die Luft war hier zu gesund, und überdies wachte Doktor Rentsch, der die Vordesbyer seit fünfzig Jahren von allen Übeln heilte oder ihnen im gesegneten Alter zu einem sanften Tode verhalf, eifersüchtig darüber, daß keiner seiner Patienten sich dem jungen, unerfahrenen Arzt anvertraute. So hatte Dr. Steen viel Zeit, seinem Vater beim Hobeln zu helfen.

Da fand Malchen Gydesen, daß für den neuen Arzt etwas geschehen müsse. Kurz entschlossen bekam sie eines Nachts Zustände. Was das für Zustände waren, darüber blieb sie sich selbst im unklaren. Und weil sie doch den alten Doktor Rentsch nicht stören konnte — er nahm es nämlich sehr übel, wenn man ihn nachts kommen ließ, und rächte sich dafür mit schauderhafter Medizin —, so erschien es ihr natürlich, daß sie den neuen Doktor holte.

Also sie schleppte sich zu Tischlermeister Steens Haus und begann ein mächtiges Geläute, so daß die ganze Nachbarschaft Träume von Feuer und Kriegssturm bekam. Doktor Steen erschien, höchst erstaunt, und Malchen Gydesen setzte ihm von der Straße aus mit lautester Stimme ihre unbestimmten Zustände auseinander. Peter Steen kam heraus, Malchen ließ nicht ab zu jammern und hatte wahrhaftig den Triumph, daß ringsherum Lichter an den Fenstern erschienen, und die Leute die Köpfe auf die Straße streckten: „Wat is los?"

Da war Malchen zufrieden. „Es wird schon besser, Herr Doktor, und ich glaube, ich kann nun nach Hause gehen. Aber morgen früh, nicht wahr, da sprechen Sie bei mir vor?" Sie rauschte von dannen.

Peter Steen sah ihr verwundert nach, aber am nächsten Tage merkte er wohl, wie gut es für einen jungen Arzt ist, nachts herausgeklingelt zu werden.

„Ja," sagten die Vordesbyer zu Peters Mutter, „mit Ihrem Sohn, ja! der hat wohl Tag und Nacht keine Ruhe. Das muß doch ein tüchtiger Doktor sein. Wenn Mamsell Gydesen nicht mehr zu Doktor Rentsch geht ..."

Und siehe da: es überkam die Vordesbyer der Ehrgeiz, zu nachtschlafender Zeit kuriert zu werden, und Peter wurde oftmals herausgeklingelt.

Momm Lebensknecht hatte es nicht so leicht. Ihm konnte Malchen Gydesen beim besten Willen nicht helfen. Er mußte zusehen, daß er rasch in Stellung kam, damit er für sich und die Seinen — denn Georg

gehörte mit dazu —, den Unterhalt verdiente. Für den Staatsdienst war es damals, in den dreißiger Jahren, eine schlechte Zeit. So übernahm Momm allerhand Kommissionen, arbeitete hier und da und kam nicht zur Ruhe. Er führte ein bedrücktes Dasein, bis auch für ihn endlich die Frucht vom Baume fiel. In seiner Vaterstadt wurde die Stelle des Stadtsekretarius frei, die nur mit einem gehörig geprüften Literatus zu besetzen war. Momm bewarb sich beim Bürgermeister und den vier Ratsverwandten um das Amt, seine Freunde taten das ihrige, und obgleich Momm für den wichtigen Posten als eigentlich noch zu jung befunden ward, so hatten die Vordesbyer doch ihren Stolz dabei, einem Sohne der Stadt zu Brot und Ehren zu helfen. Momm Lebensknecht wurde wohlbestallter Stadtsekretarius.

⌘ ⌘ ⌘

Am Abend des Tages, da er zum erstenmal auf dem Rathaus gearbeitet hatte, ging Momm einsam durch die Straßen seiner Vaterstadt. In allen Rauchfängen heulte es, Ziegel klapperten sich los. Aus den Gärten, über die Giebel hinweg, hörte man das Sausen in den Baumästen. Der Regen klatschte auf die runden Steine. Die Ketten, die über die Straßen gespannt waren, um die Laternen zu tragen, knarrten. Die Öllampen in den Laternen hielten dem Wind zumeist nicht stand, die Flämmchen flackerten, und bald hier, bald dort verlosch eins davon.

Momm war allein in den Straßen. In den sichern Häusern saßen sie und lasen den Bericht, den die „Angenehmen Mittwochs-Nachrichten“ über die feierliche Einführung des neuen Stadtsekretarius brachten. Momm zog den Kragen hoch und sah zu den Häusern hinauf.

Da war die Schule, wo er einst zitternd und trotzig sein Urteil empfing: verwiesen wegen unsittlichen Betragens und hartnäckigen Leugnens. Die Kirche, wo er nur dann und wann mystische Schauer, aber nie das empfunden hatte, was der Propst die innerliche Frömmigkeit nannte. Endlich sein Vaterhaus. Ach, er wollte nicht hinsehen, selbst im Dunkeln nicht. Die Löwen-Apotheke. Ja, alles, was da geschah, war der Gegenwart schon so nahe, so nahe, und doch, auch das war vergangen.

Momm schritt über den Markt. Am Hause bei der Wasserkunst war die Nische, worin er sich oft verborgen hatte. Jene Nische mit der Bank, auf der er mit seinen Schulkameraden saß und Pläne schmiedete: „Wenn ich man erst groß bin . . . oha!“ Er schlang den Mantel fest um sich und schmiegte sich in die Nische. Der Sturm riß den Drachenmäulern am Brunnen das Wasser vor der Nase weg und schleuderte es weithin auf den Platz. In all dem Wind und Wetter hatte Momm hier einen stillen Fleck Erde gefunden. Und da wurde es ihm zumute, als sei er nach einer langen Zeit jetzt zum erstenmal wieder in Vordesby. Mächtig wallten die Erinnerungen auf.

Er hatte sich selbst verschwendet, nach Jugendart, denn die Jugend weiß mit ihrem wundervollen Reichtum nichts andres zu beginnen, als ihn zu vergeuden. Sie jauchzt, indem sie ihre Güter ausstreut. Unerschöpflich zu sein, das ist ihr köstlicher Aberglaube. Aber so tief Momm oft am Boden lag, er hatte sich doch im Glück seines Überflusses, seiner Hoffnungen als Lebensherr empfunden. Jetzt rief das Leben Halt. Fortan galt es, sich nicht mehr zu verwandeln. Nicht mehr im ewigen Wechsel der Sorglosigkeit das Alte fahren zu lassen, ohne zu wissen, woher das Neue kam. Jetzt galt es, aus dem Alten das Neue zu e n t w i c k e l n, — das Alte f e s t z u h a l t e n, um es nutzbar zu machen für den Fortschritt im Dasein.

Es dämmerte Momm die Erkenntnis auf: wollte er denen, die ihn bisher umgaben, entgehen, so mußte er so langsam schreiten wie sie selber. Eine seltsame Wahrheit. Also die Menschen aus seiner Jugend mußte er abschütteln.

Seine Mutter und ja! auch noch Peter Steen, — diese beiden konnte er mit sich nehmen auf den ferneren Weg, alle übrigen . . . o, er wollte es schon lernen, langsam zu schreiten, um ihnen zu entkommen.

Er schob den Hut zurück. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, Sterne blinkten durch die vorüberfliegenden Wolken. Das Wasser des Brunnens perlte wieder in sanften Bogen nach unten. Die Tür am Domkrug da drüben öffnete sich. Drei, vier behäbige Männer prüften das Wetter, wagten es dann, herauszutreten, und nahmen geräuschvoll voneinander Abschied.

Momm stand von der Bank auf, verließ die Nische und bog um die Ecke in die Torstraße ein. Eine ärmliche Straße. Niedrige Häuser mit kleinen schiefen Vorbauten. Die Firste der Dächer waren gebogen vom Alter. Momms Haus war kaum besser, aber es hatte doch einen hellen Anstrich bekommen zu Ehren, daß ein junger Stadtsekretarius darinnen wohnte.

Ärmlich war es, aber laß nur! In Gedanken sich ein stattliches Haus zimmern irgendwo, wo es einem paßte, und diese Gedanken so stark werden lassen, daß das Haus schließlich wie von selbst in die wirkliche Erscheinung treten mußte: das war die Lebenskunst, die zur Lebensherrschaft führte. Momm Lebensknecht wollte sie üben, beide: Kunst und Herrschaft.

Sicher, mit festen, männlichen Schritten trat er in sein Haus.

⁂

Sachte floß das Leben. Obschon Momm früher nur mit einzelnen Personen verbunden gewesen war, und obschon er jetzt für einen viel weiteren Kreis arbeitete, so gehörte er doch mehr als je sich selbst. Die Allgemeinheit, der er nun diente, raubte ihm nichts vom eigenen Ich. Sie blieb draußen vor seinem Herzen stehen, womöglich mit dem Hut in der Hand vor dem strengen Herrn Beamten: „Wenn der Herr Stadtsekretär so gut sein möchte . . .“, während die einzelnen, die Freunde der Jugend jederzeit, ohne anzuklopfen, eingetreten waren: „Ach, kleiner Momm, ich wollte Dir nur sagen, so mußt Du das machen.“ Wohl machten die Freunde und Berater noch immer Versuche, ihn zu lenken. Der Rektor hatte philosophische Grundsätze genug aus seinem Boëthius, wonach Momm der Stadt Bestes wahrnehmen sollte. Malchen Gydesen wußte Geschichten aus der Zeit, als der Herr Amtsrat seine ehrenvolle Laufbahn begann, und alle, die er sonst näher kannte, betrachteten ihn zuerst noch gewissermaßen als ihren Zögling. Aber sie kamen bei ihm nicht an den richtigen. Momm schob einen Riegel vor die Tür seines Herzens. Da stutzten sie, lernten hübsch anzuklopfen und mußten dann erfahren, daß sie nicht immer willkommen waren. Herr Stadtsekretarius Lebensknecht hatte oft keine Zeit für sie.

Ja, hart war er geworden, der junge Lebensknecht, hart und sogar undankbar. Aber er verstand sein Amt, er war das Abbild seines Vaters, geirrt hatten sich seine Mitbürger nicht in ihm. Genau wie der Vater saß er in seinem Amtszimmer, genau so konnte er die Leute anherrschen, genau so ging er auf der Straße, eine Hand auf dem Rücken, mit dem Stocke pendelnd.

Seine Mutter und Peter Steen, die durften bei ihm bleiben. An seiner Mutter hatte er freilich viel zu arbeiten, daß sie so ernsthaft wurde, wie seine eigene Würde es von ihr verlangte.

Frau Dorette freilich wollte die Runzeln im eigenen Gesicht nicht sehen, und wenn ein Licht doch so schräg fiel, daß die Fältchen ihre Schatten warfen, so tat sie Creme hinein und stäubte Puder darauf. Sie wollte jung bleiben, und so blieb sie für ihr Alter zu jung, die paar weich-seligen Stunden ausgenommen, wo sie dann plötzlich darüber weinte, daß sie eine alte Frau sei, und die Spitzen von ihren Kleidern trennte, um sie abends in doppelten Reihen wieder anzunähen.

Momm verleugnete seine Jugend vor lauter Würdigsein, Frau Dorette dagegen zwängte sich mit Gewalt ins Flügelkleid. Es fehlte auch nicht daran, daß sich beide ihr angenommenes Alter vorwarfen, Momm mit Ernst, Dorette mit Tränen.

Bei Peter Steen in der Werkstatt sitzen und über diese und andere Angelegenheiten, ja selbst über Amtsdinge reden, das war Momm Lebensknechts Erholung. Peter Steen hörte ihm gern zu. Er sprach selten von sich, nur wenn er einmal eine ganz glückliche Kur gehabt hatte, konnte er davon erzählen. Im ganzen war er es von alters her gewohnt, daß Momm das Wort führte. Momm tat es mit Eifer. Im Grunde seines Herzens fand er Peter Steens Beruf ziemlich armselig und eintönig. Die Krankheiten blieben immer dieselben, Peter Steen konnte nicht höher steigen, aber aus einem Stadtsekretarius konnte ein großer Herr werden. Über seinen Vater wollte er hinauswachsen. Er hatte den Willen, nicht so früh zu sterben. Dereinst, ja, welcher Stolz, wenn er als hochgebietender Minister einmal wieder nach Vordesby kam und sich dann huldvoll noch so eben erinnerte: ja, hier war ich doch mal Stadtsekretarius?

So träumte Momm, aber daß seine Pläne gar so hoch flogen, davon sprach er selbst nicht zu Peter. Er redete nur so im allgemeinen, daß er nicht ewig in Vordesby bleiben würde, daß er sich bald nach Kopenhagen melden wollte, ins Ministerium, wo ein entfernter Onkel von ihm dafür sorgte, daß die neue Zeit nicht nach Dänemark hereinkam. Dann versuchte er auch, Peter Steens Ehrgeiz anzufachen: „Hier bleiben, Arme und Beine verbinden? Ich an Deiner Stelle ging nach Kiel und würde Professor."

Peter schüttelte den Kopf. „Mein Vater kann ein schönes Gesims zurechttischlern, aber die Zeichnungen dafür erfinden, das wird nichts Genaues. So ist es auch mit mir. Wenn ich mein Geld hier verdiene, such' ich mir die rechte Frau, und dann braucht sich das Leben für meinetwegen nicht mehr zu verändern."

Momm dachte: ‚So eng, so genügsam.' Aber da war ein Wort gefallen, woran die Freunde haften blieben: die rechte Frau suchen. Sie ließen die Vordesbyer Mädchen vorbeipassieren. War alles nicht recht was. Peter konnte nicht die jungen Damen leiden, die viele Schleifen trugen: „So wie Gesa Mortensgaard. Die sieht man vor lauter Fladusen nicht. Meinst Du, daß die weiß, wie man eine vernünftige Tasse Kaffee kocht?"

„Nein."

„Da kann man sie also auch nicht heiraten."

Momm war nicht ganz der Ansicht. Fürs Kaffeekochen hatte man schließlich seine Domestiken. „Hm," meinte er, „Gesa. Das Romantische an ihr mag ich wohl, und ihr Vater ist jetzt für verschollen erklärt."

„Ja, Geld hat sie."

„Kein Fehler."

„Ich denke mir was Solides, Grundfestes. Da ist eine ..." Jetzt wandte sich Peter Steen ab. Wie eine Scham überkam es den breitschulterigen Mann. Als wenn ein junges Mädchen ein Geheimnis haucht ... „die da auf Askehöved, so ähnlich, mein' ich. Aber erst muß man seiner Frau was bieten können. Eher wird nicht geheiratet," setzte er entschieden hinzu.

Auch darin stimmte Momm nicht mit dem Freunde überein. War es nicht gerecht, daß jeder sein Teil in die Ehe mitbrachte? Der Mann den guten Kopf, Aussichten, Namen, Titel, und die Frau den gefüllten Leinenschrank und ein paar Beutel voll Klingendem?

Also, es war die Rede von Cordula Thoms. Sie war nicht in Momms Phantasie, sie war ihm zu einfach, er nannte sie nüchtern. Ja, so hoch er sie achten mußte, er hatte jetzt sogar eine kleine Abneigung gegen sie. Aber jetzt, wo Peter Steen von ihr sprach mit einem Ton, der weicher und feiner klang, als ihn der junge Arzt sonst hatte, da geschah in Momm etwas, was er als Knabe schon manchmal erlebt hatte: In der Schule. Da lag ein Griffel auf der Erde. Was kümmerte sich Momm um einen Griffel? Nun aber ging ein anderer Junge darauf los, um ihn aufzuheben. Wie? Ein anderer? — Nein. Schnell hatte sich Momm gebückt und den Griffel eingesteckt. — In dem Augenblick, als Peter Steen die da auf Askehöved nannte, rückte Cordulas Bild näher zu Momm hin.

Aber auch davon sprach er nicht. Es war in ihm etwas, was er mit Douwinus gemeinsam hatte: ein Gran Unaufrichtigkeit lag auf seiner Seele, nur ein Gran, aber doch eine Last. Eine Last — ja, aber wenn er gegen sich ehrlich sein wollte, so freute er sich der Last: gab sie ihm nicht die Überlegenheit über alle, sogar über Peter Steen? Ohne diese Last ließ sich das Leben nichts abringen.

„Cordula Thoms?" fragte er gleichmütig. „Ja, ganz nett, aber eigentlich ..."

„Nein, das ist nichts für Dich," sagte Peter Steen lebhafter, als seine gewöhnliche Weise war. „Du mußt eine haben mit Fladusen."

„So, meinst Du? Und dafür wäre Cordula Thoms nicht, was?"

„Nein, nein," rief Peter Steen wie aus einer Angst. „Hand vom Brett!"

Momm freute sich all seiner Gedanken hinter der undurchdringlichen Stirn, und die Freude an sich selbst machte ihn gütig, die Güte aber ließ eine warme Liebe in ihm aufsprießen. Er trat auf Peter zu und sah ihn an. „Peter, Du bist doch der einzige, mit dem ich überhaupt ein Wort sprechen kann."

Ganz gewiß: die Freundschaft, die dabei aus Momms Augen leuchtete, war echt, ebenso echt wie die Genugtuung darüber, daß er doch seine Geheimnisse vor Peter

Steen hatte. Der gute Peter besaß keinen Sinn für Feierlichkeiten, aber er drückte Momm die Hand: „Geht mir ebenso mit Dir, mein Junge. Soll auch nicht anders werden.“

Noch nie hatten sich die beiden in der Werkstatt so herzlich beisammen gefühlt, wie in dieser Stunde, wo in dem einen von ihnen das giftige Körnlein Verrat den allerersten kleinen Keim trieb.

❦ ❦ ❦

Der Keim blieb im Dunkeln, kein Regen benetzte, keine Sonne beschien ihn, — er wuchs noch nicht. Momm und Peter gingen einträchtiglich nebeneinander her. Sie wollten es zu etwas bringen, jeder nach seinem Wunsche und nach seiner Art.

Momm wollte hoch hinaus, stolz blickte er auf die Menschen. Peter Steen war mitten unter ihnen, jede kleine Rachenbräune wurde seine ehrliche Sorge. Momm aber saß in seinem Ratszimmer, und solange sich an der Schlanken Au die Stadt Vordesby erhob, hatte sie noch nie einen so emsigen Sekretär gehabt.

Zu emsig fast für den alten Bürgermeister und die ungelehrten Ratsverwandten, die da meinten, daß alles am besten so weiterginge, wie es schon zu König Knuts Zeiten gewesen war. Der neue Stadtsekretär mit seinen Plänen brachte Aufregung in den Rat und in die deputierten Bürger, die auch nicht viel anders dachten als die Ratsverwandten und dem Magistrat nur dann einmal Schwierigkeiten machten, wenn ihre eignen Gerechtsame, — etwa das Schweinehalten oder das Privilegium, am Neujahrsmorgen vom Ratsbäcker einen besonderen Stuten zu bekommen, — in Frage gestellt wurden.

Der neue Stadtsekretär, — überall mischte er sich hinein! Die Vorbauten an den Häusern sollten fallen, Bürgersteige wollte er auf beiden Seiten der Straße haben, die Tore sollten nachts offen bleiben, — Joost versicherte, daß er dann kein Auge mehr zutun würde aus Angst vor all dem Landstreicherkram, der sich in die Stadt schlich, — Röhren aus Eisen wollte der junge Mensch für die Wasserleitung anschaffen, obschon es doch klar war, daß das Wasser von dem Rost vergiftet würde.

Mit all solchen Anschlägen ging er dem Bürgermeister unter die Augen, bescheidentlich, wie es sich ziemte, aber immer wieder, so daß er zuletzt jede Ruhe aus dem Rathaus vertrieb. Die Deputierten, die wohl auch eine Angst vor dem Neuen hatten, denn das Sprichwort sagt: je neuer, desto mehr Steuer, die aber doch eine Lust daran fühlten, den Herren in den bequemen Ratsstühlen quer zu kommen — die bösen Deputierten also forschten den Stadtsekretär aus, und wenn sie eine seiner Ideen halbwegs begriffen hatten, so kamen sie in der nächsten Sitzung selbst damit. Nicht etwa, auf daß der Rat gleich Ja und Amen dazu sagen sollte, o nein, er sollte nur die Dornenkrone auf seiner Stirn ein wenig fühlen.

Manchmal freilich merkten sie zu spät, daß sie die Krone für ihr eignes Haupt geflochten hatten. Der Rat, schon aus Ärger über die Störung, machte Ernst mit den Plänen, und dann war aller Schreck und alles Jammern bei der Bürgerschaft zu spät: es kamen die Fußsteige, die Laternen wurden vermehrt, die Hühnerställe mußten mit Draht umgeben, die Asche und andre Überreste durften nicht mehr auf die Straße geworfen werden.

Neuer — teuer — Steuer. Böse Reime.

„Wenn wir das gewußt hätten,“ sagten die Bürger. Und es wurde ob der kommunalen Sorge manches Glas im Domkrug mehr geleert. Wenn sie das Geld dafür noch mitrechneten: sie hatten sich einen kostspieligen Sekretarius angeschafft.

Mit dem Stadtvogt, der die Polizei unter sich hatte, kam Momm in Zwist. Noch immer durften Juden und Tatern nicht in die Stadt, es sei denn zu Jahrmarktszeiten, wo sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang geduldet wurden. Zu den Tatern, den Zigeunern, aber rechnete man auch die Leute in der Letzten Barmherzigkeit, obschon es im Kirchenbuch zu lesen stand, daß Rickerts, der Wirt und Abdecker, von christlichen Eltern geboren war. Es blieb nun einmal mit der Letzten Barmherzigkeit vermacht: alle die dort wohnten, mußten unehrlich sein. Selbst zu Kirchzeiten ließ man sie nicht herein. Wollten sie Gottes Wort hören, so mußten sie in ein entferntes Dorf pilgern.

Momm Lebensknecht rüttelte an dieser alten Verfemung. Freilich war das im Grunde Doktor Steens Werk.

„Das arme Weib,“ sagte Peter. „Rickerts

ist zu Joost ans Tor gelaufen und hat gejammert, daß seine Tochter sterben müsse. Wenn sich so was auch prügelt, lieb hat es sich darum doch. Joost hat mich geholt. Diesmal ist sie noch davongekommen. Aber die Lumpen, in die das bißchen Neugeborene eingewickelt war! Es ist menschenunwürdig, wie sie da draußen hinleben, Rickerts, das junge Weib und ihr Mann. Stumpf und stier. Aber ich kann Dir versichern, mein Junge, als mir das Weib die Hand reichte, so schwach wie sie war: mich hat noch keine so dankbar angesehen. Jedes Kind, das sie kriegen, ist ein Haufen Armut mehr. Schande wert, daß man den Leuten nicht wenigstens die Möglichkeit gibt, sich hier in der Stadt was Ehrliches zu verdienen. Mach' das nur mal Deinen Stadtvätern klar."

Da war sie also noch einmal: Sarkessa. Krank, zerschlagen, hilflos in ihrer Verbannung da draußen. Jetzt vermochte Momm Lebensknecht etwas für sie zu tun. Und er stand so erhaben über ihr, daß es nicht einmal mehr eine gemeinsame Erinnerung zwischen ihnen geben konnte. Kein Gerede konnte sich an ihn heranwagen. Er durfte seine Hilfsbereitschaft frei schalten lassen.

So gab er dem alten Bürgermeister einen Stoß. Man sollte mit den Leuten eine Ausnahme von den andern Tatern machen, man sollte ihnen die Tore öffnen und nicht nur zu Jahrmarkt oder wenn ein Stück Vieh auf den Schinderacker zu schleifen war.

Das Weib, die Rickerts, — denn den Namen von Sarkessas Mann kannte niemand, — sah man alsbald in der Stadt, wo sie sich mit allerhand groben Arbeiten ein paar Schillinge erwarb. Es kam auch vor, daß Momm ihr begegnete. Flüchtig streifte sein Blick die frühgealterte Frau.

Die „Vordesbyer Angenehmen Mittwochs-Nachrichten", die auch von einer neuen Zeit nichts wissen wollten, weil ihre Leser fast nur noch im ehrwürdigen Kreise der Siebzigjährigen zu finden waren, brachten, versteckt und offen, mancherlei Angriffe auf den neuerungssüchtigen Geist, der jetzt über die alte Stadt hereinbrach, — man wüßte wohl, woher. Das Blatt erzählte allerlei Geschichten aus dem Altertum, wie es Männern gegangen war, die das Bestehende zu stürzen gesucht hatten. Was half das? Wie Momm sich regte, so regte sich mehr im Lande. Die Siebzigjährigen stiegen verärgert ins Grab, und „die Angenehmen Mittwochs-Nachrichten" wurden kleiner und kleiner. Eine andere Zeitung kam auf, die von den Begebenheiten der Zeit eine frische Sprache führte, und als das Jahr 1840 anbrach und die Mittwochs-Nachrichten auch gerade siebzig Jahre alt waren, sanken sie ihren treuen Lesern ins Grab nach.

Wohl gab es Leute, die bei diesem betrübsamen Sterbefall auf den Stadtsekretär wiesen. Momm Lebensknecht aber sah gar nicht aus wie ein Schuldiger, sondern eher wie einer, der sich vielen Dank verdient hat, weil er Schutt beiseite räumt.

„Sterben ist manchmal das Gesündeste, was der Mensch tun kann, wenigstens für die andern," meinte Peter Steen. Und wenn man betrachtete, wer und was um diese Zeit in Vordesby alles abstarb, da konnte man ihm wahrhaftig nicht unrecht geben. Freilich, er gebrauchte das Wort nicht bei allen, die dahingingen, obgleich er eigentlich immer von der Wahrheit seines Satzes überzeugt blieb, selbst dann, als der Tod in das Tischlerhaus einzog. In einem halben Jahr verließen ihn beide Eltern. Erst faltete die Mutter zum letztenmal ihre Hände: „Du bruukst 'n Junge," sagte sie, „wenn't Di denn ock de erste Tid nich so smeckt, as bi mi." Dann blies der Tischler seinen Hobel aus: „Mudder tööft op mi."

In den schönen Eichensärgen, die der alte Steen längst für sich und sein Weib gearbeitet hatte, wurden sie auf den Friedhof gebracht. Peter Steen pflanzte Lebensbäume auf den Hügel, das sah warm aus.

Peter sprach zu Momm: „Meine Eltern und ich, wir haben uns nie, was man so nennt, Zärtlichkeiten gesagt, aber es ist auch nie ein böses Wort zwischen uns gefallen. Da hat sich eine Masse Liebe aufgehäuft in unserem Haus. Die dauert, und die ist — wenn es nicht so feiersam klänge, möchte ich sagen: das Unsterbliche von meinen Alten. Darum rühr' ich auch nichts an im Hause. Der Leimtopf soll stehen bleiben, wo Vater ihn zuletzt hingesetzt hat. Aber komm öfters zu mir, Momm, denn ein bißchen einsam ist mir doch jetzt."

Weiter ging der Tod. Der liebe Mon-

denschein, der Boëthius Heinekings Wege bestrahlte, erlosch. Georginen blühten auf dem Grabe der Frau Rektorin, Boëthius aber fand Trost bei seinem alten Namensbruder. Die engen Lebenskreise zog er noch enger, — seine Prima war zuletzt das einzige, dem seine Sorge gehörte.

Joost erklärte das viele Sterben sehr einfach: „Wenn die Stadttore auf sind? Und sogar nachts, nicht wahr? Und denn all die bösen Dünste, die von außen hereinkönnen?“

Unter all den Todesfällen war aber einer, der für den Stadtsekretär Lebensknecht mehr Wichtigkeit hatte als die andern alle zusammen: der Bürgermeister entsagte diesem Dasein und wurde alter Sitte gemäß im Dom beigesetzt. Wer sollte jetzt die Stadt regieren? Man sah in den Straßen fremde Bewerber, die sich den Ratsverwandten empfahlen, denn die waren jetzt die mächtigsten Männer in Vordesby, weil sie den Bürgermeister zu präsentieren hatten. Der König bestätigte ihn, wenn ihm die Person genehm war.

Die Ratsverwandten sonnten sich in ihrer Macht. Es war nett, daß die hohen Herren Juristen kamen und ihnen im Schniepel ihre untertänige Aufwartung machten. Schließlich drängte aber die Regierung, der Rat solle sich entscheiden, wen er auf den großen Lehnstuhl im Ratszimmer setzen wollte. Ja, wen?

Da trug eines Tages der Ratsdiener in seinem rotlackierten Blechkasten, — rotlackiert, das hieß: es sind eilige Sachen drin; die gewöhnlichen Angelegenheiten wurden in einem braunen Kasten herumgetragen, — da trug also der Ratsdiener ein Schreiben des Herrn Stadtsekretärs bei den Ratsherren herum, worin dieser dem hochwohllöblichen Magistrat mitteilte, daß ihm die Stelle des zweiten Bürgermeisters in Sonderburg angeboten worden sei, und daß er darum zu Ostern um die Entlassung aus hiesigen städtischen Diensten gehorsamst nachsuche.

„Was?“ sagten die Ratsverwandten. „Die Sonderburger wollen sich unsern Stadtsekretär holen und machen ihn zum Bürgermeister? Was die können, können wir lange.“ Jung war er, und unruhig war er, aber schließlich, wenn er ging, was bekamen sie für einen wieder? Lebensknecht war wenigstens ein Stadtkind, und wenn er erst Bürgermeister war, bloß ein paar Jahre, vielleicht kam dann auch mehr Ruhe über ihn, und es wurde wieder möglich, einen Nick auf dem Rathause zu tun.

Die Ratsverwandten schickten den Ratsdiener zu Lebensknecht und ließen ihn ins Konferenzzimmer bitten.

„Wenn wir Ihnen nun den Bürgermeisterposten anbieten, Herr Lebensknecht, gehen Sie dann auch nach Sonderburg?“

Momm besann sich, — er tat wenigstens so . . . „unter diesen Umständen . . . Ich werde es mir überlegen.“

Auch noch überlegen, wenn man Bürgermeister von Vordesby werden sollte! Nein, die Sache sollte gleich ins klare kommen.

„Wenn Sie sich doch gleich entschließen könnten, Herr Stadtsekretarius. Wir haben nämlich beschlossen, der Stelle hundert Taler zuzulegen ... das heißt, wenn die Deputierten damit einverstanden sind.“

Da tat Momm, als sei er mit dem Überlegen rascher zu Ende gekommen, als er eigentlich dachte, richtete sich auf und sah die Männer, denen er seine Würde verdankte, schon recht von oben herab an: „Ich will die Herren nicht warten lassen. Wenn meine Vaterstadt mich ruft, so ist das so ehrenvoll für mich, daß ich das andere Anerbieten ablehne. Ich nehme die Wahl an.“

In einer Viertelstunde wußte es ganz Vordesby: Amtsrat Lebensknecht sein Sohn ist unser Bürgermeister geworden! Nun denkt Euch bloß man mal an!

Fahnen wurden aufgezogen, die Musikanten kamen und brachten Momm ein Ständchen, die Gratulanten gingen aus und ein bei ihm. Dorette weinte und lachte, und Peter Steen stellte seinem Freunde ein gutes Zeugnis aus: „Forscher Knabe, dieser Momm! Forscher Knabe!“ —

Da die Osterglocken erklangen, bewegte sich ein feierlicher Zug zum Dom. Voran Joost in einer Schaube, dann der Propst und der Nachmittagsprediger, die Arme kreuzweis in die langen Ärmel versteckt. Hierauf die Ratsdiener in alter Tracht, mit Dreispitz und Stab. Dann Momm. Er trug einen langen schwarzen Rock. Hinter ihm kamen die Ratsverwandten und die deputierten Bürger. Männlein

und Fräulein bildeten zu beiden Seiten des Zuges ein dichtes Spalier.

Im Dom erbrauste die Orgel. Der Propst feierte die Auferstehung des Herrn, und es war gar wohl gedrechselt, wie er allmählich, nachdem er vom Frühling, der Auferstehung in der Natur, geredet hatte, auch auf den neuen Bürgermeister kam.

Momm saß bei seinem Mütterlein im purpursamtenen Ratsstuhl. Er nahm die Wünsche des Geistlichen gern hin, die Ermahnungen dagegen, daß er das Alte ehren und dem heranbrechenden Neuen mit Mißtrauen ins Auge blicken sollte, diese Ermahnungen rührten ihn wenig.

Der Gemeindechor ertönte, und Joost sang, indem er schon die Kirchentür öffnete, damit die Menge nachher nicht so ins Stauen kam:

„Seid getrost und hocherfreut,
Nu ward hier en anner Leben,
Gebt nicht statt der Traurigkeit, —
Ein lütt Olsch, de freut sick bannig,
Wenn einst die Posaun' erklingt, —
Wat nu wohl uns' Amtsrat seggt!“

Langsam, wie er gekommen war, verließ der Zug den Dom und bewegte sich über den Markt. Da nahm Momm Besitz von dem großen Hause, das dem Vordesbyer Bürgermeister als Amtswohnung diente.

Bürgermeister Momm Lebensknecht, das war er. Sollte er sich nun nicht endlich Momm Lebens h e r r schreiben?

⌘ ⌘ ⌘

Freude, Mut, Stolz, — alles wirbelte in Momm. Aber er bezwang sich eisern, es ziemte sich nicht für den ersten Beamten der Stadt zu zeigen, daß er eigentlich noch viel mehr ein junger, feuriger Mann als ein gesetzter Bürgermeister war. Kalte Augen machen. Alles fest, hart anfassen. Damit ließ sich gut verbergen, was ihn schier zersprengen wollte: die Hoffnung, daß es weiter so aufwärts ging.

Die harte Hand bekamen alle zu fühlen, die mit dem Bürgermeister Lebensknecht zu tun hatten. Mit am schwersten lastete sie auf dem noch immer lockengeschmückten, bändergezierten Haupte seiner Mutter. Unerbittlich war er. Sie sollte ganz für ihn da sein. Frau Dorette saß zuweilen bei Malchen Gydesen.

„Bestes Kind,“ sagte die Klavierlehrerin, „ich kann es Momm nicht verdenken, daß er Dich im Hause haben will.“

„In der Torstraße habe ich mich nun so schön gemütlich eingerichtet, und jetzt soll ich den großen Haushalt führen. Und meinen Georg behandelt er . . . Malchen, es ist wirklich wahr, man erlebt alles zweimal. Genau, wie es bei meinem ersten Mann war: jetzt ist Georg mein Junge, zu dem ich flüchten muß. Momm ist der Amtsrat auf und ab.“

Das war er. Und er zwang die Mutter, aus der Torstraße auszuziehen, wo Mutter Heeschens Leihbibliothek ihr köstliche Stunden bereitet hatte.

Georg wuchs heran. Er hatte ein weiches Gesicht, aber innerlich glich er doch nicht seinem Vater. Er machte der Mutter keine Sorge, freilich überströmte er sie auch nicht mit Zärtlichkeiten, wie es Momm oft ungestüm getan hatte. Georg sah das Leben praktisch an, ließ seine Mutter, wie sie war, und tat, was er wollte.

Wie schön, wenn alles in der Torstraße so geblieben wäre! Dorette hätte sich dann und wann gern am Ruhm ihres bürgermeisterlichen Sohnes gesonnt, im übrigen aber mußte es angenehm sein, ihm nicht immer unter den Augen zu leben. Nun kam er: „Also, Mutter, Du ziehst zu mir. Ich brauche eine Dame im Hause. Du bekommst die drei Stuben im zweiten Stock. Die Puderbüchsen und den andern Kram laß nur auf den Aschhaufen werfen. Du hast ernste Pflichten als Mutter des Bürgermeisters. Das Publikum muß vergessen, daß Du einen andern Namen führst als ich. Außerdem wirst Du Dich dunkel kleiden. Die bunten Fahnen gehören nicht in mein Haus. Du bist Fünfzig und kannst in Ehren auch so aussehen.“

Dorette weinte, und dann gehorchte sie, aber mit Heimlichkeiten. Die Schminktöpfchen auf den Aschehaufen? Da konnte der Herr Bürgermeister sie lange suchen. Und Mutter Heesch zerstreute Madame Ritters Bedenken wegen der spannenden Lektüre: „Ick kaam un haal mi'n Teller Supp, un denn heff ick'n Book ünner de Schört, nich?“

Heimlich vor Momm, wie einst heimlich vor ihrem ersten Manne, richtete sich Dörtchen ihr neues Dasein ein. Sie trug ehrsames Schwarz, sobald sie unten bei ihrem Sohn zu tun oder etwa Besuch zu empfangen hatte; aber abends, wenn sie allein

war, dann wurden die Wangen gepudert, die Augenbrauen fein nachgezeichnet, dann stand sie vor dem Spiegel: ach, sie war dreißig Jahre!

Das war Frau Dörtchens Glück. Heimlich. Wie sie einst vor des Amtsrats Strenge zu ihrem Sohne Momm geflohen war, so floh sie nun vor Momm zu Georg. Sie klagte: „Ich habe es gar nicht gut. Er schilt so viel."

Der Junge faßte Mitleid, er fühlte einen Groll wider seinen mächtigen Bruder. Da war das Bündnis zwischen Dorette und ihrem Jüngsten geschlossen. Georg saß scheu zu Tisch. Momm liebte es, mit grausamer Absichtlichkeit, den Jungen gerade beim Essen zu fragen, was er in der Schule gelernt hatte. Die Mutter wehrte sich: „Er ist so angestrengt. Laß doch."

Momm zog die Mundwinkel tief herab. „Angestrengt? Wer was werden will, darf überhaupt nie angestrengt sein."

„Ich will auch weiter gar nichts werden —" Georg würgte die Suppe hinunter.

„Ich bitte mir aber aus, daß Du es zu etwas bringst."

Georg wurde verbittert. Ein brüderliches Empfinden herrschte nicht zwischen den beiden. Der Knabe lernte früh, wie drückend es war, von einem Menschen abhängig zu sein, mit dem ihn keine Liebe verband. Sein ganzes Sehnen war, bald aus der Schule zu kommen, bald selbst Geld zu verdienen. „Ich will nicht studieren, Mutter. Wenn ich konfirmiert bin, darf ich doch abgehen und in die Lehre kommen?"

Dörtchen seufzte: „Wenn er es erlaubt."

Nein, so wie Momm jetzt dachte, erlaubte er es nicht. „Willst Du hier vielleicht Stuben streichen und die Türschlösser reparieren? Danke. Du machst die Schule durch und trittst bei den Germanen ein, und ich werde dann schon für Dich sorgen."

Georg hatte aber gar keinen Ehrgeiz, Germane zu werden, und so lebte er unter stetem Drucke dahin. Mit vorgebeugter Stirn, bleich und mit eingebogener Brust schlich der Junge zwischen Schule und Haus hin und her. Seine Seele drängte sich rettungsuchend zu seiner Mutter hin. Die küßte ihn, und es wurde eine eigene Welt in den Stuben des oberen Stockwerks geschaffen.

Georg bekam ein Zimmer für sich. Das sah bald aus wie der Schuppen eines Produktenhändlers, denn der Junge trug alles zusammen, was er fand, Steine, Holz, Band, Eisenstücke, und es brach das Talent bei ihm durch, aus diesen an sich wertlosen Dingen Gerätschaften, ja sogar Maschinen zu bauen. Maschinen, die ihre Hebel schwingen ließen, die eine Last heben konnten.

Momm hatte einen Blick in das wunderlich vollgepackte Zimmer geworfen. Spielerei. Das war für den Herrn Bürgermeister zu gering, als daß er es auch nur tadeln konnte. Er kam überhaupt fast nie nach oben, und Dorette hatte gewissermaßen ihre Dienststunden, im übrigen mochte sie tun, was sie wollte. Momm erschien sich sehr gütig, daß er ihr so viel Freiheit ließ. Zum rechten Bürgermeister gehörte eben bei aller Strenge auch die Großmut.

Ordnung, Pflicht, Arbeit, — das waren die Worte, die Momm Lebensknecht am liebsten im Munde führte, und er handelte danach zu seiner eigenen innigen Genugtuung. Der neue Stadtsekretär wurde von ihm gleich darauf hingewiesen, daß es nur des Bürgermeisters Sache sei, Ideen zu haben. Vom ältesten Ratsverwandten bis zur Scheuerfrau, die jeden Sonnabend das Rathaus aufwischte, wie man in Vorsdesby sagte, überlief alle so etwas wie Ungemütlichkeit, wenn der Bürgermeister erschien. Er kümmerte sich um alles.

Früher hatte das Gras auf den Straßen üppige Ähren getrieben. Das ging sich weich und sah hübsch aus, viel hübscher, als wenn man nur die alten grauen Steine gesehen hätte. Jetzt kam gemessener Befehl vom Bürgermeister, die Frauen aus dem Armenhause seien anzuhalten, allwöchentlich die Straßen vom Unkraut zu säubern. Die armen Frauen! Bei jedem Wind und Wetter mußten sie hinaus, und es wurde ihnen sogar verboten, ihre Kaffeekannen mitzunehmen, denn sonst taten sie nach des Herrn Bürgermeisters Meinung nicht genug. Also nicht einmal im Vordesbyer Armenhause hatte man seine Ruhe! Joost hatte schon recht, als er an jenem Ostermorgen sang: Nu ward dat hier en anner Leben.

Es glühte in Momm. Wonnig war es, sich zu regen, sich ganz in die Arbeit zu stürzen, so strenge gegen sich und andere zu sein, daß es wehtat. Nur eins war schlimm und schade: daß er bloß die kleine Stadt

an der Schlanken Au, so fernab von allem Verkehr, regierte. Kopenhagen hätte es sein müssen. Am liebsten ganz Dänemark. Nun, wer wußte denn, was noch kam? Seine Exzellenz ... Ach, der Stachel, der köstliche Stachel, den er in sich fühlte: vorwärts! Ein Herr ist, wer da sagt: ich bin's!

Und aussichtslos waren seine Pläne wahrlich nicht. Auf einer Reise durch die Herzogtümer, in denen damals schon ein unruhiger, wenig dänenfreundlicher Geist aufkam, besuchte der Minister auch die Stadt Vordesby. Es war ein hoher Festtag für das Gemeinwesen. Die Flaggen wehten, und die Schulkinder hatten frei.

Momm in seinem knappanliegenden Frack, den hohen Kragen mit einer glänzend weißen seidenen Halsbinde umschlungen, führte Seine Exzellenz durch alle städtischen Gebäude. Und der hohe Beamte hatte immer wieder nur das eine Wort: „Musterhaft!" Solch ein sauberes, lustiges Krankenhaus, wie es auf Betreiben des Bürgermeisters erbaut war, gab es nicht leicht in anderen Städten, mochten sie auch viel größer sein als Vordesby. Die Straßen waren rein, bei neuen Bauten war dafür gesorgt worden, daß ihre Flucht zurückging, damit in Zukunft auch ein großer Verkehr keine Stockung erleide; die Polizei ließ nirgends Unordnung einreißen, in den städtischen Bureaus herrschte Fleiß und Genauigkeit, die Finanzen von Vordesby waren so zufriedenstellend, daß der Minister seufzend wünschte, sie wären im ganzen Königreiche nur annähernd so gut geregelt. Wohin man blickte: überall merkte man das Walten eines frischen, überlegenen Geistes. Der inspizierende Herr drückte dem Bürgermeister oftmals warm die Hand. Dann nahm er ihn beiseite und begann, dem jungen Verwaltungsbeamten wegen seiner politischen Gesinnung ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Momm bestand auch dieses Examen glänzend. Sein dänentreues Herz war unzweifelhaft. Da ließ der Minister Andeutungen fallen, daß sein Besuch in Vordesby nicht ohne Folgen für den Bürgermeister sein werde. Herr Lebensknecht möge sich auf alle Fälle bereit halten, damit er unter Umständen schnell einen andern Posten übernehmen könne. Momm verbeugte sich. „Exzellenz finden mich allzeit zu Dero gehorsamsten Diensten." Exzellenz nickte. Solche gutwilligen Leute konnte Seine Majestät in diesen schweren Zeiten der beginnenden Abtrünnigkeit in Schleswig-Holstein gebrauchen. Bei dem Bankett, das die Stadt dem vornehmen Gaste abends im Saale des Domkrugs gab, beglückwünschte der Minister den Rat sogar, daß er solch einen tüchtigen, ernststrebenden und wirklich genialen Mann wie den Herrn Bürgermeister Lebensknecht an der Spitze habe. Und als der Minister Vordesby verlassen hatte, beherrschte der Herr Bürgermeister seine Stadt strenger denn je zuvor, und man gehorchte ihm in allen Stücken. „Strammer Herr," sagte Peter Steen. „Strammer Herr, dieser Momm."

⌘ ⌘ ⌘

Eines Tages war Antje wieder in der Stadt. Man hatte von ihr nur gehört, sie sei verheiratet mit einem Kommerzienrat in Odense. Der Kommerzienrat verstand sich von selbst. Mynheer Swanevelts Tochter nahm keinen armen Mann.

Eine feine Dame. Solche Krinoline gab es in Vordesby nicht. Man merkte, Odense lag näher bei Kopenhagen. Antje ging aus, und sie war kühn, sie besuchte Bürgermeisters, ganz unbefangen. Er, der Bürgermeister, war nicht zu Hause.

„Guten Tag, Madame Ritter," sagte Antje liebenswürdig.

Dorette war immer unsicher, wenn jemand mit großer Sicherheit auf sie zutrat. „Ja, nun weiß ich nicht ..." stammelte sie.

„O," fuhr Antje fort, „nennen Sie mich Du wie früher. Ich rufe mir gern die alten Zeiten ins Gedächtnis zurück."

„Wenn Du denn Platz nehmen willst?"

Der Sammet, den die junge Frau anhatte! Antje breitete das Kleid so hin, daß man die Stickerei darauf im ganzen Muster sehen konnte.

„Die alten Zeiten," seufzte Antje.

„Du hast es doch gut getroffen."

„Ja, es geht. Mein Mann ist ziemlich alt, und so kann man es sich gefallen lassen, daß er Blechtöpfe fabriziert. Ich begreife allerdings nicht, wie man sich so was Simples kaufen mag. Und hier?"

„Du kannst Dir denken: uns geht es herrlich, jetzt wo Momm Bürgermeister ist."

„Ja, wenn man das geahnt hätte . . .“

Nun brach Frau Dorettes lange aufgesparter Zorn los. Sie fühlte in diesem Augenblick wieder einmal mütterlich für Momm. „Nicht wahr? Dann wärst Du wohl nicht weggereist? O, wie Ihr den armen Jungen behandelt habt. Aber denke man nicht, daß er unglücklich geworden ist Deinetwegen.“

„So eitel bin ich nicht. Er hat mich überhaupt nicht die Spur geliebt und war froh, daß er mich los wurde.“

„O, das, ja, das muß er selber wissen. Aber einerlei! Ihr habt Euch schlecht benommen, und es freut mich wirklich, daß ich Dir das mal sagen kann.“

Dörtchen glühte. Wann hatte sie je so tapfer geredet? Ja, Momm war doch ihr Junge. Aber dann fiel ihr ein: Antje war ihr Gast. „Entschuldige nur. Es stieg mir so auf, als ich Dich wiedersah.“

„Bitte, ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin, nur das eine: wenn ich nicht an allem, was Momm tat, gemerkt hätte, daß er widerwillig bei mir war, vielleicht — aber nur vielleicht —, liebe Madame Ritter, wäre ich dann nicht fortgereist. Wenn Sie ihm das sagen wollen, bei Gelegenheit. Im übrigen, gute Bekannte, dachte ich, könnten wir sein, und wenn Sie mir Sonntag die Ehre geben möchten mit... dem Herrn Bürgermeister? Ich habe meine alten Freunde eingeladen.“

Bald war sie hinausgerauscht. —

„Momm, denke Dir! Sie ist richtig hier gewesen.“ Dörte erzählte von dem Besuch und der Einladung. „Ich habe ihr aber die Wahrheit gesagt,“ schloß sie selbstbewußt.

„Die weiß sie von selbst, Mutter. Wenn sie Dir einen Besuch gemacht hat, wirst Du ihn erwidern. Damit ist die Angelegenheit zu Ende.“

„Und Sonntag?“ fragte seine Mutter.

„Keine Zeit.“

Bürgermeisters fehlten richtig unter den Freunden in Mynheers gastlichem Hause.

Nun gab aber Postmeister Ellersbroe seine Tanzgesellschaft. Dazu waren die Honoratioren geladen, am ersten natürlich Seine Hochwohlgeboren der Herr Bürgermeister, zusamt wohlgeborener Frau Mutter. Ihren Saal hatten Postmeisters ausgeräumt, nur Stühle standen weitläufig an der Wand, und darauf nahmen die jungen Damen sorgsam Platz. Die Mütter und Väter saßen am oberen Ende in den runden Nischen, und an der andern Seite versammelten sich die jungen Herren, in enger heller Hose, Frack und geblümter Weste.

Den Vätern und Müttern gegenüber gab es noch ein Gemisch von Damen und Herren, das waren weder die Alten, noch die Jungen, sondern die vom Mittelalter, die den Mut und die Lust hatten, einen Tanz zu wagen, die sich aber nicht gerade in die vordersten Reihen stellen wollten. Auf diesem Mittelfelde prangte auch Antje.

Momm hatte seine strahlende, ein wenig zu huldvolle Miene aufgesetzt. Wie ihm das schmeichelte, als der alte, ehrwürdige Postmeister eilends aufstand, um ihn an den Tisch der Ehrengäste zu führen. Ein paar Personen von Distinktion aus Schleswig, die zu dem Ball herübergekommen waren, wurden Momm vorgestellt. Der lächelte, ein wenig zu sehr herablassend.

Klavier und Geige setzten ein. Voran im Polonaisenzug schritt der Herr Bürgermeister mit der Frau Postmeister, danach Herr Postmeister mit Madame Ritter. Und die Melodie ging im langsamen Takt:

Seht, das Menschenleben
Gleitet wie ein Kahn
Abwärts sacht und eben
Seine Wellenbahn.
Laßt das Auge grüßen
Was am Ufer blüht,
Labet Euch am süßen
Frommen Vogellied.
Ist uns auch hienieden
Voll kein Glück geweiht
Gibt uns Freud und Frieden
Die Genügsamkeit.

Was er für zierliche Figuren erfand, der Herr Bürgermeister. Es wurde eine Polonaise, so verschlungen, so kunstvoll, daß alle mit ernsten Gesichtern dreinschauten. Sie nahmen es wichtig, nur ja keinen Fehler begehen. Man sah, Bürgermeister Lebensknecht war auch im Ballsaal keiner über.

Nach der Polonaise hatte Momm keine Ruhe. Jede Dame erwartete, daß er ihr die Ehre antat, sie aufzufordern, und Momm war nicht der Mann, derlei Erwartungen zu enttäuschen. Er flog herum als der mutigste Tänzer. Dann packte ihn der Übermut. Wie? Auf seine frühere Braut, die Frau Kommerzienrätin Peterssen

ging er zu? Man wunderte sich. Tiefe Verbeugung, tiefer Knicks.

„Frau Kommerzienrätin?“

„Herr Bürgermeister?“

Mochten sie hinter den Fächern wispern, Momm hatte seine Lust daran, es ihnen zu zeigen: das Vergangene rührte ihn nicht. Er schwang Antje herum. Die Lichter wirbelten ihnen vor den Augen. Auf Antjes Haar lag der Glanz, den er schon einmal so gesehen hatte, an jenem Abend, als sie ihn Exzellenz nannten. Ja, so glänzte auch damals ihr braunes Haar.

Der Tanz war aus. Sie hatten über die festliche Beleuchtung des Saales, über die neuen Häuser in Vordesby und über andere nicht eben sehr wichtige Dinge gesprochen, bisweilen war auch ein Blick zwischen ihnen gewechselt worden, ein Lächeln, ein Zucken der Oberlippe, wie aus Spott über die eigene Zurückhaltung.

Momm wollte seine Dame zu ihrem Platz führen, sie aber drängte ihn leise und doch so, daß er ohne Unhöflichkeit nicht widerstehen konnte, beiseite. Da war die Glastür zur Veranda, und von der Veranda ging es in den Garten. Ringsum waren Lampions verteilt. Antje drängte, Momm gab nach. Was war dabei? Es promenierten viele Paare auf den Gartenstegen.

Klug maßen die Paare die Entfernung zwischeneinander ab, nicht zu weit, damit es nicht aussah, als habe man Heimlichkeiten, aber auch nicht so nahe, daß die vorderen hören konnten, was hinter ihnen gesprochen wurde.

Momm und Antje schritten mit in dem weitläufigen Zuge. Antje fächelte sich, Momm füllte sich die Brust mit der Frische des Abends. Und nun beobachtete er sich: der weiche Arm in dem seinen, diese Gestalt, die aus der Schönheit des Mädchenhaften zur wundervollen Üppigkeit des jungen Weibes gelangt war, die Erinnerung: Du hast sie geküßt, — merkwürdig kalt ließ ihn das alles. Antje sah zu ihm auf. „Momm.“

Er neigte gnädig das Haupt: „Bitte?“

„Glaubst Du mir nicht, daß Du selbst Schuld gehabt hast? War ich eine, die man einen Abend nimmt und sie dann am andern nicht mehr kennt?“

‚Vielleicht,‘ dachte Momm. Aber er sagte: „Ich wollte ja meine Pflicht tun.“

„Gezwungen.“

„Ach, wenn Du ahntest, wie mein Vater und mein Bruder . . .“

„Frau Kommerzienrätin, ich habe längst gelernt, mein Leben in Episoden zu zerteilen. Und die Episode Antje Swanevelt — Verzeihung, aber sie ist weit dahinten.“

„Glaubst Du denn, daß ich jetzt glücklich bin?“

„Darüber habe ich keine Meinung.“

„Glaubst Du denn, daß ich nicht glücklich sein möchte?“ Sie preßte seinen Arm. „Momm, sei doch mein Freund. Ich bin ja so einsam, Momm.“

Das war eine Antje, die er noch nie gehört hatte. Diese Stimme girrte und flirrte nicht, dieser Ton brach aus der bittersten Wahrheit hervor. Und sie fügte flüsternd hinzu:

„Eine einzige Erinnerung habe ich, an unsern Abend in Kiel, und nie habe ich so daran denken müssen wie heute ...“

„Was Du selbst mir von freundschaftlichen Gefühlen für Dich übriggelassen hast, das sollst Du haben, Antje. Damit ist zwischen uns alles gesagt.“

Schon strahlten die Lichter des Saales durch die Verandatür zu ihnen hinaus, da schmiegte sich die junge Frau noch einmal an Momm an, wie die Welle, die mit letzter Kraft den Felsen zu umfassen strebt, bis sie für immer am Strande vergeht.

„Ich weiß es jetzt erst, Momm, und ich muß es sagen, komme, was da wolle: ich habe niemand anders lieb als Dich.“

„So mußt Du die Vernunft behalten . . .“

Da waren sie schon im Saal.

Sie sprachen an diesem Abend kein Wort mehr zusammen, und Frau Kommerzienrätin Peterssen mußte Vordesby verlassen, ohne mit dem Herrn Bürgermeister die Freundschaft geschlossen zu haben, nach der sich junge Frauen leicht sehnen, wenn sie alte Blechtopffabrikanten geheiratet haben.

Auch Douwinus, der Herr Bankbevollmächtigte, war wohl einmal in Vordesby. Er hatte von den vielen Spekulationen ein faltiges Gesicht bekommen. Peter Steen meinte, er sähe aus, als ob er mit zerknittertem Papiergeld beklebt wäre, und Daumen und Zeigefinger machten nervös reibende Bewegungen. Immer Goldstücke zählen. Douwinus beehrte auch seinen

lieben Jugendfreund Momm mit einer Aufwartung. Es herrschte aber Kühle im Bürgermeisterhaus. Die Swanevelts hatten kein Glück mehr bei Momm Lebensknecht. Ihr Reich lag weit dahinten!

❦ ❦ ❦

Eine Macht war er schon, eine noch größere wollte er werden. Wodurch konnte er das erreichen? Er wurde sich klar und klarer: ein Weib mußte er nehmen, eine Frau Bürgermeisterin mußte ihm das Haus regieren, wie er selber die Stadt regierte. Das würde sein Ansehen heben und unerschütterlich fest begründen. Daß er aber dieser wichtigen Aufgabe, die jetzt vor ihm lag, mehr Gedanken schenkte als früher, daran war doch niemand anders schuld als Antje, die grausam Verschmähte.

Die Erinnerung an den Schloßgarten zu Kiel lebte nun einmal in ihm, sie erregte ihn, sie schmerzte ihn jetzt mehr als früher. Ein Funken aus Antjes knisterndem Haar war in ihm hineingesprüht, und seine Seele träumte von Schönheit, von der Seligkeit, wenn Lippen sich finden zu Lippen.

Antje hatte er kalt von sich gewiesen, er, der nur die Vernunft als Leitstern kannte, aber das eigentümlich reizende Wesen der Zurückgestoßenen wirkte trotzdem in ihm. Er sehnte sich . . . nicht nach Antje, dazu war er zu stark und ehrlich, dazu war sein Groll gegen die Swanevelts zu nachhaltig, — er sehnte sich nach dem fraulichen Geschöpf überhaupt, er suchte begehrlicher nach der, die ihn aus dem Quell tränken sollte, woraus in einer und derselben Welle alle holde Unruhe und Ruhe des Lebens zugleich fließt.

Das sah er ein: wenn er es so machte, wie der gute Peter Steen, dann kam er ins Großvateralter, ohne eines tüchtigen Knaben Vater geworden zu sein. Peter Steen bewarb sich nämlich um Cordula Thoms, das heißt, seiner Meinung nach bewarb er sich, denn sonst merkte so gut wie niemand etwas davon. Cordula Thoms selbst kaum.

Peter pilgerte jeden Mittwoch abend nach Askehöved hinaus, um zu freien, und wenn er auf Askehöved war, dann saß er und aß gut und trank gut und ging mit Thoms durch die Ställe, und so um neun herum kam die Pfeife und der Teepunsch. Davon nahm er seine zwei, drei gehörigen großen Gläser zu sich und vertiefte sich in die wissenschaftliche Erörterung, wie so ein Teepunsch am besten gebraut wurde. Das Glas halb voll Tee, so viel Zucker hinein, daß es ein Seim wurde und dann das übrige voll Jamaikarum. Wer da sechs von trank, der mußte nicht erst zu Bett gebracht werden, der schlief gut, wo er gerade lag.

Cordula aber nahm an diesen ernsthaften Gesprächen nicht teil. So kam es, daß Peter Steen mit seiner Teepunsch-Philosophie der heimlich Angebeteten gar nicht näher kam. Aber das tat nichts. Jeden Mittwoch pilgerte Peter Steen treulich nach Askehöved, um zu freien.

Einmal aber, und das war merkwürdig genug, mußte er doch ein Stück weiter mit seiner Freierei gekommen sein. „Ja," sagte er zu Momm, als der ihn in der Werkstätte besuchte, „nun werd' ich da draußen bald mal ein Wort sprechen. Wenn ich so rechne: ich kann jetzt eine Frau und was dann kommt, ernähren."

„Du hast schon Deinen Antrag gemacht?"

„Das nun gerade nicht, aber ich habe so was angedeutet, und sie hat mir allerhand aus ihrem Leben erzählt. Ich fing das sehr schlau an und fragte sie, ob sie denn überhaupt nicht heiraten wollte. Ja, heiraten wollte sie wohl, aber zwei, drei Leute hätte sie schon weggeschickt, weil sie ihr eben nicht paßten, und die Arbeit in der Wirtschaft ließ sie gar nicht dazu kommen, nette Bekanntschaften zu machen. Aber was man so nennt, im Prinzip, ja, da wäre ihr das Heiraten nicht zuwider. Siehst Du, darauf läßt sich bauen."

„Warum hast Du Dir denn nicht gleich Gewißheit verschafft?"

„Nein, weißt Du, so grob mach' ich das nun nicht. Wie sähe das wohl aus! Du verstehst auch gar nicht mit Frauenzimmern umzugehen."

„Kann Dir doch einer zuvorkommen."

„Nein. Ist niemand da, und sie hat jetzt mit dem Einmachen so viel zu tun."

Peter Steen nahm einen Meißel und ziselierte mit einem Zuge ein kunstreiches Eckprofil in eine Holzkante hinein.

„Wenn Du also Deiner Sache sicher bist, Peter . . ."

„Ja, Momm." Peter Steen nickte in ruhiger Gewißheit. „Es wird schon so

werden, wie ich immer gedacht habe: für glühende Liebe bin ich nicht, und sie ist auch ein durch und durch anständiges Mädchen. Mondenschein und Gedichte, da mußt Du ihr nicht mit kommen. Wenn ich jetzt aus Kiel wiederkomme, — da ist nämlich ein Professor, der hat was Neues bei den Knochenbrüchen erfunden, und das will er uns gern zeigen, — wenn ich wiederkomme, geh' ich 'raus und mach' die Geschichte fest. Ja, ist ja so gut wie in Ordnung. Die da draußen wird meine Frau, wenn sie auch nicht wollte. Überhaupt, wollte! Weißt Du, im menschlichen Leben, wenn mir da einer mit den Redensarten vom freien Willen kommt . . ."

„Du willst doch aber selber."

„Nicht in dem Sinne, wie Du denkst. Ich will nicht gegen das Schicksal. Das versuchen einige, und da gehörst Du auch mit zu. Aber es glückt ihnen nicht. Die sehen nämlich nicht das Allerklarste, daß wir keinen Schritt tun können, der uns nicht von Unbeginn bestimmt ist. Alle gehen wir an der Kette. Das kannst Du mir glauben. So ist es auch mit dem Heiraten. Man soll die kriegen, oder man soll sie nicht kriegen. Und wenn man die kriegt und man mag sich leiden, so ist das selbstverständlich ein Glück, sonst muß es eben auch so gehen. Nun, Mamsell Thoms soll es nicht schlecht bei mir haben."

„Aber nach Deiner Theorie kannst Du ja zu ihrem Glück gar nichts beitragen."

„Nein, ganz recht, und das fühl' ich eben; sie wird von selbst glücklich bei mir."

„Da lob' ich mir doch meinen Glauben an den freien Willen. Mit Deinem Schicksalsglauben mußt Du ja stumpf werden."

„Weiß ich nichts von. Jedenfalls quält sich der Mensch bei meiner Weltanschauung nicht um Dinge, die er nicht ändern kann."

Momm sprang auf: „Lieber tausendfache Qualen, als diese bloße Erwartung!"

„Bleibt Dir doch nichts anderes übrig, mein bester Junge."

„Nichts?" Jetzt reckte sich Momm. „Auf die Probe möchte ich es ankommen lassen." — —

Brautschau. Also vom Schicksal bestimmt war Cordula für Peter Steen? Kein freier Wille konnte etwas dazu tun oder es hindern?

Momm schaute herum unter den Töchtern der Stadt und des Landes. War da eine, die für seine Werbung ein Nein gehabt hätte? Sie winkten alle: Komm!

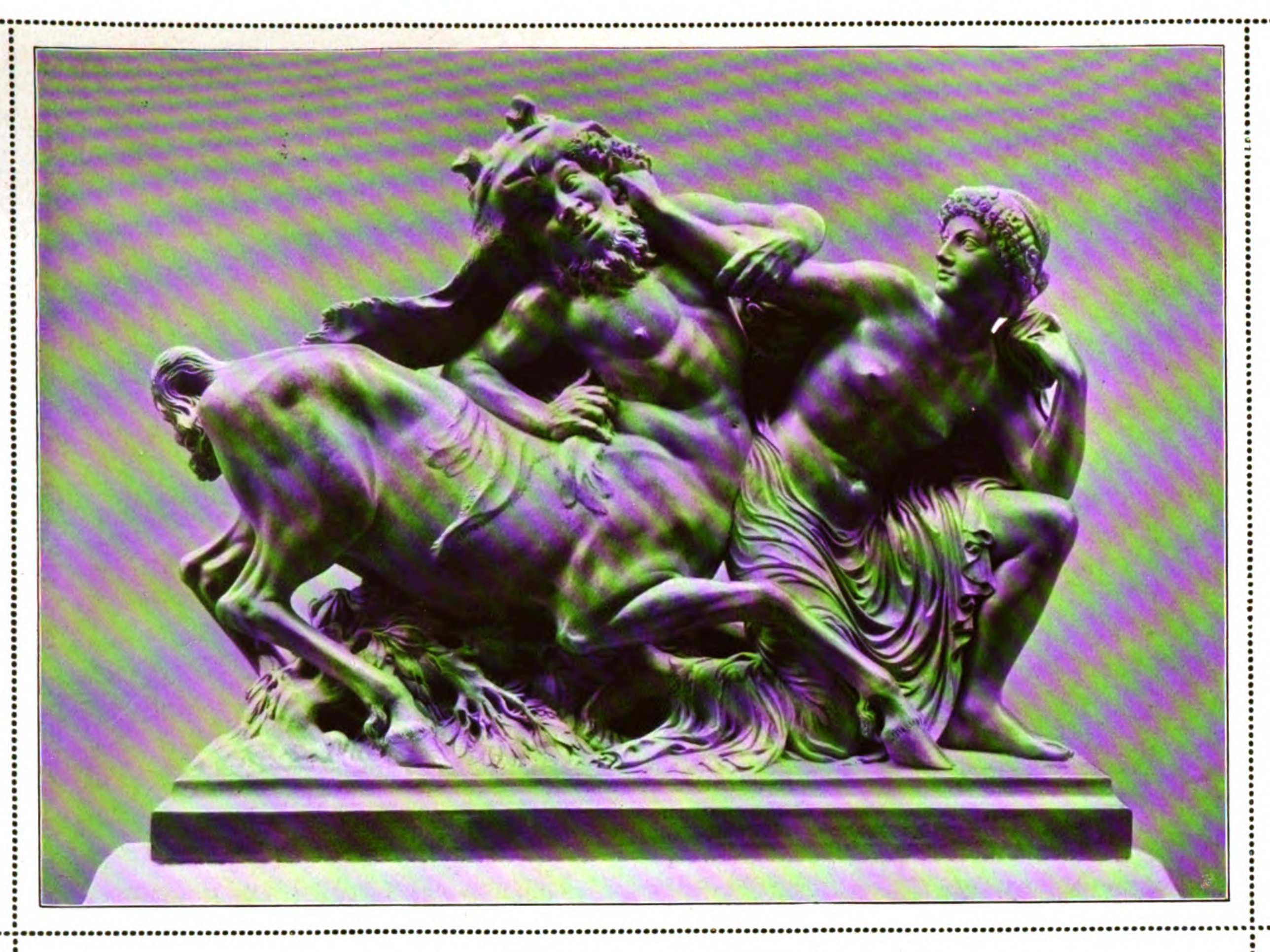
Aber wo war nun die, der er sich gönnte? Denn darauf kam es an. Gesa Mortensgaard, das stille Mädchen, hatte seine Blicke für Stunden gefesselt. Sie war begütert, das brauchte er, — sie war frei von aller Familie, die ihm lästig fallen konnte. Sie las die Dichter, sie sammelte Kupferstiche, sie war eines jener Geschöpfe, die nur nach innen leben. Reizen konnte es ihn wohl, diese Seele an seiner erwarmen zu lassen. Aber sie war ihm doch zu zart. Ewig reiste sie in den letzten Jahren von einem Bad zum andern. Aber wenn sie wiederkam, ja: Gesa Mortensgaard war so blaß und so schlank wie immer.

Peter Steen hatte die Achseln gezuckt: „Mit ihrem Herzen . . ." — Nein, er, Momm Lebensknecht, der sich mit beiden Ellenbogen durch die dichteste Menschenmenge drängen wollte, hatte eine handfeste Frau nötig, ein Herz, das der höchste Freudentrieb und der härteste Schlag nicht lahm machte.

Nichts für ihn. Nichts für einen, der einer Mitstreiterin bedurfte, die seinen Ehrgeiz teilte, seine Härten verstand, die sich ihm unterordnete und doch auch herrschen wollte. Denn für Momm sollte die Ehe kein friedliches Beisammensein sein. Kampf durfte es auch da geben, wenn sich nur beide Teile im Größten und Bedeutendsten begriffen, und wenn nur bei allem Gehorsam gegen den Verstand, der das Leben regierte, über dem Verstand eine Leidenschaft brannte, wie die Sonne über dem fruchtbaren Acker.

Und Momm Lebensknecht hörte im Geiste die Eschen rauschen auf Askehöved. Sie ragten hoch hinein in den Himmel und fürchteten nicht Sturm und Blitz. Sie schützten das Herrenhaus und gaben Schatten vor der Sonnenglut. Und unter ihnen, stark und stattlich, wer wandelte da? Momm Lebensknecht vernahm die Stimme des Mädchens, das Mägden und Knechten befahl wie eine rechte Herrin.

Frei die Augen, rot die Lippen, breit die Schultern und fest auftretend, das war Cordula Thoms. Es sprach Leben aus diesem Menschenkinde, ein Wollen, ein Wollenkönnen. Und das verlangte der dumpfergebene Schicksalspeter für sich? Von



Dryade. Skulptur von Prof. Heinrich Waderé.

diesem frischen Mädchen sagte der, sie sei ihm bestimmt von Anbeginn? Was ist des Mannes höchster Sieg? Selbst das Schicksal zu bezwingen.

Da stand er am Fenster seines Hauses, der Bürgermeister von Vordesby, und lehnte die Stirn gegen die Scheiben. Die Dämmerung machte alles da unten gleich, es sah noch ordentlicher und sauberer aus auf den Straßen, als es in Wirklichkeit war. Das freute ihn, und er sann unablässig darüber nach, wie er dem ihm anvertrauten Gemeinwesen immer noch Besseres tun konnte. Momm träumte davon, daß die Schlanke Au zum Kanal erweitert werde, und außerdem hatte man ja die Eisenbahn erfunden. Also Breschen in die Mauern geschlagen und Schienen bis an die alte Stadt gelegt!

Das waren Bürgermeister Lebensknechts verwegene Pläne. Leben sollte Vordesby nach neuer Art, wie es vorzeiten nach alter Weise gelebt hatte, ehe es einschlief zwischen Wald, Moor und Heide. Neues Leben auf die Straßen und in jedes Haus, vor allem aber — ins Bürgermeisterhaus!

Hereinziehen sollte die Frau Bürgermeisterin mit allen Kisten und Kasten. Sie sollte inmitten der Gäste emporragen an Wohlgestalt und liebenswürdigem Gebaren. Sie sollte in stiller Stunde ihre Hand auf das Haupt des Mannes legen, der auch für sie sorgte in allem, was er ersann und tat. Sie sollte ihm das Heiligste, das Schönste schenken: ein gesundes Kind mit ihren eigenen Augen und dem entschlossenen Kinn seines Vaters.

Ja, mochte sie kommen, die Frau Bürgermeisterin! Weitauf hielt Momm die Tore, und mit ausgebreiteten Armen stand er da, der Mann des Willens und Selbstvertrauens, sie ritterlich zu empfangen!

⁂ ⁂ ⁂

Aber Peter Steen und das Schicksal! Da nahm Bürgermeister Lebensknecht den Daumen und strich von oben nach unten quer über die Fensterscheibe. — Die Freundschaft? Da stemmte Bürgermeister Lebensknecht beide Hände in die Hüften. Wer was erreichen wollte, durfte sich nicht scheuen davor, daß man ihn falsch nannte.

Cordula Thoms war durch nichts an Peter Steen gebunden. Freilich, Peter Steen hatte gesagt: ich werde da draußen bald mal ein Wort sprechen. Also, wenn man es genau nahm: Peter Steen hatte das Vorrecht auf Cordula Thoms, und wer das nicht achtete — nun krauste sich doch Momms Stirn, und es stieg heiß in ihm auf —, wer das nicht achtete, war der nicht ein Verräter am Freund?

Da drückte Bürgermeister Lebensknecht beide Hände aufs Fensterbrett und schaute finster lächelnd drein: nach Peter Steens eigenem Wort konnte sich Cordula Thoms nur dem Manne geben, dem sie von Anbeginn bestimmt war. Nach Peter Steens eigener Überzeugung war es unmöglich, Kreise zu stören, die das Fatum zog, und wenn nun er, Momm, es unternahm, in diese Kreise einzubrechen, war er schuld am eigenen Unternehmen? Konnte Peter Steen ihn schelten? Entweder es gelang ihm, Cordula für sich zu gewinnen, was wollte Peter Steen sagen? Er hatte sich getäuscht, sie war eben nicht dazu bestimmt, eine Doktorsfrau zu werden. Oder es mißglückte, dann blieb alles beim alten. So mußte Peter Steen denken, wenn es ihm Ernst war mit seinem Fatalismus.

Ja, Momm hatte wohl recht: Peter Steen mußte so denken. Aber Momm selbst dachte anders, er sprach es nicht aus in seiner innersten Seele, aber er fühlte es doch: er trug Verrat im Herzen, ja sogar mit einem seltsamen, unhörbaren Jauchzen: ich bin mächtiger als er — ich nehme, was ich haben will!

Peter Steen reiste ab. Acht Wochen wollte er sich in Kiel von dem berühmten Professor zeigen lassen, wie man zerbrochene Knochen am besten wieder zusammenflickte. Momm Lebensknecht sah dem Wagen nach, und nach einer Stunde war der Kampf in seiner Brust zu Ende. Nun sollte sich's entscheiden, wer von ihnen beiden recht hatte: der Schicksalsgläubige oder der Mann des freien Willens.

Ja, freilich, das sollte sich entscheiden. Nur nicht so bald und nicht so endgültig, wie der stolze, siegesgewisse Momm es in seiner Selbstherrlichkeit wähnte.

⁂ ⁂ ⁂

Es war auf Askehöved. Momm schritt mit Cordula den Weg entlang, der zwischen den dichten Hecken zum Walde aufwärts führt. Hie und da war in den Hecken eine Lücke, da schaute man über wellige Äcker,

die ihr schweres Korn trugen. In den Gräben am Wege eine Sommerfülle: Sternblumen, Männertreu, Bienensaug, rot, weiß, gelb, — Kälberkropf und Butterblumen. Die Skabiose reckte schon den schlanken Hals empor. Sommer war's.

Sie gingen hier jetzt häufig, Momm und Cordula. Der Bürgermeister hatte oft auf Askehöved zu tun. Wichtige Geschäfte sollte die Stadt mit dem Landkreis Vordesby führen; für die neue Wasserleitung waren allerlei Verhandlungen nötig, und Thoms hatte eine vielvermögende Stimme im Rate der Gutsbesitzer ringsum.

Zwei-, dreimal die Woche kam er nach Askehöved. Thoms sah ihn gern, es unterhandelte sich gut mit dem jungen Bürgermeister, so bestimmt und verbindlich, wie er war.

Vollkommen ist nun zwar kein Mensch. Auch Momm hatte in Thomsens Augen einen schweren Fehler. Momm trank nämlich keinen Teepunsch. Keine rechte Gemütlichkeit war mit Momm zu erzielen, wie sie Doktor Steen liebte.

Frau Thoms schätzte deswegen den jungen Lebensknecht um so höher. Die Konferenzen waren abends, denn tagsüber hatte Thoms genug zu tun, um seine Felder zu revidieren oder den Hasen und Rehen den Garaus zu machen. Aber Momm kam immer sehr früh hinaus, und da Frau Thoms die Milchmädchen beaufsichtigen mußte, so war sie wohl gezwungen, Cordula um des Gastes willen von der Arbeit zu befreien. Frau Thoms seufzte viel, wenn sie zu Cordula kam.

„Ja, nun zieh Dich man rasch an, Kind, und geh zu Herrn Bürgermeister. Schon wieder ist er da!“

Sie seufzte, aber ganz ehrlich waren die Seufzer nicht, obschon Madame Thoms sonst die wahrhafteste Frau in Schleswig-Holstein war. Sie seufzte, aber sie legte großes Gewicht auf die Worte: zieh Dich an. Das Wörtlein „nett“ ließ sie aus, — das lag im Ton. Kam Cordula dann aus ihrem Stübchen herunter, so warf die Mutter einen prüfenden Blick auf sie. „Hm, ja, aber das Sonntagskleid? Das ist doch wohl fast übertrieben.“

Cordula merkte wohl den Fleiß, womit ihre Mutter sie dem Gaste zur Gesellschaft schickte, von der dringenden Arbeit weg. Wenn Peter Steen kam, hatte Mutter noch nie Eile bewiesen, ihm Unterhaltung zu schaffen, im Gegenteil, da war immer für alle unbändig viel zu tun.

Und da Cordula so über diesen Unterschied im Benehmen ihrer Mutter nachdachte, begann sie selbst, die beiden Männer miteinander zu vergleichen. Ein lieber Mensch, Doktor Steen. So konnte sie Momm nicht bei sich nennen. Lieb? — Das war kein Ausdruck für ihn. Es drängte sich in ihr Gefühl für Momm eine Achtung, die sie von ihm entfernte und doch wieder zu ihm zog. Mit Peter Steen plauderte sie, als wäre sie mit ihm verwandt, sie scherzte mit ihm. All das gab es bei Bürgermeister Lebensknecht nicht.

Wenn Peter Steen sie gefragt hätte? — Langes Besinnen hinter der Mädchenstirn. Zuletzt zögernd ein Eingeständnis . . . ja, vielleicht . . . Aber er hatte noch nie gefragt, und sie hatte auch weder Angst noch Hoffnung, daß er fragen könne. Wenn es so weit kam, war immer noch Zeit genug zum Überlegen.

Mit dem Bürgermeister, das war was andres. Der plänkelte nicht lange aus der Ferne, sondern er enterte gleich: ergeben oder nicht. Sie legte die Hand auf die Brust vor Angst. Aber nicht allein vor Angst, auch etwas wie eine Erwartung war in diesen Wochen in ihr, oder sollte sie gar sagen: eine Hoffnung? —

Weich und zaghaft wurde das Mädchen, das sonst so tapfer ausschritt. Und sie, die wenig eitel war, tat eine dunkelrote Schleife ins Haar, wenn sie dem Herrn Bürgermeister Gesellschaft leisten sollte.

Mit Macht kam der auf sie zu. So offen aber hatte er noch nie geredet wie heute, und sie erzitterte, denn sie fühlte: heute kam die Entscheidung.

„All die Jahre, und nur ein Wort gesagt. Jetzt, in den letzten Wochen, Herr Bürgermeister . . .“

„Wann habe ich Sie denn auch gesehen? Bei meinen vielen Geschäften.“

„Aber Sie waren doch auch früher hier draußen.“

„Ich war nicht frei. Ihr Vater ist gern mein Wohltäter gewesen, aber ich konnte mich hier, wenn ich so sagen darf, nicht ebenbürtig zu fühlen, als bis ich meine letzte Schuld getilgt hatte. Den Dank frei-

lich, den tilge ich nie. Es ist fast eine Kindesliebe, die ich für Ihren Vater im Herzen trage. Sie können sie zur wirklichen Sohnesliebe machen."

Cordula senkte grübelnd das Haupt. Die Furcht des Mädchens, nicht um seiner selbst willen erwählt zu werden, erwachte in ihr. Zögernd entgegnete sie endlich: „Daß ich Ihnen wirklich so viel gelte, habe ich nie glauben können."

Er faßte rasch nach: „Sie haben darüber nachgedacht?"

Sie wehrte sich: „Wie man an seine guten Freunde denkt."

„Zu denen haben Sie mich gezählt?"

Ehrlich sah sie ihn an, die ganze Sommerwelt mit all ihren Farben schimmerte in ihren Augen: „Ja. Seitdem wir Ihre Mutter hier draußen hatten. Die kleinen Züge, die sie von Ihnen erzählte, waren das erste Genaue, was ich über Sie erfuhr, denn bis dahin hatte ich nur etwas Unbestimmtes gehört: Sie wären ein wilder junger Mensch. Ich reimte mir das zusammen: je mehr Wildheit, desto mehr Liebe, — auch das verstand ich, aber wie es mit dieser Unbändigkeit eigentlich bestellt war, das sollte und durfte ich noch nicht wissen. Von Ihrer Freundlichkeit, von Ihrer Anhänglichkeit an Ihre Mutter dagegen durfte ich alles hören. Da hat sich wohl ein Bild von Ihnen in mir geformt. Und noch eins kam hinzu: ich mußte Ihre Mutter trösten. Wie konnte ich das besser, als wenn ich ihr immer wiederholte, was sie selbst sagte: sie hätte ja einen so treuen Sohn? So saßen wir beide und priesen Sie um die Wette. Da waren Sie mein guter Freund, ohne daß ich freilich für Sie eine Freundin gewesen wäre."

„Doch!" rief Momm. „Ich will es meiner Mutter tausendmal danken, daß sie so von mir gesprochen hat. Ich will nun erst recht gut gegen sie sein. Ich glaubte früher, meine Mutter habe wenig Liebe mehr für mich."

„Das Mutterherz kennen Sie wenig, Herr Bürgermeister. Wird Ihnen da ein anderes Frauenherz wohl durchsichtiger sein?"

„Doch!" rief er noch einmal. „Und vor allem Sie. Sie wären nicht meine Freundin gewesen? Wer hat mir Mut und Willen eingegeben?"

Sie nickte. „Das ist wahr. — Aber ich hätte wohl jemand anders in Ihrer Lage auch Mut zu machen gesucht. Und Sie haben mich auch wie jedes andere junge Mädchen angesehen."

Momm hatte nicht zum dritten Male sein Doch sagen können, nun aber ließ er sich nicht länger hemmen. Es brach stark aus ihm hervor: „Was spielt das alles, was ich damals empfand oder nicht empfand, für eine Rolle in der Gegenwart? Kein Mensch half mir, nur Sie hier auf Askehöved. Hier bekam ich, was ich brauchte, um in die Höhe zu kommen. Ja, Fräulein Cordula, ich habe von Ihnen genommen, was Sie mir gaben: den Mut. Da wurde ich kräftig genug fürs Leben — ich hab's bewiesen. Ich habe Ihre Freundschaft empfangen und Ihnen in jenen schweren Jahren nichts dafür wiedergeschenkt, aber das ist ja gerade das Wundervolle. Hier!" — Er riß eine Samenkapsel vom Strauch und brach sie auf. — „Das Korn hier, werf' ich's auf die Erde — was weiß nächstes Jahr der Blumenbusch noch davon? Und er wäre doch nicht ohne dieses kleine Korn. Das ist's, Cordula: Ihnen verdanke ich so vieles von dem, was jetzt in mir aufsprießt. Was weiß ich noch von damals? Aber daß es in mir blüht, das weiß ich, und das wissen Sie auch."

In dieser Minute war der große Momm fast dem Schicksalsglauben ergeben, den er sonst verachtete: es war bestimmt, daß Cordula ihm gehörte. Er war froh. Nirgends mehr sah er Verrat in seinem Handeln. Nicht aus Berechnung, nicht aus plötzlicher Liebe und Leidenschaft ging er hier und sprach auf das Mädchen ein: nein, in langer Zeit hatte sich vorbereitet, was jetzt zur Wirklichkeit reifen sollte.

„Wissen Sie es?" fragte er Cordula. Gewalt war in seiner Frage, ein Ja wollte er hören.

Aber noch wehrte sie sich: „Sie haben mir erzählt, wie Sie zu Antje Swanevelt kamen und wie Sie sich getäuscht haben. Sollte ich denken ..."

Da sah er sie strenge an und erwiderte sehr ernst: „Vergleiche gibt es doch wohl nur zwischen Menschen und Dingen, die einander ähnlich sind, Fräulein Thoms."

Wie ein kleines, gescholtenes Schulmädchen schlich sie an seiner Seite. Ihm war das recht, sie konnte nicht früh genug be-

ginnen, sich vor ihm zu demütigen. Aber er zürnte ihr doch. Das Ja, das er von ihr wollte, hatte er nicht erlangt.

Sie waren im Walde. Darauf hatten sie nicht geachtet, solange sie zwischen den lichten Buchen dahinschritten. Nun kamen sie in einen langen, geraden Tannensteig. Der drängte sie mit seiner Dunkelheit näher aneinander. Schwüle legte sich auf ihre Stirn, aber ihre Brust wurde doch erquickt von dem würzigen Duft, den die grünen Spitzen aushauchten. Dunkel und eng. Aber dahinten leuchtete es wieder — da war der Wald zu Ende. Das freie Feld breitete sich an ihm entlang.

Momm tat einen feierlichen Schwur: Nicht eher traten sie wieder in die Helligkeit hinaus, bis das Schicksal oder seine Macht — und wenn es sein mußte, bis seine Macht auch gegen das Schicksal — ihm den Sieg verliehen hatte.

Ein Tannenzweig streifte Cordulas Haar. Ihr Haupt neigte sich zu Momm, ihre Locken tupften leise seine Wange, und diese zarte, sachte Berührung ließ es seltsam warm zwischen ihnen hin- und herüberfluten. Nur fünf, sechs Schritte hatten sie erst in den Tannenweg hinein getan, und keins von ihnen wußte mehr klar, was der andere vorher sagte. Das Laute, Bestimmte war draußen geblieben, hier drinnen war nur Schwüle, Duft, Zittern, ein Rauschen von Seele zu Seele. Und es geschah, daß Momm Lebensknecht seinen Arm um Cordula legte. Sie erwehrte sich seiner nicht, aber in diesem Augenblick stieg vor Cordulas Seele Peter Steens Bild mit einer nie gekannten Klarheit auf. Ihr war, als wisse sie jetzt erst, ganz plötzlich, daß er sie lieb hatte, daß alle seine ungewandten Versuche, sich ihr zu nähern, eine wirklich tiefe, ernstgemeinte Werbung gewesen seien. Sie empfand ein inniges Mitleid mit ihm und fragte unwillkürlich: „Was wird Ihr Freund Steen sagen? Hat er nie zu Ihnen davon gesprochen, daß er mich . . . ich meine, daß er für mich . . .?"

Momm zog rasch seinen Arm von ihr. Sein Gesicht verfinsterte sich, und Peter Steens Rede: „Ich werde da draußen bald einmal ein Wort sprechen," dröhnte ihm in den Ohren. Wenn er jetzt offen und ehrlich antwortete und das Mädchen sich ihm dennoch freiwillig ergab, dann war er los und ledig aller Gewissensbisse!

Aber da, als sie bei der Fichte vorbeikamen, die sich vor den anderen hinausdrängte bis auf den Weg, da beging Momm Lebensknecht seinen Verrat: er schwieg auf Cordulas Frage.

Er schwieg. Cordula aber, doch ein wenig bedrückt von seiner Wortlosigkeit, begann, wie bittend: „Ich weiß wohl, es ist unrecht von mir, jetzt gerade von jemand anders zu reden."

Und während sie so sprach, stieg nun eine kleine Freude darüber in ihr auf, daß er seinen Arm so rasch von ihr genommen hatte, als sie Peter Steen erwähnte. Wahrhaftig — das war eine Regung der Eifersucht gewesen. Eifersucht aber stammt aus der Furcht zu verlieren, was man allein besitzen muß, um glücklich zu sein.

Die Freude machte sie anschmiegsam. Sie selbst fürchtete sich ja, den Tannensteig zu verlassen, bevor alles zwischen ihnen beiden erfüllt war. So nahe sah sie schon den hellen Ausgang — blendend fiel das Licht herein.

Dicht an ihn gelehnt, schloß sie die Augen. Er sah in ihr Antlitz, das sich verschönte, als ob ein holder Wunschtraum von innen herausstrahlte.

Da wurde Cordula Thoms sein Braut . . .

❈ ❈ ❈

„Sag' mal, Du, Momm . . ."

„Bist Du wieder da, Peter?"

„Sag' mal . . . Du, Momm, ich traf da eben Malchen Gydesen, und die sagte mir . . ."

„Die hat Dich wohl lange aufgehalten, was? Alle die Geschichten. Daß sie noch auf ihre alten Tage mit Gesa reisen muß!"

„Die hat mir erzählt, Du und Cordula Thoms . . ."

„Ach so? Ja, Peter . . ."

„Das ist wohl auch Klatsch, wie?"

„Will ich nicht gerade behaupten."

„Ihr wärt — verlobt?"

„Ja, Peter."

Momm stand auf. Auch Peter. Er hatte die Hände geballt. Der Tisch, gegen den er lehnte, zitterte. „Ich meine, Momm," — Peter tat, als hätte er nicht recht gehört, — „so: verlobt, verstehst Du?"

„Ganz recht, Peter, stimmt schon."

„Nee, Momm, das ist natürlich bloß Spaß von Dir.“

„Na, hier auf dem Rathaus pflege ich nicht zu spaßen, nicht einmal in Privatangelegenheiten.“

„Ich meine, Du und Cordula, — Ihr könnt doch nichts zusammen haben.“

„Erlaube mal, warum denn nicht?“

„Ja, weißt Du denn nicht, daß ich das Mädchen lieb habe?“

Momm sah auf, wie überrascht. „Lieb haben? Offen gestanden, davon hab' ich nichts gewußt. Eine gewisse Neigung allerdings, — die hast Du ja geäußert.“

„Hab' ich Dir nicht ausdrücklich gesagt, ehe ich abreiste . . .“

„Ach, Du meintest, Du wolltest da noch mal ein Wort sprechen?“

„Hast Du das vielleicht anders aufgefaßt, als es gemeint war?“

„Ich habe nicht viel darüber nachgedacht.“

„Nein, das glaub' ich, aber das bißchen, das Du darüber nachgedacht hast, das hat es Dir doch klar gemacht, was ich damit sagen wollte.“

„Kann sein. Aber sieh mal, lieber Peter . . .“

„Du, das lieber laß lieber fort.“

„Gut. Also Deine Andeutungen waren so schwach, und Cordula gegenüber bist Du auch so zurückhaltend gewesen . . .“

„Ja, wenn ich Deine — Frechheit besäße.“

„Peter, nun wollen wir uns möglichst mäßigen, nicht wahr? Sonst kommen bei dieser Konferenz nur ein paar Pistolenschüsse heraus, und die wären doch sehr zwecklos zwischen so alten Freunden.“

„Freunde! Du kommst nicht wieder in meine Werkstatt, da verlaß Dich drauf.“

„Ich werde darauf verzichten können. Aber Du scheinst so etwas wie eine Rechtfertigung von mir zu wünschen. Also, was mich mit Cordula verknüpfte, ist lange Jahre her. Ich habe mich in den Tagen des Unglücks an ihr aufgerichtet, und im Laufe der Zeit ist dies Gefühl stärker geworden. Daher sehe ich wirklich keine Schuld auf meiner Seite.“

„Davon hast Du nie ein Wort gesagt.“

„Es gibt Dinge, die ich selbst vor dem besten Freunde für mich behalte.“

„Ich habe Dir alles anvertraut.“

„Ohne daß ich mich in Dein Vertrauen gedrängt hätte. Übrigens sind Deine Geheimnisse bei mir gut aufbewahrt gewesen.“

„So? Das dünkt mich nicht. Du hast Dir mein Vertrauen gefallen lassen und hast mir das Mädchen abspenstig gemacht, gerade in den Tagen, wo ich fort war. Das nennst Du gut aufbewahren?“

„Guter Peter, in meiner Jugend hatte ich mit Douwinus gemeinsam eine Schwärmerei für die da draußen, weißt Du noch? Die schwarze Deern bestellte uns beide zum Rendez-vous. Was war die Folge? — Es kam zu einer Prügelei zwischen mir und Douwinus. Und ich gewann. Siehst Du, Peter, Fräulein Thoms ist keine Sarkessa, aber wir beide wären vielleicht heftig aneinandergeraten, Du und ich, wenn wir uns zugleich um ihre Hand beworben hätten. Du hast alle die Zeit hindurch geschwiegen. Ich wäre Dir früher am Ende gar nicht in die Quere gekommen, jetzt aber mußt Du es Dir schon gefallen lassen, daß ich einen Vorsprung gewonnen habe, — nicht nur einen Vorsprung, nein, das Ziel!“

Hochaufgerichtet stand er. Peter blickte zu ihm hin mit Augen, die halb voll Grauen, halb voll Bewunderung waren. Und Momm raffte seinen Willen zusammen: „Besser so, als wenn Du hier gewesen wärst. Gesiegt hätte ich doch. Sollte ich Dich vielleicht erst um Erlaubnis fragen, ehe ich zugriff?“

„Ja, Momm. Eigentlich hättest Du das tun müssen. Das heißt, ich hätte Dir die Erlaubnis nicht gegeben.“

„Cordula ist Dir gut, mehr nicht, verlaß Dich darauf. Früher: ja, wenn Du da wirklich Deine Absicht ausgeführt hättest, das berühmte Wort zu sprechen . . .“

„Sie brauchte überhaupt nur zu wissen, daß ich es sprechen wollte, dann wäre die ganze Sache anders gegangen. Aber das hast Du ihr wohl nicht gesagt?“

„Dazu fühlte ich mich nicht verpflichtet. Nebenbuhler leben in Krieg miteinander. Da gilt keine Rücksicht.“

„Ich habe allerdings andere Begriffe von Freundschaft.“

„Du mußt Dich zufriedengeben, Peter. Kann ich denn dafür, daß es so gekommen ist? Hab' ich nicht so handeln müssen, nach Deiner Philosophie?“

„Du, wenn Du mich jetzt noch höhnst . . .“

Momm trat dicht an ihn heran: „Kein Hohn, Peter. Die Probe auf Deinen Glauben. Du hattest das Gefühl, Cordula sei für Dich bestimmt . . .“

„Hab' ich noch.“

„. . . und ich hatte den Willen, sie für mich selbst zu bestimmen. Wer hat nun recht?“

„Du, scheinbar. Aber ich will Dir was sagen, Momm Lebensknecht, ein Verräter bist Du deswegen doch. Und ich wollte, wir wären noch Jungen, da solltest Du Deine Prügel kriegen. Mit Pistolen komm mir man nicht, ich schieße nicht auf Dich, schon um Cordulas willen, denn wenn sie Dich lieb hat, — und das hat sie doch, — denn soll sie Dich auch mit heilen Gliedern haben. Die sind noch das beste an Dir.“

„Ich kann es Dir ja nicht verdenken, Peter, daß Du aufgeregt bist. Ich will Deine harten Ausdrücke nicht gehört haben.“

„Im Gegenteil! Die solltest Du Dir man recht hinter die Ohren schreiben, mein Junge.“

„Ich will alles Deiner Enttäuschung zugute halten.“

„Enttäuschung, — damit muß ich eben fertig werden. Adieu. Draußen auf Askehöved kannst Du sagen, ich käme nächstens mal raus.“

„Das ist recht, Peter. Es bleibt alles beim alten, nicht wahr? Auch zwischen uns, Peter. Glaube mir: ich konnte nicht anders. Und schließlich kommt es doch nur auf das eine an: wer von uns beiden hat Cordula mehr lieb, Du oder ich?“

„Das wird man schwer mit der Elle ausmessen können. Wir haben eine gar zu verschiedene Art.“

„Und ich habe nichts getan, als nach meiner Art gehandelt.“

Momm streckte Peter die Hand hin.

„Nee, mein Junge,“ entgegnete der, „so rasch geht das nicht. Ich weiß ja, lange böse sein kann ich Dir nicht. Da steckt was in Deinem Wesen, — man kommt nicht los von Dir. Aber ganz so schnell, wie Du es denkst, läßt sich das doch nicht machen. Einstweilen bleib' ich bei dem, was ich Dir wenigstens einmal gerade ins Gesicht sagen will: falscher Kerl bist Du, Momm Lebensknecht, ein ganz falscher, heimtückischer Kerl! Adieu.“

✠ ✠ ✠

Also war Bürgermeister Lebensknecht, wie er meinte, der Herr seines Schicksals und nahm für sich, was ihm beliebte. Auch Peter Steen widerstand ihm nicht. Momm war der Mächtigere, so führte er eben die Braut heim.

Peter Steen war nicht der Mann langen Grollens. Seine Treue vergab auch das Schlimmste, obschon sie es nicht so ganz vergaß. Er saß in der Werkstatt, hobelte sich ein Schränkchen zurecht, darein wollte er die Fläschchen mit den Chemikalien tun, die ein Doktor für seine Patienten zur Hand haben muß. Und allmählich gab sich Peter selbst schuld an dem Geschehenen, soweit ein Mensch denn schuld haben konnte.

Ja, was hatte er sich gedacht? Sollte das Mädchen vielleicht ewig auf ihn warten? Sollte Momm seinetwegen entsagen?

Dann aber kam die zweite, schwierigere Frage: konnte er diesem Mädchen, dem er entsagen mußte, auch in der Tat entsagen, ohne daß es ihm bitter weh tat? Er stellte sich vor: Cordula Thoms ging nun bald mit einem anderen zum Altar, mit einem anderen saß sie oben am Tisch beim Hochzeitsmahle, und diesem anderen folgte sie zuletzt freudig.

Taten ihm, Peter Steen, der entsagend dabei stehen mußte, diese Bilder nicht weh?

Merkwürdig! Auf diese Frage fand er zuerst keine rechte Antwort. Dann aber überkam es ihn plötzlich mit heißem Schmerz, und er schluchzte.

✠ ✠ ✠

Und es kam so, wie Peter Steen es sich vorgestellt hatte: Cordula Thoms folgte dem anderen und nahm wehmütig frohen Abschied von den Ihrigen und von den Hochzeitsgästen, die im Saale des Domkrugs schmausten und tranken. Sie ging aber doch nicht, ohne Peter Steen, der in seinem Schniepel ungelenk genug einherstolzierte, die Hand zu drücken: „Sie sind oft bei uns, nicht wahr, Herr Doktor?“

Peter Steen tat sein mögliches, um diejenige Bewegung des Oberkörpers zu machen, die Tanzlehrer Christoffersen ihm gerade in diesem Saale als besonders höflich einzustudieren versucht hatte. Dann, als das junge Paar verschwunden war, setzte er sich zum alten Thoms, und die beiden freuten sich, daß nun die Feierlichkeit vorüber war. Bei der dritten Flasche ließ

Peter Steen Momm und Cordula leben, nachdem er Thoms anvertraut hatte, daß Cordula eigentlich Frau Doktor hätte werden sollen. Thoms wurde gerührt und meinte, eigentlich hätte er das auch gedacht.

„Aber das ist das Schicksal," sagte Peter und entwickelte seinen Fatalismus.

„Fatalismus?" meinte Thoms. „Nee. Wenn ich noch 'n Buddel Rotspon trinken will, denn will ich es, da kommt nicht mal meine Altsche gegen an, viel weniger das Schicksal." Er hielt die leere Flasche hoch, und der Markör wechselte sie behend gegen eine gefüllte um. „Siehst Du?" sagte Thoms, — das Du war in dieser traulichen Stunde bei ihnen durchgebrochen, — „Siehst Du? Das nennt der Mensch 'n freien Willen."

„Das Schicksal will's," erwiderte Peter Steen düster, „verlaß Dich darauf."

„Na, wenn de Wien man smeckt," schloß Klaus Thoms diese schwierige Erörterung, „un wenn he man keen Koppwehdag makt. Dat is de Hauptsaak."

Damit hatte er das Richtige getroffen, das selbst Peter anerkennen mußte, denn es ist wahrhaftig schier einerlei, ob uns ein unabänderliches Fatum die Geschicke zuerteilt, oder ob wir sie uns selbst aus eigener Herrlichkeit bereiten: wenn sie uns nur schmecken und kein Kopfweh machen.

⌘ ⌘ ⌘

So rührig hatte man den Bürgermeister von Vordesby noch nie gesehen. Unermüdlich war er. Die Spittelweiber zitterten, daß sie einen Grashalm auf der Straße vergessen haben könnten. Joost, wenn von dem gestrengen Herrn gesprochen wurde, machte nur eine leidvoll abwehrende Handbewegung. Er wollte sich nicht den Mund verbrennen. Der da auf dem Rathaus erfuhr ja doch alles und war dann nicht sauber. Der schonte niemand, nicht einmal seinen eigenen Schwiegervater.

„Es tut mir leid," sagte er, „ich muß das Stück Land für die Wasserleitung von Dir haben."

„Aber das liegt auf meinem besten Acker!"

„Tut mir leid. Ich muß in diesem Sinne an meine Regierung berichten."

Und das beste Stück Ackerland von Askehöved ging für die Wasserleitung hin.

Man liebte den Bürgermeister nicht, und doch, man mußte es ihm lassen, er sorgte für die Stadt, wie er nur konnte, und suchte nicht das Seinige dabei. Er tat niemand unrecht, — im Gegenteil, wo er wußte, daß Unrecht geschah, griff er kräftig ein. Den Stadtvogt ließ er kommen: „Da sollen ärgerliche Zustände herrschen auf der Letzten Barmherzigkeit. Ich bitte mir aus, daß Sie sich darum kümmern. Ordnung, Herr Stadtvogt. Ich gehe überhaupt damit um, daß das Gebäude geschleift wird."

„Wo sollen wir mit der Abdeckerei hin?"

„Findet sich. Aber das ist einstweilen einerlei. Da draußen fallen Prügeleien vor?"

„Ja, Herr Bürgermeister, Keilerei und Tanzvergnügen, das ist bei solchen Leuten nicht anders."

„Wieviel Kinder sind da?"

Gott nein, bewahre, was ein Stadtvogt alles wissen sollte.

„Sechs mindestens, Herr Bürgermeister."

„Und der Mann von dieser . . . dieser Rickerts?" fragte der Bürgermeister. „Ist das ein Hiesiger?"

„O nein, wo werden wir so 'nen Menschen hervorbringen!"

„Er mißhandelt die Frau?"

„Das ist wohl so seine Hauptnebenbeschäftigung."

„Führen Sie mir den Menschen vor."

Sarkessas Mann, Themessun hieß er, — er war aus dem fernen Osten eingewandert, — wurde vor das Oberhaupt der Stadt gebracht. „Sie haben Ihrer Frau beinahe ein Auge ausgeschlagen?"

Themessun zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, das versteht sich doch von selbst.

„Sie haben außerdem betrunken auf der Straße gelegen?"

Themessun zuckte die Achseln. Man lag, wo man hinfiel, wenn man betrunken war.

„Sie arbeiten überhaupt nicht?"

Und Themessun wußte wieder nichts andres zu tun, als mit der Achsel zu zucken. Wozu soll einer arbeiten, wenn er's nicht nötig hatte? Und nötig hatte er's ja nicht, solange die Frau ein paar Sechslinge verdiente, und so lange es Kartoffeläcker gab, die man bei Nachtzeiten revidieren konnte.

Momm sah sich den Menschen an. Eine kleine, schmächtige Gestalt. Tiefliegende,

stechende Augen. Eine niedrige Stirn und da hineingewischt ein Strähn brandrotes Haar. Gedunsenes Gesicht mit spärlichem Bart. Momm fuhr sich über die Augen. Mit solchem Unhold war das Mädchen zusammengekettet, für das er einst etwas Heiliges gefühlt hatte. Und er entschied: „Sie haben in achtundvierzig Stunden das Stadtgebiet zu verlassen."

Der Mann regte sich, — er tastete hin und her, wie nach irgendeiner Stütze.

„Erledigt," schloß der Bürgermeister. Themessun wurde fortgeführt.

‚Die kann mir dankbar sein,' dachte Momm. ‚Jetzt hat sie wenigstens die Möglichkeit, sich von dem Scheusal zu befreien.'

Ein paar Tage danach, als der Bürgermeister aus dem Bureau kam, stand auf dem dämmerigen Korridor des Rathauses eine Frauensperson. Sarkessa Themessun. Momm wollte in seinem raschen Beamtenschritt vorüber, da sagte sie, ohne sich zu rühren, halblaut: „Wenn Themessun wiederkommen dürfte . . ."

Momm hielt an. „Wir wollen Sie ja gerade vor ihm schützen."

Sie jedoch, in der Beharrlichkeit des Flehenden, der nur ein einziges Ziel verfolgt: „Wenn Themessun wiederkommen dürfte . . ."

„So wie er Sie behandelt hat!"

Sie nickte.

„Dann seien Sie doch zufrieden."

Da blitzte ihr Auge auf. Ein seltsames Leuchten war das in diesem verhärmten Antlitz. Momm betrachtete sie näher, so gut es bei dem wenigen Licht anging. Das verwüstete Weib. Und nun erhob Sarkessa, in kurzen, mühseligen Zügen atmend, die Stimme: „Gehen wir in andere Häuser, und fragen wir, wie die Männer zu den Frauen sind? Was geht es die hier an, auf welche Art wir leben?"

„Also hängen Sie an ihm?"

Ein tiefer Schmerz glitt über ihr Gesicht, dann wandelte sich ihre Miene in ein Grauen um, und dann senkte sich ihr Haupt wie aus Scham. Das war die Antwort.

Momm erstaunte, aber rasch ging sein Erstaunen in Zorn über. Wenn man solchem Geschöpf auch Gutes tun wollte, was half das? „Ziehen Sie ihm doch nach."

„Ja. Aber die Kinder. Und mein Vater liegt auf dem Stroh und verfault."

„Den schaffen wir ins Hospital."

„Den rührt keiner an!" Sie hatte sich wild aufgerichtet, aber gleich sank sie wieder zusammen, und zum drittenmal kam es heraus: „Wenn Themessun wiederkommen dürfte."

„Es muß sein Bewenden dabei haben. Wir dulden solche Elemente hier nicht." Er ließ sie stehen. —

Erregt ging der Bürgermeister durch die Straßen. Er klopfte bei Peter Steen an. Vom Flur bog er gleich zur Werkstatt ab, Peter Steen hielt aber die Tür zu: „Weißt Du, Deine Bank hat ein Bein verloren, und sonst ist da nicht recht Sitzgelegenheit." Er nötigte Momm in die beste Stube. „Hier ist es auch ganz nett."

So wenig Phantasie Peter sonst besaß, — seitdem er von den Knochenbrüchen wiedergekommen war und selbst den Bruch erlitt, den auch der berühmte Professor in Kiel nicht hätte heilen können, da wußte er immer eine Menge Ausreden, damit Momm nicht in die Werkstatt kam.

Momm berichtete über Sarkessa: „Ist das nicht rätselhaft?"

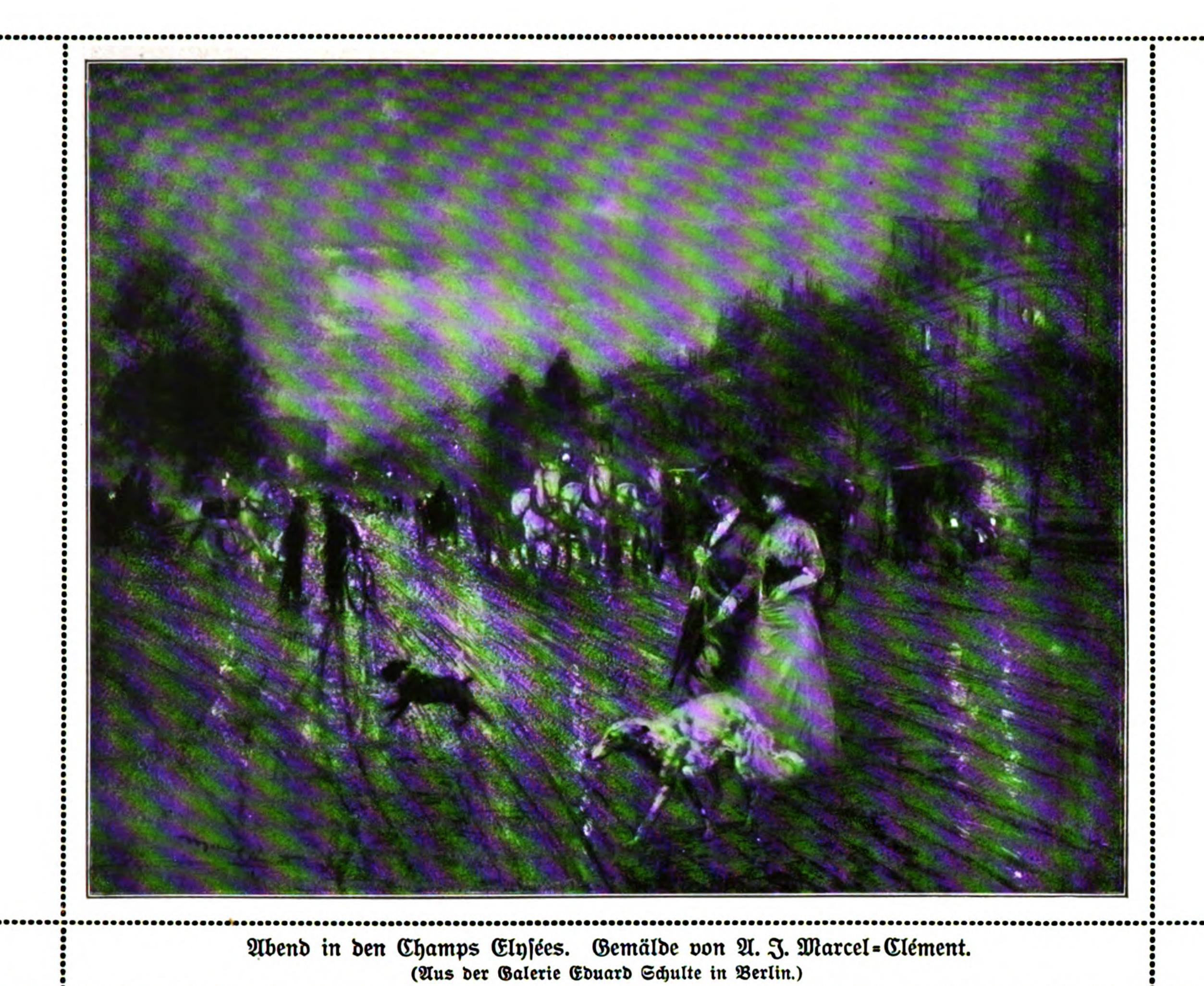
„Ja, die Frauenzimmer," meinte Peter Steen. „Aber wenn sie Dich selbst um ihren Mann bittet?"

„Die Leute wissen ihren eigenen Zustand nicht zu beurteilen. Mensch, was war das für ein stolzes Mädchen! Wie kann sich so eine an diesen Themessun heften?"

„Es ist mir das öfters begegnet," sagte Peter Steen. „Diese Mädchen haben ihren Stolz nur so lange, als sie jung sind. Ihr bißchen Seele hat keinen Teil daran. Alle Prügel, die sie von ihrem Eheliebsten bekommt, machen ihr nicht so viel Kummer, wie Deine Härte. Laß den Kerl wieder herein."

„Nein, ich bin mir klar. Verstehe mich: ich bin nicht mitleidslos, auch nicht grausam, aber in gewissen Fällen unbarmherzig zu sein gegen mich und gegen andere, das halte ich für meine Pflicht."

„Ja," meinte Peter und blies die Wolken aus seiner Pfeife gegen die Decke, „ein bißchen fein nuanciert ist das, aber ich gebe Dir zu, es sind schon Unterschiede zwischen den drei Begriffen vorhanden. Und was die Unbarmherzigkeit anlangt, so scheint mir, Du wirst Dir in dieser Disziplin bald den Doktorhut holen können. Wir



Abend in den Champs Elysées. Gemälde von A. J. Marcel=Clément.
(Aus der Galerie Eduard Schulte in Berlin.)

andern müssen uns damit begnügen, es möglichst weit in der Lindigkeit zu bringen. Aber wir sind ja auch die subalternen Geister."

⌘ ⌘ ⌘

Sich zu dem zu erziehen, was er Unbarmherzigkeit nannte, das war Momms Freude! Vordesby blühte wie nie zuvor. Die Regierung war freundlich gegen den Bürgermeister, den man immer mehr als eine Stütze des dänischen Thrones betrachten durfte in diesen Zeiten, wo die Schleswig-Holsteiner stark nach Sonderrechten verlangten.

In der Genugtuung, womit ihn sein rastloses Schaffen erfüllte, wuchs aber neben seiner Unbarmherzigkeit auch seine Großmut. Er mochte im Bewußtsein seiner Macht gern gnädig sein. Das kam seinem Stiefbruder Georg zugute. Der arme Junge war oft ganz verzagt. Je kunstreicher er seine Maschinen zusammensetzte, um so schwerer wurde es ihm, lateinische und griechische Sätze richtig zu konstruieren. Er sah beim besten Willen nicht ein, was es ihm nützen sollte, all diese fremden Dinge in sich hineinzupfropfen.

Die Mutter klagte sich gegen Cordula aus, und dank ihrer Vermittlung ließ Momm seine Güte walten. Georg kam zum Schlosser in die Lehre. Mit welcher Wonne feilte und schmiedete der Junge nun! Der berußte Kittel war ihm ein Ehrenkleid. Freilich mußte er sich hüten, Momm damit unter die Augen zu kommen.

Bei Tisch war die Familie zusammen, sonst aber gab es bei Bürgermeisters zwei Haushaltungen, eine kleine, gemütliche, von aller Welt abgeschlossene dort oben nach dem Garten hinaus, — und in den großen Stuben hier unten eine andere, die auch nur aus zwei Personen bestand und auch Glück in sich barg, viel Glück. Aber das war nicht so einfach, nicht so selbstverständlich, wie dort oben.

Dorette war Momm dankbar, daß er heiratete, noch dazu ein Mädchen, das sie so innig liebte, — denn wen liebte Dörtchen nicht innig, wofern er ihr nur das Leben erleichterte? Nun war sie frei, nun konnte sie ihr kleines Dasein genießen und für Georg sorgen. Mehr bedurfte es nicht, um ihr Zufriedenheit zu schenken.

Unten aber, wo Cordula, wie Momm einst träumte, die Fülle des eingebrachten Linnenzeugs in mächtigen Schränken geborgen und die Stuben mit schweren Eichenmöbeln ausgefüllt hatte, — unten waren eben nicht Mutter und Sohn zusammen, sondern Mann und Weib. Da hieß es verschmelzen und doch sein Eigen bleiben.

Zwei Menschen übten die höchste Kunst, eine Ehe zu führen. Beide standen für sich allein. Cordulas Mutter gehörte zu jenen guten Frauen, die ihre Töchter wirklich ganz weggeben, wenn sie sie verheiraten. Sie hätte nie eine Klage von Cordula angenommen, und Cordula kam auch nicht zu ihr, um zu klagen. Der letzte Fliesenstein bei der Haustür war für sie ein gewaltiger Wall; darüber durfte nichts getragen werden von dem, was drinnen geschah.

Vater Thoms kam stolz mit den besten Braunen vor dem Bürgermeisterhause vorgefahren, ließ sich ein gehöriges Frühstück bereiten und machte dann seine Scherze, indem er wohl ein Sofakissen in den Arm nahm und es hin und her wiegte: „Na?"

Wenn Cordula den Kopf schüttelte, wußte er allerhand Tröstliches. Auf Askehöved hatte sich der Storch auch lange besonnen, bis er ein Mädchen durch den Schornstein warf.

Ihm, dem Landmann, lag es am Herzen, daß aus der Blüte die Frucht reife. Seine robuste Seele wußte nichts davon, daß es unsichtbare Kräfte eines Zusammenseins gibt, wonach das Herz heißer begehren kann, als nach dem lächelnden Kindermunde. Man heiratete, man kam miteinander aus, oder man stritt sich gehörig herum, und zuletzt setzte man ein Testament auf mit schweren Zahlen für die Leibeserben, damit war nach Vater Thoms' Meinung der Zweck eines Menschenlebens umschrieben.

Cordula selbst war in dieser Anschauung groß geworden. An jenem Tage aber, da sie sich einem Manne zu eigen gab, erkannte sie mit Verwunderung, wieviel Eigenes noch in ihr zurückblieb. Eigenes, das sie selbst jetzt erst entdeckte, wo ein Mann mehr und immer mehr von ihrem innersten Leben forderte. Je mehr er verlangte, je mehr sie gab, desto größer wurde ihr Eigentum, — je mehr sie sich ihm offenbarte, desto wunderbarer erschien ihr all das Heimliche, das sie in sich trug.

Sie wollte nichts zurückbehalten in dieser ersten Zeit, und sie hielt doch unwillkürlich beide Hände über ihren Reichtum. Sie wollte dem Manne an ihrer Seite alles, ihr ganzes Wesen erklären, und sie fühlte doch mit innerster Genugtuung: ich bleibe ein Rätsel für ihn. An dem Tage, da sie eins werden sollte mit einem Mann, kam ihr das Bewußtsein: sie trug ein Ich in sich, so unzerstörbar, daß es allen Stürmen des Mannes mit Leichtigkeit standhielt.

Momm war wahrhaftig einer, der den ganzen Menschen von ihr forderte. Alles sollte ihm Cordula sein: die Bringerin des Friedens, der Stolz seines Hauses, seine Hilfe, und wenn es nötig war, seine Trösterin. Es gab nichts, was er nicht bei ihr suchte, mit Ungeduld von ihr heischte.

Und sie, in dem freudigen Erzittern des neuen Frühlings, den ihr die Ehe brachte, nachdem schon der eigentliche Frühling ihrer Mädchenjahre sacht verloschen war, sie war so verklärt, daß er alles an ihr schimmern sah, was er begehrte.

Cordula Thoms war ihrer Wege gegangen, allein, jahrein und jahraus. Immer war es nur die Wirtschaft gewesen, der ihre Gedanken gehörten. Freundinnen besaß sie nicht. Auf die Mädchen in der Stadt mit ihrer kleinen Koketterie, mit ihren Unnatürlichkeiten hatte sie herabgeblickt.

Cordula Thoms wußte, wieviel Liter Milch eine tüchtige Kuh bringen muß, wann die beste Zeit fürs Umpflügen war, und wie man den Boden mit abwechselnder Frucht bestelle, damit er nicht arm werde. Sie verstand es, wenn Not am Mann war, Korn mit aufzuladen, sie paßte darauf, daß die Hühner ihre Schuldigkeit taten, sie putzte ihrem Vater das Jagdgewehr und wußte selbst mit Wunden bei Mensch und Tier Bescheid.

So war sie — jetzt erst trat ihr das alles deutlich vor die Augen — auf Askehöved großgeworden, so war ihr Dasein einfach gewesen, und der Mann hatte keine Rolle darin gespielt. Die Freier, die da kamen, Gutsbesitzer, betrachtete sie mehr nach den Ländereien, die sie bewirtschafteten, als nach der Persönlichkeit. Eine Ahnung, daß sie den Mann nach seinem Innern beurteilen könne, war ihr erst aufgestiegen, als Peter Steen sich ihr näherte.

Da kam auf einmal Momm auf sie zu mit seiner herrischen Art: Du mußt mir gehorchen. Da war sie demütig geworden, da war das Weib in ihr erwacht. Ja, sie war weich geworden, je mächtiger er auf sie wirkte.

Momm wurde für sie der Inbegriff des Mannes. Sein Traum war es: nach außenhin glänzen und mit lächelnder Miene jedem begegnen, aber das Glück, das eigentliche, innere, o, das sollte bewahrt werden ganz zwischen ihnen beiden allein.

Cordula folgte ihm. Nicht leicht war es ihr, sich das städtische Gebaren zu eigen zu machen. Aber er wußte ihren Ehrgeiz anzustacheln: „Du bist die erste Dame der Stadt.“ Das gab ihr wieder von dem Selbstbewußtsein, das sie auf dem Lande als die Tochter des wohlhabenden Wirtes gehabt hatte. Sie war die Erste. Momm lobte die Würde, mit der sie ihrer Stellung gerecht wurde.

In prachtvoller Frische und Gesundheit, einander kräftig bei den Händen haltend, standen sie da, Momm und Cordula. Die Fenster im Bürgermeisterhause leuchteten von den Glücksstrahlen, die von innen hinausdrangen. Das Gleiche, das sie in ihren Meinungen und Wünschen teilten, pflegten sie freudig, und das Ungleiche, — nun, es gab eine Schonsamkeit, die über das allermeiste hinweghalf.

Cordula hatte das, was man den Kinderglauben nennt. Sie fühlte deutlich, wie Gott sie auf jedem Wege geleitete, sie zweifelte nie daran, daß Gottes Wille über ihrem eigenen schwebte, und daß nur ein inniges Gebet die Macht hatte, den eigenen Willen, wofern er mit dem Willen Gottes übereinstimmte, jene geheimnisvolle, sehnsuchterfüllende Kraft zu verleihen. Die Ehrfurcht vor dem Heiligen konnte ihr Antlitz verschönen. Ein stiller, frommer Schein lag über ihr, wenn sie mit gefalteten Händen im Dom dem Worte Gottes lauschte. Aus jedem Gottesdienst erhob sie sich geläutert, bereit zu allem Guten.

Momm gab der Kirche, was der Kirche zukam. Er besuchte die Predigt, um seinen Bürgern das Beispiel eines religiösen Beamten zu geben, im übrigen aber war er zuviel mit irdischen Angelegenheiten beschäftigt, als daß ihm Zeit zum Nachdenken über die himmlischen geblieben wäre. Doch nie, wie wenig er Cordulas Glauben

teilte, kam auch nur ein Wort über seine Lippen, das sie verletzte. So wurden sie leicht, und ohne daß eins das andere zu bekehren versuchte, miteinander fertig in allen Sachen, die den lieben Gott betrafen.

Schwerer war es schon, dieselbe Duldung in den Dingen zu bewahren, die nun einmal zur Alltäglichkeit gehörten und bei denen man nicht einfach sagen konnte: du glaubst, es sei so, und ich achte Deinen Glauben, wie Du den meinigen.

Ringsum im Lande herrschte Unruhe und Aufregung. Die einen rechneten Dänemark bis zur Eider und forderten, daß Südjütland, wie sie das schleswigsche Land nannten, aus der Verbindung mit Holstein gelöst und aufs engste mit Dänemark verbunden werde. Im Jahre 1842 war es, daß ein nordschleswigscher Abgeordneter, der wohl der deutschen Sprache mächtig war, im Ständesaal zu Schleswig anhub, Dänisch zu reden. Im Jahre darauf feierte man auf der Höhe von Skamlingsbank ein Verbrüderungsfest zwischen Dänen und Schleswigern, und nun suchte die andere Partei das ihre zu tun, um diesen Bestrebungen entgegenzutreten. Durch die Volksfeste, durch die Sängerfeiern ging ein patriotischer deutsch-nationaler Hauch. Die blau-weiß-rote Trikolore wurde aufgezogen, man sang das Schleswig-Holstein-Lied. In Schleswig und in Itzehoe kamen die Stände dringlicher als vordem mit der Bitte um eine gemeinsame schleswig-holsteinische Ständeversammlung ein.

König Christian VIII. hatte für all diese Regungen in seinen Provinzen wenig Sinn und meinte, er könne sie mit Polizei niederhalten. Der Zwist, der nun bald viel teures Blut kosten sollte, drang aber überall hin, selbst bis nach Vordesby. Zwar war man dort ängstlich, offen zur einen oder zur andern Partei zu schwören, aber der große Stammtisch im Domkrug teilte sich doch in zwei kleinere Tische.

Und ein paar Stäubchen des Giftes flogen auch ins Bürgermeisterhaus. Vater Thoms war strammer Schleswig-Holsteiner. Die dänische Monarchie wollte er schon anerkennen, aber nur, wenn die Herzogtümer ungeteilt und freie Staaten blieben. Von Haß gegen die Dänen hatte er nie etwas geahnt. Er sprach Deutsch oder Dänisch, je wie sein Gast es am besten verstand. Von Momm hatte er gewußt, daß er dänisch gesonnen war, und das hatte ihn nicht im geringsten gegen den jungen Menschen eingenommen.

Für Cordula war die Denkweise ihres Vaters immer das Natürliche gewesen. Sie war eine Schleswig-Holsteinerin, aber den Dänen sollte kein Recht verkürzt werden. Friedliche Scheidung. Bis vor ein paar Jahren dachte sie so — bis zu ihrer Heirat.

Einen dänischgesinnten Schwiegersohn zu haben, das war jetzt schon minder angenehm für Klaus Thoms als früher. Seine Freunde fingen an, ihm allerhand Vorhaltungen zu machen: „Die einzige Tochter und dann an einen Hannemann!“

Momm kannte keinen Zweifel. In allem, was die Kommune betraf, wollte er nichts von Politik wissen — die Befehle der Regierung aber führte er streng durch. Diese Regierung jedoch war nun eben dänisch, und Vordesby lag nördlich der Eider und gehörte deshalb zu Südjütland.

Momm war auf Skamlingsbank dabei, er hielt sogar eine Rede auf Dänisch — und von da an kam der alte Thoms nicht mehr zu ihm, um sich ein Frühstück vorsetzen zu lassen und Sofakissen zu wiegen.

Cordula sann nach. Sie zweifelte erst, zu wem sie halten sollte, aber Momm zeigte ihr, wo ihre Pflicht lag. Ihren Gott konnte er ihr lassen, aber soviel Mühe er sich gab: dieses nachdenkliche Gesicht, die halbverschwiegenen Besuche auf Askehöved — das konnte er nicht dulden. Unduldsam brauchte er nicht zu sein. Nur bestimmt.

„Ich rechne es Deinem Vater hoch an, daß er sich zurückhält. Die Politik soll sich nicht zwischen uns stellen. Männer, die einander achten, gehen sich in diesen Zeiten ruhig aus dem Wege.“

„Ich entbehre Vater sehr. So selten, wie ich hinauskomme.“

„Hier ist Dein Haus. Ich halte es für besser, daß Du nicht allzuviel Askehöveder Luft atmest. Bleibst Du in Deinem Bereich, so wird es Dir leichter, Dich in meinen Gedankenkreis einzuleben ...“

„Also das Einleben habe ich doch nötig?“

„Gewiß. Du bist die Tochter Deines Vaters, aber Du bist jetzt vor allem meine Frau. Deshalb muß ich verlangen, daß Du Dich nach mir richtest.“

„Wenn ich das nur kann, Momm.“

„Wer seine Pflicht tun will, kann sie tun. Ich wünsche, daß wir in diesen politischen Fragen harmonieren. Im Haus muß Frieden sein, draußen hab' ich Unfrieden genug. Du hast schon vieles von Dir selbst aufgegeben, weil Du mich liebst, — das bißchen, was noch übrig ist, schenkst Du mir auch. Nicht wahr?“

Er hatte seinen Arm um sie gelegt. Eine tiefe Freundlichkeit strahlte aus seinen Augen zu ihr hinüber. Sie aber neigte den Kopf zur Seite. Hier gab es eine Verschiedenheit zwischen ihnen, über die sie nicht mit einem Kuß hinwegkam.

„Momm, es ist nicht die Politik. Die möchte ich ganz beiseite schieben, aber ich habe jetzt bisweilen die Angst, daß ich doch schon zu alt war, als ich Deine Frau wurde. Ich bin nicht so schmiegsam, wie Du es haben möchtest. Das macht mir Furcht, und zugleich, ja, Momm: es macht mich auch stolz. Und ich meine, es möchte Dir recht sein. Denn was hättest Du von einer Frau, die völlig in Dir aufginge? Da ist noch eine andere Pflicht für mich: neben Dir bestehen zu bleiben.“

Neben ihm noch jemand? Und sogar sein eigenes Weib? Die Kühnheit! Aber Momm, der Siegesgewisse, war aller Güte hoher Spender. Er hatte kein hartes Wort für sie, die sich nicht auf Gnade und Ungnade vor ihm beugen wollte.

Cordula war beglückt. Sie glaubte, ihre Worte hätten genügt, daß er sie als ebenbürtig anerkenne. Das zog sie um so mehr zu ihm, und inniger denn je war ihr Zusammenleben mit Momm. Du sollst, Du mußt — das waren die Worte, die Cordula bisher immer vernommen hatte, wenn von der Frau die Rede war. Aber jetzt stellten sich diesen Begriffen andere, neue entgegen, die aus ihr selbst herauswuchsen: ich kann nicht, ich darf nicht!

Mußte Momm also, nicht ohne Schmerz, darauf verzichten, daß Cordula an aller seiner Arbeit teilnahm, so sollte sie ihm wenigstens die volle Erlösung von den Tageslasten bringen. Er teilte: draußen der Kampf, drinnen in seinem Hause das Behagen. Eine Frau, die ihm schenkte, was das Weib an Holdseligkeit in sich birgt, das war es, was Momm Lebensknecht jetzt in Cordula suchte.

Aber auch da kam die Enttäuschung.

Cordula trug ihr Haar schmucklos und schlicht. Sie drückte sich nie einen Kranz von Rosen in entfesselte Locken. Sie küßte Momm, aber sie küßte ihn als ihren lieben Mann; klar und ruhig schaute sie ihn an, auch in der Zärtlichkeit.

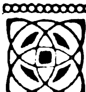
Momm wollte seine Jugend neu aufsprießen lassen, wollte wieder ein Jüngling sein, der vor der Geliebten kniete, aber sie war und blieb seine Frau. Seine gute, liebe Frau ... nur seine Frau.

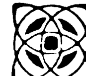
Fast noch schwerer als die erste Enttäuschung lag es auf Momm Lebensknechts Brust, daß er auch hier nicht Herr wurde. Neben ihm lebte ein Geschöpf, das war im Grunde stärker als er. Es war unbeweglich.

Cordula hatte sich richtig erkannt: sie war nicht bildsam nach seinem Sinne. Scheinbar war sie weich, scheinbar wollte sie oft nichts anderes, als ihm gefallen, aber es stand nicht mehr in ihrem Belieben, ihren Willen wahr zu machen. Sie ging ruhig dahin in ihrer vollen, schönen Gesundheit. Momm Lebensknecht aber — ach, wie war es doch damals, als er noch über die Mauer kletterte? Keine bessere Frau gab es als Cordula! Ja, aber keine Geliebte war sie. Starr ... nüchtern ... Es war eine böse Stunde, als ihm diese Worte für Cordula einfielen.

Aus seinen Enttäuschungen rettete er sich zu einer Hoffnung: das Kind. Wenn erst das Kind kam! Im Kinde sollte ihm alles Genüge zuteil werden. Der Gedanke stimmte ihn froh. Hier sah er etwas, worin er ganz eins war mit Cordula! Er bedachte nur nicht, daß er in Wahrheit mit der Hoffnung auf das Kind schon Cordulas innerstes Sein fahren ließ, daß er sich in Wahrheit zu einem Wesen rettete außerhalb Cordulas, so eng es auch mit ihr verbunden war. Außerhalb Cordulas ...








(Schluß folgt.)

Geblattet.

„Verfluchter, Du bist dem Tode geweiht,
Dein Wort ist eitel Spreu!" —
„Herr Förster, auf Leben und Seligkeit —
Euer Weib, das ist nicht treu!
Sobald ihr Freitags streift im Revier,
Sie lockt, ein heißes, brünstiges Tier,
Aus Waldesschatten und Suhlen
Den Buhlen."

„Verfluchter ...!" — Der Alte die Schwurhand hebt,
Der Holzknecht mit hartem Gesicht:
„So wahr ein Herrgott im Himmel lebt,
Herr Förster, ich lüge nicht!
Allfreitags wirbt sie ums Abendrot ..."
Da packt den Förster die grimme Not:
„Jetzt weh Dir, Du girrende Taube —
Ich glaube."

Er pirscht sich beim schwimmenden Abendschein
Mit vorgebeugtem Leib
Vom Wald in den Hof, ins Kämmerlein —
Da steht am Fenster sein Weib
Und blattet zum ersten, ganz schüchtern und matt,
Dann stärker auf tönendem Buchenblatt,
Die Fäden zu treulosem Minnen
Zu spinnen.

Die Frau, sie hört nicht, sie ist wie gebannt,
Sie fühlt nicht, vom Schauer umweht,
Wie neben ihr, die Büchse gespannt,
Schon das Verhängnis steht.
Sie hört nicht und sieht nicht. — Ihr Busen schwillt;
Bald ist das heimliche Sehnen gestillt ...
Ihr Lockruf zieht über die Halde
Zum Walde.

Und sie blattet zum fünften- und letztenmal
Hinein in den sterbenden Tag
Und weckt mit dem sicheren Todessignal
Ein Knacken und Brechen im Hag.
Er raffte sich auf vom verborgenen Quell,
Und sichernd naht er, der arme Gesell,
Um heiße Liebe verstohlen
Zu holen.

„Haha!" — Die Büchse — sie fährt ans Gesicht —
Nicht hindert sie Wehruf und Schrei ...
Es hebt sich ein Knall und ein blitzendes Licht —
Und eine gierige Kugel wird frei.
Und sie findet den Weg, und sie findet ihn gut
Und bringt zur Strecke ein junges Blut
Und jauchzt noch, vom Fliegen ermattet:
„Das heiß' ich geblattet!"

Joseph Lauff.

Tolstoi. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer.

Mit Tolstoi ist unter unseren Zeitgenossen der Letzte dahingegangen, den wir einen Großen nennen konnten. An großen Gelehrten fehlt es unserer Zeit nicht, und einzelne Künstler wie Rodin mag man groß nennen; große Männer leben nicht mehr. Und die bedeutendsten Persönlichkeiten, die noch unter uns weilen, wird man Männern wie Bismarck und Moltke, Wagner und Nietzsche, Menzel und Böcklin, Fontane und Keller, Björnson und Ibsen nicht vergleichen dürfen. Tolstoi aber gehörte noch in diese erlauchte Reihe; und gerade jetzt, wo sein merkwürdiger Tod das Bild des wunderbaren Mannes erneut, empfindet es jeder, daß er ein Mann von einer höheren Art war als die gefeiertsten Berühmtheiten unserer Zeit.

Er war ein großer Schriftsteller; aber selbst sein bedeutsamstes Werk „Krieg und Frieden" ist keine künstlerisch vollkommene Schöpfung, ist keine so durchaus originelle Erscheinung wie die Kunstwerke Dostojewskis. Er war ein Volksprediger, der einen ungeheueren Eindruck machte; aber eine Kirche hat er nicht erbaut, und ihn den „russischen Luther" zu nennen, scheint so schief, wie wenn man ihn den russischen Franz von Assisi heißen wollte. Er hat in mancher politischen Frage seine Stimme erhoben, hat ein revolutionäres Kunstdogma verkündet — und Geschichte wie Kunstentwicklung sind über ihn hinweggeschritten. Kein Werk hinterläßt er, das mit Nietzsches „Zarathustra" zu vergleichen wäre, keine Tat, die sich mit Bismarcks Reichsgründung vergleichen ließe; nicht einmal solche Erfolge wie Björnson im Kampf für die Selbständigkeit Norwegens oder auch nur Zola im Streit für die Gerechtigkeit in der Dreyfußsache sie errangen. Und doch fühlen wir: er war von ihrem Rang; er war gleichen Blutes mit den Größten.

War es sein Leben, das ihm diese Bedeutung gab? Gewiß, es war merkwürdig, dies Leben. Am Geburtstag Goethes (nach russischem Stil) 1828 ward Leo Tolstoi aus der verbreitetsten russischen Adelsfamilie geboren, die natürlich fremde Ahnen, deutsche Vorfahren aufweist. Der Sohn des Landedelmanns kommt früh in die Stadt; er studiert die Rechte, zieht sich aufs Land zurück und verläßt den Landsitz wieder, um als Offizier in den Kaukasus zu ziehen. Er macht den Krimkrieg und die Belagerung von Sebastopol mit, wird in St. Petersburg Schriftsteller, mit Turgenjew, Gontscharow und anderen Autoritäten bekannt und danach durch seine großen Romane „Krieg und Frieden" (1865 bis 1869) und „Anna Karenina" (1873 bis 1876) weltberühmt. Er kränkelt viel, grübelt — und 1877 tritt eine Krisis in seinem Leben ein. Er stellt das Bekenntnis zu dem Christentum der Bergpredigt in den Mittelpunkt seiner Existenz; er wird zum Prediger, zum Propheten, zum Gegner der Kirche — und der Welt. Der vornehme Herr zieht die Bauernbluse an, lenkt auf seinem Gute Jassnaja Poljana den Pflug und bekriegt die Kunst. Zuerst zwar schreibt er doch noch selbst Romane, wenn auch mit erbaulicher Tendenz: „Iwan Iljitsch" (1886), „Auferstehung" (1899), daneben die wundervollen Volkserzählungen und Legenden; ja er findet eine neue Blüte auf dem Boden des Dramas mit den — gleichfalls tendenziösen — Stücken „Die Macht der Finsternis" und „Die Früchte der Bildung" (1887). Dann aber wendet er sich ganz von der Erfindung und Dichtung ab und lebt nur noch seinem vorbildlichen Wirken, dem Manifeste, Briefe, mündliche Äußerungen nur als Erläuterungen dienen. — Im November 1910 verläßt der Zweiundachtzigjährige in heimlicher Flucht Haus und Familie und sucht Schutz in einem Kloster; die Anstrengungen und Aufregungen zerbrechen den Greis, und am 20. November 1910 stirbt er, unversöhnt mit der Kirche, ungebrochen in seinem Glauben.

Was in diesem Leben zumeist bestaunt ward, war der Abstand der beiden Lebenshälften. Ein berühmter Schriftsteller sagt der Kunst auf; ein reicher Edelmann, der als Jüngling das Kartenspiel und als Mann noch den Umgang der großen Welt geliebt hatte, lebt als Bauer auf dem Gute ...

Und wäre wirklich das so merkwürdig? Nicht nur im Mittelalter hat so mancher Tannhäuser in reuigen Bußliedern seine weltliche Poesie abgeschworen; und wie Clemens Brentano, der überreiche Lyriker, sich an das Krankenbett einer armen Nonne bannte — war das nicht ein jäheres Zerschneiden des Lebens als Tolstois? Auch Rousseau ist aus den Kunstsalons geflohen und irrte in einer seltsamen weltfremden Tracht einher; und ein leidenschaftlicher Kampf des Glaubens gegen die Kirche erfüllt auch das spätere Leben von Ibsens dänischem Meister Kierkegaard. Gewiß, diese alle waren geniale Naturen; und doch scheint Tolstoi einziger als sie und sein Leben wunderbarer als das ihre.

Denn hierin liegt die psychologische Einzigkeit Tolstois: daß er unter seiner Genialität nicht nur litt, sondern geradezu sie wie eine Krankheit zu überwinden strebte. Und kann auch hierin noch Brentano ihm verglichen werden (und vielleicht auch Tolstois

genialer Landsmann und Vorläufer Gogol), so bleibt die Art, wie er den inneren Konflikt löste, eine völlig neue: dies eben, daß er ganz eigentlich tat, was als Formel schon der junge Gustav Freytag verkündet hatte: daß er „ins Volk zurückkehrte“.

Dies aber konnte er, weil er — nie aus dem Volk wirklich ausgeschieden war. „Grattez le Russe — vous trouverez le Tatare!“ sagt ein böses Sprichwort. Unter allem Glanz des Epikers und Romandichters stand schon bereit — der russische Bauer.

Erst unsere Epoche hat eine ganz neue Form des Seelenleidens entdeckt: die Genialität als Gefühl der Vereinsamung. Sicher haben Dante und Michelangelo sie schon so empfunden; aber erst seit Goethe und Byron ward das Leiden den Kranken klar — und der Umgebung. Ein verzehrendes Gefühl der Isolierung, das die Seele wie eine Beleidigung der Nebenmenschen empfindet: Friedrich der Große möchte noch die Menschen lieben, aber es geht nicht, und er fügt sich drein; Goethe aber und Byron haben sich ihre Menschenliebe beständig von dem eigenen Stolz, von der Menschenverachtung des genialen Einzelnen abzuringen. Wie oft hat der junge Goethe diesem Konflikt Ausdruck verliehen: zwischen der Sehnsucht, aufzugehen ins All, und daneben dem Hochgefühl der Individualität — und noch der Dichter des „Westöstlichen Divans“ läßt im Dialog die Frage auskämpfen, was das höchste Glück der Erdenkinder sei: sich als Persönlichkeit zu wissen — oder sie aufzugeben.

Für den Russen verstärkt sich dies Gefühl — ich möchte sagen der Genialitätsreue. Eine tiefe, leidenschaftliche Menschenliebe scheint diesem Volk eigen, das sich, von gewissenlosen Hetzern berauscht, zu wüsten Gewalttaten treiben lassen mag, in der einfachen Herzlichkeit des Wohltuns und der Gastfreundschaft aber sein eigentliches Glück findet. Nicht bloß der im Grund weiche Tolstoi — auch der kühlere Turgenjew, auch der wilde Dostojewski haben Gestalten gezeichnet, deren stiller Herzensgüte kaum etwas in anderer Dichtung vergleichbar ist. Ferner: der Russe ist ein Halborientale trotz alledem und alledem. Ganz anders als wir „Westler“ lebt er in der Gemeinschaft. Immer wieder lehrt Dostojewski diesen Gegensatz des russischen Gemeingefühls zu der „europäischen“ Persönlichkeitsbetonung. Kenner Rußlands haben es oft hervorgehoben, welche gewaltige, fremden Beobachtern unbegreifliche Macht trotz Despotie und Beamtenallmacht, trotz Bestechung und Bedrückung in Rußland die „öffentliche Meinung“ spielt. Die Tradition unter den „Rechtgläubigen“ ist gewaltig wie eine zweite Kirche neben der Kirche. Der Islam, lehrt der berühmte Orientalist Goldziher, wird zusammengehalten durch eine wunderbare Macht: die „Idschma“, die unfehlbare Übereinstimmung der Gemeindemitglieder. „Das Gesamtgefühl der Rechtgläubigen hat alles dies aufgenommen, was vielleicht an sich der Lehre des Korans widerstreitet, und es kann dies daher kein Irrtum sein“ ...

Diese Anschauungen leben verborgen auch in der Seele des Studenten, des Soldaten, des Romandichters Tolstoi. Schon seine Novellen richten sich gegen den „Einzelnen“. Man preist den „Helden“. Wer ist der Held? Die Erzählung „Sewastopol“ führt den Offizier vor, der in dem Augenblick, da eine Bombe in die Kasematte einschlägt, das Glas zu Ende trinkt, das er an den Mund gesetzt hatte. Ein Heros? Nein; ein Mensch wie andere, so konsterniert, daß er rein mechanisch forttut, was er begonnen hatte. Wer aber ist der Held? Der gemeine Soldat, der an sich gar nichts bedeutet oder bedeuten will, der aber als Teil der kriegsgewaltigen Masse siegt oder stirbt.

Er schreibt das russische Nationalepos „Krieg und Frieden.“ Wen verherrlicht es? Der geniale Mensch wird verspottet. Wer ist denn Napoleon? Eine vorübergehende Erscheinung, eine Blase auf dem Wasser. Die russischen Generale? Auch sie kommen kaum besser fort. Freilich, der alte Kutusow wird sympathisch dargestellt, trotz all seiner Schwächen — denn er ist eben der Mann nach dem Herzen des Volks. Wie will Kutusow siegen? Durch geniale Pläne, durch feine Strategie, durch gewaltige Schlachtenkunst? O nein — „Geduld und Zeit — die machen alles!“ So pries Schopenhauers Liebling, der Spanier Gracian, das Wort König Philipps II. — ebenfalls trotz seiner so offen zutage liegenden Fehler eine Verkörperung nationalen Wesens! —: „Ich und die Zeit.“ Die großen Mächte, in deren gleichmäßigen Lauf der Einzelne sich verliert, die besiegen Napoleon — „dem Raum und der Zeit“ ist er nach dem Wort des preußischen Feldmarschalls von dem Knesebeck unterlegen.

Man **soll** sich nicht unterscheiden. „Anna Karenina“ überträgt die Lehre von dem Feld der großen Epik in das Gebiet des bürgerlichen Lebens. Nicht Intelligenz oder Unterricht helfen Ljewin — die Weisheit aus dem Volk erlöst ihn und er geht auf in dem Volk. Die adelige Gesellschaft — Offiziere wie in „Krieg und Frieden“, laut, anspruchsvoll, sich vordrängend, eigenwillig; das Volk still, tüchtig, stark. Und wie Tolstoi gehört Ljewin ihm von Natur an. „Das Volk als etwas Besonderes lieben oder nicht lieben, das konnte er nicht; weil er nicht nur mit dem Volke lebte, weil nicht nur seine Interessen mit dem Volke verknüpft waren, sondern weil er sich selbst als einen Teil des Volkes betrachtete. So sah er weder an sich noch an dem Volke besondere gute oder schlechte Eigenschaften und konnte sich nicht zu dem Volk in Gegensatz stellen.“ Aber Lebensformen und Gewohnheit haben ihn doch von diesem Mutterboden getrennt. Um so stärker regt sich dann in dem von seiner Gesellschaft Unbefriedigten jener „soziale Pantheismus“, wie ihn etwa Gutzkow seinen

„Uriel Acosta" aussprechen ließ: „Ins Allgemeine möcht' ich untertauchen und mit dem großen Strom des Lebens gehn!"

Und diese Sehnsucht wird mächtig in Tolstoi. Es ist nicht einfach der Kampf zwischen dem Künstler, der ohne eine gewisse kühle Sachlichkeit der Beobachtung nicht schaffen kann, und dem Menschen, der jeden dem Gefühl entzogenen Augenblick als Raub empfindet. Das war des alten Ibsen Reue; tiefer ging in Tolstois Seele der Konflikt. Bei ihm ist es eben der Kampf des „Einzelnen" selbst mit dem, der ganz und gar ein Glied der Gemeinschaft sein möchte.

Und so wird über dem Grübler die stärkste Macht dieser Gemeinschaft Herrin: die Religion.

Aber eben: die Religion nur so weit sie Gemeingut der Rechtgläubigen ist — nicht die „höhere Erkenntnis" von Theologen oder Aufklärern die Religion, soweit sie diese unbedingte Gemeinschaft predigt; soweit sie lehrt: Unter Euch soll keiner Herr sein, oder die Kinder zu dem göttlichen Lehrer kommen läßt. Das Christentum Christi, das Christentum der Bergpredigt. Und wieder in ihr wird ein Satz sein Zentraldogma. „Ihr habt gehört, daß das gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn." So wollte der Alte Bund das Recht des Einzelnen wahren. Nicht so der Neue: „Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern, so Dir jemand einen Streich gibt auf Deinen rechten Backen, dem biete den andern dar. Und so jemand mit Dir rechten will und Deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel (Ev. Matth. 5, 39—40). „Widersteht nicht dem Übel" — das wird der Kern seines Evangeliums. Denn nichts verbindet mehr, als gemeinsam ertragenes Unglück; nichts stärkt mehr den Einzelnen, als tapferer Kampf wider das Übel. Und so scheiden sich hier die Wege. Wir „Europäer" können in dieser Predigt, die nur das eine Wort kennt, nur eine gefährliche Mahnung zum Fatalismus sehen, zur Schlaffheit, zur Unselbständigkeit — gerade für den Russen doppelt gefährlich. Uns bleibt hier nur die Bewunderung für den leidenschaftlichen Ernst des Mannes, der seine Genialität, seinen Künstlerstolz, seine Vornehmheit wie den Mantel dahingibt; uns bleibt nur das innige Mitgefühl mit jener Sehnsucht, die alle Schranken zwischen den Menschen überwinden will.

Denn Tolstoi blieb folgerecht. „Der Tod Iwan Iljitschs" läßt den braven Durchschnittsmenschen unter Qualen erkennen, wie leer alle die Rechtlichkeit und Korrektheit des Lebens ist, das ihn von dem braven Burschen Gerassim getrennt hat — denn der lebt mit und in dem Volk. Gewiß, es bleiben von Gott gesetzte Schranken. „Völlige Einigung der Menschen, ihr Zusammenfließen in Ein Wesen, würde das vernichten, was wir unter Leben verstehen. Unser Leben ist das Streben nach engerer Vereinigung. Das Lebensglück besteht in stets zunehmender Verwirklichung dieser Vereinigung." Unerbittlich ist er daher gegen alles, was dieser Vereinigung zuwiderläuft. Das macht den großen Dichter zum Kulturfeind. Die Kultur errichtet neue Schranken; die Bildung, der Luxus, ja sogar die Hygiene trennen die sozialen Schichten. In Augenblicken der Heftigkeit hätte Tolstoi sich des fanatischen Ultramontanen Veuillot Wort aneignen können: „L'avenir est aux peuples malpropres!" Und hier spricht etwas Asketismus mit: wer erinnert sich aus „Anna Karenina" nicht des Behagens, mit dem der vornehme Herr in seinem Toilettenzimmer sich nach der Reise mit der englischen Bürste und dem scharfen Kamm durch das Haar fährt, während seine vor ihm sitzende Gattin erzählt? Reinlichkeit ist Kultur und Kultur ist Hochmut, und der Hochmut ist es neben der Habsucht, was die Menschen trennt. Aber die ungelehrte Demut tut Wunder, wie die Krone von Tolstois Volkserzählungen lehrt: die Geschichte von den drei Greisen.

Nur aus der Tiefe dieses Kampfes der Seele eines erwählten Einzelnen, der aufhören will, ein Einzelner zu sein, läßt sich auch Tolstois Ehepessimismus verstehen. Daß persönliche Erfahrungen ihn gezeitigt haben, dürfen wir deshalb noch nicht glauben, weil ein begreiflicher Gegensatz der Weltanschauung den Greis zuletzt aus der umklammernden Freundlichkeit der Seinen trieb. Die Ehe ist vielmehr für Tolstoi vor allem der Kampf an der Grenze des individuellen Lebens. Die Ehe, sagt Tolstoi, ist eine dem Menschen von Gott auferlegte Prüfung — eine Prüfung vor allem im gemeinschaftlichen Ertragen von Leid. Es gibt keine glückliche Ehe. Nicht in dem erotischen Moment liegt die Gefahr — wie hat man die „Kreutzersonate" mißverstanden! wie denn ihr Verfasser unter allen großen Dichtern der Weltliteratur vielleicht der am wenigsten sinnliche ist, bis zur Gefährdung seiner Zeichnung in Liebesszenen. Nein; die Ehe ist so schwer, ja eigentlich unmöglich, weil sie eine soziale Paradoxie ist. Der Einzelne fordert für sich einen einzelnen Menschen; zwei sondern sich aus der Gemeinschaft der Lebenden, als wollten sie eine Welt in der Welt bilden. Gerade dies, meinen wir anderen, sei das Beglückende; gerade hier liege die unvergleichliche ethische Bedeutung der Ehe, liege ihre höchste Aufgabe: daß zwei Menschen eine Gemeinschaft des Wollens und Handelns errichten, die in das Chaos streitender Interessen eine vorbildliche Insel des Friedens hineinbaut. Aber Tolstoi sieht mit dem hartnäckigen Eigensinn des russischen Bauern, in den sein bewußter und gewollter Atavismus ihn rückverwandelt hat, nur immer auf die große Gemeinschaft. Die Ehe, könnte man fast seine Meinung formulieren, ist eine von Gott angeordnete Treulosigkeit gegen die Mitwelt. Oder denn: sie ist die letzte,

schwerste Prüfung, das Wollen und Begehren des Einzelnen der Gesamtempfindung unterzuordnen. Nur insoweit die Familie ein Vorbild der christlichen Unterordnung unter den höheren Willen ist, hat sie sittliche Berechtigung ...

Bis zu diesem Abgrund führt der trotzige Wille zur äußersten Selbstverleugnung. „Landgraf, werde hart!" ruft der weiche Mann sich unaufhörlich selbst zu, wie sein radikaler Antipode Friedrich Nietzsche, der den gleichen Konflikt zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit gleich hart im Sinne des Übermenschen und im Sinne der Verwerfung der „Herde" entschied. Tolstoi stärkt sich im Anblick der großen Märtyrer; er ruft alle die zu Hilfe, die gleich ihm das „Ich" hassen, den strengen Pascal vor allem. Er scheint den russischen Sektierern beizustehen, die sich vom Staat strafen und mißhandeln lassen, weil sie keinen Willen kennen als den, den göttlichen Zeloten, wie sie sie ansehen, zu gehorchen — in Wirklichkeit sind sie es, die ihn stützen müssen. Mit einer Wut, hinter der das geheime böse Gewissen des großen Künstlers sichtbar wird, wirft er sich auf die Genies, die ihre Kraft frei ausgewirkt haben, und in einer Schrift, die gotteslästerlicher ist als all seine Angriffe auf die Kirche, muß Shakespeare es entgelten, daß seine Kunst so kühn und frei das Wollen der Persönlichkeit vertritt — es ist Tolstois „Fall Wagner", die schmerzhaft-aszetische Abtötung einer alten Liebe.

Vor allem aber ist es doch ein Feind, gegen den der greise Tolstoi sich wendet. Die echte Kunst gehört doch nur wenigen. Die böse Zivilisation, die er nie geliebt hat — schon in „Anna Karenina" spottet er etwa ganz in der Art Dostojewskys über ein „mit allem modernen Komfort ausgestattetes" Hotel, das deshalb nur um so schmutziger wird — trifft weitere Massen, aber doch noch nicht das Volk. Diesem aber wird der böse Feind sichtbar in der Gewalt. „Alles Böse auf Erden," so formuliert Erich Bernekes treffliches Büchlein Tolstois fundamentale Antipathie, „stammt aus der Gewalt." Nicht nur die Gewalt, die Schlimmes will — die selbst ist übel, die dem Übel widersteht. Und nicht nur die Gewalt, die über ihre Sphäre hinausgreift, trifft der Fluch. Ein großer Geschichtsschreiber und Geschichtsphilosoph, Jakob Burckhardt, fast ein Altersgenosse Tolstois, hat das gleiche gelehrt: „Die Macht ist böse von Anfang an"; und in dem Willen selbst, in der Notwendigkeit des Einzelnen, sich zu behaupten, sah Friedrich Hebbel den tragischen Erbfluch mehr als die Erbsünde der Menschheit. Jede Gewalt, sagt Tolstoi, verletzt die Gemeinsamkeit der Menschen. Nur Güte, nur Nachgiebigkeit, nur Ergebung halten sie zusammen und heilen ihre Wunden. Alle Gewalt ist vom Übel. Die, die begehrt und erobert wie in der unvergleichlichen Erzählung: „Wieviel Erde braucht der Mensch?" Die, die mehr will, als von der eigenen Arbeit gerade leben, die Reichtum und Pracht — als man noch nur von der eigenen Hände Arbeit lebte, da war das Korn groß wie ein Hühnerei, erzählt die Fabel „Das Korn". Und die, die sich geistiger Grübelei und Sonderung hingibt, wo „die drei Greise" nur einfältig-kindlich leben ...

So tief geht Tolstois Sehnsucht nach Einheit mit seinen Brüdern! Und nun verstehen wir seine Größe. Es ist die Größe seiner Sehnsucht, es ist die Tiefe seiner Empfindung, die ihn, den Träumer, den Phantasten, den Doktrinär, zu einem wahrhaft Großen macht. Jedes Wort, das diese Schriften lehren, mag man widerlegen, und in der Tat, wie vieles daraus hat sogar sein eigenes Leben widerlegt! Aber es bleibt die Erscheinung. Jener tiefe Schmerz über die soziale Zersplitterung, von der jede individuelle Höherentwicklung begleitet ist, hat seit Goethes Tagen oft poetischen Ausdruck gefunden — am beredtesten wohl in Grillparzers „Libussa", am ergreifensten in Hölderlins „Tod des Empedokles". Aber in Tolstoi ist der große Kulturschmerz Mensch geworden. Wie eine Verkörperung der Sehnsucht nach inniger Brüderlichkeit unter den Menschen steht der russische Bauer mit dem langen, weißen Prophetenbart und den buschigen, schneeweißen Augenbrauen vor unseren Augen.

Hier seh' ich das letzte Geheimnis seines Wesens. Nicht Christ war Tolstoi in erster Linie — vor allem fühlte er sich als Mitmensch seiner Mitmenschen. Eine unbedingte Rückkehr zu der Einfachheit des Urchristentums mochte Kierkegaard predigen — Tolstoi hätte auch in der Erneuerung der altchristlichen Gemeinde nur eine Zersprengung der größeren Gemeinschaft gesehen. Diese stand ihm am höchsten, und das Christentum war ihm eben der vollkommenste Ausdruck dieses Ideals. Nur Brüder unter einem Vater, in Liebe duldend, hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit, die Armen speisend, die Kranken besuchend. Wie sollten ihm nicht Worte, wie an ihn selbst gerichtet, gelten, die in der Bergpredigt stehen: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden;" „selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr;" vor allem aber: „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr."

Auch die urchristliche Gemeinde sieht die heutige Forschung nicht mehr in dem verklärten Licht früherer Geschichtsschreibung. Wir wissen, wie früh Gegensätze da waren, wie früh Herrschsucht und Habgier selbst in diesem engen Kreise bekämpft werden mußten — wie vor allem gleich hier die Theologie sich neben und über die göttliche Armut setzte. Noch viel weniger können wir Tolstois begeistertes Lob des Bauern und seines Lebens unbedingt gelten lassen. Gerade die feinsten Kenner der Bauernpsychologie lehren, wie schroff auf dem Lande die sozialen Gegensätze sind, und daß den reichen

Bauern vom armen Knecht eine so tiefe Kluft trennt, wie nur irgend in der Stadt den hochmögenden Beamten vom armen Schreiber. Der russische Bauer mag weichherziger sein als der, den Jeremias Gotthelf abkonterfeit, und weniger eigenwillig als Björnsons Bauern — der ideale Mensch Tolstois ist gewiß auch er nicht und war es auch nicht in der „goldenen alten Zeit". Aber jede Sehnsucht schafft sich Erfüllung, und dieser Traum des Dichters ist Wahrheit geworden in seinen Dichtungen. Hierin liegt das Unvergleichliche in seinen Werken. Tolstoi ist kein Meister der abrundenden Erzählungskunst wie Turgenjew, den er früh als einen „Ästheten" mied; er ist kein tiefgehender Psycholog der Einzelseele wie Dostojewsky. Aber er ist, was beide nicht sind: ein Volksdichter im großen Sinne. Turgenjew will als ein gebildeter „Europäer" aufklären; Dostojewsky will als ein fanatischer Neurusse das Volk über sein eigentliches Wesen belehren; Tolstoi wird zum Verkünder der russischen „Idschmât". „Krieg und Frieden" hat man ein Nationalepos genannt und mit der „Ilias" verglichen: auch hier ein gewaltiger historischer Kampf des Volkes gegen Fremde, in großen Zügen aus dem Volksempfinden heraus geschildert. Aber „Anna Karenina" und „Auferstehung" besitzen den gleichen tiefen Hintergrund nationalen Empfindens, die gleiche Geschlossenheit in der volkstümlichen Auffassung auch der unvolkstümlichen Dinge. Gar die „Macht der Finsternis", in der der reuige Sünder durch sein Bekenntnis die zerstörte sittliche Ordnung wieder herstellt — gar dies Drama des willenlosen Helden, der sich heldenhaft zuletzt zu einem starken Entschluß aufrafft — zu dem der äußeren Selbstverneinung, es ist russisch und volksmäßig in jedem Zug. Oder die „Volkserzählungen" mit ihrer unnachahmlichen legendenhaften Einfachheit. Tolstoi erzählt sie nicht, das Volk erzählt sie sich durch seine Vermittelung!

Diese auch in Irrtum und Übertreibung grandiose Einheit des scheinbar zerfallenen Lebens schuf ihm auch seinen ergreifend symbolischen Abschluß. Von der Kirche ausgeschlossen, von Bewunderern über die ganze Welt wie ein Heiliger verehrt, lebte der Greis auf seinem alten Edelsitze und predigte den Frieden und die Versöhnung. Ihm nahen die drei Könige dieser Welt, Ruhm und Reichtum und Macht, und bieten ihm Weihrauch und Myrrhen. Eine neue große Gesamtausgabe soll seinen Ruhm und seinen Einfluß noch weiter verbreiten; der Preis der Nobelstiftung soll ihm mit goldenen Schätzen eine feierliche Anerkennung des Friedensfürsten bringen Tolstoi weist beides zurück. Auch seine Verehrer murren, wie die Jünger bei der Fußsalbung: wieviel Arme hätte er mit dem Ertrag speisen und bekleiden mögen. Aber er bleibt fest, als habe er den Versucher in der Wüste abzuweisen. Almosen helfen für heut und morgen — ein großes Beispiel ernährt die Hungernden und hilft die Kranken heilen über Jahrhunderte. Wie durfte er, der ganz in den Schoß der „Rechtgläubigen" zurückgekehrt war, seine Ausnahmestellung sich verbriefen und besiegeln lassen?

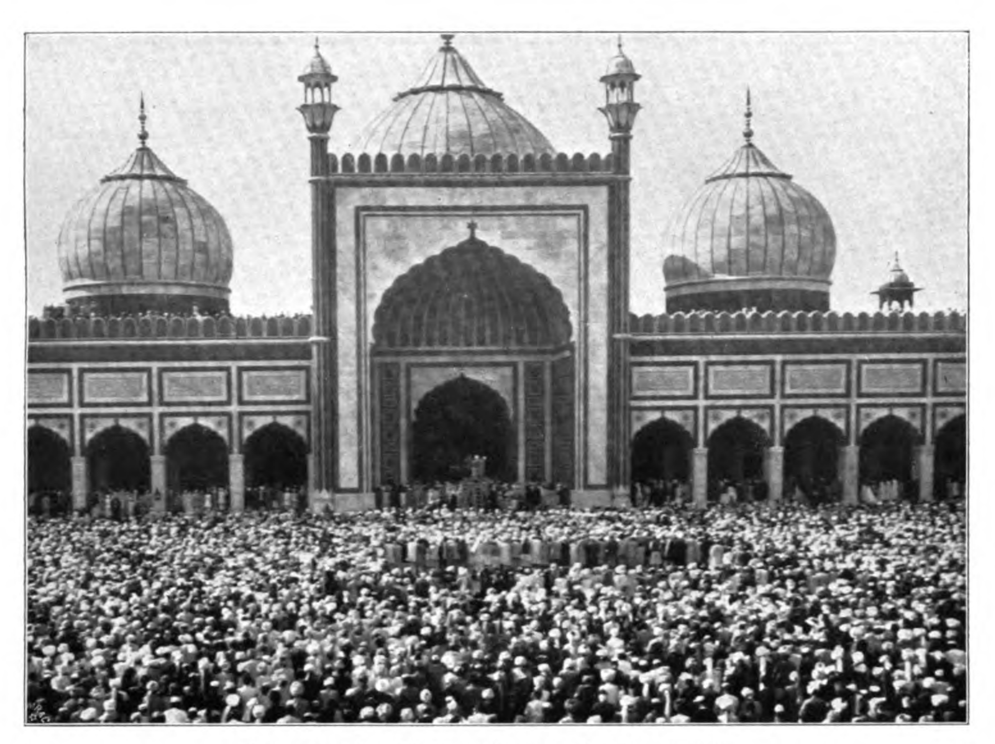
Aber die „Welt" widerspricht. Auch seine nächste, getreue Umgebung widerspricht. Wer begreift es nicht? Tolstois Gattin hatte das Recht, zu widersprechen und zu klagen, wie Theodor Fontanes Gattin und wie des Sokrates zuviel gescholtene Gemahlin. Der Greis aber erträgt es nicht, daß der ewige Konflikt seines Lebens, der Kampf zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, ihn bis in das Asyl der Ehe und bis in den Frieden des Landsitzes verfolgt. Er flieht — er entflieht der „Welt", um unterzutauchen in der Schar der Namenlosen. Nicht als Christ flieht er ins Kloster — er verweigert die Aussöhnung mit der Kirche. Wollte er überhaupt zu den Mönchen? Er wollte nur zu den „Rechtgläubigen", zu denen, die dem Übel nicht widerstehen. Da kommt das Übel, und versucht ihn zum letztenmal, packt den armen, kranken Mann, der sich der gewohnten Pflege beraubt hat. Er widersteht nicht; er läßt sich sterben.

Der Tod war ein Lieblingsgegenstand der Gedanken Tolstois und seiner Kunst. Als den Versöhner hat er ihn gedacht, der die unüberwindliche Vereinzelung des Menschen aufhebt und ihn unter seinesgleichen führt, die Seele zu den Seelen versammelt, die keine Schranke mehr trennt. Bewußt hatte er sich losgelöst von allem, was ihn auszeichnete. Sein letzter Willensakt war, wie in der „Macht der Finsternis", der Entschluß, sein äußeres Sein zu verneinen, um desto freudiger das innere zu bejahen. Nicht als Büßer und nicht als Flüchtling ist Leo Tolstoi gestorben; sein Tod war das symbolische Schlußsiegel eines großen einheitlichen Lebens!

Zuflucht.

Meine Seele fließt zu Dir hinaus,
Bis sie silbern wie ein Sternlein wird.
Mein Begehren rankt sich um Dein Haus,
Bis ein wunderheimlich Fenster klirrt.
Wie ein Rosenstrauch entbrennt mein Herz,
Und ein goldnes Vöglein spinnt und spinnt,
Bis wir ganz verschwistert sind.

Paul Zech.



Vor der großen Moschee Dschamma Muschid in Delhi.

Moscheen-Zauber. Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Allâhu akbar! Aschchadu anna la ilâha ill' Allâh! Aschchadu anna Mohammedu rasûl-Allâ; hajjâ alas-salât; hajjâ ala l' falâch; wa Allâhu akbar, la ilâha ill' Allâh! so tönt der langgezogene Ruf des Muezzin, während er mit zum Gebet ausgebreiteten Armen den Rundgang um das Minaret macht, auf der obersten der drei Galerien. Allâhu akbar! „Gott ist groß! Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gibt außer Gott! Ich bezeuge, daß Muhammed der Abgesandte Gottes ist! Herbei zum Gebet! Herbei zum Segen! Gott ist groß, es gibt keine Gottheit außer Gott!"

Sie strömen herbei nach Tausenden, in weiße, faltige Gewänder gehüllt, mit den großen, buntfarbigen Turbanen auf den ernsten Köpfen, und schreiten langsam die weiße Marmortreppe empor zu dem weiten Moscheehof. Tausende stehen schon oben, ruhig, statuengleich, den Körper nach den hohen Torbogen gewendet, die zu der großen Dschamma an der Westseite des Hofes führen. Ihre drei gerippten Spitzkuppeln aus blendend weißem Marmor glänzen im Licht der tropischen Mittagssonne, die beiden weißen Minarets an ihrer Seite erscheinen selbst wie Lichtstrahlen, die zum Himmel gehen; weiß sind die Hunderte von Metern langen Bogengalerien; weiß das Pflaster des weiten Platzes, weiß die Menschen, die ihn füllen, bewegungslos wie Grabsteine eines großen Friedhofs. In der Mitte des Platzes ein weites Wasserbassin, und die Strahlen, die hervorschießen und zu Tropfen zerstäubt zurückfallen, blitzen, von der indischen Sonne durchleuchtet, wie Diamanten.

Wohl an die zehn-, zwölftausend gläubige Moslims sind dem Ruf des Muezzin zum Gebet gefolgt, ohne die sengenden Mittagsgluten zu beachten. Draußen auf den haushohen Treppenfluchten haben sie ihre Pantoffel stehen lassen in langen mehrfachen Reihen, dann sind sie zum Brunnen getreten, um sich das Gesicht, Hände und Füße abzuspülen, und nun stehen sie aufrecht da, jeder auf einer



Muezzin, zum Gebet rufend.

eigenen Marmorplatte des Pflasters, dicht aneinander gedrängt, hoch und niedrig, Wesir wie Bettler.

Nun erscheint der Imam und steigt langsam die Kanzel empor, um zu beten. Seine Stimme kann auf dem weiten Platze nur von den Näherstehenden vernommen werden, trotz der Grabesstille, aber doch ist jeder Einzelne mit ihm im tiefsten Gebet versunken. Hebt er die Hände, dann tun es alle Anwesenden, fällt er in die Knie, berührt er mit der Stirne den Boden, dann folgen ihm alle Zehntausend. Das wiederholt sich während einer halben Stunde viele Male; kaum daß man das Rauschen der Gewänder vernimmt. Die Lippen jedes Einzelnen murmeln, man hört aber kein Gebet. Erst wenn der Imam das „Amen" spricht, wiederholen es die zehntausend Lippenpaare mit lauter Stimme. Die Freitagsandacht ist vorbei, und der ganze Menschenstrom wälzt sich wie eine weiße Kaskade wieder die weiten Treppenfluchten hinab, um sich in den glühendheißen Straßen der Stadt der Großmogule zu zerteilen.

So geht es in Delhi, im fernen Indien, jeden Freitag, jahraus jahrein, seit Jahrhunderten, seit der Großmogul Schah Jehan mit einem Kostenaufwand von vielen Millionen Goldmohurs diese weitaus größte aller Moscheen der muhammedanischen Welt, die berühmte Dschama Muschid erbauen ließ. So geht es aber auch in allen anderen Moscheen der Erde, zur gleichen Stunde, vierzig Minuten nach Mittag, an jedem Freitag.

Wohl an die hundertdreißig bis hundertfünfzig Millionen Menschen bekennen sich heute zu den Lehren des großen Mekkapropheten. Und immer noch gewinnt der muhammedanische Glaube neue Anhänger, immer noch werden neue Moscheen gebaut.



Die Aja Sophia in Konstantinopel.



Inneres der Aja Sophia in Konstantinopel.

Was ist es doch, was diese Religion mitten unter fremden Religionen mit lapidaren Glaubenswahrheiten in so siegreicher Art behaupten läßt?

Muhammed hat aus allen Religionen das beste erwählt und es zu einer eigenen Religion geformt, mit jenem großen Hauptdogma, das den Menschen am einfachsten dünkt: das Dogma, das auf allen Moscheen der Erde, fast den Erdkreis umspannend, seit dem Anbeginn der Hegira, seit über dreizehnhundert Jahren, an jedem Tage fünfmal von der Spitze der Minarette herab öffentlich verkündet wird: La ilâha ill' Allâh — es gibt keine Gottheit außer Gott! Dazu hat der große Religionsstifter als zweites Dogma die Offenbarung Gottes durch ihn als Abgesandten oder Propheten, und die Gleichheit aller Menschen vor Gott aufgestellt und als drittes die dereinstige Vergeltung durch das entzückendste Paradies oder die schlimmste Hölle. Sonst sind im Koran eine ganze Menge Lehren und Grundsätze aus den anderen Religionen enthalten, wie denn auch neben oder vielmehr unter Muhammed noch verschiedene andere Propheten anerkannt werden, vornehmlich Jesus, dann Abraham, Adam, Noah und Moses. Die Stätte, wo Abraham seinen Sohn opfern wollte, der Tempel Abrahams mit der Kaaba, dem schwarzen Stein in Mekka, ist bis auf den heutigen Tag heilig, und nach Hunderttausenden zählen die Gläubigen, die in jedem Jahre nach Mekka pilgern, um der ewigen Glückseligkeit teilhaftig zu werden. Jeder Muhammedaner folgt dem Gebot des Fastens im Monat Rhamadan, indessen der vornehmste Grundsatz, die heiligste Lehre ist und bleibt: „La ilâha ill' Allâh", es gibt keine Gottheit außer Gott.

Und da der Islam keine Heiligen kennt, keine Bilder und religiöses Zeremonial, ja nicht einmal Priester in unserm Sinne des Wortes, sind auch die Moscheen in ihrem Innern so einfach, vielleicht mit der einzigen Ausnahme der Aja Sophia, nächst der Dschamma Muschid von Delhi die größte der Muhammedaner. Sie ist auch ihr höchster Stolz, nicht wegen ihrer ungeheuren Größe und ihrer inneren Aus-

schmückung, sondern vor allem, weil sie einst das erhabenste Gotteshaus der Christen gewesen ist, heute aber das erhabenste Denkmal des Triumphes des Islam über die christliche Welt. Die Tausende von Moslims, welche tagtäglich in dieses Wunderwerk byzantinischer Baukunst kommen, denken kaum an die Pracht der Mosaikwände, an die Majestät und Ausdehnung der Riesenkuppel, nicht an die Fülle von glänzendem Material, das Kaiser Justinian daran verschwendete. Sie denken nur an ihren Gott, und vielleicht daran, daß Allah ihnen geholfen, ihnen Byzanz zu geben, als Residenz für ihren Kalifen, den Sultan, den Nachfolger und Stellvertreter Muhammeds. Mit einer gewissen Koketterie haben sie hier und dort das Kreuzeszeichen, Spuren von Heiligenbildern, ja den in herrlichem Mosaik dargestellten Heiligenschein der ungeheuren Christusgestalt über der Stelle des einstigen Hochaltars stehen gelassen. Steht ja doch im Scheitel der Kuppel in flammender Schrift der Koranvers: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde“, und an den Wänden hängen über den Bildern



Ein stiller Winkel in Stambul.



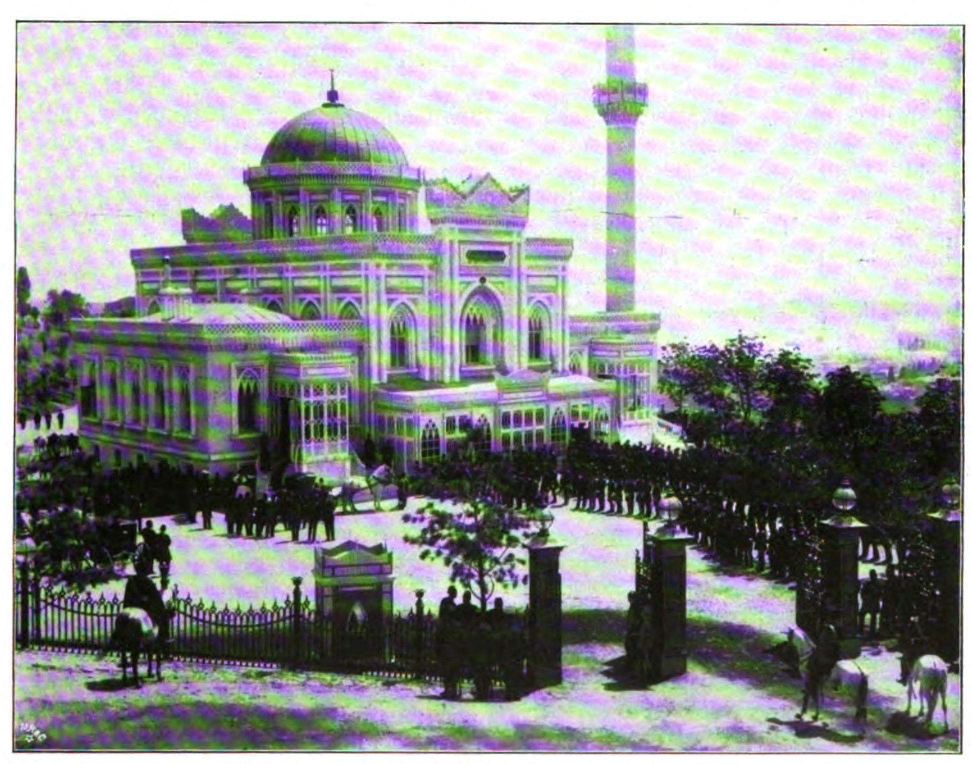
Das Moscheenviertel Konstantinopels.

von christlichen Heiligen Schilder mit Lobgesängen der Kalifen in Buchstaben von neun Metern Länge!

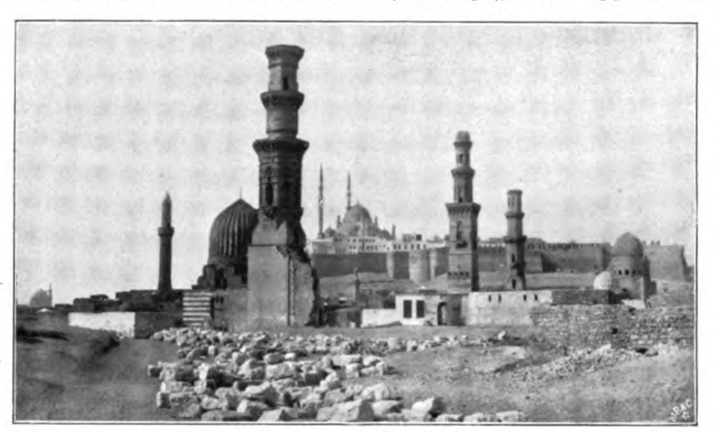


Betender Moslem

Der Fanatismus, der tiefe, unerschütterliche Glaube an die Lehren Muhammeds, ist dem Moslim bis auf die Gegenwart geblieben. Man braucht ihn nur beten zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Hat er die vorgeschriebenen Waschungen vorgenommen, dann tritt er barfüßig, seinen Gebetteppich unter dem Arme, in die Moschee, um sich irgendwo in einer Vorhalle, einem Korridor, in einer Seitenkapelle ebensogut wie in dem unbeschreiblich großartigen Hauptraume aufzustellen. Von diesem Augenblick an vergißt er, was um ihn vorgeht, er ist mit seinem Gott allein, er wirft sich zu Boden, berührt ihn mit der Stirne, erhebt sich wieder, verbeugt sich, hebt die Hände mit der Innenseite vor sein Gesicht, wirft sich nochmals zu Boden und wiederholt dies in einem fort, während seine Lippen die vorgeschriebenen Gebete murmeln. Nichts kann ihn darin stören. Nicht der Besuch von fremden Giaurs, nicht die mechanischen Erklärungen der Fremdenführer. Auch nicht das mechanische Gemurmel der Koranschüler oder die Vorträge ihrer Lehrer. Denn die Moschee ist für den Muhammedaner nicht nur ein Bethaus, sie ist auch Schule zugleich, und mit ihr verbunden sind Wohnungen für die Schriftgelehrten und Moscheediener, Pilgerhäuser, Armenküchen, Bäder, Brunnen, Mausoleen, Bibliotheken und Friedhöfe, ja sogar Verkaufsbuden und Märkte. Wer durch die Aja Sophia wandert, sieht an manchen Säulen, auf einer Estrade sitzend, bärtige



Die Sultans-Moschee im Yildiz-Kiosk in Konstantinopel.



Grabmoscheen von Kairo.

Was in dem merkwürdig sorglosen, hilflos dem Kismet unterworfenen Volke noch lebt, drängt sich um die Moscheen und Bethäuser zusammen, deren es in dieser größten Stadt der muhammedanischen Welt nicht weniger als neunhundert gibt, welche wieder und wieder die muhammedanische Religion als die Triebkraft und die Zufluchtsstätte des ganzen Volkes erkennen lassen.

Schulmeister, die Brille auf der Nase, ein Buch vor sich auf dem Teppich, und im Halbkreise um ihn mit verschränkten Beinen die kleinen Schüler, denen er muhammedanische Weisheit beibringt. Im warmen Sommer halten auch die Professoren ihre Vorlesungen in irgendeiner kühlen Ecke der Moschee, umgeben von den studierenden Softas, darunter alten Männern mit gebleichtem Haar. In diesen eigenartigen, hier und dort verteilten Menschengruppen liegt etwas Anheimelndes, sie verleihen den sonst ernsten, kahlen Räumen Staffage und Leben und zeigen, daß die geistige Triebkraft des Islam mächtig fortlebt.

Das sieht man auch draußen in der Umgebung der Aja Sophia desto eindrucksvoller, je mehr man in den eigentlichen Stadtteil des Moslim eindringt. Moschee drängt sich an Moschee, Kioske, schöne Brunnen, von Bäumen beschattet, hohe Minarets, Galerien, Arkaden, Mausoleen aus weißem Marmor, durch deren Fenster man die Sarkophage der Sultane und ihrer Frauen erkennt, Paläste mit herrlichen Arabesken, hier und dort schöne Gärten oder stille Friedhöfe mit einsamen Grabdenkmälern, über welche Trauerweiden ihre tief herabfallenden Schleier legen, im Hintergrund hohe dunkle Zypressen.

Dort sieht man erst, daß der anscheinend siechende Islam lebt. Alles, was hier groß und mächtig und prächtig ist, ist Gott und dem Nachfolger des Propheten, alles andere ist vergänglich und ärmlich.

Am schönsten sieht man das an der eleganten Dschamma Bajesid, mit ihrem säulengeschmückten Vorhof, einem Prachtstück osmanischer Baukunst. Zypressen und Platanen beschatten das herrliche Brunnenhaus, um welches sich gewöhnlich malerisches, reichbewegtes Volksleben zeigt. An den Kolonnaden drängen sich Krämer an offenen Ständen, Fes- und Pantoffelverkäufer, öffentliche Schreiber, Geldwechsler, ambulante Lebensmittelhändler und Cafés, Garküchen, Schaubuden. Mitten in dem bunten, lebhaften Gedränge tummeln sich furchtlos Tauben umher, Tauben nach Tausenden, die durch ein Vermächtnis des Sultans Bajasid gefüttert werden.

Während den Moscheen in Indien und anderen Tropenländern gewöhnlich große Höfe vorgelagert sind, auf denen der Freitagsgottesdienst im Freien abgehalten wird, findet er in den türkischen und nordafrikanischen Moscheen im Innern statt. Eine der berühmtesten Ausnahmen und gleichzeitig eine der größten Dschammas, oder, wie sie in Ägypten heißen, Gamis, ist die Gami-el-Azhar in Kairo. Das Hauptleben hat den ungeheuren, durch Holzwände und Gitter in kleinere Räume abgeteilten Hofraum zum Schauplatz. Jede dieser Abteilungen ist gewisssermaßen eine Fakultät der größten Hochschule des Islam, vor einem Jahrtausend durch den Kalifen Aziz-Billah gegründet. Der Besucher würde diese

Universität zwischen dem Gewirr kleiner Gäßchen, Um- und Zubauten nur schwer finden, dienten ihm nicht die Minarets als Wegweiser. Steht er aber endlich im Vestibül, das sich zwischen zwei kleinen Moscheen an der Westseite ausbreitet, dann sieht er ein Bild vor sich, wie es die Welt des Islam nicht zum zweitenmal darbietet. Tausende von Studenten lernen hier aus dem Munde der berühmtesten Scheichs dieselben Unterrichtsgegenstände, die schon vor einem Jahrtausend unter den Abassiden in Bagdad gelehrt wurden. In jeder Abteilung, auch in der Säulenhalle der Hauptmoschee selbst, kauern die Professoren mit ihren Schülern auf dem Boden. Schränke an den Wänden enthalten die alten Lehrbücher und Schreibhefte der Studenten, der Boden ist mit Matten oder abgenutzten Teppichen belegt, und hier, von der hellen Sonne beschienen, den beturbanten Kopf hin und her schwingend, lernen sie ihre Lektionen mit lauter Stimme, einer den anderen überschreiend. Aus allen Teilen der Welt, aus Marokko und Algerien, wie aus Indien und Java strömen Studenten zu diesem Hauptsitz muhammedanischer Gelehrsamkeit herbei.

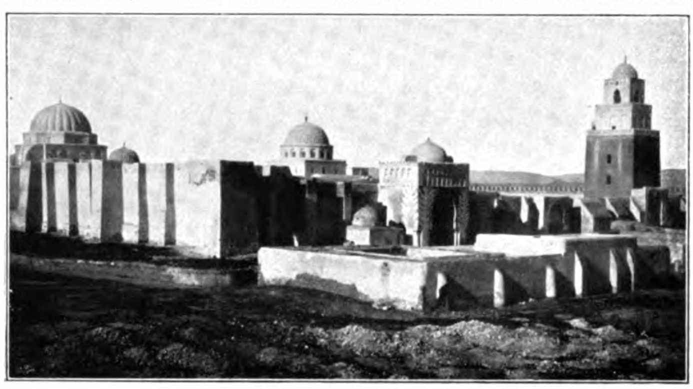
Einstmals gab es noch eine ähnliche weitberühmte Hochschule, doch ist sie längst untergegangen und ihr Sitz für das Kreuz erobert worden, die Moschee von Córdoba im schönen Andalusien. Für uns Christen ist sie dasselbe, was die Aja Sophia für die Moslims. Wurde die letztere den Christen mit dem Schwert in der Hand entrissen, so ist die erstere das größte Denkmal der Vertreibung der Moslims aus dem Abendlande. In ihrem Äußeren mag sie noch unansehnlicher sein als die Gami-el-Azhar, doch ist es hier wie dort das Innere, was überwältigt. Nicht der Hof, sondern die Moschee selbst.

Als ich vom Patio de los Naranjeros aus durch die Puerta del pardon eintrat, schien es mir, als käme ich in einen versteinerten Wald, in dem nicht nur die Stämme, sondern auch das Geäste der Kronen, das dichte Laubdach und der Boden des Waldes zu Stein geworden wären. Wohin sich mein Blick wandte, er wurde verwirrt durch Säulen ohne Ende, nicht regellos zerstreut, sondern in unübersehbaren Reihen, nahe an die tausend, durchweg Monolithen aus dem seltensten Marmor, Porphyr, Jaspis, zum Teil dem heidnischen Janustempel entstammend, auf dessen Boden sich die



Inneres der großen Moschee in Córdoba.

Moschee erhebt. Moschee? Mitten in dem ungeheuren Labyrinth von Säulen eingebaut, steht fast verborgen wie in einem Waldesdickicht jene katholische Kathedrale, welche Hernan Ruiz unter Karl V. hier errichtet hat. Fast ahnungslos gelangt man aus dem muhammedanischen Wald in das christliche Gotteshaus, unvermittelt aus dem maurisch-byzantinischen Stil in die ernste Gotik, die hier entschieden von dem ersteren übertroffen wird. In dem Michrab von Córdoba hat er seinen Höhepunkt erreicht, eine Verherrlichung der Märchengrotte Aladdins. Als wollte die Vorsehung selbst dieses Wunderwerk von Goldmosaik, diese Pracht seiner Farben, diese Harmonie seiner Linien schützen, ist es durch die vielen Jahrhunderte hindurch unversehrt geblieben, frischer, schöner als irgendein ähnliches Werk im ganzen Orient. Und wie man sich in der Aja Sophia trotz Michrab und arabischen Inschriften wie in einem herrlichen Christentempel fühlt, so glaubt man sich in der Christenkirche zu Córdoba wie mitten im fernen Orient; — das Kreuz konnte daran ebensowenig ändern wie der Halbmond in der Sophienkirche.



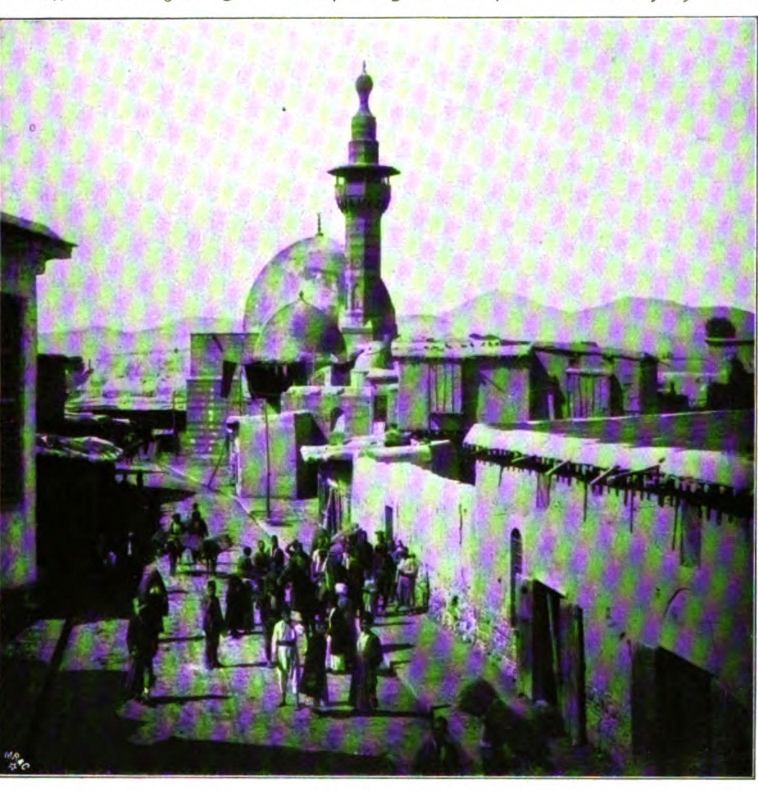
Die heilige Moschee in Kairuan.

Südlich der Säulen des Herkules im ganzen Marokko, Algerien und Tunis wird man vergeblich nach Moscheen forschen, die auch nur annähernd an die geschilderten heranreichen, selbst nicht im heiligen Kairuan. Ebenso sieht man es den Moscheen in Saloniki und Monastir, Üsküb, Belgrad, Sofia an, daß sie erst in späteren Jahrhunderten geschaffen wurden, als der religiöse Eifer der Moslim mehr durch die politische Eroberungssucht der Türken in den Hintergrund gedrängt worden war. Desto schöner, reiner, stilvoller zeigen sie sich jenseits der Dardanellen, je weiter man in das Innere des asiatischen Kontinents ein-



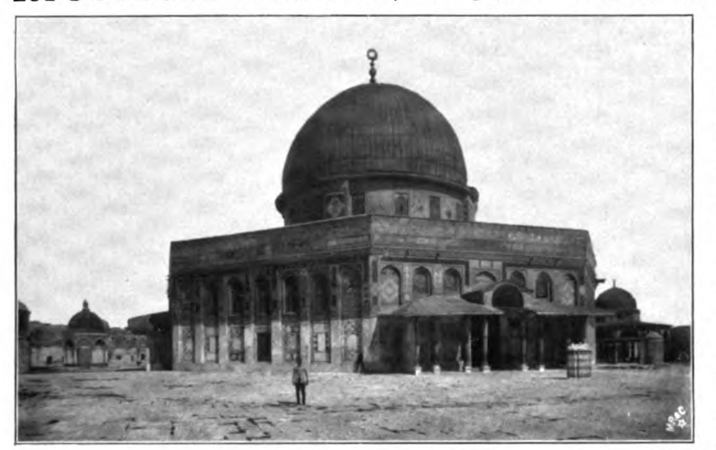
Die große Moschee mit dem Jesus-Minaret in Damaskus.

dringt. Wie majestätisch ist die große Moschee von Damaskus mit ihrem Jesus-Minaret, oder jene von El Aksa in Jerusalem, oder gar erst die Omar-Moschee! Wie die Christen, so haben ja auch die Moslim in der heiligsten Stadt der Christenheit ihre größten Heiligtümer, nur noch übertroffen von der Kaaba in Mekka und dem Grab des Propheten in Medina. Zunächst der Felsen auf dem Berge Morija, von welchem der Prophet auf seinem geflügelten Rosse Burak zum Himmel ritt. Während aber das erhabenste Gotteshaus der Christenheit mitten im schmutzigsten Winkelwerk steckt, mit verlumptem, verstümmeltem Bettlervolk am Haupteingang zur Kreuzigungsstätte Christi, erhebt sich die Moschee Muhammeds frei auf dem schönsten und größten Platze von Jerusalem, an jener Stelle, wo sich einst der berühmte Tempel Salomos erhob. Noch sind die hundert mächtigen Pfeiler seines Unterbaues vorhanden, aber sie tragen eines der schönsten Kleinodien arabischer Baukunst. Keine Moschee ist so edel und einfach im Stil, so wohlerhalten und makellos. Wäre es doch auch so mit jenen Wunderwerken, welche Bagdad in seiner Achmed Kiaja oder Ispahan in seiner großen Dschamma, oder Samarkand mit der Grabmoschee des großen Tamerlan besitzen! Aber gerade dort, wo einst die bedeutendsten Dynastien des Islam herrschten, ist der Verfall am größten.



Die Moschee des Sultans Hassan in Damaskus.

So mächtig war der Islam noch Jahrhunderte nachher, daß er sich auch ostwärts bis an die Küsten des Gelben Meeres und in die Südsee ausbreitete und dort mehr Anhänger zählt, als in all den alten Kalifaten zusammengenommen! Und wie sie in Jerusalem ihre schönsten Moscheen haben, so in der heiligsten der Hinduwelt, in Benares, wo die Minarete und Dome ihrer vom Großmogul Amanghzeb gebauten Moschee all die tausend Hindutempel der Stadt hoch überragen; so auch an den heiligsten Stätten der Konfuzianer in China. Mitten im Lande, in der großen Stadt Tsinning, fand ich sieben bedeutende Moscheen! In ihrer äußeren Anlage unterscheidet sich die größte darunter von den vielen Buddha- und Konfuziustempeln nur durch den Halbmond, der auf ihrem Dache prangt. Im Hofe fand ich mitten unter zahlreichen Steindenkmälern mit chinesischen und arabischen Inschriften Brunnen, an denen Gläubige eben ihre Wa-



Die Omar-Moschee in Jerusalem.

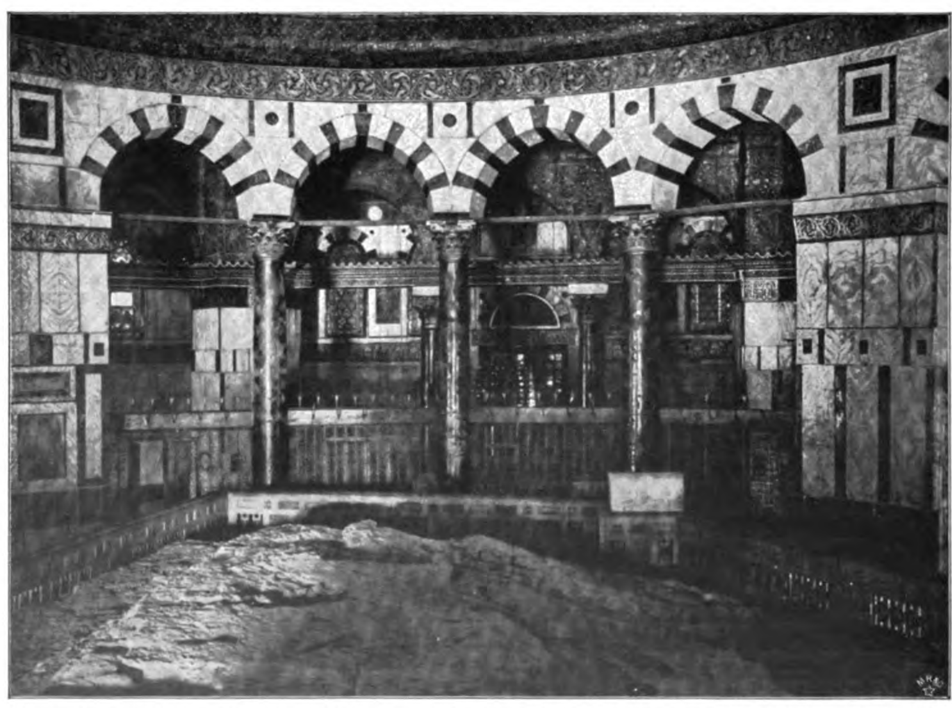
Tschang mit Namen, den muhammedanischen Glauben hier zuerst predigte, und ich mußte staunen, wie sich bei den geringen Beziehungen mit Arabien die arabische Sprache und Schrift unter den bezopften beturbanten Moslims von Tsinning erhalten konnte!

Wenn ich an all die Moscheen und Grabdenkmäler zurückdenke, die ich auf viele

schungen vornahmen, und als ich das Innere betrat und den Wald von Holzsäulen wahrnahm, welche das schwere Dach tragen, mußte ich unwillkürlich an Córdoba denken, am entgegengesetzten Ende des Erdballs! Dabei im Innern dieselben sarazenischen Urformen, in der Andacht dieselben Gebräuche, dieselbe Sprache wie an der Kaaba von Mekka! Es sind zweihundert Jahre her, wie mir die Ulemas sagten, seit ein Prophet, Tsching-

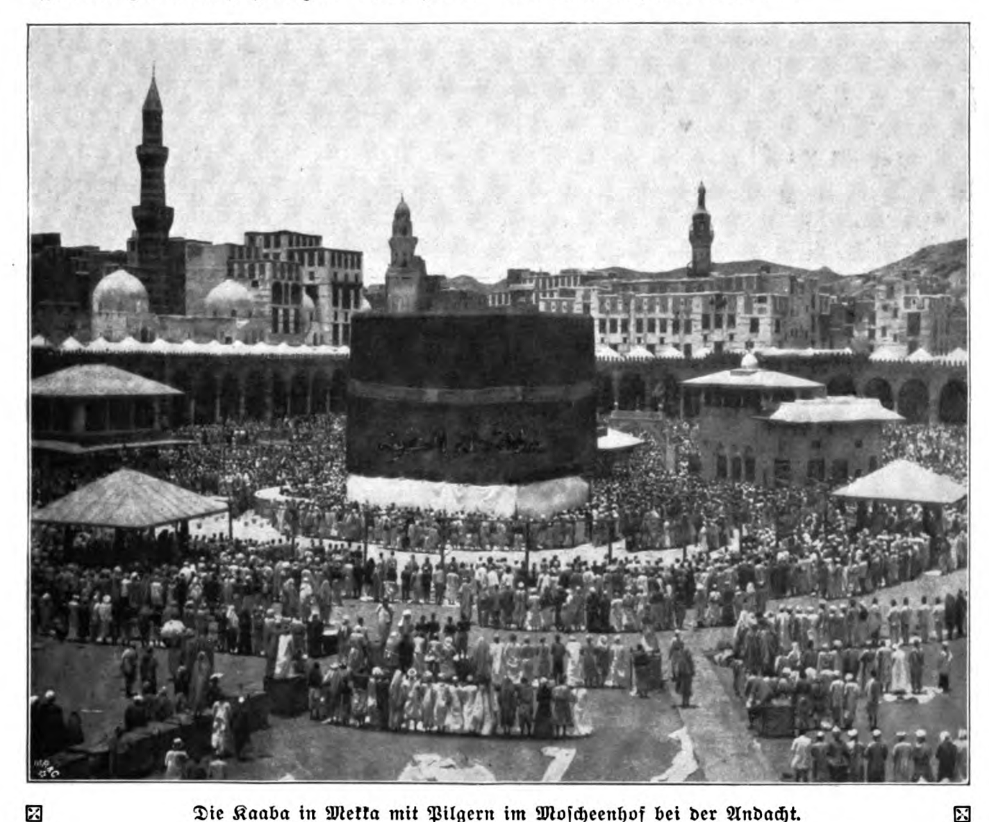
Jahre währenden Reisen durch die muhammedanische Welt gesehen habe, so drängt sich doch immer eine weitaus in den Vordergrund, eine blendendweiße Moschee, ein Juwelenkästchen von riesigen Verhältnissen, das schönste, edelste Gebäude, das Menschenhände je geschaffen haben — der Tadsch Mahal in Agra, der einstigen Hauptstadt der indischen Großmogule.

Gibt es einen Moscheenzauber, dann



Ein Teil des Felsens in der Omar-Moschee. (Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

ist er hier. Umgeben von dem Dunkelgrün hoher Zypressen und Granatbäume, ragt an den Ufern des heiligen Dschamma dieses weiße Marmorwunder in den tiefblauen Himmel, mit blendend weißen Kuppeln und schlanken, weißen Minarets, Glorietten und Türmchen, so traumhaft, so unbeschreiblich schön, als wäre dieser Tadsch nicht von Menschenhänden aufgebaut worden, als wäre er aus den geöffneten Himmelshöhen zur Erde herab- von Rosen, Orangenblüten und Jasmin, der stets hier herrscht? Ich weiß nur, daß dem Zauber, der mich angesichts dieses Wunderwerkes umfing, ein tief menschliches Gefühl zugrunde lag. Denn diese Moschee ist gleichzeitig das Denkmal einer übergroßen, selbst über das Grab hinaus reichenden Liebe zweier Menschenherzen, der ergreifende Ausdruck hingebungsvoller Dankbarkeit eines mächtigen Kaisers für die Mutter seiner Kinder!

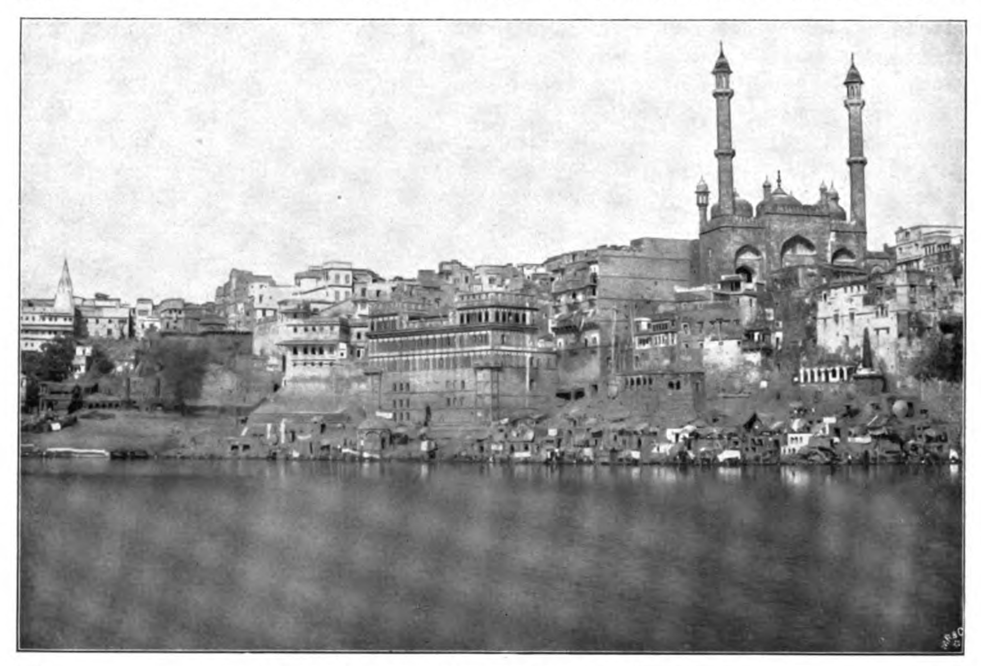


Die Kaaba in Mekka mit Pilgern im Moscheenhof bei der Andacht.

gesenkt worden, die weiße Marmorkrone von Indien, von ganz Asien!

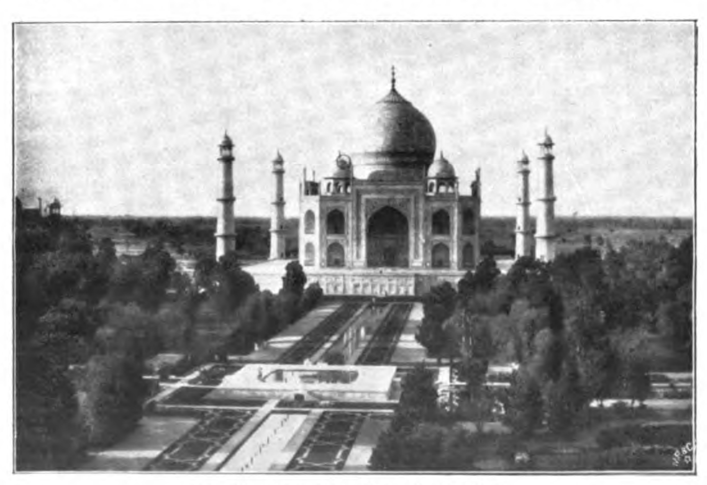
Niemals wurde ich durch einen Bau so gefesselt, wie durch diese Grabmoschee der Kaiserin Ardschamand, der Gattin des Großmoguls Schah Jehan. War es die Zartheit seiner Umrisse, die blendende schneeige, unschuldsvolle Weiße seines Materials? War es die erhabene Stille seiner Umgebung, der düstere, einsame, alte Park mit seinen hohen, dunklen Bäumen, seinen Blumen und glitzernden Fontänen? War es der berauschende Duft

Marmorne Platten, zu Spitzen verarbeitet, gewähren nur gedämpftem Licht den Eintritt in das Innere, das keinen anderen Schmuck trägt, als das herrlichste Wandmosaik von Blumen, Blättern und Arabesken, ausgeführt mit bunten Edel- und Halbedelsteinen. In der Mitte des hehren Raumes stehen die Sarkophage des Kaiserpaares, umgeben von weißen Marmorwänden, scheinbar so leicht wie Spinnengewebe, denn sie sind zarter als Elfenbeinschnitzereien, von kunstgeübten Händen bearbeitet und durchbrochen worden. —



Die Amanghzebs-Moschee am Gangesufer in Benares.

Während ich in Bewunderung versunken dastand, ließ der Grabeswächter mit seiner Stimme drei dumpfe, langgezogene Töne erschallen, und als wäre dieser Bau wahrlich aus höheren Sphären herabgekommen, in denen Engel wohnen, erklang es wie eine tausendstimmige Antwort von ihnen, ein traumhaftes Loblied der Gattenliebe von zaubervoller Wirkung, das allmählich schwächer wurde und sich in der Ferne verlor, als wären die unsichtbaren Heerscharen, die diese hehren Räume erfüllten, wieder von dannen gezogen. An dieser heiligen Stätte weilend, lernte ich mehr als in allen anderen Moscheen des Islams den Sinn des Koranverses verstehen, der über der Eingangspforte zum Tadsch Mahal zu lesen ist: „Dessen Herz rein, der wird in den Garten Gottes eingehen!“



Tadsch Mahal in Agra in Indien.

Ballade vom Brennesselbusch.

Von Börries, Frhr. v. Münchhausen.

Liebe fragte Liebe: „Was ist noch nicht mein?“
Sprach zur Liebe Liebe: „Alles, alles Dein!“
Liebe küßte Liebe: „Liebste, liebst Du mich!“
Küßte Liebe Liebe: „Ewig, ewiglich!“

Hand in Hand hernieder stieg er mit Maleen
Von dem Heidehügel, wo die Nesseln stehn,
Eine Nessel brach er, gab er ihrer Hand,
Zu der Liebsten sprach er: „Uns brennt heißrer Brand!

Lippe glomm auf Lippe, bis die Lust zum Schmerz,
Bis der Atem stockte, brannte Herz an Herz,
Darum, wo nur Nesseln wehn am Straßenrand,
Woll'n wir daran denken, was uns heute band!“ —

Spricht von Treu die Liebe, sagt sie „ewig“ nur,
Ach, die Treu am Mittag gilt nur bis zwölf Uhr,
Treue gilt am Abend, bis die Nacht begann, —
Und doch weiß ich Herzen, die verbluten dran.

Krieg verschlug das Mädchen, wie ein Blatt verweht,
Das im Wind die Wege fremder Koppeln geht,
Und ihr lieber Liebster stieg zum Königsthron,
Eine Königstochter nahm der Königssohn.

Sieben Jahre gingen, und die Nessel stand
Sieben Jahr an jedem deutschen Straßenrand.
Wer hat Treu' gehalten? Gott alleine weiß,
Ob nicht wunde Treue brennet doppelt heiß.

Bei der Jagd im Walde stand mit schwerem Sinn,
Stand am Knick der König bei der Königin.
Nesselblatt zum Munde hob er wie gebannt,
Und die Lippe brannte, wie sie einst gebrannt:

„Brennettelbusch, Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene, Wo is myn Tyd 'eblewen,
Wat steihst Du so alleene! Un wo is myn Maleen?“

„Sprichst mit fremder Zunge?“ frug die Königin.
„So sang ich als Junge,“ sprach er vor sich hin.
Heim sie ritten schweigend, Abend hing im Land, —
Seine Lippen brannten, wie sie einst gebrannt!

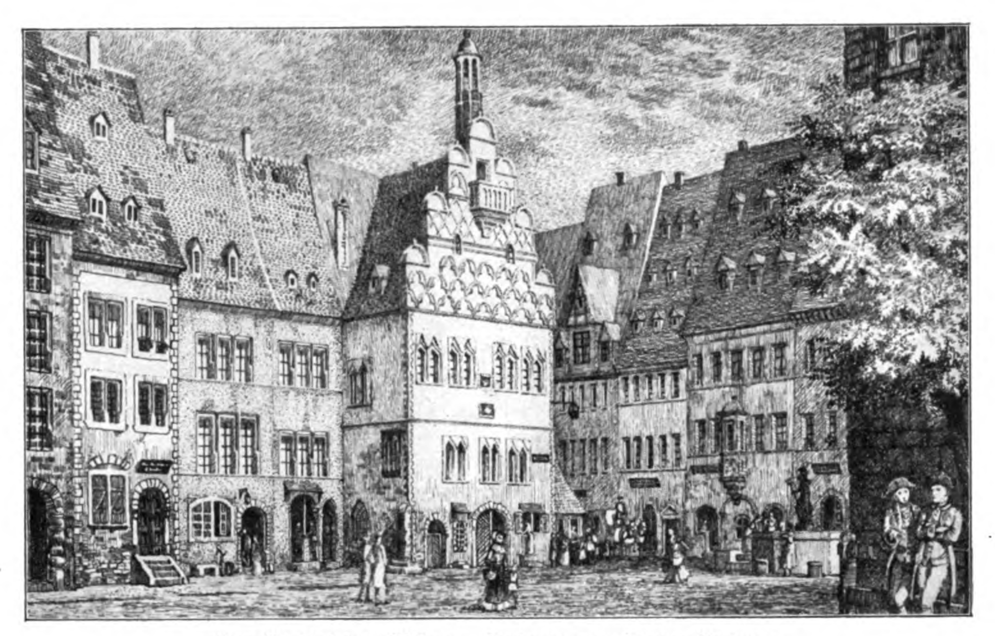
Durch den Garten streifte still die Königin,
Zu der Magd am Flusse trat sie heimlich hin,
Welche Wäsche spülte noch im Sternenlicht.
Tränen sahn die Sterne auf der Magd Gesicht:

„Brennettelbusch, Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene, Ik hev de Tyd 'eweten,
Wat steihst Du so alleene! Dar was ik nich alleen!“

Sprach die Dame leise: „Sah ich Dein Gesicht
Unter dem Gesinde? Nein, ich sah es nicht!“
Sprach das Mädchen leiser: „Konntest es nicht sehn,
Gestern bin ich kommen, und ich heiß Maleen!“ —

Viele Wellen wallen weit ins graue Meer,
Eilig sind die Wellen, ihre Hände leer,
Eine schleicht so langsam mit den Schwestern hin,
Trägt in nassen Armen eine Königin. — —

Liebe fragte Liebe: „Sag', weshalb Du weinst!“
Raunte Lieb' zur Liebe: „Heut ist nicht mehr einst!“
Liebe klagte Liebe? „Ist's nicht wie vorher?“
Sprach zur Liebe Liebe: „Nimmer — nimmermehr.“



Der Marktplatz in Weimar. Zeichnung von Ludwig Bartning.
Nach Dr. Wilh. Bode „Damals in Weimar", Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Weimar und sein Hof in den Jahren 1777—1783.

Aus den hinterlassenen Papieren des Obersten Carl Frhr. von Lyncker.

Herausgegeben von Marie Scheller.

Meine frühsten Erinnerungen an Weimar, wo mein Vater die Stelle eines Vize-Oberkonsistorialpräsidenten bekleidete, gehen bis zu dem Jahre 1772 zurück. Damals war die Stadt noch sehr klein und schlecht gebaut, die Häuser zumeist niedrig und unansehnlich. Unter dem Rathause befanden sich zwei große Bogengänge, deren einer mit Fleischerbuden angefüllt war, der andere aber diente zur Aufbewahrung von Feuerleitern und dergleichen Gerät. An der Giebelfront dieses Gebäudes befand sich eine sehr merkwürdige Uhr, bei deren Schlag sich drei blecherne, buntfarbige Figuren von ungefähr zwei Ellen Höhe in Bewegung setzten. Die Hauptfigur, ein Türke, hatte in der linken Hand ein Klingel, die er vor jedem Stundenschlag ertönen ließ, in der rechten einen Stab, mit dem er nach Maßgabe der Stunden an die Stadtglocke schlug, wobei er ebenso oft den Mund weit aufsperrte. Er führte den Namen „Matz", und „der Matz hat schon geklingelt, es wird gleich schlagen", pflegte man selbst in den höchsten Kreisen zu sagen. Zwei zu seiten des „Matzes" auf ihren Hinterfüßen sitzende Böcke stießen diesen bei jedem Stundenschlage in die Seite. Dieses Uhrwerk rechnete man zu Weimars Wahrzeichen, wozu scherzweise auch noch der blinde Nachtwächter Siemon und der lahme Tanzmeister Aulhorn gezählt wurden. Letzterer war übrigens ein wegen seines Unterrichts sehr geschätzter Mann, der besonders auf körperliche Grazie und auf Auswärtshalten der Füße hielt, zu welchem Zweck auch meine und meiner Schwestern Füße wöchentlich zweimal in ein Brett geklemmt und mit Pflöcken derart zurückgezwängt wurden, daß sie mehr rückwärts als vorwärts zu stehen kamen, was viel Schmerz verursachte. —

Auf dem Markte befanden sich nur zwei Kaufläden: der des Hofagenten Paulsen, wo man die feinsten Tuche und goldenen und silbernen Glanztressen zum Galonieren der Hofuniformen, wie die sogenannten „Roben" für Damen kaufte, und die große Parfümerie- und Schminkehandlung des Franzosen Gambue. Von Vergnügungsorten der Honoratioren war nur das Kirschsche Kaffeehaus vorhanden; die Bürger kamen in der Woche in den Gasthöfen zusammen und besuchten Sonntags den Gasthof zu Belvedere. Weinstuben, die aber nur von Vornehmeren besucht wurden, gab es bei dem Italiener Ortelli und dem Hofagenten Braun.

Doch trotz der sehr mangelhaften Wohnungen und trotz der Bescheidenheit aller sonstigen Verhältnisse war Weimar von Fremden viel und gern besucht. Die junge geistreiche Herzogin Amalie wurde im In- und Auslande hoch verehrt, und ihr Hof galt

für den angenehmsten der ganzen Umgebung. Es wurde insonderheit von ihr gerühmt, daß sie erst neunzehnjährig, vom Jahre 1758 an selbständige Regentin, dem Lande die Lasten des Siebenjährigen Krieges durch ihr weises und anmutiges Benehmen gegen die Anführer von mancherlei Truppen sehr erleichtert und durch eine strenge Ökonomie die Kassen in reichlichem Stand erhalten habe. — Mit der Erziehung ihrer beiden Söhne, der Prinzen Karl August und Konstantin, hatte sie den Grafen Görtz betraut, der für einen äußerst feinen Hofmann galt und immer sehr scharfe Bemerkungen über die jungen Kavaliere machte. Die übrigen Instruktoren waren die Hofräte Wieland und Herrmann, ferner der Oberkonsistorialrat Seidler, welcher der Herzogin aus Braunschweig gefolgt war, der Rat Albrecht und Professor Musäus. Auf den Reisen, welche die Prinzen später unternahmen, wurden diese nächst dem Grafen Görtz von dem Oberstallmeister von Stein und dem erst angekommenen Hauptmann von Knebel, einem geistreichen, lebendigen Mann, begleitet, der von den höchsten Herrschaften gern gehört und gesehen wurde, aber nicht von bestem Einfluß auf Prinz Konstantin gewesen sein soll. — Einer Oberhofmeisterin erinnere ich mich nicht, wohl aber stand ein Fräulein von Quernheim unter den drei Hofdamen in erstem Range. Sie war die Führerin der Prinzen gewesen, bis diese unter männliche Leitung gekommen. Die Hofdame von Nostitz, von ungemein starker Figur, war als sehr klug, aber etwas intrigant bekannt. Ein Fräulein von Stein, „Lottinchen“ genannt, war desto magerer, gutmütig, machte aber öfters heftige Äußerungen, die meistens in das Possierliche fielen und die Herzogin belustigten. Die hohe Frau nahm überhaupt stets gern an mancherlei Belustigungen teil, behielt aber in Haltung und Rede immer etwas Würdevolles, Gemessenes. Von Gestalt klein und zart, galt die Gesichtsbildung der jungen Regentin trotz der hervorstehenden Nase, welche das ganze Braunschweiger Fürstenhaus kennzeichnete, allgemein für schön. An Sonn- und Festtagen pflegte die Herzogin nach Tafel bisweilen in der Esplanade spazieren zu gehen. Die Kunde davon wurde der Noblesse unter der Hand bekannt gemacht, welche sich dann zur Begrüßung zahlreich einfand. Die Regentin erschien gewöhnlich im Reifrock und mit dem ganzen Hofe. Der Oberhofmarschall ging voraus, ein Page trug ihr die Schleppe. Hinter diesem folgten der Läufer, Heiducken und ein Zwerg. Auch viele Honoratioren und Bürger eilten zur Esplanade, weil sie außerdem ihre Fürstin selten so nahe zu Gesicht bekamen. Auch zu Pferde auf deutschem Sattel machte die Herzogin öfter Promenade, wobei Oberstallmeister von Stein den gewöhnlich sehr zahlreichen Zug führte. Equipagen gab es zu jener Zeit in Weimar nur sehr wenige; Herren und Damen bedienten sich der Portechaisen, Läufer gingen voran, Bediente hinterher; die höchsten Herrschaften sah man dagegen außer der Stadt nie anders als sechsspännig fahren. — Besonders ergötzlich waren die Hofschlittenfahrten anzuschauen, denn es war Ton, viel auf Schlitten- und Pferdeschmuck zu verwenden, und man sah die in schönen Pelzen prangenden Damen in Schlitten in Gestalt von buntfarbigen Muscheln, Schwänen, Seefischen u. dergl. dahingleiten. Nur einsitzige und einspännige Schlitten, die von galanten Hofkavalieren geleitet wurden, waren gebräuchlich. Vor jedem ritten ein oder mehrere mit Gold und Silber und englischen Quastenhüten geschmückte Reiter, von deren Peitschenknall die Luft erdröhnte. Vor den vornehmsten Schlitten aber sah man zwei bis vier nach Art der Heiducken gekleidete, sogenannte „Stangenreiter“, welche für den Fall, daß eine der beiden Schlittenstangen zerbrach, zwischen denen das eingeschränkte Pferd ging, andere in Bereitschaft hielten. Auch peitschenknallende Läufer durften nicht fehlen. —

Bei Hofbällen waren Dominoanzüge gebräuchlich. Man sah Schuhe mit runden Steinschnallen und roten Absätzen. Auf den Schultern der Herren lagen breite Haarbeutel mit schwarzen Bändern durchzogen, welche auf der Brust in dem sogenannten „Jabot“ befestigt waren und „postillons d'amour“ hießen. Die Damen trugen über Reifröcken buntseidene Roben mit herunterhängenden offenen Ärmeln. Mit der größten Beschwerde wurden bei Herren und Damen die Haarfrisuren gerichtet. Die Vorbereitungen dazu nahmen am Abend vorher ihren Anfang, und da hohe Stirnen beliebt waren, suchte man sich solche durch Herauszupfen der hereingewachsenen Haare zu verschaffen, was nicht ohne Schmerzen abging. Mein Vater ließ stets nach dem Abendessen die zu Locken bestimmten Haare mit sogenannten Papilloten ganz fest an den Kopf wickeln, während die weiblichen Familienglieder einer ähnlichen Behandlung unterlagen, wodurch die Betreffenden nicht selten um einen beträchtlichen Teil ihrer Nachtruhe gebracht wurden. — Großkreuze und über die Achseln hängende Bänder sah man, außer bei fürstlichen Personen, selten. Der alte Bayreuther Rote Adlerorden war schon zu jener Zeit wenig in Achtung, und soll Markgraf Karl ihn seinem Hofnarren, ja später sogar seinem Lieblingshunde umgehängt haben. —

Sobald bei Hofbällen die Herzogin mit den Prinzen und dem Hofgefolge erschien, begann die Musik mit Pauken und Trompeten. Nach allseitiger Verbeugung traten zuerst die sechs „Zutrittsdamen“, dann die übrigen der Regentin näher und wurden zum Rockkuß zugelassen. Einer der angesehensten Fremden, oder in deren Ermangelung einer der vornehmsten Kavaliere wurde beordert, unter Trompeten- und Paukenschall mit der Herzogin die Menuett zu tanzen, nach deren Beendigung dann erst die übrigen Anwesenden tanzen durften. —

Was aber Weimar neben Hoffesten und

Vergnügungen jeder Gattung damals zumeist auszeichnete, war sein Theater. Die Kochsche, nachmals Seilersche Hoftheatertruppe war in der ganzen Umgebung die einzige stehende und eine vorzüglich geachtete. Der Eintritt in das Schloßtheater war freigegeben; versteht sich im Verhältnis der Klassen und des Raumes. Logen und Parterre waren stets gefüllt; ein eigentliches „Paradies“ war nicht vorhanden. Wenn die Herrschaften eintraten, bezeigten die Anwesenden ihre Ehrfurcht; vom Händeklatschen beim Empfang hoher Personen wußte man aber damals noch nichts. Das Applaudieren ging nur von der Herrschaftsloge aus, und wurde von den betreffenden Akteuren mit verschämt niedergeschlagenen Augen und einer unmerklichen Verbeugung entgegengenommen.

Besonders hatte auch die Freimaurerei, welche in der Loge Amalia zu hoher Blüte gelangt war, sehr viel Fremde nach Weimar gezogen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Großmeister der deutschen Maurerei, besuchte diese Loge bisweilen, welche für die vollkommenste ihrer Art galt. —

Im Jahre 1774 ereignete sich der Mittag gegen zwei Uhr ausbrechende und mehrere Tage dauernde Schloßbrand, welcher die ganze Stadt in Gefahr setzte. Kurz nach dem Schloßbrand traten die Prinzen in Begleitung des Grafen Görtz, des Oberstallmeisters von Stein und des Hauptmanns von Knebel, letzterer als Kavalier des Prinzen Konstantin, ihre Reisen an, auf welchen sie sich an die mehrsten deutschen Höfe und zuletzt nach Paris begaben. Der Tag der Rückkehr derselben nach Weimar ist mir noch sehr erinnerlich. Die Frau Herzogin war den vom Rudolstädter Hof Kommenden in offenem Wagen entgegengefahren, und, von der Bürgerschaft mit ihren Fahnen eingeholt, war der Jubel allgemein.

Im Jahre 1775 erfolgte die Thronbesteigung Karl Augusts und seine Vermählung mit Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sowie die Absonderung des Hofes der Herzogin Mutter.

Prinz Konstantin ging später, um das vorwegzunehmen, nach England; er hatte niemand von Belang bei sich als einen gewissen Rat Albrecht, einen ganz wunderbaren, pedantischen Mann, dem jedoch viel Gelehrsamkeit zugesprochen wurde. Der Prinz kam erst im Jahre 1779 oder 1780 von seiner Reise wieder zurück, hatte jedoch den Rat Albrecht von sich entfernt und, so viel mir bekannt, brachte er nur einen getreuen Büchsenspanner in seiner nächsten Umgebung zurück, worauf er das Jägerhaus wieder bezog. Das Personal, das ihm aus England nachgefolgt war und in Weimar festen Fuß fassen wollte, schickte man ohne weiteres zurück. Der Prinz zeigte eine ernstliche Neigung zu dem ältesten Fräulein von Ilten, und soll auf sie, sowie später auf ein Fräulein in der Gegend von Meiningen, reelle Absichten gehabt haben; diese wurden jedoch auf geeignete Weise wieder beseitigt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Weimar begab sich der Prinz anderweit in sächsische Dienste.

Man rühmte die schöne Figur der jungen Herzogin, ihre höchst vornehme Haltung und über alle Maßen bescheidene Kleidung; auch hatte sie den bisher gewöhnlichen Rockkuß nicht angenommen. Ihr Hofstaat bestand aus den Grafen Görtz als Oberhofmeister und den beiden Hofdamen von Waldner und Wellwarth, welche beiden letzteren sie nebst einem Pagen namens von Stetten aus ihrer vaterländischen Gegend mitgebracht hatte. Etwas später kam ihre Oberhofmeisterin, die Gräfin Gianini, von Braunschweig an.

An dem Hofe der Herzogin Mutter, die nun das vormalige Fritzische Palais bezogen hatte, erschien bald ein Graf von Pudbus als Oberhofmeister mit seiner Gemahlin, ein höchst gebildeter, liebenswürdiger Mann, zum zweiten Kavalier wurde der ehemalige Page von Einsiedel ernannt. Die Hofdame von Nostitz hatte sich bald entfernt, und an ihre Stelle kam das Fräulein von Göchhausen; sie war von kleiner unansehnlicher Gestalt, aber mit viel Geist und Witz begabt, so daß sie scherzweise Minervas Kauz genannt wurde.

Jeden Sonntag sah man die Herzogin Mutter mit ihrer Hofumgebung in einem Glaswagen, aus welchem ihr Reifrock seiner Breite halber zu beiden Fenstern herausragte, mit einem Pagen im Schlage, zur Mittagstafel in das Fürstenhaus fahren, wo sie bis nach der Abendcour zu verweilen pflegte.

Den jungen Herzog sah man, meist umgeben von großen Jagdhunden, häufig ausreiten und äußerst schnell fahren, und zwar beides so rasch, daß er dadurch nicht selten in Gefahr kam.

Mit der neuen Regierung tat sich eine neue Welt für Weimar auf, und es traten ganz unerwartete Erscheinungen hervor. — Vor allen erregte die Ankunft des Dr. Goethe allgemeine Aufmerksamkeit, dessen Schriften, unter ihnen jedoch besonders „Die Leiden des jungen Werther“ bereits zuviel Sentimentalität in die Jugend gebracht hatten, als daß manche Eltern dieses Buch nicht hätten verwünschen und den Verfasser für einen gefährlichen Mann halten sollen. — Allein er war angekommen und von nun an vom Herzoge unzertrennlich.

Goethe war bald bei der Frau von Stein, bei der sich auch der Herzog sehr häufig einfand, als Hausfreund aufgenommen worden.

Spaßhaft genug hatte ihm das Schicksal einen Bedienten, nur unter dem Namen Philipp bekannt, zugeführt, der, obgleich etwas kleiner, fast eine gleiche Gestalt mit ihm hatte und seine Bewegungen so treu nachahmte, daß man oft versucht war, ihn von weitem für Goethe selbst zu halten. Dieser Philipp war der nachmalige Rentamtmann Seidel.

Goethe war ein besonderer Freund von Kindern, und ich entsinne mich sehr genau,

wie er uns gleich bei dem ersten Zusammentreffen in den Zimmern der Frau von Stein auf den Boden legte und in mancherlei Kunststücken unterrichtete.

Ein in Weimar noch nie gesehenes Fest gab der nunmehrige Legationsrat Goethe am Osterheiligabend in seinem soeben erst bezogenen, an der oberweimarischen Wiese gelegenen Garten einer Menge Knaben aus guten Häusern. In allen Winkeln des Gartens waren Orangen und bunte Eier versteckt, die wir aufsuchen mußten. — Alles war erlaubt, unsere Hofmeister, deren es damals viele gab, weil es nicht Sitte war, daß damals Söhne angesehener Eltern das Gymnasium besuchten, schmausten an einem besonderen Tische und durften uns nicht stören.

Gegen Abend ließen sich dann zwei hohe wandelnde Pyramiden sehen, welche mit Eßwaren allerart, namentlich mit Bratwürsten, Karbonaden und dergl. behangen waren. An diesen sprang die muntere Jugend in die Höhe und rupfte sich nach Belieben herunter, was ihr behagte, und geriet vor Lust dergestalt außer sich, daß sie die eine Pyramide umwarf, aus welcher der Bauinspektor Götze, damals Paul genannt, zu allgemeinem Gelächter hervorkroch.

Ein andermal traf ich den guten Doktor, wie wir ihn damals noch nannten, wiederum in der Steinschen Wohnung; er sprang mit uns auf dem Hofe herum und grub mich zuletzt bis an den Kopf in einen Sandhaufen ein, um mich, wie er sagte, Geduld zu lehren, indem nun mir hierdurch natürlich jede Bewegung mit irgend einem Gliede unmöglich gemacht war. —

An jedem Galatage übte der Hofpauker Weiz seine anerkannte Kunst, die drei Hoftrompeter Gebel, Rechenbach und Schwanitz waren Meister in ihrer Art und einer von ihnen blies täglich zur Tafel.

Im folgenden Winter gab man eine Redoute, bei der ein Aufzug Teufel zum Vorschein kam. — Jedes Laster wurde durch einen derselben repräsentiert: der Geiz, die Gefräßigkeit, die Völlerei, die Wollust usw. Diese Maskerade fand man sehr anstößig, und man sprach den lautesten Tadel über Goethe aus, der sie veranstaltet hatte.

So mancher, dem jungen Herzoge gemachten Gegenvorstellungen ungeachtet, war Goethe nun förmlich zum Mitglied des Konseils ernannt worden; man war allgemein der Meinung, daß ein Genie seiner Art nicht zu ernsten Staatsgeschäften geeignet sei. — Er übernahm die Leitung des Chausseebaus, welchen früher der Artillerie-Hauptmann von Lastrole besorgt hatte; man sah ihn häufig herumreiten, und das Pferd, welches er hierzu aus dem Marstall erhielt, wurde die Poesie genannt.

Ein gewisser Brumguell, nachheriger Bürgermeister der Stadt, wurde ihm als Bauaufseher beigegeben; dieser war ein sehr braver, aber lustiger Lebemann, mochte jedoch nicht viel von diesem Geschäftszweige verstehen, und Goethe selbst, hieß es, hatte ebenfalls nicht die mindeste Erfahrung in diesem Fache, weshalb man sich wunderliche Geschichten erzählte.

Der alte Kammerpräsident von Kalb klagte gegen meinen Vater sehr oft in meinem Beisein über die Summen, die man der Kammer zu diesem Behufe zumutete. — Goethes Gegenpartei wurde immer lauter, als er den Herzog veranlaßte, den Bergbau zu Ilmenau, der lange Zeit geruht hatte, wieder aufzunehmen.

Notorisch ist es wohl, daß dieses unter Goethes Direktion wieder begonnene Unternehmen sehr viel Geld gekostet hat, ohne irgendeinen Erfolg zu haben.

Des Herzogs nächste Umgebung blieb immer der Legationsrat Goethe, welcher seinen Einfluß schon durch Herders Berufung zum weimarischen Generalsuperintendenten mächtig erwiesen hatte.

Die Anstellung dieses Mannes schien vielen der älteren Herren sehr bedenklich, weil seine Bücher sehr dunkel geschrieben, manche Religionslehre aufstellten, die den Orthodoxen nicht einleuchtete. Doch hatte ihm sein würdiges Benehmen gleich nach seiner Ankunft auch bei seinen Gegnern viel Beifall erworben. Er hielt seine Predigten ohne irgendeine Bewegung der Hände, allein seine wohltönende Aussprache und seine große Kunst der Betonung gaben ihnen volles Leben und Wirksamkeit.

Der junge Herzog zeigte sich auch sofort als ein leidenschaftlicher Liebhaber des Militärs, sowie der Jagd. Was das Militär betraf, so waren die ältesten Offiziere zum Teil invalid, anderenteils aber wohl nicht mehr zu dem Dienste, wie ihn der Herzog wünschte, geeignet; er übernahm daher das Kommando selbst. Ein preußischer Husarenleutnant von Lichtenberg war in Dienst genommen worden, um die undisziplinierten Landhusaren zu einem geregelten Korps zu bilden, und dieser führte den strengen preußischen Dienst ein.

Um den Infanteriedienst näher kennen zu lernen, reiste der Herzog nach Berlin und machte preußische Manöver mit, ja er wollte, wie man gewiß weiß, in preußische Dienste gehen, allein Friedrich II. soll ihm solches mit dem Zusatze widerraten haben: „Ein regierender Herr dürfe sich seinem Lande auf längere Zeit nicht entziehen.“ Bei seiner Rückkehr wurde die weimarische Truppenhaltung bedeutend vermehrt. Serenissimus exerzierten die Offiziere wie die Gemeinen persönlich ein und ahndeten die vorkommenden Fehler sehr scharf.

Ebenso war mit der Jägerei eine militärische Reform vorgegangen; sie wurde neuuniformiert, die Förster mußten alle gut beritten sein und kamen sehr häufig bei besonderen Tagen in Weimar zusammen, wo sie dann unter Anführung ihres Chefs und der Jagdjunker glänzend paradierten.

Mittlerweile war auch ein sardinischer Major, Siegmund von Seckendorf, aus dem

Ansbachschen gebürtig, in Weimar angekommen; er erhielt die hier noch ungewöhnliche Stelle eines Kammerherrn, und seine Erscheinung machte viel Aufsehen.

Die meisten unter der verwitweten Herzogin mit Hofchargen versehenen jungen ausländischen Edelleute hatten ihr Vermögen zugesetzt und auswärtige Dienste gesucht, um Besoldungen zu erhalten, die ihnen hier nicht werden konnten. Dagegen traten jetzt die Herren Franz von Seckendorf, von Grote, von Lösten und noch andere aus guter Familie ein, sie mußten jedoch, mit Ausnahme von Seckendorf, vorher erklären, nie auf Besoldung Anspruch zu machen. Prinz Louis von Koburg, nachmaliger preußischer Kavalleriegeneral, nahm mit seinem Begleiter Obermarschall von Wangenheim, nachdem beide den französischen Militärdienst verlassen hatten, öfters einen mehrwöchigen Aufenthalt hier; auch der Prinz Christian von Darmstadt pflegte lange Wochen in Weimar zuzubringen, nicht weniger machten der Herzog von Gotha, sein Bruder Prinz August und der erfurtsche Statthalter von Dalberg, nachmaliger Koadjutor, öfters Besuche, und so fehlte es dem Hofe nicht an Glanz.

Epoche machte jedoch besonders Siegmund von Seckendorf; voller Kenntnisse, war er zumeist ein vorzüglicher Musiker und Komponist, und Goethe schien ihn sehr zu schätzen. Sein persönliches Benehmen war übrigens das sonderbarste, was man wohl je an einem Hofe sah. Wenn er im Audienzzimmer vor der Herzogin erschien und seine Verbeugung gemacht hatte, sprach er gewöhnlich nicht ein Wort, er schien ganz in sich gekehrt und nachdenkend, pflegte jedoch dabei immer an den Knöcheln seiner Finger so zu kauen, daß diese beständig feuerrot, ja oft ganz blutig waren.

Er war ganz gut gewachsen, sein Körper jedoch sehr abgemagert, so daß die jederzeit sehr elegante Kleidung weitläufig an seiner Figur herumhing. Sein Gesicht war blaß und voller Falten, der Mund sehr aufgeworfen, die Nase spitzig und die Stimme unangenehm hohl. Begann er aber zu sprechen, so geschah dies auf eine höchst unterhaltende Art; in allen Kunst- und wissenschaftlichen Fächern war er zu Hause, konnte über alle Maßen lustig und witzig sein. Die jungen Damen schienen sehr glücklich, wenn er mit ihnen sprach, und das schöne Fräulein von Kalb, nur Fiekchen genannt, vergoß nicht selten Tränen, wenn er sich gleichgültig gegen sie zeigte.

Nach Angabe dieses von Seckendorf wurde auch eine neue Hofuniform eingeführt; sie bestand aus einem blauen Rock, auf welchem sich von beiden Seiten kleine gelbe Knöpfe und schmale goldene Kettelschnuren in der Weise befanden, daß der Rock mit diesen hinüber- und herüberzugelängt werden konnte, dazu kam ein hochstehender gelber Kragen und spitze polnische Aufschläge gleicher Farbe, die beide mit schmalen, goldenen Kettelschnuren besetzt waren. Die Unterkleider waren ebenfalls gelb und mit solchen Schnuren eingefaßt. Diese Uniform war offenbar sardinischer Geschmack und wurde als sehr auffallend bespöttelt.

Die goethischen und andere gefühlvolle Schriften erweckten bei vielen schönen jungen Damen den Geist der Empfindsamkeit; der silberne Mond, vom Ritter Gluck besungen, die rauschenden Wasserfälle, der Ton der Nachtigall, die Blumen der grünen Wiesen waren von diesen zarten Gemütern noch nie so verehrt worden, als damals.

Goethe dichtete und Siegmund von Seckendorf komponierte und sang den Schönen die gefühlvollsten Lieder; einige der jungen Damen übten sich selbst in der Poesie wie in der Musik, deklamierten ihre Gedichte, und wenn man bei Sommernächten durch die Straßen ging, ertönten aus vielen Fenstern die lieblichsten Melodien.

Der befreundete Fürst Franz von Dessau war öfter hier anwesend und unsern Herrschaften höchst willkommen; vermutlich nach seiner Angabe wurde der ehemalige Welsche Garten, der sogenannte Stern und die kalte Küche mit Einschluß des Schießhausgartens, nach Art der Wörlitzer Anlagen zum Park umgeformt. Die berühmte Schnecke, als weimarisches Wunderwerk bekannt, blieb so lange stehen, als ihr hölzernes Gerippe dauern wollte; die Wasserpartien aber, welche den eigentlichen Stern bildeten, wurden sogleich ausgetrocknet und mit verschiedenen Hölzern bepflanzt. Der Herzog und Goethe gaben die einzelnen Parkwege selbst an, und ich habe gesehen, wie der gnädige Herr, der gewöhnlich einen kleinen Säbel an der Seite trug, sich mit demselben die neuen Wege durch den Stern bahnte. In der kalten Küche wurde sofort ein Ilmbad errichtet, worin sich fast an jedem warmen Abende der Herzog mit Goethe und einigen ausgesuchten Kavalieren erfrischte; auch entstand um diese Zeit das sogenannte Kloster; es diente dem Herzog nebst seinem Favoriten wochenlang zum Sommeraufenthalt, sowie zu belustigenden Festen bei Sonnen- und Mondenschein. Mittlerweile wurden auch Liebhabertheater errichtet; die Kochsche, nachher Seilersche Truppe war nämlich schon früher nach dem Schloßbrande in Gotha aufgenommen worden.

Es gab gegenwärtig drei Abteilungen von Liebhabertheater-Gesellschaften. Die erste derselben wurde von Goethe und, was die Musik anlangte, von Siegmund von Seckendorf dirigiert. Die zweite, eine französische, von dem Grafen Pudbus, und eine dritte von dem Legationsrat Bertuch, welcher Schatullier des Herzogs war und sich durch die Übersetzung des Don Quixote bemerklich gemacht hatte. Das Theater war jedoch klein und in dem von dem Hofjäger Hauptmann neuerbauten Hause in der Esplanade befindlich.

Den Anfang der Theatervorstellungen hatte man mit einem Kinderstück gemacht, der „Hofmeister“ genannt, wobei eine Hauptrolle der Geheimrat Hufeland erhalten hatte, unter den mitspielenden Knaben befand ich mich auch.

Bald nach dem vorbenannten Stücke wurde der „Edelknabe“ gegeben, wobei mir die Titelrolle zugeteilt ward. Man wagte sich nun auch an größere Stücke, wie z. B. „Die glücklichen Bettler“ von Gozzi, wobei Prinz Konstantin selbst die Rolle des Said übernahm. Nicht lange danach gab man den „Westindier“, dessen Rolle Goethe und die des Offlacherd der Herzog selbst mit großem Beifall aufführte.

Graf Pudbus hingegen veranstaltete französische Stücke, von denen ich mich nur des „Gloriens“ genau erinnere; nicht minder wurden kleine französische Operetten gegeben, weil der Graf Pudbus eine sehr angenehme Stimme hatte. Ja, sogar Ballette wurden gegeben, wozu von Seckendorf die Kompositionen lieferte und Tanzmeister Aulhorn die Tänze arrangierte. Ausgezeichnet schön tanzte die Oberstallmeisterin von Stein die ernsthaften Soli, pas de deux und dergleichen. Der Kammerjunker und Leutnant von Schardt hatte sich in komischen Tänzen geübt und die sogenannten Kapriolen erlernt.

Es erschienen nun immerwährend neue Theaterstücke von Goethe auf der hiesigen Bühne, welche von Siegmund von Seckendorf und von einem herbeigezogenen Komponisten namens Schubert, eines aber auch von der Herzogin Mutter in Musik gesetzt worden waren. Das letztere Stück ist unter dem Namen „Jerri und Bäthely“ bekannt. Die Korona Schröter war inmittelst mit ihrer Begleiterin Mademoiselle Propst aus Leipzig angekommen; sie gab als hiesige Hofsängerin fast überall die Hauptrollen und ein gewisser Oberkonsistorialsekretär Seidler spielte gewöhnlich ihren Liebhaber.

Die geist- und phantasievollen goetheischen Theatervorstellungen vom Jahre 1776 an will ich, da sie größtenteils gedruckt sind, hier im einzelnen nicht aufzählen, nur erwähnen muß ich, daß das Lustspiel „Die Mitschuldigen“, worin Goethe den Alcest, die Korona Schröter die Sophie, Bertuch den Söller und Professor Musäus den Wirt zum „Bären“ vortrefflich gaben, als ganz unmoralisch angesprochen wurde. Gegen die „Geschwister“ und seine übrigen Stücke hatte man einzuwenden, daß sie zur Empfindelei führten und die Phantasie der jungen Leute nur allzu sehr aufregten.

Im Jahre 1779 wurde Goethe Geheimer Rat, mit ihm zugleich die beiden Mitglieder des Konseils Schnauß und Schmidt, nächstdem mein Vater. Von Serenissimo ward der Befehl erteilt, daß die Hauptwache und ihre Offiziere vor sämtlichen Geheimräten ins Gewehr treten sollte. — Der Geheime Rat Schnauß, ein anerkannt braver, aber sehr schlichter Mann, wohnte der Hauptwache gegenüber, und als er zum erstenmal als Geheimer Rat aus seinem Haus heraustrat, machte ihm diese unerwartete Ehrenbezeugung so viel Freude, daß er den wachthabenden Leutnant von Schardt dringend bat, er möge doch die Wache so lange unter dem Gewehr lassen, bis er seine Gattin an das Fenster gerufen habe. Daß der Leutnant ihm dieses nicht gewähren konnte, versteht sich wohl von selbst, er verbreitete aber die Zumutung des neuen Geheimen Rates, worüber gelacht und mancher Witz gemacht wurde.

In dem kleinen Theater, welches in einem Seitenflügel des Schlosses Ettersburg eingerichtet worden war, wurde der „Jahrmarkt von Plundersweilern“ zuerst vorgestellt. Goethe selbst gab drei Rollen, die des Marktschreiers, des Haman und des Mardachei, meiner Wenigkeit wurde die Rolle des Marmottenjungen zuteil; ein sehr künstlich gefertigtes Murmeltier mußte von mir unter Absingung eines Liedchens zum Tanzen gebracht werden.

Bald darauf folgte die travestierte Alceste, womit Wieland überrascht und deren Rolle von der Herzogin Mutter selbst gegeben wurde. Es kamen sehr belustigende Auftritte darin vor; namentlich wurde die in dem Originalstück so rührend komponierte Abschiedsarie der Alceste von ihrem Gemahl Admet und insbesondere die Strophe: „Weine nicht, Du Abgott meines Herzens“ mit dem Posthorn akkompagniert. Pluto und das ganze Personal der Unterwelt bildeten Karikaturen und empfingen die Ankommenden mit lächerlichen Zeremonien.

Dieser Darstellung des vorbeschriebenen Stückes ging ein Vorspiel voraus, worin der Autor, Herr von Einsiedel, den Plan hierzu entwarf und mit einer großen Feder, welche sich vom Hintergrunde des Theaters aus an den Soffitten herüberwölbte, den Text aufsetzte. Mit einem kleinen Pinsel an der Spitze der Feder beschäftigt, beschrieb der Schriftsteller ungeheure Royalbogen, und sprach manches äußerst Lächerliche über den Inhalt mit seinem Diener, welcher ihm fortwährend Entgegnungen über die Kompositionen machte und die großen Bogen über den vorderen Lampen trocknete. Die Rolle dieses Dieners hatte man mir übertragen.

Wieland, welcher sich unter den Zuschauern befand, schrie, nachdem er lange genug seinen Unwillen bei dem Akkompagnement der rührenden Arie mit dem Posthorn zurückgehalten hatte, endlich laut auf. Er war so aufgeregt, daß er schließlich den Saal verließ, während die anwesenden Herrschaften sehr lachten.

Der Drang, von allem Kenntnis zu erhalten, was irgend der Mühe wert schien, hatte auch den jungen Fürsten zu dieser Zeit bewogen, sich den Freimaurern anzureihen; doch hielt er es für geraten, seinen Vertrauten vorangehen zu lassen; Goethe meldete sich bei der Loge und wurde ohne wei-

teres angenommen. Einige Zeit darauf äußerte auch der Herzog diesen Wunsch in optima forma.

In der gewiß sehr begründeten Meinung, daß diese Verbindung sich nicht sehr wohl für einen regierenden Herrn eigne, machte der Geheime Rat von Fritsch, als Meister des Stuhls, seinem durchlauchtigsten Gebieter manche Gegenvorstellungen, doch blieben diese umsonst.

Der Erfolg erwies indes, daß man recht hatte; denn nachdem die beiden Aspiranten alle drei Grade in kurzer Zeit durchlaufen, wurde ihnen dieses Treiben gleichgültig, sie besuchten die Versammlungen nicht mehr, und die Loge Amalia wurde nach Verlauf einiger Jahre gedeckt.

Das Schlittschuhfahren war schon in den ersten Regierungsjahren des Herzogs zu einer Hofvergnügung geworden. Goethe, der es in seiner Vaterstadt erlernt hatte, fand auch viel Gefallen daran. Den Teich im Baumgarten benutzte man zu dieser Kunst, ein Häuschen wurde darauf errichtet und allen Honoratioren der Zutritt gewährt. Der Herzog selbst fuhr eine Zeitlang fast täglich; auch die regierende Herzogin, die Frau von Stein und andere Damen erlernten es.

Die Korona Schröter hatte viel Fertigkeit in dieser Kunst erlangt, ihre schöne Figur nahm sich dabei vortrefflich aus.

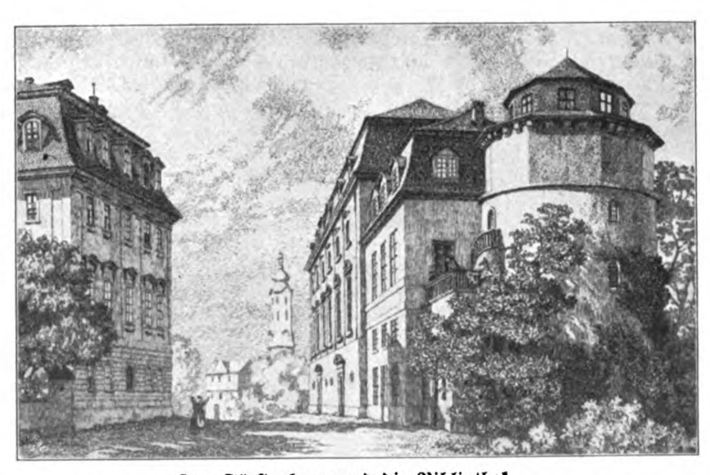
Wir Knaben erschienen nur zweimal in der Woche, um unsere Lehrstunden nicht zu sehr zu vernachlässigen, und der Herzog wie Goethe ließen uns Kunststücke erlernen. Wir mußten nämlich im vollen Schlittschuhfahren Äpfel mit bloßen Degenspitzen aufspießen, über Stangen springen, wurden gleich Hasen mit Parforcepeitschen gehetzt, ja man schoß aus nur mit Pulver geladenen Pistolen hinter dem flüchtigen Wilde drein, welches für uns die größte Lust war.

Bei einer nächtlichen Maskerade und Illumination erhielten wir Teufelsmasken und mußten die Damen, welche nicht selbst Schlittschuh fuhren, auf den Schlitten zwischen den erleuchteten Pyramiden und feuerspeienden Raketen und Schwärmern herumkutschieren.

Noch im Jahre 1779 hatte der Herzog mit Goethe und Herrn von Wedel eine Reise nach der Schweiz unternommen; mehrere von denen, die Goethes Grundsätze und seine zuweilen etwas kecken Äußerungen dem Landesherrn gegenüber nicht passend fanden, waren über die alleinige Begleitung dieser Günstlinge nicht sehr erfreut.

Es möchte auffallen, daß ich als ein Knabe, der damals erst das 12. Jahr erreicht hatte, von dergleichen Äußerungen unterrichtet wurde, welche doch nur in engen Zirkeln gemacht werden konnten. Allein ich durfte abends sechs Uhr nach Beendigung meiner Lehrstunden in den Zimmern meiner Eltern erscheinen und hörte, in eine Ecke gelehnt, so manchen Diskursen mit Aufmerksamkeit zu, von denen man wohl nicht glaubte, daß ich darauf acht hätte. Die Herren von Kalb, Vater und Sohn, von Uchtritz, Franz Seckendorf, ja selbst Siegmund, waren mehr dem äußern Scheine, als der Wirklichkeit nach Goethes Freunde. Hierzu kam noch, daß um diese Zeit, wie man sagte, Goethe viel Gefallen an dem ältesten Fräulein von Kalb, Fiekchen genannt, gehabt haben soll, Siegmund von Seckendorf aber sein Nebenbuhler war. Da nun der alte Kalb sehr auf seinen Stammbaum hielt, die Seckendorfsche Familie sich alter Ahnen rühmte, wollte er zwar den Favoriten nicht beleidigen, Siegmund aber gern zu seinem Schwiegersohne haben; und so ließ er den Liebesangelegenheiten von beiden Seiten freien Lauf.

(Schluß folgt.)



Das Fürstenhaus und die Bibliothek.
Zeichnung von Ludwig Bartning. Nach Dr. Wilh. Bode „Damals in Weimar".
Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar.

Pierrot und Colombine. Von Ed. Heyck.

enn die großen Familien überalt werden, sterben sie zusammen. Entfernten Seitenlinien, die schmal gelebt haben, fällt das Majorat des alten Erbes zu; nun wachsen sie in die große, allsichtbare Rolle hinein, und dann einmal kommt das Erlöschen auch an sie. In stetem Wechsel kommen solche neuen Zugehörigen, die aber ebenso alt sind, empor und übernehmen die berühmte Tradition und die an sie geknüpfte Popularität.

Das ist die Geschichte dieser unerschöpflichen Familie, zu der Sieur Pierrot als einer der hauptsächlichen neueren Erben und Erblasser gehört. In keinem Almanach von Gotha gibt es einen Stammbaum, der sich mit dem seinen messen kann. Mögen den Königen von England ideenreiche Genealogen nachweisen, daß sie von König Davids Blut sind, der vor der Bundeslade tanzte; mögen nicht minder tüchtige Chronisten den Herzögen von Mecklenburg das Roß des großen Alexander zum Stammvater verliehen haben, den Bukephalos, von dem nun jene noch den Ochsenkopf im bunten Wappenschilde tragen, — sie wären noch dann, wenn's wahr wäre, Setzlinge jungen Datums gegen Pierrots und Colombinens Ahnenschaft.

Die Menschheit ist kaum älter als sie. Wenn in der blauen Nacht des altpharaonischen Ägypten die titelreichen Herren und ihre mandeläugigen Damen mit den fransig geflochtenen schwarzen Zöpfchen sich im halboffenen Gartensaal, von der Abendluft des Nil umweht, beim geselligen Gastmahl vergnügten, da rasselte die Stäbchenklapper schon, deren späte Formen die Pritsche und die Kastagnette sind. Wie amüsierte sich die vornehme Gesellschaft, wenn Pierrots ägyptischer Ahn das jüngst von der Majestät des Königs aufgestellte Siegesrelief grotesk gelenkig parodierte! Wie schlug er seine Purzelbäume und sprang seinem Kameraden, der den Dummen spielte, komisch unversehens über den Kopf; Colombinens bräunlich schlanke Soubrettenglieder schwangen sich und drehten sich im Tanz, die Handklapper des Mädchens gellte dazu, und es rauschte ihrer Begleiterinnen Tamburin. Und weiter, viel weiter rückwärts. Wo beim stimmungsvollen Menschenfressermahl auf bloßer Mutter Erde ins Knie gehockt der Urmensch sich dem Wohlsein überließ, da stand dann einer von den Jungen auf und stellte sich hin und schnitt ganz fürchterliche Gesichter und grimassierte sich schlangengelenkig mit seinem ganzen Leib, und die hockenden Zuschauer wurden fröhlich, daß vor Lachen ihre Kannibalenmägen bebten — —

Für Pierrots Familie gibt es so gut wie keine Chronologie, ja kaum Geschichte. Die Entwicklung der Menschheit, an die wir die hohe Zweckhoffnung alles Tuns und rechten Willens klammern, der dröhnende Schritt gewaltigster Tatgeschichte, erschütternder Vernichtung ganzer Weltherrschervölker — Pierrot steht und schnippt dazu, für ihn bleibt sich's gleich. Und Colombinens Spatzenhirnlein denkt nicht einmal so viel. Sie zwei haben die gesamte Menschheit mitgelebt, ohne Gefahr noch Störung oder große Veränderung zu spüren. Sie überdauerten alles, ob die Pharaonen hinsanken, die heitere Schönheit Griechenlands verging, die Weltmacht Roms zerbrach, eines neuen Roms mittelalterliches Gebot mit freudlos dunkler Angst sich über die Seelen senkte, ob ein Luther, ein Shakespeare, ein Goethe erschienen, atemraubende Revolutionen die geheiligte Würde alles Menschentums verkündeten ... Sie lächelten unbesorgt, und niemals lächelten sie feiner, als wenn man von den hohen Bildungszielen, von der großen Kunst, der moralischen Schaubühne, der geistig siegenden Erziehung sprach. Ihnen hat noch nie etwas geschadet, als — wenn einmal aus Versehen sie selber allzu hastig an Erziehungsfortschritt glauben konnten, wodurch zuletzt Pierrot fiel. Wenn sie aber das vermieden, war es noch nie die Menschheit, die sich ihnen unzuverlässig zeigte. Was sie von ihren Brettern herunter von Zeit zu Zeit sich ändern sahen, war nur das Kostüm. Heute besucht

man das lustige Spiel nach gutem Diner im Smoking, einst trug man geschlitzte Ritter- und Waffenmäntel, noch älter Toga und phrygisch gemustertes Himation. An Verwandlungskünste der Kleidung war aber niemand gewöhnter wie Pierrot und die Seinen, die von je Farceure des Kostüms gewesen sind. *Γελατοποιοί, μιμάδες, δεικτηριάδες*, mimus, centunculus, joculator, Gaukler, Taschenspieler, Seiltänzer, Kunstreiter, Schwerttänzerin, buntgeschürzte Bärenführerin, Hanswurst und Hofnarr, Harlekin, Polichinell, Pagliazzo-Bajazzo, Crispin, Pierrot, Clown, Illusionist, Professor der Magie, Dompteuse, Barfußtänzerin, Verwandlungskünstler, Salonhumorist. Man sieht, die Titel werden feiner, akademisch, künstlerisch, gesellschaftlich. Viele Jahrhunderte lang fahrendes Volk, unehrliche Leute; umworbene Herren und Damen in der Gegenwart. Auch das ist Epigramm.

Schreibt man die soziale Ranggeschichte der Spezialitätenwelt, so steht Pierrot in der geschichtlichen Front, wo man die Bürgerehre dem Artisten errungen hat. Man hat die Biographien der hervorragenden Pierrots geschrieben und ihrem Andenken, gleich andern Künstlern, Monumente mit Bildnis und ehrender Inschrift gesetzt. Sich selber hat der berühmte Gaspard Deburau die hübsche Grabschrift erdacht: Ci-gît un comédien qui a tout dit et qui n'a jamais parlé. Denn für viele Jahrzehnte ist Pierrot die Hauptfigur in der schalkhaften stummen Pantomime.

Heute ist der Pierrot der Bühne nun überhaupt gestorben, nicht nur in denen, die ihn einst am weltbekanntesten verkörpert. Wo man ihn noch sieht, steckt — wie man einst noch den toten Cid auf das Roß band — eine entseelte Figur in dem erinnerungsvollen Kostüm. Seine schrecklichen Vettern aus Angelsachsenland, die Clowns, haben ihn beerbt; als er kränkelte, da kamen sie und töteten ihn ganz.

Vergessen ist er darum nicht. Pierrot und Pierrette wurden die beliebte Kinder- und Faschingsmaske, sie konnten es werden, weil Pierrot kein grober Hanswurst mehr gewesen war. Und namentlich in seinem engeren Vaterlande Frankreich blieb eine gebildete Zärtlichkeit für Pierrot nach, dieses echte Stück der sich im Anspruchslosen so gut verstehenden einstigen leichten gaieté. Man hat Pierrot bei der Pariser Weltausstellung von 1889 im historischen Rahmen vorgeführt, hat bei Gelegenheitsanlässen Pierrot-Pantomimen inszeniert; bekannte Künstler im gesellschaftlichen Kreise haben solche Aufführungen — gewissermaßen l'art pour l'art — gespielt, an Experimenten der Wiederbelebung fehlt es nicht. Vor einem Menschenalter haben Coquelin aîné und Frau Judic, die schöne Helena der Offenbachschen musikalischen Posse, Pierrots weißes Gewand mit der breiten Halskräse und den großen Knöpfen angezogen. Überhaupt haben dies neuerdings viel die Frauen getan, gereizt von der Aufgabe, noch in der stummen Person mit dem weißen Gesicht und dem bekappten Kahlkopf anmutig künstlerisch zu sein. Selbstverständlich fehlt auch Sarah Bernhard in dieser Rolle nicht. Sie kam zwar leider erst drei Jahre nach der Judic dazu, einen Pierrot assassin zu kreieren, aber dafür mit der Réjane als Colombine und nach einem Entwurf von Richepin. Es war im Jahre 1883; damals schlüpfte noch eine sprichwörtlich schlanke Sarah in Pierrots weißen Anzug und kreidete sich ihr tragisches O-Jemine-Gesicht. —

Pierrot an sich, seit seiner Entstehung, ist der stufenmäßige Übergang vom frechen grotesken Tölpel zum gutherzigen, beinahe lieben, netten Kerl. In ihm streifte die ulkige Person das Knotige, Zotige, Gemeine ab, auf den Versuch hin, ob dies ihre Popularität auch wohl vertrage. Der echte Pierrot ist der Schritt aus der groben Karikatur in die noch immer sehr weitherzig aufgefaßte allgemeine Menschlichkeit. Er ist der gewöhnliche, durchschnittliche Mensch, in seinen Eigenschaften, Regungen, Stimmungen; traurig und fidel, sentimental und begehrlich, pfiffig, naiv, dumm, träge, bequem, störrisch, so langsam, daß er nicht von der Stelle kommt, und wieder rabiat in kopflos wildem Eifer, verliebt selbstverständlich auch oder in Liebesintrigen mitsteckend, und diese Eigenschaften allenfalls noch in eine akrobatenhafte Geschicklichkeit übersetzt. Denn sie gehört zu seinem Beruf und wird von ihm gesetzlich gefordert.

Um nämlich einigermaßen Ordnung zu halten zwischen den Fehden und Eifer-



Im Carneval.

Gemälde von Ernst Gerhard.



Komische Szene im altrömischen Theater.
Mosaikbild im Nationalmuseum zu Neapel.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

süchten all der verschiedenartigen Komödianten- und Schaustellertruppen, greift die französische Behörde seit alters regelnd ein. Sie legt der Pantomime nichts in den Weg, daß sie sich den leichteren Bühnen anreiht und vielfach zur Travestie des großen Theaters wird, die die vielgenannten Literatur- und Modedramen drastisch parodiert. Was ihr dann, nebenbei gesagt, den fröhlichen Erfolg gewissermaßen schon ohne ihr Zutun garantiert; denn so sind wir menschlich einmal, wir hatten so herzliche Freude ja auch nicht an Ibsens „Wenn wir Toten erwachen", als an Ostinis „Wenn wir Lebendigen verrückt werden", in der Münchner Jugend. Die französische Pantomime wird zur lustigen Person der Zeit. Sie typisiert sie im ganzen und schwingt die Pritsche über alles, von der verständlichsten Spießbürgertäglichkeit bis zu den einzelnen Vorgängen, die die öffentliche Aufmerksamkeit, aber auch die feine Skeptik interessieren.

Dahinzu tritt nun die Behörde mit dem Schema F. Sie sagt: die Pantomime und Parodie stammen nicht vom Theater, sondern aus dem Artisten- und Akrobatentum. Hierin hat die Behörde auch unbedingt recht, wie wir schon sahen, bis zu den Ägyptern zurück, wo eben der Jongleur es ist, der die königlichen skulpturalen Großtaten plastisch der loyalen Kicherlust verulkt. Sie, die Polizei, hält nun mit konservativer Wachsamkeit diesen historischen Unterschied von Schauspieler und Spaßmacher aufrecht. Die lustige Person, auch wenn sie nur noch schauspielert, muß sich als Artist ausweisen. Die Harlekine, Pierrots, Polichinells des XIX. Jahrhunderts, diese feinen Mimiker, von denen die Theaterleute lernen, erscheinen mit einer Handvoll Purzelbäume auf der Szene oder kommen übers Seil gelaufen und schwingen im Saltomortale sich herab. Frédéric Lemaître, für welchen später Victor Hugo verschiedene Dramen schrieb, fiel als junger Harlekin im Theater des Funambules so unglücklich vom Seil, daß er untauglich wurde. Dadurch schwenkte er ab und wurde schließlich der große Schauspieler, der aber immer betonte, daß seine Schule die stumme Pantomime gewesen sei. Und als er im Alter stimmlos wurde, kehrte er zur Pantomime zurück; nun endlich, nahe unserer Zeit, hatte er es nicht mehr nötig, den Purzelbaum zu schlagen. —

Pierrots klassischer Ahn ist der Mimus albus der altrömischen volkstümlichen Komödie. Der Maccus,



Der zufriedene Narr.
Kupferstich des XVII. Jahrhunderts.

ganz weiß, mit unförmlichem Kopf und Buckel und einer Nase genau wie der englische Punch auf dem Titelblatt, im übrigen begehrlich, gefräßig, schlau und dumm. Die anderen wichtigsten Typen sind Pappus, der Alte, der immer übertölpelt wird, geizig, läppisch, feige und trotz bitterer Erfahrungen immer wieder jugendlich verliebt; Buccus oder Bucco, der Schwätzer und parasitische Hauptfresser, der unbegreifliche Mengen in seinen Magen niederschlingt und schluckt; endlich Dorsennus oder Dossennus, der profitliche Faiseur, der den Leuten das Nötige vorzumachen versteht und damit sich ins Trockene bringt.

Dann geht die Antike zu Ende, die Hunnen erscheinen am Horizont, die Völkerwanderung, die Goten, Langobarden, Franken kommen. Aus römischem Jargon des Landes und der Provinzen wird mittelalterliches Italienisch, Französisch, Spanisch und mehr. Und entsprechend mittelalterlich national wird die alte römische Volkskomödie, die man nach wie vor an den Volksfesten, Jahrmärkten, Kirmessen und sonst zu jeder Zeit, geldeinsammelnd wie der Spielmann, aufführt, auf Plätzen und Innenhöfen in den Städten, oder im ritterlichen Burghof. Sie wird in Italien die Commedia dell' arte; diesen Namen gibt man ihr seit dem XVI. Jahrhundert, im Gegensatz zu der Commedia erudita, der literarischen.

Da finden wir nun in der Commedia dell' arte vor allem A r l e c c h i n o. Abgesehen von seiner amüsanten Artistengeschicklichkeit ist sein Charakter ein Konglomerat aller Bedienteneigenschaften. Er ist dumm und schlau, unverschämt, treu und feig, hilft seinem Herrn in die Verwicklungen hinein und auch wieder heraus, oder er drückt sich, betrügt ihn, und immer steckt er voll Redensarten, Zoten und Witze. Überhaupt herrscht die Bedientenrolle in allen Volkskomödien vor. Die komplizierte, durchaus undemokratische Gesellschaftsordnung der mittelalterlichen und nachfolgenden Jahrhunderte, wo jedermann immer viel mehr nach oben und unten, als mit seinesgleichen sich zu bewegen hat, macht diese Vertrauensmänner ihrer Herren zur wichtigen Figur. Alle solche Knappen, Valets und Sancho Pansas sind hervorragend geeignet, um die modischen Schwächen, Sitten, Torheiten, Laster für das Gelächter zu unterstreichen, abgesehen davon, daß an sich der Bediente dem kleinen Publikum am nächsten steht. Arlecchino führt die Narrenpritsche mit sich, wie Hanswurst und die Hofnarren



Gilles. Gemälde von Antoine Watteau im Louvre zu Paris.



Pierrot, Colombine und andere Typen der italienischen Komödie.
Gemälde von Nicolas Lancret im Louvre. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

auch. Aus grellbunten Lappen mit vorwiegendem Weiß ist sein Kostüm zusammengestückelt. Der altrömische Centunculus, der hundertflickige stumme Parodist oder Einzelmimus, und der Maccus der Atellanenkomödie sind in Arlecchino verschmolzen, von dem man sonst zu wissen glaubt, er stamme aus Bergamo. — Dann ist Pappus wieder da, als „Pantalone", auch jetzt der verliebte, ängstliche, geizige, vielgeprellte Alte. Dorsennus, der Schlaumeier und Macher, wird auch wieder ein modernisiertes D, der „Dottore", der honoratiorenhafte Scharlatan, der als Rechtsgelehrter und Sachwalter die Leute beschwatzt und sie in Ausbeutung des Gesetzes brandschatzt. Buccus, der Fresser und Prahler, ist Brighella geworden, und daran reiht sich eine Anzahl weitere Typen teils älterer, teils jüngerer Einführung. Ich sage nicht jüngerer Entstehung. Das Material ist immer uralt, ist überhaupt immer dasselbe. Es handelt sich um kleine Schiebungen im Charakter und Kostüm.

Das gilt von P u l c i n e l l a, der in der Commedia dell' arte gegen Ende des XVI. Jahrhunderts auftaucht. Er kommt aus Süditalien, trägt sich ganz weiß, in sehr weitem Kleide, mit einer breiten weißen Krause um den Hals. Der Gracioso ist

sein nach Spanien gelangter Bruder, und ferner ist ihm Bajazzo, eigentlich „Pagliaccio“, der Possenreißer bei den Seiltänzern und Kunstreitern, sehr nahe verwandt. Pulcinella geht wie Arlecchino, wohl noch direkter, auf den Mimus albus zurück. Nur daß er erst später von der Straße geholt wird und nun in der Komödie neben den norditalienischen Arlecchino tritt. Den lebendig-volkstümlichen Zusammenhang von Maccus und Pulcinella belegen die gemeinsame süditalienische Herkunft, die weiße Tracht und die Ausstattung gleicherweise mit dem Höcker und der großen Hakennase.

In dieser Pulcinella- und Bajazzotracht steckt der künftige Pierrot. Sein Name wiederum steckt in dem Peterchen, dem Pedrolino oder Piero, der, zunächst ganz nebensächlich, unter den Personen der Commedia dell' arte erscheint.

Seit dem XVI. Jahrhundert bürgerten sich die italienischen Stegreifkomödianten auch in Frankreich ein. Sie wurden hier zwar durch die französischen Komödianten eifersüchtig bekämpft, hatten manche Not, hielten sich aber doch. Königin Katharina, die geborene Medici, und Kardinal Mazarin protegierten ihre lustigen Landsleute. Später verbündete sich mit ihnen Molière, nämlich gegen die monopolistischen Komödien-Ansprüche des französischen Theaters im Hotel Bourgogne, — einem spätmittelalterlichen Palast, von dem heute noch der hübsche Turm Jean-sans-peur, nördlich nahe den großen Markthallen, übrig ist. Molières Truppe und die Italiener umschichtig spielten im Theater du petit Bourbon, Molière selber lehnte sich in Gelegenheitsstücken an die italienische Art und deren Typen an. In seinem Don Juan ou le Festin de Pierre, 1665, erscheint nun auch bei ihm Piero, französisch geschrieben Pierrot. Dieser Molièresche Pierre oder Pierrot ist der französische Bonhomme, der vielausgenutzte und oft betrogene kleine Bürger und Bauer, mit den feincharakteristischen Zusätzen des Beengten, Kleinlichen bei seiner überwiegenden sympathischen Gutherzigkeit und Bravheit. Das sind schon die Züge, die für den entstehenden französischen Pierrot in Verwendung bleiben. Der junge Bauer Pierre rettet zwei ertrinkende vornehme Herren, und seiner herzliebsten Charlotte gefallen natürlich die schönen dreisten Gentilhommes viel zu gut auf Kosten ihres redlichen Pierre. Da äugelt, wenn auch mit anderem Namen, Colombinens kokettes Gesicht auch hier hervor.

Colombine ist das où est la femme im Spiel, der weibliche Charakter schlechthin, in der Weise, wie Arlecchino und Pierrot der Mann schlechthin in seiner Subalternität sind. Das ewige Rätsel des holderen Geschlechts, doch in des Rätsels nicht fern zu suchender Verständlichkeit.

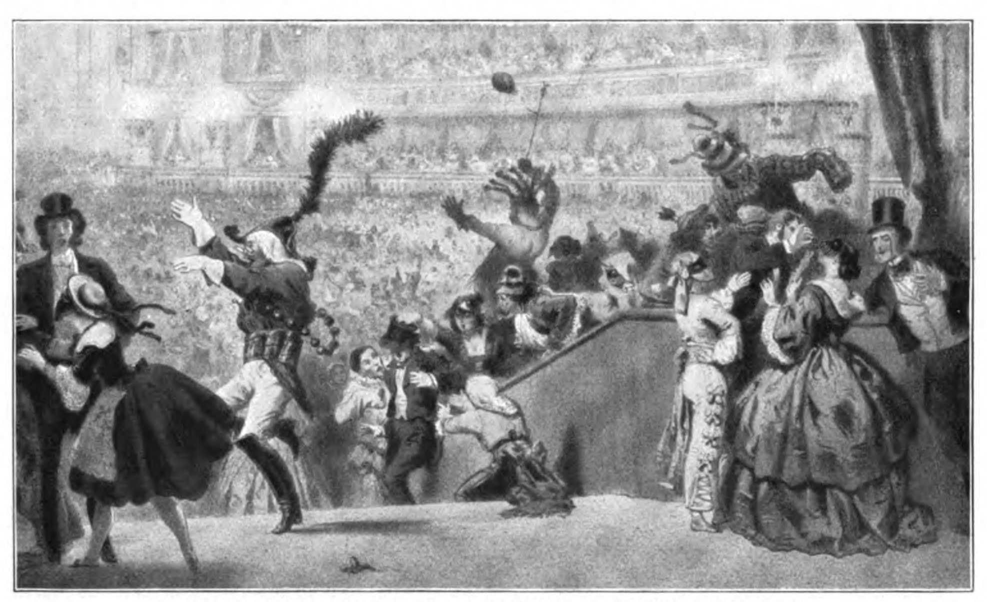
Leidenschaftlich ist Colombine nicht und läßt es nicht auf große Krisen ankommen. Es liegt das schon in der, den Willen unterbindenden französischen Erziehung, die natürlich auch für sie maßgeblich ist. Um es etwas unzart zusammenzufassen, Colombinchen heiratet meistens nicht bloß aus Gehorsam recht verständig, und sie hat für den, den sie damit traurig macht, doch auch noch Trost. Und bis das alles ins reine kommt — um einmal so zu sagen —, ergeben sich die genügenden lustig und listig verliebten und amüsanten Situationen.

Es würden Bände nötig sein, um alles sorgsam auseinanderzulegen, was sich im lebendig-leichten Hin und Her dieser gleichzeitigen Bühnen und Schauspielertrupps, Italiener und Franzosen, die wiederum derselben alten Herkunft sind, gegenseitig beeinflußt und eines mit dem andern mengt. Französischen Ursprungs ist von den Typen der kleinen Komödie Cassandre. Er ist der Vater, Oheim, Vormund im Stück, doch nicht selten auch der bejahrte Liebhaber. Der römische Pappus steckt also auch in ihm, er ist die französische Parallele des Pantalone, um einige Linien sympathischer. Sein Kostüm geht mit der Zeit, bis es im XVIII. Jahrhundert stehen bleibt und somit für das neue Jahrhundert ironisch altväterisch wird. Denn bis an unsere Zeit heran hat man die Figur des Cassandre gespielt und ein sich gleich bleibendes Verständnis für sie gehabt. Solch ein Cassandre ist ja auch schließlich der französische neuere Rentier, der durch Fleiß sein Teilchen vor sich gebracht hat, nach dem Schwiegersohne ausschaut und nun ganz gern noch ein bißchen vom Leben haben möchte, übrigens ohne daß es ihn in Verlegenheiten stürzen soll (wofür dann Pierrot und Ge-

nossen schon sorgen). Cassandre ist in der Regel Colombinens Hüter, in anderen Fällen möchte er noch wieder heiraten oder führt sonstige Bedenklichkeiten im Schilde. — Neben ihm steht Leandre, im typisierten Spät-Renaissance-Kostüm, der Liebhaber, Freier und Spaßmacher, bald aktiv, bald auch recht peinlich wider seinen Willen.

Hierzu treten Arlequin, Polichinell und Pierrot, die aus der italienischen Komödie stammen, was sich aber rasch vergißt. Und außerdem bilden sich allerlei Mischtypen, mit französischen Namen. Da ist Crispin, der etwa von 1665 bis 1740 eine Hauptfigur wird, in schwarz gekleidet, mit hohen Kniegamaschen, mit Mäntelchen, Lederkäppchen und rundem Hut darüber, und breitem gelben Ledergurt für den Degen. Er ist ein zudringlicher, parasitischer, um Geld für alles zu habender Mensch, häufig der pfiffig-beschränkte, prellende oder geprellte Bediente, also des Standes, den auch Arlequin und Polichinell und Pierrot mit Vorliebe vertreten. Nach Crispin hat dann Gilles (der französische Name für Ägidius) seine Zeit, bis ins XIX. Jahrhundert hinein; eine ähnliche, doch mehr witzige Figur. Und endlich, mit der letzten napoleonischen Zeit oder der Restauration von 1814, beginnt die Ära, wo Pierrot die Beliebtheit aller Genannten überflügelt und wo er nun in die erste Reihe tritt.

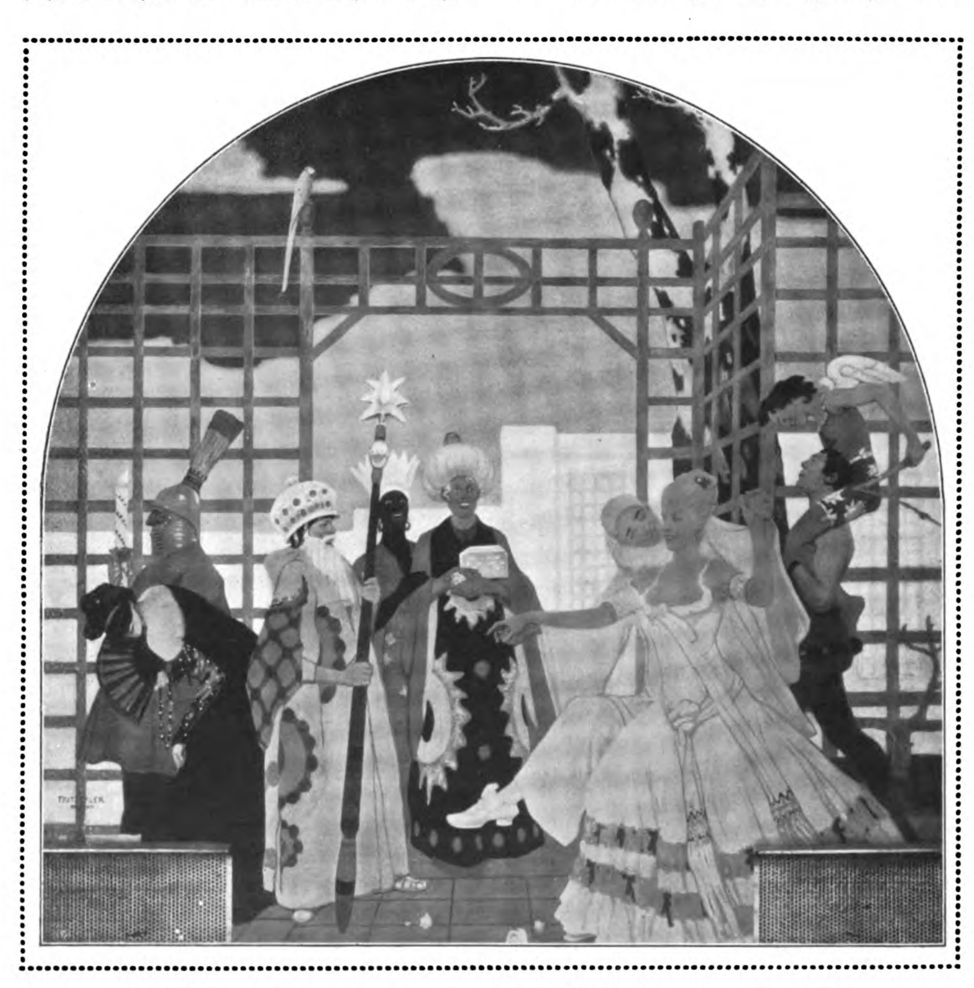
Der Schauplatz in Paris sind damals die kleinen Theater an den Boulevards. Etablissements von höchst einfacher Einrichtung, etwa den heutigen Kinematographentheatern in unseren Arbeiterstädten gleichend. Der Eintrittspreis einige Sous, unmittelbar von der Straße drängen sich die Konditorjungen und Apfelsinenhändler durch das enggescharte Publikum, und bei der komprimierten Luft, die in dem niedrigen Zuschauerraum herrscht, wird das zwanglose Tür-auf und -zu nur wohltätig von denen empfunden, die hier nicht so ganz zu Hause sind. Da drinnen sitzt das Bürgertum, sitzen die Arbeiter, Lehrjungen, Nähmädchen und ihre Kameraden, aber häufig sieht man auch bekannte Künstler, Schriftsteller, die Schauspieler, wenn sie den Abend frei haben, und von Kostbarkeiten glitzernde, ohne falschen Stolz sich „wie noch nie" amüsierende Damen.



Maskenball in der Pariser Oper um die Mitte des XIX. Jahrhunderts. Ausschnitt einer Lithographie von E. Guérard.

Der Boulevard du Temple — der alte, vor den Haußmannschen Durchbrüchen und Umformungen von 1862 — ist das Hauptquartier dieses Unterhaltungsvergnügens, wie es einigermaßen ähnlich, moderner, noch heute der nordwestlich anstoßende

Boulevard St. Martin ist. Hier sind die Vaudevilletheater, die Variétés, die Schaubuden jeder Art, kurzum alle diese eigentlichen Jahrmarktsbühnen, die nun einen ständigen bestimmten Platz in der Hauptstadt eingenommen haben. Hier ist auch das Théâtre des Funambules, der Seiltänzer, wo man auch schon abgerichtete Hunde und solche Spezialitäten gezeigt hatte. Durch eine gewisse Umformung in der Zeit nach Napoleon I. wird dieses kleine Seiltänzertheater zu der Stätte, wo nun die am berühmtesten gewordenen Pierrots der „Pantomime sautante" aufeinder folgen. Die Deburau — eine Dynastie von drei Generationen —, Legrand, Kalpestri, Guyon und andere mehr. Persönlichkeiten von internationaler Popularität, weil ja alle Welt nach Paris kommt und, wenn auch weniger die Engländer und Deutschen, so doch viele sonstige Fremde das Theater des Funambules besuchen. Die Pierrots dieser Bühne machen ihre ertragreichen Gastreisen durch die ganze lateinische Welt bis Südamerika, und für 20000 Franken im Monat — die Summe behaupten Charles Deburaus Memoiren — engagiert sie sich zeitweilig der Vizekönig von Ägypten. Nur eines mißlingt, so oft es versucht wird, versagt sich ihnen, wie zuvor dem großen Napoleon. Das ist die angestrebte Eroberung von England. Obwohl die Pierrots über den Kanal hinüberkommen und zum Spiel gelangen. Das



Der Winter. Freskogemälde von Fritz Erler im neuen Kurhaus zu Wiesbaden.
Mit Erlaubnis des Verlags der Münchener „Jugend". Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

englische Publikum weiß nichts mit ihnen anzufangen. Die französischen Impresarien oder Variété-Unternehmerinnen in London, welche sie zu kommen veranlaßt haben, zahlen ein Reugeld, und sie fahren schleunigst wieder heim.

Was die Pierrots und ihre Mitwirkenden als feinere Pantomimen spielen, das sind nach Inhalt und Handlung anspruchslose, kurzgefaßte oder, wenn ausgesponnen, doch ganz verwicklungslose Szenenreihen. Melodramatische Nichtse nennt es eine englische Kritik. Um dieser Abfertigung in einer Beziehung recht zu geben, möge hier eine beliebig herausgegriffene Inhaltsangabe stehen. Die alte dicke Frau Cassandre ist ermordet worden. Der Gendarm sucht einen Arzt, und als solcher kommt Pierrot. Er faßt nach dem Puls, befühlt, horcht, er hört ein ganz leises, feines Ticktack. Verwundern, neues Horchen, Staunen, Zögern; inzwischen macht er sich an die Untersuchung. Aus dem Leibchen der Alten fördert er mit hundert Umständlichkeiten eine reich mit Brillanten besetzte Uhr ans Licht. Er schiebt seine eigene Zwiebel in ihr Leibchen, steckt die andere ein und verfaßt den Totenschein.



Münchener Karneval 1906. Von F. von Reznicek.
Nach dem vierfarbigen Lichtdruck von Albert Langen in München.

Oder Pierrot ist seine Colombine davongegangen, und er lebt traurige Zeiten ohne sie. Da treffen sie sich unvermutet, und sie wäre nicht Colombine, hängte sie sich nicht ein und ginge mit ihm. Nun eine Szene der häuslichen Wiedervereinigung, in all ihrer erinnerungsvollen und auch verhehlenden Psychologie. Und als Colombine den Hut zum Abschied wieder aufsetzt, — sticht Pierrot sie tot.

Man sieht aus dem zweiten Beispiel, wieviel das als stumme Szene enthält und wieviel es auch erfordert. Aber für den englischen „Sachsinn“ wäre das meiste von diesen Pantomimen unbefriedigend, die tatsächlich als Inhalt oft sehr nichtig sind. Die Schwingungen beider Völkerseelen sind verschieden. Und die Franzosen lassen unglücklicherweise ihre plump populären Sachen zu Hause, die, wo alles mit Purzelbäumen drüber und drunter geht, die Ohrfeigen regnen, Mord und Totschlag sich jagen und in jeder Szene eine Unmenge von Geschirr und Porzellan zerschlagen wird.

Die Franzosen haben dieses Genre also

auch. Auch ist der Franzose nicht im allgemeinen zu fein dafür geworden. Wohl aber hat Pierrot das Unglück, zu fein für sich zu werden, der persönliche Schauspieler, der hinter Pierrot steht. Es geniert, es peinigt ihn, das grobe und fade Zeug zu spielen, wozu das Publikum johlt. Er hat seine Freunde im geistigen und künstlerischen Paris, er möchte zeigen, zu welchen Subtilitäten man diese Spielgattung führen kann. Das geht eine Weile gut, wird gelobt, anerkannt, und die Pantomime stirbt doch daran. Man macht dann zwar Versuche, ihr wieder aufzuhelfen, unter anderem durch satirische Modernitäten, verjüngte Aktualität. Das ist manchmal sehr schön, zum Beispiel wenn der gerichtsärztliche Schwachverständige unfehlbar sämtliche Mörder, Einbrecher, Betrüger, Entführer, deren Verabredungen und Untaten das Publikum auf der Bühne miterlebt, für geisteskrank, erblich belastet, und daher unverantwortlich erklärt, so daß man sie springen lassen muß und das Rauben und Totschlagen Szene für Szene lustig weitergehen kann. Aber die Anspielung kommt bei der Menge noch zu früh. Vielleicht ist jetzt in unseren Tagen der Herr Sachverständige für die populäre Burleske allmählich reif, vielleicht auch heute noch nicht. Und außerdem ist der Franzose des Durchschnitts nicht weniger autoritätsgläubig, als der entsprechende Deutsche. Die Menge würdigt diesen Witz noch nicht, und für die Gebildeten ist er zu grob. Pierrot aber muß sich mit der Menge verstehen, sonst geht es nicht.

Die vorhin erwähnte Verfeinerung, das ist die alte Tragik, wenn ein zu guter Wille das Terrain, die Bedingungen verkennt. Pierrot, würdig Ästheten, Akademikern, denkenden Ironikern durch Finessen zu gefallen, — das bedeutet das Ende. Nicht die Menschheit ist hier schuld, sie bleibt sich in diesen Dingen gleich, sondern Pierrot, der sich durch Scheinerfolge und überschätzte Zeitsymptome täuschen läßt. Er, der alte Satiriker, begeht den Irrtum, zu denken, wenn die Zeitgenossen geräuschvoll in die Kultur hineingeraten und sich die Beteuerungen des verfeinernden Geschmacks aneignen, so dürfe man sie ihnen glauben.

Was folgt, sind Machtverschiebungen, wie immer innerhalb des Standes. Neues geschieht nicht; es wäre hier wieder die leichteste Gelegenheit, auf der spätrömischen und ägyptischen Parallele zu reiten. In der Pantomime erfolgt der Vorgang, daß Colombine nicht länger zögert, ihr Verhältnis zu Pierrot wieder einmal aufzugeben; entschlossen gelangt sie nun im Kostüm der Féerie zu ihren verbesserten Triumphen. Sie hat damit schon lange hinter der Tür gestanden und ist auch schon hier und da im Zaubermärchen auf die Szene mit Pierrot gehuscht. Das sind schüchterne Versuche gewesen, auch noch unklar, denn Pierrot paßt einmal nicht in die Féerie. Jetzt klärt es sich, und die Sache wird im großen Stil angepackt. Die alte Burleske bekommt ein gänzlich neues Gewand, sie vermengt sich mit der modernen Schau- und Ausstattungssensation; unter den Janitscharenrhythmen des Orchesters gibt man dem Publikum die Ver- und Entkleidungen ganzer Kompanien von Statistinnen und Chortänzerinnen zu betrachten, gruppiert um allgenannte Colombinen der witzigen Koketterie oder um die mondänen und demimondänen Göttinnen der professionellen Schönheit.

Aber es gibt doch auch noch Leute, welchen an dem Nuditätenzauber gar nicht so viel gelegen ist, und die lieber bis zur Erschütterung lachen möchten. Sie trauern nicht um den subtilen Pierrot, für den in den Künstlerkreisen posthume Freundschaft fortlebt. Sondern sie vermissen den unwiderstehlichen Spaßmacher, den der alten akrobatischen Art, der, wenn ihm ein zu großes Stück Birne im Hals stecken blieb, sich frei aus der Luft mit solcher Vehemenz auf den Boden niedersetzte, daß ohne allen Zweifel der Bissen, gewissermaßen vor Augen des Publikums, bis in den Magen fuhr. Diese Leute verlangen nach ihrem Ersatz, sie sind dankbar für ihn, gleichviel woher er kommt, und alsbald ist er auch schon da. Er kommt von da, wo man Pierrot abgelehnt hatte, aus England; mit epileptischen Gliederzuckungen oder mit den grotesken Tönen des Trottels tritt er auf die Szene des Variétés, auf die er sich vom Zirkus hinüberschwingt, ein sich entpuppender Artist, mit dem Pierrot längst nicht mit gekommen wäre — der Excentric-Clown.



Der Pierrot.

Gemälde von A. Neven du Mont.





Der verlorene Sarg.

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer.



Wenn Tote reisen, brauchen sie Geleit wie Fürsten, weil sie zu vornehm sind, noch eine Hand zu rühren. Auch werden sie durch ihren Zinnsarg gehindert, in andere Wagen einzusteigen und müssen für sich allein die Reise tun. Das war schon damals so, als in Aschaffenburg der Graf von Ostein gestorben war und nach der Sitte seines Hauses zu Geisenheim im Rheingau bestattet werden sollte. Nur mußten sie den Sarg in einen Nachen setzen und den dem Schiff anbinden, darin ein trauerndes Gefolge ihn bis zum Erbbegräbnis begleiten sollte. Sie fuhren in der Frühe den braunen Main hinunter und dachten, noch mit dem Abend in Geisenheim zu sein. Es waren drei Vettern von ihm, noch junge Leute, mit einem Onkel, der als ein jüngerer Bruder des Verstorbenen im Leben nicht gut mit ihm gestanden hatte, auch sonst nicht recht gelitten war, weil er die Laster dieser Erde in allen Löchern liebte. Dazu der Kammerdiener und was noch an Bedienten nötig ist, damit sich solche Herren das Leben behaglich machen, das unsereinem nicht soviel Mühe bringt.

Sie saßen erst sehr würdig und winkten nach den Trauernden zurück mit schwarzen Schleiertüchern, die ihnen von den Dienern bereit gehalten wurden. Dann aßen sie ein Frühstück, so gut das aus den mitgeführten Körben zu bereiten war. Und als die Sonne endlich durch den Nebel einen duffen Glanz und etwas Wärme sandte, da konnte der Onkel seinen Neffen schon ein Kunststück zeigen, aus einem Messingring und zwei Hornknöpfen die heilige Familie darzustellen, wie die sich auf der Flucht abwechselnd zusammenfand.

Sie waren gerade bei der scharfen Wendung des Mains vor Offenbach, wo sich zum erstenmal die fernen Türme von Frankfurt zeigen; und weil der eine von den Neffen dort ansässig war, ließ er schon übermütig die freie Reichsstadt leben als ein neues Jerusalem. So kamen sie nach Offenbach mit lauten Reden und roten Köpfen, die von der frühen Zecherei erhitzt kaum noch an ihren Nachen dachten, der mit dem Sarg unmerklich hinter ihnen schwamm und nur bei scharfen Wendungen das Seil straff aus dem dicken Wasser hob. Die Sonne brannte auf ihren Wein und wurde zum Mittag glühend auf den geharzten Bohlen, darauf die Neffen wieder schweigsam wurden, doch nicht vor Traurigkeit. Ihr Zeltdach gab zwar Schatten, doch hielt es auch die Dünste fest, und wie sie unter den steinernen Bögen der Frankfurter Brücke durchfuhren, da boten sie den spärlichen Passanten der Mittagszeit ein Stilleben, darin die Ruderer nur noch im Traum die Arme zu bewegen schienen, während die anderen schlafend auf ihren Stühlen hingen. Sie waren längst bei Flörsheim vorüber, als sich der Onkel, der den Wein am Morgen gewohnt war, gähnend und hungrig erhob und auch die anderen weckte.

Er war ein Mainzer Kind und brauchte nur die Narrenkappe seines Domes am Horizont zu sehen, um schon nach einem Streich zu suchen, wie sie mit ihrem Trauerschiff spaßig vorüberkämen. Doch fand er nichts in seiner Trägheit, als die Erinnerung an einen anderen Grafen Ostein, der in Mainz vor einigen Jahrzehnten am eigenen Fett erstickt war. Der war so dick gewesen, daß er die Sommerhitze in keinem Bett aushalten konnte und die heißen Nächte in seinem Wagen verschlief, der dafür eingerichtet war: eine breite und flache Roßhaarmatratze, die auf feuchtem Rheinsand lag. Darauf mußten sie ihn abends langsam durch die Straßen von Mainz spazieren fahren, so lange, bis er schnarchte. Dann gab es hinterm Dom am Ballplatz eine Platane, wo sie die Pferde sacht ausspannten und den Wagen mit dem schnarchenden Menschenberg in der kühlen Nacht da stehen ließen, von drei Soldaten vor Schabernack bewacht. Am Morgen kamen dann die Gäule, wurden leise eingespannt und brachten den Grafen in sein Schloß zurück. Die Neffen kannten die Geschichte von diesem Großoheim schon; doch paßte es zu ihrer Trägheit, dem spaßhaften Onkel zuzuhören und im Gähnen lächelnd wach zu werden. Auch war der graue Spötter selber solch ein Mainzer Kerlchen mit seiner Glatze und der glühenden Nase, daß sie allmählich doch wieder ins Gelächter kamen und an den alten Schanzen der Gustarsburg vorbei übermütig in den breiten Rheinstrom einfuhren, wo ihr Trauerschiff, das in dem schmalen braunen Main stilvoll und würdig daher gekommen war, klein und überflüssig zwischen den vielen buntbewimpelten Schiffen und Booten schwamm.

Sie kamen nicht glatt vorbei, weil ein Zollbeamter ihrer schwarzen Fracht erst traute, als er das gräflich Osteinsche Siegel an den Reisepapieren des Toten sah; weil aber diesem Zollbeamten zufällig die Vorderzähne fehlten, die ihm wahrscheinlich bei einer früheren Revision ausgeschlagen waren, so daß er unter seinem Schnauzbart alle Worte dreimal verkaute, ehe er sie von sich gab, lud ihn der Onkel Galgenvogel zu einem Vespertrunk ein und wußte es auch

richtig so anzustellen, daß der Kerl vor Gier, solch gutes Zeug zu schlucken, Dienst und Amtswürde vergaß. Sie fuhren schon an der langen Petersaue vorbei, als er im halben Rausch den Streich bemerkte und vergeblich mit allen Amtstönen schwadronierend wieder an sein Ufer wollte. Als er frech wurde, ließ ihn der Onkel verprügeln und an die Petersaue hinauswerfen, wo der Ärmste zwischen den Bäumen der verlassenen Insel spektakelnd zurückblieb und von den Neffen, die längst schon wieder betrunken waren, mit leeren Flaschen beworfen wurde, die an den Bäumen zersplitterten und schließlich nur noch klatschend ins Wasser fielen.

So trieben sie im Trauerschiff die Scherze, womit das Leben solcher Menschen sich über die Stunden ungewohnter Feierlichkeiten hilft, indessen der tote Graf nicht einmal merkte, wenn sein Sarg ihnen störend dazwischen kam; denn immer, wenn sie — wie an der Petersaue — hielten oder falsch in die Strömung steuerten, drückte die Flut den Nachen mit dem Sarg dicht an das Schiff, daß es aussah, wie wenn der Tote die Lebendigen zur Ruhe mahnen wollte.

Die Lebendigen aber haben Recht zu jeder Stunde, wie sie es treiben, auch wenn sie nicht so vornehm wie die Toten, vielmehr auf einem Totenschiff betrunken wie diese Grafen Ostein und ihr Gesinde sind. Denn weil es unterdessen zum Abend ging, der überm Rheingau und den schwellenden Ufern die Glut entzündete, darin die Bäume und Wolken gleichsam von altem Rheinwein angewärmt dastanden, wie wenn auch die Natur in Trunkenheit gefallen wäre: da ließen sich die jungen Grafen mit dem gerupften Galgenvogel durch keinen Toten und Lebendigen mehr stören, die Lieder frecher Dirnen und erfahrener Soldaten laut über den Strom zu singen.

Doch mehr Recht als die Lebendigen und die Toten, die jederzeit in ihr wie Blüten- und Straßenstaub in einem starken Wind sind, hat die Natur: es gefiel ihr, vom Rochusberg herauf schwarze Gewitterwolken über den Rheingau aufzujagen, die seinen goldigen Dunst und seine blaue Schatten mit stechenden Blitzlichtern und grauen Vorhängen füllten und einen goldenen Abend in wenigen Minuten zu einer dichten Nacht verwandelten. So schnell, daß die auf dem Trauerschiff noch ihre Lieder sangen, als schon die weißen Schaumkronen stromauf geworfen wurden und in der frühen Nacht aussahen, wie wenn da überall das Licht durchbräche, das aus dem verdüsterten Himmel in das schwarze Wasser gefallen war. Schon hob sich, weil sie gerade hinter einer langen Insel ganz aus der Strömung waren, im Druck des Windes und der anlaufenden Wellen das angespannte Seil des Nachens straff aus dem Wasser, und wo noch volle Flaschen zwischen leeren standen, fielen sie so durcheinander, daß es Scherben gab: da erwachte in dem betrunkenen Onkel eine Heldengebärde seiner berühmten Ahnen. Der Wind hatte ihm zwar seinen Hut beim ersten Stoß ins Wasser geweht, so daß seine dünnen Haarsträhne erbärmlich flatterten, aber kein Kapitän hätte breitbeiniger im Sturm dastehen können, als er, der den Ruderern und dem am Steuer fürchterliche Befehle gab. Sie störten sich zwar nicht daran, konnten sie im Gebraus und im Lärm der klatschenden Tropfen auch kaum hören, aber das Schiff wurde doch vom Winde seitwärts gedrückt, wie wenn eine allmächtige Hand das Wasser säubern wollte, und auf den Sand gelegt. Nicht laut, nur mit einem leisen Krach inwendig in den Knochen; aber als sie ihn gehört hatten, hing das Schiff so schief nach der Seite, daß sie mit ihren Körben, Flaschen und Stühlen an den Rand rutschten und vom Wasser mit schwappenden Tüchern so überworfen waren, daß ihnen augenblicklich die beste Kühlung wurde.

Das war so rasch gekommen, daß ihnen die letzten Teile frecher Lieder noch in den Ohren summten, als sie schon in der unwillkommenen Wäsche saßen. Ans Land zu kommen war nicht möglich; so hielten sie sich wie nasse Hunde am Schiffsrand fest und warteten geduckt das Unwetter ab, das weiter nichts als diese Wäsche vorzuhaben schien und schon nach wenigen Minuten einen letzten schrägen Sonnenstreifen über das Wasser laufen ließ. Wie da einer den Kopf hob, sah er, daß sie selber zwar auf dem Land festsaßen, daß den Nachen aber der Sturm losgerissen hatte und ihn stromaufwärts in die Strömung trieb, wo er — vom Sturm quergestellt, der das Bahrtuch an einem Zipfel wie ein klatschendes Segel auftrieb — als ein ungeschickter Segler anfing zu kreuzen zwischen Strömung und Gegenwind.

Sie konnten das schließlich, von dem einen aufmerksam gemacht, alle mitansehen; aber helfen konnte keiner; auch nicht, als der Sturm nachließ und der Nachen mit dem Sarg, immer sicherer von der Strömung geführt, seinen Kurs stromabwärts stellte und an den Baumreihen der Insel vorbei, manchmal von letzten Sonnenlichtern übergrellt, allein auf Geisenheim zutrieb, während sein Gefolge auf dem Land festsaß und für die Nacht, da bei der Dunkelheit auf keine Hilfe mehr zu hoffen war, auch kalt und naß dasitzen mußte.

Unterdessen reiste der Tote im kühlgewaschenen Sarg ohne Geleit die von der Strömung vorbestimmten Wege und kam gemächlich an der Fuldaer Aue vorbei nach Geisenheim, wo seine Stelle im Erbbegräbnis sauber und zwischen Eichengrün bereitet war. Ein Abendrot fing an zu leuchten, darin das abgeregte Wasser, die zerzausten Bäume und die naßgeregneten alten Häuser sich wie durch rotes Glas betrachtet schön und schaurig darboten: es wäre die rechte Stimmung für den Grafen Ostein gewesen, aus einer langen Fremde heimzukommen in die kühle Ehrenstube seiner Väter: aber es

war niemand da, ihn einzuholen, obwohl er langsam und dicht am Ufer dahintrieb. Und weil sein Stand ihm nicht erlaubte, noch eine Hand zu rühren, zögerte der Nachen wohl ein paarmal, wenn er mit der Spitze sacht an einen tiefen Ast anstieß; doch drängte ihm die unaufhaltsame Lebensströmung des Wassers immer wieder das Hinterteil zur Seite, bis er schließlich, gleichsam im Überdruß solcher Versuche, an der Rüdesheimer Aue vorbei mitten in den Strom hinaus hielt.

Nachdem ihn einmal die letzte Erdenreise über das vorbestimmte Ziel hinaus geführt hatte, schien der Tote keine andere Rücksicht mehr zu kennen, als dem Wasser und seiner Strömung hingegeben hinunterzutreiben in das Meer, wo auch den emsigen Wellen gleich ihm die lange Wartezeit bevorstand, im Stoffwechsel unserer Erde ein neues Leben vorzubereiten. Was die Schiffer bei allen Wasserständen fürchteten, die Stromschnellen im Binger Loch schreckten ihn nicht, auch nicht die grauen Klippen bei Aßmannshausen, selbst durch die Strudel des Wilden Gefährtes bei Bacharach kam sein Kahn mit einigen Sprüngen elegant und sicher, wie der Graf sich oft durchs Leben geholfen hatte. Längst war es tiefe Nacht geworden, darin das Geräusch des Wassers scholl, wie wenn es rundum von den schwarzen Bergen liefe, ein Lebendiger wäre nicht mehr mit seinem Kahn hindurch gefahren, aber die Toten fürchten und sorgen nicht. Bei der Pfalz zu Caub stieß der Nachen ein paarmal an die Felsen, daß es die Zollwächter hätten hören müssen, aber weil keiner darin saß, der sich mit aufgeregten Rudern rasch weiter helfen wollte, sondern einer, der sich gleichgültig dem Wasser überlassen hatte, so kam er an den Wächtern wie an den Klippen vorbei und trieb mit der ersten grauen Morgenfrühe eilig an den sieben Jungfrauen vorüber, die ihre hart gewaschenen Felsenleiber wie Robben kaum aus dem Wasser hoben. So ging dem Grafen noch einmal die Sonne dieser Erde auf, ihm unvermutet bei Braubach noch ein letztes Abenteuer zu bereiten.

Da wohnten seit Jahrhunderten im Schatten der Marksburg und damals unter hessischem Schutz verstreute Protestanten, während sonst die Ufer rheinauf, rheinab katholisch sind. Und weil den Deutschen seit Widukinds und Karls des Großen Zeiten nichts so im Blute liegt, als sich um die spitzfindigen Glaubensunterschiede gegenseitig zu hassen und totzuschlagen, so war bei Braubach damals auch das Rheinwasser zur Hälfte evangelisch. Wenn dann die singenden Wallfahrer von Bornhofen nach Paffendorf und Vallendar zurück in großen Kähnen abwärts trieben, mußten sie von Spay den Kurs dicht auf Rhens am linken Ufer halten, um nicht am rechten Ufer dem evangelischen Christenglauben mit ihren römischen Liedern zu nahe zu kommen.

Die Strömung ging zu stark in diesen Tagen; so war gerade tags vorher ein großer Kahn mit singenden Pilgern aus Paffendorf oberhalb der Philippsburg dicht am Ufer vorbeigetrieben und hatte einen Aufruhr der beleidigten Evangelischen in Braubach angeregt, die mit Steinen und Knüppeln nach den Römlingen warfen. Die hatten nichts zum Werfen gehabt als Wasser und deshalb, durch die Pfaffen angefeuert, einen so glaubensstarken Gesang angestimmt, daß es dem hitzigen Kommandanten auf der evangelischen Marksburg oder doch seinen Soldaten zu viel geworden war. Wirksamer als das Machtwort aller Obrigkeit waren ein paar Stückkugeln um die Wallfahrer ins Wasser gefallen, eine hatte das Schiff am Vorderrand getroffen und mit den spritzenden Holzsplittern ein halbes Dutzend der Sänger leicht verletzt.

Seitdem war Krieg um Braubach, und seit dem frühen Morgen lag oberhalb der Philippsburg, da wo die Fähre nach Spay hinüber geht, eine Mannschaft auf der Lauer, um das evangelische Rheinwasser von erneuten Einbrüchen falscher Gläubigkeiten zur Not mit scharfen Schüssen freizuhalten. Sie hatten bis um zehn Uhr vergeblich auf der Lauer gelegen. Nur das Marktschiff von Boppard war gekommen und wie ein bescheidener Handelsmann ruhig vorbeigezogen. Das Gewitter hatte am vergangenen Abend nicht bis hierher gereicht; so stand noch alles in der dicken und braunen Dunsthitze, als unerklärlich geleitet am Dinkholder Tal vorbei der schwarze Nachen kam und mit seinem nachschleppenden Bahrtuch gerade auf das Ufer hielt. Es gibt im Krieg der Listen viel, zumal in Glaubenskriegen, und keiner durfte den gichtbrüchigen Wachtmeister besonderer Hitzköpfigkeit bezichtigen, als er nach vergeblichem Anruf ein Schnellfeuer kommandierte, den verdächtigen Feind von einer Landung abzuschrecken.

Glücklicherweise waren die Schützen alt und trafen mit ihren Kugeln nur das Wasser, wozu sie keine Büchsen gebraucht hätten; eine aber verirrte sich doch und schlug dem Grafen Ostein in seinen stillen Sarg ein dickes Loch, gerade da, wo er die Hände gefaltet hielt. Vornehm und furchtlos, wie er im Leben gewesen war, hielt er nun erst recht auf das Ufer zu, und bald hatten die tapferen Marksburger seinen Nachen mit Stangen und Seilschlingen herangeholt und sahen nun erst, wie sonderbar der mit dem Bahrtuch befrachtet war.

Sie hätten klüger getan, ihn wieder dem Wasser zu übergeben; doch glaubten sie dem Sarg und dem Toten darin nicht, trotz seinem Wappen. Der Wachtmeister schickte einen Vorpostenbericht hinauf zum Kommandanten, indessen sie dem unbekannten Toten unbedacht die letzte Feldwacht hielten. Der Alte war noch nicht in Uniform, drum dauerte es lange, bevor der dicke, kleine Mann auf seinem Pferdchen herunter geritten kam. Es war ein Herr von Gelderbloem, der hier sein einsames Alter mit Erinnerungen hitziger

Jugenderlebnisse hinbrachte und — von der Regierung in Darmstadt fern — sich als einer der vielen Fürsten aufspielte, wie sie damals noch alle Wegstunden weit in Deutschland auf irgendeinem Burghof nisteten. Er gab den zornigen Befehl, sofort den Sarg zu öffnen, und als sie wirklich in der hölzernen Hülle den Zinnsarg fanden, mußte der Spengler kommen, den Deckel aufzuschneiden.

So kam der Graf von Ostein, obwohl er sauber eingelötet war, zu Braubach noch einmal ans Sonnenlicht; er hielt die kleinen Hände zwar noch immer vornehm auf der Brust gefaltet, doch hatte er die Hitze dieser Tage schlechter überstanden als die Lebendigen. Sie waren sehr erstaunt, die Glaubensstreiter, als sie ihn sahen, doch weil es nicht gewöhnlich ist, daß ein Toter ohne Geleite den Rhein hinunter reist, so grübelten sie nach den Gründen und Folgen von diesem Schabernack.

Doch konnten sie den Sarg nicht da belassen, auch weil sie eine Seuche fürchteten, verschlossen sie ihn schnell und trugen ihn sogleich den schmalen Felsenweg hinauf zur Martinskapelle, wo seit alten Zeiten hoch überm Rhein ein schattiger Kirchhof war. Der weiße Kommandant ritt hinterm Sarg auf seinem gefleckten Tier, das alle Felsplatten zu nehmen eingeübt war; und als sie nach einer halben Stunde droben standen an dem rasch aufgeworfenen Loch, da hatte er, hinunterblickend in das schön geschwungene Stromtal, Zeit gehabt, sich eine von den Grabreden auszudenken, wie sie in seiner Jugend an offenen Feldgräbern gesprochen wurden. So war es gar kein schlechtes Bild, wie er inmitten seiner grauköpfigen Soldaten ritterlich dastand und diesem ins Feindesland gefallenen Fremdling mit schlichten Worten drei Hände felsiger Erde auf den Sarg hinunter warf, der notdürftig — wie der Krieg es gibt — verschlossen war.

So kam der Graf von Ostein, der sein Leben lang ein Mann der Höfe und Kerzenfestlichkeiten gewesen war, statt in sein sauberes Erbbegräbnis noch als Kriegsmann unter freiem Himmel ins kühle Erdengrab. Und blieb da auch; denn als die Nachforschungen der Neffen seinen Hügel endlich entdeckten, schien es dem eilig berufenen Familienrat bedenklich, ihn von der letzten eigenwilligen Reise gewaltsam wieder heimzuholen.

Dorfgenossen. Von Alfred Huggenberger.

So sind wir Wiesen- und Ackernarren,
Hat jeder seinen besonderen Sparren!
Der eine kennt nur dies einz'ge Begehren:
Zu allen Zeiten sein Reich zu mehren.
Kein Äckerlein ist zu mager und klein,
Sein Auge hungert: Wärst du mein!
All sein Denken ist Geiz und Gier.
Der Buchenwald in des Frühlings Zier
Ärgert sein Auge, er blickt nebenaus:
Ein andrer führt ja dies Holz nach Haus!
Bedauert ihr den Racker im stillen?
Gemach! Ihm geht es nach seinem Willen!
Ja, er hat in guten Stunden
Seinen Gott und sein Heil gefunden.
Sein Rücken ist krumm, seine Finger sind steif, —
Seine Wiese trägt Heu, sein Weizen wird reif.
Manchmal nachts, wenn wir andern träumen,
Steht er bei fruchtbeladenen Bäumen,
Schreitet breiten Zelgen entlang, —
Verschwiegene Wonnen! Glückhafter Gang!

Sein Nachbar verschmäht, sich mit Gut zu beschweren;
Aber er füttert sein Herz mit Ehren.
Er sitzt in der Schenke obenan,
Kann reden und schweigen, man sieht ihn an.
Mählich kommt er zu Amt und Würde.
Mit Ernst trägt er die ersehnte Bürde,
Steht achtend vor sich selber still,
Ahnt seine Pflicht und verfügt: ich will!
Er reibt sich auf zum Wohl der Gemeine,
Vergißt darüber oft das Seine.
Ein Kluger lächelt, — er ahnt es kaum:
O, ihn dünkt, daß sein Lebensbaum
Mächtig die andern überrage!
Sein heimlicher Hort sind Ehrentage.
„Auf meinem Steine, da wird man's lesen:
Er ist im Dorf der Erste gewesen!"

Aller guten Dinge sind drei, —
Vom Jockel spricht man bloß nebenbei;
Er ist beim Teilen zu spät gekommen
Und hat das leere Säcklein genommen.
Sein Hüttchen ist eng, sein Acker ist schmal;
Ich glaube, er ärgert sich nicht einmal!
Er raucht seinen Tobak mit Vergnügen,
Hebt bunte Steinchen auf beim Pflügen.
Jammert sein Weib: „Kein Geld im Haus!"
Meint er: „Man kommt auch sonstwie aus."
Nichts kann ihn um seinen Gleichmut bringen.
Hört er im Wald die Drossel singen,
Tappt er hinein und staunt und lauscht,
Wie's da wunderlich summt und rauscht.
Er kann am Rain in der Sonne liegen,
Sich amüsieren mit Käfern und Fliegen;
Er bringt es fertig — mehr kann ich nicht sagen,
Die Hasen aus Nachbars Kohl zu jagen.

Ihr fragt: „Wann wird denn der Jockel gescheit?"
Ach Gott — so ist ja sein Rücken breit!
Mit Wucht schlägt er den Karst in die Erde:
„Gelt ha! Du fühlst's, wenn ich ruppig werde!"
Der Jockel ißt Kartoffeln mit Salz
Und am Sonntag Kartoffeln mit Schmalz.
Er spricht: „Wie köstlich sind Gottes Gaben —
Und im Himmel, da werd' ich's noch besser haben!"

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Paul Heyse, Das Ewigmenschliche. Ein Familienhaus (Stuttgart 1910, J. G. Cotta). — Franz Adam Beyerlein, Stirb und Werde (Berlin, Vita). — Ricarda Huch, Der Hahn von Quakenbrück (Berlin 1910, Schuster & Loeffler). — Gustav Falke, Der Spanier (Berlin 1910, G. Grote). — Hans von Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus (Berlin 1910, E. Fleischel & Co.). — Anton Bettelheim, Beaumarchais (München 1911, C. H. Beck).



Als die schwedische Akademie vor wenigen Monaten Paul Heyse mit dem Nobelpreis auszeichnete, ehrte sie den Mann, der wohl nicht der heimliche Kaiser, gewiß aber in einer kaiserlosen, nun auch schon historisch gewordenen Zeit der Reichsverweser der deutschen Dichtung gewesen ist. Über ein halbes Jahrhundert tönte seine Stimme; über ein halbes Jahrhundert stand er in vorderster Reihe. Und nun, im späten Lichte des Abends, nach einem an Mühen und Erfolgen reichen Arbeitsleben, will er Abschied nehmen. Sein jüngstes Buch soll auch sein letztes erzählendes sein: er selbst hat es einem Frager gestanden. Da nimmt man denn mit ganz besonderen Gefühlen den neuen Band vor: man sucht gleichsam nach einem Abschiedswort, in dem sich die Erkenntnisse und Erfahrungen eines reichen Lebens niederschlagen. Und mich dünkt, man findet es auch. Es steht auf der letzten Seite. Es ist einem alten Weltwandrer in den Mund gelegt, der viel gelitten, viel gesehen, viel gehört hat, der sein letztes Glück darin sucht, andre glücklich zu machen. Liebe Kindlein, liebet Euch untereinander — das ist das Höchste und Beste, was er zu sagen weiß. Unsre Neunmalweisen werden lächeln und die Weisheit nicht sehr originell finden. Aber die größten Wahrheiten sind die schlichtesten. Wohnt einträchtig beisammen, streitet nicht über Glaubenssachen, erweist jeder dem andern soviel Liebe, wie er ihm an den Augen absehen kann, — wenn das wirklich Paul Heyses letzte Predigt ist, so ist es eine gute Predigt. Das schöne Humanitätsgefühl ist in ihr lebendig, das unsre klassische Dichtung durchpulst. Über die papierene Literatur, über sachlichen Ehrgeiz, über konfessionelle Enge läßt der greise Poet das Ewigmenschliche triumphieren. Und er wußte auch kein besseres Wort über sein letztes Novellenbuch zu schreiben als „Das Ewigmenschliche“ (Stuttgart 1910, J. G. Cotta).

Die erste, an Umfang und Bedeutung hervortretende Erzählung möchte man all den heimlichen Versmachern in die Hand geben, die unter deutschen Dächern hausen. Vielleicht daß einer oder der andre doch daraus die Kraft gewinnt, sich zu bescheiden und nutzlos zerrinnende Gefühlswerte fruchtbar zu machen. Es ist ein bittres Thema, das Heyse da anschneidet. Er gibt die Beichte eines Toren, der sich bis in die reiferen Jahre einbildet, ein Dichter zu sein, weil er leidlich hübsche und technisch einwandsfreie Gedichte zustande bringt. Dieser Tor zieht im ganzen noch ein glückliches Los, denn er hört nicht nur von einem wirklichen Poeten, daß er wenig oder gar nichts kann, sondern er glaubt es auch, und als er betäubt am Boden liegt, strecken sich ihm soviel Retterhände entgegen, daß er seinem Leben auf andre Weise Fülle und Schönheit zu verleihen vermag. Die meisten Fälle liegen ja nicht so einfach. Gewöhnlich ist der junge Poesiebeflissene nicht im Besitz einer ausreichenden Rente, sondern auf einen praktischen Beruf angewiesen. Den empfindet er natürlich, erfüllt von seinen hohen Dichterträumen, als unleidlichen Zwang, und sein ganzes Streben geht dahin, sich literarisch eine Position zu schaffen, die ihn sicherstellt. Zu diesem Zwecke fängt er an, Redaktionen und Verleger mit seinen Gedichten und Novellen zu bombardieren, und damit beginnt gerade für die halben Talente die fürchterliche Kette der Enttäuschungen. Denn das Schlimme ist, daß sich diese halben oder Dreiviertel-Könner mit einem gewissen Recht sagen dürfen, ihre besten Verse stünden den in allerhand Zeitschriften gedruckten nicht eigentlich nach. Daß es im Grunde gar nicht auf das einzelne Gedicht ankommt, sondern auf den Dichter, auf den „Kerl“, auf die Persönlichkeit, die hinter der Gesamtleistung steht, ahnen sie nicht. Und so ist ihre Enttäuschung außerordentlich, wenn Redaktionen und Verleger ihre Manuskripte fortgesetzt dankend ablehnen. Sie empfinden das als ungerecht, und es setzt sich allmählich die Meinung in ihnen fest, daß eine allgemeine Kliquenwirtschaft aufstrebende Talente niederhalte, und Einsendungen unbekannter Leute von den Redaktionen überhaupt nicht gelesen würden. In Wirklichkeit ist keine Redaktion, kein Verleger, kein Kritiker glücklicher, als wenn sich ein neues wahrhaftiges Talent präsentiert, und die Suche danach wird so gründlich wie eine Treibjagd besorgt. Der Dilettant weiß das nicht oder will das nicht wissen, und wenn es ihm aus eigener Kraft nicht geglückt ist, gedruckt zu werden, so versucht er es mit fremdem Vorspann. Paul Heyse sagt in seinem neuen Buche darüber: es sei bei uns „eine landesübliche Unart, einem verehrten Autor dicke Manuskripte ins Haus zu schicken, mit dem dreisten Ansinnen, dieselben zu lesen, zu beurteilen, und um das Maß der naiven Unverschämtheit voll zu machen, auch noch einen Verleger dafür zu suchen. Ein solcher

grober Unfug, ein solcher Mißbrauch fremder Güte und Geduld sollte polizeilich bestraft werden.“ Das klingt sehr hart, aber ein Fernstehender ahnt auch nicht, zu welcher Berufsplage sich diese unerwünschten Überfälle ausgewachsen haben. Ich kenne Dichter, die alljährlich mindestens zwei- bis dreihundert Manuskripte zugesandt erhalten, und wenn man für die Lektüre, Beurteilung und Verpackung eines jeden nur eine Arbeitsstunde ansetzt, so mag man sich selbst die kostbaren Wochen berechnen, die im ganzen verloren gehen. Detlev von Liliencron ließ sich in seiner Verzweiflung grobe Postkarten drucken, mit denen er über solche Einsendungen quittierte; Rudolf Baumbach hatte höflicher ablehnende Formulare zur Hand; Gustav Falke drohte öffentlich mit dem Papierkorb und bat um Schonung, andre antworten grundsätzlich nicht, die meisten ziehen sich mit ein paar mehr oder minder liebenswürdigen Phrasen aus der Affäre. Der Zweck der Übung wird jedenfalls nie oder nur in seltenen Ausnahmefällen erreicht, und wenn der strebende Poetaster wirklich einmal einem bekannten Manne ein leidlich günstiges Urteil abjagt, so wird er die Erfahrung machen, daß es ihm herzlich wenig nützt. Die Hartnäckigen geben auch dann noch nicht Ruhe. Sie opfern oft ihre letzten Groschen, um ihre unsterblichen Gedichte oder Erzählungen auf eigne Kosten drucken zu lassen. Es gibt in Deutschland leider Gottes eine ganze Reihe von sogenannten Verlegern, die aus den Mitteln dieser Eitelkeitskranken ein recht opulentes Leben führen. Ja, man darf ohne Übertreibung behaupten, daß acht bis neun Zehntel aller Versbücher von unbekannten Autoren von diesen Autoren selbst bezahlt sind. Otto von Leixner erzählte mir einst von einer Dame, die ihr Tafelsilber zu Gelde gemacht hätte, um ein Buch herausgeben zu können — ein Buch, um das sich dann keine Katze kümmerte. Wie viele Tragödien sich da oft in aller Stille abspielen, kann man nur ahnen. Verhältnismäßig wenige sind stark genug, ihren Hoffnungen zu entsagen und sich ein neues Leben mit kräftiger Hand zurechtzuzimmern. Die meisten verbittern sich selbst und anderen das Dasein, halten sich für verkannt und ungerecht zurückgesetzt, blicken mit Neid oder Hohn auf die Erfolgreicheren, mit Überhebung auf tüchtige Alltagsmenschen herab und entwickeln in der schiefen Lage, in der sie zur Umwelt geraten, Charaktereigenschaften, die allgemein abstoßen. Die Endbilanz heißt dann: ein verpfuschtes Leben.

Paul Heyse verdient Dank dafür, daß er den Mut hatte, dieses Thema aufzunehmen. Und ich möchte es nicht verlassen, ohne noch ein weiteres Wort hinzuzufügen, das als Antwort auf fortgesetzte Anfragen gelten mag. In unsrem „Jahrhundert des Kindes“, das auf die Individualität der heranwachsenden Menschen eine fast übertriebene Rücksicht nimmt, kommen sorgliche Eltern und Vormünder oft in einen schweren Gewissenskonflikt. Während sie einerseits aus nüchternen Erwägungen heraus ihr Kind oder Mündel in einen festen bürgerlichen Beruf stecken möchten, haben sie andrerseits die Furcht, dadurch vielleicht einem angehenden Adler die Schwungfedern zu knicken und einst vor dem eigenen Herzen als Angeklagte dazustehn, weil sie einem Talent den natürlichen Weg versperrt hätten. In dieser Not retten sie sich gern zu irgendeinem Fachmann, der entscheiden soll, ob in den poetischen Erzeugnissen ihres Pflegebefohlenen wirkliche Begabung stecke, ob man ihm den ersehnten Weg in die Literatur freigeben solle, und welche Aussichten sich dafür eröffneten. Dazu ist folgendes zu bemerken: Sintemal nach alter Erfahrung ein 17- oder 18jähriges Genie genau so konventionell zu „dichten“ pflegt wie der gleichaltrige Dilettant, ist aus Jugendversuchen nie und nimmer ein Urteil abzuleiten, das die Grundlage einer schwerwiegenden Entscheidung werden könnte. Die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins einer höheren und entwicklungsfähigen Begabung ist aber stets äußerst gering; auf zehntausend dichtende Jünglinge und Jungfrauen kommt allenfalls ein wirklicher Dichter. Und wer wird eine Zukunft auf die Hoffnung eines Lotteriegewinnes aufbauen? Nein, ich möchte alle Eltern und Vormünder, die es angeht, mit aufgehobenen Händen beschwören, lieber zu hart als zu weich zu sein und zum mindesten ihre Schützlinge zu zwingen, daß sie ihre Bildung abschließen, ihre etwaigen Examina machen und sich damit einen Rückweg in das bürgerliche Berufsleben offenhalten. Durch solchen Zwang wird die ungeheure Mehrzahl der jugendlichen Versmacher vor einem verpfuschten Leben bewahrt, und die etwa davon betroffenen wirklichen Talente werden ganz gewiß nicht geschädigt. Denn sie fügen sich entweder und beweisen, in der Stille weiter dichtend, daß sich ihre poetische Beschäftigung mit einem Berufsleben wohl verträgt — auch Keller, Storm, Mörike haben neben hundert andern die berufliche Bindung gehabt, ohne deshalb Lorbeerblätter aus ihrem Kranz zu verlieren —, oder aber sie reißen aus und schaffen sich selbst die ihnen gemäßen Bedingungen. Deshalb kann ich nur immer wieder raten: die Schlagbäume vor! Die Schlagbäume, die dem braven Herdenvieh vernünftigerweise den Weg verlegen, aber noch nie das Höher- und Darüberhinausfliegen einer echten Lerche verhindert haben ...

Es soll mich nicht reuen, mit diesen Worten etwas vom Thema abgekommen zu sein, wenn sie ein paar bedrängten Herzen im Lande Entschlußkraft geben. Die Abschweifung ist auch nicht groß, denn Paul Heyse behandelt die gleiche Frage, nur von einer etwas freundlicheren Seite aus. Er selbst hatte nie einen Existenzkampf zu führen; seine Helden wissen davon ebensowenig. Das

vereinfacht das Problem wesentlich und reinigt es gleichsam. Der greise Dichter war auch sonst liebreich genug, die Lebenswege des geschilderten Halbpoeten so freundlich zu gestalten und mit so vielen Erlösungsmöglichkeiten auszustatten, daß die eigentliche Tragik nur lose berührt wird. Eine mit alter Meisterschaft komponierte Handlung, die durch die geschickte Verknüpfung seltsamer Schicksalsfäden schon an sich fesselt, lenkt in Verbindung mit einer sehr abgeschliffenen Darstellung das Interesse von der eigentlichen Tendenz zuzeiten fast zu sehr ab. Und was uns in Erinnerung bleibt, ist weniger noch der ringende, zerschlagen am Boden liegende Held, als der Glückliche, der vom „Ewigmenschlichen" in eine schöne Zukunft geführt wird. Daß sich das Ewigmenschliche auch hier eng mit dem Ewigweiblichen berührt, dem in der Gestalt der lieblichen Susanne ein schönes Denkmal gesetzt wird, braucht kaum gesagt zu werden.

In der zweiten, „Ein Familienhaus" betitelten Novelle schaffen die gütigen Hände eines alten Weltwandrers eitel Glück und Freude. Man lächelt und denkt an den früher so beliebten Onkel aus Amerika, der die verfahrensten Dinge mit praktischer Vernunft und vielen Dollars wieder einrenkte, aber man kann sich der kleinen dummen Rührung nicht entziehn und sagt am Ende zu dem Herrn Konsul, zu seinem Glaubensbekenntnis, zu seiner fröhlichen Kunst, l'art d'être grand-père, Amen. —

Nach einer Pause von vier Jahren legt uns Franz Adam Beyerlein in seinem „Stirb und Werde" wieder einen neuen Roman vor (Berlin, Vita). Sein „Jena oder Sedan" hat inzwischen das 225. Tausend erreicht, aber wir wissen, daß der robuste, knallige, mit allen Mitteln arbeitende Erzähler dieses Tendenzwerkes in zwei späteren Arbeiten jeder Sensation aus dem Wege zu gehn suchte. Das war jedenfalls aller Ehren wert, wenn das literarische Bemühen auch nicht gerade ergebnisreich verlief. Um so freudiger muß man es anerkennen, daß Beyerlein auch in seinem jüngsten Buche wieder die lauten Mittel verschmäht und nach höheren Zielen ringt. Ja, man darf feststellen, daß „Stirb und Werde" nicht nur die unglückliche „Similde Hegewalt", sondern auch das etwas matte und zerfahrene „Winterlager" weit übertrifft. Es wird darin vom Geheimrat Terbrüggen erzählt, dem Senior der medizinischen Fakultät Leipzigs, dem ärztlichen Genie, das alternd sein Daimonion verliert, die schöpferische Kraft und göttliche Gabe, mehr noch in dunkler Ahnung, als aus bloßer wissenschaftlicher Erfahrung Krankheiten zu erkennen. Der große und aufrechte Mensch zieht die Konsequenzen daraus, legt nach bittren Kämpfen seine Ämter nieder, macht der nachdrängenden Jugend Platz und überwindet die Anfechtungen der Eitelkeit. Nach kurzer Verwirrung verzehrt er sich nicht mehr als entthronter Herrscher in ohnmächtigem Grimm, sondern fühlt sich versöhnt und beglückt durch die junge Saat, der sein Scheiden zum Licht verholfen hat, und erkennt heiter das Werden im Vergehen. Vielleicht ist in dieser Entwicklung ein kleiner körperlicher Knacks, den der Geheimrat erleidet, in eine etwas zu mechanische Verbindung mit dem Versagen der geistigen Kraft gesetzt, aber wir folgen im ganzen doch gern und ohne Zaudern. Terbrüggen ist eine sehr fleißig und liebenswürdig ausgemalte Natur, und neben ihr gibt es in dem Roman Personen, die gleichfalls freundlich ansprechen, gibt es Einzelheiten, die nicht bloß erfunden, sondern fühlbar erlebt sind. Ich denke etwa an die Max- und Moritzstandbilder, die den Rahmen fein beleben, und ich finde es vor allem hübsch, daß Beyerlein hier einer gar zu billigen Symbolik klug auswich. Gewiß: kein Mensch kann über sich selbst hinaus, und eine leise Oberflächlichkeit hängt auch diesem Roman als Erbteil an. Das gut gewählte Problem könnte ich mir psychologisch vertiefter vorstellen; die Gestalten nicht minder. Es bleibt ihnen allen, selbst dem Geheimrat, viel mehr noch seiner Tochter und dem Maler, dem Husarenoffizier und seiner gräflichen Gattin, dem Professor und seiner ästhetischen Frau, dem braven Finchen und dem abstinenten Dienstmann, ein konventioneller Zug, der da verrät, daß sie zur Hälfte aus der Literatur stammen. Beyerlein wurzelt ja überhaupt nicht genug in der Natur. Man wird sich auch weiter gerade bei so liebenswürdigen Szenen, wie die zwischen dem Husarenoffizier und seiner Frau, fragen, was sie eigentlich für das Ganze zu bedeuten haben. Aber wenn man auch den tiefen, eigentümlichen Poeten vermißt, wenn man auch nie den Schlag bekommt, bei dem man in der unumstößlichen Gewißheit aufzuckt: hier spricht ein Dichter — wir haben ein Buch, das von einem guten Fortschritt und von ehrlicher Arbeit redet, ein Buch, das man Franz Adam Beyerlein jedenfalls als Plus anrechnen darf. —

Drei Novellen von Ricarda Huch führen uns weiter. In allen Tonarten wird diese Frau seit Jahr und Tag als die größte und delikateste lebende Dichterin gepriesen, und wer den Ludolf Ursleu, wer sonst ein paar Seiten oder Verse von ihr liest, wird überrascht und entzückt sein. Aber je höher ihr Ruhm steigt, um so fester muß ich auf der Kampfstellung gegen sie beharren. Unter einer äußeren künstlerischen und künstlichen Aufmachung sehe ich nach wie vor nur schöpferische Ohnmacht und zweifle nicht, daß die Zukunft gerade in Ricarda Huch und ihren Erfolgen eine Illustration für die teilweise Verbogenheit unserer Epoche erblicken wird. Um mein viel angefochtenes Urteil noch einmal nachzuprüfen, nahm ich frühere Werke der Dichterin vor, und da fand ich in dem Roman: „Von den Königen und der Krone" eine Bemerkung, an der ich

hängen blieb. Es heißt nämlich dort von dem Helden, daß stolze Bilder sich vor ihm jagten, daß er Kampf und Blut lebte, daß Tage wie Trompetenstöße an ihm vorüberschossen, und die Höhen von Triumphen bebten. „Aber zugleich wußte er, daß alles, was er träumte, nichts als Schaum seiner Seele war, der hochfahrenden, unersättlichen, die keine Kraft hatte, sich den Purpur umzuhängen, nach dem sie dürstete, der das Höchste nicht genügte und die auch das Geringste nicht erringen konnte." In diesen Worten wird das Problem Ricarda Huch nach meinem Gefühl ganz klargelegt, aus diesen Worten erstehen mir alle die pathetischen Romane wieder, die mich stets an gefüllte Schwämme erinnern, Romane, die wunderlich aufgeblasen sind, die gar kein Knochengerüst haben, deren verschwommene Formlosigkeit aber ein goldgestickter, sich blähender Purpurmantel verhüllt.

Viel eher mag man sich mit den kleinen Novellen der Dichterin befreunden: es läßt sich darin nicht halb so viel Dampf machen wie in den großen Romanen. Aber eine rechte Freude brachten mir doch auch die drei Erzählungen des jüngsten Buches nicht, das nach der Titelnovelle „Der Hahn von Quakenbrück" heißt (Berlin 1910, Schuster & Loeffler). Jede der drei Geschichten hat einen kulturhistorischen Hintergrund; jede beruht oder scheint wenigstens zu beruhen auf einer Anekdote, und wer da weiß, daß gerade aus Anekdoten die berühmtesten Novellen der Welt herausgesponnen sind, fühlt sich in seiner Erwartung gesteigert. Der feste stoffliche Kern verhindert es gewöhnlich, daß der Dichter allzuweit von seinem Thema abirrt; er muß an sichrem Zügel vorgeschriebene Wege gehen, und dieser Zwang kann für niemanden glücklicher sein als gerade für Ricarda Huch, die sich so leicht am bloßen Wort berauscht. Sie hat die berühmte, kulturgeschichtlich überaus reizvolle Geschichte von dem Hahne, der Eier legt und dieserhalb in hochnotpeinlichem Verfahren als Werkzeug des Bösen verbrannt wird, in eine neue Fassung gebracht und ihr eine andre Pointe gegeben. Der reformierte Pfarrer ist es, der dem Hahn des altgläubigen Bürgermeisters von Quakenbrück hier eine naturwidrige und nur dem weiblichen Geschlechte zukommende Betätigung nachjagt. Der Fall kommt vor Gericht, und der Bürgermeister ist fast verloren, als der joviale Bischof von Osnabrück erscheint und die Schlinge liebenswürdig löst, die dem gestrengen Stadtoberhaupt so geschickt um den Hals geworfen ward. Das Ganze ein nettes und geistreiches Spiel, an dem natürlich auch der Humor seinen Anteil hat. Ein restloses Vergnügen läßt die unnaive, gewollte und verschnörkelte Darstellungsweise allerdings nicht aufkommen. Sie gibt der Heiterkeit etwas Säuerliches und Geklemmtes, und wenn sie uns an die Art Gottfried Kellers gemahnen möchte, so tut sie das doch nur etwa so, wie Kunstwein an Naturwein erinnert. Was bei Frau Huch Manier ist, war bei dem Staatsschreiber von Zürich naturgewachsener Stil.

Die zweite Novelle weist vielleicht noch stärker darauf hin, daß der Humor dieser Erzählerin nur eine ernsthaft und kunstvoll verdeckte Ironie ist. Ein vielfacher Mörder, ein vertierter Mensch, ist mit einer wundervollen und süßen Stimme begabt, die ihn nicht nur vor dem Tode rettet, sondern in der Gunst des Papstes Innocenz X. so festigt, daß er Kardinäle aus dem Sattel hebt. Das nur angedeutete Gegenspiel: Ein offener, herzlieber, geistig bedeutender Gesell, der trotz der Bitten seiner unglücklichen Mutter wegen viel geringerer Verfehlungen das Leben verwirkt. Die Novelle verblüfft, wie im Grunde die ganze Kunst der Ricarda Huch auf Verblüffung ausgeht. Man steht plötzlich am Schluß mit verwirrtem Gefühl und sammelt sich mühsam in der Frage, wohin der Pfeil eigentlich zielte. Gegen eine Zeit und Gesellschaft, deren sittliche Begriffe merkwürdig verschroben waren? Gegen eine Kunst, die Musik, die entgegen allen andern Künsten von dem geistigen, sittlichen, seelischen Niveau eines Menschen fast unabhängig erscheint? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß die reine, nicht mehr im Dienste positiver Ideale stehende Ironie ein kunstzerstörendes Element ist und daß eine in besagtem Sinne ironische Kunst eigentlich einen Widerspruch in sich selbst darstellt. Mein unbesiegbares Mißtrauen gegen eine Dichterin, die sich bald pathetisch übernimmt, bald ironisch auflöst, ist auch durch das neue Buch gestärkt und gesteigert worden. —

Eine als Novelle bezeichnete Erzählung von Gustav Falke, „Der Spanier" (Berlin 1910, G. Grote), leuchtet in das Seelenleben halbflügger Geschöpfe hinein. Sie verknüpft Begebenheiten aus jener wunderreichen Entwicklungszeit, da in die dämmernde Kindesseele die ersten purpurnen Ahnungen neuer Sonnen fallen. In das zarte Idyll einer Kinderfreundschaft tritt der Störenfried in Gestalt eines kleinen Spaniers. Es ist recht hübsch geschildert, wie in den beiden Knaben nun eine dumpfe, sich in den Formen ihres Alters äußernde Eifersucht erwacht und wie die zierliche Blanche in den sich regenden Instinkten des werdenden Weibes dazwischensteht. Die Charakterisierung und Handlungsführung ist dann allerdings nicht besonders originell. Der kleine Spanier ist nach uralter Romantradition gezeichnet, d. h. er hat funkelnde schwarze Augen, ist höchst leidenschaftlich und trägt den Dolch im Gewande, den er in der großen Szene seinem verhaßten Nebenbuhler prompt zwischen die Rippen stößt. Worauf er natürlich von seinem Vater schleunigst zurückgeholt wird. Die Störung ist damit beseitigt, und das Idyll kann zwischen dem von der Verwundung genesenen Knaben und seiner Spielgefährtin von neuem beginnen,

aber es werden schon zage Lichter der Zukunft darüber zittern. In einem etwas groben und dürftigen Symbol bricht Blanche am Schlusse einen verlockenden Apfel vom Baume und reicht ihn dem Kameraden, der ihn zögernd und wortlos annimmt ...

Das ist, wie gesagt, sehr nett wiedergegeben, aber weder nach der darstellerischen noch nach der psychologischen oder charakterisierenden Seite wird besonders tief geschürft. Die Prosa will unsrem lieben Gustav Falke nach wie vor nicht recht gedeihen, und man muß doch an die reine Schönheit seiner besten Gedichte denken, damit man sich nach dem „Spanier" mit einer tiefen Verbeugung von ihm verabschieden kann. —

Hans von Hoffensthal, der Südtiroler, der Bozener Arzt, der uns „Lori Graff" geschrieben hat, nimmt uns bei weitem fester in die Hand, trotzdem das lyrische Element bei ihm, dem Erzähler, stärker vorschlägt, als bei dem Lyriker Falke. Er ist ein heimlicher Pathetiker. Er möchte sich ausströmen und hingeben — hingeben in seligem Mitleid an alle Mühseligen und Beladenen, an alle, die sich opfern oder zu Opfern werden; hingeben ferner an die herrliche Natur seiner Heimat, die er mit inbrünstiger Liebe umfängt. Die Überfülle der emporbrängenden Empfindung schädigt ihn oft noch. Denn ein Dichter kann zwar nie genug Gefühl *haben*, aber nie wenig genug *zeigen*. Das unbeherrschte erweicht und zerstört zu leicht die festen Linien. Auch in „Hildegard Ruhs Haus" (Berlin 1910, E. Fleischel & Co.), seinem ersten Novellenbande, hat Hoffensthal in lyrischem Überschwang manchmal des Guten zu viel getan, wennschon ein paar sicher sitzende Striche nebenher überall den Erzähler verraten. In der Titelnovelle bringt er den „Kümmerlichen" ein Hoch aus, den verblühenden Mädchen, die ihre Zeit gehabt, aber nicht genossen haben, deren übervolle Herzen keiner nahm, die nun im Winkel, bescheiden und gütig, welken. Aus diesem Winkel zieht sie der Dichter hervor, weil sie so viel Opfer gebracht haben und immer weiter bringen. Um seiner Opferfähigkeit willen preist er in einer anderen Skizze, der er legendarischen Charakter verleiht, einen alten Landarzt; in einer dritten erzählt er von dem bittren Opfer einer älteren Schwester, die Schmach und Schande auf sich nimmt, um die jüngere zu decken. Ein großer Teil der übrigen Novellen steht ganz auf der Landschaft, auf dem innigen Naturgefühl, auf dem Einssein mit Wald und Flur und allen Wesen, die darin wohnen. Dann ist das Erzählerische eigentlich nur eine Beigabe: es schwimmt wie eine nicht laute Stimme über einer großen, sie halb verdeckenden Begleitung. Aber in allen Skizzen, ob sie in überströmendem Mitleid Opfer und Sich-Opfernde verherrlichen, ob sie Walten und Weben der heimatlichen Natur belauschen, ob sie Legendencharakter annehmen, Sagen verwerten oder wie in der rührenden „Berta Engel" Lebensseligkeit und Todesweh gegenüberstellen — in allen redet ein Dichter.

Zuletzt hoff' ich mir einen Dank zu verdienen, wenn ich auf ein ausgezeichnetes Werk der biographischen Literatur hinweise, auf die Neubearbeitung des „Beaumarchais" von Anton Bettelheim (München 1911, C. H. Beck). Wenn ich von dieser Biographie spreche, so ist es nicht der Dichter Beaumarchais, an den ich in erster Linie denke, der Dichter, dessen „Barbier von Sevilla", dessen „Figaros Hochzeit" einst solche Stürme erregten, daß Napoleon I. davon sagen konnte, sie stellten la révolution en action dar. Die Stürme sind verbraust, Figaros berühmter Monolog gegen den Adel regt uns im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr auf, und die meisten Menschen kennen heut die Gestalten nicht aus den Originalwerken, sondern aus den Opern von Rossini und Mozart. Nein, der Schöpfer bürgerlicher Dramen, der selbst, und nicht nur von Goethe im „Clavigo", zum Helden poetischer Werke gemacht wurde, hätte sich heftig gewehrt, wenn man ihn in erster Linie als Dichter angesprochen hätte. Genialer, als alles, was er geschrieben hat, dünkt mich das Spiel seines Lebens, das den armen Uhrmacherjungen Caron zu schwindelnder Höhe führte, das ihn aus dem Glaskasten in den Prunkpalast des Boulevards St. Antoine versetzte, das ihn zu dem weltberühmten Sieur de Beaumarchais machte, das ihm gestattete, mit Millionen zu operieren und seine Hand in der europäischen Politik zu haben. Die großen Abenteurer, die Cagliostro, Casanova und Konsorten, die in Paris vor der Revolution ihre Gastrollen spielten, können sich verstecken vor diesem virtuosesten Skandalmacher aller Zeiten, vor diesem verwegenen Seiltänzer, der am Ende, wie alle seinesgleichen, doch das Genick brach, weil er nur die schlechten und niedrigen Instinkte der Menschen in Rechnung stellte und weil er seine Intrigen gar zu überkünstelt fein, zu theatermäßig anlegte. Mit seltsam gemischtem Gefühl und am Ende doch immer mit der Hoffnung, daß es gut ablaufen möge, sieht man dem halsbrecherischen Pfade dieses ehrgeizigen Strebers und skrupellosen Profitjägers zu, dessen romanhaftes Leben Anton Bettelheim nicht nur vortrefflich erzählt, sondern durch Beibringung neuer Dokumente an entscheidenden Stellen auch aufhellt. Ich glaube wirklich, daß mir selbst diejenigen Leser, die mehr Unterhaltung suchen, keinen Vorwurf machen werden, wenn sie statt eines Romans einmal diese Biographie zur Hand nehmen sollten.

Illustrierte Rundschau.

Der Verkauf der Sammlung Lanna. — Von der Ausstellung des Münchener Kunstgewerbes in Paris. — Zu unsern Bildern.

Im November 1909 waren die Hauptvertreter des Kunstmarkts aus aller Welt nach Berlin gekommen, das damals sein großes Kunstereignis hatte. Vielleicht das größte, das es bisher gehabt hat. Damals nämlich wurde in Rudolph Lepkes Kunstauktionshause die Kunstgewerbe-Sammlung des Prager Freiherrn Adalbert von Lanna versteigert. Überall sprach man von dieser Sammlung, und sie war auch wirklich einzig in ihrer Art, einzig in ihrer Vollständigkeit und Qualität. Denn Lanna hat vierzig Jahre lang gesammelt, und er ist geradezu ein Sammlergenie gewesen. Ihn reizte besonders das Kunstgewerbe und daneben die Graphik. Als seine graphische Sammlung bei Gutekunst in Stuttgart versteigert wurde, rissen sich Museen und Sammler um einzelne Hauptblätter. Weit über eine Million kam zusammen, und als bald nachher die schon erwähnte erste Serie des Lannaschen Kunstgewerbes bei Lepke ausgeboten wurde, waren die Auktionskämpfe noch lebhafter. Die 121000 Mark, die Herr Seligmann aus Paris für den Limousiner Reliquienschrein gab, waren ein Rekordpreis; die 33000 Mark, die Otto von Falke, der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, für den Breslauer Zinnhumpen zahlte, waren ein Rekordpreis; die 29000 Mark, die der Antiquar Rosenbaum aus Frankfurt a. M. für den syrisch-ägyptischen Albarello bot, waren ein Rekordpreis. Die 26000 Mark für die Breslauer Wandschüssel, die ins Breslauer Museum kam, die 18000 Mark, für die Herr James Simon in Berlin die beiden Riesenkacheln aus der Stefansdom-Sakristei in Wien erstand, die 16000 Mark für den Gubbio-Teller: das waren durchweg Rekordpreise.



Porträtrelief Kaiser Maximilians in Kelheimer Stein von Hans Daucher (1500—1537).

Im März d. J. wird der zweite Hauptteil der Kunstgewerbesammlung bei Lepke in Berlin versteigert werden. Und diesmal sind wir wieder auf Überraschungen gefaßt, denn auch dieser zweite Teil enthält eine Unsumme an erstklassigen Schätzen. Er umfaßt Medaillen und Plaketten, zumeist aus dem Quattrocento und Cinquecento, dann Majoliken der Renais-

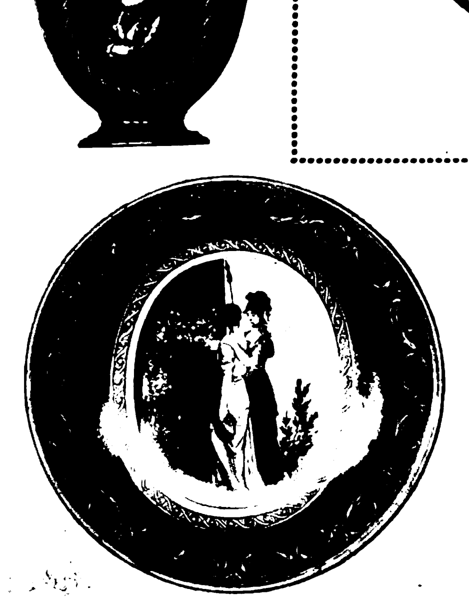
sance, die an die Glanzstücke der Londoner Wallace-Kollektion erinnern. Ferner finden wir hier die seltenen Salzburger Kacheln, finden kostbarste Gläser. Bronzegefäße der Gotik reihen sich an diese Kollektion, und dann kommt das Porzellan der Lanna-Sammlung mit seinen zahlreichen Stücken, die zum Teil aus der berühmten Wiener Periode du Paquier stammen.

Ein Kapitel für sich bilden die Buchs- und Kelheimer Steinplaketten des XVI. Jahrhunderts und eine Sammlung von Renaissanceplaketten. Von den Kelheimer Steinen ist das bedeutendste Stück ein von dem Augsburger Hans Daucher geschaffenes Reliefporträt Kaiser Maximilians. Morgan hat, glaube ich, ein ähnliches Stück, und außer diesem



Madonna mit Kind, Relief (Majolika) von della Robbia um 1500.





Wiener Tasse mit dem Porträt General Laudons. Ende des XVIII. Jahrhunderts.

existiert nur noch ein einziges in Innsbruck. Neben dem Daucher-Relief nun, das wir schon heute reproduzieren können und das eins der Zierstücke des großen Katalogs sein wird, den Hans Carl Krüger vorbereitet, zeigen wir in unserer Bilderreihe ein wertvolles mittelalterliches Glas aus dem Orient (XIII. bis XIV. Jahrhundert) mit Medaillons und Blumenemails, und aus der Gruppe der Majoliken und Porzellane bringen wir einen prachtvollen Sieneser Teller, dann einen der herrlichsten Robbia (Madonna mit dem Kind), von entzückender Anmut, und schließlich die berühmte Wiener Tasse mit dem Porträt des Generals Laudon. Dieser Kunstgewerbe-Kollektion folgt übrigens noch eine Sammlung von Zeich-



Orientalisches Glas. XIII. bis XIV. Jahrhundert.

nungen und Bildern, die in ihrer Erlesenheit verblüffen. Wir sehen da Dürer-Blätter von eminenter Tadellosigkeit, Handzeichnungen von Ludwig Richter und neben einigen Wiener Meistern zwei Menzel: die Darstellung eines altösterreichischen Wirtskellers und eine einzig-köstliche Guasche „Der Ritter und die Dame“ (Titelbild dieses Heftes), ganz wundervoll in ihren zarten Farbentönen.

Das Münchener Kunstgewerbe, das auf der Weltausstellung in Brüssel einen schönen Erfolg erntete, hat inzwischen einen zweiten

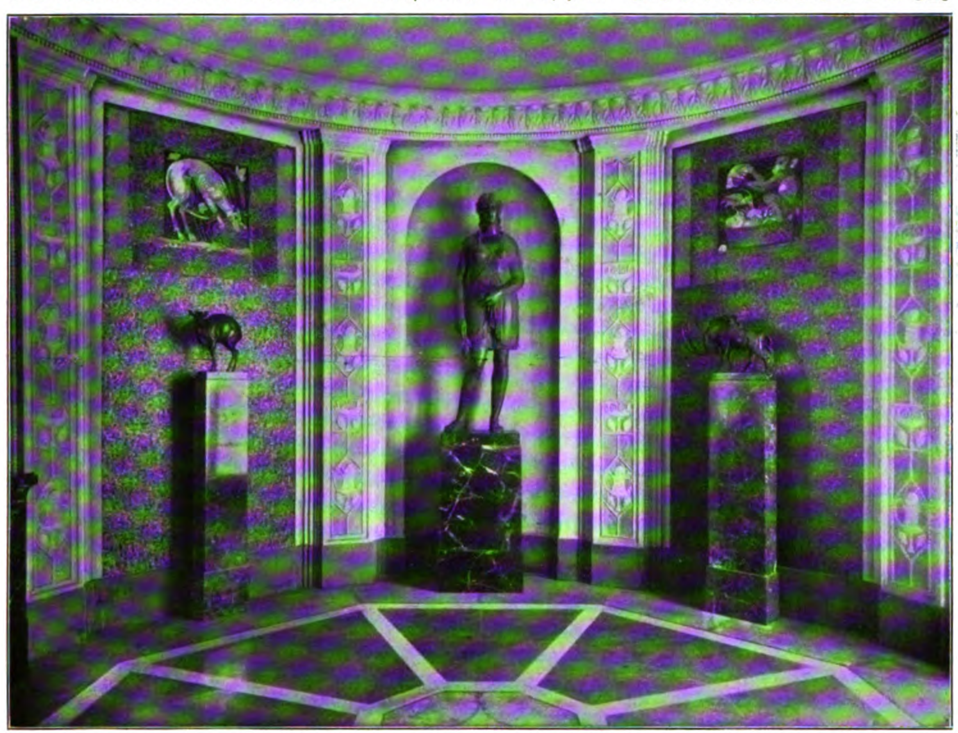


Sieneser Teller. XV. Jahrhundert.

in Paris errungen. Vielleicht einen größeren — gerade weil er an der Seine erkämpft wurde: gegen eine Schar von Widerständen. Es handelt sich um eine Ausstellung im Pariser Herbstsalon, im wesentlichen um Zimmereinrichtungen, um eine Innendekoration, die in scharfem Gegensatz zu dem stand, was der französische Geschmack in seiner traditionellen Vorliebe für die eigenen Stile schätzt. Und die Pariser kamen, lächelten zuerst etwas überlegen, fanden manches kurios — und zeigten nachher einen Respekt vor den Münchener Arbeiten, der fast staunen machte. Allgemeine Anerkennung fand zu-



Speisezimmer. Entworfen von Adelbert Niemeyer, ausgeführt von den Werkstätten für Handwerkskunst, G. m. b. H. in München. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.



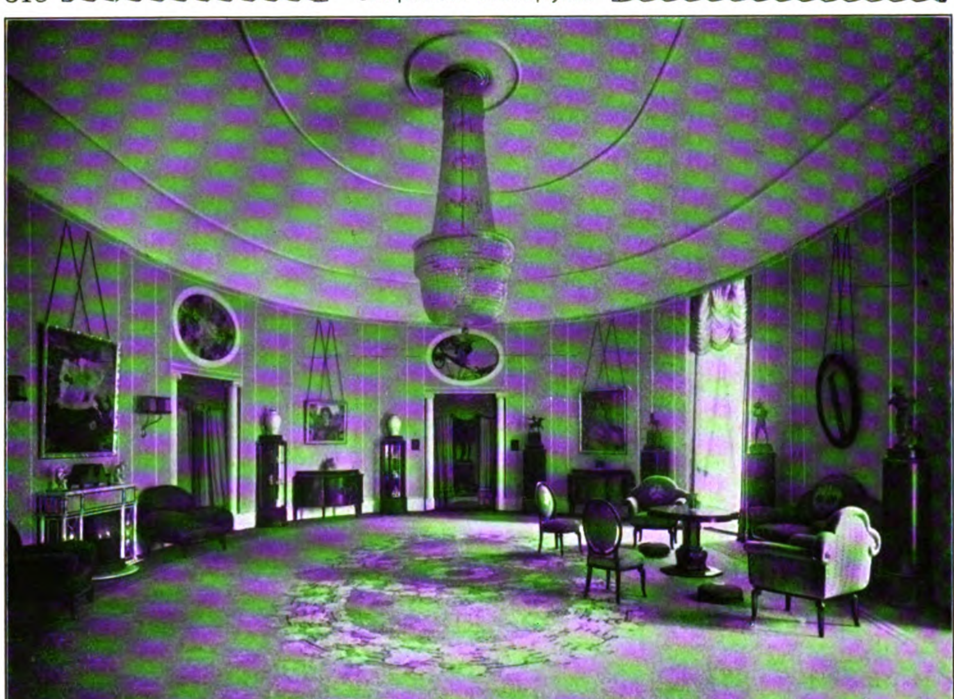
Vestibül der Ausstellung des Münchener Kunstgewerbes in Paris. Von Architekt Karl Jäger. Mosaiken von Julius Diez, Bronzefigur Atalanta von Georg Römer. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.

nächst die gewerbliche Tüchtigkeit der Leistungen an sich: diese Möbel, diese Lustres, diese Teppiche und Vorhänge waren denn doch nicht mehr Arbeiten jener Art, für die der eigene deutsche Landsmann einst das böse Wort ‚billig — und schlecht' geprägt hatte! Dann imponierte den Franzosen die Einheitlichkeit in der Ausstattung der einzelnen Räume, daß z. B. in dem famosen Niemeyerschen Speisezimmer alle Teile von dem einen Künstler entworfen sind, dessen Eigenart widerspiegeln. Den größten Beifall fanden Einzelstücke: Die Erzeugnisse der Nymphenburger Manufaktur, Steinzeugsachen, Kissen, Korbmöbel, Künstlerpuppen usw. Die Möbelformen fand man etwas nüchtern. Und hier liegt allerdings eine Gefahr für unsere heutigen Kunstgewerbler: die Herren übertrumpfen sich in ihrem schönen Streben nach Schlichtheit der Linien. —

Der illustrative Schmuck des Heftes steht zum guten Teil unter dem Zeichen des Karnevals. Vom Karneval erzählen uns die Ab-



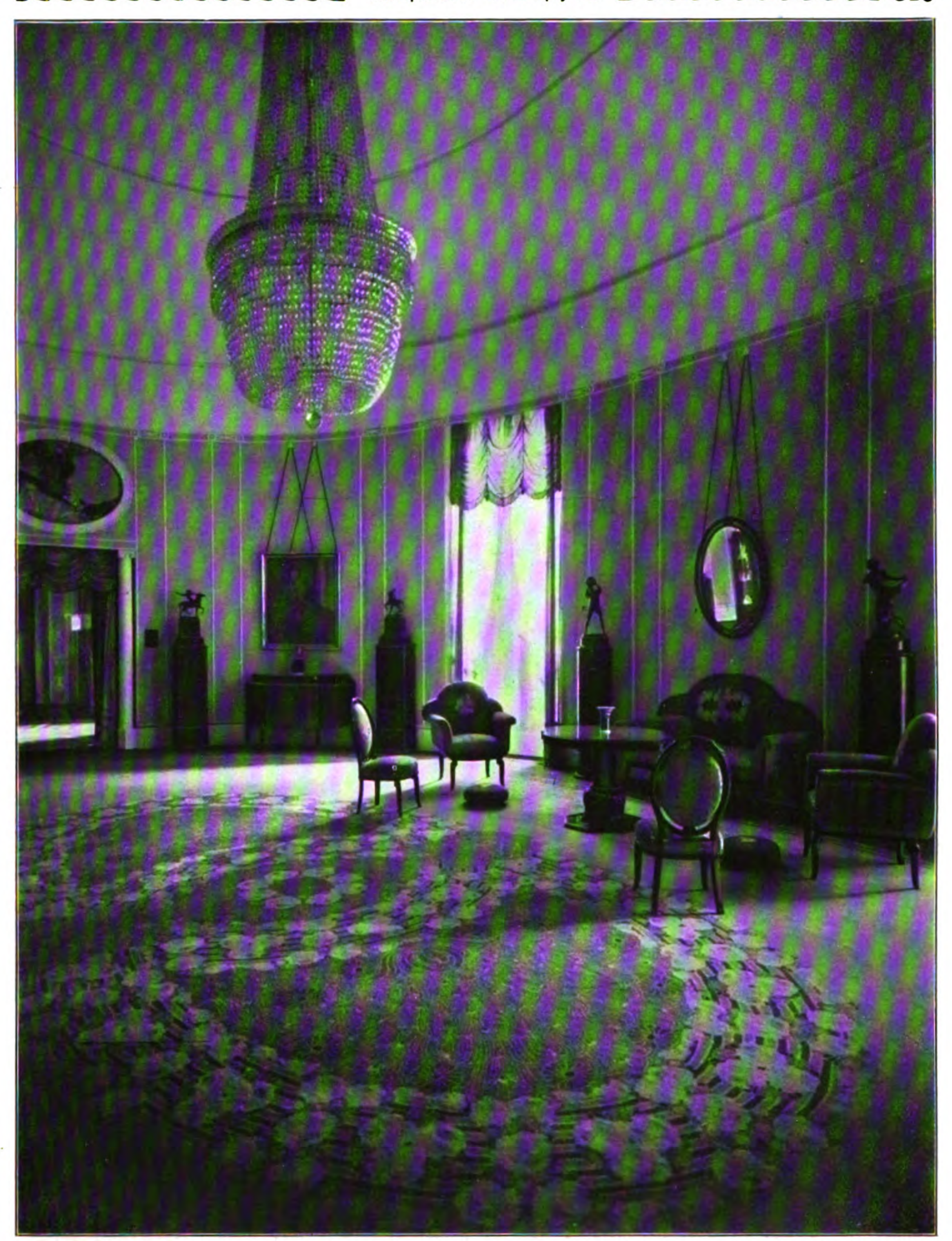
Damenzimmer. Entworfen von Architekt Otto Bauer, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, G. m. b. H., in München. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.



Repräsentationsraum. Entworfen von Architekt Theodor Veil, ausgeführt von Anton Pössenbacher in München. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.

bildungen im Artikel Pierrot und Pierrette, vom Karneval auch die Feste Venedigs. Die farbenglühende „Tänzerin“ von Julius Exter (zw. S. 248 u. S. 249) paßt ebenso zu dem gleichen Thema, wie das kecke Bild von Ernst Gerhard (zw. S. 296 u. S. 297) und das Gemälde des allzufrüh verstorbenen Neven du Mont (zw. S. 304 u. S. 305). Dann haben wir eine kleine Folge farbiger Reproduktionen nach Studien von Albert Wenk, dem hochbegabten Münchener: italienische Motive, in außerordentlicher Anschaulichkeit die Wunder der italischen Küste widerspiegelnd. Zwei Bilder darunter von der Riviera: das eine (zw. S. 168 u. S. 169) gibt, wenn wir nicht irren, einen Küstenausschnitt etwa aus der Umgebung von Bordighera, das andere (zw. S. 176 u. S. 177) einen Teil des berühmten, unvergleichlich schönen Weges am Gestade von Nervi. Aus dem Golf von Neapel stammen die beiden anderen: die weiße Grotte auf Capri (zw. S. 184 u. S. 185) und, besonders schön in der Meer- und Himmelsfärbung, wiederum ein Ausschnitt von der Sorrentiner Küste (zwischen

Heizkörpermantel. Entworfen von Adelbert Niemeyer, ausgeführt von den Werkstätten für Handwerkskunst, G. m. b. H., in München. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.



Repräsentationsraum. Von Architekt Theodor Veil, Möbel und Teppich von Anton Pössenbacher, Kronleuchter von Schwarz & Weigl in München. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.

S. 192 u. S. 193). Wir haben jetzt wenig gute Italien-Maler, soviel Italien-Reisende gerade Deutschland stellt. Es war an der Zeit, daß wieder einmal einer, der das rechte Verständnis für italienische Landschaftsstimmungen besitzt, mit Lust und Liebe seine Staffelei an die Gestade des ewig blauen Meeres stellte. — Zwei plastische Werke bringt das Heft. Eine herrliche Büste Tolstois von dem berühmten Bildhauer Fürst Paul Troubetzkoy, der dem Verstorbenen persönlich nahestand (zw. S. 272 u. S. 273) und eine übermütige mythologische Skulptur von Prof. H. Waderé (zw. S. 256 u. S. 257). Zwei Gegensätze: ein holländisches Landidyll, wunderbar gemalte Schafe von Prof. Julius Bergmann



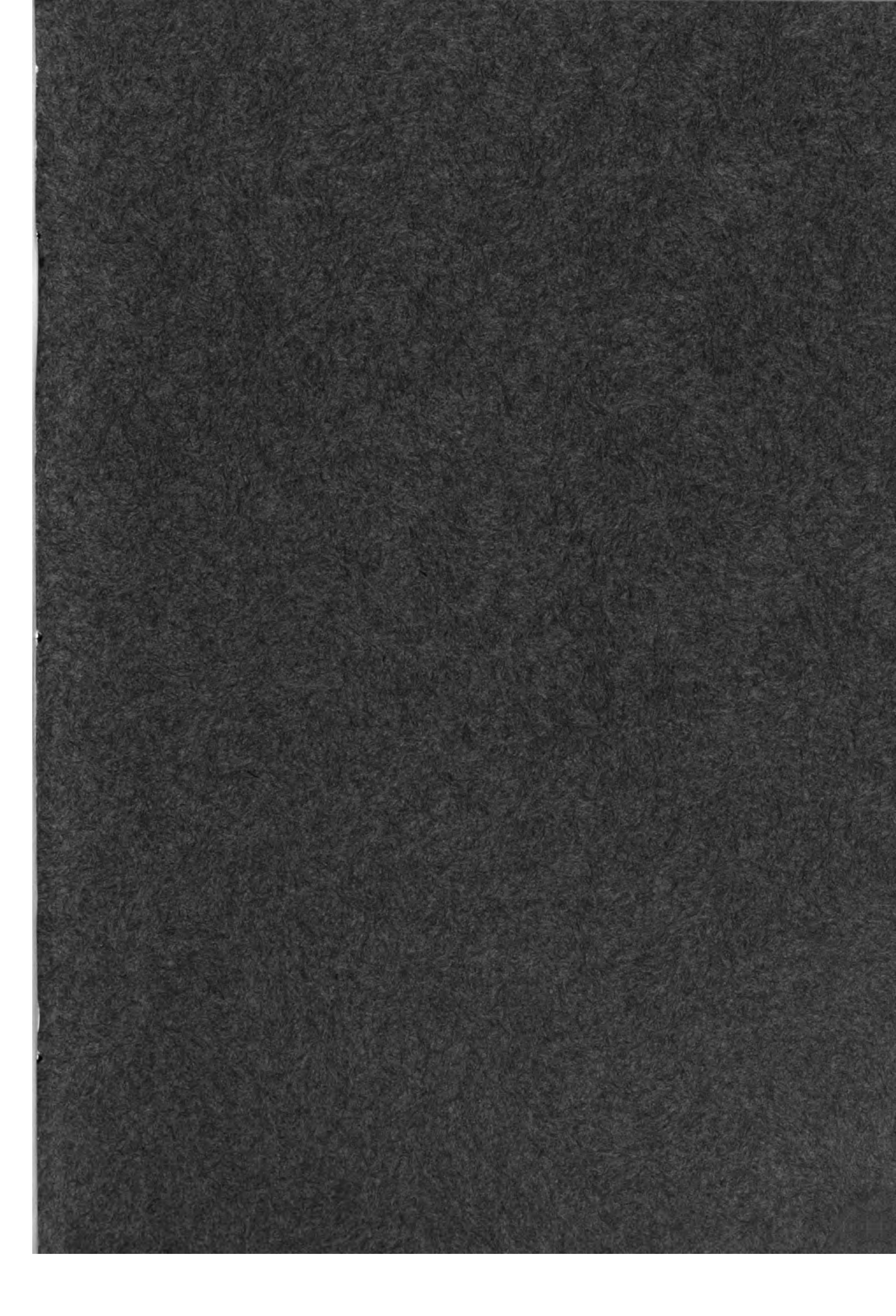
Bibliothek. Von Architekt Paul Ludwig Troost, ausgeführt von Georg Schöttle in München. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.

(zw. S. 224 u. S. 255) und ein ganz modernes Bild stark fluktuierenden Pariser Lebens, Champs Elysées in der Abenddämmerung, fast skizzenhaft hingeworfen und doch — oder gerade deshalb — von lebendigster Wirkung. Das Bild von A. J. Marcel-Clément (zw. S. 264 u. S. 265) erregte auf einer der letzten Ausstellungen in der Berliner Galerie Schulte berechtigtes Aufsehen. Endlich ein herrlicher Frauenkopf des großen Raeburn (zw. S. 240 u. S. 241); die Photographische Gesellschaft in Berlin brachte jüngst eine Mappe mit ausgezeichneten Reproduktionen nach Werken des unsterblichen Briten in den Handel: 13 Blatt, die nur in 100 numerierten Exemplaren abgezogen wurden (200 Mark). Ein Wort des Dankes schulden wir noch dem Verlage Gustav Kiepenheuer in Weimar, der uns die Wiedergabe der Illustrationen zu dem Beitrag „Weimar und sein Hof" gestattete; sie stammen aus dem reizenden Buch „Damals in Weimar" von Dr. Wilhelm Bode (Preis M. 4. —). v. Sp.



Tisch und Sessel aus der Bibliothek. Entworfen von Architekt Paul Ludwig Troost, ausgeführt von Georg Schöttle in München. Photographie von F. Bruckmann, A.-G., München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Die gelbe Bluse.

Gemälde von Reinhold Max Eichler.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

Jubiläums-Jahrgang 1910/11  Heft 7. 25. Jahrg. März 1911

Die Frauen von Tannò. Roman von Ernst Zahn.

(Schluß.)



Gewiß, Klemens Romedi und seine blonde Frau Marianne waren ein stattliches und — glückliches Paar. Davon waren alle Leute überzeugt, nicht nur die Fernstehenden, auch diejenigen, welche mit dem jungen Ehepaar in dem großen Romedihause zusammen wohnten. Marianne fühlte dieses Glück, und vielleicht empfand es auch Klemens; denn es war eine wunderbar behagliche Stimmung im Hause, eine Heiterkeit bei der Arbeit und in der Ruhe, wie sie nur ganz zufriedene Menschen in ihre Umgebung tragen können. Und es gab Stunden, in welchen Klemens der freie geistig wie leiblich gesunde Mensch war, der er früher gewesen. Dennoch aber engte ihm etwas die breite, an tiefes Atmen gewöhnte Brust ein. Manchmal war es, als ob ihn ein Spuk neckte. Es war etwas fast Wesenloses, ein Gedanke, eine Erinnerung, die wie ein Blitz ihm durch die Seele fuhren. Er sah eine Gestalt vorüberhuschen, und erst nach einer Weile wußte er, daß es die Berta Valer gewesen war. Er fühlte eine Liebkosung, erlebte plötzlich einen liebesseligen Augenblick noch einmal, den er schon lange hinter sich hatte, und dann sah er das Gesicht der Berta und wußte wieder, daß er jenen Augenblick mit ihr gelebt hatte. Es war wie ein immerwährendes Aufleuchten und Wiedererlöschen einer Vergangenheit. Es geschah mitten am Tage, mitten im Gespräch mit seinen Leuten, über einer Mahlzeit, bei der Arbeit und tief in den Nächten.

Einmal wanderten zwei junge Burschen von Tannò nach Amerika aus. Da zuckte es dem Großgrundbesitzer Klemens Romedi auf, er möchte all seine Habe zu Geld machen und mit seinem blonden Weibe ihnen nachziehen. Damit die Berta Valer ihn nicht mehr narre! Dann lachte er grimmig in sich hinein: Als ob einer seinen Gedanken aus dem Weg zu gehen vermöchte! Die Berta Valer war aber nicht nur eine Erinnerung, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut, die noch immer seinen Weg kreuzte. Heute begegnete er ihr auf der Straße und fing ihren Blick auf, und morgen streifte sie in der Kirche unversehens dicht an ihm vorüber, daß ihn etwas heiß überlief. Heute redete sie ganz unbefangen Marianne und ihn an, als sie am Hause vorüberging, und morgen kam sie selbst zu der blonden Frau ins Haus gelaufen und hatte irgendein ganz begreifliches und natürliches Anliegen. Man konnte sich nicht meiden, wenn man einander auf der Nase wohnte. Warum sollte man auch? Und er, Klemens, war jetzt verheiratet, das änderte doch alles! Marianne selbst hatte nicht das geringste Bedenken. Sie wußte um das, was früher zwischen ihrer Schulkameradin, der Berta Valer, und Klemens gewesen, aber — jetzt — jetzt war keine Gefahr mehr. Sie hätte nicht gewußt, worin sie sich ihren Mann anders

hätte wünschen sollen. Sie sah es auch ganz gern, daß die Berta harmlos im Hause verkehrte. So konnten die Leute sehen, daß Gras über die alte Geschichte gewachsen war.

Die Berta klagte, sie habe im Dorf keinen rechten Umgang. Als sie einmal eines Abends in Klemens' Abwesenheit allein eine Stunde bei Marianne gewesen, ging sie mit dem Bemerken: „Es ist mir eine Erholung, manchmal mit einem Menschen zusammenzusein, der mich versteht."

Da lachte Marianne und lud sie ein, doch wiederzukommen, wenn es ihr behage.

Und Berta kam wieder, immer, wenn der Großrat, ihr Vater, nicht da war, aber nicht immer, wenn Klemens fehlte. Sie konnte nicht viel dafür. Sie war nur zu schwach, um zu widerstehen. Es trieb sie immer wieder, wie es sie stets getrieben hatte, hinter Klemens her.

Er hatte wohl bisher gleichsam unter dem Eindruck gelebt, als gehe sie fern, in einem großen Kreise um ihn herum. Jetzt sah er diesen Kreis enger werden, immer enger. Es wurde ihm schwül dabei. Aus den unklaren Erinnerungsblitzen, den Lüsten, die ihn genarrt hatten, wurden scharfe klare Gedanken, die schwer loszuwerden waren. Sie verwandelten sich in Wünsche und Hoffnungen. Manchmal fragte er sich jetzt schon: ‚Wirst Du sie heute zu sehen bekommen, die Berta?'

Schwer und immer schwerer legte es sich ihm auf die Brust. Es begann an ihm etwas zu zehren und machte ihn krank. Er arbeitete wie ein Roß, um sich zu zerstreuen. Einmal dachte er daran, sich im Wirtshaus zu betäuben, ging hin und trank, aber noch ehe der ungewohnte Wein Herr über ihn wurde, hatte er einen Ekel davor und entlief der Schenke. Die Berta Valer, die er im Wein hatte ertränken wollen, lief neben ihm. Dann sah er seine große blonde Frau an und überschüttete Marianne mit einer wilden Zärtlichkeit, die seinem reinen Wesen fremd war. Nachher verachtete er sich selber um seiner Verlogenheit willen und wußte, daß die Zärtlichkeit, die er geheuchelt hatte, einer andern gehörte.

Allmählich wurden dann wieder aus Wünschen Worte und aus Worten Taten.

Sie wußten keines, wann es zuerst wieder begonnen hatte.

Vielleicht damals im dunkeln Flur hinter der Haustür. Berta Valer war bei Frau Marianne gewesen und im Begriff wegzugehen. Vielleicht hatte sie die Schritte auf dem gepflasterten Hausvorplatz gehört, aber — nur vielleicht. Jetzt kam sie durch den Flur der Tür zugegangen, ein wenig langsam, als ob sie auf etwas wartete, aber nur vielleicht, nur — vielleicht. Da ging die Tür auf, und Klemens Romedi stand auf der Schwelle. Ein Licht von außen beleuchtete seine stattliche Gestalt in der kurzen Joppe, auf welche der schöne, weißblonde Bart fiel. Es gab ihm einen Ruck, als er die Berta erblickte; er vergaß die Tür festzuhalten, und sie fiel halb zu, ehe er den Fuß dazwischen stemmen konnte. Sie grüßten einander, gaben sich die Hände und überließen sie einander, während sie ein paar Worte wechselten. Dann waren sie mit den Worten zu Ende, ehe sie die Hände auseinander brachten. In dem langen schweigenden Händedruck lag vielleicht der Anfang. Als die Tür zwischen ihnen zuschlug, dachten sie immer noch an den Augenblick, in dem die Hände sich berührt und gedrückt hatten. Seltsam aber war es, daß beim nächsten Zusammentreffen jedes wußte, wie das andere daran noch immer dachte.

Wieder einmal, ein wenig später, schützte eine stockdunkle Nacht eine Begegnung, die sie auf der Straße hatten. Sie brauchten nur in die nahe kleine Seitengasse zu treten, so waren sie vor aller Überraschung sicher. Und sie traten in die Gasse. Dann fühlte Klemens auf einmal, wie Bertas weicher Körper anschmiegsam sich an den seinen lehnte. Es schoß ihm heiß durch alle Adern. Es war wie ein Schutzsuchen und doch wieder wie ein schmeichelndes Trösten in ihren Bewegungen.

Dann sprachen sie:

„Klemens." —

„Berta, Mädchen!"

Die leisen, unsicheren Worte bedeuteten eine ganze Erzählung. Sie wußten tausend Dinge voneinander und hatten doch nur die beiden Namen gesagt.

Dann küßten sie sich.

Damit war die alte Leidenschaft wieder am Tage. Es faßte sie ein Taumel von da an. Sie suchten sich, fanden sich und je öfter sie einander fanden, um so mehr

hungerten sie nacheinander. Aber sie waren vorsichtiger, schlauer als früher und schafften ihrer heimlichen Liebe Schlupfwinkel. —

Um diese Zeit starb an einem Schlaganfall der alte Figi und ließ die Familie in einer Verwirrung zurück, in welcher sie augenblicklich sich im Leben nicht so recht weiter zu helfen wußte. Xander Tuor, der Knecht, tat sein Tagwerk und nahm auch dasjenige des Meisters hinzu, soweit es sich um Dinge handelte, die nur Fleiß und Kraft, aber kein Nachdenken brauchten. Aber der Kopf fehlte, denn die dicke Figin wußte nur von Kochen für Menschen und Schweine, und hatte das Denken nie gelernt. Geld und Besitz hatte der plötzlich verstorbene Hausvater immer selbst verwaltet und niemand in seine Verwaltung eingeweiht. So waren die Frauen und der Knecht eine Weile übel daran und fanden sich in ihrer Verwaistheit nicht zurecht.

„Da sind wir auf die Straße gestellt, wir armen Weiber," jammerte die Figin. „Wo kein Mannsbild die Zügel in Händen hält, ist es gefehlt. Mit unsereinem macht die Welt was sie will."

Ein paar Tage vergingen.

Sie verlebten sie, ließen sich von ihnen gleichsam bald da-, bald dorthin stoßen, nach jedem Stoß halb betäubt sich umsehend, wo sie seien. Über jeder Mahlzeit jammerte die Figin dasselbe Lied: „Wo kein Mannsbild im Hause ist, ist es gefehlt." Dann erklärte sie, sie finde die und die Wertschriften nicht, von denen sie ganz bestimmt wüßte, daß sie da sein müßten.

Ein andermal schalt sie aufgeregt, aus dem Buch, in welchem der Vater allerlei wichtige Dinge, wie Zinstage und Kapitalschulden, eingeschrieben, könne kein Gelehrter, viel weniger sie selber klug werden, und dann stöhnte sie, wie es wohl erst im Herbst werden solle, wenn ein Teil des Viehes losgeschlagen und anderes in Winterung gegeben werden müsse.

Eines Abends saßen Gunde, die Mutter und Tuor beieinander. Justina war dermalen nicht im Dorf, sondern hauste mit ihrem Kinde auf einer der Alpen des Großrats Valer, wo sie den Sennen und Knechten den Haushalt führte. Am Tisch, an dem die drei hockten, sang die dicke, schwerfällige Frau ihr Jammerlied. Gunde war ärgerlich, und der gutmütige Tuor war zu lange ein Knecht gewesen, als daß er selbst das Heft in die Hände genommen und den unbeholfenen Frauen wegswohin gesagt hätte.

Da kam der Figin ein Einfall. Sie saß, die dicken Arme breit auf den Tisch gestützt, zwischen den beiden andern und sagte zu Gunde: „Am Ende sollte doch eine von Euch heiraten."

Gunde blickte auf und dann dumm in den Tisch. Tuor nahm die kurze Pfeife, stopfte sie und tat, als ginge ihn die ganze Sache nichts an.

So saßen die drei ein paar Minuten. Dann fuhr die Figin bedachtsam weiter. Am Ende sei jeder sich selbst der nächste. Sie sehe im Grunde nicht ein, warum sie den Karren sich verfahren lassen sollten, bloß damit nachher keine Nachkommen da seien, die vielleicht früh sterben könnten.

Das weckte auch die Gunde. Sie gab der Mutter recht. Sie begannen zu eifern: Der Bund in allen Ehren, aber es gäbe Fälle, in denen er nicht mehr gültig sein könne. Über der Gegenwart mit ihren kleinen Mißständen vergaßen sie eine Weile alles, was früher gewesen. Es war bezeichnend, daß sie sogar der Justina vergaßen, weil die nun ihren eigenen Lebensweg hatte und gleichsam ihre Interessen von denen des Hauses weggeschaltet waren. Sie sprachen miteinander, als ob jene überhaupt nichts mehr im Hause zu sagen habe.

„Du bist im Alter," sagte die Figin zur Tochter, „und Du hast etwas, bist nicht nur so die erste beste."

Die Gunde faßte den Vorschlag ohne Verlegenheit an. Ihr Sommersprossengesicht wendete sich Tuor zu. „Wenn es sein muß und den Haushalt in Ordnung bringt, warum soll ich es nicht tun?" sagte sie.

Der achtete zuerst nicht darauf. Erst nach und nach gewahrte er, daß das häßliche Mädchen seinen Blick suchte. Da kam er langsam aus der Gemächlichkeit und dem Dusel seiner Pfeife her. „Es müßte einer sein, der sich im Stall und auf dem Lande auskennte," sagte die Gunde.

Tuor fuhr sich faul durch das struppige rote Haar und legte für einmal in sichtlichem Zorn die Knechtsart ab. „Seid Ihr besessen?" fuhr er die beiden Frauen an.

Die Bemerkung warf sie über den Haufen. Es kam ihnen erst jetzt zum Bewußtsein, daß sie an die Justina nicht gedacht

hatten. Die Alte fand aber bald den Faden wieder und sagte: „Die Justina muß heimkommen. Und dann — — —“

Der Knecht verstand sie gleich, aber er brauchte ebensoviel Zeit, wenn er etwas sagen wollte, wie wenn er ein schweres Heubündel auf die traghaften Schultern lud. Endlich schüttelte er den Kopf und sagte: „Ich tue es nicht.“

„Bah, warum?“ fragten die Frauen fast gleichzeitig.

„Pianta und der Pfarrer würden schöne Augen machen.“

„Sie haben uns nichts ins Haus hinein zu regieren,“ sagte Gunde ärgerlich.

Tuor wälzte das Wort in seinem Verstandskasten um und um und antwortete darauf: „Ich kann es auch sonst nicht, aus mir selber nicht.“

In diesem Augenblick ging die Haustür, und wurden Schritte im Flur laut.

Sie lauschten. Dann trat Justina mit ihrem Kinde auf dem Arm in die Stube. Sie grüßte und erklärte, daß sie eine Besorgung im Hause des Großrats gehabt und käme, guten Tag zu sagen. Der Besuch kam so überraschend und doch gewissermaßen so im rechten Augenblick, daß die drei andern ganz verdutzt dasaßen.

„Was ist?“ fragte Justina. Sie merkte der andern Befangenheit.

Die Zeit und die Arbeit hatten sie selbst nicht schöner gemacht. Sie war jetzt beinahe so breit und so plump wie die Gunde, aber noch immer hatte sie die weiche, weiße, scheinige Haut und einen Rest von reizvoller Jugendlichkeit in dem vom roten Haar umstandenen Gesicht.

Die Figin hatte sich inzwischen gefaßt und sagte: „Du kannst jetzt auch mitreden.“

Dann setzten sie ihr auseinander, was sie besprochen hatten. Tuor stand auf und drückte sich in der Stube herum, während Justina sich auf einen Stuhl niederließ und das Kind auf den Schoß legte. Der Knecht suchte mit den Blicken fortwährend das kleine Wesen. Während die Weiber sprachen, kam er einmal näher zu Justinas Stuhl, ging wieder fort und kam nochmals näher. Nun stand er still, blickte auf das Kind nieder und begann ein scheues Spiel mit ihm, indem er aus einiger Entfernung und so gedreht, daß die Frauensleute es nicht merken sollten, ihm bald mit den Fingern, bald mit dem Munde Zeichen machte, um das noch stumme Menschlein zum Lachen zu bringen. Als er bei diesem Gebaren einmal dicht neben Justina trat, hob diese, in der Unterhaltung mit Mutter und Schwester sich nicht unterbrechend, das Kleine in die Höhe und legte es, fast ohne zu denken, was sie tat, dem Tuor in den Arm. Da setzte er sich an derselben Stelle und wiegte den Säugling linkisch, fast unterwürfig, als ob er seines eigenen Kindes Knecht sei.

Nach und nach beteiligte auch er sich wieder am Gespräch.

Justina hatte von Anfang an seinen Standpunkt verfochten: „Es ist zu spät, wir hätten einander von Anfang an nehmen müssen, der Xander und ich. Und — es ist nichts Kleines, was der Lehrer Pianta von uns will. Wir verstehen es vielleicht nicht so recht, wir Alltagsköpfe, aber — ich — ich möchte nicht die erste sein, die ihm abfällt.“

„Und ich täte es nicht,“ murrte Tuor über seinen Knaben hin. „Immer die Angst vor der Strafe in den Kindern, das wollte ich nicht durch mein Leben schleppen.“

Der Aberglaube stand ihm ins gutmütige Gesicht geschrieben. Er machte auch die Gunde und die Mutter wieder stutzig; aber diese beiden wichen nicht so bald von ihren Plänen. „Ich will mit dem Pfarrer reden,“ sagte die Figin. —

Zufällig tat ihr Jon Flury, der Pfarrer, schon am gleichen Abend den Gefallen, ins Haus zu kommen. Die Justina war mit dem Kinde längst wieder gegangen.

„Wie kommt Ihr voran, nun Ihr allein seid?“ fragte der Pfarrer.

Das war das Wort, das der Figin auf das half, was sie zu sagen hatte. Sie jammerte ihr Leid von den verlassenen und verkauften Weibsleuten. Dann verriet sie, wie sie andern Sinnes sei als früher und meinte, der Knecht und die Tochter hätten einander doch heiraten sollen. Die Gunde kam auch herein und mischte sich eifrig in die Unterhaltung, so eifrig, daß Flurys stahlblaue, scharfe Augen sich erstaunt auf sie richteten. „Es ist eine unnatürliche Sache,“ focht die Figin, „daß die zwei ledig bleiben sollen.“

„Sicher ist es,“ bestätigte die Gunde.

Der Zug des Eigenwillens, der Jon

Flury am Munde saß, verschärfte sich. Es war ihm genug im Kopf herum gegangen, daß er, der Pfarrer, mitgeholfen, die ehrliche Heirat zu verhindern, jetzt aber bestärkte ihn etwas in seinem Widerstande. Er sah, wie nichts als Eigennutz die Figin trieb, aber noch mehr durchschaute er das Wesen der Gunde. Sie stritt mit heimlicher Hitze für die Heirat! Er fühlte, daß sie selbst jeden Augenblick an die Stelle der Schwester getreten wäre und daß sie, indem sie die Schwester unterstützte, instinktiv für ein eigenes Recht focht. Und die kleine Menschlichkeit dieser Menschen weckte Jon Flurys Trotz. Lehrer Pianta stritt mit seinem Bunde für einen Gedanken, der etwas Hohes, diese verächtliche Menschlichkeit Überwindendes hatte! Er, Jon Flury, hatte ihm im Herzen noch nie so sehr recht gegeben wie jetzt. Zu den Frauen sagte er kurz und barsch: „Die Sache, meine ich, ist ein für allemal abgetan. Man soll nicht wieder den Weg zurücklahmen, den man mutig gegangen ist.“

Sie wagten darauf nichts mehr zu sagen und brachten das Gespräch kleinlaut auf anderes. Aber er sah wohl, daß sie nicht seiner Meinung waren.

Unter dem Eindruck dieses Besuchs sagte Flury am Tage nachher zu Pianta: „Ich weiß nicht, Lehrer, ob wir hier in Tannò uns nicht noch vor der ganzen Welt schämen müssen, weil wir etwas angefangen haben, was wir nicht zu Ende bringen können.“

Und er schilderte die Szene im Figihause, die schwache Mutter und wie die Lebensgier auf einmal auch aus der häßlichen Gunde lodere. Er fügte hinzu, daß Tuor selbst wohl nur abergläubische Furcht abhalte, mit den Weibern gleicher Meinung zu sein und daß die Justina die eigenen Wünsche auch nur niederhalte, weil ihr der Mut fehle, sie zu zeigen.

Noch während er sprach, befremdete ihn Piantas Haltung und Wesen. Er schien bedrückt und verlegen.

Da fuhr es Jon Flury jäh durch den Kopf, ob auch der Führer schon unsicher sei, und seine Augen wurden schärfer, seine Stimme unwillkürlich strenger. „Auch der Berta Valer traue ich nicht,“ sagte er rauh.

Pianta nahm sich zusammen und richtete sich auf. Er hing an seinem Werk, die Begeisterung dafür war nicht erloschen.

„Wir wollen nicht nachlassen, Herr Pfarrer,“ sagte er hastig und erging sich in Vorschlägen, was zu tun sei.

Aber Jon Flury hörte innere Unruhe und Unsicherheit aus ihm heraus.

Und unsicher war Daniel Pianta, er mochte es sich gestehen oder nicht.

Diese Unsicherheit zwang ihn, mit Anna Julia Valmott von dem zu reden, was er von dem Pfarrer gehört hatte. Er mußte es ihr sagen! Es war ihm, als müßte er gerade von ihr die Versicherung hören, daß der Pfarrer zu schwarz sehe, als ob sie ihn von etwas überzeugen könnte, was er selbst nicht mehr glaubte. Dabei trieb es ihn gerade zu ihr, weil er auch an ihr zweifelte. Dieser Zweifel freilich war ihm süß.

Anna Julia erschrak, errötete und vermied Piantas Blick. Dann antwortete sie ausweichend, sie habe ähnliches befürchtet. Er sah ihre Verwirrung, und sie erregte ihn seltsam. Plötzlich stieß er heraus: „Vielleicht geht es über unsere Kraft.“

Ein Schweigen folgte. Anna Julia meinte, sein Herz klopfen zu hören. Da war es, als weckte sie jemand mit einem Ruck. Sie war wieder gefaßt und ruhig. Etwas Lastendes, Herabzerrendes fiel von ihr ab. Gleichzeitig erfüllte sie fast Zorn gegen Pianta, darum, daß er Schwäche gezeigt hatte. „Wir freilich dürfen nicht lau werden oder uns verzagt zeigen,“ sagte sie.

Sie stand an den Tisch im Wohnzimmer gelehnt, schlank, aufrecht, die Hände auf die Platte gestemmt. Ihr schwarzes Kleid fiel lang auf den Boden.

„Wir müssen sie zusammenhalten,“ fuhr sie fort. „Auf viele ist Verlaß, die alte Ulla, die Katrine Valer, die junge Maria Flury, des Pfarrers Verwandte.“

Das rüttelte Pianta auf. Er höhnte sich selbst. Mußt Du Dir von dem Mädchen den Weg zeigen lassen? Eilig und eifrig warf er das Wort hin: „Ich werde sie mahnen, zu jedem einzelnen gehen.“

„Tun Sie das, Lehrer Pianta,“ sagte Anna Julia ein wenig förmlich.

Sie reichte ihm die Hand nicht, als er ging; es geschah scheinbar unabsichtlich, als ob sie es vergessen hätte.

16. Kapitel.

Anna Julia war nicht so gefaßt, wie sie geschienen hatte. Es war nur eine Maske,

die sie angelegt und mit der sie Pianta, aber auch sich selber betrog. Als der Lehrer gegangen war, kehrte ihre Unruhe zurück. Sie wiederholte sich alles, was er erzählt hatte, und vergegenwärtigte sich, wie viele von der guten Sache abzufallen drohten. Dann gestand sie sich mit Schrecken, daß sie die Zahl dieser Abtrünnigen noch vermehren könnte, sie, Anna Julia Valmott. Und von diesen andern wußte sie nur allein. Sie durchschaute Wiese, ihre Schwester. Ihr Leben war sich gleich geblieben. Noch immer empfing sie die Briefe des Studenten Werner, antwortete selbst darauf und maß ihr Leben nach diesen Briefen, indem sie nichts neben ihnen Wert haben ließ. Scheinbar und äußerlich war sie ein Kind wie früher. Pianta zum Beispiel, der sie noch immer unterrichtete, fand keine Veränderung an ihr, eine größere Ernsthaftigkeit ausgenommen vielleicht. Anna Julia aber sah tiefer. Sie wunderte sich oft selbst, wie sehr ihr Blick für all diese Dinge geschärft war. Wiese sprach selten oder nie von Werner. Wenn aber lange kein Brief kam, so trieb etwas sie ruhelos umher. Anna Julia sah sie dann nachts, während die andere sie selbst im Schlaf meinte, aufrecht im Bett sitzen. Die weißen Hände strichen zitternd und mit verlorenen Bewegungen über die Decke, fanden und falteten sich, die Finger wanden sich mit nervösem Zittern, und das Gesicht zuckte von verhaltenem Weinen. Allmählich schien auch etwas in den Briefen selbst Wiese zu beunruhigen. Es war noch immer der alte Schwärmer, der sie schrieb, aber — Anna Julia ahnte das, ohne alle Briefe gelesen zu haben —, es war in ihnen ein Ton leiser geworden, der anfänglich tief und innig mitgeschwungen hatte. Als Werner Stahl damals gegangen war, hatte er vom Wiederkommen gesprochen, und in seinen Briefen war lange Zeit immer ein Wort gewesen, das auf die Zukunft wies: „Wenn ich meinen Doktor habe! Wenn ich mir noch ein Stück Welt angesehen! Wenn ich inzwischen wieder einmal Tannd sehe.“ Hoffnung auf ein Wiedersehen sprach auch jetzt noch aus den Briefen, aber es war, als sei sie ein wenig lauer geworden, als ob andere Interessen zeitweilig darüber hinaus wucherten. Stahl erzählte von seinen Studien, die ihn mächtig in Anspruch nahmen, von neuen Menschen, die er traf, auch von kleinen Reisen, die er auf Wunsch des Vaters machte. Es waren viele neue Eindrücke in seinem Leben, und in ihnen schien die Erinnerung an Tannd und Wiese ein wenig zu verblassen. Anna Julia fühlte, daß Wiese in Furcht davor lebte. Eines Tages hielt sich diese nicht länger und gab der Furcht Ausdruck. „Zwei Menschen“ — sagte sie — „wenn sie einander nie sehen, — die Entfernung — und die Zeit machen sie einander fremd.“

Anna Julia fühlte, daß ein Wunsch, eine Bitte am Grunde von Wieses Worten lag. Sie, die Schwester, sollte ihr helfen, Werner Stahl wieder einmal in die Gegend zu bringen, oder sollte sie selbst in seine Nähe führen. Sie hätte es gekonnt; denn sie hatte Freunde in St. Felix, wo Werner wohnte, Freunde, von denen sie erfahren, daß sie wiederum mit Stahls eng befreundet waren. Aber sie — Anna Julia wollte nicht! Das mit den zwei jungen Menschen durfte nicht weiter gehen!

So erwiderte sie auf die heimliche und stumme Bitte Wieses mit harter Offenheit: „Was würde es Dir nützen. Du weißt, was wir von Tannd zu tun haben.“

Wiese starrte sie mit erlöschenden Augen an und schwieg. Aber ihre Rastlosigkeit steigerte sich danach von Tag zu Tag. Manchmal erschien sie Anna Julia wie ein kranker Baum, der noch zuviel Trieb zum Sterben, zuwenig zum Blühen hat.

So also hätte Anna Julia die Zahl der Abtrünnigen, von denen der Lehrer sprach, um die Schwester vermehren können. Aber sie wußte noch eine mehr. Das war sie selbst. Das Leben und Lebenshungern rings um sie hatten auch sie geweckt. Sie fühlte wohl, daß sie nicht anders war, als die andern. Das, was aus der todkranken Stina gesprochen, was die Berta Valer trieb und die Justina und die müde Wiese, das war auch in ihr, wie ihr vererbt von den andern, einer ansteckenden Krankheit gleich. Es war wie ein zehrendes Fieber. Wenn man es hundertmal überwand, kam es hundertmal wieder.

In diesen Tagen, um die Abendstunden besonders, die klar waren und seltsame, herzbewegende Beleuchtungen ins Land warfen, lehnte Anna Julia oft am Fenster und verlor sich in Sinnen und Sehnsucht.

Sie sagte sich ganz deutlich: Sie liebte Daniel Pianta, den Lehrer. Seit wann? Warum? Das wußte sie nicht. Vielleicht, weil er ein Künstler war! Vielleicht, weil er ein leidenschaftliches Herz und einen hochfliegenden Sinn hatte. Und sie vergaß seine Schwächen.

Die Schwestern und Pianta lebten indessen in dieser unruhvollen Zeit auch schöne und von einem fremden Glück erfüllte Tage. Es war, als ob das, was in ihnen arbeitete, ihre künstlerischen Fähigkeiten noch erhöht hätte. Bei ihren gemeinsamen Musikabenden waren Wiese und Pianta zwar zumeist die Ausübenden, allein Anna Julia hatte Gesangsübungen, die sie früher gepflegt, wieder aufgenommen und sang zuweilen, von Wiese und dem Lehrer zugleich begleitet. Ihre Seelen schwangen sich in diesen Stunden hoch über alle Alltäglichkeit hinaus. Ihre Gesichter leuchteten, das der Wiese weißer wie Schnee, heiß und das Ungestüm der Seele widerspiegelnd das des Pianta, Anna Julias aber voll Klarheit und Ruhe. Anna Julia liebte in diesen Augenblicken Pianta vielleicht mehr denn je. Denn die leidenschaftliche Kraft, die Vollendung seines Spiels zwang sie zur Bewunderung, allein sie fühlte weniger den Drang, ihm von dieser Liebe zu sagen, zu hören, daß er sie erwidere, als vielmehr eine wunderbare Freude, darum zu wissen, und die hohe, friedesame Fähigkeit der Entsagung. Sie stellte sich dann vor, daß Daniel Pianta ähnliche Empfindungen hege und fühlte sich innerlich gehoben durch den Gedanken, daß sie beide mit heiterem Mute sich gegenseitig verschwiegen, was die Pflicht ihnen auszusprechen verbot. Der Gedanke, daß unter all den Frauen von Tannò keine aus tiefer Überzeugung die Forderung des Bundes zu halten bereit sein könnte, erschien ihr gleichzeitig unerträglich. Ein Verlangen ergriff sie, stark zu sein, wenn alle die andern schwach waren, damit die nicht recht bekämen, die noch immer über die Nonnen von Tannò lächelten.

Das war in den Augenblicken, da Anna Julia beinahe Siegerin war über sich selbst.

Daniel Pianta mühte sich inzwischen an seinem Ort (und wie er Anna Julia in Aussicht gestellt hatte) der Zersetzung, die an sein Werk, den Bund von Tannò, kommen wollte, entgegenzuarbeiten. Er ging von Haus zu Haus, besuchte die Figischen, das Haus Valer und wartete auf eine Gelegenheit, Klemens Romedi zu sprechen. Aber er arbeitete auch an sich selber. Die beste Waffe hiefür fand er in seiner Berufstätigkeit. Er war immer ein tüchtiger Lehrer gewesen. Nun aber stählte etwas Unbestimmtes ihm die Freude an seinem Lehramt noch. Der Pfarrer sagte eines Tages: „Ihr habt es in Euch, Pianta. Ihr seid zum Erzieher geschaffen." Die Oberbehörden wurden aufmerksam und wiesen auf ihn als Beispiel hin. Selbst die Bauern von Tannò, die sich sonst wenig um die Schule kümmerten, bekamen irgendwie, vielleicht auf dem Umwege über ihre Kinder, einen heillosen Respekt vor ihm in die Glieder. Die Kinder aber waren ihm treu und folgsam. Alle waren es, vom ehrfürchtigen kleinen Ersthosenbub bis zum großen, schwer im Zaum zu haltenden Bengel. Das war, weil Pianta in der Schule Gewalt über sich selbst hatte. Er vergaß sich nie in Zorn oder Scherz und vergab sich so nie etwas vor den Kindern. Er ließ keine der Unbegabteren zurück, und kein Kind hatte so viel Trotz oder Unart in sich, daß er nicht eine Seite fand, um ihm beizukommen. Er schlug nicht. Seine Strafen waren Ehrenstrafen, aber es war immer so viel Festigkeit in ihnen, daß sie gefürchteter waren als Schläge.

Sein Kollege Ammann hatte ihn nicht gern über ihn selbst hinaus wachsen sehen. Der ohnehin verdrießliche Mann hatte eine Weile viel gezänkelt und gegen Pianta gestichelt. Am Ende, als er sah, daß er diesem nichts anzutun vermochte, ergab er sich und ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. Er selbst machte sich sein Lehramt leicht und verließ sich darauf, daß die von Tannò ihren alten Schulmeister nicht fortschicken würden. Den verlorenen Seelenfrieden verschaffte er sich wieder, indem er in all seiner Mußezeit seiner Lieblingsbeschäftigung, der Schneiderei, frönte. Wer ihn zu Hause besuchte, konnte ihn mit gekreuzten Beinen auf einem Tische sitzen und nähen sehen. So fand ihn auch Pianta eines Tages, als seine, des Cölestin, Klassen ohne Lehrer blieben und durch ihr Indianergeheul ihn aus seiner Stube herüber lockten. Er stieg zu Ammann hinauf, um zu sehen, warum er ausbleibe. Der

arme Kerl hatte einen dick geschwollenen Kopf und aus den Tüchern, mit denen er ihn umwunden, hing wie ein dürres Grasbüschel sein kleiner Bocksbart. Er meckerte, daß die Frau zum Arzt sei und vergessen habe, ihn dem Kollegen krank zu melden. Dann bat er Pianta, den Unterricht für ein paar Tage zu übernehmen. Pianta bekam damit eine große Aufgabe. Die Schüler des Cölestin Ammann waren eine disziplinlose Gesellschaft. Im ersten Augenblick schüchterte Piantas Auftreten sie ein, aber sie waren zu lange ohne einen Herrn gewesen, um sich so rasch an Zucht gewöhnen zu können. Ein harter Kampf zwischen Lehrer und Schülern hob an. Da Cölestins Erkältung sich in eine ernsthafte Krankheit verwandelte, dauerte er länger, als vorauszusehen gewesen. Bald nahm er Pianta so in Anspruch, daß er darüber beinahe seines innern Zwiespalts vergaß. Jeden Abend, nachdem er — er hatte Cölestins Schülerschar mit der seinen vereinigt — den Unterricht mühsam zu Ende geführt, überlegte er in seiner Stube die kleinen Ereignisse seines Schultages. Er vergegenwärtigte sich jedes einzelne Kind und suchte sich seine Art aus Herkunft und Veranlagung zu erklären. Bald fand er die schlimmsten und am schwersten zu leitenden Unruhestifter heraus und machte sich an jeden einzelnen heran. Er war, ohne es zu wissen, ein großer Menschenkenner, und es gelang ihm, den Ton zu finden, der diese Einzelnen einzeln überwand.

Nach zwei Wochen erlebte er den ersten Vormittag, an welchem in der überfüllten Schulstube dieselbe Ruhe und Ordnung herrschte, wie er sie bei seinen Schülern von jeher gewohnt gewesen. Da saß der große, stämmige Hans Gredig, der sonst ungeschlacht war wie ein Föhnstoß, ein wenig bockig noch, aber vernünftig an seinem Platz. Drüben der scheele Hofmann, dessen Hinterlist die Klasse sonst aufgewühlt, hatte den Kopf in verbissener Scheu gesenkt, und die dicke, faule Klara Tschann schlief nicht, sondern riß die kleinen Augen auf und folgte seinem Unterricht. Daniel Pianta freute sich seines Sieges. Das kam aber wiederum seinem Unterricht zugute. Es war an dem Morgen etwas Mitsichfortreißendes in seinem Wesen. Als er um elf Uhr das Schulzimmer verließ, schaute ihn Hans Gredig mit scheuer Bewunderung von der Seite an und äußerte zu zwei Kameraden: „Das ist bei Gott ein anderer als der Ammann, der Pianta; wenn wir den immer hätten, wollte ich eher meine zwei Jahre in dem Loch noch absitzen."

Pianta merkte, daß sie von ihm sprachen. Seine innere Freude ließ sein Herz hoch klopfen, und es litt ihn nicht im Hause. Die Brust von hohen und guten Gedanken erfüllt, tat er einen Gang durch das von raschen Wolken überflogene, bald sonnige, bald beschattete Dorf. Dabei fiel ihm die andere Sendung wieder ein, die er hier hatte, und die Liebe, die er in diesem Augenblick für seinen Beruf empfand, ließ auch seine Begeisterung für sein Apostelamt in Tannò neu aufflammen. Mächtige Empfindungen durchströmten ihn. Er liebte dieses vom Schicksal gezeichnete Volk, hatte einen tiefen Drang, ihm dienstbar zu sein und fühlte sich zu jedem Opfer stark. Er dachte auch an Anna Julia Valmott. Sie schien ihm fern und hoch und verehrungswürdig, und er empfand die Freundschaft, die ihn und sie verband, als etwas Keusches und Heiliges.

In dieser Gehobenheit des Empfindens gelangte er vors Dorf hinaus und sah Klemens Romedi durch seine Wiesen ihm entgegenkommen. Die beiden Männer waren verschieden wie Tag und Nacht. Der eine, Romedi, kam mit weiten, gemachen Schritten daher, in weißen Hemdärmeln, die Weste offen, wie der Arbeiter vom Felde kommt. Er war barhaupt, und der Wind wehte sein weißblondes Haar auf und schwang seinen Bart wie eine Fahne. Der Lehrer trug seinen altmodischen schwarzen Langrock und war mehr eine absonderliche als eine stattliche Erscheinung. Der Wind, der des Klemens Bart aufwehte, wühlte auch in seinen langen Locken. Er grüßte ihn und bat den einigermaßen Erstaunten, ein Stück weit mit ihm zurück durch die Wiesen zu gehen. Sie schritten dann wegabwärts, die jagenden Wolken über sich und um sich den Wechsel von Sonne und Schatten. Pianta begann von dem, was ihm auf dem Herzen lag. „Ich bin kein Schwätzer und kein Angeber," sagte er, „allein wir sind hier in Tannò enger aneinander geknüpft als irgendein Volk

anderswo, und so muß einer dem andern helfen, wo er kann. Ihr schadet nicht nur Euch selber, Romedi, und dem Ansehen der Euern, sondern demjenigen der ganzen Talschaft, wenn Ihr mit dem Mädchen, der Berta Valer, nicht vollends brecht."

Klemens Romedi stieg das Blut ins Gesicht und breitete sich immer heißer und tiefer über Stirn und Wangen. Er erlebte in diesem Augenblick eine Qual ohnegleichen. So wußten die Leute doch wieder um sein wirkliches Verhältnis zu Berta Valer? Viel Unruhe, innerliche Schande und Zerfallenheit hatte er schon erlebt, seit er sie kannte, hatte sich selber verloren und nie ganz mehr wiedergefunden, allein so grausam, öffentlich, vor einem andern hatte er sich noch nie schämen müssen. Er suchte aber die Schuld nicht bei sich selbst, sondern bei den Umständen, und ein wilder Zorn gegen das Leben, das ihm Steine über Steine in den Weg warf, überfiel ihn. Er warf einen Blick um sich, um zu sehen, ob niemand sie höre, dann leugnete er nicht. „Ja doch!" sagte er. „Ich will es nicht durchtun. Wir hängen noch immer aneinander, die Berta und ich. Aber — Ihr seid schuld, Ihr, die da in Tannd das narrhafte Gesetz der Ehelosigkeit gemacht haben. Warum meint Ihr, daß Ihr die Welt umkehren könnt? Die Berta und mich habt Ihr hineingetrieben, daß wir die klaren Sinne verloren haben und nicht aus und ein wissen. Aber ich bin es satt. Ich bin meinen rechten Weg gegangen, bis Ihr die Wege hier in Tannd einem verwirrt habt. Jetzt will ich wieder dorthin zurück, wo ich hätte weiter gehen sollen. Nur — — es wäre besser gewesen, — für viele — wenn Ihr Weltbeglücker nicht zwischen uns gekommen wäret."

Daniel Pianta erschrak. Die Erregtheit des andern nahm ihm die Sicherheit. Es wurde ihm klar, daß er mit dem, was er Gutes zu tun geglaubt, Verwirrung unter die Menschen getragen haben könnte. „Was wollt Ihr tun?" fragte er.

„Ehrlich sein," brach Klemens abermals aus. „Ihr glaubt nicht, was ich für einen Hunger nach Ehrlichkeit habe, seit ich zu lügen angefangen. Nicht dem Pfarrer und nicht Euch, aber denen, die ein Recht haben zu fragen, denen will ich sagen, wie es gekommen ist."

Pianta stand wehrlos mit gesenktem Kopf. Der andere hatte ihn wie mit einem Schlage entnüchtert. Dann begann er zu überlegen, sich zu fassen. Er durfte die Richtschnur nicht verlieren. Der Bund war aus dem hohen Gedanken entstanden, daß die Krankheit zu Tannd ausgerottet werden müsse, die seit Jahrhunderten wie ein Gespenst da umgegangen und dem Volk ein Schrecken gewesen war. Er wollte das eben dem Romedi sagen. Aber dieser hatte sich schon abgewendet und verließ ihn, als sei es nutzlos, die Unterredung fortzusetzen. Pianta sah ihm nach. Auch er mochte jetzt keine Worte mehr machen. Die frohe Stimmung war ihm verdorben. Zweifel kamen wieder; die Mutlosigkeit des Enttäuschten ergriff ihn einen Augenblick und machte ihm den Ort leid, der ihm eben noch so lieb gewesen. Etwas von der alten Unstetheit packte ihn und ließ ihn ein Verlangen empfinden, fortzukommen, als ob das Heil seines Lebens anderswo besser zu finden wäre. Dann ermannte er sich. Als er sich auf den Heimweg begab, überlegte er, was ihm weiter zu tun bleibe. Und er beschloß, die von Tannd noch einmal zusammenzuberufen, wie er es bei der Gründung des Bundes getan. Es war seine Pflicht, sie daran zu erinnern, wie jener entstanden.

Und Klemens Romedi machte am Abend des Tages sein Wort wahr, daß er ehrlich sein wolle.

Es war in der Stube im oberen Stock, wo er mit seiner Frau Marianne wohnte. Sie war hell von niedergehender Sonne und sauber, wie er und Marianne es liebten. Sauber und blond und ein wenig kühl stand die große Frau Marianne an einem Ende des Eßtisches. Am andern stand Klemens. „Hast Du das neue Geschwätz gehört?" begann er.

„Was für eines?" fragte sie ein wenig überrascht; sie hatte ihren Mann nie so erregt gesehen. Sie selbst blieb ruhig. Sie war eine von den wenigen leidenschaftslosen Naturen, die lange nicht aufwachen.

„Sie sagen, daß die Berta Valer und ich noch nicht fertig seien miteinander," fuhr Klemens weiter.

„Laß sie reden," sagte Marianne lächelnd. Sie hatte ein Strickzeug in der Hand, zog gemächlich eine Nadel aus, stieß sie sich in

die blonden Flechten, die sie um den Kopf gelegt trug, und strickte mit vieren weiter.

„Sie haben aber recht," stieß Klemens heraus.

Marianne ließ das Strickzeug sinken und betrachtete sich ihren Mann näher. Sie wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte, ob er trunken oder plötzlich nicht recht im Kopf war oder — —

Da sagte er heiser: „Setz' Dich, Marianne," lief aus der Tür, als ob er etwas vergessen hätte, und kam nach kurzem mit seinen Leuten wieder, dem Vater, der Mutter und dem Vatersbruder, den guten, behäbigen, friedlichen Menschen.

Marianne saß noch immer an dem Platz, auf den sie sich seiner Aufforderung gemäß niedergelassen. Sie war mehr verwundert als erschrocken und zuckte die Achseln, als die alte Mutter wissen wollte, was es gebe.

„Setzt Euch, alle, setzt Euch nur," forderte Klemens sie hastig auf.

Die kleine alte Frau und die beiden ebenso kleinen weißköpfigen Brüder nahmen hinter dem Tische Platz und falteten die Hände vor sich auf die Platte.

Klemens setzte sich obenan und begann zu reden. Er begann ganz am Anfang, der Zeit, in welcher er die Berta kennen gelernt hatte. „Manches wißt Ihr schon," sagte er zu den Alten „und habt schon früher Kummer darum gehabt."

Je weiter er sprach, desto bekümmerter wurden die Mienen der drei alten Leute. Die Marianne aber hörte gelassen zu, nur der Ausdruck von Festigkeit, der in ihrem Gesicht war, verschärfte sich noch.

Klemens kam auf den Bund von Tannd. Er habe ihm einst recht gegeben und nicht gewagt, eines seiner Mitglieder zur Untreue zu bewegen. Allein der Bund habe sich gelockert, und über kurz oder lang werde diese und jene abfallen. Sei es die Berta nicht, werde eine andere die erste sein.

„Da liegt es," fuhr er in heißer Rede weiter, „da habe ich damals meinen Irrtum gemacht und da — muß ich anfangen gut zu machen."

Er hielt einen Augenblick inne, dann sprach er mit noch größerer Hast: „So habe ich es mir scharf zusammengegrübelt, bis mir der Kopf hat zerspringen wollen vor lauter Sinnen: Bis dahin, bis an den Irrtum, bin ich ein schuldloser Mensch gewesen, einer, der nie die Augen an den Boden hat senken müssen, den der Tag gefreut hat und er den Tag. Und wenn es wieder werden soll wie es damals war, so müssen wir alle unsere Uhr zurückstellen und von vorn anfangen, dort an der Irrtumszeit, und das, was inzwischen gewesen ist, darf nicht mehr sein, muß weggelöscht werden."

Die Zuhörer unterbrachen ihn noch immer nicht. Der alte Romedi nur rutschte auf seinem Sitz, und als Klemens ihn ansah, als erwartete er seine Frage, fragte er wirklich mit einer verwirrten Stimme: „Wie — wie meinst Du das? Wir — wir wissen nicht, wie Du das meinst."

„Die Berta hat ein Recht an mich," sagte Klemens, „das erste Recht. Sie ist zuerst dagewesen. So — so muß ich ihr Recht geben."

Vater Romedi schüttelte noch immer verständnislos den Kopf.

Da wendete sich Klemens an Marianne: „Ich muß Dich um Verzeihung bitten, daß — ich Dich angelogen habe, aber ich — will Dich von dem Lügner wieder frei machen. Es wird Dich keiner geringer achten um das, was Dir geschehen ist. Du sollst behalten, was mein ist, und Deinen Weg gehen. Ich will meinen seitab nehmen."

Marianne spielte nicht gern Theater. Sie machte selbst jetzt keine Szene mit Zorn oder Verzweiflung. Sie stand nur auf, warf den blonden Kopf ein wenig zurück und sah aus, als ob sie nach der Tür wollte. „Scheiden willst Du?" fragte sie. „Dich scheiden lassen?"

„Dich scheiden lassen?" fragte der Vatersbruder zum Echo.

Klemens fühlte, daß sie es als etwas Ungeheuerliches ansahen.

„Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte sein," sagte er ruhiger, als er alles andere gesagt hatte.

Marianne näherte sich der Tür noch ein wenig mehr. „Ich tue es nicht," sagte sie. „Nie tue ich es."

Indessen wendete sich der alte Romedi dem Sohne zu. „Du mußt krank sein," sagte er mit tiefer Eindringlichkeit, „es ist nicht möglich, daß Du das alles bei gesunden Sinnen sagen würdest."

„Ich **bin** gesund!" fuhr Klemens auf. „Ich will den rechten Weg wieder haben."

„Der ist, daß Du Dich von einer los-

machst, die Dich verführt," sagte der kleine Alte mit dem Ernst und der Würde, vor der das ganze Dorf den Hut zog wie vor einem großen Herrn.

„Losmachst? Los?" fragte Klemens mit über den Tisch geworfenem Oberkörper. „Wenn Dir einer mit dem Messer in den Körper schneidet, so tief, daß die Wunde nicht heilen kann, daß sie Dein Leben lang schwären muß, kannst Dich dann losmachen?"

„Das ist kein Vergleich," widersprach der Alte.

Klemens aber schien auf einmal der Worte müde. Er stand auf. „Es braucht nicht heute und nicht morgen zu sein," sagte er nüchtern und trotzig. „Ihr könnt es überdenken, alle. Und mit der Zeit werden wir den Weg sehen."

Die Marianne drehte sich um. Einen Augenblick standen sie einander gegenüber, sie ihn groß und vorwurfsvoll ansehend, er ihrem Blick mit unwirschem Gebaren ausweichend. „Es gibt nichts anderes," sagte er gleichsam als Antwort auf diesen Blick. Da wiederholte sie: „Und ich tue es nicht. Ich will nicht zum Gespött der Leute werden." Damit verließ sie immer noch aufrecht und gefaßt die Stube.

Auch die Alten erhoben sich. Halb bekümmert, die Köpfe geneigt, halb gerade durch ihr Schweigen verratend, daß sie ihre Ansicht nicht ändern konnten, gingen auch sie nacheinander hinaus. Nur die Mutter blieb unter der Tür stehen und sah sich nach Klemens um, der seinen Rock gegen ein Stallhemd vertauschte und an seine Arbeit zurückzugehen im Begriff stand.

Er wußte nicht, daß sie zurückgeblieben war und fuhr zusammen, als er sie sah.

Da kam die kleine, schlichte Frau auf ihn zu, nahm seine Hand in ihre eine und fuhr mit der andern zärtlich darüber. „Tu's nicht, Bub," sagte sie. „Tu's doch nicht."

Das ganze Elend, das über ihn gekommen war, kam ihm in diesem Augenblicke zum Bewußtsein. Er stöhnte, biß die Zähne zusammen und würgte die Tränen nieder. Dann machte er sich los und verließ wie die andern die Stube.

17. Kapitel.

Die Klatschmäuler von Tannò hatten Arbeit. Es geschah so vielerlei. Klemens Romedi, hieß es, wolle sich scheiden lassen. — Der Großrat Valer hatte die Berta fortgebracht, weit über Land zu Verwandten. Eher lasse er sie einsperren, hatte er gesagt, als daß sie doch noch mit dem Romedi zusammenkomme! — Die Figin, erzählte man sich, meine, es sei ein Unsinn, daß ihr kein Schwiegersohn ins Haus dürfe. — Und die Justina nehme vielleicht doch noch den Knecht Tuor. Und — und die Gunde sage, wenn die Schwester heirate, so — so würde sie selber — —

So schwirrten die Neuigkeiten durch das Dorf und gingen von da viele Straßen hinaus. Jetzt wußten es die Nachbardörfer, jetzt schwatzte man im Unterland davon. Das Interesse an Tannò war nie erloschen gewesen. Der neugierigen Fremden kamen noch immer genug, der neugierigen Jungburschen auch, die halb im Scherz, halb im Ernst die Ringmauer um das Nonnendorf zu durchbrechen sich mühten. Jetzt waren nur einige Spötter und Ungläubige mehr darunter als früher, und wenige blickten mehr mit scheuer Bewunderung auf das Häuflein, das sich unterfangen hatte, sich zu einem Bund von Entsagenden zusammenzutun.

Daniel Pianta sah sein Werk dem Brechen nahe. Er geriet darob in ein Fieber der Erregung und schickte sich an, seinen Plan auszuführen und im Schulhaus noch einmal zum Volke zu reden. Jon Flury, der Pfarrer, versprach ihm Beistand; denn, sagte er, „wenn sie sich zum Gespött machen wollen, so sollen sie doch nicht sagen, daß keiner sie verwarnt habe."

So kamen sie im Schulhaus zusammen. Es war ganz wie an jenem ersten Abend, da sie den Bund gegründet hatten, ein düsteres Licht im Saal und ein langsames Kommen von Menschen. Vielleicht war das Kommen noch langsamer als beim erstenmal. Pianta aber ließ nicht auf sich warten wie damals, sondern stand in der Mitte des Saals, stand bald und setzte sich wieder und erhob sich von neuem. Ob sie nicht kamen? Ob sie schon jetzt abfielen, die, die noch fehlten? Als er lange genug gewartet hatte, waren doch alle da, bis auf den alten Figi, der gestorben und die Berta Valer, die verschickt war.

Pianta begann zu sprechen. Er erinnerte sie an alles das, was über das Dorf ge-

gangen war, ehe sie den Bund geschlossen und an das, was sie mit diesem hatten erreichen wollen. Er verlor im Eifer alle sonstige Schwerfälligkeit der Rede. Die Worte boten sich ihm zu einer Ansprache von seltsamer Eindringlichkeit und Wucht. Sein Stolz war in ihm aufgerüttelt. Er wußte, daß er selbst dem Gespött anheim fiel, wenn seine Sache verloren ging. So stach ihn etwas, daß er sich verzweifelt wehrte. Er holte den Tannensern die Toten aus den Gräbern und zeigte sie ihnen. Der war ein Bluter gewesen und der und der! Und keiner war eines natürlichen Todes gestorben! Es war fast keine Familie im Saal, auf die als ein Beispiel er nicht mit Fingern weisen konnte. Da fiel etwas von der düsteren Bedrücktheit über sie, die kurz nach dem Tode des jungen Figi und damals in jener ersten Versammlung über ihnen gewesen war. Sie standen und saßen und starrten zu Boden. Pianta aber zeigte ihnen, wie sie allmählich die Aufmerksamkeit einer ganzen Welt erregt hätten, und wie sie sich selber schuldig seien, daß sie sich nicht zum Lachen all der Gaffer machten. Die Leidenschaft riß ihn fort und riß die andern mit ihm. Wenn er ruckweise seinen Arm hoch warf, schlug ihm sein langes Haar um die Wangen.

Als er geendet hatte, war er ganz erschöpft. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er wollte bescheiden zurücktreten, um auch Jon Flury reden zu lassen; allein der Pfarrer schüttelte den Kopf und sagte: „Ihr habt alles gesagt. Ich brauche nicht mehr zu reden." Und vor allen Leuten kam er auf ihn zu und gab ihm die Hand. Es machte einen tiefen Eindruck, wie der in aller Liebe und allem Lobe Sparsame in einer Haltung an dem Lehrer vorüberging, die eine stille Hochachtung verriet. Vielleicht war es das, was alle diejenigen, die zum Bunde gehörten, zwang, es ihm nachzutun. Der Großrat kam nach ihm, pompös, selbstgefällig und würdig. Auch er drückte dem Lehrer die Hand. Dann trat die Ulla Calonder heran. Ihre Holzschuhe klapperten. Aber sie sah aus, wie gewachsen. Als sie mit der eichbraunen Knochenhand die des Pianta hielt, schaute sie sich im Kreise um. Ihre Augen rollten und redeten. Drohend stand sie am Tisch, und dann schrie sie plötzlich mit einer Stimme, die etwas Sturmglockenhaftes hatte: „Schlaft nicht ein, Ihr andern! Er hat recht, der Lehrer. Und der nächste Augenblick kann Euch zeigen, daß er recht hat. Schaut doch den Dominik an. Seht Ihr den da, den! Glaubt Ihr, daß er den Jammer mit sich herumtrüge, wenn er nicht Angst hätte, er und seine Mutter?"

Die, die im Begriffe waren, zu Pianta an den Tisch zu treten, stockten und folgten mit den Blicken der Hand der Ulla, die auf Dominik Valer wies. Der hockte in der äußersten Saalecke und hatte den Kopf verbunden. Das wollene Tuch lag ihm dick um die fieberroten Wangen. Beide Hände hielt er hohl dem Kopf als Stütze unterstellt und stöhnte manchmal und knirschte mit den Zähnen. Jedesmal, wenn er das tat, zuckte seine Mutter zusammen, als habe ihr einer einen Dorn ins Fleisch getrieben, und sah ihn mit jener Angst an, die an der entschlossenen Frau doppelt auffällig war.

Dominik Valer war eine Figur zum Lachen. Er lachte auch selbst manchmal, konnte das Spotten nicht lassen. So bemerkte er auf die Worte der Ulla zu den Nächststehenden: „Hol' sie der Teufel, die Dorfunke! Mein Reißen möchte ich ihr in die Zähne wünschen, wenn sie noch welche hätte."

Das war es: Zahnschmerzen hatte Dominik, wütende, lächerliche, daß er vier Nächte schon nicht geschlafen hatte und mit dem Kopf gegen die Wände hätte rennen mögen. Und er wagte es nicht, den Zahn ziehen zu lassen, weil der Zahnarzt erklärt hatte, er übernehme keine Verantwortung für sein Leben, habe einmal einen von Tannd aus einer kleinen Schramme bluten sehen und verlange nicht, das zum zweitenmal durchzukosten. Seitdem trug Dominik seine Pein mit sich herum und fror und glühte vor Schmerz. Seine Mutter aber ging ihm nicht von der Seite und litt, als ob sie die Qualen selber hätte. Es war zum Lachen, und manche im Saale lachten auch. Ein paar lahme Witze fielen: „Das kommt vom vielen Reden, Dominik Valer." — „Trink Dir einen an, Dominik; ein Jammer muß den andern vertreiben."

Aber der Spott kam nicht recht auf. Sie sahen alle das nach dem Leben krallende Gespenst hinter der Alltagspein des Dominik hocken. Die kleine Szene ging auch

rasch vorüber, und das stumme Grüßen und Danken am Tisch des Pianta nahm seinen Fortgang. Sie kamen alle vorüber, wie bei einem Begräbnis die Leidzeugen, und gingen einer nach dem andern vom Tisch hinweg, langsam aus dem Saal, ein wenig wie gescholtene Schulbuben.

Doktor Semadini, der Pfarrer und Pianta waren die letzten, die im Saal blieben. „Ihr habt es ihnen tüchtig gesagt," meinte der Doktor zu Pianta und schüttelte ihm ebenfalls derb die Hand.

„Ihr habt sie noch einmal an die Kette genommen," sagte Jon Flury.

„Noch einmal?" fragte Pianta. „Das heißt: Ihr meint, daß sie nicht daran bleiben werden?"

„Das Leben ist lang, um Tag für Tag desselben an der Kette zu gehen," sagte der Pfarrer. „Aber ich will Euch nicht entmutigen. Vielleicht, wenn wir sie jedesmal aufzuschütteln vermögen wie heute, bringen wir sie doch hindurch."

Darauf schieden die drei, der Doktor mit einem rauhen Scherz: „Macht doch der Heiligenkomödie ein Ende." —

Der Pfarrer behielt aber recht; die von Tannò gingen wieder an Piantas Kette. — —

Dominik Valer und seine Mutter trieben indes das elende Leben weiter. Die Mutter versuchte alle Tränke, um dem Sohn zu helfen, schlief nicht, weil er nicht schlief, ging nicht zur Arbeit, weil sie sich nicht getraute, den halb Rasenden allein zu lassen.

„Wenn mir einer die Hand abhaut oder den Fuß, will ich den Schmerz ertragen," sagte Dominik, „aber dieses kleine, heiße, immerwährende Bohren da innen, das halte ich nicht länger aus."

Zuweilen zuckte wie Sonnenblitze aus Gewitterwolken aus aller Qual sein Humor auf. „Sie sagen, die Liebe sei der schlimmste Schmerz. Weher als Zahnweh, zum Teufel, kann sie nicht tun. — Mein Leben hämmert nicht im Herzen, wie bei andern, sondern im Zahn."

Als sie den Jammer nicht länger mit anzusehen vermochte, lief die Katrine Valer zum Doktor Semadini. Er kam und untersuchte. Der Dominik fieberte, seine Augen trieften, und seine Backen brannten. Die Katrine wartete mit zuckendem Mund auf das Urteil des Arztes. Der sah den Kranken bedenklich an. „Länger darfst Du nicht warten," sagte er. „Du könntest üble Geschichten bekommen, wenn Du sie nicht schon hast." Und er erzählte in seiner rauhen, rücksichtslosen Weise von schweren Folgen, die verschleppte Zahnkrankheiten gehabt.

Die Katrine griff nach des Dominik Hand. Beider Gesichter zeigten ihre Seelenangst. Semadini selber verhehlte ein gewisses Unbehagen nicht. Verdammt! Da war wieder so ein Fall! Eine lächerliche Ursache und toddrohende Folgen! Es war ein grausames Ding — trotz allem — diese Krankheit von Tannò!

„So oder so," sagte er dann rauh. „Ihr müßt es versuchen."

Der Dominik faßte sich. Er war kein Feigling. „In Gottes Namen. Einen Weg muß es gehen," sagte er. „Und lieber heute als morgen."

„Für heute ist es zu spät," entschied Semadini. „Ihr müßt in das Spital nach Chur. Ich gehe morgen mit Euch."

Am andern Morgen machten sie sich auf den Weg. Es war ganz so, wie wenn es auf ein Nimmerwiederkommen wäre. Die Katrine ging im schwarzen Feiertagsstaat, ein schwarzes Seidentuch über das weißgelbe Haar gelegt. Sie weinte nicht, aber sie sprach viel, sichtlich um den Sohn und sich selber über das zu täuschen, was in ihr war. Aus jeder Tür kamen Menschen, ihnen Ade zu sagen, als sie durch das Dorf gingen. Einige begleiteten sie ein Stück Weges, der Pfarrer unter ihnen.

Dort, wo Jon Flury und die letzten still standen, um Abschied zu nehmen, verbiß Dominik die Angst und riß den letzten grimmigen Witz: „Der Zahn oder ich, einer von uns wird in eine Schachtel gelegt."

Dann drehte er sich um und lief im Eilschritt wegsvoran.

Die von Tannò sprachen den ganzen Tag nur von ihm; in allen Häusern, allen Stuben sagten sie ihn tot.

Am nächsten Tage kamen der Doktor und die Valerschen zurück. Den Dominik brachten sie auf einer Tragbahre. Tot natürlich, meinten die, welche die Leute mit der Bahre gegen das Dorf kommen sahen. Aber sie täuschten sich. Der Dominik lebte und schaute mit lustigen und listigen Augen um sich. Er war nur schwach.

„Leer wie ein ausgelaufenes Weinfaß,“ scherzte er selber.

Die Mutter war die richtige Frau, um alle Neugier zu befriedigen. Sie erzählte, während sie ins Dorf zogen, allen, die in ihrer Nähe gingen, was geschehen war. Daß sie eine fürchterliche Stunde gehabt hätten, sie und der Bub und die Doktoren! Sie hätten und hätten nicht gemeint, daß sie ihn durchbrächten. Das Dorf geriet in Aufruhr. Dominiks Geschichte wurde in alle Einzelheiten besprochen.

In den nächsten Tagen verflaute die Erregung. Man erwog mehr das Allgemeine des Falles. Und auf einmal schälten sie die Entdeckung heraus, daß — daß ein Bluter, den man aufgegeben, durchgekommen war. Es sagte sich herum, als flüchtige Bemerkung nur, und hatte doch eine seltsame Wirkung. Es war nach ein paar Wochen, als ob dem Dorfe die Sorge leichter geworden wäre. Etwas von dem schweren Ernst fiel ab. Jetzt gebarte sich da und dort einer unvorsichtiger, der sich sonst ängstlich vor jedem Unfall gehütet hatte. Und jetzt — blieb hie und da einer von denen, die immer vollzählig zu den Versammlungsabenden des Pianta gekommen waren, aus. Es kam ein wenig mehr Leichtlebigkeit in die Leute. Heute senkten manche Mädchen die Köpfe nicht mehr, wenn sie an den schäkernden Burschen, die auf der Kirchenmauer saßen, vorübergingen, sondern ließen sich gern in Gespräch und Scherz ein. Morgen spannen sich zwei kleine Liebeshändel an. Die Burschen, einheimische und fremde, wurden um ein kleines kecker. Einer äußerte die ketzerische Überzeugung, es sei noch lange nicht gesagt, daß er sich das Unglück ins Haus nähme, wenn er die Frau aus einer Bluterfamilie von Tannò holte.

Auch die Figin sprach wieder lauter davon, daß sie einen Mann ins Haus bekommen müsse.

Pianta bemerkte alles das und fand kein Mittel, es zu hindern. Er waltete inzwischen mit wachsendem Erfolge seines Lehramtes weiter. Man sprach in der Hauptstadt von seinen Neuerungen. Fremde, die ihn die Orgel spielen hörten, rühmten seine Kunst. Eines Tages erhielt er einen Ruf an eine große Schule im Tal. Jäh blitzte seine alte Unbeständigkeit auf. Er träumte einen Augenblick von großen Erfolgen, die er sich in einer anderen Gegend holen wollte. Aber es ging vorüber. Im Ernst dachte er nicht an ein Fortgehen. Er war mit einer geheimen Wurzel in Tannò festgewachsen, die er nicht lösen konnte. Er sprach dem Pfarrherrn und den Balmotts von der ihm widerfahrenen Ehre und konnte hinzufügen, daß er sie ausschlagen werde.

Die von Tannò rühmten ihn, als er es wirklich tat. Es war, als hätte sein Entschluß auch auf den sich lockernden Bund Einfluß. Noch fiel niemand ab. Keiner wollte es dem Lehrer zuleide tun.

Der Verkehr Piantas mit den Balmotts dauerte fort. Eines Abends musizierten der Lehrer und Wiese zusammen, während Anna Julia am Fenster saß. Die Musik fesselte Anna Julia heute nicht. Allerlei Gedanken beschäftigten sie. Pianta besonders gab ihr zu denken. Unzähligemal in den vergangenen Wochen und Monaten hatte sie über ihn nachgesonnen. Sie wußte um seine erfolgreiche Wirksamkeit in der Schule. Nun dachte sie daran, daß treffliche Männer seine Bedeutung erkannt und ihn an eine wichtige Stellung berufen hatten. Wohl wußte sie, daß er in Tannò zu bleiben gedachte. Wie lange aber würde das sein? Sie fühlte etwas wie Schmerz und Angst, da sie sich vorstellte, daß er eines Tages doch gehen könnte. Dann zürnte sie sich selbst und zwang sich, sich Rechenschaft über dieses Gefühl zu geben: Es war nicht wegzuleugnen. Wenn Pianta ins Haus kam, in ihrer Nähe weilte, war sie, Anna Julia, glücklich. Wenn er ging, freute sie sich auf sein Wiederkommen. Wenn er fern war, wünschte sie ihn zu sich. Und würde er für immer wegziehen, so — ginge der Inhalt ihres Lebens mit ihm fort. Es war so gekommen, wer wußte, wie! Nur zu leugnen war es nicht mehr!

In diesem Augenblick endete das Spiel der beiden andern. Wiese legte die Geige beiseite. Dabei seufzte sie tief auf. Der Seufzer hatte etwas so Schmerzliches, daß sowohl Pianta als Anna Julia aufmerksam wurden. Selbst Wiese erschrak über sich selbst und errötete, aber es war, als ob die Adern nicht genug Blut bargen, um die Wangen zu färben. Als ob sie aber einer Frage, was ihr fehle, ausweichen wollte, verließ sie dann plötzlich das Zimmer.

„Ihre Schwester trägt an einem Kummer," sagte Pianta zu Anna Julia. Er hatte Wieses Niedergeschlagenheit seit langem bemerkt und der ältern Schwester davon sprechen wollen. Allein die Scheu, Anna Julias Sorge, die ihm ebensowenig verborgen geblieben, zu erhöhen, hatte ihn bisher schweigen lassen.

Anna Julia antwortete nicht sogleich. Wieses Benehmen hatte sie aus ihren Gedanken wachgerüttelt. Das Herz tat ihr weh um die Schwester. Sie empfand, daß sie sich verzehrte, und daß es so nicht weitergehen konnte.

„Sie mögen nicht davon sprechen," fuhr Pianta fort. Das Schweigen bedrückte ihn. Es fiel oft zwischen sie beide, und sein Herz klopfte immer, wenn es kam. Es hatte etwas Lockendes und Verführerisches. Eine Gewalt zwang ihn, sich näher zu dem Mädchen zu beugen, benahm ihm den Atem, verwirrte ihm den Sinn und raubte ihm die Freiheit des Willens. Er sprach unwillkürlich lauter, um sich selbst zu wecken: „Ihre Schwester denkt noch immer an den jungen Menschen, von dem Sie mir einmal sprachen."

„Es erfüllt mich mit Sorge," erwiderte Anna Julia. „Wiese nimmt alles so schwer. Sie hat ihr Innerstes an etwas gehängt, was für andere nur ein flüchtiges Erlebnis gewesen wäre."

„Es gibt Naturen, die so etwas nicht überwinden können," sagte Pianta.

Wieder schwieg Anna Julia.

Er fuhr fort: „Und — sind das am Ende nicht gerade die Höhepunkte unseres Lebens, wenn es uns Begegnungen bringt, die wir nicht mehr zu vergessen vermögen?"

Das war eine Entscheidung.

Anna Julia sowohl wie Pianta fühlten, daß ihnen nicht mehr Wieses, sondern ihr eigenes Schicksal im Vordergrund stand. Jedes von ihnen bangte vor dem nächsten Wort und wagte es nicht zu sagen. So kam das gefährlichere Schweigen wieder. Aber ihre Gedanken arbeiteten indessen. Sie erinnerten sich, wer sie waren, die Führer eines Bundes, der, wenn sie selbst treulos wurden, zusammenbrach als eine Komödie, ein Faschingsaufputz. Ihre Sinne drängten sie zusammen, ihr Gewissen hielt sie noch einander fern. Es war ein minutenlanges, stummes Sichwehren. Und in diesen Minuten gab Pianta innerlich, wie schon oft in seinem Leben, gleichsam die Erreichung eines Zieles auf. Ein Zukunftsbild stand plötzlich vor ihm. Er dachte an ein neues Wirkungsfeld, sah weite Höhen und sah neben sich Anna Julia Balmott.

In des Mädchens Innern aber vollzog sich in derselben Zeit ein seltsames Festwerden. Sie mußte in diesem Augenblick an alle diejenigen denken, die jetzt in Tannò in ihrer Treue wankten. Ein tief eingegrabener Edelsinn empörte sich in ihr. Gerade weil sie fühlte, wie mächtig der Wunsch in ihr, Anna Julia, war, es den wankenden andern gleichzutun, erwachte stärker als je der Drang nach Selbstüberwindung in ihr. Alles Entschuldigen und Ausreden, alles Nachgeben der andern schien ihr klein und verächtlich. Und während sie noch immer schwieg und sann, glitt etwas von ihr ab wie ein heißes, engendes Gewand, aus dem sich der Körper aufrichtet zur freien und starken Bewegung.

Plötzlich fühlte sie Piantas Hand auf der ihren und sah sein fremdartiges Gesicht dicht vor sich, durchleuchtet von einer Leidenschaft, die seinem Blicke etwas Zwingendes gab. „Ich glaube, Fräulein Balmott," sagte er, „auch wir werden nicht vergessen, daß wir einander begegnet sind."

Da zog sie ihre Hand hinweg, stand auf und sah ihn frei an. Er vergaß nachher nie, wieviel Reinheit und Anmut über ihren klaren Zügen gelegen hatte.

„Wir wollen daran denken," sagte sie, „und froh sein, wenn wir ohne zu erröten daran denken können."

Er war verwirrt, fühlte, wie er klein war.

Da fügte sie hinzu: „Ich muß nach Wiese sehen. Gute Nacht, Herr Pianta."

Damit verließ sie das Zimmer.

Auch Pianta erhob sich und ging. Er war noch immer in Zwiespalt mit sich selbst. Dann aber fühlte er auf einmal etwas wie Erleichterung darum, daß nichts geschehen war, was ihn hätte reuen müssen, nichts, aus Anna Julias Verdienst. Und er dachte jetzt nicht mit dem heißen Verlangen wie vorhin an sie, sondern mit einer fast feierlichen Andacht.

18. Kapitel.

Die von Tannò lebten ihre Tage weiter.

Noch zögerte Xander Tuor, den Willen der Figin zu tun und die Justina zu nehmen, und noch stand Klemens Romedi mit den Seinen in stummem Kampf und hatte die Scheidung nicht eingeleitet, welche die Marianne verweigerte.

Daniel Pianta blieb einige Tage dem Hause Valmott fern; denn Wiese war krank. Sie lag zu Bett. Eines Morgens war sie plötzlich nicht aufgestanden, und als Anna Julia nach ihr sah, tat sie die Augen langsam auf; ein Ausdruck müden Überdrusses lag darin. „Ich wollte aufstehen," sagte sie, „allein mir schwindelte. So habe ich mich wieder niedergelegt."

Anna Julia ließ sich am Bett nieder und fragte sie nach körperlichen Krankheitserscheinungen aus, obwohl sie ahnte, daß nur ein Mangel an Lebensfreude sie gleichsam zu schwach und unlustig zum Beginn eines neuen Tagewerkes machte. „Mir fehlt nichts," antwortete ihr Wiese. „Nur — der Morgen scheint mir so ohne Inhalt, daß es der Mühe nicht lohnt, ihn anzusehen."

Anna Julia hatte ihr Erschlaffen kommen sehen. Sie wußte, daß Wiese seit Wochen auf einen Brief von Werner Stahl wartete. Vor acht Tagen hatte sie nochmals an ihn geschrieben und seither Tag für Tag, mit immer sichtlicherer Erregung zuerst, dann mit sinkender Hoffnung bei jeder Post nach der Antwort gefragt, die nicht kam. Nun schien sie es aufzugeben. Ihre Augen hatten etwas Leeres, Ausdrucksloses. Drei Tage lang lag sie, klagte nicht, rührte sich kaum. Sie wollte keinen Arzt haben, und Anna Julia wußte, daß ihr auch kein solcher helfen konnte. Sie versuchte, die Schwester aufzurichten, sprach ihr zu und verwies ihr in Güte wie in Strenge ihre Schwachheit. Wiese wendete den Kopf nicht. Mit an die Decke gehefteten Augen lag sie, und manchmal sank ihr der eine Mundwinkel leise zu einem verächtlichen Lächeln, als hieße das: ‚Wenn Du doch wüßtest, Schwester, wie gleichgültig mir alles ist!'

Nur einmal, am dritten Tag, saß sie aufrecht im Bett, als Anna Julia eintrat. Es schien, als sei sie soeben aufgefahren, von einem Gedanken emporgerissen. „Weißt Du," sagte sie beinahe zornig, „wenn er jetzt schriebe, würde ich ihm antworten, würde ihm sagen, daß ich so zugrunde gehe, daß ich wissen will, ob er etwas gemeint hat, und wenn er es gemeint hat, daß ich auf ihn warte. Was kümmert mich der Bund, diese Narrheit! Ich bin wie in der Wüste und verschmachte, und Verschmachtende sind in ihrer Gier wie toll!"

„Wiese, Wiese!" mahnte Anna Julia.

Die andere aber sank erschöpft zurück. Nach einer Weile hingen zwei Tropfen an ihren Wimpern, aber sie hatte selbst zum Weinen keine rechte Kraft.

Am nächsten Tag stand sie schon vor Anna Julia auf. Sie kam zum Frühstück und aß, doch sprach sie nur das Nötigste; es lag Trotz in ihrem ganzen Gebaren. Anna Julia ließ sie gewähren. Sie fühlte nichts als Mitleid mit der aus dem Geleise Geworfenen. Am Abend sah sie Wiese vom Fenster aus in den Wald gehen. Sie hatte sie den ganzen Tag nicht aus den Augen verloren, sie auch eben noch in ihrem Zimmer gewußt. Nun tauchte sie plötzlich unten vor dem Hause auf. Sie trug ein dünnes Kleid und hatte keinerlei Hülle bei sich, und doch ging es an den Herbst, und ein eiskalter Wind verhieß einen vorzeitigen Schneefall. Anna Julia öffnete das Fenster und rief nach ihr. Sie schien aber nicht zu hören, sondern verschwand zwischen den Bäumen. Da eilte Anna Julia hinab und ihr nach. Aber jene mußte mit doppelter Eile sich entfernt haben; denn sie war nirgends zu sehen und kam auch nicht, so oft Anna Julia ihren Namen rief. Diese ging ins Haus zurück, aber sie hatte nicht Ruhe. Immer wieder schaute sie nach der Schwester aus, und als es dunkelte, sandte sie in heller Angst die Magd nach der einen Richtung und ging selbst nach einer andern auf die Suche. Als sie beide zurückkamen, ohne die Fehlende gefunden zu haben, trat Wiese eben ins Haus.

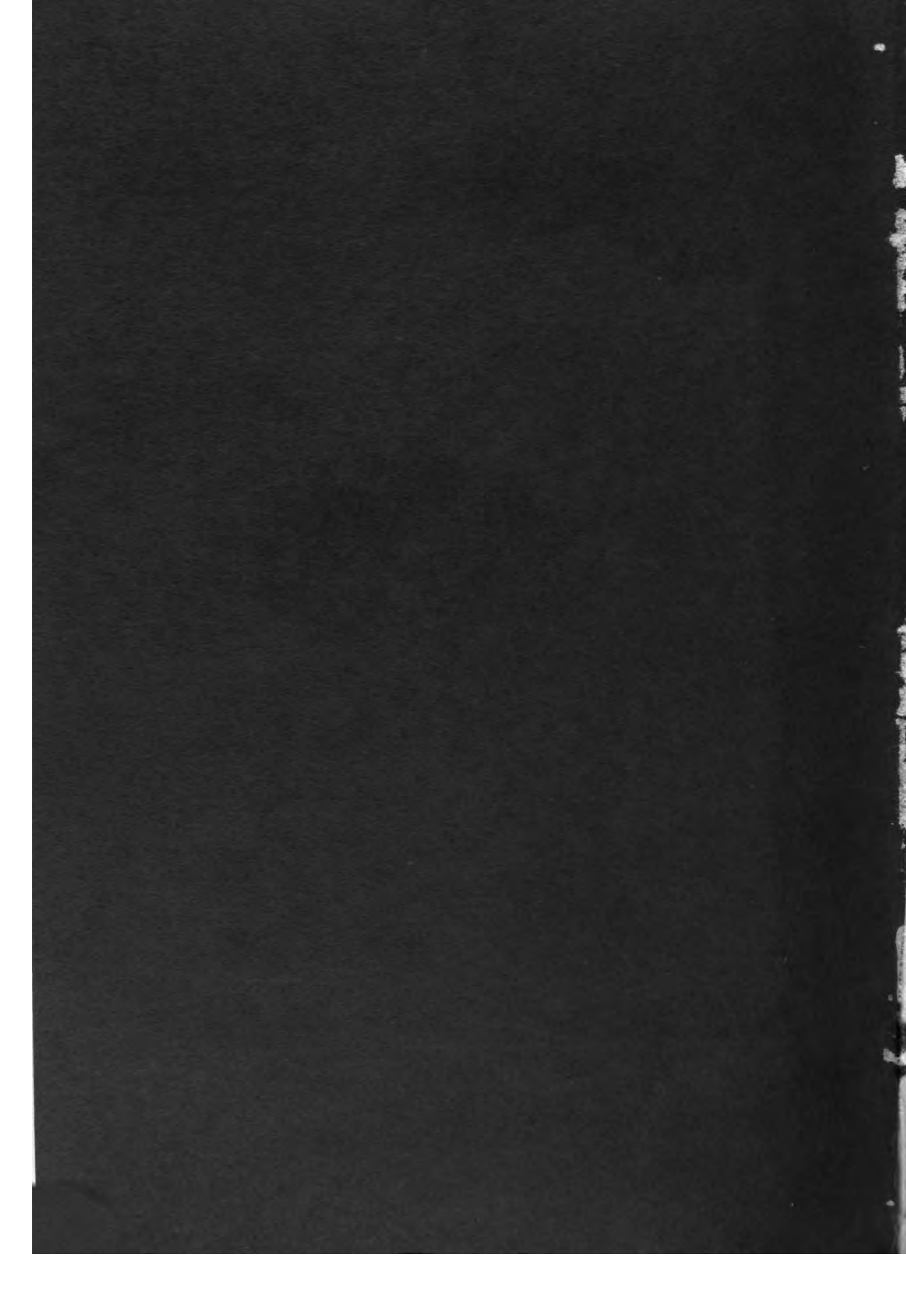
Anna Julia machte ihr Vorwürfe, daß sie so lange fortbleibe und so leicht gekleidet gehe. „Ich war am Wege nach der Alp Vanins," antwortete Wiese. „Und ich *will* so gehen."

Sie war vor Kälte blau im Gesicht. Ihre Stimme war heiser; in Wort und Gebärde hatte sie etwas Verzweifeltes.

„Du konntest Dir den Tod holen," sagte Anna Julia vorwurfsvoll.



Winterstille.
Gemälde von Erich Erler.



Da gab Wiese zurück: „Das will ich eben.“ Dann schüttelte sie ein Frost, daß ihr die Zähne aufeinander schlugen.

Anna Julia brachte sie zu Bett. Wieses Wangen fingen an zu glühen. Ihre Augen glänzten. Sie hatte kein Gefühl für die Angst, die die Schwester besaß, sondern lachte kurz und gezwungen auf, als Anna Julia ihre Besorgnis äußerte. Das Lachen ging in eine nervöse, kindische Freude über. „So ist es recht. Das habe ich gewollt,“ sagte sie einmal übers andere und klatschte in die Hände; dann verfiel sie plötzlich in Phantasien.

Anna Julia schickte zu Doktor Semadini. Der kam und erklärte eine schwere Krankheit im Anzug. Schon am zweiten Tag nahm diese an Heftigkeit zu. Semadinis sonstige polterige Rauheit machte einer verbissenen Kurzangebundenheit Platz. „Eine böse Geschichte,“ murrte er. Nach einer Weile ließ er die Bemerkung fallen, er könne vielleicht die Verantwortung nicht allein übernehmen, wolle je nachdem einen Kollegen von auswärts zuziehen.

Anna Julia blieb gefaßt. Sie tat an der Kranken ruhig und mit kluger Überlegung alles, was der Arzt bestimmte.

Wieses Wesen stand zu dieser Ruhe in schroffem Gegensatz. Sie lag häufig in Fieberträumen, aber wenn sie sich selbst wiederfand, hatte sie noch immer die kindisch trotzige Freude an dem, was ihr war. Sie spielte mit dem Tod und verlangte nach ihm mit demselben Eigensinn, mit welchem ein verzogenes Kind gerade nach dem Spielzeug begehrt, das ihm verwehrt ist. Manchmal erschöpfte sich dieser Eigensinn. Dann lag sie wie erloschen, das Bild einer unbeschreiblichen Müdigkeit.

Am dritten Tage führte Semadini seinen Plan aus und beschied nebst einer Wärterin einen berühmten Arzt aus einer großen Talstadt zur Konsultation nach Tannd.

Am Abend, bevor der fremde Arzt eintraf, hatte Anna Julia einen seltsamen Gast. Sie kam aus Wieses Zimmer und wollte nach der Wohnstube hinüber, als sie Schritte auf der Treppe hörte. Sie blieb stehen und sah einen jungen Menschen zögernd und unschlüssig die Treppe heraufkommen. Er hob jetzt den Kopf und erblickte sie. Das Blut kam ihm heiß ins Gesicht. Da erkannte sie, daß es Werner Stahl war, obwohl ihm auf Lippe und Kinn der Bart gewachsen war. Er nahm den Hut ab, und sie sah den drolligen störrischen blonden Haarbüschel, über den sich Wiese oft lustig gemacht hatte.

Er stellte sich verlegen vor. Er habe, stotterte er, das Fräulein Wiese Balmott bei einem früheren Aufenthalt kennen gelernt und, da er für ein paar Ferientage wiederum hierher gekommen, wollte er sich die Freiheit eines Besuches nehmen.

„Ich weiß,“ entgegnete Anna Julia mit gerader Offenheit, „und Sie haben auch mit meiner Schwester Briefe gewechselt.“

Darüber geriet er in noch größere Verlegenheit. Ihr aber kam auf einmal Leid und Angst zurück, und sie sagte ihm mit unsicherer Stimme, daß Wiese krank sei.

„Schwer krank?“ fragte er wie einer, der die Antwort schon weiß, und Anna Julia sah, wie ihm die Nachricht ins Innerste ging. Seine jugendlich unbeholfene Ehrlichkeit nahm sie für ihn ein. Sie lud ihn ein, ins Wohnzimmer zu treten, und er folgte ihr für einen Augenblick. Das, was er da sagte, machte ihn Anna Julia lieb. Er sprach halblaut, wie man in den Häusern der Sorge spricht. Er habe sich lange auf dieses Hierherkommen gefreut. Wenn er auch selten mehr geschrieben und viele neue Erlebnisse sich ihm in den Vordergrund gedrängt hätten, habe er doch immer an seinen Aufenthalt in Tannd als ein besonders schönes Lebensereignis denken müssen. Anna Julia erriet, daß etwas in der Tiefe seines Empfindens lebte, von dem sein Wesen ganz erfüllt war. In fast noch knabenhafter Unbeholfenheit gestand er: „Ich wollte Fräulein Wiese immer mitteilen, daß ich in den letzten Ferientagen selber kommen würde, und dann wußte ich wieder nicht, ob es sich so machen würde und — plötzlich kam es, daß ich reisen durfte. Da dachte ich sie zu überraschen.“

Anna Julia fragte sich, ob sie es der Schwester wiedererzählen, ihr von dem Besuch sagen solle. Diese Erwägung beschäftigte sie so sehr, daß sie kaum noch auf den Gast achtete. Sie geleitete ihn bald zur Tür und beschied ihn, als er fragte, ob er wiederkommen dürfe, daß sie die Erlaubnis vom Entscheid der Ärzte abhängig machen müsse. Da entfernte er

sich, ein wenig niedergeschlagen. Sie aber ging zu Wiese zurück.

Die Kranke lag ohne Bewußtsein; die Wärterin, die nachmittags gekommen, saß bei ihr. So hatte sie nichts von dem Besuche gehört, und Anna Julia vermied noch, auch als sie erwachte, ihr davon zu sprechen.

Am nächsten Tage kam der fremde Arzt, ein alter, rotwangiger, scharfer, kleiner Herr. Anna Julia empfing ihn und Semadini. Doktor Brunner, die Autorität, stellte sich ihr als Studienfreund ihres Vaters vor. Er war seinerzeit auch bei dem plötzlichen Tode des alten Balmott gerufen worden, aber bereits wieder abgereist, als sie selbst, Anna Julia, von der entfernten Schule her, zum Begräbnis des Vaters eingetroffen war.

Die beiden Ärzte begaben sich mit ihr zu der Kranken. Anna Julia hielt sich im Hintergrund des schmalen Zimmers, das sie für die junge Schwester duftig und jung mit hellen Möbeln, einfachen, weißen Gardinen und weißen Bettbezügen eingerichtet hatte. Wiese tat die müden Augen auf und schloß sie wieder. Der kleine, trotzige Wille zum Tode hatte einer tiefen Gleichgültigkeit Platz gemacht. Sie dämmerte vor sich hin, war wie ein schwelendes Licht. Anna Julia sah die Gestalten der Ärzte das Fenster verdunkeln, die breitschultrige rauhe des einheimischen und die gelehrtenhaft geschmeidigere des fremden. Jener zeigte eine ungewohnte Ängstlichkeit. Er verfolgte jede Bewegung des Kollegen, der mit an die Stirn geschobener Brille die Untersuchung der Kranken begann. Keiner sprach. Erst als die Untersuchung beendet war, richtete Doktor Brunner ein paar Fragen an Wiese und an die Krankenschwester, die mit am Lager weilte. Wiese antwortete, ohne ihn anzusehen, kurz, mit verzogenen Lippen, am Ende mit dem leisen Worte alle Fragen abschneidend: „Lassen Sie mich! Ich bin zu müde!“ In dem kleinen Satze flackerte noch einmal der Eigenwille auf.

Doktor Brunner sah sie erstaunt an; dann winkte er Anna Julia mit den Augen, und mit Ausnahme der Pflegerin verließen alle das Zimmer wieder und begaben sich nach der Wohnstube zurück.

„Ich darf Ihnen nicht verschweigen,“ begann hier Brunner, zu Anna Julia gewendet, „daß für die Kranke nur noch die Hoffnung besteht, die nie auslöscht, solange noch Leben da ist, die auf ein Wunder.“

Anna Julia zitterte bei der Mitteilung, obwohl sie sie erwartet hatte. Für einen Augenblick trat alles das, was sonst in der letzten Zeit auf sie eingedrungen war, hinter dem Gedanken zurück, daß sie Wiese verlieren werde. Sie hatte diese Möglichkeit nie recht erwogen. Wiese gehörte so sehr in den gleichmäßigen Gang ihres eigenen Lebens, daß sie sich dieses nicht ohne sie vorstellen konnte. Sie verlor für eine kurze Weile allen Halt; ihr schwindelte, und ein so wilder Jammer kam über sie, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Semadini sah es, führte sie zu einem Stuhle und sprach ihr mit freundlich ungelenken Worten zu. Da faßte sie sich langsam, und, obgleich ihr Gesicht in Weinen zuckte, konnte sie doch das Gespräch mit Brunner weiter führen. Er versprach ihr, die Nacht dazubleiben, und, obwohl er das knappe und überlegene Wesen des vielgesuchten und umworbenen Mannes behielt, war er manchmal von einer leisen Herzlichkeit, die verriet, wie er an seinem verstorbenen Freunde Balmott gehangen hatte. Er erwähnte dann, daß ihm an Wiese eine Erscheinung aufgefallen sei, die nicht als ein Symptom ihrer Krankheit zu betrachten sei und ihm doch von Einfluß auf deren Verlauf scheine.

„Es ist, als verachte sie uns alle,“ sagte er, „uns und das Leben. Ich habe nie bei einem so jungen Menschen einen solchen Willen zum Tode gesehen.“

Anna Julia horchte auf. Ihre Tränen stockten plötzlich. „Sie war immer ein sonderbares Mädchen,“ antwortete sie ausweichend dem Arzt.

Semadini entfernte sich dann, um nach andern Kranken zu sehen. Das leise Gespräch zwischen Brunner und Anna Julia wendete sich dem alten Balmott zu.

„Wir fühlen jetzt doppelt, wie wir allein sind, seit der Vater uns fehlt,“ sagte Anna Julia mit erstickter Stimme.

„Es hätte ihm niemand einen so frühen Tod vorausgesagt,“ bemerkte Brunner.

Da schien Anna Julia etwas fremd in seiner Rede.

„Mein Vater stand doch wohl immer unterm Schwert, wie so viele in diesem Lande,“ widersprach sie dem Arzt.

„Wieso?" fragte Brunner.

Dann schien ihm ein Gedanke zu kommen, und er lächelte fast. „So haben sie auch Ihnen das Märchen aufgetischt, das damals in aller Munde war, daß Balmott zu den Kranken von Tannò gehört habe? Der Doktor von Selben, den sie gerufen hatten, war von der Idee nicht abzubringen, ich erinnere mich."

Anna Julia lehnte im Stuhle zurück und sah den andern mit weit geöffneten Augen an.

„Was?" fragte sie leise und verwirrt.

Brunner war erstaunt über die sonderbare Erregung, in die sie geriet. „Ich kann Sie versichern," sagte er, „es war einfach ein Blutsturz, dem Ihr Vater plötzlich erlegen ist."

„Täuschen — täuschen Sie sich nicht?" fragte Anna Julia. Es war, als ob jemand sie geschüttelt und geschlagen hätte, daß sie nur mühsam ihre Gedanken wieder zu sammeln vermochte.

„Ich bin meiner Sache sicher, wenn ich etwas sage," entgegnete der große Mann mit einiger Empfindlichkeit.

Da nahm sich Anna Julia zusammen. „Wir meinten immer — —" stammelte sie. Dann unterbrach sie sich, murmelte, daß sie nach Wiese sehen wolle, und entlief dem Arzt.

Sie lief auch zu Wiese hinüber wie sie gesagt hatte und wechselte ein paar leise Bemerkungen mit der Pflegerin, aber rings um sie tanzte etwas wie eine Schar sie quälender, ihr ins Ohr raunender, zischelnder, höhnender, klagender Gespenster. ‚Närrin, da habt Ihr die Komödie von Tannò mitgemacht, Du und die Schwester, und gehört doch nicht dazu,' schrien die einen. Andere, lockende, wie einschmeichelnde Musik aus den übrigen klingende, sangen: ‚Nun bist Du frei, Anna Julia, brauchst auch Wiese nicht mehr zu hüten.'

Der Name Daniel Pianta klang von irgendher in den Wirrwarr. Jetzt und jetzt! Wie ein deutlicher Ruf!

Dann kamen andere gestürmt wie der wilde Schrecken: Wiese! Wiese muß sterben!

Und plötzlich stand drüben dunkel, hoch, ernsthaft, eine Schar, die ruhig sprachen: ‚Wir haben gemeint, daß Du ein Beispiel seiest, Du, Anna Julia Balmott, Du allein, daß Frauen stark sein können.'

Das Mädchen verließ das Krankenzimmer wieder, aber es konnte noch nicht zu dem Mann in der Wohnstube zurück. Es lief in die Küche und fand dort die alte Magd, die wissen wollte, was der Arzt von Wiese gesagt habe, und entlief auch dieser wieder, damit sie ihr nicht die Gedanken störe, die hunderte, die sie umdrängten. Sie lief treppauf und -ab wie gepeitscht. Am Ende, als sie — sie wußte nicht wie — sich plötzlich im Freien vor dem Hause fand, packte sie eine jähe Reue, daß sie mit Doktor Brunner nicht weiter gesprochen, nicht gefragt hatte, was er von der Geißel von Tannò, der Krankheit halte. Sie lief zurück zu ihm und fand ihn über der Zeitung sitzend, die auf dem Tische gelegen hatte. „Sie haben zu tun?" fragte er und betrachtete sie aufmerksam wie vorhin, so daß seine Frage fast ein ‚oder stellen sich so' enthielt.

„Ich bin so unruhig," antwortete sie.

Das glaubte er ihr; denn das Sterben im andern Zimmer konnte sie nicht gleichgültig lassen.

Sie setzte sich wieder zu ihm, und zwang das Gespräch dorthin zurück, wo sie es abgebrochen hatten. „Die Krankheit, die auf dieser Gegend lastet" — fragte sie ihn — „Sie halten sie auch für — Sie wissen, daß sie den Frieden der ganzen Bevölkerung untergräbt?"

„Ich halte sie für schlimmer als die Pest, die in alten Zeiten hier einmal gewütet hat," entgegnete er. „Denn damals waren die Überlebenden frei. Jetzt tragen die Überlebenden das Elend von Geschlecht zu Geschlecht."

Auch er hatte sich sichtlich schon oft mit der Frage beschäftigt. Er geriet in einen gewissen Eifer. „Es sollte gründlich gesäubert werden," fuhr er hart, entschlossen und mit Kaltblütigkeit fort. „Geisteskranken und andern bresthaften Leuten untersagt man das Heiraten von Gesetzes wegen. Wenn ich an der Regierung stünde, würde ich ein Gesetz einbringen, das auch der Fortpflanzung von armseligen Menschen, wie sie hier leben, ein Ende machte."

Anna Julia schwieg. Immer neue Eindrücke belasteten ihr die Seele. Der Bund, den Pianta gegründet hatte, fand in den Worten des Arztes eine neue Rechtfertigung. Es schrie in ihr: Er durfte nicht wanken!

Brunner erhob sich. „Es wird Zeit, das Fieber zu messen," sagte er und machte sich auf den Weg nach Wieses Zimmer.

Anna Julia folgte ihm nach einigen Augenblicken. Als sie aber in den Flur kam, stand Werner Stahl bleich und mit verstörtem Gesicht oben an der Treppe. „Man erzählt sich im Dorf, daß Ihre Schwester im Sterben liege," stotterte er zaghaft. „Ich wollte Sie fragen —"

„Es — es ist nur wenig Hoffnung," entgegnete Anna Julia. Es lief ihr kalt über den Rücken bei ihren eigenen Worten.

„Darf ich? Lassen Sie mich — es würde Fräulein Wiese vielleicht freuen."

Er flüsterte das wirr durcheinander und tat einen Schritt gegen das Krankenzimmer.

Da bäumte sich etwas, von dem sie sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte, in ihr auf. In dunklem Drang vertrat sie ihm den Weg. „Der Arzt will, daß niemand zu ihr gehe," sagte sie.

Er drehte sich rasch ab. Sie sah, daß er ihr Tränen verbarg. Er konnte auch nicht mehr sprechen, sondern trat an die Treppe und begann zögernd, Stufe um Stufe hinunter zu steigen.

Anna Julia fühlte, daß er nicht weggehen würde. Sie öffnete leise die Tür zu Wieses Zimmer.

Wiese saß aufrecht im Bett, den Oberkörper lauschend vorgeneigt. Der Doktor und die Wärterin sprachen ihr zu und suchten sie zu bewegen, sich wieder hinzulegen. Aber sie war jetzt bei vollem Bewußtsein und wehrte sie zornig hinweg. Ihr sonst glattes, gleichgültiges Gesicht war heiß; die Augen hatten wieder Leben und zeigten etwas wie Sprühen eines im Sinken immer wieder aufflackernden Feuers.

Anna Julia sah, daß sie Werner Stahl gehört hatte. Und derselbe dunkle Drang von vorhin hieß sie die Wahrheit noch immer verbergen.

„Er ist draußen," sagte Wiese, den Arm gegen die Tür gereckt. „Ich habe ihn gehört. Er soll hereinkommen! Ruf ihn herein, Du, Anna Julia."

„Sie fiebert," sagte die Pflegerin leise. Auch der Arzt schien ihr beizupflichten.

Aber in Anna Julias Innerem wehrte sich noch immer etwas gegen den Wunsch, der Schwester Bitte zu erfüllen. Nachgiebigkeit schien ihr Schwäche. Das Schamgefühl, das den Gedanken nicht ertragen wollte, daß in Tanno keine stark sei, überwand in diesem Augenblick alle anderen Empfindungen. Sie vergaß, daß sie im Grunde des Versprechens ledig waren.

„Was meinst Du?" fragte sie Wiese mit zitternder, zögernder Stimme.

Die Kranke wurde immer erregter. „Laß ihn herein —" rief sie mit heißer Bitte — „gleich — ich habe nicht lange mehr Zeit — vielleicht." Und nun schluchzte sie, heftig erst, dann leiser, erschöpft.

Anna Julia stand zwischen Tür und Bett. Das Mitleid mit der Schwester erwachte und krallte ihr ans Herz. Sie konnte nicht reden. Schon schob sie die Hand nach rückwärts nach der Türklinke.

Da zuckte Wiese und sank zurück. Der Arzt fing sie auf. Er gab einige rasche, strenge, klare Befehle und mühte sich um das Mädchen. Nach einer Weile ließ er ab. „Eine plötzliche Lähmung," sagte er knapp. „Ich sah es kommen."

Und Anna Julia kam langsam näher. Ihr dunkles Kleid schleppte am Boden, ihre Züge waren still, von großer Ruhe und Schönheit. Sie ging zu Wiese hin und legte ihr mit der mütterlichen Art, die sie ihr gegenüber immer gehabt hatte, die Hände zusammen, strich ihr über die Lider, die noch ein wenig geöffnet waren, und küßte sie. Ihre Augen standen alle die Zeit voll Tränen, aber sie fielen nicht nieder. Sie tat alles halb im Traumwandel; sie hatte keinen klaren Richtweg, tat nur mechanisch das, was ihr als das Nächstliegende erschien. Der Arzt und die Pflegerin reichten ihr in stummem Beileid die Hände, und sie nahm das in derselben Haltung und Gefaßtheit hin. Dabei fiel ihr plötzlich der Student ein, der — sie wußte es ganz sicher — noch auf der Treppe stehen mußte. Sie ging also hinaus und die Stufen hinunter.

Werner saß nahe der Haustür auf der Treppe, in einem Schmerz, der noch etwas knabenhaft Überspanntes, Ursprüngliches hatte. Mit verweinten Augen blickte er auf, als er sie kommen hörte. Dann erschrak er; er sah, was sie ihm sagen wollte, und schluchzte laut auf, noch ehe sie reden konnte. Sie aber nahm ihn wie einen jungen Bruder bei beiden Schultern, strich ihm mit der Hand über sein widerspenstiges Haar und führte ihn schweigend zur Haustür.

Er wußte nachher selbst nicht, wie er auf einmal draußen stand. Die rauhe Luft weckte ihn. Er drehte sich um. Anna Julia hatte ihn verlassen. Aber er schaute zu dem Fenster auf, hinter dem er Wiese liegen wußte und hob beide Arme in unwillkürlicher Bewegung, wie um sie ihr entgegenzustrecken. Er war wie zermorscht, hilflos. Was geschehen war, schien ihm unfaßlich, furchtbar. Am Ende lief er weg, ohne zu wissen, wohin. Anna Julia war ins Sterbezimmer zurückgekehrt. Ihr Wesen änderte sich nicht. Sie behielt den tränengefüllten Blick und weinte doch nicht. Bald begann sie mit Hilfe des Arztes und der Pflegerin gefaßt die Pflichten zu erledigen, die der Todesfall ihr auferlegte. Sie hatte ein Brausen in den Ohren, ein Summen und Surren im Kopfe. Der Schmerz um Wiese drang nicht bis in die Tiefe ihrer Seele. Es war zu vieles darin, was sie aufrührte, vor allem ein wilder Selbstvorwurf: Warum hast Du ihr die letzte Bitte abgeschlagen?

19. Kapitel.

Das war Wieses Begräbnis.

Der rauhe Westwind hatte sich gelegt. Ein Lüftchen kam vom Süden und täuschte denen von Tannd vor, daß der Winter noch fern sei, der indessen hinter den Bergen Schneewolken sammelte, um sie morgen über das Land zu jagen. Das Lüftchen spielte mit kleinen, weißen Wolkenfetzen, die es hinter dem Piz Rusag heraufholte, wie verlorene Lämmer. Langsam trieb es so ein Wölkchen über Tannd daher durch den schönen blauen Himmel. Gerade über der Kirche kam es jedesmal in die Sonne und leuchtete wie weißes Spinnweb, segelte weiter und wurde im Schatten wieder dichter, wolliger. Und langsam, wie verfliegender Rauch, sank es hinter dem Wald Vanins hinab.

Die Sonne reichte nicht mehr ins Tal, sondern lag nur auf den Bergen. Die gelbenden Hänge waren feucht, und dunkelbraun breitete sich der Weg zum Friedhof hin in den Wald, durch den er hinaufführte. Die Sterbeglocke von Tannd gab dem Sarge der Wiese das Geleit. Ihr Klang ging hinter dem langen, schwarzen Zug der Leidtragenden her, seit dieser das Balmotthaus verlassen hatte. Nur schien er vom Steigen müde zu werden; denn je höher am Berg der Zug klomm, um so leiser wurde denen im Zuge die Glockenstimme, die gleichsam mit ihnen redete, während sie alle nicht reden mochten.

Hinter dem Sarg, den vier junge Männer trugen, und dem Pfarrherrn, der ihm unmittelbar folgte, schritten die Frauen zuerst, dann folgten Männer. Die Balmotts hatten keine Verwandtschaft. So war Anna Julia die einzige Angehörige, die dicht hinter den Sarg gehört hätte. Aber da war nun das Seltsame geschehen, daß ohne zu fragen unten am Balmotthause, als sich der Zug geformt hatte, Werner Stahl, der Student, sich neben Anna Julia eingestellt hatte, obwohl er dadurch sich auffällig machte und mit den Weibern statt mit den Männern ging. Weder Anna Julia aber noch sonst jemand hatte ihn beiseite gewiesen, und die meisten mochten meinen, daß er eben aus Unkenntnis der Landessitte sich diesen Platz angemaßt hatte. Anna Julia, den schwarzen Trauerschleier über das Gesicht gezogen, schritt stumm fürbaß. Sie trug aber in Wesen und Schreiten etwas, was wie eine wortlose Bitte war, daß Werner Stahl, der Student, nur ja recht nahe bei ihr gehen möge. Manchmal streifte ihr Arm den seinen, und es lag etwas Mütterliches in dieser Berührung, als ob sie ihn ihre tröstliche Nähe fühlen lassen wollte.

Nach einer Weile langten sie vor dem rostigen Eisentürchen des Friedhofs an. Die Sargträger und Pfarrer Flury schritten hindurch. Da kam Werner Stahl sein ganzes Elend an. Er war ein ehrlicher Mensch mit einem Herzen, dem in die Tiefe ging, was es einmal recht erfaßte. Am Eingang zum Friedhof packte ihn die Erkenntnis, daß er mit Wiese auch eine große, heimliche Hoffnung begraben ging. Er sollte weinen und konnte nicht. Plötzlich fühlte er eine Hand in der seinen, und es ging ihm wie ein trostvoller Schrecken ein, daß es Anna Julias Hand war. Sie sah sich nicht nach ihm um, allein sie ging so Hand in Hand mit ihm durch den Friedhof bis an das Grab und stand da, ohne daß ihre Finger die seinen losgelassen hätten, bis der Sarg versenkt und zugedeckt war.

Das blasse, feine, ernste Mädchen und der Student mit dem jungen, gesunden Ge-

sicht boten ein seltsames Bild. Sie hatte stille Züge, durch die nur manchmal ein Zucken ging; er weinte immerfort wie ein weichherziger Knabe. Sie waren vielen Blicken ausgesetzt, und in vielen Köpfen spannen sich Gedanken an, die später zu Worten und Geschwätz werden mußten.

Erst als die Zeremonie vorüber war und die Leute anfingen, den Heimweg anzutreten, ließ Anna Julia Werners Hand fallen. Jon Flury, der Pfarrer, kam heran und gab ihr in seiner herben Art zum Zeichen des Beileids die Rechte, und als er sah, daß sie noch immer wie verloren am Grabe stand und der Student neben ihr nicht wußte, ob er gehen oder bleiben sollte, gab er das Zeichen zum Weggang, indem er leise sagte: „Kommen Sie, Fräulein Balmott, ich begleite Sie nach Hause."

Eben da trat auch Daniel Pianta zu der Gruppe, um Anna Julia seine Trauer zu bezeugen. Sie aber, als sie ihn erblickte, zuckte unwillkürlich einen Schritt rückwärts. Eine Flamme von Blut schlug über ihr Gesicht hin.

Jon Flury und Pianta sahen es. Pianta errötete ebenfalls. Der Pfarrer aber setzte die Lippen knapp zusammen und faltete die Stirn; es menschelte ihm zu viel, viel zu viel in Tannò in letzter Zeit.

Anna Julia wechselte zwei Worte mit dem Lehrer und machte sich dann auf den Heimweg. Der Pfarrer folgte ihr, und Werner Stahl schloß sich unaufgefordert an, bescheiden und scheu sich hinter den andern haltend. Sie sprachen nicht, während sie den Weg wieder zurückgingen, den sie gekommen waren. Nur, wo dieser nahe dem Balmotthause von dem nach dem Dorf führenden Hauptwege sich schied, blieb Anna Julia von selber stehen und wartete, bis Werner nachgekommen war.

„Vielleicht — sehe ich Sie noch einmal, Herr Werner," sagte sie, „ehe Sie wieder abreisen." Und er versprach, nicht von Tannò fort zu gehen, ohne ihr Ade zu sagen. Sie waren plötzlich wie Geschwister.

Anna Julia wollte auch dem Pfarrer die Hand geben, aber Jon Flury bat sie, ihm voranzugehen, und sie empfand, daß er ihr das Heimkommen in das leere Haus erleichtern wollte. Sie erreichten dieses bald und stiegen durch das kahle, gewundene Treppenhaus hinauf. Mit jeder Stufe, die Anna Julia betrat, fiel eine neue Bürde Leid auf sie. Sie hatte dem Begräbnis der Schwester in einer Art Traumzustand beigewohnt. Alle andern Empfindungen waren von der eines unendlichen Mitleids und einer großen Liebe daniedergehalten worden. In dieses Mitleid und diese Liebe hatte sie unwillkürlich den jungen Studenten mit aufgenommen, weil er ihr zu der Schwester gehörte, die sie begrub. Sie hatte an Wieses Heimweh nach ihm gedacht, daran, daß sie ihn jetzt nicht mehr sehen konnte, daß sie, die Blasse, Müde, in den Winter hinein auf dem von Wind und Schnee überstobenen Friedhof liegen werde. So hatte sie Werners Trauer um die Verstorbene fast mehr als die eigene empfunden. Nun, da sie Stufe um Stufe hinanstieg, trat die Gestalt des Studenten in den Hintergrund, nun erst kam sie mehr zur Erkenntnis ihres eigenen Verlustes. Es fiel ihr erst ein, daß Wiese nicht oben in den Stuben sein werde, wenn sie jetzt komme und dann — kam ihr die Erinnerung an alles wieder, was Wieses Tod vorausgegangen war. Sie sah die Schwester kurz vor ihrem Ende im Bette sitzen und bitten: Laß ihn herein — ich habe nicht lange mehr Zeit! Sie, Anna Julia, hatte ihre letzte Bitte nicht erfüllt. Sie fühlte auf einmal nicht nur den Verlust, die Leere, die sie da oben erwarteten, sondern auch eine Schuld wieder. Die Knie begannen ihr zu zittern. Sie stieg mühsam und mühsamer.

Jon Flury sah, wie sie plötzlich anhielt, schwankte und Wangen so weiß wie die Wand hatte. Er stützte sie, und sie erholte sich etwas.

Als sie in den Wohnstock kamen, standen zwei alte schwarzgekleidete Weiber da oben, die Magd und Ulla Calonder. Es sah aus, als seien sie uneins; denn die Magd raunte der andern ein unwirsches Wort zu und lief dann hinweg. Anna Julia gewann ihre äußere Fassung und sah die Ulla erstaunt an. Sie stand auf ihren Holzschuhen oben an der Treppe und wartete. Ihre Augen blitzten wie zwei große glänzende schwarze Glaskugeln aus dem braunen Gesicht. Als Anna Julia die oberste Treppenstufe erreicht hatte, schob sich aus den Falten eines schwarzen Umhängetuches, das die Ulla trug, deren mit einem kurzen, ge-

strickten schwarzen Handschuh bedeckte Hand. Sie reichte sie Anna Julia. Ihr Unterkiefer zitterte, als ob sie etwas sagen wollte. Doch schien sie zu erregt zum Sprechen, und so trat Anna Julia an ihr vorüber in die Wohnstube, in der Annahme, daß die Alte sich entfernen werde. Allein die Ulla kam mit Jon Flury, dem Pfarrer, ihr nach. Dieser fragte eben die Alte leise und ungehalten, was sie wolle, als Anna Julia sich umwendete. Da trat Ulla auf sie zu. „Ich habe Euch fragen wollen, Fräulein Valmott," begann sie, „was mit dem Studenten sein soll?"

„Was meint Ihr?" entgegnete Anna Julia Valmott. Sie erschrak. Die Alte hatte etwas Furchtbares, wie wenn sie einen vor Gericht so fragte.

„Sind wir ganz toll hier in Tannò?" fuhr die Ulla fort. „Ist keiner mehr, der Ehre und Kraft im Leibe hat? Die Berta Valer macht sich zur Metze. Die Figischen haben kein Rückgrat! Und die andern alle sind lau, tun als ob das, was sie versprochen haben, nur Hanswursterei gewesen wäre."

Der Pfarrer nahm das Weib beim Arm. „Es ist jetzt nicht die Zeit für derlei Reden," sagte er und wollte sie nach der Tür führen; aber sie schüttelte ihn ab. „Laßt mich," keuchte sie. Sie zitterte am ganzen gebrechlichen Leibe, aber in ihrer Stimme lag etwas von hämmernder Kraft, als sie weitersprach: „Von Euch, Fräulein Valmott, habe ich besser gedacht. Nun steht Ihr mit einem wildfremden Menschen allen zur Schau! Das ist schlimmer, als was die Berta getan hat! Sie ist nur eine, Ihr aber seid alle! Sie haben hier in Euch ein Beispiel gesehen! Ihr — Ihr habt es auf dem Gewissen, wenn die andern ihren Halt verlieren. Es ist eine blutige Schande! Ha! Wenn ich noch einmal jung wäre! Ich bin auch eine gewesen, die den Mannsbildern gefiel! Aber ich wollte Euch zeigen, wie man über sich selber Herr wird, wenn es sein muß. Und es hätte sein m ü s s e n hier in Tannò."

Es war, als wüchse sie, während sie so sprach. Ihre Gestalt reckte sich. Sie war nicht mehr häßlich. Die Anstrengung, in der die vom Leben Zermürbte sich noch einmal zusammennahm, gab ihr etwas Überwältigendes. Es empörte sich in ihr eine Macht, ein gewaltiger Wille zum Guten. Jon Flury unterbrach sie nicht mehr.

Anna Julia hielt sich am Stuhle fest. Ihr Gesicht leuchtete wie Marmor aus dem dunkeln Haar. Die Augen hingen unverwandt an der Alten. „Was würdet Ihr tun?" fragte sie dann, und als die Ulla erschöpft schwieg, hob sie selber ganz still und sanft an zu sprechen. „Und wenn wir, meine tote Schwester und ich, nun nicht zu denen gehört hätten, die nach ihrer Herkunft beim Bunde sein müssen?"

Die andere wurde ärgerlich. „Ihr gehört aber dazu," sagte sie.

„Wir gehören eben nicht dazu," erwiderte Anna Julia mit leise erhobener Stimme. „Ich weiß es selbst erst seit kurzem," fuhr sie fort, als sie das Staunen der andern sah, „aber ich weiß es bestimmt: Mein Vater hatte die Krankheit nicht."

Jon Flury glaubte ihr ohne Beweis, die Alte glaubte ihr nicht. Sie murrte etwas Häßliches in sich hinein.

Anna Julia fuhr fort: „Ich habe es meiner Schwester nicht mehr gesagt, obwohl ich ihr in ihrer letzten Stunde eine Wohltat getan hätte! Euch zuliebe, dem — dem Bunde zuliebe! Und ich selber, ich — denke nicht daran, es besser haben zu wollen als Ihr andern — obschon — — —"

Die Stimme verschlug sich ihr, wie plötzlich abgebrochen.

Jon Flury dachte an Daniel Pianta und wußte, was sie hatte sagen wollen. Sein eigenwilliger Mund verlor den Ausdruck leisen Spottes, der seit geraumer Zeit gern darum zuckte. Anna Julia aber nahm sich noch einmal zusammen und sagte: „Und warum ich gegen den Studenten freundlich gewesen bin? Weil er mir leid tat, so leid, daß ich nicht sagen kann, wie, er — und meine Schwester."

Nun verlor sie plötzlich die Kraft, ließ sich auf den Stuhl fallen, an den sie sich bisher gehalten hatte, und ein heftiges Weinen kam sie an. Jetzt erst warf sich die ganze Wucht ihres Schmerzes auf sie.

Ulla Calonder hatte nicht alles verstanden, was sie gesagt hatte und weshalb sie jetzt weinte, aber sie sah irgendwie, daß sie dem Mädchen unrecht getan. Da schämte sich die Alte. Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie sich in einem Trauerhause vergessen hatte. Sie machte ein paar ungeschickte Versuche, zu sprechen, sah scheu auf die

Weinende, zu der sich der Pfarrer niederbeugte, aber sie fand das rechte Wort nicht und schlich kleinlaut hinaus.

„Fassen Sie sich, Fräulein Balmott," bat der Pfarrer.

Da verschlang sie die Hände und legte sie weit in den Tisch hinein.

„Hätte ich Wiese von des jungen Menschen Anwesenheit sagen, ihn zu ihr lassen sollen, Pfarrer Flury? Sie hing an ihm, und ich weiß nicht, ob sie nicht ebenso sehr an dem Hunger nach ihm wie an der Krankheit gestorben ist."

Pfarrer Flury setzte sich ihr gegenüber und überlegte, was er antworten solle. Er erriet das hinzu, was sie nicht gesagt hatte.

„Ich konnte nicht," fuhr Anna Julia weiter fort. „Vielleicht ist es Ehrgeiz, Hochmut, Trotz, was weiß ich! — Ich wollte nicht nachgeben. Ich habe mich für die andern alle geschämt, für ihr Gelüsten und ihre Schwäche! Und so — habe ich Wiese angelogen und so — treibt es mich, Ihnen zu zeigen, daß es noch —"

Jon Flury sah sie ungläubig an, als sie stockte. „Trotz Daniel Pianta?" fragte er trocken.

Und sie verstand ihn und fühlte das Blut steigen, obwohl sich die Wangen nicht färbten. Er hatte erraten, wovon doch weder sie noch Pianta gesprochen hatten.

„Trotz Daniel Pianta," sagte sie mit vor Entrüstung fliegenden Nüstern.

Da lehnte sich der Pfarrer in den Stuhl zurück. Es packte ihn etwas wie ein Schauer von Ehrfurcht. „Dann ist es ein — großer Ehrgeiz, Fräulein Balmott," sagte er mit verhaltener Stimme.

20. Kapitel.

Werner Stahl, der Student, wollte Tannò wieder verlassen. Er kam zu Anna Julia, um Abschied zu nehmen, und war wie der Baum, dem der Blitz ins Mark geschlagen. Sie fragte ihn nach seiner Zukunft. Da machte er eine hilflose Gebärde und hielt den Blick am Boden, weil er voll Tränen war ...

„Ich dachte in zwei Jahren meine Studien zu beenden," sagte er. „Jetzt weiß ich nicht — sehe ich nichts mehr vor mir. Es lohnt sich der Mühe so wenig mehr."

Anna Julia, die ruhig, gefaßt und mütterlich war, mahnte ihn: „Das dürfen Sie nicht sagen, Sie sind viel zu jung dazu."

Sie fühlte in diesem Augenblick, wieviel jugendliche Überspanntheit noch in dem Verhältnis der Schwester und des jungen Stahl gewesen war. Ihr Gewissen wurde stiller und freier. Es legte sich eine Kühle auf ihre Stirn und eine freie Klarheit in ihren Blick.

Allmählich kamen Werner und sie in ein zusammenhängenderes Gespräch. Er erzählte von Wiese. Wie sie auf Alp Vanins zusammen gewandert. Anna Julia konnte die ganze unschuldsvolle Geschichte ihrer Liebe erleben. Wieder wallte in ihr die Zärtlichkeit auf, die sie auf dem Friedhof geheißen, Werners Hand zu nehmen. Er war ihr wie ein junger Bruder.

„Wenn es Ihnen recht ist," sagte sie, „so wollen wir in Verbindung bleiben. Es würde Wiese freuen, wenn sie es wüßte."

Sie sagte ihm nichts von der Leidenschaft, die in dem müden Kinde, ihrer Schwester, gewesen war, gab ihm nur ein paar Worte auf den Weg, die ihm zeigten, wie er bei der jetzt Verstorbenen stets in Gedenken gestanden, und sprach ihm Mut zu. Sie wußte mit leiser Hand die Verzweiflung von seiner Seele zu lösen, und gewahrte, ihm unbewußt, wieviel junge Kraft und Zukunftshoffnung doch heimlich schon jetzt wieder in ihm war. Da ging ihr in ihrem Herzen eine Weisheit auf, daß kein Mensch dem andern unersetzlich ist.

Sie schieden endlich als gute Kameraden, und Anna Julia erhielt lange Zeit regelmäßigere Nachrichten von Werner Stahl, als Wiese sie früher gehabt. Er machte sie nach und nach zu seiner Vertrauten in allen Dingen, legte ihr in Briefen sein Leben dar, das ein wackeres Leben blieb und über dem manchmal als leise Wehmut die Erinnerung an eine Verstorbene schwebte. Diese Erinnerung trübte es nicht, noch hinderte sie, daß der Pfarrer Stahl, der nach Jahren auf eine schmucke Pfarrei am See von St. Felix zog, mit begeisterter Freude von der jungen Hausfrau schrieb, die er dahin mit sich nahm. —

Als er gegangen war, nahm Anna Julia das unterbrochene Tagwerk wieder auf. Sie ordnete mit liebevollen Händen Wieses Zimmer, so, wie es zu ihren Lebzeiten gewesen war, und schloß es dann ab. Als

sie den Schlüssel drehte, stach ihr das leise Rascheln ins Herz, daß ein Schluchzen ihr den Atem nahm, aber sie faßte sich wieder und fing das Leben dort von neuem an, wo sie es in der Zeit der Bedrängnis um Wiese verlassen hatte. Sie hatte im Haushalt manches versäumt und saß ein paar Nachmittagsstunden rechnend und schreibend am Schreibtisch des Vaters.

Am Abend kam Daniel Pianta.

Sie wußte, daß er kommen würde, und hatte, ein leises Zittern im Herzen, den ganzen Tag auf ihn gewartet. Er reichte ihr die Hand und erklärte seinen Besuch mit ein paar schicklichen Worten. Sie saßen einander auf zwei Stühlen in der Wohnstube gegenüber. Im grauen Granitkamin brannte ein Feuer; denn draußen fiel der erste Schnee. Sie hatten auch die Stühle in die Nähe dieses Feuers gerückt, machten aber kein Licht, sondern saßen in der Dämmerung, und die Flammen, die aus den Buchenscheiten schlugen, warfen ihren Schein bald über Anna Julias schmiegsame Gestalt, bald über die prophetenhafte Erscheinung des Lehrers. Sie sprachen lange von Wiese und dehnten das Gespräch über die, die ihnen jetzt fehlte, mit sorglicher Mühe hin, weil sie sich scheuten, auf sich selber zu kommen. Inzwischen schlugen ihnen die Herzen, daß sie es in den Pausen des Gesprächs hören konnten, und sie empfanden, daß sie so allein und vor jeder Störung sicher noch nie gewesen waren.

Anna Julias Gedanken begannen aber bald und, je langsamer die Unterhaltung wurde, desto mehr zu wandern. Sie gingen an das Grab Wieses und das der Stina Wolf und zu den Frauen in den Dorfstuben. Sie suchten Menschen und Geschehnisse und sammelten sie, und währenddessen gewann sie ihr inneres Gleichgewicht zurück. Dann stand ein Entschluß wieder deutlich und klar in ihr, den sie in den Tagen nach Wieses Tod gefaßt hatte. Sie legte ihre Hände gelassen vor sich in den Schoß, fühlte, wie ihr etwas weh tat, und sagte doch mit stiller Tapferkeit, was sie zu sagen hatte. „Ich habe Ihnen auch ein Geständnis zu machen, Herr Pianta."

Er geriet in Erregung und dämmte mühsam sein Ungestüm. „Nun?" fragte er.

„Wir, meine Schwester und ich — ich habe die Pflicht, es auch Ihnen zu sagen — wären nicht genötigt gewesen, Ihrem Bunde beizutreten," fuhr Anna Julia mit klarer Stimme weiter fort.

Er beugte sich näher, Hoffnung und leidenschaftliche Freude sprangen in seinen Blick. Es war, als schlage ein Feuer in ihm auf.

Anna Julia empfand es wohl. Einen Augenblick lang konnte sie nicht weiter sprechen, aber sie erhob die Hand, als er reden wollte, und dann war sie wieder ganz gelassen und fuhr weiter fort: „Ich weiß es gewiß. Es ist erwiesen. Allein — niemand würde es uns glauben. Nie! Man würde es eine Ausrede heißen."

Die Freude in Piantas Gesicht verblaßte unmerklich. Er konnte nicht wissen, was alles Anna Julia ihm noch zu sagen hatte, allein er fühlte unwillkürlich, daß die Brücken einstürzten, die er schon geschlagen glaubte. Nun ging es ihm wie einem, der den Gipfel eines Berges erreicht glaubte und plötzlich zurückgetrieben wird, Stück für Stück, bis an den Fuß, von dem er ausgegangen. Er versuchte leidenschaftlich zu widersprechen: „Fräulein Valmott! Anna Julia!" sagte er.

Da klang ihre klare, deutlich und scharf jedes Wort formende Stimme wieder: „Es ist gut so! Das Leben ist erbärmlich, das nichts ist, als ein Erfüllen von Hoffnungen und Wünschen. Und es kann größer sein, eine Enttäuschung würdig zu tragen, als sich eines Erfolges zu freuen."

Pianta fühlte, wie alles, was sie sagte, aus einer lauteren und stillen Seele kam. Man ahnte noch die Stürme, die ihre Tiefe aufgerührt hatten; aber nun war alles ruhig und voll einer friedlichen Kraft. Da war es, als ob von dieser schönen und stillen Kraft des Mädchens etwas in seine Brust hinüberrinne. Wohl brannte ihn ein fast unerträglicher Schmerz, das noch unklare Gefühl, daß ein Band zerriß, das in seinem Innersten festgewachsen war. Aber ein freier und reiner Wille, von dessen Herkunft er sich nicht Rechenschaft zu geben vermocht hätte, zwang ihn, sich schweigend zu bescheiden. Langsam ließ er sich in seinen Stuhl zurücksinken. Langsam wendete er den Blick dem Feuer im Kamin zu.

Auch Anna Julia blickte in die spielenden Flammen, die über die mächtigen

Scheite hüpften, züngelnd und tanzend, auffahrend wie ein Zorn und in Funken zersprühend.

So saßen sie wohl einige Minuten schweigend und gedankenvoll. Am Fenster tickte es wie von Fingern, die sie wecken wollten. Weiße Flocken schwirrten an die schwarze Scheibe, saßen einen Augenblick blinkend am Glas, zerrannen dann und schossen als silbernes Bächlein blitzschnell nieder an den hölzernen Rahmen.

Daniel Pianta erhob sich. „Ich muß nach Hause," sagte er und fügte hinzu: „Es wird mir schwer sein, nicht mehr den gewohnten Weg machen zu dürfen. Ich habe die Stunden mit meiner Schülerin zu meiner schönsten Erholung gezählt."

Anna Julia neigte den Kopf um ein weniges tiefer auf die Brust und antwortete nicht. Sie sprachen nicht von ihrer Musik, und daß diese sie öfter zusammengeführt, als Wieses Unterricht. Sie wußten, daß sie von nun an nicht mehr zusammenkommen würden. Sie gaben sich die Hand, und Pianta ging.

Anna Julia stand reglos, schlank und in edler Haltung am Feuer und wartete. Sie hörte das Zufallen der Türen, erst der der Wohnstube, dann des Hauseingangs. Dann ging sie mit leisen Schritten durch die Stube und entzündete die Lampe. —

⌘ ⌘ ⌘

Im Dorf war weder unbemerkt noch unbesprochen vorübergegangen, daß der Student, der früher schon im Dorf gewohnt, dem Sarg der Wiese Balmott gefolgt und dann so rasch wieder abgereist war, Beziehungen zu den Schwestern gehabt hatte. Für eine Weile trat wieder alles andere hinter der Neuigkeit, die geheimnisvoll durch die Gassen wanderte, zurück. Man vermutete und riet, man wußte halb und ahnte halb. Der Student und die Wiese Balmott hatten ein Verhältnis gehabt, die ältere Schwester es nicht geduldet! Überhaupt das Fräulein, die Anna Julia! Hatte man es gehört? Sie und der Lehrer sahen einander gern! — Aber das Fräulein, die Anna Julia, wußte, was Pflicht sei!

Vielleicht hätte Jon Flury, der Pfarrer, erzählen können, woher dies letzte Gerücht kam; denn er hatte wohl da und dort ein Wort gesagt, das ein verstecktes Lob der Anna Julia Balmott enthielt. Er sprach ein solches Wort auch zu Klemens Romedi.

Die Verhältnisse im Hause der Romedi fingen an, unerträglich zu werden. Es gingen da fünf treffliche Menschen in tiefem Groll umeinander herum, während die Herzen nach dem schönen Frieden schrien, in dem sie sonst miteinander gelebt hatten. Allmählich wurde ihnen dieses stumme Trotzen so zur Qual, daß sie nach einem Ausweg hungerten, gleichviel welcher Art der auch sein mochte. Klemens, der tatkräftigste von ihnen, betrat eines Tages diesen Ausweg, indem er trotz des stummen Widerstandes seiner Frau die ersten gerichtlichen Schritte für ein Ehescheidungsbegehren tat. Klemens selbst teilte es Marianne mit und mußte an demselben Abend, als auch die beiden alten Brüder von der Arbeit nach Hause kamen, seinen Leuten Rede stehen.

„Ich habe es nicht für möglich gehalten," sagte mit losbrechendem Weinen die alte Mutter, und kaum weniger bewegt, wie verloren in Kummer fügte der alte Romedi hinzu: „Ich hoffte, Du würdest noch Verstand annehmen, Mensch."

Marianne hatte sich nicht wie die andern gesetzt, sondern stand aufrecht an der nächsten Wand. „Wir sind noch nicht geschieden, Vater," sagte sie entschlossen zu dem Alten. „Und ich will den sehen, der mich zwingen kann, wenn ich nicht will." — „Wenn es zu Deinem Glück wäre, Klemens," wendete sie sich an diesen, „so ginge ich meiner Wege; aber von ihr — von so einer lasse ich mich nicht verdrängen!"

Klemens Romedi lehnte ihr gegenüber an der Mauer, die Arme gekreuzt, auf die sein weißblonder Bart fiel. Die gesunde Farbe seines Gesichtes war ihm abhanden gekommen, und um den sonst so gütigen Mund lag ein Zug von Bitterkeit.

„Ich weiß nur eines," sagte er mit der alten Störrischheit, mit der er von Anfang an seinen Standpunkt verfochten. „Ich will mein Leben dort neu anfangen, wo es übel geworden ist."

In diesem Augenblick war es, daß der Pfarrer an die Tür klopfte. Eine Pause entstand. Dann antwortete Klemens auf das Klopfen. „Ich komme zur unrechten Zeit," sagte Jon Flury im Eintreten.

„Vielleicht im Gegenteil zur rechten," sagte der alte Romedi.

Marianne achtete nicht, daß jemand gekommen war, sondern antwortete ihrem Manne frei: „Du hast es immer gesagt: Du willst gut machen. Es fragt sich nur, an wem Du mehr gesündigt hast, an der Berta oder an mir."

Er wollte sie unterbrechen. Da hob sie die Stimme und vollendete in strengem Ton: „Und es ist leichter, dort gut zu machen, wohin einen die Lust zieht."

Pfarrer Flury war an ein Fenster getreten und sah in die Straße hinab. Er wollte die Leute ausreden lassen, bis sie ihre Gründe erschöpft hätten, und dann sein Wort dazu sagen.

„Glaubst Du, daß eine Ehe, die einen Riß hat wie die unsere, wieder geleimt werden kann?" fragte Klemens.

Das traf die Marianne. Zum erstenmal überfiel sie Mutlosigkeit. Sie schwieg einen Augenblick und verbiß sich die Lippen. Gerade da machte Jon Flury eine Bewegung, wie einer, der einer jähen Eingebung folgt.

„Daher, Klemens!" sagte er in dem knappen und eigenwilligen Ton, in dem er oft widerspenstige Pfarrkinder regierte. Klemens gehorchte und trat neben ihn. Da faßte er ihn hart beim Handgelenk und zog ihn näher ans Fenster.

„Kennst Du die da?" fragte er, in die Straße hinab weisend.

„Das Fräulein Balmott," sagte Klemens halb widerwillig, halb erstaunt.

„Jawohl, das Fräulein Balmott," wiederholte Jon Flury mit sonderbarem Nachdruck, „und sieh Dir sie recht an, das Fräulein Balmott."

Beide blickten unwillkürlich eine Weile hinab. Auch die andern mit Ausnahme der Marianne wendeten sich dem Fenster zu.

Unten ging Anna Julia langsam vorüber. Sie war schwarz gekleidet, ein langer Trauerschleier wallte ihr über den Rücken hinab, und aus den Falten des gerafften Kleides schimmerte ihre weiße Hand.

„Von der will ich Dir etwas sagen, weil ich weiß, daß sie es mir verzeiht, wenn ich es sage, und obschon man dergleichen Dinge von Menschen sonst nicht weiter spricht."

Es wurde in der Stube so still wie in der Kirche. „Die ist einem rechtschaffenen Manne gut und er ihr, und es steht nichts zwischen ihnen, gar nichts, hörst Du, Klemens Romedi, auch die Krankheit nicht! Aber — ihr Glück wäre der Schade einer großen Sache. Darum gibt sie es hin. Ihr ist das Bedürfnis, stark und ein Beispiel zu sein, mehr als die eigene Behaglichkeit. Vielleicht denkst Du darüber nach, Klemens Romedi, ehe Du den Frieden hier auseinanderbrichst."

Klemens hatte sich längst wieder in die Stube zurückgewendet. Er schritt hin und her, bewegte ungeduldig die Arme und machte Miene, den Pfarrer zu unterbrechen. „Keiner versteht mich," stieß er dann heraus, und lief in einer Art Verzweiflung aus dem Zimmer.

Jon Flury blieb zurück, und die andern sammelten sich um ihn. Die Alten kamen mit ihrer Not und sprachen halblaut, klagten und baten um Rat. Hinter ihnen stand Marianne, wieder gefaßt. „Er muß zur Einsicht kommen," sagte sie.

„Laßt ihm Zeit," sagte der Pfarrer. „Mir ist, als ob uns hier in Tannò ein Vorbild gefehlt habe. Nun wir es haben, wird es uns helfen. Darum schweige ich nicht von Anna Julia Balmott."

Sie setzten ihr vom Kummer des Hauses gedämpftes Gespräch noch eine Weile fort. Dann ging Jon Flury.

Aber darin hatte er recht. Es hatte in Tannò ein Vorbild gefehlt. Die Geschichte von Anna Julia und Daniel Pianta erzählte sich weiter von Haus zu Haus. Je weniger Sicheres man wußte, um so mehr wurde daraus gemacht. Die Phantasie schuf die abenteuerlichsten Märchen. Dabei wurde Anna Julias Gestalt immer mehr ins Licht gerückt, und je mehr eine scheue, mehr auf Vermutungen als auf Gewißheiten fußende Bewunderung für sie Platz griff, um so mehr erwachte auch da und dort eine Scheu vor eigener Schwäche. Es war, als ginge abermals eine Mahnung zur Treue durch Tannò.

Die Versammlungen der Frauen, wie Pianta sie eingeführt, wurden wieder zahlreicher besucht. Es kamen Leute, die wochenlang ausgeblieben waren. Sie saßen an ihren alten Plätzen, sprachen nicht viel, zeigten sich aber seltsam beflissen, sich in den Reihen wieder bemerkbar zu machen, in denen sie gefehlt hatten. Anna Julia

saß in ihren Trauerkleidern unter ihnen, als ob nichts geschehen wäre. Wenn sie sprach, so redete sie von der Arbeit, die sie taten, oder von kleinen Ereignissen des Tages, und wenn Lehrer Pianta eintrat und sie fühlte, wie viele Blicke sich auf sie richteten, gab sie kein Schauspiel, sondern unterhielt sich gelassen und freundlich auch mit ihm, wenn die Gelegenheit es wollte. Das Gerede über sie war auch ins Haus Figi gedrungen. Die Gunde hatte es hergetragen, als die Justina mit dem Kinde da war. Als es erzählt war, sprach keines ein Wort darüber. Nur im Sinn hielten sie es sichtlich. Denn einige Tage danach, als die alte Figin, zaghafter denn früher, ihr Klagelied sang, daß kein Mannsbild im Haus regiere, senkte die Gunde verdrossen und stumpf den häßlichen Kopf. Dafür nahm der rote Tuor das Wort, und sprach mit einer ungewöhnlichen Entschlossenheit: „Es ist gegangen bis jetzt, so wie es jetzt ist. So wird es auch weitergehen."

Die Weiber schwiegen.

Von da an aber rührten sie nicht mehr an der Sache, mit der sie sich so lange getragen.

Jon Flury, der Pfarrer, ging durch sein Dorf und lächelte heimlich. Es war eine merkwürdige Zahmheit in seine Gemeindekinder gefahren. — — —

Eines Tages saßen die arbeitenden Frauen in der Stube des Großrats Valer. Alle waren da, die zum Bunde gehörten. Nur die Berta fehlte. Eine nach der andern fragte nach ihr, wie sie immer taten. Die kleine, verschüchterte Mutter verbiß das Weinen und sagte: „Mein Mann will sie nicht heim lassen, so nötig sie mir wäre."

Im Laufe des Abends nahm sie Anna Julia beiseite.

„Was soll ich tun? Die Berta ist der Stelle entlaufen, die der Vater für sie besorgt hatte. Sie kommt hieher heute abend, will mich draußen erwarten. Ist es nicht furchtbar, wenn das einzige Kind in Nacht und Dunkel heimlich ins Elternhaus schleichen muß? Und wie soll es heimlich bleiben mit all den Frauen in der Stube? Wenn aber der Vater davon erfährt — —" Die schwache, unbeholfene Frau, die neben dem hochfahrenden Ehemann den eigenen Willen, aber auch alle Selbständigkeit des Handelns verloren hatte, war ratlos.

Anna Julia wollte sie trösten. „Ich bleibe bei den Frauen. Geht immerhin hinaus. Ich will schon eine Ausrede finden."

Aber die andere jammerte weiter: „Was soll ich ihr sagen? Ich weiß nicht, was der Großrat, mein Mann, für sie meint und was ich ihr sagen darf."

„So laßt mich mit ihr sprechen," sagte Anna Julia mit plötzlichem Entschluß.

„Wenn Sie das wollten!"

„Wann kommt sie?"

Die Frau des Valer dämpfte die Stimme noch mehr: „Wer weiß, ob sie nicht schon draußen steht."

Nach einer Weile begab Anna Julia sich unauffällig hinaus.

Es war eine ruhige, kalte Winternacht. Sie hatte keine Sterne, sondern war von Nebeln durchsponnen, düster und schwarz. Nur der Schnee gab eine leise Helligkeit und ließ den Fuß seinen Weg finden. Anna Julia trat aus der Hintertür des Valerhauses und schritt vorsichtig weiter, nach derjenigen spähend, die da draußen warten sollte.

Bald kam aus einer dunkeln Ecke zwischen Haus und Stall ein behutsamer Anruf: „Seid Ihr es, Mutter?"

Anna Julia trat rasch auf die Stelle zu und faßte in der Dunkelheit nach der Hand der Wartenden. Sie fühlte, wie diese zurückschreckte und sich zum Fliehen wenden wollte. „Die Mutter schickt mich," sagte sie. „Ich bin es, Anna Julia Valmott."

Die andere lehnte wie ermüdet an der Mauer und wartete, was kommen sollte.

„Sage mir, was Du vorhast," fuhr Anna Julia weiter.

Die Berta zögerte noch. Dann umklammerte sie mit nervösen, hastigen Fingern Anna Julias Arm. „Ich muß hier sein, muß," stammelte sie. „Und wenn der Vater mich hundertmal fortjagt, werde ich hundertmal wiederkommen. Ich kann nicht leben, wo, wo — der Klemens Romedi nicht ist."

„Romedi hat eine Frau," erwiderte Anna Julia mit ihrer klaren Stimme.

Plötzlich fielen die Hände der andern von ihrem Arm ab. Sie griff sich an die Stirn, lehnte an der Mauer und sah mit aufgerissenen, erschreckten Augen Anna Julia an. Sie hatte Dinge verraten, die sie nicht sagen wollte. Scheu wie ein Dieb

blickte sie um sich, tat einen Schritt nach rechts, einen nach links; so wand sie sich leise aus Anna Julias Nähe. Und auf einmal glitt sie an ihr vorüber, ohne ein Wort, und verschwand in der Nacht.

Anna Julia rief nach ihr, vorsichtig zuerst, dann lauter. Sie antwortete nicht und kam nicht zurück. Da ging jene ins Haus und erzählte Frau Valer, was geschehen war. Als die übrigen Frauen hinweggegangen waren, gingen beide auf die Suche. Sie irrten stundenlang umher. Die Berta fanden sie nicht mehr.

21. Kapitel.

Klemens Romedi stand in einem neuen Kampf mit sich selbst, und er war so heftig, daß er den starken Mann schüttelte wie der Sturm das Rohr. Die von Tannd sagten, der Romedi gehe zugrunde, er sehe aus wie ein Auszehrender. Damit hatten sie recht. Klemens Romedi bekam hohle Augen und schlotterte in den Kleidern, so rissen die Zweifel ihn umher. Alles, was er hundertmal bedacht und dann entschieden zu haben meinte, war als Fragen und Zweifel wieder gekommen seit jener Unterredung, welcher der Pfarrer beigewohnt hatte. Der Zufall wollte, daß Klemens dreimal hintereinander Anna Julia Valmott begegnete. Es überlief ihn jedesmal heiß. Sie war ihm wie ein lebendiger Vorwurf. Wieder hatte er die Empfindung, daß der Bund von Tannd eine Wohltat sei, und daß er, Klemens Romedi, als ehrlicher Mensch kein Recht hätte, ihn zu stören! Wieder kam das mächtige Verlangen nach Frieden mit seinen alten Leuten ihm zurück. Neu aber ergriff ihn eine stille Hochachtung für die tapfere Frau, die Marianne, die ihn nicht losgeben wollte, ihm ruhig und stark noch immer widerstand. Und es war, als ob ihm all diese Empfindungen von dem Fräulein Valmott eingeprägt würden.

Es war ein fürchterliches Ringen, das Klemens Romedi bestand; denn auch jene ziehende, zehrende Sehnsucht nach der Berta Valer wuchs noch und wuchs.

Es ging ein Gerücht im Dorf herum, die Berta Valer sei zur Nachtzeit in den Gassen gewesen. Er, Klemens selbst, hatte, als er eines Abends in der Erdgeschoßstube sich zu schaffen machte, plötzlich ein Geräusch an einem der Fensterladen vernommen und ein Gesicht an der Scheibe gesehen. Es tauchte auf und war verschwunden, und nachher vermochte er sich nicht Rechenschaft zu geben, ob es wirklich gewesen war; denn als er gleich darauf hinauseilte und klopfenden Herzens in der Dunkelheit das ganze Haus suchend umschritt, konnte er nichts entdecken. Aber er wurde den Gedanken nicht mehr los, daß die Berta Valer nach ihm ausgespäht hatte. Und er sah tagelang das Gesicht an der dunklen Scheibe, meinte es hinter jedem Fenster zu sehen.

Einige Zeit nachher bekam er einen Brief. Berta schrieb in wenigen verzweiflungsvollen Sätzen: „Ich lungere auf der Straße wie ein Zigeunerweib. Es treibt mich vor Deine Tür, wie einen hungrigen Hund. Komm zu mir, wenn ich nicht umkommen soll."

Dieser Brief zusammen mit dem Geschwätz, das ihm zu Ohren kam: Die Berta Valer treffe ihn nächtlich in der Nähe seines Hauses, übte eine seltsame Wirkung auf Klemens aus. Er empfand zum erstenmal etwas wie einen Zorn gegen Berta, daß sie ihn ins Gerede riß, daß sie das Außergewöhnliche und Auffallende tat, gleichsam das außer aller Ordnung Liegende. Ohne es zu wissen, verglich er damit das Wesen zweier anderer Frauen, dasjenige Anna Julia Valmotts und das kühle, starke seiner eigenen Frau. Da zog die Berta in Klemens' Seele zum erstenmal den kürzeren. Es war keine Entscheidung. Eine Nacht und einen Tag noch bäumten Leidenschaft, Pflichtgefühl und Verlangen nach Frieden sich in ihm widereinander. Dann schrieb er an die Adresse, die Berta ihm angegeben hatte und wo sie bei weitläufigen Verwandten in der Nähe Aufnahme gefunden. Er schrieb nicht lange, aber ehrlich und fest und mit den starken Schriftzügen, die er in seiner guten Zeit gehabt. Er habe eingesehen, daß er nicht ein Haus zusammenbrechen dürfe, um ein neues aufzubauen. Sie, Berta, möge zu ihrem Vater gehen und ihn um Verzeihung bitten, er selbst wolle trachten, Eltern und Frau den verlorenen Frieden wiederzugeben, den er selber, da er die Lebensrichtung so übel verloren, in unbegreiflicher Zerworfenheit kaum mehr zu finden hoffe. Als er diesen

Brief abgeschickt hatte, ging er hin und zog sein Scheidungsbegehren zurück.

Von Berta Valer hörte er nichts. Keine Antwort kam. Einige Tage später nur hieß es, der Großrat sei selbst bei jenen Verwandten gewesen, um die Tochter zur Rede zu stellen, habe sie aber nicht mehr gefunden. Sie sei eines Morgens verschwunden gewesen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Klemens Romedi quälte sich bitter. Er verhöhnte sich selbst mit grimmigem Hohn, daß er, der ein zielbewußter, ruhiger Mensch gewesen, wie ein Trunkener durchs Leben taumelte. Dann aber begann er mit stummer Beflissenheit den Hausgenossen ihr Recht auf ihn zurückzugeben. Er begegnete ihnen mit einer gelassenen Freundlichkeit, nicht zu einer Bitte um Verzeihung sich überwindend und doch in Wort und Tat deutlich den Willen verratend, daß ihm an ihrer Verzeihung gelegen sei.

Sowohl Marianne als die drei Alten aber waren nicht klein, erwiderten geruhsam, was ihnen geboten wurde. Es schlugen sich langsam Brücken, wo scheinbar unwegsame Klüfte gewesen waren. Von Berta Valer erzählte ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen Pfarrer Jon Flury der Anna Julia Balmott, daß ein Brief an den Ortsrat eingetroffen sei, der das Mädchen als gänzlich mittellos in einer großen Talstadt aufgegriffen melde. Eine völlig Entgleiste liege sie dort in einem Spital.

Anna Julia schauderte leise zusammen. Sie sah das schmiegsame Mädchen mit den großen, lebensdurstigen Augen vor sich und fühlte ein heißes, verstehendes Mitleid mit ihr. Das, was die Berta in die Schmach getrieben hatte, war im Grunde in allen, war in Stina gewesen und in Wiese, war in den Figischen und — in ihr, Anna Julia selbst. Sie empfand es wohl; denn sie stritt noch täglich ihren stillen Kampf.

Und doch — täglich und auch jetzt, wuchs etwas in ihr, was ein tiefes Ruhegefühl in ihr auslöste. Ihre Alltagspflichten bedeuteten ihr mehr als früher. Sie fand ein stilles Interesse an jeder kleinen Arbeit, und eine nie gekannte Befriedigung über jede, die wohl erfüllt war. Noch mehr als früher widmete sie sich den irgendwie Bedürftigen, einer Kranken da und dort und ganz besonders dem seine stillen Wege gehenden Bunde der Frauen. Auch mit Pianta lernte sie mit Gleichmut verkehren. Ihr Herz klopfte nicht mehr rascher, wenn sie ihn sah, und sie konnten sich frei in die Augen sehen. Es war eigentümlich, wie der Lehrer selbst aus ihrem Wesen gleichsam Fassung gewann. Auch er fand den kameradschaftlichen Ton, der ihnen am besten über jede Beklemmung hinweghalf. Auch er lebte mit Eifer seiner Pflicht und gestaltete seine Klassen immer mehr zu einer Art Musterschule, so daß die von Tannò mit immer größerem Stolz zusahen, wie in regelmäßigen Zeiträumen auswärtige Gäste die Schule von Tannò besuchten.

In Piantas Innerem war freilich weniger Ausgeglichenheit als in dem Anna Julias. In ihm wühlte nach den Begegnungen mit ihr die Leidenschaft, und wenn sie sich nach Stunden und Stunden in heißem Verlangen erschöpft hatte, blieb ihm ein Ekel vor dem Leben, vor dem gegenwärtigen Leben besonders zurück. Die alte Unstetheit erwachte wieder, und ihr gesellte sich der ungestüme und unklare Drang, der ja von Zeit zu Zeit sein Wesen erfüllt hatte. Dann blickte Daniel Pianta wieder über die Grenzen von Tannò hinaus, bereute, daß er nicht gefolgt war, als man ihn von auswärts gerufen, und nahm in einer solchen Stunde mit jähem Entschluß eine neue Berufung in eine weit entlegene Stadt an.

Von da an war seine Seele wieder von Stürmen bewegt. Er stand wieder hochaufatmend am Fuße steiler Berge und setzte gleichsam an, sie in einem einzigen, stürmischen Anlauf zu erklimmen. In den kleinen Ruhepausen zwischen diesen Gefühlswallungen brannten ihn das Leid um Anna Julia Balmott und die Angst vor dem Abschied von ihr.

In Tannò war Aufregung. Man wollte den Lehrer nicht ziehen lassen. Der Rat sandte ihm eine Abordnung mit Valer an der Spitze. Er aber hatte sich schon fest verpflichtet und konnte nicht mehr zurück, selbst wenn er gewollt hätte. Da stieg Cölestin Ammann, der Kollege, mit Behagen von seinem Schneidertisch und tröstete die Leute, er fühle sich viel kräftiger als vor Jahren und könne auch mit einem schlichteren Gehilfen, als der Pianta, auskommen. Dieses Wort, das ihnen eine Ersparnis im Gemeindehaushalt in Aussicht stellte, fingen

die von Tannò eifrig auf und verpflichteten an Piantas Stelle einen jungen Menschen, der soeben aus dem Seminar getreten war.

Anna Julia fuhr ein Schmerz durch die Seele, als sie hörte, daß Daniel Pianta gehen würde. Dann sagte sie sich, daß es für sie beide das Beste wäre. Und als er ihr bald darauf selbst und mit ruhiger Fassung von seinem Fortgehen sprach, tat sich ihr Herz weit für ihn auf, darum, daß er mit keinem Wort mehr an dem rührte, was zwischen ihnen gewesen. Sie hielten es so bis an den Tag seiner Abreise, und auch an diesem selbst sagten sie sich nicht mit Worten, was sie empfanden. Aber es war doch eine Stunde, die sie ihr Leben lang nicht mehr vergaßen.

Pianta ging am Vormittag hinaus, sich bei Anna Julia zu verabschieden. Sie aber entgegnete ihm: „Wir sind so lange gute Freunde gewesen. Ich möchte Ihnen ein Stück weit das Geleite geben."

Pianta nahm dann bei Jon Flury, dem Pfarrer, sein letztes Mittagsbrot in Tannò ein, hatte in den Gassen des Dorfes überall einen herzlichen Abschied und sah sich endlich, nachdem da und dort ein guter Bekannter ein Stück mit ihm gegangen, außerhalb des Dorfes auf dem Wege, der durch die Waldlücke talwärts führte, mit dem Pfarrer allein. Sie sprachen von Vergangenem und Künftigen. „Ihr hinterlaßt mir ein Erbe, von dem ich früher nicht viel hielt," sagte Flury. „Jetzt aber scheint es mir wert, daß ich es hüte. Ich habe Vertrauen, daß die Frauen von Tannò, der Welt zum Beispiel, ihr Versprechen der Selbstverleugnung halten werden."

Der alte, eigenwillige Herr trottete mit kurzen, festen Schritten neben ihm weiter und fuhr in seinem Feldwebelton fort: „Ihr wißt Bescheid. Ich habe eine wackere Helferin."

Es schien Pianta, als habe er damit ihm nicht nur bedeuten, daß er um sein Verhältnis zu Anna Julia wußte, sondern ihm auch gleichsam sagen wollen: Und ich weiß, daß sie dort auf Dich wartet.

Anna Julia nämlich saß auf einem Grashügel am untern Saume des Waldes, den die beiden Männer soeben verließen. Sie erhob sich mit einer leichten, anmutigen Bewegung und begrüßte sie schlicht und ohne Verlegenheit. Jon Flury aber blieb sogleich stehen und sagte, daß er umkehren müsse und es ihr überlasse, mit dem Lehrer und Freunde noch ein Stück Weges zu gehen.

Gleich darauf fanden sich Anna Julia und Pianta Seite an Seite durch die Wiesen schreitend.

Ostern war nahe, und warme Tage hatten in das schöne Tal die Herrlichkeiten des Frühlings getragen. Ein wunderbarer Reichtum satter Farben umleuchtete die beiden. Da war das prangende, glänzige Junggrün der Wiesen und ein heißes, tiefes Blau des Himmels. In beide hinein aber schnitt mit blendendem Glanze ein köstliches Weiß wie die trennende Grenze zweier Länder. Es hatte in den Bergen noch eben geschneit, und so standen sie mit kühlen, stolzen, greisen Scheiteln in der Sonne. In den Matten wuchsen die ersten Blumen, gelbe und weiße zumeist; oft war es nur eine einzige, die sich auf schlankem Stengel über das Gras erhob, oft war eine ganze Matte damit besät.

Anna Julia und Pianta sprachen von der Pracht der Natur, durch welche sie sich hinbewegten. Sie selbst waren in ihren dunkeln Kleidern zwei ernste, geprängelose Erscheinungen. Anna Julia trug am Arm das schwarze Kopftuch, Pianta den Mantel. Von den Blumen sprachen sie und von den Bergen, auch davon, wie die Fremden wieder nach Tannò kommen würden, dann kamen sie auf einzelne Leute des Dorfes, auf die alte Ulla, den Dominik Valer und seine redselige Mutter. Aus der Gegenwart gelangten sie in die Zukunft und wünschten einander in einfachen Worten Glück in diese Zukunft hinein. Anna Julia sprach mit einer leisen Wehmut von Wieses Grab, von Werner, dem Studenten, von dem sie eben einen Brief bekommen hatte, und Piantas Augen sprühten einmal plötzlich, als er erzählte, daß ihm in seiner neuen Stellung eine ungewöhnliche Bewegungsfreiheit, freies Feld zur Durchführung eigener Pläne und Versuche gesichert seien. Von ihrer Liebe sprachen sie kein Wort. Wohl war in ihnen eine leise zitternde Schwäche, aber sie ließen sie, während sie freien und verständigen Gedanken ruhig Worte gaben, nicht aufkommen.

Anna Julia wies nach einer kleinen Weile auf einen Hügel, der vor ihnen lag und bis zu dem sie ihr Geleit ausdehnen

wollte, und als sie diesen erreicht hatten, stand sie wirklich still und führte einen raschen Abschied herbei. Wohl wurde dabei beiden das Gesicht heiß, aber als ihre Hände ineinander lagen, kam ihnen die heitere Ruhe zurück.

„Wenn Sie einmal wiederkommen,“ sagte Anna Julia, „wird vielleicht die Angst von unserem Dorfe genommen sein, die so lange darüber gelegen.“

Indem sie damit noch einmal an das Werk erinnerte, an dem sie beide Anteil hatten, gab sie zugleich abermals sich und ihm den Trost: Und es wäre ein Opfer wohl wert gewesen.

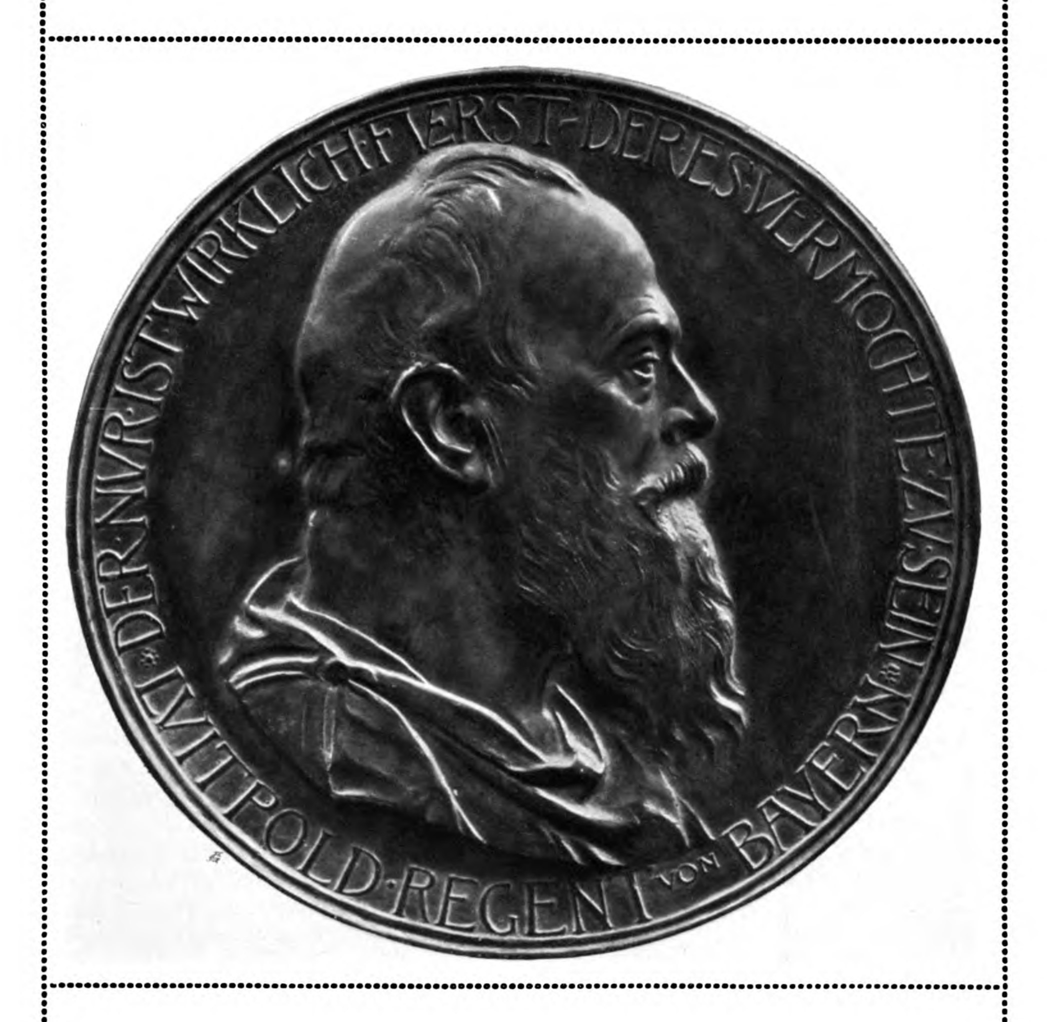
Sie drückten sich die Hände, die sie bis dahin nicht gelöst hatten, mit einer tiefen Herzlichkeit. Dann setzte der Lehrer seinen Weg fort. Anna Julia blieb auf ihrem erhöhten Standpunkt stehen. Nach einiger Zeit erreichte Pianta tiefer am Wege eine zweite Erderhöhung. Ein Felsblock krönte sie, und diesen erklomm er. Ein Windstoß kam von unten, und er legte den Mantel an. So sah ihn Anna Julia, von dem dunkeln Mantel umweht, scharf gegen den blauen Himmel sich abzeichnend stehen und winken. Auch sie winkte mit ihrem Tuche. Lange, — lange. Dann stieg er von seinem Felsen und kam bald außer Sehbereich. —

Anna Julia verließ den Hügel, als sie den Freund aus den Augen verlor. Eine leise, beherrschte Sehnsucht regte sich in ihr. Sie sah über sich das Heimatdorf liegen, und es schien ihr, so hell der Frühling es umleuchtete, dunkel und leer. Sie dachte in diesem Augenblick an das Grab der jungen Schwester, und es war ihr, als habe Tannò nichts mehr für sie als ein Grab, — eines, in dem mehr lag, als nur ein lieber Mensch, in dem auch alle Hoffnung verschüttet war. Eine nie gekannte hilflose Kümmernis erfaßte sie. Sie verschlang die Hände im Gehen und rang mit dem Kummer und mit Tränen. Da sah sie die Katrine Valer wegsdaher kommen, die auf ein Feld zur Taglohnarbeit auszog. Von weitem schimmerte der gelbweiße Kopf der mund- und lebenstapferen Frau. Ein Ausdruck jäher Freude sprang beim Anblick Anna Julias in ihre Züge. Er leuchtete so plötzlich und deutlich auf, daß diese ihn nicht verkennen konnte. Da kehrte ihr die Ruhe zurück. Irgendwie ging ihr die frohe Erkenntnis auf: So wie diese Frau sind Dir alle — dankbar und wohlgesinnt. Ihr Leben schien ihr weniger zwecklos. Sie setzte ihren Heimweg mit festeren Schritten und mutigeren Sinnes fort. —

Daniel Pianta war indessen seines Weges geschritten. Im Anfang quälte ihn eine heiße, wirre Verzweiflung. Es zog ihn mit Seilen zurück. Alle guten Vorsätze, alle Klugheit und aller Mut stürzten zusammen, und nur das Verlangen nach Anna Julia schrie und lebte. Je weiter aber der Weg ging, um so mehr verlor das Dahinten an Recht, und um so mehr nahm die Zukunft die Gedanken in Anspruch. Und auf einmal stürzten sich Hoffnungen, Wünsche und Vorfreude großer Errungenschaften auf Daniel Pianta, den Plänemacher. Seine Schritte wurden leichter, sein Herz klopfte höher. Großes, Großes, wollte er schaffen! Und er — wußte nicht, daß er die große Tat seines Lebens vielleicht eben hinter sich hatte. Er übersah schon, daß er sich von derjenigen geschieden, die er bis in sein Alter hinauf nicht vergaß und der er in seiner Seele keine Nachfolgerin gab.

⌘ ⌘ ⌘

Die Tatsache besteht noch. Noch ist keine der Frauen von Tannò vom Bunde abgefallen. Das Interesse der Außenwelt für das seltsame Dorf ist stiller geworden, die Neugier einer schlichten Bewunderung gewichen. Noch gilt der Name: Die Nonnen von Tannò. Und er hat seine Berechtigung; denn noch immer, wenn die Frauen Sonntags in dunkler Gewandung in langer Reihe aus der Kirche des Jon Flury kommen, haben sie etwas Nonnenhaftes, das schöne Fräulein Valmott zumeist, das an ihrer Spitze geht. Sie haben es in der äußern Erscheinung und in ihrem Willen, ehelos zu bleiben, damit das Siechtum von Tannò erlösche. Sie haben auch ein warnendes Beispiel mehr; denn der lachende Dominik Valer hat sich, beim Holzhacken, mit einem Mädchen sorglos schäkernd, mit der Axt einen Finger von der Hand geschlagen, und der Doktor Semadini kam zu spät, das heiß entströmende Blut zu stillen. Seitdem ist der Ernst der Frauen von Tannò noch größer. Und sie hüten den Knaben der Justina Figi: Vielleicht, daß sie auch ihn zu dem Opfer erziehen, zu dem sie selber die Treue und die Kraft zu haben scheinen.

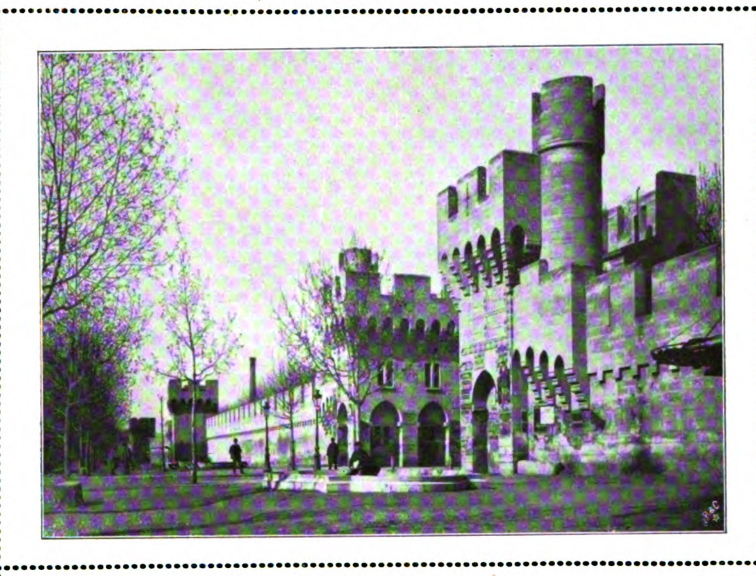


Prinzregent Luitpold von Bayern.

Bronzeplakette von Hugo Kaufmann.

Zum neunzigsten Geburtstag des Prinzregenten.

12. März 1911.



An der Stadtmauer von Avignon.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Im Bann von Avignon. Von Dr. Georg Wegener.

Mit Aufnahmen des Verfassers u. a.

Als ich vor einigen Jahren im Frühling von Orange her mit dem Abendzuge mich Avignon, der alten Papststadt an der Rhone, näherte, war die Dämmerung bereits fast ganz in die Nacht übergegangen; nur gerade im Westen hing noch eine brandig trübe Röte am Himmel, ein schmaler Streifen von finsterer Glut. In diesen schnitt der Schattenriß der Stadt hinein, ein langgezogenes, niedriges Haufwerk von schwarzen Spitzen und Zacken, deren Zusammengehörigkeit das Auge nicht mehr entwirren und deren einzelne Bedeutung es nicht mehr enträtseln konnte. Düster und fast schauerlich war der Anblick, wie ein Symbol all der finsteren Geschehnisse, die mit der Geschichte des mittelalterlichen Papsttums zusammenhängen, der rote Glutstreif an den Widerschein in sich zusammensinkender Scheiterhaufen gemahnend, die schartige schwarze Silhouette an alte Marterwerkzeuge von seltsam grausiger Form.

Dann führte mich vom Bahnhof ein Gasthofs-Omnibus mit klirrenden Scheiben durch die nächtliche Stadt. Zuerst einige wirre Bilder heller beleuchteter Gebäude, die unteren Teile eines alten Mauertors, dessen Türme, anscheinend zinnengekrönt, sich oben im Dunkel verloren, ein paar offene Cafés mit greller Beleuchtung; dann tauchten wir in nachteinsame Straßen, in deren Schweigen das Knattern unseres Wagens wunderlich hineintönte. Hohe, dunkle Häuser umschlossen den schmalen Fahrdamm, von altertümlicher Architektur, soviel der tanzende Schein unserer Lampen oder die in großen Zwischenräumen aufgehängten trüben Straßenlaternen erkennen ließen; keine lebende Seele begegnete uns in den engen, schluchtartigen Gängen; es war, als seien wir in eine ausgestorbene Stadt vergangener Jahrhunderte hineinversetzt. Endlich rollen wir durch eine breite Pforte in einen von hohen Bäumen bestandenen und mit erleuchteten Fenstern umgebenen Hof, der Wagen hält, und nun empfängt uns die Halle des alten Hotel de l'Europe, des bekanntesten und beliebtesten aller Gasthäuser der Provence, mit seiner altväterischen sauberen Behaglichkeit. Wie auf einsamer Insel im Weltmeer, so sitzen wir hier in diesem Fleck freundlichen Lichtes innerhalb der Nacht und des Unbekannten, spannender

Erwartung voll, was uns der nächste Morgen von Avignon zeigen wird.

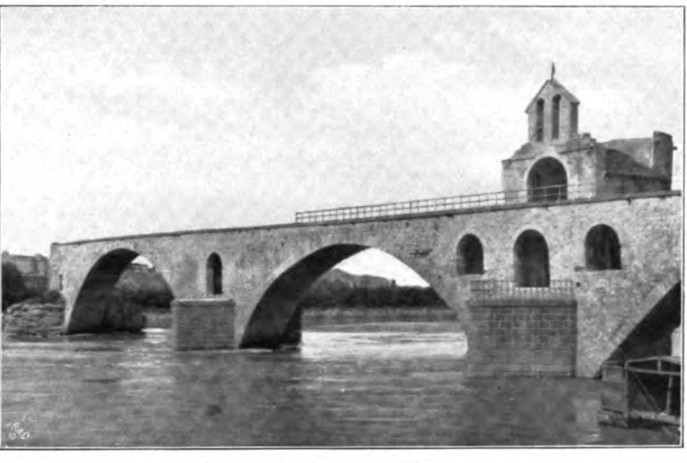
Kein Wunder, wenn dem Reisenden gerade an einem Orte wie diesem etwas „historisch“ zumute wird. Ist auch das untere Rhonetal, die Landschaft, wo sich die große nordsüdliche Völkerstraße zwischen den Alpen und den Gebirgen Innerfrankreichs mit der westöstlichen von Italien nach Spanien kreuzt, allenthalben an geschichtlichen Erinnerungen voll, sind auch die Stätten in diesem Bergland der Provence kaum zu zählen, die Kampf und Heldentum oder der Glanz kultureller Blüte mit unverlierbarem Schimmer umkleidet, so hat doch mehr oder minder dieses alles nur entweder für die Geschichte der engeren Landschaft selbst, oder für die Frankreichs oder meinethalben für die der Mittelmeerländer wirkliche Bedeutung. Ein Name aber hat sich in die Annalen Europas eingeschrieben: Avignon, denn es ist fast ein Jahrhundert hindurch das geistige Zentrum des mittelalterlichen Europa, der Sitz der Päpste gewesen.

Unfraglich ist es eines der merkwürdigsten Begebnisse der Geschichte des Mittelalters, daß die Statthalter Christi auf Erden das „ewige Rom“ verließen, den Bischofssitz des Petrus und den traditionellen Sitz der Weltherrschaft, um sich in diesem Winkel Frankreichs anzusiedeln, dem in der Vergangenheit der Kirche kein Anhaltspunkt dafür irgendwie Anwartschaft gab. Sie taten es auch nicht freiwillig, und die Katholiken bezeichnen die Zeit des Papsttums von Avignon als das „babylonische Exil“ der Kirche. Die Könige von Frankreich zwangen sie dazu, vor allem Philipp der Schöne, der kecke, rücksichtslose Politiker, der damals einen Kampf wagte, welcher viel Ähnlichkeit mit dem heut von der französischen Republik gegen die Kirche ausgefochtenen hat. Der Papst verbot dem Könige die Besteuerung der Geistlichkeit in Frankreich. Demgegenüber führte der König den Gegenschlag, daß



Der Palast der Päpste.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

er die Ausfuhr von Geld aus seinem Reiche verbot. Der Sinn dieser Maßregel war der, daß er damit die bedeutenden Erträge, die der römische Stuhl gerade aus Frankreich bezog, unterband. Er sperrte also nicht nur dem französischen Klerus, wie es heute die kulturkämpfende Republik tut, sondern sogar dem Oberhaupt der Kirche selbst einen wesentlichen Teil seiner Einkünfte. Dieses Oberhaupt war damals gerade Bonifaz VIII., der leidenschaftlichste aller Inhaber des Stuhles Petri, der schroffer noch als alle Vorgänger die Oberhoheit der geistlichen Gewalt über die weltliche hinstellte. Der Kampf konnte nicht dauernd mit halben Vergleichen, er konnte nur mit einem völligen Siege des einen oder des anderen Gegners enden. Und dieser Sieg fiel, zur Überraschung der Welt, voll und ungeschmälert dem französischen Königtum zu. Bonifaz VIII. starb, aus Rom durch örtliche, von den Agenten des Königs angezettelte Wirren vertrieben, in Anagni, und Philipp der Schöne konnte seinen zweiten Nachfolger, einen Franzosen, den er zum Erzbischof von Bordeaux gemacht hatte, Klemens V., dazu zwingen, im Jahre 1309 mit seinem ganzen Hofstaat auf französischen Boden überzusiedeln. In Avignon, auf dem Gebiet der alten Grafschaft Venaissin, ließ dieser sich nieder, zunächst nur als Gast, ohne selbst in Stadt und Umgegend Herrenrechte zu besitzen. Erst 1350 gelang es seinen Nachfolgern, die Grafschaft Venaissin von der bisherigen Besitzerin, der Gräfin Johanna von der Provence, Königin von Neapel, käuflich zu erwerben.

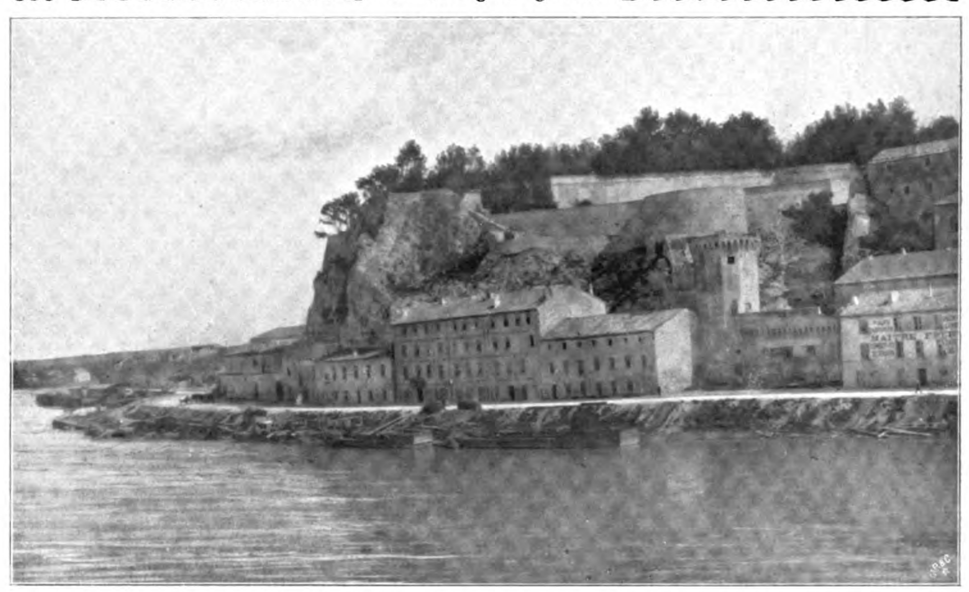


Die alte Rhonebrücke in Avignon.

Überraschend ist es, daß dieser Erfolg des französischen Königtums nur wenige Jahrzehnte nach dem glänzenden Siege möglich war, den das Papsttum in dem jahrhundertelangen Ringen mit dem gewaltigsten Kaisergeschlecht des Mittelalters, mit den deutschen Hohenstaufen, davongetragen hatte. Von der höchsten Höhe, die die Papstmacht im Mittelalter erreicht hatte, tat sie nun plötzlich ihren tiefsten Fall, und es begreift sich, daß der Eindruck davon auf die gesamte Welt der Christenheit unauslöschlich war.

Siebenundsechzig Jahre residierten die Päpste in Avignon; Klemens V. folgten noch Johann XXII., Benedikt XII., Klemens VI., Innocenz VI., Urban V. und Gregor IX. Erst dieser vermochte es 1376, den Sitz des heiligen Stuhls wieder in das angestammte Rom zurückzuverlegen; allein noch bis in den Beginn des XV. Jahrhunderts erhielten sich hier die Gegenpäpste der um diese Zeit herrschenden Kirchenspaltung und behaupteten, Avignon sei nach wie vor der wahre Mittelpunkt der Kirche.

Als das Schisma beseitigt worden war, fiel Avignon an den rechtmäßigen Papst in Rom zurück und ist nun mitsamt der Grafschaft Venaissin noch fast vierhundert Jahre lang eine seltsame Exklave des römischen Kirchenstaats mitten im französischen Gebiet geblieben, von päpstlichen Legaten verwaltet worden. Vergessen von der Weltgeschichte dämmerte es seine Tage dahin, bis der gewaltige Wirbelwind der französischen Revolution das morsche politische Gebilde endgültig zerbrach: 1790 wurde der letzte päpstliche Vizelegat vertrieben und Avignon nebst der Grafschaft Venaissin dem großen französischen Einheitsstaate angegliedert. Wir



Roche des Doms.

haben zwar kein klassisches, aber ein amüsantes Zeugnis für die absonderlichen Zustände, die sich allmählich in diesem gegen jeden frischen Lufthauch abgesperrten Ländchen herausgebildet hatten. Thümmels bekanntes, im XVIII. Jahrhundert so vielgelesenes Buch: „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" läßt uns nicht lange vor dem Ende einen Blick hinein tun. Ist auch sicher von den Begebenheiten, die er erzählt, das meiste geschnurrt und der Verfasser selbst durchaus kein moralisches Musterbild, so ist doch die ganze stickige Atmosphäre, in die sie mit viel Laune getaucht sind, sicher wirklich beobachtet.

All das ging mir durch den Kopf, ehe ich in einem der schönen breiten französischen Betten des Hotel de l'Europe behaglich entschlummerte.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel, die helle, strahlende Sonne der Provence, die so mächtig — das wußte ich nun schon — diese Landschaft des Südens mit blendendem Leuchten, zur Mittagszeit fast mit Weißglut erfüllt, daß alle Gegenstände wie von innerem Licht vollgesogen erscheinen und daß es Düsteres, nach unseren Vorstellungen davon, eigentlich gar nicht gibt.

So wunderte ich mich nicht sehr, daß das gestern abend so spukhaft schwarze Avignon heut früh, als ich zum Hoftor hinaustrat, mich in einer lachenden Heiterkeit empfing, die nichts mehr gemein hatte mit den dunklen Erinnerungen von gestern abend. Das Hotel liegt genau dem Bahnhof gegenüber am anderen Ende der Stadt, hart an der Stadtmauer; mit wenigen Schritten war ich zu dem breit offenen Tore hinaus und stand nun an dem Außenrande des alten Mauerringes, auf der Westseite, wo ihn die Rhone begleitet. Es ist einer der hübschesten Züge von Avignon, daß seine mittelalterliche Ringmauer aus der Zeit der Päpste noch vollständig erhalten ist. Rings um das Weichbild läuft sie herum, aus sauberen gelben Steinen erbaut und von zahlreichen Türmen unterbrochen, teils solchen, die nur nach außen ausgebaute, nach innen offene Halltürme sind, teils rings geschlossenen Volltürmen. Und ebenso erhalten ist der vollständige, mit größter Sauberkeit, ja man kann sagen zierlicher Koketterie hergestellte Zinnenkranz, den Mauern und Türme gleichmäßig tragen. Er hat die Form der sogenannten „Matschikulis", die an den Mittelalterbauten hier überall Sitte sind, d. h. die Schießscharten der Krenelierung sind nicht einfach in den oberen Rand der Mauer eingeschnitten, sondern die

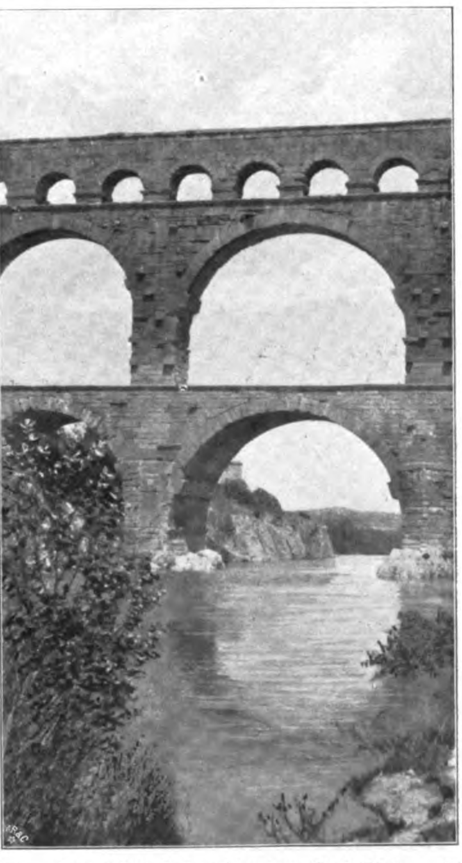
Zinnenbrüstung ist ein selbständiger Mauerkranz, der freischwebend von konsolenartigen Vorsprüngen getragen wird und somit nach außen etwas über die Mauer vorspringt. Zwischen ihm und dem Mauerkörper entstehen daher Zwischenräume, durch die man auf einen stürmenden Feind Steine, Balken, kochendes Wasser, glühendes Pech oder ähnliche freundliche Bewillkommnungsgaben herunterwerfen kann.

Allerdings erscheint uns diese Mauer verwunderlich niedrig. Zum Teil deshalb, weil die ehemaligen Gräben, die sie umgaben, heut zugeschüttet sind; aber selbst wenn man sich diese noch dazudenkt, behält die Befestigung Avignons immer noch etwas Kindliches, ganz unähnlich den mächtigen Bastionen, wie wir sie z. B. bei ihren Zeitgenossen, den Wällen von Aigues-Mortes oder gar Carcassonne sehen. Sie wirkt eher wie ein zierliches Spielzeug, als wie eine ernsthafte Wehr. Um so mehr als heute schöne Platanenalleen sie begleiten.

Später habe ich sie mehrfach umwandert, heute trieb es mich zuerst hinaus auf die Mitte der schönen modernen Rhonebrücke, die dem Tor gegenüber an elegant geschwungenen Ketten über dem breiten, mächtigen Strome hängt.

Von da bot sich ein wunderbares Bild. Die Rhone ist hier, unweit ihrer endgültigen Deltateilung bei Arles, schon nicht mehr fern von ihrem Untergang, noch immer ein stolzer, kraftvoll dahinrauschender Strom. Bei Avignon teilt sie sich in zwei Arme, die eine üppig grüne Insel umschließen, und an diese Arme treten von beiden Außenseiten her zwei gegenüberliegende Felsgebilde heran, die, nicht sehr hoch, aber doch in ihrer Isolierung höchst eindrucksvoll, gleich Inseln aus der breiten Talebene emporsteigen. Ihre strategisch wichtige Lage an dem großen Rhoneweg springt ins Auge, und so sind sie beide mit gewaltigen Befestigungsbauten geschmückt. Der eine, westliche, trägt die alte, mit kolossalen, zinnengekrönten Rundtürmen bewehrte Feste von Villeneuve les Avignon, der andere, östliche, teilweise wenigstens, das Schloß der Päpste in Avignon. Das Auge umfaßt von hier aus beide Bauwerke, und es ist schwer zu sagen, welchem rein malerischen Standpunkte der Vorzug gebührt. Von dem der historischen Bedeutsamkeit wie dem der räumlichen Größe und des architektonischen Interesses aber steht ohne jede Frage die zyklopische Burg weit voran, die sich die Päpste hier erbaut haben.

Am Hofe zu Avignon lebte Petrarca, der große Dichter und reine Mensch. Aus seinen, oft von leidenschaftlichem Zorn über die Verderbtheit seiner Umgebung erfüllten, Schilderungen wissen wir, daß trotz der politisch gedrückten Stellung der Statthalter Christi während des Exils eine höchst glanzvolle Hofhaltung führte; die Straßen Avignons waren erfüllt von festlichem Gepräge, von Aufzügen hoher kirchlicher Würdenträger, der Palast von prunkvollem Leben. Auch hinderte diese Gedrücktheit nicht, daß die Päpste — ins-



Alte Römerbrücke über den Gard-Fluß.

besondere Benedikt XII. und seine Nachfolger — diesem Palast die Gestalt einer starken und immer stärkeren Trutzfeste gegenüber dem Franzosenkönig gaben — dessen drohender Wartturm als tour de Philippe le Bel noch heute vom anderen Rhoneufer herüberschaut. So ist der Palast eines der merkwürdigsten Gebäude des Mittelalters geworden, zugleich Schloß und Festung, in riesigen Dimensionen ausgeführt und mit allen Hilfsmitteln damaliger Verteidigungskünste ausgestattet. Da er nicht mit einem Male entstanden, sondern nach und nach von verschiedenen Päpsten erweitert ist, so fehlt jede Einheitlichkeit der Anlage, jede Absicht einer architektonischen Gesamtwirkung. Und doch ist diese, wenn man ihn von der richtigen Stelle sieht, vorhanden und höchst bedeutend. Eigentümlicherweise ist er nicht auf der Höhe des eigentlichen Rocher des Domns, des hart an die Rhone herantretenden und hierhin steil, fast überhängend abstürzenden Felsens, erbaut, sondern etwas zur Seite, an seinem vom Flusse abgekehrten Abhange. Schwer begreift man, weshalb das geschehen ist; der Palast würde auf dem Felsen selbst schon an sich eine für mittelalterliche Kriegskunst nahezu unangreifbare Lage gehabt, er würde den Rhonefluß unmittelbar beherrscht, und er würde endlich einen wahrhaft majestätischen Standort besessen haben. So liegt er zur Seite des Felsens, nur mit einem Teil sich an ihn anlehnend, aber selbst doch von so riesenhafter Größe, daß seine ungeheure, über den Dächern Avignons emporsteigende Masse wie ein zweiter, noch ungefügigerer Felsen aussieht.

Der Stil des Palastes ist gotisch, aber man darf dabei nicht an die leichte, glänzende Gotik der üppigen Kathedralen denken, mit denen gerade jene Zeit sonst die Städte Frankreichs so reich geschmückt hat, jener Wunderwerke einer Auflösung des schweren Steins in ein Spiel eleganter Pilaster und fast körperlos schwebender Bogen, einer Überspinnung der Wände mit graziös-phantastischem Maßwerk; sondern es ist eine Gotik im Geschmack barbarischer Riesen. Glatt, ohne das geringste dekorative Schmuckwerk, steigen die ungeheuren Wände aus dem Erdboden auf, nur flach von pilasterartigen Vorsprüngen gelindert, die ganz oben in der Höhe sich zu Spitzbogen einfachster Profilierung verzweigen und einen Zinnenkranz tragen. Zwischen den Pfeilern unterbrechen einige Spitzbogenfenster — die leider heute größtenteils in viereckige vermauert sind — notdürftig die Wandflächen, und das Ganze stützen und flankieren sechs schwere, unregelmäßig angeordnete Türme, die ebenfalls mit glatten Wänden sechzig bis achtzig Meter hoch senkrecht emporschießen. Aus der Nähe hat man nirgends einen richtigen Überblick über das Bauwerk. Es steckt unmittelbar in den Gassen Avignons drin, dessen Häuser sich um seinen Fuß scharen. Man kann unmittelbar in seiner Nähe herumwandern, ohne etwas an ihm zu gewahren; nur daß man hier und dort, bei schmalen Durchblicken, etwas Gewaltiges, Unverständliches an Turm- und Mauerwerk über sich emporragen sieht. Einzig von der Westseite her, der sogenannten Place du Palais, hat man eine umfassendere Gesamt-



Straße in Avignon.



Neu entdeckte Fresken im Palast der Päpste.

ansicht aus der Nähe. Von hier aus wird der Bau auch gewöhnlich photographiert; allein, wir stehen hier bereits ziemlich hoch über der Rhone, der Palast steigt vor uns doch nicht in seiner ganzen Größe empor. Diese erfaßt man nur allmählich. Erst wenn man seine riesigen kahlen Höfe mit ihren himmelhohen Wänden, seine langen Korridore und gewölbten Säle im Innern durchschritten hat — der Palast dient jetzt als Kaserne, ist aber den Fremden zu-



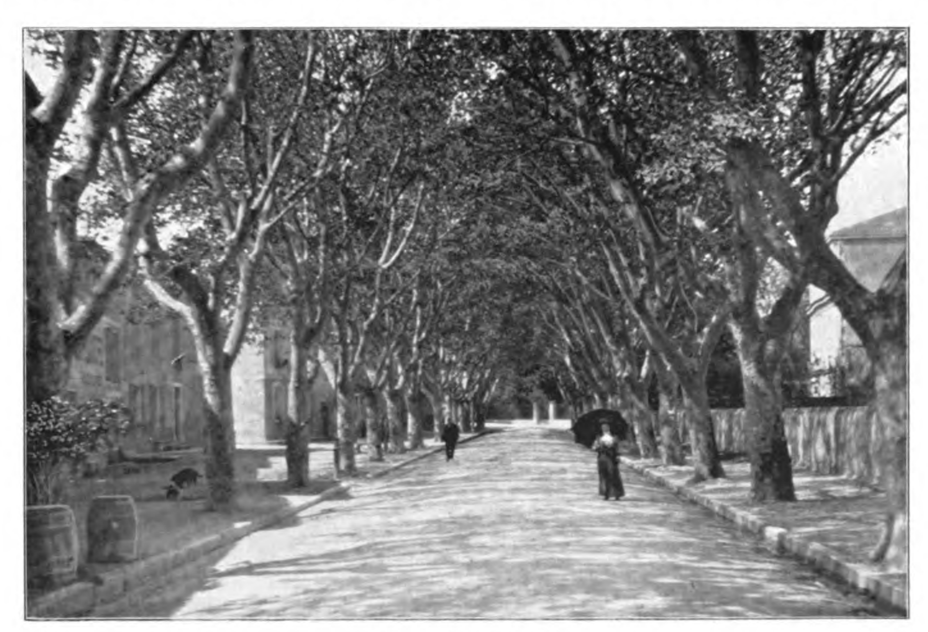
Provençalische Landschaft zu Maillane und St. Remy.

gänglich —, erst wenn man im Abenddämmern durch die schmalen, zum Teil in den Fels gehauenen Gassen unmittelbar am Südfuß des Schlosses gewandelt ist und von dort aus mit zurückgeneigtem Genick und einem fast schwindelnden Gefühl an den riesigen, glatt zur Turmhöhe emporsteigenden Wänden hinaufgeschaut hat, zur Zeit, wo schon das Nachtdunkel in der Tiefe dieser Gassen liegt, kommt man allmählich zum vollen Bewußtsein seiner ganzen düsteren Großartigkeit. Am besten aber von jenem Standpunkt auf der Brücke aus, wo er mit ungefüger Masse, aber unleugbarer Majestät das Stadtbild völlig beherrscht. Oft bin ich hierher gegangen, immer von neuem gefesselt von dem bedeutenden Anblick dieses Kulturmonuments aus harter und wilder Zeit, am liebsten um die Stunde des Sonnenuntergangs, wenn von den Bergen des Westens her die letzten Strahlen goldleuchtend herüberflogen und die Wände des Palastes mit rötlichem Feuer überglänzten und so seiner rauhen Größe auch einen Hauch von Anmut verliehen.

Die Angliederung an die ungläubige Republik ist der alten Papststadt — die übrigens noch immer wenigstens der Sitz eines Erzbischofs ist — vortrefflich bekommen; Avignon ist heute eine lebensvolle Siedelung, unbedingt zwischen Lyon und Marseille die wichtigste an der großen Rhonestraße vom Mittelmeer nach Norden und für die Provence das natürliche Verkehrszentrum. Auch ist es, soweit das dem Reisenden entgegentritt, eine sehr vergnügte Stadt. Eine Fülle heiterer Bilder begleitet uns, wenn wir durch seine Gassen wandeln, die in dem hellen Tageslichte, auch wo sie eng und winkelig sind, wie schon gesagt, in Wirklichkeit gar nichts Düsteres haben, wohl aber manche interessante Altertümlichkeit zeigen. Zahlreich sind noch die alten, vornehmen Häuser, die Sitze irgendwelcher kirchlicher Granden aus der Papstzeit, deren Portale Wappenschilder, prachtvolle spätgotische Rankenverzierungen oder schöne Renaissance-Bogen schmücken. Nie habe ich eine Klage ungerechter gefunden, als die in einem vielgelesenen deutschen Buche über Frankreich enthaltene Behauptung, die Bevölkerung von Avignon sei finster-unfreundlich und frech gegen den Fremden. Im Gegenteil, ich habe überall nur die größte Zuvorkommenheit gefunden und gedenke z. B. mit besonderem Vergnügen jener Mittagstafel, die ich eines Sonntags statt im Hotel de l'Europe in einem kleinen beliebten örtlichen Gasthause inmitten von Avignoneser Bürgern aus dem Volke einnahm; wie freundlich und zuvorkommend da ein jeder den Fremden behandelte, wie nett es sich mit diesen dunkeläugigen Leuten plauderte. Draußen vor den hellgelben, zierlichen Mauern sieht man nachmittags die Männer aus dem Volk in Hemdärmeln eifrig und kunstvoll Boccia spielen; an Sonntagen konzertiert in einem Musikpavillon am Ufer der Rhone die treffliche Kapelle der Garnison, und in dichten Scharen promeniert die schöne Welt davor auf und nieder, behaglich und anständig, mit jener ruhigen Ordentlichkeit, ja Gedämpftheit, die ich hier im Süden — gegen alle Erwartung — überall im öffentlichen Volksleben beobachtet habe. Abends kon-

zentriert sich das Leben auf der großen Place de la République, einem jener hübschen, breiten, mit Platanen geschmückten Plätze, die der Stolz der südfranzösischen Provinzialstädte sind und die bei schönem Wetter gleichsam als die gemeinsame Plauderstube der ganzen Bevölkerung dienen. Hier in Avignon ist er mit einem großen Denkmal der Republik, einem ungeheuren Aufwand von allerlei Bronzefiguren, geschmückt, es liegt das Hôtel de la Ville daran, ein nicht unbedeutendes städtisches Theater, ein Variété-Kasino mit großen Plakaten, in dem amüsanter und von trefflicheren Kräften gemimt wurde, als ich es sonst außerhalb von Paris gesehen habe; ferner eine ganze Anzahl von Cafés, deren Stühle und Tische nach französischer Art weit auf die Straße hinausgestellt sind. Zwischen ihnen schaut aus einer Sackgasse ein wenig mürrisch der alte winklige Bau des erzbischöflichen Palais hindurch. Alle Tische sind besetzt, in zwanglosen Gruppen flanierten Männlein und Weiblein in Geplauder und Flirt auf dem Platze umher. Nur an jenem Abende, wo in ganz Frankreich Senatswahlen stattfanden, kam begreiflicherweise südliche Leidenschaftlichkeit zum Ausdruck. Vor dem Café wurde mit lebhaften Gesten debattiert, mit wildem Geschrei drängten sich die Wahlzettelverteiler vor dem Rathaus an die Vorübergehenden, und aus den Häusern wurden bei der Verkündigung des Resultats heftige Freudenschüsse abgegeben.

Avignon ist für den Reisenden auch heute der beliebteste Standort für Ausflüge in die Provence. Mitten in ihren schönsten und blühendsten Teilen ist es gelegen. Von dem höchsten Punkte des Rocher des Domns, dessen Oberfläche heute ein schöner Park krönt, schaut man weit in diese Landschaft hinaus. Wie ein breiter, tiefgrüner See liegt die flache Fruchtebene des Rhonetales zwischen den kahlen, weißgrauen, in der Luftferne bläulich oder rötlich überhauchten Kalkfelsen der Randgebirge. Ziemlich unbedeutend ist der Anblick der westlichen Gebirgsränder, des französischen Zentralplateaus, höchst malerisch aber das Bild der Westalpen. Ihr keckster Ausläufer, der weit gegen die Rhone vorspringende Mont Ventoux, dessen pyramidische, 2000 Meter hohe Kuppe ungemein eindrucksvoll am Horizonte steht, ist der schönste und charakteristischste Zug im Landschaftsbilde des unteren Rhonetales. Zur Seite von ihm werden aber auch in weiter Ferne in mystischem Blau und Violett die Gipfel und Grate der inneren West-



Straße in St. Remy

alpen erkennbar, ein labyrinthisches Gewirr von Spitzen und Zacken.

Leider war für den Besuch des Ventoux-Gipfels die Jahreszeit noch zu früh, man konnte nur sehr unsicher auf Wolkenfreiheit der Kuppe rechnen. Um so schöner aber war eine Reihe anderer Ausflüge in der Frische des vollen Frühlings, schöner zweifellos, als sie zu einer reiferen Jahreszeit gewesen wären.

So nach der durch Petrarcas Verse berühmten Quelle von Vaucluse, dem Ursprung der Sorgue, im Osten Avignons, wo das unterirdische Wasser in der Stärke eines schiffbaren Flüßchens plötzlich aus steiler, kahler, sonnenverbrannter Kalkfelswand hervorbricht und sogleich auf dem Grunde einer mit dichtem Grün erfüllten Talschlucht Mühlen treibt. So westwärts zu dem wunderbaren alten Römerbauwerk, dem großartigen Aquädukt über den Gard-Fluß.

Am schönsten jedoch steht mir ein Besuch in der Erinnerung, den ich nicht einem leblosen Denkmal der Natur, der Kunst oder der Geschichte, sondern einem lebenden Manne abstattete, der auch noch im Banne der Tore Avignons lebt: Frédéric Mistral, dem großen Poeten, dem Wiedererwecker und begeisterten Vorkämpfer des provençalischen Volkslebens, der am 8. September des vergangenen Jahres (1905) seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert hatte. Im innersten Herzen der Provence wohnt er, der die Provence und ihr Leben dichterisch gestaltet und verklärt hat, wie nur je ein Poet seine Heimat, in dem gleichen Dorfe, Maillane, wo er geboren wurde. Hier hat er, den schon in jungen Jahren sein Epos „Mireio" auf die Sonnenhöhe des Ruhms gehoben, den Paris, dem sonst kaum ein französisches Talent Widerstand leisten kann, bereits damals mit tausend Lockungen in seine Arme zu ziehen versuchte, in ländlicher Einfachheit und Stille sein schönes Leben verbracht. In Stille, aber doch nicht in Muße; bis an sein Lebensende ist er der anerkannte Meister und Führer, ja die eigentliche Verkörperung der großartigen Idee geblieben, der er seine Kräfte von Anfang an gewidmet hat: der geistigen Wiedererweckung des französischen Südens.

Obwohl Mistrals Name durch die Verleihung des Nobelpreises weitesten Kreisen auch bei uns bekannt geworden ist, so kennt doch das größere Publikum bei uns außer diesem Namen nicht allzu viel von ihm, seiner Tätigkeit und seiner Bedeutung. Diese bestehen nicht nur, oder man kann sogar sagen, fast nicht so sehr in seinem rein poetischen Wirken, sondern in der Entfachung und Ausbreitung jener großen Idee, die ich andeutete.

Es ist bekannt, daß die Franzosen politisch und kulturell heute das zentralisierteste aller Völker Europas sind, und daß namentlich in geistiger Hinsicht das ganze Land schon seit Jahrhunderten unter einer sonst nicht wieder vorkommenden Diktatur der Hauptstadt steht.

Das war nun nicht immer so. Bis ins Kreuzzugszeitalter hinein war der Süden Frankreichs von dem Kapetingerstaate im Norden nicht nur politisch unabhängig, sondern ihm auch an Bildung und Geistesleben entschieden überlegen. Ist er doch, und insbesondere sein östlicher Teil, die Provence, die eigentliche Geburtsstätte der mittelalterlichen Ritterkultur gewesen, deren Formen von hier aus Europa eroberten. Wer einmal Paul Heyses Troubadour-Novellen gelesen, hat sich trefflich in jene Zeit einführen lassen, wo in den Tälern der Provence der Minnesang entsproß. Damals lag ein dichterischer Glanz des Lebens, ein heiterer Schimmer von Grazie und Geschmack über Südfrankreich, wie er sich sonst nirgends in dem rauh gewordenen Erdteile fand, und die provençalische Sprache, eine dem Lateinischen näherstehende Schwester des Nordfranzösischen, war in den Händen der ritterlichen Sänger zu einem Werkzeug von hoher Vornehmheit und Ausdrucksfähigkeit emporgebildet worden.

Dann aber kamen jene entsetzlichen Religionskämpfe, die Albigenserkriege und ihr Gefolge, die nicht nur das südliche Frankreich politisch dem Machtbereiche des Nordens angliederten, sondern auch seine Kulturblüte vernichteten, seine geistige Selbständigkeit brachen und sein Außen- und Innenleben den Gesetzen des Nordens unterwarfen. Die Sprache des Nordens selbst, die langue d'oil, wurde in ganz Frankreich die alleinherrschende, die des

Südens, die langue d'oc, einst die so edle Mundart von Dichtern und Königen, beschränkte sich mehr und mehr auf den Verkehr des niedersten Volkes und wurde allmählich zu einem verarmten, nur noch von den Bauern gesprochenen Patois.

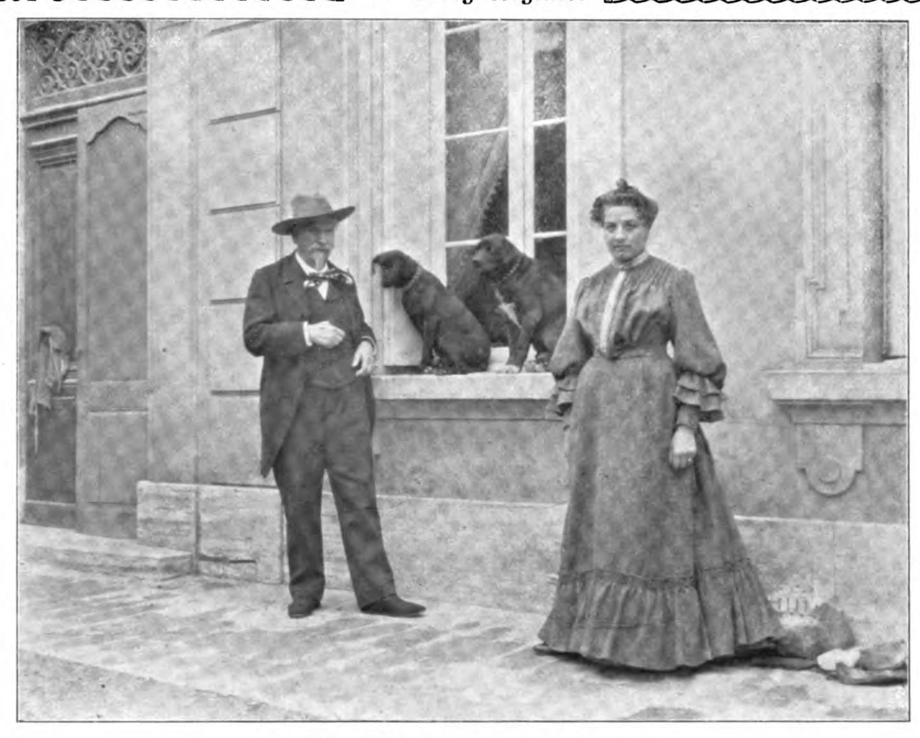
Da war es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der begeisterte junge Frédéric Mistral, der im Verein mit einer Anzahl hochbegabter und ebenso feurig empfindender Freunde, wie den Dichtern Roumanille und Aubanel, einen Bund gründete, dessen Zweck die Wiederbelebung der alten provençalischen Poesie und des provençalischen Volkstums überhaupt sein sollte. Sie nannten ihre Vereinigung den Bund der Feliber nach einer von Mistral in einer alten Handschrift aufgefundenen mittelalterlichen Bezeichnung für einen Dichter und Schriftgelehrten. Ihre erste Absicht war die, durch ihre eigenen, in die Sprache der Heimat gekleideten Dichtungen, die Mundart der Väter wieder zu Ehren zu bringen und ihr eine selbständige literarische Berechtigung zu erringen — also eine Bestrebung, die mit der zeitlich parallelgehenden Wiederhervorholung des Plattdeutschen als Schriftsprache in Deutschland, der ein Fritz Reuter vorankämpfte, in ihren Zielen, und auch auf uns noch verborgene völkerpsychologische Weise wohl ursächlich, verwandt war. Aber sie gingen bei dem großen Erfolg, den sie fanden, sehr viel weiter als die deutsche Bewegung; sie schritten fort zu einer Sammlung und Förderung und einer Rettung von weiterem Verfall alles dessen, was mit der geistigen Eigenart des provençalischen Volkes irgendwie zusammenhing. Durch Gedichte und Aufrufe, durch Veranstaltung von Volksfesten und Wettbewerben, durch Gründung von Museen suchten sie das Volk des Südens unermüdlich auf den Wert seiner Besonderheiten hinzuweisen. Es gelang ihnen auch, die naheliegende Gefahr des Verdachtes zu beschwören, als ob etwa im Hintergrunde dieser Bestrebungen politische Separationsgelüste sich verbergen könnten, indem sie immer von neuem das durchaus Unpolitische ihrer Ziele betonten. So konnte sich unter der Teilnahme ganz Frankreichs diese geistige Selbständigkeitsbewegung bis heute zu einer solchen ausbreiten, die weit über die Grenzen der eigentlichen Provence hinausgreift und den Bereich der alten langue d'oc, d. h. den ganzen Süden Frankreichs, zu umfassen beginnt.

Der offizielle Sitz dieses Feliber-Bundes ist Avignon.

Ohne Frage hat am allermeisten zu diesem Siegeszuge des neuen provençalischen Geistes Frédéric Mistral durch den Zauber seiner poetischen Werke beigetragen. Und in erster Linie wiederum steht hier in bezug auf den Erfolg das Jugend-Epos des Meisters „Mireio", jene klassische Dichtung, in deren wunderschönen Versen heimischer Mundart die ganze Provence lebendig wird, mit all ihren starren Felsen und üppigen Fruchtgefilden, Heiden und Mooren, mit ihrer glühenden Sonne und den spukerfüllten Dämmerschatten der Nacht, mit dem ganzen Leben, Lieben, Lachen und Leiden des gegenwärtigen Volkes und dem wunderbaren Schatz alter



Bewässerungskanal und Felder mit Schutzwehren gegen den Mistral.



Frédéric Mistral, seine Frau und seine Hunde.

Sitten und Sagen, die sich noch in den Gemütern aus versunkenen Zeiten erhalten haben. Wir Deutsche können sie seit etwa 30 Jahren in der liebevollen Übersetzung Bertuchs genießen.

Durch Freunde an den Dichter empfohlen, suchten meine Frau und ich nach vorheriger brieflicher Verständigung an einem köstlichen Apriltage ihn in seinem Heim auf. Wir fuhren zunächst mit der Bahn von Avignon über Tarascon, der berühmten Stadt des Tartarin, nach St. Remy, einem am Nordrande des niedrigen Höhenzuges der „Alpines" gelegenen Landstädtchen, das ganz wundervoll in die reifste, üppigste Schönheit des Herzlandes der Provence hineingebettet ist. Die netten Häuschen des Ortes lagen wie versunken in einem Meer mächtiger, dichtgrüner Wipfel, deren Wellenschlag ein leichter Anhauch des vielberufenen Charakterwindes der Provence, des wie ihr Dichter heißenden Mistral, bewegte und in der Ferne die blauen, schroffen Zacken der „Alpines" sichtbar werden und wieder verschwinden ließ. Wenn dieser von den Randgebirgen des Rhonetales herunterstürzende Fallwind kräftig weht — und das ist eigentlich seine Regel —, so wird er in seiner außerordentlichen Heftigkeit zu einer gefürchteten Geißel des Landes; tritt er dagegen in gemäßigter Stärke auf, so liebt der Provençale ihn. Er fegt den Himmel und die Erde von ungesunden Dünsten rein, macht die Luft klar und kräftig, eine Art elektrischer Spannung teilt er allen Lebewesen mit, die Sinne werden schärfer, die Seelen heiterer und lebendiger als zuvor.

So war es heute. Ein strahlender Sonntag war es, der Palmsonntag. An dem breiten, mit prachtvollen Kastanien bestandenen Hauptplatze dieser Stadt, zu dem breite Boulevards mit herrlichen Platanenalleen führten, lag die Kirche, zu der die Menge aus der Stadt und vom Lande herbeiströmte. Scharen festlich aufgeputzter Kinder, alle mit grünen, blühenden Zweiglein in den Händen, denn es war die große Fête des Rameaux, wo die junge Blüte des Feldes und die des Volkes der Gottheit in ihrem Heiligtum symbolisch dargeboten werden mußte. Dazwischen die Frauen und Mädchen in

der berühmten arlesischen Volkstracht, jener reizenden Kleidung, die man nach der Stadt Arles — auf die sie jedoch keineswegs beschränkt ist — die arlesische nennt, die Mistral für die schönste aller Volkstrachten erklärt und deren Einführung auch besseren Klassen die Feliber mit unermüdlichem Eifer durchgesetzt haben. Nicht aber nur durch ihre Tracht unterscheiden sich die Frauen dieser Landschaft von denen des sonstigen Frankreich, sondern auch durch ihre Gesichter. So wunderbar es erscheint, es ist doch unzweifelhaft, daß sich in den Adern des Volkes im unteren Rhonetal durch die Jahrtausende der Tropfen Hellenenbluts erhalten hat, den die griechischen Kolonisten Massilias hierher verpflanzt haben. Ein klassischer Schnitt formt das Antlitz dieser Provençalinnen; die halbmondförmige Stirn wird von gescheiteltem Wellenhaar eingefaßt, wie wir es auf antiken Büsten sehen, die Nase ist lang und gerade, das Kinn anmutig rund, das bräunliche, über schlankem Halse schwebende Gesicht von einem vollendeten Oval; das Ganze ruft, in den schönsten Vertreterinnen des Typus, uns oft ganz überraschend die Erinnerung an die marmornen Göttinnen der griechischen Bildner wach. Wie einst die Modelle dieser Gestalten lebendig über den Markt von Athen dahinschritten, so wandeln heute vor uns, gelassen und ihrer Schönheit bewußt, die Bürgerinnen von St. Remy die breite Steintreppe hinauf zum Säulenportal der Kirche.

Nachmittags führte uns ein einspänniges Wäglein hinaus nach Maillane. Unter allen den köstlichen Tagen, die uns die Provence geboten hat, ist dieser doch einer der allerschönsten geblieben.

Kahl und dürr sind die Kalkgebirge, die sich über der Rhoneebene erheben, aber auf dem Boden des Flußtals scheint alle Fruchtbarkeit in doppelter Kraft zusammengeströmt zu sein. Prachtvolle Üppigkeit des Wuchses kennzeichnet jeden Fußbreit. Auf der Landstraße, die, mannigfach gewunden, nach Mistrals Heimatsdorfe führt, waren wir völlig untergetaucht im Grün. Blühende Weißdornhecken begleiten zu beiden Seiten den Weg; ihre weißen Blütenmassen quellen wie schäumender Met von den Seiten herein und baden die Luft mit berauschenden Düften. Über ihnen ragen in Nähe und Ferne die riesigen, dunklen Zypressen empor, der schönste Schmuck dieser Gegend, die der Bauer allenthalben, in langen Reihen dicht aneinander ge-



Frédéric Mistrals Zimmer und Schreibtisch in Maillane.

schlossen, anpflanzt, damit sie nötigenfalls die Gewalt des Mistrals brechen sollen. In gewaltiger Entfaltung stehen sie da, zu lebendigen, schwarzen Mauern zusammengeschlossen, monumental und feierlich gegen den leuchtenden Himmel.



Aus Mistrals Garten in Maillane.

Nicht der Natur allein ist diese Üppigkeit und Fülle zu danken, sondern im höchsten Maße dem unermüdlichen Fleiß der Bewohner. Künstliche Bewässerung leitet überallhin das unentbehrliche Naß, und so sieht man neben den Wegen allenthalben in grüneingefaßten, schattigen Kanälen das lebendige Wasser rasch dahinschießen, hierhin und dorthin zwischen den Feldern sich verzweigend, wie das pulsierende Blut der Landschaft. Die Äcker sind mit peinlichster Sorgfalt bestellt, mit Gemüsen allerart, Kartoffeln, Obstbäumen, alles in gartenähnlicher Akkuratesse. Hinein verstreut in das Grün sind die losen Einzelhöfe der Eigentümer, provençalisch Mas genannt, blitzsauber, fast immer frischgetünchte Häuser mit einer Rebenlaube über der Tür und einem Blumengärtchen davor. Sonntäglich geputzte Landleute begegnen uns in Menge, und keiner geht vorüber, ohne sein freundliches „Bonjour monsieur et dame" zu bieten. Schöner hätte die Einleitung zu dem Besuch bei Mistral gar nicht sein können, als die Fahrt durch die vollste Entfaltung dieser Landschaft, die die unerschöpfliche Quelle seiner Heimatliebe und seiner Dichterkraft war.

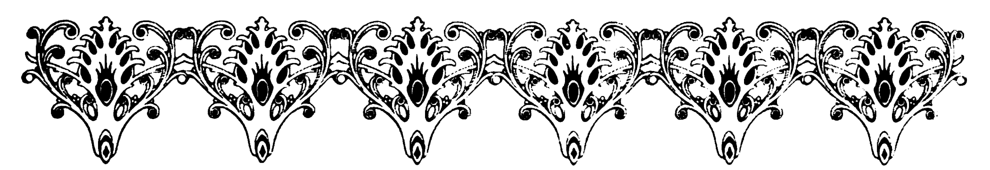
Mistrals Haus selber lag am Eingange des Dörfchens Maillane, ein überraschend einfaches, zweistöckiges Gebäude, das sich kaum in irgend etwas von den übrigen Dorfhäusern unterschied. Ein loser Buschgarten umgab es. Einfach, erstaunlich einfach für einen Mann von solcher Weltberühmtheit und solchem nationalen Einfluß war auch die innere Einrichtung. Sein kleines Arbeitszimmer zur rechten Hand des Hausflurs, dessen Wände mit Regalen voller Bücher und wertvoller Briefschätze bedeckt waren, hatte ganz die Bescheidenheit, aber auch die ganze intime Behaglichkeit etwa eines feinsinnigen und gelehrten Landpfarrers bei uns. Nur daß noch eine Fülle von Bildern, Medaillen und anderen Erinnerungszeichen von der Öffentlichkeit des Mannes, der hier hauste, Zeugnis ablegten. Sein Schreibtisch, derselbe, an dem „Mireio", „Calendan", „Die Goldinseln" und andere Werke geschaffen sind, wo die philologische Riesenarbeit des trésor dou Felibrige, des provençalischen Sprachschatzes, entstand, war von einer fast drolligen Primitivität — Alphonse Daudet hat ihn bereits humoristisch beschrieben; er war noch ganz derselbe, wie wir ihn aus den Lettres de mon Moulin kennen. Auch das kleine, zierliche Figürchen einer „Arlésienne" in der Volkstracht, von dem Daudet spricht, stand wohlbehalten unter Glas auf dem Kamin. Der Salon hatte den Charakter einer „guten Stube" aus alter Zeit; allerdings mit einer Fülle der Andenken und Geschenke. Ein mächtiges Ölbild zeigte Mistral in seinen jungen Jahren, einen ideal schönen Mann mit dem Ausdruck eines Dichters und Feuerkopfes zugleich. Das Wohnzimmer war mit Bauernmöbeln der Landschaft ausgestattet und im ländlichen Stil gehalten, mit feinstem Geschmack, auch in den Farben, zueinander gestimmt, so daß das Ganze einen künstlerischen Eindruck machte.

Mistral war groß und ebenmäßig gebaut. Seine Jahre konnte ihm niemand ansehen, der Raschheit und Leichtigkeit

seiner Bewegungen nach hätte man ihm kaum mehr als sechzig gegeben. Das große, unverkennbar im arlesischen Schnitt gehaltene Gesicht mit der geraden Nase und dem Henriquatre wurde wirksam durch einen breitrandigen Schlapphut umrahmt, wie er ihn den Porträts zufolge immer getragen hat und den er nach Art der Franzosen auch gern im Zimmer aufbehielt. Das Schönste im Gesicht aber waren die großen, hellen Augen. Von kleinen Fältchen umrahmt, blickten sie in heiterem Humor, wenn er, wie er es sehr gerne tat, kleine schalkhafte Bemerkungen in seine Rede einflocht — denn er war, wie so viele große Männer, auch ein echter Humorist —, sie blitzten mit jugendlichem Feuer, wenn das Gespräch Fragen behandelte, die sein ganzes Interesse hatten, und das war noch immer alles, auch das geringste, was sich auf seine felibristische Lebensarbeit bezog. Endlich aber konnten diese Augen auch — das war das Allermerkwürdigste an ihnen — gelegentlich einen Zug des Mystizismus annehmen. Es ist bekannt, daß Mistral sich viel mit philosophisch-transzendentalen Fragen beschäftigt hat. Aber nicht in der Weise des nüchtern abstrakten Gelehrten, sondern mehr in der seherischen des Dichters. So war ihm die Idee der indischen Seelenwanderung und ihre Belebung auch der außermenschlichen Natur mit allerlei geheimnisvollen Kräften und seelischen Wesenheiten ein vertrauter Gedanke. Das trat uns entgegen, als wir auf seine Hunde zu sprechen kamen, die im Hause Mistrals schwärmerisch geliebt wurden und in dem Fühlen und Beobachten des Dichters eine große Rolle spielten. Der Vorfahr der beiden ist ihm auf wunderbare Weise zugelaufen, ein Hund von einer Rasse, wie man sie sonst im Lande nicht kennt. Er habe ihm, erzählte Mistral, viele Jahre aufs treueste gedient und dabei vielfach so wunderbare Züge eigentümlichen Seelenlebens gezeigt, und überdies sei so sichtlich mit diesem Hunde zugleich das Glück in sein Haus eingekehrt, daß er der festen Überzeugung sei, dies Tier sei ihm als eine Art Schutzgeist beigegeben worden, und er vermute, daß in ihm wohl die Seele eines seiner Vorfahren gelebt habe.

Leicht ist es zu begreifen, daß ein Dichter, in dem troß all der eingesogenen modernen Bildung die ursprünglichen Neigungen des Volkes zum Geheimnisvollen und Übernatürlichen noch jetzt eine so originale Kraft hatten, imstande war, diese ganze phantastische Vorstellungswelt der Landleute seiner Heimat so vollendet festhalten und wiedergeben konnte, wie er es in der „Mireio“ getan hat.

Stunden verflossen in unvergeßlichem Geplauder, das alles mögliche berührte: die Schönheit und den Ursprung der Volkstrachten, die wir soeben in der Sonntagfrühe gesehen, persönliche Erinnerungen an Alphonse Daudet, den anderen großen Dichter der Provence und vertrauten Freund Mistrals, das Wesen der Bauernbevölkerung und ihren bedauerlichen Hang, in die Städte abzuwandern; Ehrungen und Freundschaftsbeweise, die dem Dichter aus Deutschland zuteil geworden, seine künftigen Arbeitspläne. Geist und Feuer und Güte, Humor und idealer Sinn, alles das kam dabei aus ihm in buntem Wechsel heraus, und nur ungern erinnerten wir uns, daß wir die Zeit des Vielbeschäftigten nicht so lange in Anspruch nehmen durften, wie es seine eigene Freundlichkeit wohl gestattet haben würde. Mit dem herzlichsten Händedruck beider Gatten nahmen wir Abschied, meine Frau noch überdies mit einem großen Blütenstrauß beschenkt, den er selbst ihr von den Büschen seines Gartens geschnitten hatte. Das Rößlein zog an, und wenige Minuten nachher war das Haus des größten lebenden Dichters der Franzosen und sein Dorf Maillane wieder für uns verschwunden hinter den dichten, dunklen Mauern der provençalischen Zypressen.



Der „Herr“. Von W. Fred.



Ihn habe ich in der altmodischen Kneipe von Simpson am „Strand“ in London wiedergefunden. Er saß da, bröckelte an seinem Chesterkäse herum und brummte in den gelben, etwas verwaschenen Schnurrbart. Die große rote Hand griff, öfter als man es in Europa gewöhnt ist, nach dem Whiskyglase, und seine Augen, die etwas schwammen, sahen sich von Zeit zu Zeit mit vielem Mißbehagen nach den andern Gästen um. Es gefiel ihm scheinbar in dieser sonst so gemütlichen Atmosphäre gar nicht. Nichts war ihm recht, und ich mußte sehen, wie der behäbige Kellner schließlich aufatmete, als er das Tischchen von sich wegschob und, nochmals uns alle unzufrieden anblickend, der Türe zuging. Als er bei mir vorbeikam, blieb er einen Moment stehen, seine Stirn hellte sich auf, und er schien sich an gute Zeiten zu erinnern, als er mich grüßte. „Wie ist's in London?“ fragte ich ihn. „Die Kultur hat doch ihre Reize, nicht wahr?“ ‚Hier ist's besser als im Urwald?‘ wollte ich hinzufügen, als er mich schon unterbrochen hatte und eine Flut von Verwünschungen über dieses Leben, das eines Menschen gar nicht würdig sei, zwischen seinen gelben Zähnen hervorbrach. „Was hat denn einer hierzulande?“ tobte er. „Wer kümmert sich hier überhaupt um einen? Was ist man? Um jedes Butterbrot muß man einen Kniefall tun, und wenn ich jetzt abends über die Treppe in dem elenden Boardinghaus nach Hause komme und auftrete, wie es einem Manne geziemt, dann wissen sich die Weiber wieder nicht zu fassen, weil ihre zarten Nerven es nicht aushalten, wenn mein Fuß den Boden berührt. Die Schlangen und Ratten bei uns im Dschungel waren weniger nervös. Und wenn man hier jemandem ein vernünftiges Wort sagt, gleich ist man der brutale Bär. Und diese Dienstboten. Jede eine Lady, und einen richtigen Diener, der einem die Schuhe auszieht, wenn man müd' ist, der einem wirklich ‚dient‘ wie bei uns drüben, ... na vielleicht kann sich das der König leisten! Und da behaupten die Leute, daß hier das Leben bequemer ist. Und der Nebel, und der Regen! Ich wollte, es wären wieder vierzig Grad im Schatten und ich könnte dem braunen Kerl, der die Punkah zieht, zur Belebung seiner Laune einen gelinden Tritt versetzen.“ Er erzählte noch einige Minuten weiter, und das ganze Mißbehagen eines Mannes, der in den Tropen gewöhnt gewesen war, seine Natur in ziemlich weiten Grenzen entfalten zu können, strömte aus. Ich mußte mich immer wieder erinnern, was für ein heiterer, allen Reibungen der Existenz gewachsener und vor allem im Wesen junger Mensch dieser alte Herr gewesen war, als ich ihn vor fünf Jahren in der Nähe von Kalkutta besucht hatte.

Sie fand ich an einem der nächsten Tage in einem großen Konfektionshause wieder. Sie war seine Frau, vielleicht sechsunddreißig Jahre alt, und drüben war sie jeden Morgen ausgeritten und hatte beim Tennis die Bälle am weitesten werfen können. Ihr Lächeln, der Glanz ihrer Augen, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen war mir alle die Jahre hindurch in fröhlicher Erinnerung geblieben. Nun stand sie nervös zitternd da, hatte sich den Geschäftsführer kommen lassen und beklagte sich mit bitteren und spitzen Worten über ein blasses Ladenmädchen, das ihr, wie sie behauptete, eine unhöfliche Antwort gegeben hatte. Überhaupt, man bemühe sich nicht genug um sie, ob man nicht sehe, mit wem man es zu tun habe? Ihr Ton war kalt, hochmütig, und ich mußte entdecken, daß sie jetzt häßlich und alt war. Ich hätte mich an ihr vorbeigedrückt, aber ich mußte immer wieder an die Stunden in ihrem hübschen Haus drüben auf roter Erde denken, an die frische und liebenswürdige Art, mit der dieses Ehepaar dort das Leben mit allen seinen Schwierigkeiten und Zwischenfällen genommen hatte, und es reizte mich, selbst darüber Klarheit zu bekommen, was der Grund dieser so einschneidenden Änderung der beiden Menschen war. Ich machte den Versuch, die Dame zu besänftigen, aber noch, als wir in der Teestube saßen, war ihre Laune ganz elend. Der Tee schmecke nach Seifenwasser, erklärte sie, das Gebäck war nicht genügend frisch, die Milch sicherlich von einer Ziege. Und dann sah sie mich mit Augen an, in denen plötzlich etwas wie ein Traum aufschimmerte, und sie begann davon zu sprechen, um wieviel besser alles „bei uns“ gewesen wäre. „Bei uns“ — das war jenes kleine verandenreiche Haus zwischen Palmen, das war der Schatten und die Ruhe auf großen Liegestühlen nach heißen Sonnentagen, während jedem Ruf, den man noch so leise ausgesprochen hatte, gleich einer der vielen Diener oder eine der Dienerinnen gefolgt war. Alles andere war vergessen. Daß man oft kein rechtes Fleisch bekommen hatte, daß man sich hüten mußte, ein Glas Milch zu trinken, das nicht den



Henriette.

Gemälde von H. Evenepoel.

Stempel der Regierungsfarm trug, also pestsicher war, daß es außer den gelegentlichen Parademärschen, Pfeifen und Trommeln jahraus, jahrein keine Musik gab, daß alles Bedürfnis nach geistiger Anregung durch die eintönigen Bridgepartien gedeckt werden mußte, und daß man vom Tage der Rückkehr aus Europa nach der seltenen Urlaubsreise die Stunden gezählt hatte, bis man nach dreijähriger Arbeit wieder aufs Schiff gehen konnte: von alledem, von der Sehnsucht nach dem alten Europa, das ihr Herz oft so schwer gemacht hatte, schien sie nichts mehr zu wissen. Nur daß hier das Leben eng und die Tage trotz den vielen Dingen, die man hätte sehen oder hören können, von endloser Ausdehnung waren, daß das Essen schmal, wenn auch gefahrlos sei, die Menschen zwar alle Englisch sprächen wie sie selbst, man sich aber mit ihnen nicht verständigen könne, weil ihr Horizont ein so ganz anderer sei, kurz, daß das Leben langweilig und mühsam sei — das wußte sie mir an kleinen und großen Beispielen klarzumachen. Ein tiefer Grund von Unzufriedenheit, von einer schwer und unfreudig getragenen Existenz lag unter allen diesen oft an Kleinliches anknüpfenden Bemerkungen der Frau, die ich drüben nie hatte klagen hören über Anstrengungen, über Gefahren, die mutig in den Urwald geritten war, und die heute in der Stadt des größten Komforts als ein altes, klagendes Weib erschien.

Ich erzählte ihr, daß ich ihren Mann vor ein paar Tagen im Restaurant getroffen hätte, und ein dunkler Schatten deckte ihr Gesicht. In dieser Ehe schien es nun etwas Trauriges zu geben und ich mußte wieder daran denken, wie scharmant der Ton dieser beiden Menschen zueinander drüben gewesen war, wie sie die gleichen Interessen gehabt hatten, wie jung ihr Wesen einander gegenüber noch nach jahrelanger Ehe geschienen hatte. Was war geschehen?

Ich hatte einen Augenblick geschwiegen, und die Frau, die nun mit einem mühsamen Lächeln den Ton wiederzufinden suchte, in dem wir uns vor einigen Jahren so gut unterhalten hatten, merkte, daß mir etwas durch den Kopf ging. Sie war klug und sie hatte einen Teil von der Welt gesehen; so brauchte ich ihr nicht viel zu sagen, damit sie merkte, wie sonderbar ich den Wechsel in der Art, die sie ebenso wie ihr Mann hatte, fand. „Ja, wir sind alt geworden. Und was das Schlimmste ist, es wird von Tag zu Tag ärger. Und vertragen uns nicht mehr so gut. Jetzt sind wir ein Jahr zu Hause. Wenn dieses graue Land hier, diese engen Häuser, dieser blasse Himmel überhaupt ein Zuhause genannt werden kann. Ich glaube, wir haben seit Monaten nicht mehr gelacht, ich nicht und Charles nicht. Und denken Sie, wir haben angefangen uns zu zanken. Jahrelang hatten wir gar nicht verstanden, daß das Menschen tun können, und wenn wir unser Urlaubsjahr in Europa verbracht hatten und da und dort gesehen, wie sich selbst Leute, die einander gern haben, ohne rechten Grund quälen, was für einen strengen und häßlichen Ton die Leute überhaupt miteinander haben, da lachten wir sie aus, und jetzt? Ich glaube wirklich, aus lauter Langeweile streiten wir uns. Mir ist nichts recht, was er tut, ihm ist nichts recht, was ich beginne, und uns beiden kann es kein Dritter recht machen. Immer spüren wir die Ellenbogen anderer Menschen, und manchmal sitze ich tagelang da und heule. Ja, denken Sie, ich heule, und Sie haben, als Sie bei uns drüben waren, immer gesagt, die Wände unseres Bungalow schallten nur so vom Lachen. Und dabei wissen wir beide nicht, was eigentlich los ist. Ereignet hat sich eigentlich nichts — und wir hatten uns doch so gewünscht, wieder nach Hause zu kommen."

Ich sah die beiden Leute in den nächsten Tagen und Wochen noch mehrmals. Es war wirklich gar kein besonderes Unglück in ihr Leben getreten, sie hatten sich freiwillig nach England zurückbegeben und doch, beide schienen keine gute Minute mehr zu haben. Die Dinge, die sie drückten, waren alle, wenn man sie einzeln ansah, nicht sehr wichtig; so oft wir darüber sprachen — ein anderes Thema, als den Unterschied zwischen hier und drüben interessierte beide ja nicht — gab er wie sie auch zu, daß sie ungerecht wären, daß die Existenz in einer europäischen Großstadt eben nicht anders sein könne, daß es nur an ihnen liege, und doch ...

In allen Dingen spürten sie die Grenzen. Man kann nicht besser sagen, worunter sie litten, als wenn man ihre Klagen wiederholt: Drüben waren wir die H e r r e n. Fürs erste klingt das wie ein Rückfall in rohe Wünsche, scheint es, als ob diese Menschen nur glücklich sein könnten, wenn sie andere quälen durften, und gibt ein grelles, ungerechtes Bild vom Leben in den Kolonien. Und doch ist dieses Gefühl, daß man dort der Herr war, und daß darum das Leben trotz mancher Entbehrung und vieler Arbeit lebenswerter gewesen sei, nur der Ausdruck für das Bedürfnis nach einer freieren Art des Daseins, nach einer natürlichen Beziehung zur Natur, nach der Möglichkeit, seine Persönlichkeit ohne allzuviel Hemmung spielen zu lassen. Meine beiden Freunde waren gewiß nicht vom Tropenkoller besessen gewesen. Wenn ihnen auch in einem Gebiet, in dem jeder Tag ein Kampf ist, die Sentimentalität abhanden gekommen war, ihre Diener hatten diese Hausfrau sehr gern gehabt, die Angestellten diesen Großkaufmann als Freund geschätzt. Nun aber konnten sie eigentlich weder einen rechten Verkehr, noch auch in den Realitäten des Lebens die richtigen Umgangsformen finden.

Was das Leben in einer großen europäischen Stadt leicht und reizvoll macht, das schätzten sie nicht. In allem suchten sie die persönlichste Beziehung, etwas, was nur für sie da sein sollte, und wenn sie, was ja überall geschah, merkten, daß sich nicht alles

um sie drehte, daß niemand sie sehr wichtig nahm, daß es schließlich auch ohne sie ginge, dann fühlten sie sich als Enterbte, als Kinder, die man aus glücklichen Träumen geweckt hat. Sie hatten genug zu leben, aber sie fühlten sich dennoch als Bettler. „Wie muß man hier rechnen," klagten diese Leute, die schließlich gewiß dreimal soviel hatten, als ihre Nachbarn. „Hier muß man auf dem Omnibus sitzen, und selbst wenn ich mir ein Cab nehme, steht da der Policeman; sobald wenn er seinen Stock hebt, muß mein Wagen still hinter den Lastgefährten und Omnibussen warten. Vor zwei Jahren noch hätte ich den Mann niedergeschlagen, der verlangt hätte, ich solle warten!" Es wäre ja nicht so arg gewesen, denn die Herrschaft des Stocks hat auch in den Kolonien ziemlich nachgelassen. Aber wahr ist an allen diesen Seufzern das eine, daß der weiße Mensch drüben, selbst wenn er kein Millionär ist, im Vergleiche zu den gutgestellten Menschen unserer Länder ein Herrenleben führt. Er ordnet an, was andere ausführen. Er arbeitet mit Gehirn, Phantasie, Willen und Energie, und die niedrige Arbeit fängt bei einer weit höheren Stufe an, als in unserer Zone.

Wie die Arbeit, so geht auch der Lebensgenuß, gehen alle sozialen und gesellschaftlichen Beziehungen in weniger engen und schroffen Grenzen vor sich. Man hat eine leichtere Hand nicht nur im Beherrschen, sondern auch im Schenken, im Bereiten fremden Vergnügens; man gehorcht leichter dem eigenen Impulse, weil man sich seltener dem fremden Machtspruch fügen muß. Man ist ein Herr, wenn man auch den ganzen Tag, um Geld zu verdienen, um materielle Kultur, Zivilisation zu verbreiten, sich plagen muß. Die Kraft wird aufs äußerste angespannt, weil man die Wirkung dessen, was man tut, bald und rasch sehen kann. Für manchen Erfolg in der Kolonie wird man den Grund darin finden, daß die ersten Wirkungen sich dem Auge schnell gezeigt haben. Die Herrenexistenz drüben in den Tropen bedeutet nicht Genuß des Nichtstuns, sondern Genuß der Arbeit. Daraus ersteht jenes Gefühl der Sicherheit und Heiterkeit, das man an so vielen Menschen drüben entdecken kann, selbst wenn sie es schwer haben. Solange sie drüben sind, wissen sie vielleicht gar nicht, was ihnen diesen Ton gibt. Es fehlt ihnen soviel von dem, was wir hier Kultur nennen, ihr Herz verlangt so oft zurück nach der alten Heimat, daß sie erst dann, wenn sie wieder ganz zurückgekehrt sind, merken, wie hart im Raume sich die Dinge des europäischen Lebens stoßen. Alle die kleinen Dinge, die verhältnismäßig geringe Kraft des Geldes, die Nötigung, sich viel genauer über äußere Bedingungen Rechenschaft zu geben, die Grenzen der Räume, in denen man wohnt, und selbst das Klima, der Mangel an Sonne und Wärme, all das sind vielleicht nur die Zeichen von etwas Tieferem, an das sich die Menschen, die drüben geschafft haben, leicht gewöhnen und das sie dann in der Alten Welt immer entbehren: das Gefühl des Herrn. Das ist es, was ihnen fehlt von dem Tage an, wo sie den letzten dunkelgefärbten Mann auf dem Ozeandampfer gepufft und dann mit ein paar Kupferstücken wieder glücklich gemacht haben. Alle Erwägungen und Überlegungen über Humanität, Zivilisation helfen denen nicht, die dieses Geheimnis einer freieren Existenz gespürt haben.

Man soll nicht denken, daß es Zügellosigkeit ist, was diese ehemaligen Herren nun entbehren. Wer die Verhältnisse drüben miterlebt hat, weiß, daß überall dort, wo sich schon feste Ansiedlungen, bestimmte Formen des gesellschaftlichen Verkehrs gebildet haben, als das Maßgebende für jeden weißen Mann die ungeschriebenen, aber zwingenden Gesetze eines sehr ausgebildeten Familienverkehrs gelten. Wenn in einer Beziehung, und zwar in der tiefsten: also in der auf die Lebensarbeit hinzielenden jene größere Freiheit gilt, die ihre Wurzel in dem eigenen Verantwortlichkeitsgefühl und Hochgefühl des weißen Mannes als des Trägers der Zivilisation gegenüber dem niedrigerstehenden Gewimmel der Farbigen hat, so ist in vielen anderen Fragen gerade aus demselben Kreis von Motiven heraus die Grenze der Sitte und Gewöhnung eine sehr strenge. Es ist nicht wahr, daß drüben jeder tun mag, was er will, aber es ist wahr, daß drüben jeder tun darf, was er mit dem Gesetze der eigenen einmal bewußt gewordenen Herrennatur vereinen kann. Der weiße Mensch weiß drüben, daß er sich nicht gehen lassen darf in auch nur einigermaßen wesentlichen Dingen, wenn er die Distanz aufrecht erhalten will, die ihm seine Stellung gibt und geben muß. Er muß seiner Instinkte gewiß sein Will er ein Herr bleiben, so muß er im Guten, im Ernsten ein „Herr", ein hoch organisiertes Wesen sein.

Er darf einmal zornig sein, aber er darf in keiner Stunde die Herrschaft über sich so verlieren, daß der Eingeborene über ihn lacht. Er darf nie einem anderen Weißen gegenüber einen Ausdruck haben, der nicht den Abstand aufrecht erhielte, der zwischen jedem weißen Mann und dem dunklen herrschen soll. Und das ist auch der Grund für jenes Allerschrecklichste, das einem Menschen unseres Blutes drüben geschehen kann. Er ist ewig und rettungslos und in unbekannte Welten verloren, wenn er aus irgendeinem Grunde auch nur einen Schritt aus dem Bereiche seiner Blutsgenossen getan hat. Daß der Weiße in einem besonderen und nicht leichtfertigen Sinne drüben der Herr ist, bringt es mit sich, daß es ein weißes Proletariat nicht geben darf. Als weißer Mensch in völlige Armut geraten, ist in den Kolonien nur das Schicksal von Menschen, die die Willenskraft eingebüßt haben, und für die kann es keinen Platz geben. Sie sinken weit tiefer als der ärmste Dunkle, sie haben keinen

Weg mehr hinauf; ihre Seele zuckt wohl noch manchmal in Leiden auf, aber ihr Blut geht nicht mehr in jenem Rhythmus, der nötig ist, damit sie als Herren leben können. Es ist die ärgste Seuche, die den Europäer ergreifen kann, die schlimmste Vergiftung des Organismus, die psychische Pest.

Wenn man in England oder bei uns in jenen Stätten, die transozeanische Beziehungen haben, sagt, daß für einen bestimmten Menschen unser Leben zu eng ist, daß er in die Tropen gehen soll, weil man nur dort noch ein freieres, ein Herrenleben führen kann, so muß man das recht verstehen. Es ist wahr, daß man dort seine Pläne, wenn sie Fruchtbarkeit in sich haben, leichter in die Wirklichkeit umsetzen kann, weil die Erde noch jung, die Luft stark, die Sonne heiß ist. Aber man meine nicht, daß das Leben des Herrn drüben ein schlaffes, ein sich alles oder nur vieles Erlauben ist; die Weite bedeutet den Umfang des möglichen Erfolgs, sie bedeutet auch die Größe der Energieleistung, die jeder sich selbst abverlangen muß; die Freiheit, die dieses Wort vom Herrn, wenn man es richtig nimmt, ausdrückt, ist jene große Freiheit, die ihre Grenzen im eigenen hochgesteckten Wollen hat. Weil die Menschen drüben etwas leisten, das größere Perspektiven hat als die mehr spezialisierte Arbeit des einzelnen in unserem Leben, weil die Geste schöner und reicher und bewegter ist, bekommen die Menschen das Gefühl von Sicherheit, aus dem heraus Heiterkeit wächst und neue Kraft, Anstrengungen zu ertragen.

Frauen, die bei uns ein behütetes Mädchendasein geführt haben und tausend Rücksichten verlangen, lernen es drüben, mit den Elementen zu kämpfen, und aus diesem Gefühl des Beherrschens blüht ihnen Stärke und Freude. Glücklich ist, wer drüben seinen Weg auf solche Art gefunden hat und sein Leben auf der Höhe schließen kann, wem stets die Sehnsucht, einmal zurückzukehren in die in Gedanken schöne, allerschönste Heimat, geblieben ist — und wer doch nie die Enttäuschung solcher Rückkehr zu spüren bekommen hat. Stete Unbefriedigung aber ist die Tragik fast aller, die heimkommen und das Leben in Europa dann eng, arm an Abenteuern und Schicksalen und allzusehr belastet von Rücksichten und Hemmungen finden, die nicht mehr jung genug sind, um noch einmal in die Tropen hinauszugehen, und es doch nicht mehr wunschlos ertragen können, in der Alten Welt nur *einer* unter Millionen zu sein, *eine* schwache Stimme im großartig instrumentierten Konzert, *ein* Mitglied des mächtigen Chores, das für sich selber zu schwach ist, um tönende Wirkung zu üben, der *Herr*, der nur noch *ein* Glied im großen Bataillon ist, und wartet, bis abgeblasen wird.

Das Lied vom Junker Hoffnungsreich.

Ein Löwe lag auf seinem Schilde,
Die Tatzen sprungbereit gestemmt.
Sein Herz glich seinem Wappenbilde,
So kühn, so einsam war's und fremd.
Und wie ein junger Sturm durchschwirrte
Sein Lied die Stadt, aus der er zog,
Daß manche Butzenscheibe klirrte
Und manche Zipfelmütze flog:
Ich bin der Junker Hoffnungsreich
Und reit' und such' mein Königreich.
Ich bin mir selber Herr und Heer
Und dien' nur Gott und keinem mehr.
Trutz Euch, Ihr Herr'n, trutz Euch! —

So ist er in die Welt gefahren
Und ritt durch Heide, Heck und Hag,
Bis er nach langen Wanderjahren
Zerlumpt am alten Stadttor lag.
Sein Gaul fraß Disteln wie ein Esel,
Sein Schildbauch ward zum Pfennigfang,
Und stumpf mit heiserem Genäsel
Sang er ein Lied, das widrig klang:
Ich bin nicht Welf und bin nicht Ghibellin,
Ich häng' den Mantel nach dem Reichren hin,
Wes Brot ich ess', dem ich zu eigen bin! —

Verfilzte Strähnen flogen greise,
Wo goldig einst die Locke hing.
Er sang sein Sprüchlein trüb und leise
Vor jedem, der vorüberging.

Und nahte wer, um ihn zu fragen,
Was ihm so früh den Flug gelähmt,
Ob Gottes Zorn sein Herz zerschlagen,
Ob Papst und Kaiser ihn verfemt —
Kein Blitzstrahl Gottes war es, der mich schlug,
Nicht Papst noch Kaiser stürzten meinen Flug,
Doch zehn Jahr Alltag ...
Herr, das war genug! —

Georg Busse-Palma.

Dokument. Von Franz Nabl.

Ich habe aufgehört mit den Menschen anders zu verkehren, als wie es das tägliche Leben, das heißt die täglichen Bedürfnisse meines Lebens verlangen. Ich habe schon Zeit genug verloren mit den überflüssigsten und nutzlosesten Gesprächen, und ich habe mir angewöhnt, gerade nur soviel zu sagen, als notwendig ist, um nicht zu verhungern und auch sonst ein menschliches Dasein zu führen. Es ist nur die Frage, ob ich die Zeit, die ich so gewinne, auf einer anderen Seite nicht wieder verliere, und dazu bin ich scheinbar auf dem besten Wege, denn ich schreibe. Aber es soll eine Zwiesprache mit meiner Seele sein; denn jetzt, wo ich aufgehört habe, mit einem Zweiten über die Werke und Handlungen eines Dritten zu sprechen, spreche ich selbst mit mir selbst über mich selbst. Ich habe ja manchesmal versucht, auch mit einem anderen über mich selbst zu sprechen — frei und offen aus meiner eigentlichsten Meinung heraus, geradeso wie über eine außer mir selbst stehende Person und ihre Handlungen — aber ich bin niemals über den Versuch herausgekommen. Ich habe erkannt, daß es eine absolute Keuschheit gibt, die des eigenen Ichs. Jeder Mensch, mag er auf der höchsten sittlichen Stufe stehen, wird in seinem Leben auf einen Augenblick treffen, in welchem er seinen Körper den Blicken des anderen enthüllen und preisgeben wird, — — nur aus dem einen und einzigen Grunde, um zu enthüllen und preiszugeben. Nie aber wird ein Mensch von dem, was er sein eigenstes Selbst nennt, den letzten Schleier nehmen, auch dann nicht, wenn er es fest und vorsätzlich will. Darum aber ist das letzte, äußerste Wechselgefühl zwischen allen Menschen das Mißtrauen. —

Was ich bis jetzt gesagt habe, ist eine Entschuldigung vor mir selbst. Ich hasse nämlich alle Bekenntnisse und Erzählungen in Tagebuch- und Briefform. Man wird doch nicht gerade da, wo man im Begriffe steht, etwas zu erleben, einen Briefwechsel mit irgendeinem Freunde beginnen und ihn während des Erlebnisses getreulich fortsetzen, bis man schließlich alles zu Ende erlebt und geschrieben hat. Oder gerade dann, wenn man glaubt, daß einem etwas Wichtiges begegnen wird, zum Papierhändler gehen und ein Tagebuch mit Goldschnitt und Lederpressung kaufen? Und nun schreibe ich selbst in dieser Art und Weise. Vielleicht viele, viele Seiten hintereinander und dann wieder nur ein paar Worte ... Vielleicht werde ich auch gar nichts mehr schreiben, denn das, was hinter mir liegt, kann ich nicht mehr beurteilen, und ob noch etwas kommen wird, ein Erlebnis oder ein Ereignis, das weiß ich nicht. Möglicherweise bereitet es sich schon langsam in mir vor, oder es wird irgendwo außer mir schon daran gearbeitet — ich weiß es nicht. Es ist überhaupt ein seltsames Ding mit diesen Ereignissen. Man sieht sie eigentlich erst, wenn sie vorbei sind, und nichts ist schwerer, als ihnen mit offenen Augen entgegenzugehen und sie bei klarem Bewußtsein zu bestehen. Ich will von jetzt an die Augen offen halten und will versuchen alles, was ich erspähen kann, so gewissenhaft, als nur möglich zu verzeichnen. Wie ein Arzt oder ein Meteorologe ihre Beobachtungen. —

⁂

Ich lebe seit kurzer Zeit auf dem Lande. Die äußeren Gründe, die mich bewogen haben, die Stadt zu verlassen, sind ganz unwichtig, und warum ich es sonst getan habe, das wüßte ich gar nicht zu sagen.

Vielleicht aus Laune, wie ja alle Menschen, die nicht vollständig vom Kampfe um ihr Leben unterjocht sind, das meiste nur aus Laune tun.

Mein Leben war bis jetzt ganz ereignislos. So ereignislos wie das Leben eines Ministers, der einen Ausgleich zuwege bringt, eines Dichters, der ein erfolgreiches Trauerspiel schreibt, oder eines Fabrikdirektors, der einen Millionenauftrag erschleicht. Denn ein Lebensereignis besteht nicht in einer Tat, die wir vollbringen, sondern nur in dem, was mit uns selbst geschieht, was wir erleiden. In diesem Sinne war mein bisheriges Leben inhaltslos. Ich weiß auch noch gar nicht, was ich bin. Wenn ich ein Musiker, ein Arzt oder ein Gelehrter wäre, wüßte ich es ebensowenig. Wenn ich einem Kranken das Leben rette, weiß ich doch nicht, was ich bin, und auch nicht, wenn mir eine wissenschaftliche Entdeckung gelingt. Wenn ich aber eine Geldbörse stehle, dann bin ich ein Dieb. Wenn ich jemandem ein Messer zwischen die Rippen treibe, bin ich ein Mörder, und wenn ich die Frau meines Freundes verführe, ein Schuft! ... Das tue ich nicht, das ereignet sich mit mir und vor allem, — ich werde dadurch etwas. Darum ist es ein Ereignis für mich.

Seitdem ich hier draußen lebe, habe ich mit meiner Außenwelt noch keine überflüssige Begegnung gehabt. Eine alte Frau kommt jeden Morgen zu mir ins Haus, räumt meine Zimmer auf und bereitet mir das Fleisch und das Gemüse, das sie selbst eingekauft hat. Dann geht sie fort und kommt erst am nächsten Morgen wieder. Ich mache jeden Tag einen Spaziergang, denn die Umgebung ist waldreich und sehr schön. Leider muß ich immer die ganze Dorfstraße durchschreiten, bevor ich in den Wald komme. Ich begegne jedenfalls sehr vielen Menschen, aber ich bin mir dessen nicht bewußt. Ich sehe sie eigentlich gar nicht. Heute aber hatte ich meine erste Begegnung. Mit einem Menschen, der sich schon von weitem durch sein Äußeres in mein Bewußtsein hineindrängte. Er trug militärische Kleidung, sein Säbel schepperte, und das Bajonett seines Gewehres funkelte im Sonnenschein. Es war der Ortsgendarm. Als er dann an mir vorbeiging, grüßte er mich. Und zwar auf doppelte Weise. Er legte die Hand an sein Gewehr, und außerdem wünschte er mir mit freundlicher Stimme einen guten Tag. Deshalb mußte ich aufschauen, und ich weiß jetzt, wie er aussieht. Er hat ein rundes, rosiges Gesicht, blaue, überaus gutmütige Augen und einen blonden, kaum sichtbaren Schnurrbartanflug. Und seine Stimme klingt lächerlich weich und liebenswürdig. Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, sehe ich immer ein braves, freundliches Kind vor mir, dem die Eltern zu Weihnachten eine Uniform geschenkt haben. Einen Helm, einen Mantel mit blanken Messingknöpfen, einen Säbel und ein Gewehr mit einem Bajonett. Dieser Gendarm war der erste, der mich hier gegrüßt hat, und ich freue mich im Grunde genommen darauf, ihm wieder zu begegnen.

Ich habe drei Zimmer in meinem Landhause. Zwei blicken in den Garten, und diese beiden Zimmer liebe ich. Das dritte geht auf die schmutzige Dorfstraße hinaus, und soweit man blicken kann, sieht man nichts als ebenerdige Häuser und dazwischen je eine große Hofplanke mit einem Brettertor. In einem der beiden Gartenzimmer schlafe ich.

Das zweite Gartenzimmer schließt gleich an das Schlafzimmer an und ist mir ebenso lieb als dieses. Etwa einen Meter vom Fenster entfernt steht mein Schreibtisch und neben ihm ein Ruhebett. Sonst stehen keine Möbel in diesem Zimmer. Aber rings an den Wänden laufen einfache, hohe Holzgestelle, fast bis an die Decke hinauf. Zum Teile sind diese Gestelle so kahl und leer, wie Gerippe, oder wie die Kastanienbäume draußen im Garten. Zum Teile sind sie angefüllt mit Büchern. Sie stehen da in langen Reihen übereinander, vom Erdboden fast bis hoch hinauf, eines neben dem anderen, mit ihren Rücken ins Zimmer gekehrt. Neue Bücher, ältere und ganz alte, gebunden in Leinen, in Stoff oder in Leder.

Und nun muß ich zurückgreifen in meine Vergangenheit.

Ich werde aber nicht von meinen Eltern erzählen oder von meinen Geschwistern und auch nicht von dem Erwachen meiner Seele und ihrem Wachstum. Ich werde nur an einige unscheinbare Dinge erinnern, die sich in meinem Leben immer und immer

wiederholt haben, so lange und so regelmäßig, bis ich sie endlich bemerkte und mich darüber verwunderte.

Als ich ungefähr drei Jahre alt war, schenkte man mir zu Weihnachten ein unzerreißbares Bilderbuch. Ich muß wohl eine große Freude damit gehabt haben, denn ich kann mich noch ganz gut erinnern, daß ich die längste Zeit in dem Zimmer meiner Mutter auf dem Erdboden lag und mich mit diesem Buche beschäftigte. Ich weiß aber auch noch sehr deutlich, daß keineswegs die bunten Abbildungen meine Freude so sehr erweckten, als vielmehr irgend etwas anderes, Seltsames und Unbestimmtes. Großes Behagen bereitete mir jedenfalls der Geruch des frischen Druckes, dem zuliebe ich auch alle bildergeschmückten Warenkataloge in meinen Besitz zu bringen suchte. Da ich mich nun stundenlang ganz nahe über diese Bücher beugte, glaubten meine Eltern wahrscheinlich, mir damit ein großes Vergnügen bereitet zu haben. Sie schenkten mir von nun an, bei allen Gelegenheiten, fast nur noch Bilderbücher, anstatt irgendwelcher anderer Spielereien. Alle Leute aber, die mich kannten, waren der Meinung, ich würde sehr bald und sehr leicht lesen lernen. Das war aber nun ganz und gar nicht der Fall, ja ich brauchte sogar längere Zeit hierzu als andere Kinder, die bisher vielleicht noch nie ein Buch in Händen gehalten hatten. Aber am Ende erlernte ich es doch. Und auch jetzt waren mir Bücher das liebste von allem, womit ich beschenkt wurde. Nur erhielt ich jetzt keine Bilderbücher mehr, sondern solche, in denen neben den Abbildungen auch Erzählungen oder Gedichte gedruckt waren. Allein obwohl ich mich fast nur mit meinen Büchern beschäftigte, habe ich doch die wenigsten von ihnen gelesen. Ich stellte sie während des Tages einige Male in verschiedenen Reihenfolgen in meinem kleinen Kasten auf, ich nahm sie wieder heraus und bedeckte mit ihnen den Fußboden oder baute sie übereinander auf zu Türmen, so hoch bis sie ins Schwanken kamen und zusammenfielen. Ich hielt sie geschlossen auf den Knien und streichelte den Einband, ich blätterte in ihnen — aber ich mochte mich nur selten entschließen, ein paar Seiten zu lesen. Da sich niemand von meinen Leuten sonderlich um mich bekümmerte, und sie nur sahen, daß ich immer mit meinen Büchern beschäftigt war, schenkten sie mir von neuem und immer wieder Bücher, und ich war sehr unglücklich, wenn ich einmal etwas anderes erhielt. Zuletzt genügten aber alle meine Bücher, so viele ihrer auch waren, nicht mehr, meinen seltsamen Trieb zu befriedigen. Ich schlich mich in das Arbeitszimmer meines Vaters, wo in hohen Glaskästen viele schöne Bände eingeschichtet standen. Die Schlüssel zu diesen Kästen wurden mir nie gewährt, und ich mußte mich begnügen, mit hungrigen, gierigen Augen durch die Glasscheiben die Bücher anzustarren. Überraschten mich meine Leute dabei, dann lachten sie wohl und sagten: „Er wird sicher ein Gelehrter werden oder ein Dichter! ... Jedenfalls wird er Bücher schreiben!“ Nun, — ich bin kein Gelehrter geworden und kein Dichter, ... auch habe ich bis jetzt noch kein Buch geschrieben.

Gleichwohl glaube ich nicht, daß an alledem etwas Seltsames oder Außergewöhnliches zu finden wäre, und viele Menschen werden sich an ähnliche Dinge aus ihrer Kindheit erinnern. Unter Kindern findet man Liebhabereien ja noch viel häufiger als bei Erwachsenen. Kinder sammeln alles, auch das Lächerlichste, und es gehört zu den alltäglichsten unter den Kindheitserscheinungen. Auch ich bin den Büchern nicht immer treu geblieben, und es kam eine Zeit, in der ich mich nicht mehr um sie bekümmerte.

Aber ich bin wieder zu ihnen heimgekehrt, ich habe meine alte Liebe wiedergefunden. Und ich habe mich auf sie geworfen, wie einer, der nach Trug und schimmerndem Irrtum die sättigende Wahrheit findet. Es kam jetzt die Zeit, in der ich auch zu lesen begann. Seite um Seite, Band um Band. Aber dieses Lesen erschien mir in meinem Liebesverhältnis zu meinen Büchern wie eine Verirrung. Denn damals war es mir sehr gleichgültig, ob das Buch mir gehörte oder nicht. Ich kannte noch nicht das Glück des festen Besitzes. Diese Zwischenstufe war bald überwunden, und von da an begannen mein rastloses Sammeln und die unbeschreibliche Wonne an dem Erworbenen. Ich las fast in keinem der Bücher, die ich

ankaufte oder eintauschte, und dennoch habe ich keinen einzigen minderwertigen Band in meiner Bücherei. Ich vermochte mit einem ganz wunderbaren Instinkte den Wert eines Buches nach seinem Äußeren herauszufühlen, ohne auch nur eine Seite in dem Bande aufgeschlagen zu haben. Wenn ich in einer Auslage oder in einem Geschäfte eine Anzahl von Büchern liegen sah, dann zogen manche von ihnen irgendeinen meiner Sinne mit unwiderstehlicher Gewalt an, und diese mußte ich erwerben. Und ich war nie betrogen. Es kann vorkommen, daß irgendeine Liebhaberei ein Menschenleben ganz ausfüllt, aber sie bleibt doch immer nur eine Nebensächlichkeit in diesem Leben. Ich sehe an der Hand dieser Zeilen eigentlich zum erstenmal so ganz deutlich, wie sehr sich ein und dieselbe Nebensächlichkeit in meinem Leben gehäuft hat und wie ich unter ihrem Banne stehe. —

Meine Bedienerin ist krank geworden und kann nicht kommen, um meine Zimmer aufzuräumen und meine Mahlzeiten zu kochen. Darum muß ich zusehen, wie ich mich im Ortsgasthause recht und schlecht verköstige. Mittags bin ich allein in der Wirtsstube, am Abend aber sitzen rund um einen benachbarten Tisch viele Männer. Es sind Einheimische, die ich nicht näher kenne, und ich fühle auch gar kein Verlangen, sie eingehender zu betrachten. Über ihnen lagert eine schwere, dicke Rauchwolke, starr und tot, und nur wenn einer von ihnen laut auflacht oder sein leeres Glas gegen den Schankburschen schwenkt, gerät die Wolke in eine leichte Bewegung. Ich habe mein Abendbrot verzehrt und sitze eine Weile rauchend und den Blick auf das blauweiße Tischtuch geheftet. Da fühle ich mit einem Male ganz deutlich, daß jemand von dem Nachbartische mich anblickt. Ich hebe den Kopf und sehe in zwei Augen, — die sind wie ein Mosaik von kalten, grauen Nadelspitzen. Eine Stirne gibt es nicht, denn das rote, grau durchschossene Haar wurzelt fast unmittelbar über dem kahlen Stirnbein. Das ganze Gesicht hängt wie eine aufgeblähte Gummiblase unter den Augen und ist voll blauer und roter Sprenkeln. So als wären dicht unter der Haut unzählige Blutgefäße geplatzt und zerflossen. Und daran klebt mit wenigen langen, grauroten Haaren ein Schnurrbart.

Bei meinem heutigen Spaziergange hatte ich wieder eine Begegnung. Vor mir auf einem Wiesenwege ging ein kleiner, krummbeiniger Mensch. Er rief ein Kind an, das über die Wiese lief, und als es zu ihm gekommen war, faßte er es hart an und schüttelte es, als ob er ihm den Arm ausdrehen wollte. Ich eilte näher, hörte ihn mit einer scheußlichen Stimme das Kind anschreien und sah, wie er mit seiner klumpigen, haarigen Faust dem kleinen Wesen ins Gesicht schlug. Obwohl ich keinen Zusammenhang kannte, überkam mich namenlose Wut, und ich bedauerte, keinen Revolver bei mir zu haben. Ich hätte diesen Menschen von rückwärts niedergeschossen, ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen. — So aber mußte ich mich begnügen, ihn anzurufen. Er drehte sich nach mir um, und ich erkannte die widerliche Fratze, die mich am Abend zuvor im Gasthofe mit ihrem Anblick gequält hatte. Von da an konnte ich nicht mehr an das Kind denken. — Ich kehrte um und entfernte mich sehr rasch, um aus dem Bereiche der häßlichen Szene zu kommen. Der Mensch lachte mir höhnisch nach, aber ich fühle ganz deutlich, daß er mich ebenso haßt, als ich ihn.

Dieser Mensch ist der Kastellan. Meine Bedienerin, die jetzt schon wieder täglich kommt, hat es mir gesagt. Etwa eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt liegt das Schloß. Ich habe es bei meinen Spaziergängen schon manchesmal durch die uralten Parkbäume schimmern gesehen, aber es ist mir in keiner Weise aufgefallen. Es gehört einem Grafen Loritz oder Loschnitz. Der Name ist mir schon entfallen. —

Ich habe nun schon mit vielen Dorfbewohnern gesprochen, aber ich kenne sie nicht. Mit dem Bürgermeister, mit dem Pfarrer, mit zwei Lehrern und einigen Gewerbetreibenden. Ich kenne sie nicht. Ich weiß nicht, wie ihre Stimme klingt und wie sie aussehen. Ich kenne nur zwei Menschen, den freundlichen Gendarm und den Kastellan. In ihnen verkörpert sich mir die ganze Bevölkerung. Die Guten und die Schlechten.

Wenn ich an den Auftritt mit dem Kastellan und dem kleinen Kinde zurückdenke, dann weiß ich, daß ich einen Menschen ermorden wollte. Es hat mir nur eine

Waffe dazu gefehlt. Der Augenblick, der mich zum Mord gereift hat, war für mich gekommen. Das ist so gut, als ob ich den Mord schon begangen hätte. Das weiß ich, und ich bin ganz ruhig dabei. Ich fühle keinen Abscheu vor mir, und ich könnte jedem Menschen ruhig und offen in die Augen sehen. Denn der Mord ist das natürlichste aller Dinge. Er ist Hilfe und Befreiung. Aber die Menschen haben ihn seit Jahrhunderten verboten und verfolgt, und darum ist er Verbrechen und häßlich. Hätte man den Mord nicht auf die Liste der tierischen Scheußlichkeiten gesetzt, dann würde weniger gemordet werden, aber edler und schöner. Der Mord würde dann die letzte und herrlichste Äußerung der menschlichen Kraft und Würde sein. —

Es regnet seit gestern. Erst hat es geschneit, aber dann kam ein betäubender Wind vom Süden und hat den Schnee in Regen verwandelt. Ich ging durch den Wald und über die schmelzende Erde, und wenn die Bäume und Sträucher im Winde wankten, schwer von schimmerndem Regen, da waren sie alle wie trunkene Zecher, trunken vom Tranke des Lebens.

Als ich auf der Landstraße dem Dorfe zuging, kam mir ein Wagen in rasender Eile entgegen. Es war ein ganz leichter, federnder Wagen und davor zwei wunderschöne, braune Pferde. Aber alles über und über mit Kot bedeckt, und Kot spritzte während der Fahrt zu beiden Seiten von den Rädern. Ich konnte auf die Wiese treten und ausweichen, aber ich tat es nicht. Ein merkwürdiges Unmutgefühl beherrschte mich, und aus Verlangen, dem Manne, der in dem Wagen saß, eine Kränkung zuzufügen, blieb ich am Straßenrande stehen und ließ mich mit Kot bespritzen. Ein glattes, spöttisches Gesicht flog an mir vorüber, und der Wagen rasselte mit der gleichen, rasenden Eile weiter, dem Schlosse zu. Da wußte ich, daß der Mann, dem das spöttische Gesicht gehörte, stärker war als ich und mir überlegen. —

Es regnet noch immer, aber es ist wieder kalt geworden. Ich sitze in meiner Bücherei und friere, obwohl ein mächtiges Buchenscheit im Ofen brennt. Meine Augen hängen an den leeren Büchergestellen zur rechten Seite, und ich glaube, diese kahlen Holzgerippe machen mich schauern. Ich habe eine unendliche Sehnsucht, sie gefüllt zu sehen — aber es müßten die schönsten und edelsten Bücher sein, Bücher, wie ich sie wohl nie im Leben besitzen darf. Damit die verhaßte Leere mich nicht mit ihrem Anblicke quält, ziehe ich die breiten, grünen Vorhänge über die Gestelle. Auch dort, wo sie mit Büchern gefüllt sind, denn ich kann an dieser Halbheit heute keine Freude gewinnen.

An der Haustüre geschieht ein Klopfen. Nicht wie mit der Hand, sondern wie mit einem harten, schmalen Gegenstand. Aber ich weiß von niemand, der jetzt zu mir kommen sollte, und darum gehe ich nicht aufschließen.

Nach einer Weile höre ich das Klopfen wieder. Stärker und ungeduldiger als das erstemal. Da gehe ich hinab, um nachzusehen, wer vor dem Hause steht. Sobald ich die Tür aufgeschlossen habe, sehe ich niemand. Aber durch den Garten kommt ein Mann auf mich zu. Es mochte ihm langweilig gewesen sein, vor der Türe zu warten. Er hat eine hohe, schlanke Gestalt, und sein Gang ist plump, aber locker, wie in allen Gliedern gelöst. Es ist der Gang und die Gestalt eines Menschen von hohem und reinem Blut. Man findet das nur bei solchen Menschen und bei reinblütigen Jagdhunden und Pferden, die einen endlosen Stammbaum haben.

Ich erkannte sogleich das glatte, spöttische Gesicht aus dem kotbedeckten Wagen.

Er blieb vor mir stehen und lüftete leicht die Mütze.

„Sind Sie der Doktor D . . .?“

„. . . Ja! . . .?“

„Ich heiße Loschwitz.“

Es war der Besitzer des Schlosses.

„Darf man eintreten?“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, trat er an mir vorbei ins Haus und ging sogleich mit verwunderlicher Sicherheit auf die richtige Türe zu. Auf die Türe, welche in die Zimmer führt.

„Diese elende Hütte hat früher zu meinem Besitze gehört. Aber ich habe sie verkaufen lassen!“

Ich folgte ihm in einer Art von Bewußtlosigkeit und kam erst ein wenig zu mir, als ich knapp vor meinem Schreibtische stand.

Graf Loschwitz blieb wartend neben dem Ruhebette stehen, als ich ihn aber nicht aufforderte Platz zu nehmen, setzte er sich mit einer raschen, entschiedenen Bewegung nieder. Gleich darauf saß ich selbst in meinem Sessel und hatte das Gefühl als müßte ich zusammengeknickt sein, wie eine Gliederpuppe.

„Sie wundern sich über mein Erscheinen?“

Ich hatte keine Ahnung, was ich antworten sollte. Es war mir auch ganz gleichgültig. Graf Loschwitz selbst schien keine Antwort zu erwarten. Er blickte neugierig über den Schreibtisch, und da ich um jeden Preis den Starrkrampf, der mich beherrschte, brechen wollte, bot ich ihm eine Glasschale mit Zigaretten an. Er nahm eine und zündete sie an.

„Ganz gut! . . . Aber die hier sind besser! Nicht soviel Opium!“

Damit reichte er mir sein aufgeklapptes Silberetui, und dann rauchten wir beide.

„Ich wundere mich eigentlich selbst über mein Hiersein. Ich hatte ein paar Freunde geladen. Aber das Wetter war ihnen zu schlecht. Jetzt ist es sehr langweilig hier!“

Ich konnte noch immer nichts sagen. Loschwitz schlug die Beine übereinander und lächelte mich mit spöttischer Gutmütigkeit an.

„. . . Und dann wollte ich mich auch entschuldigen, wegen gestern . . .“

Ich war jedenfalls von höchst lächerlicher Kälte und Steifheit, als ich ihm entgegnete: „O bitte . . .!“

„Übrigens war es nur Ihre Schuld. Sie konnten ganz gut in die Wiese treten und den Kot vermeiden!“

Jetzt war ich imstande zu antworten. Ich fühlte eine Art Wiedererwachen zum Leben.

„Die Straße gehört für alle . . .“

„Eben deshalb. Sie können auf ihr gehen . . . ich kann auf ihr fahren . . . Sonst hat man keine Verpflichtungen gegeneinander!“

„Warum entschuldigen Sie sich dann?“

Loschwitz lachte leise.

„Ich bin nicht deswegen gekommen. Ich hab' mich gelangweilt!“

Jetzt hatte ich nur das Verlangen, ihm grob zu begegnen. Ich gab mir Mühe, ihn mit einem überlegenen Blick abzufertigen.

„Was soll ich denn mit Ihnen reden?“

Er stand auf und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Nichts. Hier bin ich zufrieden, wenn ich einen Menschen finde, der zweimal in der Woche ein reines Hemd anzieht. Ich setze das wenigstens bei Ihnen voraus.“

Dann begann er wieder mit seinen Augen den Schreibtisch abzusuchen und fand meinen Revolver, den ich vor seinem Kommen geputzt hatte. Er ergriff ihn und betrachtete ihn nickend.

„Gut, sehr gut! . . . Smith und Wesson! . . .“

Obwohl er die Waffe sehr schön mit gegen die Erde gerichtetem Laufe hielt, rief ich ihm zu: „Achtung! . . . Er ist geladen!“

Er sah mich gar nicht an. Es ging nur etwas wie ein gutmütiges Mitleid über seine Züge. Dann musterte er, den Revolver noch immer in der Hand, den ganzen Raum und blickte durch die geöffnete Tür auch in mein Schlafzimmer.

„Kann man ihn nicht probieren?“

Ich fuhr erschreckt von meinem Sessel auf.

„Nein! . . . Lieber nicht!“

Er kam an den Schreibtisch zurück und legte den Revolver nieder.

„Ich schieße sehr oft bei mir zu Hause. Über zwei Zimmer.“

Er setzte sich wieder auf das Ruhebett und sah mich eine Zeitlang schweigend an. Sein Blick war überlegen und doch warm und rein. Ich hatte für einen Augenblick das Verlangen, neben ihm zu sitzen und den Arm um seine Schultern zu schlingen.

Gleich darauf erhob sich Loschwitz und zupfte mit der Hand an den grünen Vorhängen. Dabei sah er mich fragend an.

„Bücher — ?“

Ich nickte und zog das Tuch zurück. Er blickte flüchtig über die langen Reihen von Bänden und ging dann auf die andere Seite des Zimmers.

„Da auch?“

Bevor ich antworten konnte, hatte er schon selbst den Vorhang zurückgestreift und betrachtete erstaunt die leeren Gestelle.

„Was soll das für ein Witz sein?“

Ich fühlte eine Wut in mir aufsteigen, wie man sie nur gegen einen Menschen empfinden kann, der einen aufs tiefste be-

mütigt und erniedrigt. Mir war so zumute, als hätte ich unter meiner Kleidung irgendein körperliches Gebrechen verborgen gehalten, und als hätte eine rohe Hand mir die schützende Hülle vom Leibe gerissen.

Loschwitz wandte sich jetzt nach mir um und lachte.

„Was fangen Sie denn mit diesen leeren Stellagen an?"

Mir fielen im Augenblicke eine Menge Antworten ein. Ich hätte die Bücher ausgeliehen, ... oder sie würden mir erst von meinem früheren Wohnorte zugeschickt werden. Ich sagte aber nichts von alledem. Ich sagte nur: „Ich hoffe, sie noch einmal gefüllt zu sehen!"

Einige Augenblicke blieb er noch kopfschüttelnd stehen, dann kehrte er zurück und setzte sich wieder auf das Ruhebett.

„Sie scheinen auf Bücher ganz versessen zu sein!"

Ich gab ihm keine Antwort. Ich war noch immer voll von kindischer, unbeholfener Wut. Er blieb aber ganz freundlich.

„Jetzt habe ich eine Stelle gefunden, an der ich Sie fassen kann. Im Schlosse ist ein ganzer Saal voll Bücher. An allen Wänden bis unter die Decke hinauf. Vielleicht besuchen Sie mich einmal."

In meinem Innern mußte ich sehr herzlich lachen, als dieser Mensch von seinen Büchern sprach. Ich wußte ganz sicher, daß es wertloser Plunder war, der dort im Schlosse aufgestapelt lag. Loschwitz neigte sich jetzt näher zu mir und blickte mich mit einem ganz offenen Lächeln an.

„Eigentlich denke ich nur an mich selbst. Ich muß noch einige Zeit hier verbringen, und ich will nicht allein sein. In diesem Hause aber — verzeihen Sie — fühle ich mich nicht wohl. Ich habe es nie leiden mögen. Deshalb habe ich es ja auch verkaufen lassen. — Kommen Sie also lieber zu mir."

Er war von einer so überzeugenden Herzlichkeit, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihn zurückzuweisen. Trotzdem wollte ich aber auch nicht ganz ohne weiteres zusagen. Jedenfalls war alles, was ich vorbrachte, erzwungen und nicht ernst gemeint, denn es ist mir völlig entfallen. Ich weiß nur, daß Loschwitz sich bald darauf erhob und mir die Hand reichte.

„Ich verstehe, daß es Ihnen peinlich ist, allein das fremde Haus zu betreten. Ich werde Sie abholen, und wir gehen zusammen aufs Schloß. Vielleicht morgen, ja? . . ."

Loschwitz hat mich gedemütigt von dem ersten Augenblick an, da wir uns begegnet sind. Er hat mich mit Kot bespritzt, als ich am Straßenrande stand und er an mir vorbeifuhr. Er hat mich gedemütigt, als er an meine Haustür klopfte und über meine Schwelle trat. Er hat nicht mit der Hand geschlagen wie ein Mensch an des anderen Tor, er hat mit dem Stocke geschlagen, wie der Herr, der seinen Hund aus der Hütte treiben will. Mit dem Stocke! Ich hab' es am Ton gehört. Er hat mich gedemütigt mit jedem Worte. Ich soll sein Hanswurst sein. Er meint, ich bin ein Sonderling. Er will Kurzweil treiben mit mir, nur weil Kot und Regen seine hochblütigen Freunde fernhält. Mein Haus ist ihm zu schlecht. Der Herr geht nicht in das Haus des Gauklers, wenn er dessen Kunststücke sehen will. Er läßt den Gaukler zu sich rufen, um seinen Fuß nicht zu beschmutzen. Seinen schmalen, langen Fuß, der aufgezüchtet ist aus unzähligen Geschlechtern wie eine edle Blume.

Er wird mich hineintreiben in sein Schloß, vorbei an allen Dienern, auch an dem Kastellan, der das kleine Mädchen geschlagen hat und den ich hasse, und sie werden dastehen und lachen: „Seht, das ist der Narr, der unserm Herrn die Zeit verkürzen soll. Und wenn der Herr seiner überdrüssig wird und ihn wegwirft wie einen schlaffen Gummiball, dann wollen wir ihn fangen und unser Spiel treiben mit ihm."

Aber ich werde nicht fallen. Es kommt ein Augenblick, wo er nach meiner letzten Stütze greifen wird. Stolz und aufgebläht wird er in seinem Büchersaale stehen und mir seine Schätze weisen. Und da wird er sein wie ein Hanswurst, der seine Pritsche für ein Zepter und seine Schellenkappe für eine Krone hält. Von diesem Augenblicke an bin ich sein Herr. Ich werde ihm all den ledergebundenen Plunder vor die Füße werfen und dann an ihm vorbeigehen, stolz und hämisch, — der Stärkere. Und er wird dastehen, so wie einstmals ich am Straßenrande, über und über mit Kot bespritzt. — — —

Ich glaube, man muß wahnsinnig werden, wenn man mit einem Male klar und deutlich weiß, wie man ist, was man fühlt und was man will. Man hat bisher nur immer getastet und geahnt — und jetzt muß man greifen und wissen. Wovon sollen die Finger kräftig genug und der Geist stark genug sein für diese neue Arbeit? Man schlägt sich herum mit hunderterlei Dingen, man hält sie für groß und bedeutend — und irgend etwas läßt man nebenherlaufen, unbeachtet und kaum gesehen. Viele Menschen halten die Liebe für etwas Nebensächliches. Eines Tages sehen sie den Gegenstand ihrer Liebe in fremden Armen. Dann aber sterben sie an dieser Nebensache. Auch ich habe meine Liebe für eine Schwäche gehalten, für etwas Alltägliches. Ich bin neben ihr hergegangen, weil es sich just so fügte, und habe doch gemeint, ich könnte sie jeden Tag von mir stoßen. Und nun bin ich ganz elend durch sie. Und warum? Wie ist es gekommen so über Nacht? Weil ein Augenblick genügt hat, um mir zu zeigen, daß ein anderer das hat, was mir gehört, was nur meiner Liebe würdig ist, und was mir bestimmt ist von Rechtes und Gottes wegen.

Loschwitz hatte mich abgeholt und auf sein Schloß begleitet. Es ist dann alles ganz anders gekommen, als ich es mir gestern in meiner lächerlichen Gereiztheit ausgemalt habe. Auf dem ganzen Wege durch den Park und durch die zahllosen Zimmer des Schlosses begegnete uns nicht ein Mensch. Es ist überhaupt nur ein Diener da. Der Kammerdiener des Grafen. Auch den Kastellan habe ich nicht gesehen. Sonst war alles, so wie man davon liest oder wie man es sich vorstellt, wenn man an ein Schloß denkt. Vom Parktore bis zum Portal eine breite Kastanienallee, über dem Portal ein in Sandstein gehauenes Wappen und ein schlichtes Stiegenhaus. Und dann die Zimmer, eines nach dem anderen, eines wie das andere. Zum Teil neu eingerichtet, mit einem leichten Geruch nach Sattelzeug. Meistens aber mit alten, seltsam verdrehten und geschnörkelten Möbeln vollgestellt. Verblichene Stoffe, schimmernde Glasluster, schwärzliche Bilder, Kamine, Vitrinen . . . alles, alles, wie ich es schon hunderte Male gesehen hatte. In Schlössern oder Trödelgeschäften, wirklich oder in Gedanken. Gleichgültig ging ich von Raum zu Raum, und Loschwitz schritt neben mir. Manchmal blieben wir stehen, und er erzählte mir etwas, was zu irgendeinem Zimmer oder Möbelstück in Beziehung stand. Ich hörte ihm zu, aber ich weiß jetzt von nichts mehr. Und dann gingen wir wieder weiter. Überall hatte ich das gleiche Gefühl der Teilnahmlosigkeit und trostlosen Ermüdung. Aber als ich mich so gezwungen fühlte, für den Schauplatz irgendeiner fremden Vergangenheit Bewunderung zu empfinden, als meine Augen und Ohren von irgend etwas, was gar nie zu mir gehört hatte, vergewaltigt wurden, stieg wieder die alte Bitterkeit in mir auf, und ich hatte das Verlangen, den Menschen, der mir all dies aufnötigte, zu demütigen.

Plötzlich warf sich eine zitternde Beklommenheit auf mich. Als müßte ich im nächsten Augenblicke einen Schlag empfangen oder ein Glück. Loschwitz bemerkte es. Er lachte ganz leise in sich hinein.

„Sie haben eine feine Witterung."

— — — — — — — — — — — — — —

Und dann kam es.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie der erste Anblick auf mich einwirkte, wie alles in mir durcheinanderwogte, das kann ich jetzt nicht mehr beschreiben. Ich weiß nur, daß mein nie betrogenes Gefühl mich hinriß wie ein hochaufgeschwollener Bergbach. — Eines aber weiß ich mit widerlicher Klarheit. Loschwitz, der Mann, den ich mit seiner Bücherprahlerei verhöhnen wollte, — er besitzt, was ein armer Gewöhnlicher nie sein eigen nennen kann. Eine Bücherei, wie sie nur durch jahrhundertelange, treue Vererbung entstehen kann! Ein Schatz neben dem andern steht darin, in endloser, überwältigender Reihe! . . . Es lebe der Feudaladel, es lebe das Fideikommiß! ... Sie haben mich zerschmettert.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein großes Glück für mich, daß ich keine schöne, junge Frau habe. Ich würde an ihr zum Schurken werden. Denn wenn Loschwitz zu mir käme und sagte: ‚Nimm meine Bücher und gib mir Dein Weib! ...' dann würde ich ihm antworten: ‚Du Narr!' und würde auflachen und würde meine Frau vor die Türe stoßen und seine Bücher nehmen.

Ich saß mit Loschwitz in einem Zimmer, und er lachte und erzählte — ich weiß nicht was. Endlich stand er auf und ging hinaus. Ich glaube, er wollte Zigarren holen und etwas zu trinken. Sobald sich die Türe hinter ihm geschlossen hatte, sprang ich auf und eilte zurück in den Büchersaal. Dort stand ich wieder wie betäubt und erwachte erst, als Loschwitz, der mir gefolgt war, meine Schulter berührte. Ich machte eine unwillige Bewegung, aber er zog mich mit sich fort.

„Dazu habe ich Sie nicht heraufgebracht, lieber Doktor. Solange ich hier bin, müssen Sie mit mir zufrieden sein. Wenn ich einmal weg bin, dann kommt Ihr Vergnügen an die Reihe. — Ich werde den Auftrag geben, Sie zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht ins Schloß einzulassen. Dann können Sie hier zwischen den Büchern sitzen, solange Sie wollen! . . . Meinetwegen lassen Sie sich einen Schreibtisch hereintragen . . . oder auch ein Bett! . . . Ganz nach Belieben. Aber jetzt gehören Sie mir! . . . Allons! . . . Vorwärts! . . .“

Ich folgte ihm ganz willenlos. Wenn er mich geprügelt oder getreten hätte, wäre es mir auch gleichgültig gewesen.

Wenn früher einer meiner Freunde durch eine Frau unglücklich wurde, dann pries ich mich glücklich, da mir Frauen immer gleichgültig gewesen waren. Ich glaubte mich sicher vor allem Leid und Elend. Und nun bin ich dreifach geschlagen. Ich war frei von Frauen, aber nicht frei von Leidenschaften. Mein Irrtum bestand darin, daß ich nur die fruchtbaren Leidenschaften für solche hielt und daß ich wie alle Menschen jede andere Gefühlsregung nicht anerkannte.

Ich bin jetzt jeden Tag mit Loschwitz beisammen. Er erzählt mir von seiner Jugend, seinen Lebensumständen. Er hat mir auch angedeutet, warum er jetzt sein Schloß aufsuchen mußte. Irgendeine Dummheit. Er weicht einer Begegnung aus, die in der Stadt nicht zu vermeiden wäre. Aber ich weiß es nicht genau. Ich habe kaum Zeit, einige zusammenhängende Worte aufzufangen, und dann höre ich nichts mehr von allem, was er spricht. Seltsam ist, daß ich in Loschwitz von Tag zu Tag weniger den Besitzer des Schlosses und all seiner Schätze sehe. Im Hause und im Park scheint er als Besucher gleich mir umherzugehen. Immer fester aber verbohre ich mich in den Gedanken, der elende Kastellan sei der wahre Eigentümer oder habe sich durch irgendeinen Schurkenstreich zum Herrn aufgeschwungen. Loschwitz meidet ja das Schloß oft jahrelang — und wenn er dann kommt, bleibt er nur wenige Tage oder Wochen. Der Verwalter aber lebt Tag um Tag in seinen Mauern, er schleicht durch die Zimmer und betastet alles mit gierigen Augen und Händen. Meine Wut gegen diesen Menschen wächst ins Ungemessene, obgleich ich ihn nur selten sehe und er mich jetzt mit einer an Fopperei grenzenden Höflichkeit grüßt.

Noch einmal habe ich die Gelegenheit irgendeines Alleinseins benützt und bin in den Büchersaal geeilt. Loschwitz hat mich zurückgeholt und mir sein vor kurzem gegebenes Versprechen erneuert. Sobald er in die Stadt zurückkehrt, bin ich der Herr des Schlosses. Der Kastellan ist beauftragt, mich zu jeder Tages- und Nachtzeit einzulassen und mich mit keinem Blick oder Wort zu stören. Seither sehne ich mich nach Loschwitz' baldigster Abreise. Solange ich mit ihm beisammen bin, lauere ich auf jedes seiner Worte, ob nicht irgendwo eine leise Andeutung durchschimmert. An jeden Tonfall, an jede Miene klammere ich mich, worin ich einen Zusammenhang mit seiner Entfernung zu entdecken glaube. Bin ich aber allein in meinem Hause, dann lausche ich mit der ganzen Anspannung meines Gehöres auf jedes Geräusch. Und wenn ich das Rollen eines Wagens vernehme, werfe ich mich, von Hoffnung aufgeschüttelt, ans Fenster, ob es nicht Loschwitz ist, den vielleicht eine plötzliche Nachricht abberufen hat. So plötzlich, daß er sich nicht einmal von mir verabschieden konnte. Derlei unerwartete Botschaften sind ja schon oft dagewesen und zählen nicht zum Unmöglichen. — — —

Ich stehe vor der glücklichsten und auch qualvollsten Nacht meines Lebens. Loschwitz kehrt morgen in die Stadt zurück, er hat mir heute Lebewohl gesagt. Morgen! Morgen!! . . . Muß ich nicht einige Tage ungenützt verstreichen lassen? Ist es nicht eine tierische, schamlose Gier? . . . Nein! Nein! Morgen — morgen!!! . . . Ein ganzes Leben habe ich danach gehungert, ich kann

keine Stunde einem unsinnigen Anstandsgötzen aufopfern. Morgen! — — —

Es war alles umsonst. Diese ganze Nacht einer brennenden Erwartung, dieses Starren durch den schwarzen Fensterraum, ob es nicht endlich Tag wird. Ich hätte tüchtig nachtmahlen und einen Krug Bier trinken sollen und mich dann niederlegen und traumlos schlafen, bis zum nächsten Tag, der mir eine Enttäuschung vorbereitet. Und eine Enttäuschung ist es nicht wert, durch eine schlaflose, fiebertrockene Nacht gefeiert zu werden. Sie ist etwas so Gemeines und Empörendes, daß man sie empfangen soll, dumm und faul und mit verschlafenen Augen.

Ganz zeitlich am Morgen ist der Wagen des Grafen an meinem Hause vorbeigefahren. Zwei Stunden habe ich mich noch zurückgerissen, wie mit einer Hundekette. Dann bin ich aufs Schloß. Der Kastellan empfing mich mit widerlicher Ehrerbietung und verschwand sogleich wieder in seinen Gemächern. Ich stieg über die Treppe und wanderte durch eine Reihe von Zimmern in den Büchersaal. Und schon während dieses Ganges fiel alle Freude und Erwartung von mir ab, wie verfaultes Astwerk. Ich ging nicht anders als tags vorher mit Loschwitz. Kalt und gleichgültig. Eine Sekunde lang hatte ich das Gefühl, als müßte ich umkehren. Jede Wand, jedes Parkett, die Luster, die Möbel, alles erschien mir wie ein jammervolles Spiegelbild meiner Schwäche und meiner Hilflosigkeit. Aber ich zwang mich weiterzugehen, ich peitschte mich förmlich bis in den Büchersaal. Dort mußte es anders werden, dort mußte eine wilde Wonne über mich herabstürzen, ein tierisches Verlangen nach irgendwelchen Umarmungen, Pressungen. Nein. Es kam nicht. Ganz stumpf blieb ich in der Mitte des Raumes stehen und schaute längs der Büchergestelle auf und ab. Pflichteifrig und mit erkünstelter Aufmerksamkeit, wie irgendein Reisender, der ein ihm ganz gleichgültiges Schloß besichtigt. Und ich fing mit ganz tonloser Stimme an, ein paar Phrasen herunterzuleiern, wie sie die Fremdenführer bei solchen Anlässen im Munde führen. „Hier, meine verehrten Herrschaften, befinden Sie sich in der Bibliothek des Schlosses Loschwitz. Dieselbe ist weltberühmt durch ihre äußerst kostbaren und seltenen Ausgaben der Klassiker aus dem XVII. Jahrhundert, ferner . . .“ usw. . . . Eine Zeitlang belustigte mich diese Spielerei ganz unbändig. Aber mit einem Male wurde ich sehr traurig. Ich setzte mich auf die unterste Stufe einer Treppe, die nahe an der Wand stand, und wußte nicht, was ich hier wollte und warum ich hierhergekommen war. Was gingen mich diese Bücher an? Was konnten sie mir gewähren? Nichts. Ich konnte sie in die Hand nehmen, eins nach dem andern, ich konnte sie streicheln und beriechen, ja, ich konnte in ihnen lesen, stunden-, tagelang. Kein Menschentritt würde mich stören . . . ich würde allein bleiben, allein mit all den ersehnten Schätzen! . . . Hölle und Verdammnis! . . . Wozu? . . . Was hatte ich davon? Sie gehörten nicht mir. Sie waren nicht mein! nicht mein!! . . . Ich sprang auf und fuhr mit der Hand über eine Reihe von Bücherrücken. Ich nahm einzelne Bände heraus. Ich betastete sie, ich schlug sie auf! . . . Schätze! . . . Schätze! . . . Mein Sinn hatte mich nicht betrogen . . . Und ich wollte mich zwingen. Zur Liebe zwingen . . . Aber mir war zumute, als sollte ich eine Frau in dem Schlafzimmer, ja auf dem Bette ihres Mannes umarmen. Mich mit ihr auf seinem Leintuch wälzen, das noch warm war von seinem Körper . . . Das konnte ich nicht. Das konnte ich nie . . . Fort, fort, über die Treppe; hinaus aus dem Schlosse! Fort! Der Ekel flog hinter mir.

⌘ ⌘ ⌘

Qual und Elend ohne Ende. Es brennt und zehrt an meinem Innern wie eine böse Krankheit. Rein körperlich. Ich fühle Stück für Stück meiner Eingeweide faul werden und abfallen. Irgendwohin, wo sich alles ansammelt zu einem Herd der Verwesung. Ein wahnsinniges Verlangen, das mich selbst und alles, was mich umgibt, mir verhaßt und zum Ekel macht. Ich möchte mein Haus niederbrennen und mich selbst in die Flammen werfen. Aber dazu fehlt mir die nötige Größe. Wenn ich wenigstens wüßte, daß die Leute es nicht für ein zufälliges Unglück halten. Daß sie die Tat in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit erkennen. Dann . . .

Diese Leere meiner Büchergestelle hat etwas Aufreizendes für mich. Ich schlage mit den Fäusten hinein, als könnte ich die

klaffenden Lücken mit meinem jammervollen Fleisch vollstopfen. Und keine Hilfe! ... Keine! ...

Ich habe mich wieder ins Schloß geschlichen. Ich bin in dem Büchersaale, in diesem Kerker meiner Seele, auf- und abgegangen und habe zu mir gesprochen: ‚Du bist der Herr dieses Schlosses! Du allein bist hier ... und alles, alles gehört Dir.‘ Nach diesen Worten mußte ich lachen. Und mein Lachen flog weiter durch eine lange Reihe von Zimmern. Ich hörte es immer weiter und weiter gehen ... dann prallte es irgendwo an und kam zurück. Immer näher und näher ... und jetzt war es so fremd, als hätte es ein anderer gelacht. Und auf einmal war es wieder da. Es warf sich auf mich ... es ohrfeigte mich voll Wut, weil ich es ausgeschickt hatte durch diese leeren Zimmer, wo es sich seinen kahlen Schädel blutig schlagen mußte an irgendeiner Wand. Und trieb mich hinaus ... wie ein gereizter, böser Menschenaffe.

⌘ ⌘ ⌘

Siehe da! ... Die Sonne scheint so schön und warm, daß mich das Feuer in meinem Ofen anekelt. Und doch, es muß noch brennen, sonst würde ich frieren. — Im übrigen aber bin ich sehr ruhig und zufrieden. Alles liegt so hell und glänzend vor mir, wie dieser Frühlingstag mit seiner jungen Hoffnung. Warum das Elend der letzten Zeit? Ich kann es nicht begreifen, jetzt, wo es mir so überflüssig, so lächerlich erscheint! ... Jetzt, — wo ich die Befreiung fühle. — Sie war so leicht, so selbstverständlich! Warum mußte ich leiden und warten bis zu diesem frohen Sonnentag? Hat er auch in mich hineinzuleuchten vermocht? ... Leuchte, o Sonne, leuchte in mein stilles Zimmer! Flüchte nicht vor diesen häßlichen, leeren Gestellen, die wie Fallen aussehen für deine Goldstrahlen! Du sollst dich nicht mehr in ihnen fangen, sollst nicht mehr hinabstürzen in sie. Auf goldenes Leder, auf Seide und Pergament wird dein Schimmer anprallen und daran herunterrieseln, wie der Schleier eines durchsichtigen Wasserfalles. Und eine herrliche Musik wird sich dazu erheben, ein ruhiger, glücklicher Wohlklang. All der Glanz und alle Töne werden mich umhüllen, und ich werde ein Lied dazu singen, — das ewige Lied des einzigen Wortes: ... mein! ... mein! ... mein! ...

Ich werde mir die Bücher nehmen. Nicht stehlen. Ich werde sie mir nehmen. Sie gehören mir. Mein Plan ist fertig und durchdacht bis in die kleinste Einzelheit. Ich werde ihn ausführen, listig und ruhig, wie ein alter Dieb, wie ein Meister seiner Kunst. Die Fenster des Büchersaales gehen in einen verwilderten und nie betretenen Teil des Schloßparkes. Das ist das Erste und Wichtigste. Der Saal liegt im ersten Stockwerke, ein zweites gibt es nicht, und sonst ist an dieser Seite des Schlosses keine Tür und auch kein Fenster der vom Kastellan bewohnten Zimmer. Soweit bin ich also gesichert. Bei Tag kann ich aber nichts ausrichten. Ich werde mich also so anstellen, als wollte ich am Abend in der Bibliothek arbeiten. Ich werde den Kastellan bitten, mir einen Tisch mit Schreibzeug hineinzustellen, und werde eine Zeitlang erst mit Einbruch der Dunkelheit kommen und nach zwei bis drei Stunden das Schloß wieder verlassen. Und eines Tages werde ich ein langes Seil und ein Tuch mitnehmen. In dieses Leintuch werde ich so viele Bücher einschlagen, als ich tragen kann, und werde sie in den Garten hinunterlassen. Dann werde ich das Schloß so wie jeden Tag verlassen, werde aber durch den an den Wald angrenzenden Teil des Parkes wieder zurückgehen bis unter die Fenster des Büchersaales und das Paket holen. Dann werde ich abermals durch den Wald nach Hause zurückkehren. Natürlich darf ich das Dorf nicht betreten. Denn so sicher ich weiß, daß ich bei Nacht von niemand im Wald oder auf dem Felde gesehen werden kann, so gewiß bin ich überzeugt, in der Dorfstraße jemand zu begegnen. Vielleicht nur irgendeinem Betrunkenen — aber das darf nicht sein, das müßte auffallen. Und wenn natürlich auch niemand einen Verdacht schöpfen könnte ... es müßte doch Verwunderung erwecken, besonders das große, seltsame Paket ... Ich kann es ja nicht mit einem Male erledigen, ich werde diese nächtliche Wanderung sehr oft wiederholen müssen, ehe meine leeren Gestelle voll sind, voll mit dem Besten. Ehe ich meine Geliebte in meinen Armen halte, bei mir, in meinem Hause! Mein! Ganz mein! ... Aber auch dafür ist Rat geschafft. Ich

brauche bei meinem Rückwege die Dorfstraße nicht zu betreten. Der kleine Gartenraum rings um mein Haus grenzt rückwärts an einen großen Obstgarten und dieser wiederum ans freie Feld. Und nirgends eine Planke, überall nur ganz niedrige, lebende Zäune. — Es wird gehen. —

So oft ich an mein Vorhaben denke, fühle ich niemals das, was man gemeinhin Gewissensbisse nennt, innere Vorwürfe. Ich durchdenke meinen Plan immer wieder bis ins kleinste, ob nicht doch irgendwo eine Lücke oder ein Fehler ist. Und ich erfinde und verbessere mit einer Geriebenheit, die kein Einbrecher überbieten könnte. Ob diese Seite des Geisteslebens bei allen Menschen so leicht empfänglich und bildungsfähig ist und den meisten nur die Gelegenheit fehlt, sie zu betätigen? Oder ob bloß ich der Bevorzugte bin, der Auserwählte? ... Was im übrigen ganz gleichgültig ist. Mir kommt es jedenfalls zustatten ... Ich darf die Bücher natürlich immer erst dann einpacken, bevor ich weggehe ... und ich muß solange bleiben wie jetzt, bei meinen Probebesuchen. Seit zwei Tagen gehe ich schon am Abend ins Schloß. Der Kastellan hat mir einen Schreibtisch nebst allem Zubehör in den Büchersaal gestellt und ist noch immer sehr höflich, obwohl er mir das Tor zu nachtschlafender Stunde öffnen muß, wenn ich wieder heimkehre. Er ist mir aber deshalb nicht weniger hassenswert geworden. Nur habe ich jetzt nicht Zeit und Ruhe, mich diesem Gefühle weiter hinzugeben.

Die vordersten Bücherreihen auf allen Gestellen müssen natürlich lückenlos bleiben. Ich werde sie zu ordnen verstehen, ohne mich der größten Kostbarkeiten zu berauben. Alle Bücher kann ich ja gar nicht brauchen. Diejenigen, welche ich das erstemal mitnehmen werde, habe ich schon ausgesucht.

⌘ ⌘ ⌘

Morgen beginne ich ... Ich bin ganz ruhig und meiner Sache gewiß! ... Die Zukunft? ... Tot, kalt, gleichgültig. Kein Gedanke daran. In einem Augenblicke kann ich meinen Besitz genossen, ausgekostet haben. In einem ganz kurzen Augenblicke. Solange als man braucht, eine Frau zu umarmen. Nicht länger ... Immer wieder der Gedanke an eine Frau. Ich bin meinem Schicksal doch nicht entgangen ... Morgen also! ...

⌘ ⌘ ⌘

Es ist gelungen, vollständig gelungen. Fast eine ganze Reihe in meinen Büchergestellen ist gefüllt. Mein Arm ist stärker, als ich geglaubt habe! ... Ich will es aber nicht ansehen! Jetzt noch nicht. Erst bis alles geschlossen ist ... Den ganzen Tag im Wald. Morgen nachts wieder. Dann einen Tag Pause. Klug und berechnend. Und dann von neuem, bis zum Ende. Heute kam ein Brief von Loschwitz. Ich verbrannte ihn ungelesen. Wir haben einander nichts getan und sonst fühle ich keine Beziehung zu ihm! ...

... Gelungen, gelungen und wieder gelungen. Wenn das wirkliche Stehlen so einfach ist wie dieses Nehmen, dann verachte ich jeden Dieb, der sich fangen läßt ...

⌘ ⌘ ⌘

Wieder ein Morgen! ... Morgen der letzte Gang. Dann bist du mein! ... Mein!!! ... O du meine Geliebte, mein Denken ist ein Dichten, mein Wachen ein Traum! ... Nur ein Tag noch, und wir sind uns gegeben!

⌘ ⌘ ⌘

Es ist vollbracht. Aber wenn alles wahr wäre, was die Menschen reden, auch ihre Sagen und Märchen, dann müßte dieses Blatt, worauf ich schreibe, rot sein, rot von Menschenblut. — Denn ich habe einen Menschen erschlagen. Den Kastellan. Aber er war eine Bestie. Er hat nicht unter die Menschen gehört. Sowenig wie eine Kreuzotter oder ein Skorpion! ... Gott, Gott, ein Mord, ein Mord nach einem Diebstahl! Aber ich bin sehr ruhig, und meine Begriffe von Gut und Böse, von Erlaubt und Verboten sind nicht verwirrt. — Und nun will ich alles getreu hier verzeichnen. Es wird möglicherweise nötig sein, daß sich später eine Aufklärung dieses Ereignisses vorfindet.

Ich verschnürte gerade das letzte Paket mit dem Seil, um es aus dem Fenster zu lassen, als ich ein scheußliches Lachen hörte. Ich blickte auf und sah den Kastellan langsam auf mich zukommen. Zu einer Überlegung gelangte ich nicht oder wenigstens nur ein paar Sekunden lang, während ich mich auf ihn stürzte. Um ihn am Schreien zu verhindern, würgte ich ihn mit so wahn-

sinniger Kraft, daß er gleich zusammenbrach. Überflüssigerweise schlug ich ihn dann noch mit einem der eisernen Leuchter, die auf dem Schreibtische standen, über den Kopf. — —

Ich habe ihn nicht ermordet, weil er mich bei einem Diebstahl ertappte, sondern weil er mich hindern konnte, jetzt, wo mein Ziel erreicht war, mich dem Genusse meines Besitzes hinzugeben. Außerdem war er ein Schurke. Mit einem guten Menschen hätte ich gesprochen. Ich hätte ihn gebeten, mir ein paar Stunden oder Tage zu schenken. Aber diesen mußte ich erschlagen, denn er haßte mich, so wie ich ihn haßte . . .

Und nun genug davon.

Es ist! Die höhnende Leere habe ich gefüllt. Ich habe, was mir gehört! ... Ich habe! . . . Ihr goldschimmernden Rücken, köstlicher als Frauenbrüste, ewig jung und nun ganz mein. Wie glänzt ihr bei dem elenden Dämmern dieser Lampe! Welch Leuchten wird aus euch losbrechen, wenn morgens die Sonne aufgeht! ... Werde ich es sehen? ... Muß ich es sehen? ... Lieben kann ich euch auch jetzt! ... Auch wenn es dunkle Nacht wäre, ohne die kleinste Flamme. Ich fühle euch, ich weiß, daß ihr da seid . . . da und mein!! . . .

Sie sagten mir einst, ich würde ein Gelehrter werden oder ein Dichter. Ich bin ein Dieb geworden und ein Mörder. Vielleicht ist es dasselbe.

Bis morgen habe ich Sicherheit. Vor dem morgigen Tag kann die Tat nicht entdeckt sein. Der Verdacht muß sogleich auf mich fallen, aber selbst, wenn ich solange warte, können sie mich nicht überraschen. Mein Haus ist versperrt. Soll ich sie empfangen oder . . . ? . . . Man wird mich nicht zum Tode verurteilen. Davor ist mir nicht bange. Mein Vater ist ein mächtiger Mann, ich selbst bin bekannt als merkwürdiger Mensch . . . vielleicht als krank. Sie werden mich in eine Anstalt sperren. Ich werde wahrscheinlich ein helles Zimmer haben, mit Fenstern, die in einen großen, schönen Garten gehen. Ich werde leben können nach meinem Willen und gepflegt werden, wie nur irgendein kostbares Geschöpf . . . Wozu? . . . Ich habe mein Höchstes erreicht, ich habe es genossen und kann es noch viele Stunden lang genießen. Und dann diese endlosen Komödien? Es wäre quälend und albern. Und noch eins, was mir peinlicher und unangenehmer erscheint, als alles andere. Der Gendarm mit seinem Kindergesicht. Dieses soldatenspielende Kind. Er müßte mich verhaften, mich vielleicht gefesselt führen. Und er hat mich doch so freundlich gegrüßt und mich sicher für ein Muster der Anständigkeit und bürgerlichen Ordnung gehalten. Seine jämmerliche Enttäuschung könnte ich nicht ertragen . . .

Vor mir auf dem Schreibtische liegt das, was ich brauche. Smith and Wesson! . . . Eine gute Waffe, hat Loschwitz gesagt. Wir haben dann im Parke auf die Scheibe geschossen. Eine Kugel neben der andern. In diesem Punkte kann ich also unbesorgt sein. Nur fehlt mir im Augenblicke noch vollständig der Mut. Es kommt mir ganz unmöglich vor, daß ich es tun könnte! . . . Aber wenn ich ein paar Stunden lang alle meine Gedanken auf ein und denselben Punkt vereinige, dann werde ich mir hoffentlich genügend Mut und Entschlossenheit suggeriert haben, um in einem Augenblicke den Lauf an die Schläfe zu setzen und abzudrücken. Suggestion ist ja schließlich unser Erstes und Letztes.

Letzte Fahrt.

Weil ich so krank und einsam war,
Vergib, vergiß das Wort,
Ich nehm' aus Deinem dunklen Haar
Die Rose mit mir fort.

Den sanften Druck von Deiner Hand,
Des Auges stillen Traum,
Es rauscht noch leise Dein Gewand
Um mich im finstren Raum.

Es webt noch fern ein matter Schein
Wie Sonnenuntergang,
Träum' immer tiefer mich hinein
In Deiner Stimme Klang,

Dein Wort, Dein Blick, Dein leichter Schritt
War Ruh und milde Macht,
Und alles, alles, nehm' ich mit
In leere, dunkle Nacht.

Otto Rennefeld.



Venetianische Fischerbarke.
Gemälde von Prof. Ludwig Dill.

Japanische Gewebe. Von Friedrich Perzynski.

In Japan, speziell auf Hondo, ist die Seidenzucht seit Jahrhunderten und noch heute eine der wichtigsten Hausindustrien, und man darf mit Recht vermuten, daß die Anfänge der Textilkunst in einem an wertvollem Rohmaterial überreichen Lande sich in sagenhafte Zeiten verlieren. Zwingt auch die japanische Regierung Schul- und Universitätslehrer, die Existenz mythologischer Kaiser bis hinauf zum Mikado-Stammvater Jimmu Tenno (660 v. Chr.) als historische Fakta zu betrachten, so lassen skeptische europäische Forscher die Geschichte des Inselreiches erst mit der Mitte des VI. Jahrhunderts beginnen. Um diese Zeit dringt der Buddhismus von China aus siegreich bis Japan vor, und mit dem Wirken der Missionen verbreiten sich schnell die Segnungen der chinesischen Zivilisation. Der Schüler wetteifert mit dem Meister: bereits um 700 existiert ein staatliches Webereiamt, werden Lehrmeister in 21 Provinzen von der Regierung entsandt. Chinesische Meister, Technicken und Muster werden immer wieder zu Rate gezogen und oft sklavisch nachgeahmt. Nur in der Färbekunst scheint man mit einem battikähnlichen Verfahren — Ausfüllen der Umrisse mit Wachs, das später entfernt wird und die Zeichnung ausspart — originale Resultate erzielt zu haben. Drollige Analogien, die die Wanderung ornamentaler Ideen mustergültig erhärten, entstehen auf diese Weise. So finden sich unter den Stoffresten des VII. und VIII. Jahrhunderts nicht nur Dessins im Geschmacke koptischer Wirkereien, sondern auch deutliche Anklänge an persische Vorbilder. China war die Vermittlerin dieser Formen. Das Horyuji-Kloster bei Nara, ein wahres Museum ostasiatischer Kunst, rühmt sich noch heute seines Besitzes altchinesischer Brokate mit Ornamenten assyrisch-persischen Stiles, und ein auf einer Fahne des Horyuji-Klosters dargestelltes Motiv Persiens, der Sassanidenkönig Chosru II. auf der Löwenjagd, ist von japanischen Webern in Ermangelung eigner Einfälle häufig kopiert worden. So bürgern sich fremdländische, vor allem chinesische Webarten und Motive, mehr und mehr ein; ja, sie ersticken geradezu die nationale Erfindung. Die Verehrung für das Schwesterland ging weiter als bis zur Nachbildung chinesischer Textilmuster. Kaiser Kotoku (650 n. Chr.) teilte seinen Adel in neun Rangklassen, die sich durch



No-Kostüm für das Spiel „Hagoromo“ (Das Federkleid der Fee). Aus: Buei Ippan von Kongo Kinnosuke.



Abb. 2. Zwei No-Kostüme. XVII. oder XVIII. Jahrhundert. Sammlung Moslé, Leipzig.

verschiedenfarbige Übergewänder schon äußerlich kenntlich machten. Der Schnitt dieser Gewänder war chinesisch. Ein Hofbeamter des VIII. Jahrhunderts mit seiner blauseidenen, weitärmeligen Robe, die etwas über die Knie reicht, würde heute von einem Japaner, der trachtenunkundig ist, gewiß nicht für einen Landsmann gehalten werden.

Zur Fujiwarazeit (IX. bis XII. Jahrhundert), der Blüteperiode altjapanischer Literatur und allen Raffinements, als die Männer sich schminkten, die kaiserliche Leibwache Rüstungen trug, in denen sie sich nicht bewegen konnte, schält sich aus dem chinesischen Zeremonialkleide so etwas wie ein national-japanischer Typus heraus: eine Hof- und Kriechtracht par excellence. Die Nagabakama werden Mode, rotseidene Pluderhosen, die über die Füße reichen und lang nachschleppen.

Wer ein Kostümbild dieser Epoche betrachtet, gelangt unwillkürlich zu einem Bedauern über die Tyrannei der Mode, der sich die feinknochigen Japanerinnen zu unterwerfen hatten. Indes: diese Flut von Gewändern, diese erdrückend schwere Last von reich bestickter und zum Teil noch gefütterter Seide, ist nur eine Sinnestäuschung, die mit verhältnismäßig billigen Mitteln erreicht wird. Jedes der zahlreichen Untergewänder hat einen oder mehrere Säume,



Aristokratin des XIX. Jahrh. im „Uchikake“ (reichbesticktem Mantel). Das unter dem Gürtel (Obi) sichtbare Gewand (Aigi) ist aus roter bestickter Kreppseide. Kostümfigur des K. Museums, Tokio.

die dadurch, daß die darüberliegende Robe stets etwas kürzer geschnitten wird, am Halse, an den Ärmeln und an der Stoßkante sichtbar werden. Diese Koketterie mit Säumen trieb man so weit, daß man selbst dem Hemd einen nach außen sichtbaren Saum von roter Seide und deren drei von verschiedener Farbe am Halse gab. Ein anderes mittleres Gewand aus gesticktem Seidendamast trug seinen Namen „Robe der fünf Dicken“ lediglich von den fünf Säumen, die am Stoß in Zickzacklinien verliefen. In dieser luxusschwülen Epoche hieß schön, was üppig erschien, und eine Frau, die unter der Last unzähliger Hüllen zu ersticken drohte, war das non plus ultra von Vornehmheit und Eleganz.

Der Schnitt der Roben hat den japanischen Kostümschneidern niemals Kopfzerbrechen verursacht. Jahrhundertelang, bis auf unsere Tage, haben sich sowohl das weitärmelige, lässig fallende Obergewand erhalten wie die ebenfalls sehr weitgearbeitete, bald röhrenartige, bald sackartige Hose. Um einen Ausdruck Oskar Panizzas zu gebrauchen: die Hose war für die Japaner nichts als ein „Beinverstecker“, und noch heute wird man zugestehen müssen, daß schwerlich bei einer anderen Nation die Reize des Körpers, vor allem die von uns häufig akzentuierten Formen weniger unterstrichen und geschickter verhüllt sind als bei einer Japanerin in full dress. Nur der bekleidete Körper erschien der Verehrung und Verherrlichung wert.

Hierin mag eine der Ursachen liegen, daß auf die Qualität der textilen Erzeugnisse so viel Aufmerksamkeit und so viel schweres Geld verwandt wurde. Das Kostüm bildete den Ersatz für Juwelen. Bis zum Regime der Ashikaga-Fürsten (1334—1573) galt dem Weber das symmetrisch über die Fläche verteilte strengstilisierte Ornament Chinas als der vornehmste Dekor. Seine vier heiligen Tiere, Drache, Phönix, Einhorn und Schildkröte, Lieblingsblumen wie Päonie und Lotos, buddhistische Embleme wie das Rad des Gesetzes, das Svastika-Kreuz, der Allmacht verleihende geflammte Edelstein (hoshu no tama) sowie eine Reihe anderer ornamentaler Motive, Felsen, Wellen und Wolken, das Shippo-Muster (wörtlich Email-Muster, eine



Junge Dame der Gegenwart im Furisode (langärmeligem Übergewand) aus roter Kreppseide. Kostümfigur des K. Museums, Tokio.



Mädchen in der Tracht der Gegenwart im Uwagi (Übergewand) aus roter Kreppseide mit schablonierten Dessins. Kostümfigur des K. Museums, Tokio.

Blütenraute in sich schneidenden Kreisen) kehren, man möchte sagen, bis zum Überdruß wieder, so daß fast jedes dritte Stück älteren Brokats, das der Sammler in Japan ersteht, eines dieser Motive oder mehrere miteinander kombiniert enthält. Frisches Blut wird der Textilkunst zugeführt, als Japan sich unter Hideyoshis Leitung und der seiner Nachfolger von jahrhundertelangen Bürgerkriegen erholen und sein Interesse völlig kulturellen Aufgaben zuwenden konnte. Hideyoshi war es, der das noch heute existierende Weberviertel Kyotos, Nishijin, gründete, der chinesische Weber als Lehrer protegierte, so daß in Japan prächtige Erzeugnisse im Stile der Ming-Periode Chinas, Brokate und Sammete mustergültiger Art auf den Markt kamen. Der Stolz der nun in allen Sätteln Gerechten spricht aus manchem terminus technicus, der Webereien dieser und späterer Zeiten beigelegt wird, so das dem Laien wuchtig ins Ohr klingende „kara ori nishiki“, das nichts bedeutet als lediglich „gewebt in chinesischer Manier“.

Wenn indes neuer textiler Aufgaben gedacht wurde, so ist weniger auf die durch chinesische Lehrmeister vermittelte technische Bereicherung angespielt als auf den reichen Konsum von Gewändern für die klassischen No-Tänze, die Hideyoshi protegierte und bei denen er selbst mitwirkte. Sie sind ein Gemisch aus Oper, Ballett und Pantomime; die Darsteller (stets Männer) tragen gewöhnlich eine Maske.

Diese, die Perücke und das Kostüm schufen jede Illusion. Die Maske, zwar von einem erschreckend plastischen Leben, schöpfte doch nur einen Ausdruck völlig aus, und darum war das Talent eines großen Künstlers zur taktvollen Interpretation der Rolle absolut vonnöten. Unsere Abbildung 1 zeigt eine glänzende Lösung. Eine Fee tanzt, um ihre Federrobe von einem Fischer wieder zu erlangen, am Strande zu Sphärenmusik einen Tanz. Der Fischer wird, wie man vermuten darf, von einem im Hintergrund sitzenden Chor „gespielt“, so daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer sich auf den Darsteller der Fee konzentrierte.



Abb. 6. Frauengewand aus Satin. Durch Färben grundiert, dann schabloniert und bestickt. XVIII. Jahrhundert. Sammlung Moslé, Leipzig.

Man wird hieraus erkennen, wie wesentlich bei der Kontraktion des spannender Nebendinge entkleideten Stoffes die Unterstützung der Rolle durch ein sprechendes Kostüm war. Die Betrachtung der No-Kostüme bildet denn auch ein wahrhaft faszinierendes Kapitel der japanischen Kunstgeschichte. Wenngleich ein Satz von No-Masken und No-Kostümen in jeder Kunstkammer der vielen fürstlichen Häuser Japans vorausgesetzt wurde, so sind sie doch so stark verbraucht worden, daß ganze Kostüme, ja nur Oberkleider Sammelobjekte von höchstem Raritätswert geworden sind. Beschädigte Gewänder (auch die mächtig gebauschten

Beinkleider ließen sich dazu verwenden) von besonderer Schönheit wurden nicht selten zu Priestergewändern zusammengestückelt; waren die Falten ganz besonders brüchig geworden, so klebte man die Reste der Robe auf Papier auf. Sogar Abfälle von No-Kostümen fanden noch Liebhaber. Ein reizendes Sprichwort sagt: kirete mo nishiki, auch zerschlissen bleibt es Brokat. So ließen sich aus diesen aparten Schnitzeln Beutel für Masken, Schwerter und Dolche, für Lack-, Tee- und Rauchutensilien, Montierungen von Kakemono und Makimono herstellen.

Das No-Gewand selbst erfüllt alle unsere Vorstellungen von orientalischer Pracht. Es leuchtet in den herrlichsten Pastellfarben, und Gold- und Silberfäden sind oft so verschwenderisch eingewebt, daß der Eindruck äußerst gediegenen Reichtums erzielt wird. Diese Opulenz indes wird nirgend zu laut, dafür sorgt die Skala vermittelnder Töne, über die ein Japaner wie kein anderer verfügt, oder feine Berechnung, die ein etwas reiches Stück aus den weiten Ärmelschlitzen eines Übergewandes, dessen Töne dominieren, hervorschimmern läßt. Beide der von uns in Abb. 2 reproduzierten Gewänder sind kimonoartig im Zuschnitt; das eine zeigt auf blaugrünem geköperten Grund umschlossen von silbernem Bandwerk wappenartige Muster, bald ein futatsu-domoe (zwei Wellenköpfe), bald eine Rosette, die an ein Zierglied des Tempelgiebels erinnert. In strengem Stile ist das Muster über die Fläche verteilt, es ist ein kara ori nishiki, ein nach chinesischer Art gewebter Brokat. Das Ornament erhält dadurch, daß beim Schußfaden die Farbe oft ausgewechselt wird, so daß graue, braune, gelbe, grüne, violette, weiße Rosetten entstehen, eine dem Auge amüsante Mannigfaltigkeit. Die Farben sind so milde gewählt, daß es nicht stört (beim Tragen ist es überhaupt nicht sichtbar), wenn das Ornament der einzelnen aneinander gesetzten Bahnen nicht immer umrißrein zusammenläuft. Diese Erwägung wird bedeutungslos bei Arbeiten freieren Stiles, den charakteristischen Werken nationaljapanischen Gepräges, bei denen innerhalb eines Gewandes mit dem Motiv gewechselt wird. Die auf Abb. 2 rechts hängende Robe mit dem naturalistischer gezeichneten Glyzinen-Muster veranschaulicht diesen Typus. Hier existiert kein einfarbiger Fond. Ein breitgestreifter, abwechselnd erdbeerrot und grün getönter Grund schafft kapriziöse Unterbrechungen. Die sanften Übergänge des Grün in Rot, die innerhalb des feststehenden Musters vom Weber improvisierten koloristischen Variierungen ergeben ein Farbenkonzert, das unseres Maschinenbetriebs spottet und nur am Handwebstuhl, nur von Menschenhänden, delikaten, jahrelang von Seide geglätteten Fingern erreichbar war.



Abb. 7. Uchikake (Mantel) einer Dame. Kreppseide mit Stickerei. XVIII. oder XIX. Jahrhundert. Sammlung Moslé, Leipzig.

Mit dem Tokugawa-Regime (1600 bis

1868), der Epoche ununterbrochenen Friedens und langsamen Abbröckelns ritterlicher Macht, entwindet Tokyo der alten Hauptstadt die führende Rolle und versucht dies auch auf dem Gebiet der Mode. Von hier aus werden eine Reihe zunächst seltsam anmutender Kostümvorschriften und Verbote erlassen, die man ohne weiteres als Abwehr des entnervenden Luxus betrachten muß, der von der mondänen Welt Kyotos mit eleganter Selbstverständlichkeit geübt wird. 1628 wurde dem Kriegerstande das Tragen von damastenen und brokatenen Roben untersagt, 1685 dem Bürger schlechthin der Gebrauch golddurchwirkter Gewänder, 1688 jedwede Verwendung von Kranichen, dem Wappentier des Hofes, auf gewebten und gefärbten Stoffen. Am Ende des XVIII. Jahrhunderts durfte kein Händler Gewänder feilbieten, die den Preis von 200 M. überstiegen, und Leute in kostbaren Kleidern wurden auf der Straße schlankweg verhaftet.



Abb. 8. Uchikake (Mantel) einer Dame. Kreppseide mit teils beim Färben ausgesparten, teils gestickten Mustern. XIX. Jahrh. Sammlung Moslé, Leipzig.

Der Hof empfand opulente Kleidung einfach als einen Eingriff in altgeheiligte Privilegien. In der militärischen Epoche wäre es keinem Gewerbetreibenden eingefallen, seine Frau oder sich in Damast oder Brokat zu hüllen oder die Wappentiere des Hofes als Ornament zu verwenden; und die Krieger trugen zum Panzerhemd Hosen und Socken aus Leder. Der wachsende Reichtum der Kaufleute verleitete unwillkürlich zum Aufwand. Sie konnten dadurch, daß sie ihren Frauen köstliche Gewänder weben ließen, ihre Mittel äußerlich dokumentieren und sich für geringe gesellschaftliche Achtung einigermaßen entschädigen. Zur Wende des XVII. Jahrhunderts (in der Genroku-Periode) tritt dies besonders drastisch in Erscheinung. Bei Konzert-Aufführungen werden wahre Wunder von Kostümen zur Schau gestellt, und es mag bei einer solchen Gelegenheit gewesen sein, als die Frau des Großindustriellen Fuyuki ihre Rivalinnen mit Gewändern ausstach, die der große Lackmaler Korin mit Herbstblumen bemalt hatte. Unter den Kostümen anderer Modelöwinnen verzeichnet der Chronist eins aus karmoisinrotem Satin, bestickt mit sämtlichen berühmten Szenerien Kyotos, ferner eins aus schwarzer Seide, dekoriert mit der Nanten-Pflanze, bei dem jede Beere von Kügelchen der feinsten Korallen gebildet wurde. Wie sehr sich die von dem Maler Yuzen Mitte des XVII. Jahrhunderts ausgebildete Färbe-

technik vervollkommnet hatte, läßt sich daraus entnehmen, daß zur Genroku-Zeit nicht weniger als neunundfünfzig Modefarben für Kleiderstoffe existierten!

Weber, Färber und Sticker standen im XVIII. Jahrhundert also auf dem Gipfel der Produktivität. Die exorbitanten Ansprüche wurden auch auf andere Gegenstände aus der Werkstatt des Textilarbeiters ausgedehnt; so wurden kleine Brokatläppchen für Tabaksbeutel, Brieftaschen, Spiegelbehälter usw. mit derselben Sorgfalt wie ganze Gewänder einzeln gewebt.

Hatten die Luxusverbote der Shogune zunächst noch keine nachhaltige Wirkung, so setzte doch die unter strenger Regierungsaufsicht stehende Aristokratie Tokyos allmählich ihre Reformtracht-Bestrebungen durch. Diese neue Tracht, die nicht mehr mit Säumen bluffte, war zweckmäßiger und natürlicher. Im wesentlichen ist sie bis auf heute die Nationaltracht geblieben, nur daß der kürzere Haori den langen Mantel, Uchikake, ersetzt hat.

Die von uns abgebildeten Modelle (Abb. 3—5) veranschaulichen das Kostüm der jüngeren Damen Tokyos. Es bestand auch im Winter aus höchstens sechs Gewändern, einem Lendentuch, drei Gewändern aus weißer Habutai-Seide (einem ripsartigen schweren und doch geschmeidigen Gewebe), einem Kimono aus Chirimen, Kreppseide, den der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt breiter werdende Gürtel aus Kreppseide hielt, und dem reich bestickten oder sonstwie dekorierten Mantel (Uchikake) aus Satin, Damast oder Kreppseide.

Die Kunst des Einfärbens und Dekorierens veranschaulicht Abbildung 6, einen Kimono aus Satin darstellend, der zunächst in breite gelbe, rote und schwarze Querbahnen eingefärbt und darüber mit einem schablonierten, jetzt verblaßten Gittermuster in Goldfarbe dekoriert wurde. Subtil gestickte Mohnblüten sind lässig wie ein Blütenregen über das Gewand verstreut und dämpfen mit ihren zarten Tönen den etwas genrokubunten Grund.

Ein anderes Gewand (Abb. 7), ein Uchikake mit den charakteristischen, Furisode genannten langen Ärmeln, ist ganz aus mattschimmerndem Chirimen, dem prächtigen japanischen Krepp, gewebt. Dieses Chirimen ist zu einem Lieblingsstoff der Japanerin geworden, die wohl weiß, wie sehr der milde Glanz des sich dem Körper sanft anschmiegenden Gewebes den Teint hebt. Seine Struktur dämpft kräftige Farben auf ein geschmackvolles Maß; darum wirkt die reiche Goldstickerei auf dem reproduzierten Uchikake keineswegs aufdringlich. Das Motiv, das der Sticker frei und doch mit großem Stil-

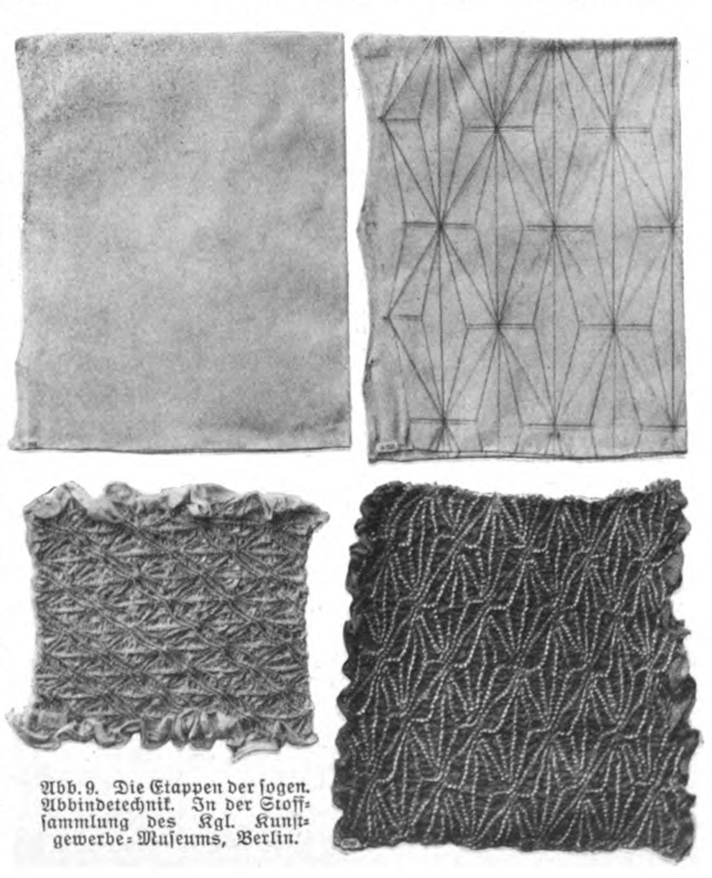


Abb. 9. Die Etappen der sogen. Abbindetechnik. In der Stoffsammlung des Kgl. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.

gefühl über die Fläche verteilt hat, ist sehr eigenartig: es sind Paravents, die hinter den Hofdamen des Mittelalters aufgestellt wurden, und Blüten, fliegende Kraniche, Schildkröten zwischen Ranken und Gitterwerk. Ganz zart ist an verschiedenen Stellen von Ärmeln, Brust und Rücken eine kleine Chrysanthemumrosette, das Mon oder Wappen, eingewirkt. Von der Präzision der Stickerei, die auch den beim Tragen sich häufig aufblätternden inneren Saum bedeckt, vermittelt unsere Abbildung nur eine schwache Vorstellung.

Als ein Musterbeispiel der hochentwickelten, von der Fürstenresidenz Kaga zu letztem Raffinement vervollkommneten Färbetechnik kann das aus grünem Seidenkrepp gewebte Oberkleid einer Dame der Neuzeit gelten (Abb. 8). Das teils ausgesparte, teils schablonierte, teils gestickte Motiv — Bambusvorhänge mit Schnüren und Quasten, Päonien, Chrysanthemum und Efeu —, ein Gewirr von überkeck sich windenden Linien, zeichnet sich mit einer Konturenschärfe ohnegleichen von dem matten Kreppgrund ab.

Dem Stile nach steht dieses späte, in seinem Dekor vorlaute Gewand (man vergleiche den gemäßigt strengen Stil des No-Gewandes Abb. 2, links, mit diesem Stück!) der Genroku-Epoche nahe. Ihre Flachmuster und die Wandlung des Zeitgeschmackes lassen sich von den Arbeiten der Holzschnittmeister ablesen. In den Tagen Moronobus und seiner Vorläufer feiert der Naturalismus wahre Orgien im Ornament; große Wagenräder, Dschunken, Wellen, Karpfen, Krähen — zuweilen hat der Schablonenfärber gerade eine auf der Sitzgelegenheit angebracht — machen aus dem Gewand ein instruktives Kinderbilderbuch. Die Torii-Schule (Anfang des XVIII. Jahrhunderts) vermindert den Kontrast zwischen dunklem Untergrund und der beim Färben ausgesparten Fläche, wählt das Flachmuster kleiner und verteilt es reichlicher. Dann kommt Harunobus distinguierte Mode: unter dem hellen, damaszierten Uchikake oder dem langärmeligen, farbenfreudigeren Furisode sehen ernste Seidenstoffe hervor mit diskreter Musterung. Der Gürtel, der im Mittelalter nur ein schmales Band war, wird breiter und steifer; schwergebauscht fällt er hinten herab und markiert sich durch das Uchikake. Kiyonagas Blütezeit ist voller Stilgefühl: das in königlicher Lässigkeit fallende Uchikake trägt kleine Blütenapplikationen



Abb. 10. Kuniyoshi, Tänzer im No-Kostüm. Surimono aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts. Im Besitz des Verfassers.



Abb. 11. Kesa (Priestergewand). Kraniche auf geköperter altvioletter Seide. XVIII. Jahrhundert. Im Besitz des Verfassers.

um den Saum herum, als hätte die Schleppe beim Schreiten Blüten mitgerafft. Bei Utamaro (1800) siegen Streumuster und geometrische Motive, dann solche, wie sie durch die recht mühevolle Abbindetechnik (Abb. 9) erzielt werden. Von dem Streifen- oder Perlmotiv, das der Schablonenschneider einfach durch Punktierung mit dem Locheisen gewinnt, hebt sich der bei Kurtisanen meist nach

vorn gebundene Gürtel aus schwerem Brokat um so prunkvoller ab. Neben dieser Dame erscheint die Bürgersfrau, die sich im leichten Sommerkleid aus bedrucktem Kattun in die für unsere Begriffe noch immer stattlich aufgeputzte Gesellschaft mengt, wie ein rechtes Aschenbrödelchen. Das erkennt niemand schmerzlicher als die Schule der aristokratischen Surimono-Meister (Hokkei, Gakutei usw.), die sich von der nüchterner werdenden Gegenwart verdrießlich abwenden, die üppige Tracht mittelalterlicher Hofleute wieder auferstehen lassen und in No-Kostüm-Schilderungen schwelgen mit einem unerhörten Aufwand xylographischer Mittel (Abb. 10).

Eine Entwicklung für sich hat das Priestergewand durchgemacht. Aus der nach chinesischem Vorbild gewebten weiten Robe entwickelte sich in der kriegerischen Hojo- und Ashikaga-Zeit ein regelrechtes Streitkostüm, das aus einem knielangen gazeartigen Gewebe, kurzen, weiten Hosen und einem leinenen Kopftuch bestand, und durch Schwert und Hellebarde charakteristisch ergänzt wurde. Als die Macht der Priester am Ausgang des XVI. Jahrhunderts gebrochen war, ließ der Klerus die kriegerischen Attribute weg; sein anspruchsloses Gewand behielt er bis auf unbedeutende Modifikationen bei. Das farbenprächtige Zeremonialkleid (Kesa) war meist wenig mehr als ein fassonloser, wandteppichartiger Umhang, der mit breiten Seidenschnüren über der Brust befestigt wurde. Da, wie bereits früher erwähnt, der Hof, Magnaten und Patrizier häufig Kleider aus kostbarem Brokat, Damast usw. der Kirche stifteten, so finden sich unter den Kesa oft Perlen alter Webekunst. Die Stückelung war dabei Not und Pflicht. Buddha hatte ein aus Flicken zusammengesetztes Gewand getragen, und um dem Meister nachzueifern, setzten die Verkünder seiner Lehre auf das zusammengestückelte Gewand in symmetrischer Verteilung quadratische Flicken aus Brokat. Die Farbenwahl dieser Flicken, die oft zuerst kraß erscheint, erweist sich bei längerer Betrachtung als geschicktes Kalkül. Unter den Flicken selbst befinden sich, zumal bei wertvollen Kesa, nicht selten textile Musterarbeiten. Wir bilden eines dieser kleinen vielübersehenen Kunstwerke ab (Abb. 12). Das Drachen- und Wellenmotiv streng chinesischen Stiles ist in der von Chinesen vor anderen Bindungen bevorzugten Atlasbindung mit einer derartigen Üppigkeit eingewebt, daß auf der Rückseite große Strähnen prachtvoller Seide in allen



Abb. 12. Besatzstücke eines Kesa (Priestergewandes). Drachen und Wellen in Atlasbindung eingewebt. XVIII. Jahrhundert. Im Besitz des Verfassers.



Abb 13. Kesa (Priestergewand). Technik: Tsuzure nishiki (Gobelinwirkerei). XIX. Jahrhundert. Sammlung Moslé, Leipzig.

Farbentönen locker liegen blieben, die den Stoffen Ostasiens eine uns unbekannte Fülle, Schwere und Weichheit geben.

Kesa, die von vornherein für kirchliche Zwecke, sei es nun im Auftrage wohlhabender Prioren oder Mäzene, gewebt worden sind, kommen selten auf den Kunstmarkt. Unser Beispiel (Abb. 12) zeigt das geheiligte Kranichmotiv zwischen Wolken auf altviolettem geköperten Grunde. Die Konturen der Zeichnung sind mit Goldfäden eingewebt von bemerkenswerter Geschmeidigkeit, die die Japaner dadurch erzielen, daß sie Seidenfäden mit schmalgeschnittenen Streifen guten Goldpapieres umspinnen. Auffallend an unserem Beispiel ist die Schärfe des Überganges aller Konturen auf einem aus so viel Teilen zusammengenähten Stück. Die Untersuchung belehrte mich, daß der Weber den Saum jedesmal berechnet, für ihn also ein paar Zentimeter freigelassen und dann das Muster weiter gewebt hat.

Bei dem aus neuerer Zeit stammenden Priestergewande (Abb. 13) ist die Teilung durch aufgesetzte gedrehte Silberschnüre erzielt, unter denen das Muster weiterläuft. In freier Anordnung hat der Zeichner Glieder der chinesischen Komposition über das aus einem Stück gewebte Gewand verteilt; das Saummotiv der chinesischen Robe: Wellen zwischen Felsen, stilisierte Wolken, Blumen, fliegende Vögel und, besonders schön, einen Engel in der linken Ecke, alles in sehr aparten Tönen, in leuchtendem Tiefblau, in sanftem Grün und Violett, in einem geradezu delikaten Terrakottarotbraun, das auf den Flicken wiederkehrt. Technisch beansprucht dieses Kesa Beachtung als eine gute Probe des unserer Gobelinwirkerei sehr ähnlichen Verfahrens, in Japan Tsuzure nishiki genannt.

Wie die Entwicklung des Holzschnittes, so wurde auch die der Textilkunst durch die bereits erwähnten Luxusverbote aufgehalten, ja vernichtet. Die Shogunenregierung unterband nicht nur den freien Wettbewerb; in der Tempo-Ära (1830—1844) wurde dem Mittelstande das Tragen seidener Gewänder untersagt. Baumwollprodukte der östlichen Provinzen verdrängten die schönen Seidengewebe Kyotos; die Jacquardmaschine siegte über den Handwebstuhl. Der letzte Textilmeister, Date Yasuke († 1893), vermochte die Umwandlung des ehedem künstlerisch betriebenen Textilgewerbes in eine Industrie nicht aufzuhalten.

Sie ist freilich auch heute noch eine der geschmackvollsten. Da sie sich den Wünschen westländischer Nationen anbequemt, so verdanken wir ihr manchen hübsch dekorierten Handelsartikel. Ich nenne nur die sogenannten Fukusa, die, mit Wappenrosetten verziert, einstmals Einschlagtücher für Geschenke bildeten und heute in Gobelinweberei, reich mit Gold bestickt oder auch mit Wasserfarben bemalt, ein hübsches Bildchen tragen (als Selbstzweck), oder Paravents (Abb. 14) mit Szenen nach hervorragenden Gemälden in farbiger Seide, oft nur mit ein paar delikaten Tönen auf Ripsgrund (der vornehmer wirkt als die Atlasbindung) bestickt.

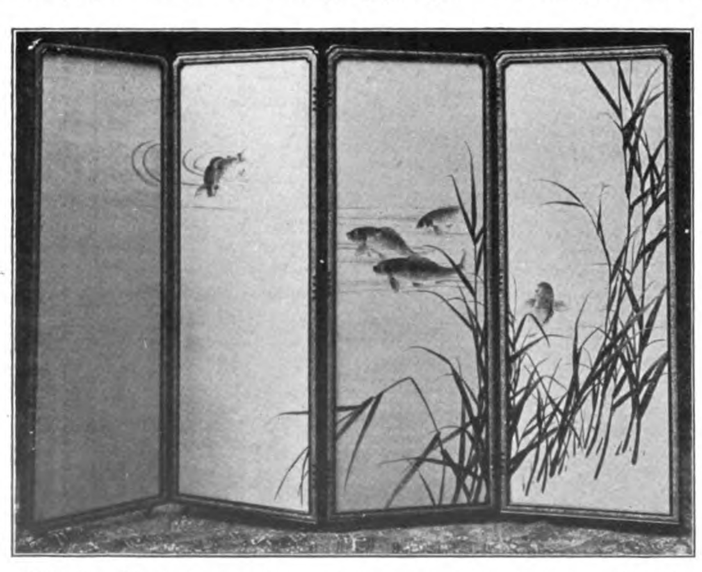
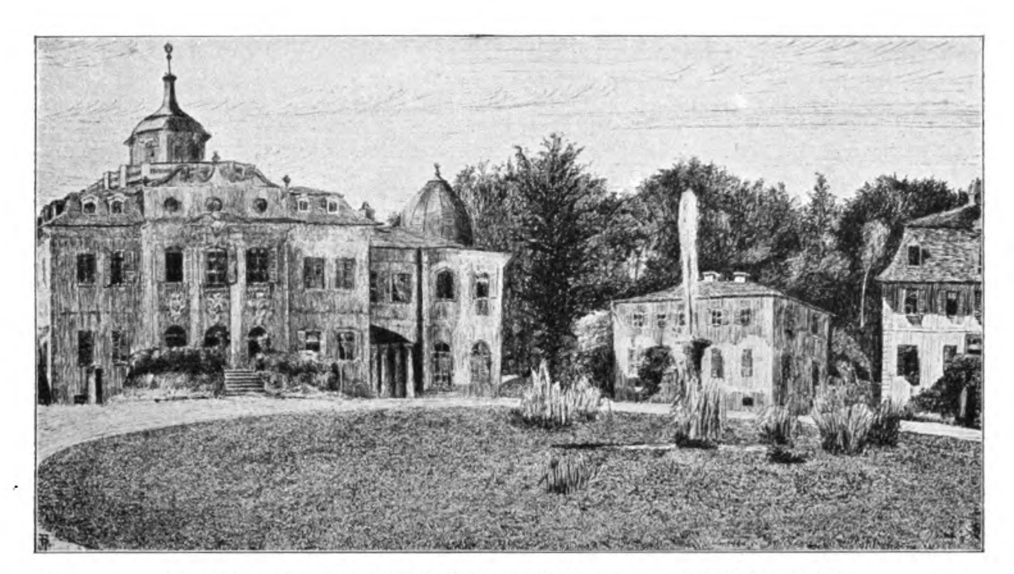


Abb. 14. Paravent. Karpfen auf Ripsgrund gestickt. XIX. Jahrhundert. Besitzer: Kunsthandlung Rex & Co., Berlin.



Schloß Belvedere mit Kavalierhäusern. Zeichnung von Fritz Reichenbecher.
Nach Dr. Wilh. Bode „Damals in Weimar". Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Weimar und sein Hof in den Jahren 1777—1783.

Aus den hinterlassenen Papieren des Obersten Carl Frhr. von Lyncker.

Herausgegeben von Marie Scheller.

III. Periode von 1780 bis Michaelis 1783. (Schluß.)

Mit dem Jahre 1780 war ich Page geworden. Insgesamt warteten wir täglich bei der kleinen Tafel auf, trugen abends die Spieltische zusammen und die Karten herum, wie es die diensthabende Hofdame angab; daher war ich natürlich alle dem sehr nahe, was bei Hofe vorging. — Es waren bei meinem Antritt sechs Pagen im Dienst. Dieser wurde sehr streng genommen, kein Bedienter durfte in die Nähe der Herrschaften treten; alle Schüsseln, die auf der Tafel vor diesen standen, sie mochten so schwer sein, wie sie wollten, durften nur durch uns von der Tafel gehoben werden.

Der Obermarschall von Witzleben galt zwar noch als oberster Chef der Hofhaushaltung, allein er war kränklich und sehr selten am Hofe zu sehen. Wir hatten ihn viel lieber als den von Klinkofström, weil er sanft, dieser aber immer unfreundlich mit uns verfuhr. Von Klinkofström war ein geborener Schwede, ein vollkommener Hofmann, besonders sprach er wohl das beste Französisch; er war ledig, hatte sich aber sehr in Schulden gesteckt.

In gold- und silbergestickten Sammet- und Atlaskleidern machten die Kavaliere einen großen Aufwand; denn es war nicht Sitte, die Hofuniform, welche mit Ausnahme der Hornfessel und des Hirschfängers mit der Uniform der Jägerei dieselbe war, an irgend bedeutenden Hoftagen zu tragen; hierzu kam, daß sich viele dieser Herren Postzüge und sehr elegante, sogenannte Phaetons anschafften. — Auch waren die Hasardspiele sehr an der Tagesordnung. Daher denn, was kommen mußte, kam, daß sie alle mit Ausnahme weniger Wohlhabenden in die Hände des Juden Ulemann fielen, der ihren Vermögen den Garaus machte.

Schwierig war es, dem Herzog zu servieren, weil er sich alles von der linken Seite präsentieren ließ, und dieses also mit der linken schwächeren Hand geschehen mußte. Ich fürchtete mich jederzeit vor dem Einsetzen des Desserts und vor dem Herausheben seines Tellerwärmers, der mit heißem Wasser gefüllt und deshalb sehr schwer war. Auch warf er unwillige Blicke um sich, wenn man etwas versah; ja man erhielt nicht selten unangenehme Beinamen, wenn er zuweilen übler Laune war. Ebenso nahm er es höchst ungnädig auf, wenn einer der großen Hunde, die um und neben ihm standen und die Erlaubnis hatten, Semmeln und dergleichen von der Tafel zu nehmen, unsanft berührt wurde.

Jede Tür, durch welche die Herrschaften bei gehaltenem Hofe aus- und eingingen, durfte nur von einem Pagen geöffnet und zugemacht werden. Fuhren die Herzoginnen mit ihrem Hofstaate aus, so mußte einer bei der Herzogin Mutter im Schlage hängen, ein anderer die Schleppe tragen; beim Aussteigen sollten wir gleichfalls gegenwärtig sein. Bei

der regierenden Herzogin waren wir, weil ihr Brüsseler Wagen nach außen keinen Fußtritt hatte, genötigt, mit dem Läufer vor demselben herzuspringen; in der Nachtzeit hatten wir mit Flambeaus auf den Treppen auf- und niederzuleuchten.

Der Herzog brauchte seinen Läufer, namens Beilschmidt, einen Meister der Geschwindigkeit, zu mancheilei Parforcetouren; er mußte bei den Hasen boxieren, ganz gesunde allein fangen, und zuweilen befahl ihm der Herzog zu Mittag Jagden in Ilmenau, Allstedt usw. für den anderen Tag ansagen. Ich hörte daher den Herzog einst aussprechen: „Ich habe so viele Pferde zuschanden geritten, so viele Hunde lahm gejagt, und Beilschmidt ist immer noch auf den Beinen."

Waren fremde Herrschaften in Weimar anwesend, so dauerte unser Dienst von morgens acht Uhr an unausgesetzt bis Mitternacht und darüber. Er fing mit den Morgenkomplimenten, mit den wechselseitigen Erkundigungen, wie man höchsten Orts geschlafen habe, an. Das Frühstück wurde von uns serviert, wobei man gewöhnlich auch Karte spielte. Oberstallmeister von Stein und Kammerherr von Werther legten Pharaobank, besonders bei Anwesenheit des Herzogs Ernst von Gotha, der kein anderes Spiel liebte. Das herzogliche Ehepaar von Gotha machte hier fast alle Jahre ein-, auch zweimal einen Besuch, wurde gewöhnlich durch einen Kurier angemeldet.

Der Herzog Ernst erschien immer in seiner Militäruniform, blieb stets zeremoniös, war äußerst submiß gegen die beiden Herzoginnen und hatte unendlich viel Anstand; man rühmte allgemein seinen schönen elastischen Gang. Die Herzogin von Gotha hatte kein angenehmes Äußere, ganz weiße Haare, ein sehr hervorstehendes Kinn, eine große, sehr abwärts gebogene Nase und schlechte Haltung, sie glich mit einem Worte ihrem jüngeren Bruder, dem Herzog Georg von Meiningen, und zwar besonders auch dadurch, daß sie ihr hinteres Haupthaar ganz kurz hatte abschneiden und aufwärts streichen lassen: man nannte dies dazumal einen Schwedenkopf. Sie sprach fast in einem weg und mancherlei, was ihrem Gemahl nicht immer zu behagen schien.

Ich habe oft die Aufwartung bei ihr gehabt und bemerkte nicht selten, wenn ich die Morgenkomplimente empfing und überbrachte, daß das hohe Ehepaar nicht immer einer Meinung war. Während der Anwesenheit dieser Herrschaften gab es oft Tafeln von 50 bis 60 Personen, wobei es nach damaliger Weise hoch herging.

Nur bei solchen Gelegenheiten wurde Champagner von dem ältesten Pagen eingeschenkt, wozu die Gläser auf Kredenztellern von den Bedienten präsentiert wurden. Das Maximum des Champagners, das man für die ganze Tafel verabreichte, bestand nur in vier Bouteillen, und hiervon mußte noch eine halbe für mich, den ältesten Pagen, und den Mundschenk abfallen. Auf den Abendtafeln stand in der Mitte eine Reihe von höchstens 16 Lichtern auf hohen silbernen Leuchtern; ich habe sie oft gezählt, denn sie mußten von dem ältesten Pagen geputzt werden. Bei solchen Abendtafeln setzte sich unser durchlauchtigster Herr niemals, sondern pflegte um sie herumzuwandeln, um mit diesem oder jenem einen Diskurs zu beginnen. Zuweilen ging er auch in Begleitung des Herrn von Wedel auf sein Zimmer, rauchte eine Pfeife Tabak oder überschaute die Tafelgesellschaft von der oberen Galerie des Saales aus; doch war er beim Aufstehen immer zugegen und führte die fürstlichen Damen in das Audienzzimmer.

Langweilig war die Gewohnheit, daß (ungeachtet des Protestierens und Reprotestierens) unsere Herrschaften die Fremden allemal in deren Zimmer über den ganzen Saal hinweg begleiteten. Dies pflegte nun in demselben Maße wieder von seiten der Fremden nach den Zimmern unserer Herzogin zu geschehen; ja, man ging nicht selten nochmals bis wenigstens in den Saal zurück, wo dann in der Mitte desselben endlich die Trennung erfolgte. Diese Märsche und Kontremärsche dauerten oft bis Mitternacht, und wir Pagen hätten vor Müdigkeit umfallen mögen.

Nach langer Mittagstafel, wobei wir Pagen alle gegenwärtig sein mußten und ein Hofmeister die Aufsicht über uns führte, begann das Spiel gewöhnlich von neuem bis zur Abendcour, wo das Konzert seinen Anfang nahm, und wiederum zehn bis zwölf Spieltische aufgestellt wurden; so nahmen wir denn in einem Tage oft 40 bis 50 Taler Kartengeld ein. Die meisten Pagen erhielten aber auch bei ihrem Abgange zwei- bis dreihundert Taler aus der Spielkasse, wozu noch 30 Taler von dem Hofamte für den Degen gegeben wurden.

Auch bei den Sommeraufenthalten der Herrschaften zu Belvedere durften die Pagen nicht fehlen, und wir wohnten dort mit unsern Hofmeistern; auch hier gab es Courtage, an welchen abends gespielt wurde; außerdem wurde täglich ein Spieltisch für die Herzogin aufgestellt, das übrige Hofpersonal hielt dabei Konversation.

Ein besonders hoher Besuch erschien um die Zeit, als der Hof nach Weimar zurückgekehrt war, nämlich Herzog Karl von Württemberg mit der Gräfin Hohenheim. Er brachte, soviel ich mich erinnere, zwei Tage hier zu, wo es dann natürlich am Hofe sehr hoch herging; man war aber in einiger Verlegenheit, welches Benehmen gegen die Gräfin zu beobachten sei. — Diese war nicht von besonderer Schönheit, aber schön gewachsen und so anständig und bescheiden, daß die Herzoginnen mit ihr sehr zufrieden schienen.

Diese fremden Herrschaften logierten im Erbprinzen, hatten weder Kavaliere noch Pagen zur Aufwartung angenommen, und wir sahen sie nur zu Mittag, beim Spiel

und der Abendtafel. — Man hatte wohl in Weimar noch nie so viel Schmuck zusammen gesehen, als die Gräfin Hohenheim bei Hofe an sich trug; es hieß: der Herzog lege ihr denselben täglich persönlich um, nähme ihn abends wieder ab und verschlösse ihn in eigener Schatulle.

Der Herzog war über alle Maßen höflich, von etwas starker Figur und vom Kopf bis zum Fuß schwarz angezogen, wie es dazumal bei Fürsten und Herren ohne tiefe Trauer gar nicht üblich war, sein Gesicht hatte nichts Ausgezeichnetes. Von Weimar aus reiste er nach Jena und hörte Vorlesungen verschiedener Professoren an; auch war es bekannt, daß dieser gnädige Herr um jene Zeit alle alten Bibeln aufsuchte und an sich brachte, soviel er nur haben konnte.

Wieland fertigte ein Gedicht auf ihn, worin er den Herzog mit dem Tyrannen Dionys II. verglich, welcher als Schulmeister endete.

Auch der Herzog von Meiningen machte mit seiner schönen Gemahlin, einer Prinzessin von Stollberg, einen kurzen Besuch in Weimar; er war sehr schwächlich und hatte so kreideweißes Haar, wie man es nur den Kakerlaken zuschreibt; er starb bald nach seinem Regierungsantritt. Seine hinterlassene Gemahlin verehelichte sich später mit dem Herzog Eugen von Württemberg.

Nicht lange danach erschien nun auch sein Bruder, der junge und viel kräftigere Herzog Georg, in Weimar, er war österreichischer Hauptmann und ward von unserem gnädigen Herrn, sowie von den Herzoginnen, ungeachtet seines ungenierten Benehmens und seiner etwas derben Bemerkungen und Witze, gern gesehen.

Die Ombres chinoises waren damals etwas Neues, er hatte die Kunst, die Figuren zu bewegen, von herumziehenden Spielern erlernt. Einen zu solchen Vorstellungen eingerichteten Kasten brachte Herzog Georg einst mit nach Weimar, wo eben ein alter Graf von der Lippe mit seiner sehr liebenswürdigen Gemahlin, einer Prinzessin von Philippstal, die für ihn viel zu jung schien, anwesend war. Der Graf logierte mit derselben im Erbprinzen, hatte aber doch die Aufwartung eines Pagen angenommen, die mich betraf. Hier stattete Herzog Georg in Begleitung unseres Herzogs zuweilen auch noch nach der Abendtafel Besuche bei dem gräflichen Paare ab, wobei ein Gläschen Punsch serviert wurde. Man beredete dann den Grafen, es sich in seiner Nachtkleidung bequem zu machen, ja die Herzöge legten sie ihm wohl selber an und zogen ihm die Nachtmütze über Augen und Ohren.

Der Meininger, der das Talent besaß, ganze Figuren recht treffend auszuschneiden, übte es auch in dieser Gesellschaft; man lobte und lachte. An einem Abend wurden nun auf den herzoglichen Zimmern in Gegenwart der fürstlichen Damen und der nächsten Hofumgebung Ombres chinoises von dem Meininger selbst aufgeführt, hierbei aber in einer Szene die junge Gräfin und hinter ihr ihr invalider Gemahl so vorstellig gemacht, wie sie am Hofe erschienen und empfangen worden waren; auch den Dialog hierzu hatte der Herzog gefertigt und hielt ihn in Person zur großen Belustigung der Anwesenden. In der zweiten Szene erschien der Graf in seiner Nachtkleidung auf sehr possierliche Weise; er mochte dies jedoch nicht gut aufgenommen haben, denn er war an dem anderen Morgen mit seiner Gemahlin verschwunden.

Die Konzerte gab man stets in dem großen Saale, und auf die Kapelle wurde ein fortwährendes Augenmerk gerichtet, weil die Herzogin Mutter selbst musikalisch war und komponierte. Den Konzertmeister Kranz hatte man große Reisen machen lassen, von denen er als ausgezeichneter Künstler zurückkam. Einziger Hofsänger war der Tanzmeister Aulhorn, welcher das Unglück hatte, daß die großen Hunde, welche der Herzog häufig mit in den Saal nahm, seine Stimme nicht vertragen konnten und zu heulen anfingen, wenn er dieselbe erhob.

Berühmte Virtuosen besuchten nicht selten Weimar, unter welchen mir besonders die Mara mit ihrem Gatten im Gedächtnis ist. Letzterer gab Konzerte auf dem Violincello und grimassierte dabei zu allseitigem Gelächter. Übrigens hatten sich schon früher mehrere sehr angesehene Fremde nach Weimar gewendet, unter anderen der ehemals preußische Oberzeremonienmeister Graf Werther mit seiner Gemahlin, die Gräfin Bernsdorf in Begleitung des berühmten Hofrates Bode und des bei ihr sich zuweilen aufhaltenden sehr bekannten dänischen Staatsrates Sturz.

Ferner erschien sehr oft in Weimar der ehemals sächsische Gesandte in Spanien mit seiner Gemahlin. Diese zeichnete sich durch Schönheit, vorzüglich durch eine höchst angenehme Lebendigkeit und liebenswürdige Naivität aus. Der Herzog sah sie offenbar sehr gern, aber auch ihr schien seine Aufmerksamkeit nicht unangenehm zu sein.

Der Gesandte war dagegen als ein stolzer zeremoniöser Mann bekannt. — Sein Bruder, der sogenannte Berliner Werther, war von großem Verstande und bedeutendem Wissen, aber wohl einer der grimasierendsten, ja, man darf sagen, der häßlichsten Männer seiner Zeit. — Das alterälteste Kostüm aus der Zeit Ludwigs XIV. war seine gewöhnliche Hoftracht. Wenigstens vierundzwanzig Locken zierten sein von Blattern zerrissenes und von einer auffallend dicken Stumpfnase versehenes Haupt, das bei jeder Bewegung von einer Wolke wohlriechenden Puders umduftet wurde. Wenn er wie gewöhnlich mit der Herzogin Whist spielte, so pflegte er seinen Mund dergestalt in eine offene Rundung zu formen, daß man die Zunge in derselben, der einer Viper ähnlich, herumspielen sah. — Während seiner häufigen Diskurse an dem Spieltisch der Herzogin legte er die Karten

nieder und trommelte fast unaufhörlich mit einer Hand oder mit beiden auf den langen Taschen seiner Weste. Manschetten von den teuersten Points reichten ihm weit über die Finger, und der vordere Teil seiner überfeinen Hemdärmel war wohl eine halbe Viertelelle lang außerhalb des herabhängenden Rockaufschlages zu sehen.

Einen längeren Aufenthalt machte auch einige Jahre hintereinander der Graf Moritz Brühl nebst der Gräfin in Weimar. Er und sie nahmen fortgesetzt tätigen Anteil an den Theatervorstellungen, ja, er malte die betreffenden Dekorationen mit eigener Hand.

Während der Anwesenheit dieses gräflichen Ehepaars und ihrer persönlichen Teilnahme am Theater gab es, wie es bei Liebhabergesellschaften oft geschieht, auch bei der hiesigen possierliche Auftritte. Man gab nämlich ein, von dem Bruder des Grafen Brühl gefertigtes Theaterstück, „Das entschlossene Mädchen" genannt; in demselben sollte eine spanische Festung von den sie umlagernden wilden Truppen, deren Anführer den Kommandanten bestochen hatte, durch den Mut und die List dieses Mädchens befreit werden. Das Mädchen wurde von der Gräfin selbst dargestellt, der Anführer der Wilden von dem Hofrat Bode, der bestochene Festungskommandant von einem Hauptmann von Braun. Hofrat Bode, ein sehr großer starker Mann, mußte als Wilder am Körper, an Armen und Füßen unbedeckt erscheinen; ein Trikot, das für ihn groß genug gewesen wäre, konnte nicht aufgetrieben werden, und so hatte er sich in ein fleischfarbenes Gewand einnähen lassen. Mit kreuzweis übereinander geschlagenen Füßen lag er an der Spitze seiner Gefährten vor der Festung; als er aber bei einem Angriff aufspringen wollte, platzten die Nähte an allen Seiten, und der Vorhang mußte niedergelassen werden. Der zweite Akt begann; der nunmehr auftretende Festungskommandant, Hauptmann von Braun, pflegte gewöhnlich ein wenig angetrunken zu sein, und im Gespräch mit dem entschlossenen Mädchen verging ihm das Gedächtnis, so daß er nichts mehr zu sprechen wußte. In dieser Lage faßte die Gräfin, obgleich er von ihr erst im dritten Akte erstochen werden sollte, den Entschluß, dieses sogleich auszuführen, und somit mußte der dritte Akt wegfallen und das Spiel beendigt werden.

Hierauf folgte ein Ballett, „Der Vogelsteller" genannt, in welchem man mich zum Vogelsteller und ersten Tänzer erkoren hatte. Der Vogelsteller war seiner Geliebten untreu geworden, und diese hatte einen Zauberer gebeten, den Untreuen, wenn er im Begriffe sei, einer anderen seinen Besuch zu machen, in einem Vogelbauer, der vom Himmel herab kommen solle, einzufangen, und nicht eher wieder freizugeben, bis er Besserung versprochen habe, was von mir mit einer ausdrucksvollen Pantomime darstellig gemacht werden sollte. Als die Reihe an diese Szene kam und ich mich gefangen sehen sollte, kam der Vogelbauer nicht herunter, und ich mußte mir mimisch und tanzend helfen, so gut es tunlich war. Da dieses von den Zuschauern nicht unbemerkt bleiben konnte, so entstand ein großes Gelächter. —

In Weimar ertönte jetzt das Pflaster von Equipagen, viele Herren hielten sich, wie schon bemerkt, Postzüge, und es herrschte eine noch nie gekannte Lebendigkeit in der ganzen Stadt. Mehrere unverheiratete Herren, unter welchen ich des Reisemarschalls Klinkofström gedenke, hatten sich einsitzige Hofwagen machen lassen, welche man désobligeants nannte. Sie glichen den Postchaisen, sahen sehr unförmlich aus und kamen bald wieder aus der Mode.

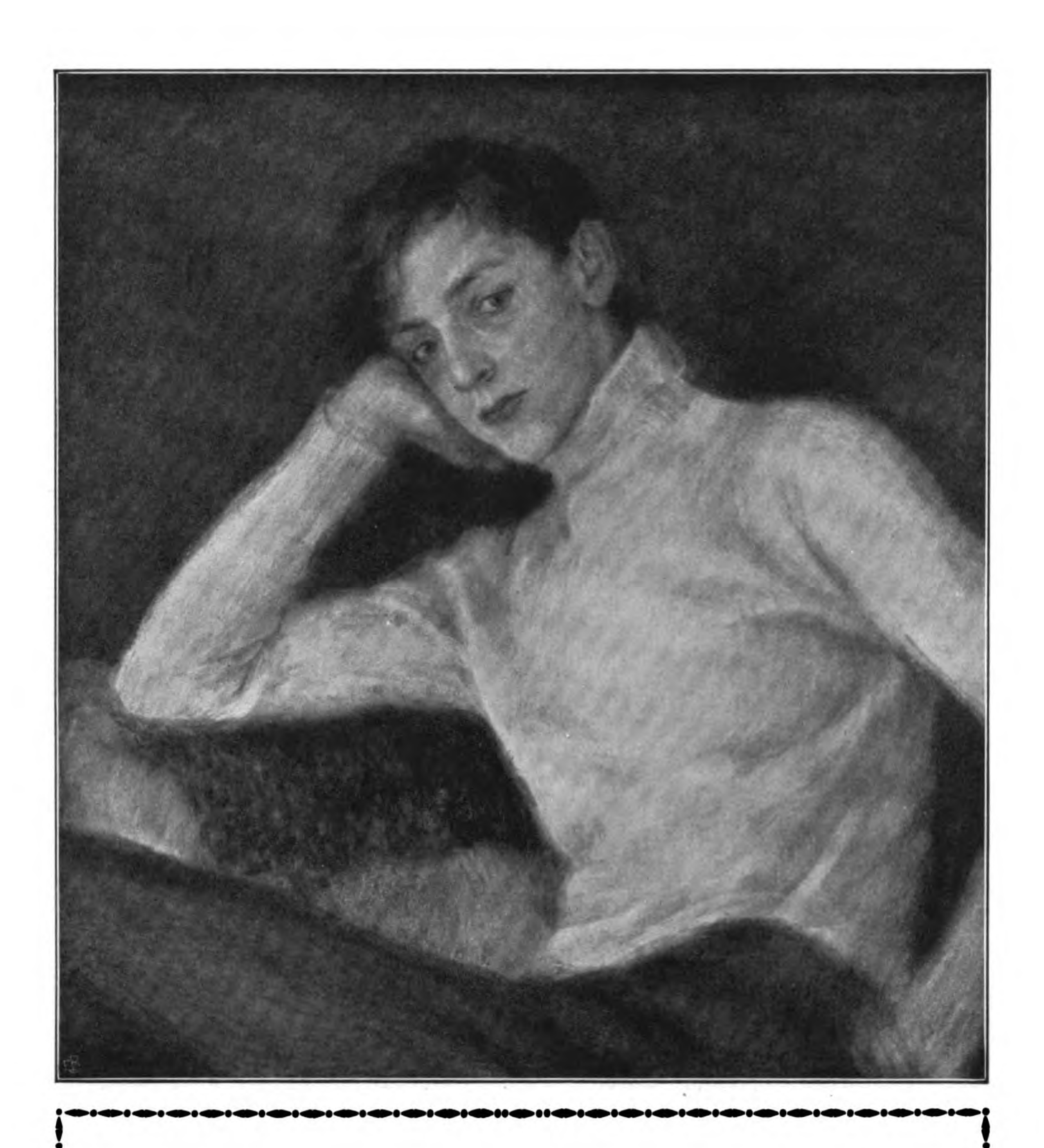
Der Berliner Graf Werther hatte, nachdem das Theater in den sogenannten „Anker" verlegt worden war, das dadurch freigewordene Haus bezogen und gab wöchentlich einmal den höchsten Herrschaften, sowie dem Gesamtadel Assembleen, wobei ein Portier, wie er in Weimar noch nie gesehen ward, im vollkommenen Kostüm paradierte.

Um diese Zeit kamen mehrere auswärtige schöne Geister nach Weimar, um Wieland, Goethe und Herder kennen zu lernen. Von Dalberg und der Prinz August von Gotha verweilten wochenlang allhier, um sich mit ihnen in literarischer Hinsicht zu unterhalten.

Auch Gotter fand sich zuweilen von Gotha aus ein; doch verbreiteten sich zweideutige Gerüchte über seine Lebensweise, und ich habe ihn sehr selten am Hofe gesehen. — Der Koadjutor von Dalberg war allerseits als sehr gelehrt anerkannt; allein er hatte in seinem gewöhnlichen Benehmen manches Sonderbare, und uns Pagen fiel immer sein unaufhörliches lautes Lachen bei ganz unerheblichen Vorträgen auf.

Der Prinz August war ein kleiner, äußerst bescheidener, liebenswürdiger Herr; er litt sehr an seiner Gesundheit, gefiel aber jedermann seines immer gleich höflichen Wesens wegen. Er liebte besonders den alten Wieland und Herder; Goethe schien ihm weniger zu behagen. Danach erschien Merck aus Darmstadt, nach welchem Goethe seinen Mephistopheles charakterisiert haben soll, Klinger, nachmaliger General in russischen Diensten, und ein gewisser Lenz aus Braunschweig, welcher späterhin im Tollhause gestorben ist. Die Herren waren sehr lebendig und oft mit Goethe auf des Herzogs Zimmer, wo dann mancherlei Späße und Unterhaltungen vorkamen, deren man sich nicht überall erfreuen wollte.

Ja, selbst Herder, der eigentlich dem nachmaligen Kriegsrat Merck sehr viel zu verdanken hatte, fand vielerlei an ihm auszusetzen. Ebenso äußerte er sich auch über Klinger, als sei auch er nicht der rechte Mann für einen jungen Regenten. Lenz brachte nur zu widersinnige Äußerungen und Streiche an den Tag, als daß man ihn nicht schon damals für etwas toll hätte halten sollen.



Junger polnischer Aristokrat.
Gemälde von Dr. Arthur Grunenberg.

Der berühmte Villoisson kam von seiner orientalischen Reise zurück und logierte über sechs Monate in einem der unteren Zimmer des Fürstenhauses. Dieser originelle Franzose hatte die wunderbarsten Angewohnheiten. Ein alter roter Rock, eine goldmoiré abgeschabte Weste, rote Beinkleider und schmutzige seidene Strümpfe waren seine gewöhnliche Hoftracht. Wir Pagen hatten viel Spaß durch ihn und besuchten ihn zuweilen. An der Tafel sprach er ununterbrochen, schnupfte unaufhörlich Tabak und war im ganzen sehr unreinlich; während seines Sprechens war er so zerstreut, daß er oft Ragouts und Eingemachtes mit seinen Tabaksfingern von den ihm präsentierten Tellern auf den seinigen nahm, und gleich darauf mit solchen von der Brühe bezogenen Fingern wieder in die Schnupftabaksdose fuhr. Er trug einen roten Mantel, wie man ihn bisher nur bei Scharfrichtern gesehen hatte, weshalb ihm die Gassenjungen häufig nachliefen.

Eine Zeichenschule war indessen durch den Maler Krause eingerichtet und mehrere Säle mit Büsten und Statuen allerart ausgestattet worden. Die Herrschaften fanden großen Geschmack daran, weil die Herzogin Mutter selbst vortrefflich zeichnete. Es wurden auch bedeutende Kunstwerke angekauft, von denen die noch vorhandenen Schätze zeugen.

Der bekannte Professor Öser, von welchem der Geheime Rat Fritsch ein Gartenhaus mit chinesischen Figuren, die Herzogin Mutter einen Salon hatte malen lassen, kam häufig hieher und half die Zeichenanstalt erweitern. Mittwochs und Sonnabends waren junge Herren und Damen von den angesehensten Ständen in dem Zeichensaal zu finden; an diejenigen, welche Vorzügliches leisteten, wurden Prämien mit dem Bilde des Herzogs ausgeteilt, auf denen nach Maßgabe der Leistungen die Inschriften: „In Hoffnung der Zukunft“ — „Dem Fähigen und Fleißigen“ zu lesen waren.

Das Land wurde zu dieser Zeit von vielen Bränden heimgesucht, und der Herzog ritt fast jedesmal in solche unglücklichen Orte. Zwei Pferde und ein Husar mußten tagaus, tagein bereit stehen. Er ordnete jedesmal die ihm nötig scheinenden Anstalten selbst an und verfuhr dabei so strenge, daß es niemand wagte, sich das geringste Versehen zuschulden kommen zu lassen.

Nächstdem machte der Herzog viele Lustreisen nach Ilmenau, Allstädt, Waldeck usw., wozu Goethe, von Kalb, von Wedel, von Einsiedel und von Knebel gezogen wurden. Man sprach von sehr lustigen Vorfällen dabei, auch hauste man an diesen Orten Tage und Wochen. — Die junge Herzogin dagegen hielt sich während der Abwesenheit ihres Gemahls immer sehr einfach. Die gewöhnliche Mittagstafel, bei der jedoch sämtliche Pagen gegenwärtig sein mußten, bestand daher nur aus zehn Personen: aus der Frau Herzogin mit ihrer Oberhofmeisterin und den zwei Hofdamen, dem Reisemarschall, den beiden Hofkavalieren, dem Oberstallmeister von Stein, dem Hauptmann du jour und dem alten Geheimen Rat Schardt. Der alte Schardt war ein Muster von einem Hofmann, und als ein Siebziger beständig auf das eleganteste und hofmäßigste angetan. Um die Runzeln von seiner Stirn zu entfernen, hatte er seine Stirnhaut in die Höhe ziehen und auf dem Wirbel fest zusammenbinden, die Perücke aber so scharf wie möglich darüber befestigen lassen. Wirklich bemerkte man auch keine Runzel an seiner Stirne. Diesem Greise dauerte kein Hofgelage zu lange, er stand bei allen Gelegenheiten fest auf seinen Beinen, jedoch trug er einen Stock, weil er einst Hofmarschall gewesen war. Nächstdem war er wohl der größte Gourmand seiner Zeit; fast zu jedem Gericht bereitete er sich seine eigene Sauce mit Himbeeressig, Pfeffer, Zimt, Öl, Senf u. dergl., und es war eine wahre Unterhaltung, seine derartige Geschäftigkeit zu beobachten. Die Herzogin selbst, neben der er, wenn keine Fremden da waren, den Sitz hatte, lächelte darüber.

Da er sich das Wort: „Straf mer Gott“ angewöhnt hatte, so sprach er oft zu dieser: „Straf mer Gott, Durchlaucht, das ist deliziös.“

Die Frau Herzogin schien viel Vertrauen zu ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Giannini, zu haben, welche trotz ihrer, man kann wohl sagen, widerwärtigen Gesichtsbildung, allgemein beliebt war. Eine ungeheuer große Nase, hervorstehende, rollende, mit roten Ringen umgebene Augen, bartähnliche schwarze Haare über dem Munde und ein immerwährendes Tabakschnupfen gaben der Gräfin trotz der dick aufgetragenen Schminke ein rauhes männliches Aussehen. Man sagte, sie sei heimlich mit einem Braunschweiger General verheiratet. Die Hofdamen fühlten sich gewöhnlich bei der Mittagstafel ermüdet, weil sie mit ihrer Gebieterin sehr weite und schnelle Morgenpromenaden machen mußten. Übrigens konnte die Frau Herzogin stundenlang über alle Maßen lustig sein, ja sie faßte in ihrer Fröhlichkeit die Hofdamen so heftig an, daß diese laut aufschrien. — Sie liebte gern tarrock à l'hombre zu spielen und gab gewöhnlich ein bis zweimal Tee in der Woche; dies wurde den Zutrittsdamen sowie den fremden Herren und Damen nur angesagt, dagegen erhielten zwei der übrigen Einladungen. Bei der Sonntagscour aber wurde niemand eingeladen; der ganze Adel beiderlei Geschlechts hatte unbedingt Zutritt; nur im Sommer, wenn im Freien gespielt wurde, oder bei Verhinderungsfällen erhielten die Hoffähigen Nachricht davon.

Wenn sich der Herzog nach seinen Landpartien wieder bei der gewöhnlichen Tafel einfand, brachte er fast ohne Ausnahme Goethe mit, der dazumal in seinen steifen Bewegungen noch gar nicht für den Hof geeignet schien und statt der herkömmlichen

Komplimente nur ganz kurze Kopfnicker zu machen pflegte. Die Herzogin war mit ihm immer sehr freundlich.

Die großen Hunde, welche den Herzog stets begleiteten, verursachten nicht selten bei der Tafel, selbst bei der Herzogin, einigen Unwillen; ja es kam vor, daß sie die Tafel schneller aufhob, weil man gewisse Ungezogenheiten nicht länger ertragen konnte, wobei sich der Herzog vor Lachen ausschütten mochte.

Der Herzog war von jener Zeit an nur etwas selten in der Kirche zu sehen; ja selbst Herder äußerte in meines Vaters Hause sein Bedenken und gab Goethe die Schuld.

Übrigens hatte Herder selbst mancherlei dadurch zu reden gegeben, daß er der Erste seines Standes war, welcher gewöhnlich keine schwarzen, sondern dunkelfarbige Kleider, auch keine Perücke trug, zuweilen in das Theater ging, auf dem Eise erschien und nicht selten einen scharfen Ritt machte. —

Jeder von uns Pagen wartete gern bei der Mittwochstafel der Herzogin Mutter auf, wozu nur einer oder zwei von Adel, jederzeit aber mehrere sogenannte schöne Geister eingeladen wurden. Goethe, Wieland und Herder gerieten regelmäßig in lebhaften Streit, von Knebel und Einsiedel nahmen dann Partei; so entstand ein zwar an sich interessantes, aber oft solch lautes Gespräch, daß die Herzogin, Mäßigung gebietend, zuweilen die Tafel früher aufheben mußte.

Jene Mittagstafeln waren mir, der ich nun vierzehn Jahre alt war, besonders ansprechend, weil das Gespräch mehrenteils auf die gegebenen Theaterstücke und Redoutenaufzüge kam, an denen teilzunehmen mir gestattet war. — Wieland und Herder pflegten diese zu kritisieren, und Goethe hatte höchst schneidende Redensarten zur Hand, welche Wieland mitunter etwas unhöflich erwiderte.

Aller acht oder vierzehn Tage wurden Redouten gegeben.

Eine der vorzüglichsten Maskeraden war der sogenannte Winteraufzug. In diesem wurde der Winter in einer Eisgrotte von einem graubärtigen Greise, mit einem Schneemantel bedeckt, dargestellt; ihn umgaben allegorische Personen mit den Attributen alles dessen, was dem Winter eigentümlich ist und ihn interessant macht.

Außer diesem muß ich besonders noch eines Aufzugs gedenken, welcher nach Goethes Angabe von dem Herzog, dem Oberstallmeister von Stein, dem Leutnant von Schardt, einem Fräulein von Voß und meiner Schwester mit vielem Beifall abgehalten wurde.

Ein Zauberer in der Person des Herrn von Stein hatte beide vorbenannte junge Damen sein eigen gemacht und ließ sie in zwei Portechaisen von Sklaven hinter sich hertragen. Natürlich fühlten sich diese Gefangenen in der Gewalt des Zauberers sehr unglücklich und beklagten sich in angemessener Pantomime. — Nach einiger Zeit aber erschienen ihre Ritter. Der Herzog und Herr von Schardt bekämpften den Zauberer und befreiten ihre Damen. Letzterer wurde sogleich in Ketten gelegt, in eine der Portechaisen gesteckt und durch das Gefolge der Ritter aus dem Saale hinausgebracht. Die Ritter tanzten dann mit ihren befreiten Damen einen allegorischen Tanz zum Schlusse dieses Aufzugs. Das Kostüm war sehr glänzend, meine Schwester und Fräulein von Voß erhielten einen silber- und golddurchwirkten Anzug; man hatte Schwungfedern kommen lassen von einer solchen Länge, wie man sie hier noch nicht gesehen hatte. Das Arrangement des Ganzen war sehr sinnig und unterhaltend.

Während dieser Periode kam die Frau Markgräfin von Baireuth, Schwester der verwitweten Frau Herzogin, auf einige Zeit zum Besuch nach Weimar. Obwohl schon damals nicht jung mehr, zeichnete sie sich doch immer durch ihren schönen Wuchs und ihren stets reichen und geschmackvollen Anzug aus. Ihre Munterkeit und ihr freundliches Wesen hatte uns Pagen schon ganz bezaubert, nicht weniger ihre Freigebigkeit.

Siegmund Seckendorf wurde als ein Landsmann besonders von ihr beachtet. — Er arrangierte ihr zu Ehren ein chinesisches Laternenfest, wobei wohl 50 bis 60 Personen mitwirkten.

Solche Feste waren jederzeit sehr beliebt; die Herzogin pflegte auf denselben mit einer halben Maske vor dem Gesicht im ganz weißen Anzug mit sogenannten Poschen, wie sie damals Mode waren, zu erscheinen; ihr schönes langes Haar, in Locken gekräuselt, ward allgemein bewundert. Sie tanzte meistens außer den Menuetten einige englische Tänze. Der jedesmalige Vortänzer war der erwähnte Leutnant von Schardt.

Wenn die Kolonne aufgestellt war, trat sie mit ihm obenan, tanzte anerkannt schön und schwebte, die beiden Arme auf dem Rücken, wenn die Tour nicht einen derselben erheischte, mit dem ihr eigenen Anstand hindurch, trat jedoch am Ende der Reihe ab.

Der Herzog erschien gewöhnlich in einem Tabarro, tanzte mehrenteils nur Walzer, fast ohne Ausnahme mit dem ältesten, schlanken und großen Fräulein von Voß, der man wegen ihrer zierlichen Bewegungen den Zunamen Grâce Vohs gegeben hatte. Zuweilen walzte er auch mit Korona Schröter; diese zeichnete sich jederzeit durch die Schönheit ihrer Gestalt und ihres regelmäßigen Gesichtes, durch Anmut und Bescheidenheit, aber auch durch ausgesuchten theatralischen Anzug aus; sie war nie ohne ihre Begleiterin Mademoiselle Probst.

Goethe pflegte sehr oft in dem geschmackvollsten Theateranzug zu erscheinen und machte sich durch seine majestätische Gestalt und durch seine steife Haltung bemerkbar; auch er tanzte sehr oft mit der Korona.

Die Herzogin Mutter erschien nicht selten in einer Charaktermaske; unter anderem

stellten die beiden Herzoginnen einmal zwei türkische Gefangene vor und trugen Ketten von Brillanten.

In dem Jahre 1780 hatte die Herzogin dem Lande freudige Hoffnung zu erwünschter Nachkommenschaft gegeben; in Beziehung hierauf ließ Goethe ein Melodram aufführen, wozu der mehrgenannte Schubert die Musik komponiert hatte; der Gegenstand war folgender: Eine Anzahl Gnomen bewohnte einen rauhen Felsen als ihr Eigentum; ich war das Haupt derselben und erschien mit wilden, doch nach der Musik geordneten Gebärden. Ein mit großer Gewalt begabter Zauberer trat hinzu und verlangte, der Felsen solle so lange bearbeitet werden, bis man auf eine geheimnisvolle Stelle käme, in welcher sich ein bisher unsichtbarer Schatz befinde. Der Gnom gab zu erkennen, dieser Schatz gehöre ihm und seinen Gesellen, und er werde ihn gegen alle Mächte zu bewahren wissen; er rief die übrigen Berggeister herbei, trug ihnen das Verlangen des wunderbaren Mannes vor, und sie erklärten sich durchaus dagegen, worauf der Zauberer, wie ich mich noch erinnere, die Worte sprach: „Hinderst Du mich, so sage ich Dir: Die größte Pein, mit der ein Gnom Deinesgleichen je beladen ward, häuf' ich auf Dich; in zackige Kristalle eingeschlossen, sollst Du die morschen Glieder ewig zucken."

Der erste Akt endete unter Dialogen, Pantomimen und Tänzen der Berggeister damit, daß der Anführer der Gnomen allen Anforderungen des Zauberers widerstrebte. Im zweiten Akt suchte der Zauberer abermals die Gnomen durch große Versprechungen zu gewinnen, namentlich stellte er ihnen vor, sie sollten, wenn sie ihm behilflich wären, in einen ganz anderen, besseren Zustand kommen und statt dieser rauhen, grauenhaften Wohnungen in die angenehmste Gegend und Lage versetzt werden. Da bequemen sie sich allmählich und fangen an zu arbeiten.

Mancherlei einzelne Erscheinungen zeigen sich in dem Felsen; Pantomimen, Tanz, Dialog wechseln mit angemessener Musik. — Der dritte Akt beginnt; Felsenstücke lösen sich ab, der Zauberer und der erste Gnom regen die Arbeiter an, die Pantomime wird in ausdrucksvollster Weise fortgesetzt, man kommt endlich bei den Arbeiten auf die gewünschte Stelle, mit einem Male ist der letzte Stein gesprengt, und ein schöner Knabe, von der feurigsten Morgenröte sphärisch beleuchtet, liegt freundlich lächelnd auf rosigem Lager. In dem Augenblick verwandelt sich das ganze Theater unter schauerlichem Getöse, unter kreuzweis vom Himmel herabfallenden Feuerflammen und rauschender Musik in die anmutigste Gegend; der Himmel ist voller Genien; die Gnomen haben sich in liebliche Knaben verwandelt mit Blumenkränzen um das Haupt und Festons in den Händen, zu denen sich ebenso kostümierte nette Mädchen gesellen, und die fröhlichsten Tänze beginnen. Unvermerkt hatte sich eine Brücke vom Theater aus bis zu der Estrade, wo die Herrschaften saßen, über das Parterre gebildet; der reizende Knabe wird von dem Theaterpersonal in einem Blumenkorbe zu der Herzogin gebracht; und so endet das Spiel.

Vor mehrerer Zeit hatte die Herzogin Amalie den Ettersburger Sommeraufenthalt mit dem zu Tieffurth vertauscht, wo man ähnliche schöne Tage verlebte. Von einzelnen Vorgängen kann ich nur hinsichtlich des bekannten Fischerstückes Erwähnung machen, dem auch ich an zwei heiteren Sommerabenden beiwohnte. — Die Korona Schröter spielte darin die Hauptrolle und erwarb sich durch ihre Grazie und Lieblichkeit den vollkommensten Beifall.

Dieser im Druck erschienenen Darstellung folgte beidemal eine zweite, von der aber, soviel ich weiß, nirgends etwas zu lesen ist. Es wurden nämlich sogenannte Ombres chinoises mit lebenden Figuren gegeben; der Gegenstand war die Geburt der Minerva; Sigmund von Seckendorf hatte die Musik dazu gesetzt, und die ganze Vorstellung, bei welcher hinter einer transparenten Leinwand die Figuren natürlich nur im Profil erschienen und sich bewegen konnten, nahm sich doch artig genug aus.

Jupiter in der Person des Maler Krause, auf dessen Schulter ein kolossaler Pappenkopf befestigt war, saß auf seinem Throne und klagte über Kopfschmerzen. Meine Wenigkeit, als Ganymed auf einem Adler hinter ihm schwebend, reichte ihm den Nektar; die Kopfschmerzen vermehrten sich, und ich wurde in die Luft gezogen, um auf Befehl des Äskulap den Vulkan zu bestellen; dieser in der Person des hochseligen Großherzogs, in der einen Hand einen Hammer, in der anderen eine Art Brecheisen haltend und ein Schurzfell vor sich, kam nun an.

Äskulap gab durch Pantomime zu verstehen, daß nur vermittelst einer Trepanierung zu helfen sei, und nach vielem Widerstreben entschloß sich Vater Zeus zu dieser Operation; Ganymed mußte ihm den Kopf halten, und Vulkan setzte den Trepan auf. Nach mancherlei wunderlichen Bewegungen des Vulkans und greulichen Geberden des Patienten spaltete sich der Kopf, der Olymp verdunkelte sich, eine kleine Minerva entsprang aus dem gespaltenen Haupte, senkte sich in die Tiefe herab und vergrößerte sich vermöge einer zweckmäßigen Maschinerie von Moment zu Moment, bis sich die schlanke Gestalt der Korona Schröter als Minerva, mit ganz leichter Gaze bedeckt, in aller körperlichen Schönheit zeigte. Mehrere Götter des Olymp, unter anderem Apoll, erschienen und bezeugten ihre Freude. Man bedeckte nun das Haupt der Minerva mit dem Helm, gab ihr die Lanze in die Hand, und Ganymed setzte ihr die Eule zu Füßen. Die schöne Göttin wurde bewundert, himmlische Musik und Chorgesang ließ sich hören; und so fiel der Vorhang vor der transparenten Leinwand nieder.

Siegmund von Seckendorf hielt einen Epilog, und nach eingenommenem Souper fuhr man nach Weimar zurück.

Die Annehmlichkeiten, die interessanten Besuche von hohen Herrschaften und Gelehrten, welche den ländlichen Aufenthalt der Frau Herzogin einem Ferrara zur Seite gestellt haben, hörte man im In- und Auslande allgemein rühmen.

Zu jener Zeit waren auch zwei Herren von Niebecker, aus Eisenach gebürtig, ganz frisch aus Paris angekommen; beide Brüder wußten viel von Frankreich, namentlich von Robespierre, Marat und der Guillotine zu erzählen. Sie galten hier als Modemuster; die vornehmsten jungen Leute kleideten sich nach ihrem Vorbilde, frisierten sich wie sie, setzten die Hüte nach ihrer Weise auf und ahmten sogar ihre Haltung und ihren Tanz nach. Durch sie wurde die Française mode, die ich nie vorher gesehen habe. — Sie erhielten den Titel Kammerräte. Ein sehr eleganter Postzug und ein Mohr in ihrem Gefolge erregten Aufmerksamkeit; der Jüngere blieb in der Nähe, jederzeit sehr geachtet; der Ältere ging bald von hier ab und ergab sich einer unwürdigen Lebensart; er ist als Spieler gestorben.

Mit dem Jahre 1782 fiel der Präsident von Calb in Ungnade; er erhielt Pension und verließ Weimar.

Geheimrat von Goethe übernahm das Kammerpräsidium auf kurze Zeit, und es wollte verlauten, als habe Goethe einigen Anlaß an der Entlassung gehabt.

In der Wahrheit beruht aber, daß Calb mancherlei Verschulden hinsichtlich der Kammerverwaltung auf sich geladen, namentlich daß er bei einer Anwesenheit des Herzogs in Allstädt, wo er gleichfalls zugegen war, eine ansehnliche Akquisition von Wiesen zu seinem Gute Calbsrieth gemacht hatte, und zwar, wie man sagte, auf nicht ganz einwandfreie Weise.

Eben so wahr ist es aber auch, daß man, obgleich alle diejenigen, welche Goethe nicht gern sahen, wohl geneigt waren, ihm mancherlei zur Last zu legen, doch nicht einen einzigen Fall aufführen kann, wo dieser vorsätzlich irgend jemand geschadet hätte.

Schrieb man ihm auch einigen Egoismus zu, so mußte man doch jederzeit anerkennen, daß er ihn nicht auf Kosten anderer geübt hatte.

Im Frühjahr 1783 erlebte Stadt und Land die große Freude, einen Erbprinzen zu erhalten.

Bei den Tauffeierlichkeiten sah man eine solche Menge von Bürgern und Landleuten auf dem Fürstenhausplatze versammelt, daß wir Pagen Rippenstöße empfingen und austeilten, um nur mit Mühe und Not nach unserer Wohnung im gelben Schlosse zu gelangen.

Nachdem sich die Herzogin noch im Herbst laufenden Jahres von den Folgen ihrer Entbindung wieder erholt hatte, veranstaltete man einen sogenannten venezianischen Karneval, welchen der Herzog persönlich anführte. Ein Verzeichnis, welches ich noch unter meinen Papieren vorgefunden habe, enthält die Namen der dabei witwirkenden Personen, sowie die Reihenfolge der einzelnen Gruppen des festlichen Zuges.

Da nunmehr der Zeitpunkt herbeigerückt war, in welchem ich auf Akademien gehen sollte, so ward ich den höchsten Herrschaften präsentiert und in Gnaden entlassen. — Sodann ging ich nach Jena ab und bin außerstande, etwas Weiteres von den Vorgängen in Weimar während meiner Universitätsjahre zu berichten. In Jena selbst sah ich im Frühling folgenden Jahres, wie der Herzog bei einer in der Art nie wiedererlebten Wassersnot über alle Maßen tätig war und sich dieser dergestalt aussetzte, daß er in Lebensgefahr geriet. Als er durch das Saaltor reiten wollte, war der Fluß so hoch getreten, daß sich der gnädige Herr sofort bis über den Kopf im Wasser befand; der ihm folgende Jagdlakai, Seidel, ergriff ihn aber sogleich beim Rockkragen, und somit wurde er, jedoch mit Mühe, gerettet und in das Schloß gebracht.

Zu mehreren Malen sah ich zwar den gnädigen Herrn in Jena, konnte ihm aber erst wieder im königlichen Schlosse zu Berlin aufwarten, wo er mich dem Obrist Bischoff-Werther zu einer Offiziersanstellung übergab.



Nach Dr. Wilh. Bode „Damals in Weimar." Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar.

Ein Theaterbrief aus Wien.

Von Ludwig Hirschfeld.

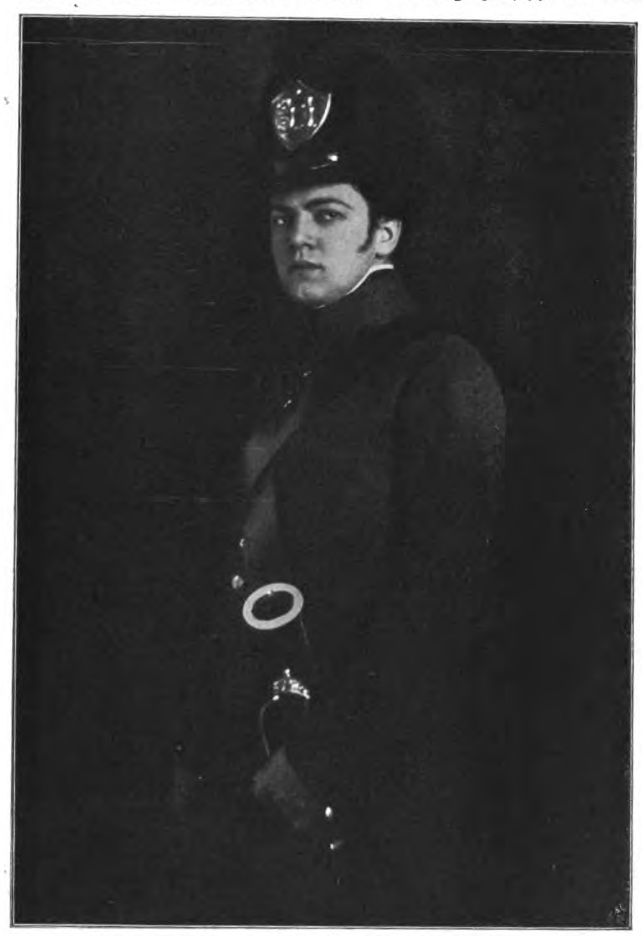
Alles sonstige Briefeschreiben ist dagegen kinderleicht. Lieber will ich einer jungen Dame acht Seiten lang in den verschiedensten Variationen versichern, wie scharmant ich sie finde und wie fade ihre besten Freundinnen sind. Oder einem Theaterdirektor beweisen, daß von allen seinen neuen Stücken meines das beste, chancenreichste sei. Das ist eine Kleinigkeit gegen die Aufgabe, einen Theaterbrief schreiben zu müssen. Ich habe mir das viel leichter vorgestellt. Man setzt sich einfach hin, taucht die Feder ein und beginnt munter zu erzählen, was in der Theaterstadt Wien los ist. Und jetzt tauche ich die Feder schon zehnmal ein und weiß nicht, was ich schreiben soll. Ereignisse gibt's genug: Novitäten, Durchfälle, Konflikte, auch einige Erfolge. Aber ich vermag in dieses Premierenchaos keine Ordnung zu bringen. Der glänzende Erfolg von gestern abend ist heute eine schmähliche Niederlage; von kritischen und direktorialen Bauleuten achtlos verworfene Steine erweisen sich plötzlich als Ecksteine; zwei- und dreistellige Operettenjubiläen als mühsam kombinierte Dezimal- und Nullensysteme ... da soll man sich auskennen! Da soll man gescheite Theaterbriefe schreiben und dieses Halbjahr mit zwei, drei Adjektiven scharf charakterisieren. Also, ich kann das nicht. Nein, man kann nur so ungefähr erzählen, was sich in diesen vier Monaten ereignet hat, mehr nicht. Denn wir alle befinden uns momentan in der Lage jenes legendären Wiener Premierenbesuchers, der im Zwischenakt seine Bekannten ratlos fragt: Bitte, können Sie mir nicht sagen, wie ich mich eigentlich unterhalte? ...





Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Nun aber ganz im Ernst. Es scheint diesmal eine kuriose Saison der Zufälligkeiten und Ratlosigkeiten zu sein. Mit einem schmerzlichen Defizit hat sie begonnen: Dem Tode Josef Kainz'. Der am schwersten betroffene Leidtragende war der Direktor des Burgtheaters Baron Berger. Ein ganzes Programm von großen künstlerischen Plänen stürzte jäh zusammen. Die Erwartungen, mit denen man der Tätigkeit Baron Bergers entgegensehen durfte, konnte er unter diesen schwierigen Umständen natürlich nur zum kleinsten Teile befriedigen. Das einzige bedeutsame Burgtheaterereignis war bisher Arthur Schnitzlers dramatische Historie „Der junge Medardus“. Eine Aufführung, die in jeder Hinsicht bemerkenswert war, nach der darstellerischen und theatertechnischen Seite sowohl, als nach der literarischen. Es ist interessant, diese Dichtung Arthur Schnitzlers im Zusammenhang mit seiner ganzen Entwicklung zu betrachten. Den Dichter der jungwienerischen Gegenwart zieht es immer wieder zum histo-



Alfred Gerasch in der Titelrolle in Arthur Schnitzlers Werk „Der junge Medardus“. Nach einer Aufnahme von F. X. Setzer in Wien.

rischen Drama hin. Dies Gebiet, auf dem fast jeder dichterische Dramatiker sein Können einmal erprobt, hat auch Artur Schnitzler schon einigemal betreten. Mit dem „Grünen Kakadu“ und dem „Schleier der Beatrice“, seiner stärksten und seiner schwächsten dramatischen Leistung. An diese „Beatrice“ erinnert „Der junge Medardus“ vielfach. Nicht nur, daß beide Figuren den Familienzug der Schnitzlerschen Gestalten tragen, das träumende, dämmernde Sichselbstnichtverstehen, das Tändeln mit dem Leben, mit der Liebe und mit dem Tode — auch die ganze Voraussetzung, die Stimmung der historischen Situationen ist von einer merkwürdigen Ähnlichkeit. Dort war's Cesare Borgia, der gegen Bologna drohend heranzieht. Diesmal ist's Napoleon, der Wien belagert. Die Stimmung im Wien von 1809 ist wunderlich gemengt: Aus Franzosenbewunderung und dumpfem Franzosenhaß, aus geschwätziger Neugierde, käuflicher Feigheit und grollendem Unmut. Niemand weiß recht, was er will und was er soll. Auch der junge Medardus Klähr nicht. Er ist der einzige Sohn der Buchhändlerswitwe Klähr, ein Wiener Bürgersohn und Student wie viele andere, nur noch um einiges heftiger, stolzer und konfuser. Eben ist er im Begriffe, gleich den übrigen wehrfähigen Studenten als braver Landwehrmann ins Feld zu ziehen. Da tritt ein tragisches Familienereignis dazwischen. Seine geliebte Schwester Agathe hat ein Verhältnis mit François von Valois, dem Sohn des Herzogs von Valois, der in der Revolutionszeit aus Frankreich vertrieben wurde und von Wien aus gegen Napoleon konspiriert, um auf den Thron zu gelangen. Selbstverständlich will er von einer Heirat seines Sohnes mit dem Bürgermädchen nichts wissen, und François, der es sehr ernst meint, geht darauf mit Agathe in die Donau. Die beiden Leichen werden gerade bei dem Wirtshaus angeschwemmt, wo sich Medardus mit seinen Kriegsgefährten versammelt hat. Der erschütternde Anblick läßt Medardus alles vergessen: Familie, Vaterland, Dienstpflicht. Er hat jetzt nur mehr ein Ziel und eine Pflicht: den tödlichen Haß gegen das Haus Valois.

Dies der Inhalt des Vorspiels. In den folgenden fünf Akten wird die ziemlich gewunden verlaufende Kurve dieses Hasses entwickelt. Medardus beleidigt die Schwester des Verstorbenen, die stolze Helene von Valois, duelliert sich mit ihrem Bräutigam, schleicht sich dann, von einer zärtlich gehässigen Sehnsucht getrieben, schwer verwundet in den Garten und ist eine Nacht lang ihr Geliebter. Inzwischen ist Wien belagert und eingenommen worden. Medardus geht zwischen diesen blutigen Ereignissen träumend dahin. Erst als er von dem

Gerücht hört, daß Helene die Geliebte des in Schönbrunn residierenden Napoleon sei, fängt er an, sich zu ermuntern. Dazu kommt noch die ungerechte Hinrichtung seines Oheims, des biederen Sattlermeisters Eschenbacher, und Medardus' gärende Jugend und sein Rachegelüste haben ein neues, größeres Ziel gefunden: Napoleon. Auf der Freitreppe im Schönbrunner Schloß trifft er mit Helene zusammen. Durch ihren Hochmut gereizt, ersticht er sie in einer eifersüchtigen Aufwallung. Ohne es zu wollen, hat er damit Napoleon gerettet, dem die ehrgeizige Helene nach dem Leben trachtete. Man will Medardus deshalb freilassen, sogar belohnen; aber er bekennt freimütig seine eigene mörderische Absicht, er weigert sich, dieses Bekenntnis zurückzunehmen und wird daraufhin vor den Augen seiner Mutter erschossen. Auf Befehl des Kaisers soll er mit allen Ehren begraben werden, „als dieses Krieges letzter und seltsamster Held".

Diese Schlußszene ist die einfachste, aber die stärkste des ganzen Dramas. Hier erkennt man auch, wie der Dichter diesen Medardus eigentlich gemeint hat. Als einen, den Gott zum Helden schaffen wollte; „der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm." Einen wirren, ehrlichen und idealen Schicksalsnarren, der alles zu schwer nimmt, der träumend durchs Leben taumelt, zu großen Taten sprungbereit, ohne sie jemals wirklich zu vollbringen — worin vielleicht eine tiefere österreichische Symbolik steckt. Die Sprache des Stückes ist teils schwungvoll und feierlich, teils zwanglos wienerisch und enthält manches schöne und tiefe Wort. Vieles wirkt freilich ermüdend. Dagegen gehören andere Stellen, zum Beispiel der Schluß des Vorspiels, die nächtliche Gartenszene und der Schluß des dritten und vierten Aktes zum Stärksten, was Schnitzler geschrieben hat.

Auch in der Bearbeitung, die Schnitzler für die Aufführung vorgenommen hat, ist „Der junge Medardus" noch immer ein kompliziertes Werk von fünfstündiger Spieldauer und mit einem Theaterzettel von achtundsiebzig Personen. Das Vorspiel und die fünf Akte zerfallen in fünfzehn Verwandlungen, und da gibt es eine Anzahl wunderschöner Bühnenbilder zu sehen: eine Altwiener Wohnung, einen kleinen Gasthof an der Donau, ein aristokratisches Gartenpalais, den Währinger Friedhof, die Burgbastei im Belagerungszustand und die Sehenswürdigkeit des Abends, den großen Schönbrunner Schloßhof. Es wirken sämtliche Herren des Burgtheaters mit, mit Ausnahme des alten Baumeister. Die schwierige Titelrolle spielt Herr Gerasch, etwas farblos und unpersönlich. Dagegen trat die Darstellerin der Helene, Fräulein Else Wohlgemuth, die auch über



Else Wohlgemuth als Helene von Valois in „Der junge Medardus".
Nach einer Aufnahme von F. X. Setzer in Wien.

eine blendende Erscheinung verfügt, an diesem Abend mit einem Schritt in die erste Reihe der Burgtheaterkünstler. Ein starker anhaltender Erfolg war nicht vorauszusehen. Wie aber in Theaterdingen immer alles anders kommt, als man meint, wird der „Medardus" jetzt vor ausverkauften Häusern gegeben und erweist sich als der stärkste Erfolg, den das Burgtheater seit langem gehabt hat.

Die übrigen Burgtheater-Ereignisse sind nicht allzu schwerwiegend. Um das Andenken des toten Kainz zu ehren, wurde ein Dramenfragment „Saul" aus seinem literarischen Nachlaß zur Aufführung gebracht. Das Drama des jüdischen Volkes, das, durch innere Uneinigkeit und durch äußere Bedrängnis in eine verzweifelte Lage geraten, seine Errettung von einem gottgesandten König erhofft. Das Fragment ist stellenweise von großer theatralischer Wirksamkeit, der Einfluß Kleists, Schillers und Hebbels ist nicht zu verkennen. An einem Einakterabend gelangten zwei kleine Stücke des schweizerischen Dichters J. V. Widmann zur Aufführung, und beide, sowohl das liebenswürdige spartanische Lustspiel „Lysanders Mädchen" wie die Renaissanceplauderei „Der greise Paris" machten einen überaus anmutigen Eindruck.





Paula Müller als Franziska in „Minna von Barnhelm" am Deutschen Volkstheater.





Josefine Ritzinger in der Volksoper „Quo vadis" von Jean Rougués. Nach einer Aufnahme von L. Gutmann in Wien.

Die Leistungen der Hofoper darf man heuer mit keinem strengen kritischen Maßstab messen, denn sie befindet sich jetzt in dem Übergangsstadium von Weingartner zu Gregor. Die einzige interessante Novität war die musikalische Pantomime „Der Schneemann" des elfjährigen Erich Wolfgang Korngold, ein überaus reizvolles kleines Werk. Um in das Haus der geliebten Colombine zu dringen, stellt sich Pierrot statt des wirklichen Schneemanns vor dem Fenster auf, dringt ein, Pantalon fällt vor Schreck um, und Colombine wird von Pierrot entführt. Die Musik ist nicht minder naiv, aber voll entzückender Einfälle. Sie ist dabei überaus scharf charakterisierend und von verblüffender technischer Reife. Erich Wolfgang Korngold ist ohne Zweifel ein außerordentliches, großes Talent, und man kann ihm nur wünschen, daß ihm Zeit und Muße gelassen werde, ungestört

und ruhig zum erwachsenen Künstler heranzureifen.

Auch das Repertoire des zweiten Wiener Operninstituts, der Volksoper, zeigt heuer minder hochstrebende und eifrige Absichten als sonst. Jean Rouguès' Oper „Quo vadis" ist ein musikalisches Effekt- und Ausstattungsstück, das die große Beliebtheit des Romans und seiner zahlreichen dramatischen Bearbeitungen noch einmal auszunützen sucht. In dieser Oper gibt es mehr Sehens- als Hörenswertes, unter anderem die Schau eines echten Berufsathleten, des derzeit stärksten Mannes von Wien, der in der Rolle des Barbaren Ursus muskulös mitwirkt... Ferner erschien hier ein junger österreichischer Komponist, Alexander von Zemlinsky, mit einer komischen Oper „Kleider machen Leute". Das Textbuch hat der Wiener Dramatiker Leo Feld nach Gottfried Kellers entzückender Novelle sehr geschickt und sauber gearbeitet. Nur hätte es von einem andern vertont werden müssen als von Zemlinsky. Seine Musik ist zwar geistreich und durch und durch modern, aber alles eher als komisch, und ihre schwere Monotonie erdrückt das Ganze.

Das einzige Wiener Theater, in dem es jedes Jahr ein paar wirkliche Publikumserfolge gibt, ist das Deutsche Volkstheater. Allerdings verbraucht diese Bühne mehr Novitäten als irgendeine andere und drei Viertel davon verschwinden nach ein paar Aufführungen. Schon die bloße Aufzählung der Titel und der Autoren würde zu viel Raum einnehmen. Es seien nur die wichtigsten Novitäten genannt: Karl Slobodas Lehrerstück „Der kleine Herrgott", das durch seine freiheitliche Tendenz eine gewisse Wirkung ausübte. Dann Batailles „Törichte Jungfrau", die hier dank der glänzenden Darstellung ein freundlicheres Schicksal hatte als in Berlin. Namentlich Lili Marberg war an diesem Abend vortrefflich; es war dies gleichsam ihre Reifeprüfung für das Burgtheater, in dessen Verband sie im Frühjahr tritt. Von sonstigen Erfolgen sind der zum erstenmal vollständig gegebene „Anatol"-Zyklus Artur Schnitzlers zu nennen, ferner Gavaults „Kleines Schokoladenmädchen" und Tristan Bernards Lustspiel „Der unbekannte Tänzer",



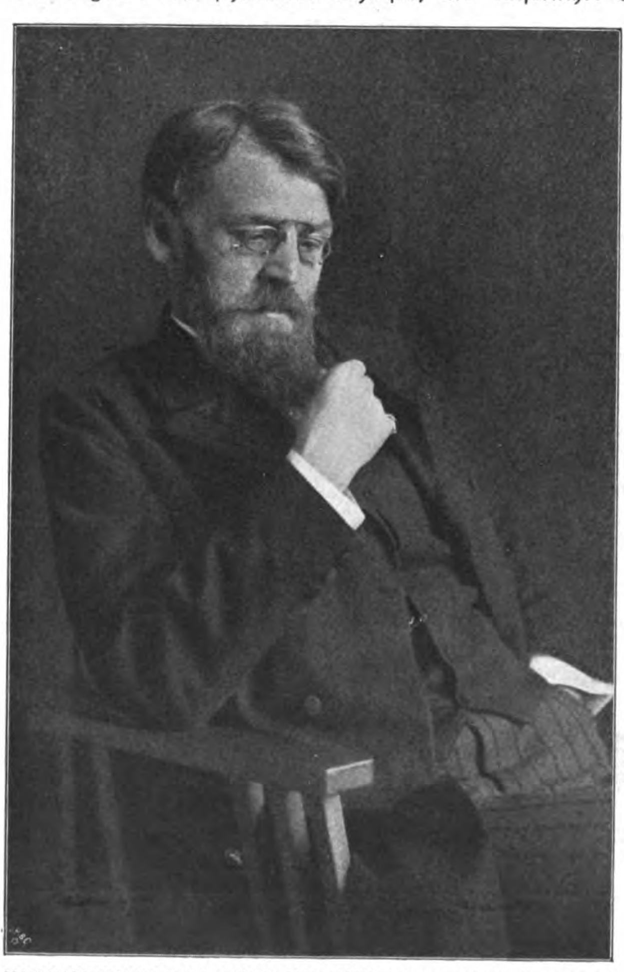
Lili Marberg

Lili Marberg in Batailles „Törichte Jungfrau" im Deutschen Volkstheater.
Nach einer Photographie von Prof. Hans Lenhard in Wien.

zwei im Ton sehr ähnliche harmlos liebenswürdige Stücke, deren Erfolg zum großen Teil ein persönlicher Erfolg Paula Müllers ist, die in ihrem Naivenfache Außerordentliches leistet.

Die größte künstlerische Leitung dieser Bühne ist aber die Aufführung von Karl Schönherrs Drama „Glaube und Heimat". Der Dichter schlägt hier ein blutiges österreichisches Kapitel auf: Die Zeit der Gegenreformation, des unerbittlichen Kampfes der Katholischen wider die Ketzer und ihre Austreibung mit Feuer und Schwert. Am heftigsten wütet dieser Kampf in den österreichischen Alpenländern. Für den erbgesessenen Bauer gibt's kein schwereres Schicksal, als die Vertreibung vom eigenen Hof, das Losreißen von Grund und Boden. Aber auch an seinem Glauben, an seiner inneren Überzeugung hängt ein solcher protestantischer Bauer mit einer trotzigen, rauhen Inbrunst. Aus diesen Gegensätzen ergibt sich der Konflikt, die „Tragödie eines Volkes", die am Einzelfall der Familie Rott demonstriert wird. Ein altes Bauerngeschlecht, in dem sich Begriffe und Überzeugungen forterben, wie das Bekenntnis zum lutherischen Glauben. Der im Herzen protestantische Christoph Rott schweigt und heuchelt wie mancher andere, aber in dumpfem Trotz. Doch als er die blutigen Greuel ansieht, die ein kaiserlicher Reiter mit seinen Soldaten im Kampfe gegen die Protestantischen anrichtet, da schreit er sein Bekenntnis heraus, obwohl er weiß, daß er damit seine Heimat verloren hat. Zu dieser Tragödie des Bauern kommt noch die des Vaters. Minderjährige müssen zurückbleiben, um im katholischen Glauben erzogen zu werden. Rott soll also sein einziges Kind, den prächtigen wilden Spatz, zurücklassen. Auch dies ringt er sich ab und rüstet sich zur Auswanderung. Aber der trotzige Knabe will nichts wissen vom Zurückbleiben, und als der Reiter ihn fangen will, stürzt er sich in den Mühlbach. Im ersten Schmerz und Zorn will Rott den Reiter töten, aber des Evangeliums eingedenk, zwingt er sich noch dazu, dem Feinde zu verzeihen und zieht mit dem toten Knaben in die Fremde. Der wilde Reiter ist von solcher übermenschlichen Güte erschüttert und bricht sein Schwert mit einem wilden Tritt entzwei.

Dieser letzte stumme Aktschluß zeigt die ganze konzentrierte dramatische Kraft des an solchen gewaltigen Momenten reichen Werkes. Schon der Schluß des ersten Aktes ist von einer ungeheuren Steigerung, die dann noch zunimmt. Daß Schönherr dieses einfache, einem modernen Publikum so fernliegende Thema derart packend und ergreifend zu gestalten vermochte, zeigt seine starke dramatische Meisterhand. Die bekundet sich auch in der Formung der einzelnen Gestalten: Lauter überlebensgroße wundervoll gemeißelte Typen, die Starken und Stolzen, wie die



Karl Schönherr.

Nach einer Photographie des Hofateliers W. Weiß in Wien.

Schwachen und Verächtlichen, die Guten, wie die Schlechten. Von seinem ersten kleinen Einakter, den „Bildschnitzern“, einer „Tragödie braver Leute“, ist Schönherr zu dieser mächtigen Tragödie eines Volkes gelangt. Und schon diese beiden Untertitel zeigen deutlich seine grandiose dichterische Entwicklung. Das Werk wurde im Deutschen Volkstheater sehr schön dargestellt, von einem Ensemble, in dem jeder einzelne ein Künstler ist und jeder sein Bestes gibt. Aber sie alle überragte die prachtvolle monumentale Leistung Willi Thallers, der in der Figur des sittlich ringenden Bauern Christoph Rott eine kraftvolle, echte Gestalt zeichnete.

Sonst sind wenig literarische Theaterereignisse zu verzeichnen. Auf der Neuen Wiener Bühne, die sich in den ersten zwei Jahren ihres Bestehens so gut eingeführt hat, lastet heuer ein gewisses Mißgeschick. Sie hat mit keiner ihrer Novitäten besonderes Glück. Otto Anthes' Schauspiel „Frau Juttas Untreue“ erwies sich als ein stellenweise interessantes, aber schwerfälliges und monotones Werk eines dichterischen Dilettanten. Reboux' und Nozières spanisches Sensationsstück „Das Tanzhaus“ brachte statt des erwarteten großen Erfolges eine empfindliche Niederlage, an der zum Teil auch verfehlte Bearbeitung, Inszenierung und Besetzung schuld waren.





Willi Thaller als Christoph Rott in dem Stück „Glaube und Heimat“ am Deutschen Volkstheater. Nach einer Aufnahme von V. Angerer in Wien.



Mimi Marlow

Mimi Marlow in dem Werk „Der unsterbliche Lump“ von Felix Dörmann am Bürgertheater. Nach einer Aufnahme von L. Gutmann in Wien.

Das Theater in der Josefstadt kultiviert wie immer mit mehr und weniger Glück den französischen Schwank, ab und zu unterbrochen von interessanten Strindbergabenden. Der Genauigkeit halber sei auch eine Komödie „Die Puderquaste“ von Ludwig Hirschfeld und Siegfried Geyer erwähnt, ein sehr unpassendes, demimondaines Stück, als dessen Mitautor ich mich errötend bekennen muß. Ich bin infolgedessen nicht in der Lage, mich zu entrüsten oder zu begeistern. Ich weiß auch gar nicht mehr, was an der Sache daran war, denn die kritischen Meinungen sind sehr auseinandergegangen. Einige nannten es eine saubere Arbeit, andere meinten, das Stück würde besser „Der Kehrichthaufen“ heißen — ich kenne mich wirklich nicht mehr aus …



Otto Storm in „Der unsterbliche Lump".
Nach einer Aufnahme von L. Gutmann in Wien.

Im Lustspieltheater wird jetzt schon über fünfzigmal Alexander Engels witzige und gemütliche Komödie „Die Jammerpepi" gespielt. Eigentlich ist das Stück eine hübsche und geschickte Mischung von Volksstück und Schwank. Die drei Akte sind um eine sehr glücklich und echt gestaltete Figur herum geschrieben, um die eines älteren Mädchens, das mit dem Kummer über eine Liebesenttäuschung ihre besten Jahre verbringt und durch einen Kauz von Onkel wieder das herzhafte Lachen erlernt. Zu dem großen lustigen Erfolge trägt die prächtige Darstellung der Titelrolle durch Frau Niese sehr viel bei.

Und so wäre ich endlich bei der Wiener Operette angelangt. Eigentlich hätte ich ihr die größere Hälfte dieses Briefes widmen müssen, denn sie wird momentan in nicht weniger als fünf Wiener Theatern kultiviert. Der sympathischste und echteste Operettenerfolg ist der von Felix Dörmanns Altwienerstück „Der unsterbliche Lump" mit Musik von Edmund Eysler im Bürgertheater. Es ist ein Stück, das zwischen Operette und Volksstück eine angenehme Mitte einhält. Dörmanns geschickte und starke dramatische Hand hat hier einen glücklichen Griff in die Lokalchronik getan und daraus die Figur des verkommenen altwiener Dichters Ferdinand Sauter geholt. Für die Operette mußte er sich in den Musikus und Dorfschullehrer Hans Ritter verwandeln, den ein Liebesschmerz aus dem Dorfe wegtreibt nach Wien, wo man eben seine Erstlingsoper aufführt. Er wird um die Früchte seines großen Erfolgs betrogen, verkommt mehr und mehr, und landet schließlich als Klavierhumorist in einem Nachtlokal. Erst nach Jahren kommt er in sein Dorf zurück, zur Enthüllung seines eigenen Denkmals. Da überkommt ihn ein wilder Schmerz über sein verpfuschtes Leben, er schreit es heraus, daß er der ist, dem alles gilt und zieht weiter als unsterblicher, ewiger Lump. Die treffliche Darstellung trägt viel zu dem andauernden Erfolg bei, namentlich Mimi Marlow ent-



Lisa Weise

Lisa Weise in „Das Puppenmädel" im Carltheater.
Nach einer Aufnahme von L. Gutmann in Wien.

puppte sich als ein neues großes, echt wienerisches Soubrettentalent.

Die übrige Operettenbühne beherrscht zum größeren Teile Leo Fall. Im Karltheater wird sein „Puppenmädel" gespielt, mit der zierlichen und liebenswürdigen Frau Lisa Weise in der Titelrolle. Im Theater an der Wien „Die schöne Risette", deren nicht gerade kurzweilige Romantik durch den persönlichen temperamentvollen Übermut und Humor von Louise Kartousch angenehm belebt wird. Das Johann Strauß-Theater bereitet gegenwärtig die dritte Falloperette der Saison „Die Sirene" vor. Das Raimundtheater kultiviert hauptsächlich die wienerische Vor-





Louise Kartousch als schöne Risette im Theater an der Wien. Nach einer Aufnahme von L. Gutmann.



Alexander Girardi in „Glücksmädel" im Raimundtheater.
Nach einer Aufnahme von L. Gutmann in Wien.

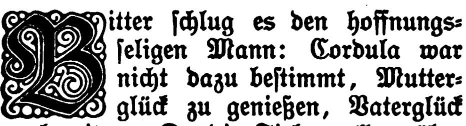
stadtoperette. Das „Glücksmädel" von Robert Stolz ist ein Versuch, einmal die Grinzinger Heurigen-Operette zu schreiben. Das könnte ganz fesch und lustig sein, wenn diese harmlosen Vorstadtangelegenheiten nicht in die unvermeidliche sentimentale Rührung getaucht worden wären. Die Musik ist übliche Kapellmeistermusik. Ein noch schwächeres Operettenprodukt ist die letzte Novität „Mein junger Herr". Beiden Operetten wurde die unverdiente Auszeichnung zuteil, daß man Alexander Girardis gereifte große Kunst in ihren Mittelpunkt stellte. Der Künstler, der heuer sechzig Jahre alt wurde, zeigte in beiden Operetten seine immer aufs neue im Ernst und Scherz bezwingende Meisterschaft.

Das wäre so ziemlich alles. Natürlich gibt es außerdem noch eine Anzahl kleiner, intimer und unterirdischer Bühnen, soundsoviele Kabaretts, deren Zahl täglich zunimmt. Darum schließe ich lieber geschwind meinen Brief, bevor noch einige neue gegründet werden.

Momm Lebensknecht.

Roman von Ottomar Enking.

(Schluß.)



Bitter schlug es den hoffnungsseligen Mann: Cordula war nicht dazu bestimmt, Mutterglück zu genießen, Vaterglück zu bereiten. Da die Fieberwellen über sie hinfluteten, so daß Doktor Steen und sein Rendsburger Kollege ernste Gesichter machten, da fand Momm so etwas wie seinen Gott. Es war nicht Cordulas väterlicher Gott, — es war eine unbestimmte Macht, der ein Mensch etwas abtrotzen konnte, abtrotzen mußte: laß sie mir! Du sollst sie mir lassen!

Laß sie mir! Er hatte die Stirn gegen die Wand gestemmt; jenseits der Wand war das Bett seines Weibes. Er hatte die Hände mehr gekrampft als gefaltet. Sie soll bei mir bleiben! Laß sie mir!

Dies Gebet, nein, dies Ringen tat ihm wohl. Es stärkte seinen Willen. Er bekam die Gewißheit, nicht, daß Gott ihm sein Weib lassen würde, sondern es war etwas anderes: die Gewißheit, daß er in sich die Kraft besaß, Cordula zu helfen. Sie mußte es fühlen, wie er um sie kämpfte.

Sein Wille, wahrhaftig, er drang zu ihr. Ihre Schlaffheit verließ sie. Ihr Lebensdurst stemmte sich gegen den Tod.

„Viel freierer Kopf heute. Sie kommt durch," sagte Peter Steen zu Momm. „Wird so gesund wie vorher. Bloß, weißt Du, Momm, die ehrenvolle Aussicht, mal Großvater zu werden, die mußt Du am Ende aufgeben."

„Hm," erwiderte Momm. —

Peter Steen saß bei der Genesenden.

„Ja, Frau Bürgermeisterin, nun hab' ich hier bald nichts mehr zu suchen."

„Als unser Freund doch. Sie waren früher alle Tage mit Momm zusammen."

„Wenn einer heiratet, denkt er nicht mehr an seine Freundschaft."

„Aber Momm spricht viel von Ihnen und nur Gutes. Ich glaube, er vermißt Sie doch manchmal."

„Und ich glaube, Frau Bürgermeisterin, daß Momm überhaupt keinen Menschen vermissen würde, außer Ihnen natürlich."

„Doch? Wirklich? Außer mir?"

„Ja. Man soll den Mann sehen, wenn seine Frau in Gefahr ist. Dann kann man ermessen, ob er an ihr hängt. Und ich habe Momm da gesehen."

„Hat er mich so lieb?"

„Das kann man wohl sagen."

„Aber wenn ich ihm nun keine Kinder schenke?"

„Muß er sich drin finden. Tut er auch."

„Eine Leere ist doch da. Seine ungestillte Sehnsucht nach Kindern und mein Gefühl, das beinahe Gewissensbissen gleicht. Eine Kluft ist es, lieber Herr Doktor."

„Solche Klüfte gibt es wohl zwischen allen Menschen, mögen sie sich noch so nahe stehen. Aber sie lassen sich doch überbrücken."

„Womit?"

„Ich meine, Eheleute, die sich lieben, haben Baustoff genug dazu. So denkt sich das wenigstens unsereiner, der als einsamer Gipfel in die Welt hineinragt."

„Gar keine rechten Freunde haben Sie?"

„Was ich darunter verstehe — nein, Frau Bürgermeisterin."

„Auch Momm nicht?"

Peter Steen wußte das Gespräch abzubrechen. „Jetzt haben wir uns für heute genug unterhalten."

So waren es lange nicht lauter ärztliche Dinge, worüber Peter Steen und Cordula sich unterhielten. Er kam als Arzt, er ging als Freund. Und da der Arzt an Cordula seine Kunst geübt hatte, sich entbehrlich zu machen, so hatte der Freund eine jener Brücken zu ihr hinübergeschlagen, von denen er redete.

Als er dann das letztemal bei ihr saß, da war ihnen beiden wehmütig ums Herz.

In der Krankheit war Cordula anschmiegsam gewesen. Momm, sowie er sah, daß die Gefahr vorüber war, dachte gleich wieder zu sehr an sich selbst, war laut und stützte ihr das müde Haupt nicht. „Nur rasch wieder gesund!" drängte er. Jetzt störte ihn die Krankheit. Er konnte unwirsch werden, weil sie sich nicht schnell genug erholte.

So war Cordula es zufrieden, wenn er des Morgens die Haustür hinter sich schloß.

Seine Stimme tat ihr weh in dieser Zeit. Auf dem Rathaus mochte er sie erschallen lassen. Und dann erschien, still und bedächtig, mit dem stets ein wenig sorgenvollen Antlitz und doch mit einem leisen Lächeln Doktor Steen. Und sie sprachen ihre sachten Worte miteinander.

So kam es, wie es beim Abschied zu gehen pflegt: das Herz wurde beiden offener.

„Und Sie, lieber Herr Doktor? Wollen Sie nun immer einsam bleiben? Es muß doch irgendwo für Sie eine Frau geben, so besinnlich, wie Sie sie nötig haben."

„Ja, Frau Bürgermeisterin, da war mal eine, aber die ist mir weggelaufen, oder ich war doch nicht schnell genug hinter ihr her, und seitdem ist mir noch keine andere in den Weg gekommen, bei der ich mir sagte: die ist Dir bestimmt."

„Bei der einen haben Sie das gesagt?"

„Ja, aber der Mensch irrt sich. Ich bin deshalb auch mißtrauisch geworden gegen meinen Glauben. Nun, was tut das? Sie braucht es nicht zu bereuen, daß sie nicht auf mich gewartet hat."

Cordula streckte ihm die Hand entgegen: „Das nicht, aber es tut ihr leid, einem guten Menschen Schmerz bereitet zu haben. Das scheint ihr wie eine Schuld."

Peter Steen wehrte mit beiden Händen ab. Aber Cordula fuhr fort: „Und die Schuld möchte sie abtragen, durch rechte Freundschaft. Ja, Peter Steen?"

Peter Steen suchte sein Taschentuch, um seine Brille zu putzen, aber es dauerte lange, bis er so weit war, die Gläser von ihrem vermeintlichen Staube säubern zu können. Cordula betrachtete seine Anstalten ohne jede Ungeduld.

„Sehen Sie," sagte Peter Steen endlich, „mit der Freundschaft zwischen einer Frau und einem Mann . . ."

„O, das Kapitel kenn' ich."

„Wenn der Mann schon mal was für die andere gefühlt hat, was mit Freundschaft keine große Ähnlichkeit hatte . . ."

„Er ist ein redlicher Mensch, Peter Steen."

„Das hat mit der Redlichkeit nichts zu tun, Frau Bürgermeisterin."

„Ich lass' es darauf ankommen. Ich vertraue ihm."

„Dann freilich will er versuchen, ob er das verdient." — —

„Wie gut eine Krankheit für uns ist," begann Cordula sinnend. „Je näher wir dem Tode gewesen sind. Wir sehen das Leben wie von einem hohen Turm aus. Es ist ja so. Die Seele hebt sich aus dem Irdischen, sie sucht den letzten, den höchsten Punkt, von dem sie in die Unendlichkeit fliegen kann. Da verweilt sie. Wie leicht verläßt sie die Erde schließlich. Ich lag und habe mir vorgestellt: heute abend bist Du tot. Ich war ruhig dabei, selbst wenn ich an Momm dachte. So wartet die Seele. Nur der Ruf von oben soll kommen, dann breitet sie die Flügel aus und entschwebt. Und wenn dieser Ruf auch nicht kommt, wenn sie zuletzt wieder hinab muß auf die Erde, in das Kleine, — glauben Sie mir, sie hat doch Herrliches geschaut, sie hat in einer reineren Luft geatmet. Das gibt ihr dann Kraft, wieder in der Schwüle zu leben. Sie hat den Mut gewonnen, das Gewöhnliche beim rechten, schlechten Namen zu nennen und das Große groß zu finden. Sie war einmal beinahe frei, und von dieser Ahnung völliger Freiheit bewahrt sie sich ein wunderschönes, unvergängliches Teil, Peter Steen. Deshalb haben wir auch so gute Stunden hier gehabt, deshalb haben wir das Recht, heute unsere Freundschaft zu schließen. So habe ich aus meiner Krankheit einen Gewinn, und Sie auch, nicht wahr, Peter Steen?"

„Ja, mein Kind."

„Nun kommen Sie öfters zu uns. Es soll hier für Sie ein recht behagliches Heim werden. Sie haben Momm lieb?"

„Gewiß. Er könnte mir viel Bitteres antun. Das ist nun einmal so'n Lebensverhältnis zwischen uns beiden, wissen Sie. Es beruht auf einer gewissen Gegenseitigkeit: er verlangt, und ich gebe."

Die Flurglocke schwang, der Bürgermeister kam. „Besser?" fragte er.

Peter Steen bejahte. „Ich bin hier nicht mehr nötig."

„Erst recht!" rief Cordula.

„Ja, Peter," stimmte Momm ein, „das ist wahr. Du kommst viel zu selten. Wie lange haben wir keine Partie Schach gespielt. Das muß jetzt anders werden."

Er ging in der Stube auf und ab, wie wenn er nicht ganz bei der Sache wäre, wovon er sprach. „Ja," er griff sich an die

Stirn, als besänne er sich auf ein Erlebnis, — „ich war eben bei Malchen Gydesen. Gesa ist wieder mal hier. Sie hat Italien gesehen. Wie das den Menschen verändert! Du wirst es merken, Cordula, ich habe sie morgen eingeladen. Wie lebhaft sie erzählt. Ich hätte ihr das nie zugetraut. Sogar Gedichte macht sie. Du solltest recht mit ihr verkehren, Cordula, sie ist lange nicht so flau und still, wie ich früher dachte. Es wäre schon was wert, wenn wir uns anfreundeten.“ —

‚Noch eine Freundschaft?‘ dachte Peter Steen, ‚das geht hier ja hoch her.‘

⌘ ⌘ ⌘

Peter Steen führte sein geruhsames Dasein weiter. Er tischlerte und schuf nach eigenem Geschmack alle Möbelstücke, deren er bedurfte. Wahre Meisterwerke brachte er zustande. „Ja, nu kiek mal, Vadder!“ sagte er dann vor sich hin. „Ach Gott, min oll Vadder, Du mit Din lütten Puckel! Dor hebbt se Di nu'n poor Engelsflüchten anbunn'n, un nu flüggst Du mit'n gollenen Leimpott in'n Heven herüm un sühst to, wo wat in de Reeg to bringen is. Un Mudder is achter di her un kummt mit Din Vesper an. Nektar un Ambrosia! Ja, nu kiek man blots mal: is dat nich'n feines Schapp, wat ick mi dor timmert heff?“

Für sein Wohl sorgten drei Göttinnen, wenn es auch nur die drei Parzen waren. Da war zuerst Klotho, die Spinnerin, die hieß für gewöhnlich Nebendahlsch und war Peter Steens Waschfrau; dann war da Lachesis, die Zuteilerin, die hatte sich in Mutter Repennings Gestalt verkörpert und brachte Peter Steen morgens die Semmel und nachmittags das Wochenblatt; und schließlich kam noch Atropos, die Unabwendbare, die hieß in Vordesby Pinnebargsch und war Reinmachefrau geworden.

Zu Mittag aß er im Domkrug. Da hatte er seine Stammnische ganz für sich allein, und die war so abgelegen, daß er nach dem Essen ungestört seinen Nick machen konnte. Abends, so zwischen halb acht und elf Uhr, wenn dann die Vordesbyer den Doktor brauchten, so hieß es: „Geh man nach dem Domkrug. Dor sitt he.“

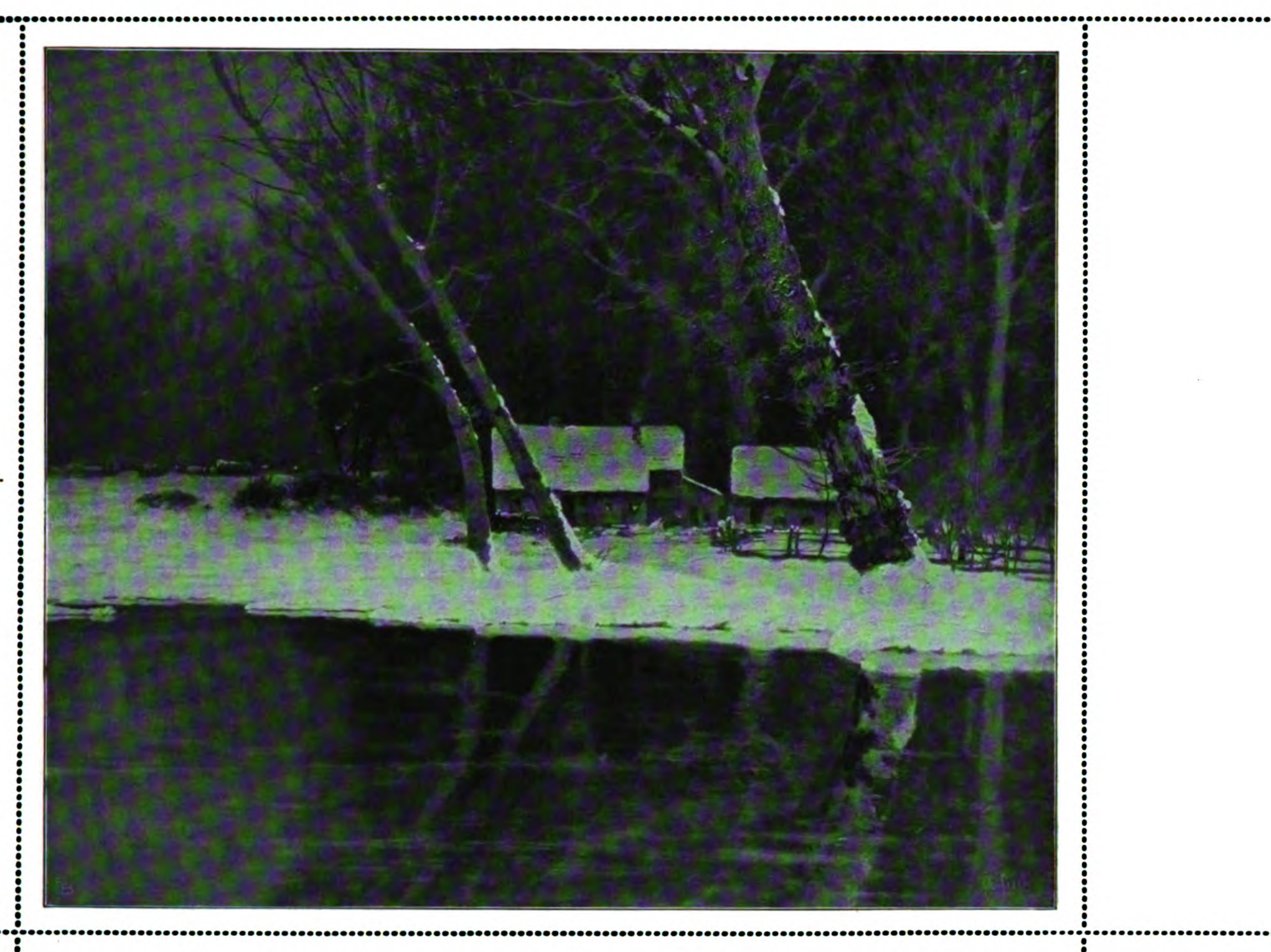
Ja, da saß er, rauchte seine Pfeife, trank schönes Vordesbyer Bier und spielte Karten. War keiner da zum Spielen, so legte er wohl eine Patience. Bisweilen, wenn die Gesellschaft größer wurde, machte er auch seine Kartenkunststücke. Immer bewunderten die Vordesbyer seine Fingerfertigkeit, obschon sie längst genau wußten, wie man diese Kunststücke vollbrachte. Sie wunderten sich, und das war gesund. Ihr Erstaunen einigte sie miteinander, wenn die Politik sie arg entzweit hatte.

An dieser Politik nahm Peter Steen nicht teil, sondern er ließ die Leute sich allein streiten, ob dänisch oder deutsch das rechte wäre. Der Hauptpunkt war immer: zu welchem Lande ursprünglich Schleswig-Holstein gehört hätte, und sie gingen in der Geschichte weit und weiter zurück: auf Kaiser Lothar, auf Waldemar den Großen, auf Knut II., auf Otto II., auf Gorm den Alten und auf Karl den Großen. Dahinter wurde es neblig.

Ins Bürgermeisterhaus zum Schachspiel kam Peter Steen nicht so oft, wie Cordula und auch Momm es gern gesehen hätten. Allmählich aber vermißten sie ihn weniger. Es war so mancherlei, was ihre Gedanken beschäftigte.

In das Vordesbyer Schloß zog neues Leben ein. Da war ein Baron von Wedderkopp, der hatte Güter, nicht weit von den Hüttener Bergen, und nannte eine stattliche Burg sein eigen. Aber eine Feuersbrunst legte das alte Bauwerk in Trümmern. Dem König ging das Unglück nahe, denn der Baron war sein Freund, und so bot er ihm als Zeichen der Huld das Schloß in Vordesby zur Wohnstätte an. Da hielt die Familie Derer von Wedderkopp ihren Einzug in die Stadt.

Der alte Baron war ein Mann, dem nichts Profanes, das heißt nichts Unadliges, zu nahe kommen durfte, und sie war eine Dame, die eine ausgezeichnete Begabung darin besaß, an Leuten niederen Standes, die sie nicht nötig hatte, so unbefangen vorbei zu schauen, als wären sie wirklich nicht vorhanden. Und dann waren da ein paar Söhne und Töchter, auf deren Gesichtern in allen Lebenslagen die Worte geschrieben standen: wir haben noch zwei Ahnen mehr als unsere Eltern. Nur der älteste Sohn war leutselig; er verschmähte es nicht, mit den Bürgerlichen in viel nähere Berührung zu treten, als es dem Sprößling eines Freundes Seiner Majestät geziemte.



Winterabend. Gemälde von Prof. August Fink.

Der Bürgermeister machte den Gästen seinen Besuch; Wedderkopps fuhren beim Bürgermeister vor, es folgten Einladungen, Cordula wurde sogar als hoffähig befunden und trat den Herrschaften offen und stolz entgegen. Momm, der erst doch eine Spur der Untertänigkeit in seinem Benehmen gehabt hatte, lernte von ihr, daß im Schlosse auch nur Menschen wohnten. Er lernte und benutzte das, was er bei den Wedderkopps sah, alsbald für sich selber.

Als er mit Cordula zum erstenmal ins Schloß gebeten war, empfing das freiherrliche Paar seine Gäste, mitten in einem großen, fast leeren Saal stehend. Nur ein paar Schritte gingen der Baron und die Baronin den Eintretenden entgegen. ‚Ungeheuer feierlich,‘ dachte Momm. Und siehe da: er befahl daheim, daß der runde Tisch aus dem Saal entfernt wurde, und wenn nun jemand zu Bürgermeisters kam, so wußte Momm es so einzurichten, daß er mit Cordula auch mitten im Zimmer stand und den Gast auf die Art empfing: nur einige Schritte entgegengehen ... langsam die Hand ausstrecken, verbindlich, aber nicht zu tief das Haupt neigen ...

Der junge Baron sah den hübschen Vorsdesbyer Mägdelein unter den Hut, ohne erst zu fragen: „Mein Fräulein, wieviel Ahnen haben Sie?“ Seine Blicke und Scherze waren so keck, daß die Mädchen erröteten. Aber böse wurden sie nicht, sondern sie gingen am nächsten Tage dieselbe Straße wie gestern. Es war doch möglich, daß er wieder vom Schloß kam. Mit Momm wußte sich der junge Herr auf guten Fuß zu stellen. Er hatte auch Jurisprudenz studiert, war wißbegierig und erfuhr gern etwas von städtischen Verwaltungsdingen.

Die Jagdzeit kam. Die Freiherren wurden mit Einladungen aus der Umgegend überhäuft, und weil Momm zu seinem neuen Freunde den Wunsch aussprach, mit auf die Pirsch zu gehen, so hatte er dazu bald in Hülle und Fülle Gelegenheit. Der Bürgermeister wurde ein eifriger Jägersmann, und die eine Wand seines Zimmers bedeckte sich immer mehr mit Rehgehörn-Trophäen. Und es war Momms Freude und Stolz, die blankgeputzten Gewehre zu betrachten, die zwischen diesen Andenken an glückliche, frische Stunden hingen. Er hielt seine treuen Waffen immer schußbereit; ein ungeladenes Gewehr war ihm ein halbes, lahmes Ding. Die Macht, die Gefahr mußte drin stecken: spielte zu Cordulas Schrecken gern an den Hähnen, unter denen die Zündhütchen hervorlugten. Dieser Jagdeifer, der beinahe zu einer Leidenschaft wurde, brachte ihn wieder mehr mit seinem Schwiegervater zusammen.

Der alte Thoms und seine Frau waren bei Cordulas Krankheit so oft im Bürgermeisterhause gewesen, als sie immer von Askehöved wegkonnten. Nachher schliefen die Besuche abermals ein. Nun aber, wo sie sich bei der Weidmannslust trafen, waren sie abends in lustiger Gesellschaft beieinander. Sie stießen mit den Gläsern an, und dann leuchtete in Thoms' braven Augen die helle Freude auf.

„In drei Deubels Namen, Junge!“ sagte er. „Was Politik, he? Du hast mein einziges Kind, und wir wollen uns nicht kennen? Nee, nu grade! Hier, schlag ein, sei Du Däne, ich bin, weiß Gott, Schleswig-Holsteiner, und ehrliche Kerls sind wir beide. Und wenn wir uns mal hauen, — das ist ein Schuft, der nicht den nächsten Tag wieder gut ist! Und nun tu mir einen Gefallen, Junge, trink mal 'n anständigen Teepunsch mit mir, damit ich sehen kann, daß Du auch dem alten Klaus von Askehöved sein richtiger Schwiegersohn bist.“

Momm tat ihm den Gefallen, im Gefühl der Erlösung, daß er mit dem Manne ausgesöhnt war, dem er dankbar blieb. Der Alte schenkte ihm voll ein, nach der besten Mischung, die er in Jahren ausprobiert hatte, und kniff mit boshaftem Vergnügen das eine Auge zu, als Momm den Trunk in der Versöhnungsbegeisterung leerte.

Man darf nicht sagen, daß Bürgermeister Momm Lebensknecht an diesem Abend, so um Mitternacht herum, seines Daseins uneingeschränkter Herr gewesen wäre, denn mächtiger als Schicksal und freier Wille zusammen ist der schleswigsche Teepunsch.

⌘ ⌘ ⌘

Sie waren nicht mehr immer so einsam zu zweien, Momm und Cordula. Als hätten sich ihre Wege weither, aus verschiedenen Landen kommend, nur eine Strecke berührt, und als gingen nun die

Wege wieder jeder für sich in sein eigenes Land hinein: so war es mit ihnen.

Bei Momm wechselte Leidenschaft mit Freundesgefühlen. Sie dagegen hatte eine milde, sich gleichbleibende Art. Sie war das stärkere Element von ihnen beiden, weil sie die Unbeweglichere war, — sie war die Gesündere, weil sie die Einfache war, sie war die Gewährende und zwang ihn in eine Dankbarkeit hinein, denn sie gab ihm vieles, aber doch nur selten die Gelegenheit, daß auch er ihr etwas schenken konnte. Sie erkannte alle seine Rechte an, aber in der Weise, wie sie es tat, lag die Mahnung: nicht mißbrauchen!

Momm und Cordula verloren einander nicht, aber es war kein bloßer Zweiklang mehr in ihrem Leben. Es gab noch andere Saiten in diesem Akkord. Auf Cordulas Saite hörte man, dann und wann sacht anschwellend, dann wieder vergleitend, Peter Steens grundehrlichen Baßton erklingen.

Und bei Momm?

⁂

Gesa Mortensgaard . . .

Auf dem Meere war sie geboren. Keine Elternliebe befruchtete ihre Seele. So blieb sie fremd, heimatlos. Aber Zärtlichkeit und Sorgfalt mangelten ihr nicht. Es war alles für sie bereit, was sie wünschte. Deshalb lernte sie es nicht, für das Empfangene zu danken, denn sie kannte ja nicht den Schmerz über das Versagte.

Malchen Gydesen, soviel sie ihre Pflicht gegen das verlassene Kind tat, war von anderem Holze: derbfaserig, praktisch, laut, zugreifend und aller Schlaffheit abhold. Gesa fürchtete sich mehr vor ihr, als daß sie Liebe zu dem Fräulein faßte. Gesa blieb in ihrer Traumeshülle, und die war nicht wie ein gewöhnlicher Nebel, denn je frischer Malchen daran ging, die Hülle zu zerstreuen, desto undurchdringlicher wurde sie.

Gesas Stärke war die Stille ihres Wesens, seine scheinbare geistige Untätigkeit, die doch immer denkt und grübelt.

Gesa saß unten im Garten, immer gekleidet wie andere nur an hohen Festtagen, und hatte ein Buch auf dem Schoß, einen Dichter aus der Zeit, wo die Natur mit andächtiger Wonne angebetet wurde: Klopstock, Matthisson, Hölderlin. Und das war ein Widerspruch: das Mädchen, das sonst so unreif erschien, webte in den Gedanken der Dichter schon in den Jahren, wo ihre Altersgenossinnen kaum dem Bilderbuch entwachsen waren. Unreif . . . früh reif.

So ging Gesa zur Schule, blieb von den Lehrern so gut wie unbemerkt, weil sie keine überraschenden Fragen stellte, keine besonders klugen Antworten gab. Man liebte Gesa Mortensgaard nicht.

Nun spann sie sich erst recht ein. Malchen Gydesen gab ihr Klavierunterricht, streng, jede Woche zweimal. Gesa mußte jeden Tag üben, aber es ging damit wie mit der Schule: sie machte genau die Fortschritte, die Mamsell Gydesen von ihr verlangte, aber wo war die Seele in ihrem Spiel? Malchen lauschte vergeblich. Ein zaghafter Anschlag hemmte jedes Gefühl. Umsonst ermunterte Malchen: „Tu doch, als ob Du allein im Hause bist.“

„Ich bin aber nicht allein, Tante, und wenn ich es wäre: das klingt auf die Straße.“

Gesa tat nie jemand weh, sie gab gern, wo sie von Not hörte. Nie kam etwas Unwahres über ihre Lippen, nie hätte sie schlecht von einem gesprochen.

Das gute Malchen seufzte, sah zum Himmel und schob das alles auf den unglückseligen Umstand, daß im Taufschein zu lesen stand: Geboren an Bord des Vollschiffes „Pauline“ . . .

„Ich muß immer an Wassernixen denken,“ sagte sie. „Die sollen allerdings unangenehme Eigenschaften haben, wovon bei meiner Pflegetochter zum Glück nichts zu spüren ist. Irgendwie aber stimmt es doch mit dem Nixentum.“

Gesa erfuhr frühzeitig, was sie an Geld und Gut ihr eigen nannte, und frühzeitig begriff sie: Geld und Gut waren die Mittel, womit sie sich ihre Einsamkeit bewahren konnte. So schätzte sie, weltabgewandt, wie sie war, ihr Vermögen als ihren Freund. Wunschlos blieb Gesa auf die Dauer nicht. Sie las Dichter und Philosophen durcheinander, und dann regte sich in ihr auch etwas, was sicherlich ein Erbteil ihres Vaters war: sie bekam Lust zu reisen. Die Ärzte halfen ihr bei diesem Wunsche, denn ihre Gesundheit verlangte es.

Da wurde Gesa Mortensgaard ein freier und großempfindender Mensch. Ihre Seele litt nicht unter Vorurteilen.

So war Gese geworden und gewachsen,

als sie nach einer langen Fahrt aus dem Süden in Vordesby einkehrte. So war sie geworden, als Momm ihr begegnete: „Wie das den Menschen verändert!"

Er wußte nicht, daß es vor allen Dingen die Veränderung in ihm selber war, die ihn jetzt Gesa in anderem Lichte sehen ließ. Er, der nicht gewohnt war, sich einen Wunsch zu versagen, hatte an Cordulas Seite Enttäuschungen und Entbehrungen durchgemacht, und dies Entbehren drängte ihn in eine Sehnsucht, so daß er nicht mehr in der alten Selbstzufriedenheit einherging.

Cordula war nicht mehr der Inbegriff des Weibes für ihn. Nun traf er auf die erwachte Gesa, und die Sehnsucht riß an seinem Herzen, denn plötzlich spürte er eine Seele, die vielleicht ergänzen konnte, was seinem Leben fehlte: Gesa Mortensgaard.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sehnsucht witterte. Die Sehnsucht flog.

„Momm, Du vergissest doch nicht, daß man mich achten muß, wenn ich die Frau sein soll, die Deiner würdig ist."

„Wer sollte Dich nicht achten?"

„Ich habe mich gefürchtet, daran zu rühren. Sei gut, Momm. Ich ertrage das Schroffe nicht."

„Wer achtet Dich nicht?"

„Noch ist es gewiß nicht so weit, aber Du bist häufig bei Malchen Gydesen —"

„Nun?"

„Malchens wegen . . ."

Momm brauste auf: „Torheit!"

„Momm, sei jetzt nicht unbarmherzig. Ich leide so."

„Worunter denn?"

„Das ist es, was ich nicht aussprechen will. Nur sei gut gegen mich. Hast Du nicht alles, was ich Dir von Rechts wegen bieten sollte, so behalte doch Mitleid mit mir. Du siehst, ich trete Dir demütig gegenüber. Das liegt nicht in mir, aber ich kämpfe ja für alles, was mein Leben ausmacht, äußerlich und innerlich, und mit Bitten kämpfe ich wohl am besten."

„Kampf gegen mich?"

„So nicht. Nur für mich."

„Das ist dasselbe."

„Nein. Es ist nichts Feindseliges gegen Dich in mir, aber ich muß auch mir erhalten, was mir geblieben ist."

„Du hast behalten, was Du hattest."

„Glaubst Du, daß Du mir alle meine Träume erfüllt hast?"

„Du und Träume!"

„Es ist wahr, ich liebe das Klare, das Wache; aber jedes Mädchen hat seine Träume, die sind so heimlich, daß das Mädchen sie nicht einmal dem Liebsten sagt. Laß es genug sein."

Momm krauste die Stirn. Was war das? Daß er oft zu Malchen Gydesen ging, — zu Gesa Mortensgaard, — darüber beunruhigte sich seine Frau. Er blieb bei dem, was er für recht hielt. Eine Stunde bei Gesa löste so köstlich die Spannung nach der Arbeit, die ließ ihn in eine Welt schauen, die er nicht kannte, und die er doch rasch begriff, als habe er immer in ihr gewohnt. Eine Stunde bei Gesa. —

Cordula kam wieder zu ihm: „Eine Stunde, Momm, ja, gern, aber Du bist dort viele, viele Stunden."

Er schüttelte die Bitte ab. Ein Meister der Unbarmherzigkeit zu werden, das war sein Ziel. Er war der Herr.

Die Sehnsucht flog.

Wenn Momm nachmittags aus dem Rathaus kam, so ging er nicht mit den freudigen Schritten des Mannes, die da besagen: jetzt schlägt mein Herz dem Heim entgegen. Er pochte ungeduldig bei Malchen an, die öffnete, und er ging an ihr vorüber hinauf. Sie schaute ihm achselzuckend nach.

Oben erwartete ihn Gesa. Ein weites, seidenes Gewand umschloß sie, ihr Haar war in Locken aufgelöst, an ihren zarten Händen funkelten Saphire und Rubinen. Ein Tisch stand neben ihr mit allerhand Büchern. Die Luft um sie herum war wie von leichten Schleiern durchzogen.

„Soll ich mir diese Stunden hier nicht gönnen?"

„Warum nicht, Momm?"

„Cordulas wegen."

„Du mußt nicht über sie klagen."

„Das sagst Du." Er sprang auf. „Aber ich bin ein Mensch, der mehr braucht als Prosa. Ich will Herr sein, aber ich will auch wonnig gern eine Herrschaft über mir spüren. Davon weiß Cordula nichts."

Gesa nickte.

„Du, — nicht wahr?" fuhr er fort. „Du weißt es." Er trat nahe zu ihr. „Es läßt sich überhaupt nicht in Worte fassen, man

kann es nicht erzwingen. Es muß von selbst da sein, dieses wechselseitige Beherrschen."

„Es wäre wohl besser, Du machtest mich nicht so zur Vertrauten."

„Sonst habe ich niemand."

„Peter Steen?"

„Der steht auf der Seite meiner Frau. Ich denke manchmal: hätte er damals das Wort zur rechten Zeit gesprochen! Cordula ist schrecklich mit ihrer Leidensmiene. Was wird ihr denn geraubt? Wenn ich Dir mein Herz ausschütte, davon wissen die alle da draußen doch nichts." Er machte eine verächtliche Handbewegung zum Fenster hin. „Das ahnen sie nicht."

„Deine Frau ahnt es. Die Frauen wissen alles, was in ihren Seelenbereich fällt. Hellseherinnen sind wir."

„Du auch?"

„Ich auch. Und ich will bald eine neue Reise antreten."

„Bleib noch. Wenn du jetzt gehst, bin ich der einsamste Mensch von der Welt. Ich habe meine Frau lieb," — wie eifrig kam das heraus, wie selbstberuhigend, — „ich messe ihr wahrhaftig keine Schuld bei, aber ich habe in dieser Krisis einen Menschen nötig, dem ich alles sagen kann, und das bist Du. Es ist ja solch ein Glück, daß ich Dich gefunden habe. Endlich!" Nun ergriff er ihre Hand. Er fühlte die kalten Steine auf ihren Ringen, — unwillkürlich, als suche er Wärme, preßte er die Hand zusammen. Da entzog sie sie ihm und antwortete: „Du großer Mann hast mich niemals angesehen, mich unbedeutendes Mädchen. Ich habe immer so etwas wie Beklommenheit vor Dir gehabt, und trotzdem — warum soll ich es nicht gestehen? — es hat einige Augenblicke gegeben, wo ich das hoffte, was jetzt wahr geworden ist."

„Die Stunden hier machen mich reich!"

„Wenn Du das denkst, ist es so. Aber arm soll darum niemand — hörst Du? — niemand werden."

⌘ ⌘ ⌘

„Ich will Gesa nicht unrecht tun," sagte Cordula, „und Momm auch nicht. Aber, Peter Steen, es fällt mir oft schwer, Nächstenliebe zu üben."

„Mein Gott, Frau Bürgermeisterin, wir Männer sind ein schwaches Geschlecht, man muß uns was nachsehen."

„Ihnen auch?"

„Ich bin vielleicht ein bißchen ruhiger veranlagt als Momm, das hat seine Nachteile, denn man bringt es nicht so weit in der Welt; aber es hat natürlich auch seine Vorteile, denn man übt eine Art von Treue. Das ist aber nicht etwa ein Verdienst von mir, das kommt bloß vom Phlegma her. Dagegen ein Mensch, wie unser Momm, wenn der treu ist, Frau Bürgermeisterin, das ist dann sein sogenannter freier Wille, und das hat dann was zu bedeuten."

Cordula lernte wohl Geduld, aber sie lernte auch die Scham kennen: er spricht von mir zu einer andern.

Und alle Geduld war vergeblich. Momms Blick war verdrossen, wenn er sie ansah; das ertrug sie. Momm fuhr sie barsch an; sie beugte sich. Er tadelte, wo er nur konnte; sie suchte alles besser zu machen.

Aber dann kam das Schlimmste: Momm wurde gleichgültig. Da ward Cordula das Leid zu schwer. Sie hatte Stunden, wo sie erst zusammenbrach, wo dann ihr beleidigter Stolz sich bäumte: Er gehört mir! Dann blitzte der Haß gegen Gesa aus ihr, den sie sonst immer unterdrückte.

⌘ ⌘ ⌘

Der Bürgermeister fing draußen unter den Leuten Blicke auf, die ihm nicht gefielen.

Er wurde doch nachdenklich. Er strebte aus Bordesby hinaus, aber er brauchte die Bordesbyer, um sie mit Ehren verlassen zu können. Nicht ganz so häufig mehr ging er zu Gesa. Er dämmte, aber um so höher stieg die Flut hinter dem Damm.

Ganz so scharf wie früher sah er in der Stadt und im Rathause nicht mehr um sich. Er ließ andere ihre Meinung äußern und ausführen, nicht mehr jedermann beratend und regierend. Er waltete seines Amtes unter dem Druck: Du kannst etwas versäumen, und zugleich mit der Nachlässigkeit: ein andermal machst Du es besser. Ihm war recht unbehaglich, dem Bürgermeister von Bordesby.

Momm rettete sich zu seiner Mutter. Er sah indessen nur eine alte Frau, die es vor ihm bangte, weil sie für ihren jüngsten Sohn kleine Schulden gemacht hatte, und die ihn wie einen hohen Herrn behandelte.

Schuld macht einsam.

Gesa bat Momm nie, daß er kommen möge, sie bat ihn nie, daß er bleiben solle, sie ermutigte ihn nie, daß er Worte aus

seinem tiefsten Gefühl herausgriffe und vor sie hinbreite, sie duldete nie, daß es ihn hinriß, sie war nie befangen, wenn sie Cordula die Hand reichte. Sie behielt ihre Dämmerungshülle um sich. Was sich dahinter abspielte, — niemand hat es gesehen, nur eine hat es geahnt: Cordula.

Die Bürgermeisterfrau tat ihr mögliches. Sie überwand sich und lud Gesa ein. Dann kam auch wohl Peter.

Sie saßen zu viert. Es war ein angeregtes Plaudern. Die beiden Frauen konnten sich anblicken wie Freundinnen, aber im Abschiedskuß ruhte doch die Heuchelei. Momms Sehnsucht suchte weiter, und ein Zufallswort öffnete alle Klüfte.

Peter Steen hielt eine von seinen behaglichen Weltanschauungsreden. Er war bei der Astrologie angelangt. Es paßte so gut zu seinem Fatalismus, daß die Sterne den Lebenspfad der Menschen lenkten. So prosaisch er sonst dachte, da fühlte er doch so ein Stück Poesie.

Gesa nahm seine Rede lebhaft auf: „Sie weihen den Menschen seinem Stern, Herr Doktor, ich bleibe auf der Erde und behaupte, daß jeder von uns seinem besonderen Element zugehört. Wenn wir uns hier anschauen, mir scheint das so deutlich: Cordula das frische, klare Wasser, Sie, Herr Doktor, die kräftige Erde und Du, Momm . . .“

„Ich?“

„Das Feuer.“

Momm fragte: „Du selbst?“

„Nun,“ antwortete Gesa, „was bleibt übrig: ein bißchen Luft.“

„Ein bißchen?“ In Momm arbeitete es schwer, aber es war ihm unmöglich, das Wort zurückzuhalten, er flüsterte es, am Fenster stehend: „Wie kann denn das Feuer leben ohne die Luft.“

Peter Steen schrak auf, als er Cordulas plötzliche Blässe sah. Gesa bezwang sich, als hätte sie nichts gehört. Momm stöhnte, das Gesicht abgewendet. Noch einmal versuchte Peter Steen die Spannung auszugleichen: „Ja, diese vier Elemente,“ fing er gemütlich an, „wenn ich so unsern großen Dichter rezitiere . . . innig gesellt . . .“

Da stand Cordula schroff auf, preßte das Taschentuch vor die Lippen und ging aus dem Zimmer. Schweigen und Starre war es, was sie zurückließ.

Sie haben sich nie wieder so zueinander gesellt, die vier Elemente.

⌘ ⌘ ⌘

Der Bürgermeister war in großer Aufregung.

Der junge Baron Wedderkopp, seines Schmetterlingsdaseins müde und die ahnenstolzen Eltern mit dem Hinweis überwindend, daß das Fräulein Mortensgaard, mit dem er auf ein paar Gesellschaften zusammengetroffen war, wohl ein beträchtliches Vermögen, dagegen gar keine Familie habe, die jemals lästig fallen könnte — der junge Wedderkopp hatte Gesa kurzerhand seinen Antrag gemacht.

Malchen Gydesen trippelte in der Stadt herum: „Denkt Euch, der junge Baron! Er hat sie gleich beim ersten Sehen geliebt! Drei Tage Bedenkzeit hat sie sich ausgebeten. Ich glaube bestimmt, sie tut's.“

So dachte Momm nicht. „Nein,“ sagte er. „Es wäre die ärgste Torheit, die Gesa begehen kann.“

„Wozu willst Du Dich hineinmischen?“

„Aber es ist unsere Pflicht, Cordula. Du kannst sonst über Gesa denken, wie Du willst . . .“

„Momm, beginne doch nicht wieder von vorne,“ bat Cordula. „Nun hast Du Rücksicht auf mich genommen, bist nicht zu ihr gegangen, und das Feuer hat also auch ohne die Luft gebrannt. Laß sie tun, was ihr gut dünkt.“

„Stell' es Dir doch vor: Gesa, diese feine Natur, und der ungebildete Mensch.“

„Ich meine, Du sollst Gesa nicht von der Heirat abhalten, wenn sie ihr Glück dabei sieht.“

„Ich muß ihr die Augen öffnen.“

„Dazu bist Du blinder Mann auch gerade der rechte. Momm, gesteh es Dir doch: Du nimmst ja nur die Gelegenheit wahr, wieder zu ihr zu kommen.“

Etwas Spöttisches lag um Cordulas Mund. Er trotzte: „Es geschieht, sag' ich Dir. Es sollen möglichst wenig unglückliche Ehen in der Welt sein.“

„Also wir führen eine unglückliche Ehe? Du tust so, als ob Du Dich elend fühltest.“

„Ich bin es jetzt auch, Momm. Jede Frau, die nicht geliebt wird, ist elend. Aber wenn ich auf Deine Liebe verzichten muß, mein Recht lass' ich mir nicht nehmen.“

„Wer rührt das an?"

„Wehe auch einem, der das versuchte! Und wenn Du nun nicht bald ehrlich ein Ende machst mit Gesa, dann zwinge ich Dich dazu." Sie atmete auf vor Freude, jetzt den langen, heimlichen Kampf offen zum Austrag bringen. „Ich bin keine Frau, die auf die Dauer duldet und leidet, und deshalb verbiete ich Dir, daß Du noch wieder zu Gesa hingehst."

Momm erblaßte. Er ließ die Lippe spielen, höhnisch sollte es aussehen, aber es war nur ein Zähneblöken, ein ohnmächtiges. Cordula wurde sich mehr und mehr ihrer Gewalt über ihn bewußt.

„Die Schande, daß eine andere mehr über Dich zu sagen hat als ich, will ich nicht erleben, verlaß Dich drauf."

„Du weißt ja gar nichts von Gesa."

„O doch. Ich traue ihr nicht. Es ist gut möglich, daß sie sich die Bedenkzeit nur ausbedungen hat, um Dich in die nötige Spannung zu versetzen. Aber wenn Du Gesa jetzt nicht losläßest, dann reiße ich Dich von ihr. Mir graut vor nichts."

Jetzt war sie Stirn an Stirn mit ihm.

„Aufgehetzt bist Du," entgegnete er, „weiter nichts. Du und Peter Steen..."

„Hüte Dich!"

„Es ist wahr. Du mit deiner Selbstgerechtigkeit! Was Du tust, das ist alles edel und schön. Hätte ich Dir damals nur gleich die Wahrheit gesagt!"

„Wann?"

„Als Du mich fragtest, ob Peter Steen nie von Dir gesprochen hätte."

„Nun?"

„Er hatte wohl von Dir gesprochen. Sollte er Dir das nicht längst erzählt haben?"

„Nein."

„Ehe er reiste, vertraute er mir, daß er bald um Dich anhalten wollte. Das habe ich Dir verschwiegen, als Du mich fragtest, weil ich Dich liebte. Ja. Aber jetzt sag' ich: leider, leider für uns alle beide."

„Dann bist Du also ein Lügner gewesen von Anbeginn." Sie hob einen Stuhl und stieß ihn hart herab. „Pfui über Dich!".

Er stürzte auf sie zu und rüttelte sie bei der Schulter, aber sie zwang ihm die Hand mit ihrem Blicke nieder, und da übermannte ihn nach all den Kämpfen eine Schwäche. Er sank leise ächzend in sich zusammen.

Sie atmete tief, tief auf. Mit einer unheimlichen Ruhe blickte sie auf ihn. Es war eine wundervolle Abrechnung gewesen, die sie da gehalten hatte. Endlich aber kam das Mitleid, und sie hob den Zusammengebrochenen empor: „Momm, ich liebe Dich ja doch."

Am Abend kam Peter Steen. Momm lag fiebernd. Cordulas Siegesrausch war verflogen, sie weinte. Peter Steen prüfte zart, da verstand er alles. Spät noch ging er, ohne daß Cordula es wußte, zu Fräulein Mortensgaard. Was er ihr gesagt, davon ist nie ein Wort über seine Lippen gekommen. Es muß aber etwas wie eine Bitte für seine Freundin Cordula und auch für seinen Freund Momm gewesen sein.

Gesa schrieb noch in der Nacht einen Brief: „Ich nehme Ihren Antrag an."

⁂ ⁂ ⁂

„Was das mit unserm Bürgermeister ist!" klagten die Vordesbyer. „Da kann man ja nicht mehr draus klug werden. Heute will er so und morgen so. Wie er aussieht, so alt!"

Vor sich hinbrüten, seiner Frau mit finstern Blicken begegnen, — das war sein Wesen. Cordula erkannte mit Schmerzen: ihr Recht hatte sie gewahrt, aber seine Liebe ... hatte sie die wirklich ganz getötet?

Sie war die Liebe, die Nachgiebigkeit selbst. Es half nichts. Düster war er, und düster blieb er. Ganz für sich allein kämpfte er weiter.

Cordula sollte ihr Recht haben. Er entsagte seinen Gedanken an Gesa, soweit ein Menschenherz solchen Gedanken entsagen kann. Er sah sie nur selten und kaum jemals allein, und traf es sich doch, daß er bei Malchen Gydesen mit ihr ungestört zusammen war, dann sprachen sie miteinander wie in alten Zeiten. Er besaß Macht genug über sich, um die eine große Frage, die alles klären konnte, nicht an sie zu richten: warum sie die Braut des Barons geworden war?

Mit dem jungen Wedderkopp verkehrte er fast wie sonst, — fast, denn ein ganz geringes Kälterwerden war zwischen ihnen unvermeidlich. Das fiel nicht auf.

Momm war ja sowieso hauptsächlich als Freund des edlen Weidwerks mit dem Baron in Berührung gekommen, nun ließ er seine Jagdliebhaberei ein

wenig absinken. Die alten Wedderkopps sorgten auch dafür, daß die künftige Schwiegertochter ihren bisherigen bürgerlichen Kreisen allmählich entzogen wurde. Und das war für Gesa nicht schwer, denn es verknüpfte sie nichts mit den Vordesbyern.

Kaum war dann das neue Herrenhaus auf dem Wedderkoppschen Gute unter Dach, so siedelte die freiherrliche Familie wieder in die gewohnte Umgebung über. Und vier Wochen danach wurde Gesa in der Dorfkirche zur jungen Baronin Wedderkopp getraut. Aus Vordesby war niemand dabei als Malchen Gydesen. Doch Malchen fühlte sich unter der adligen Hochzeitsgesellschaft nicht wohl.

„Es schien mir aber, als ob Gesa da gut hineinpaßt," sagte sie nachher zu Madame Ritter, — „sie sah schon ganz nett hochmütig aus. Mir kam sie fremd vor, — aber ich habe mich gefragt, ob sie mir denn je eigentlich anders vorgekommen ist? Ich glaube, nein. Also lassen wir sie Frau Baronin spielen. Ich bin die Sorge los, und das ist für mich invalide Klaviermamsell die Hauptsache dabei." —

Gesa war für Momm entschwunden, und er arbeitete ehrlich daran, sie zu vergessen. Aber des Nachts bisweilen war es mit aller Arbeit und mit allem Vergessen nichts. Gesa Mortensgaard schwebte vor ihm, und er flüsterte zu ihr:

Und manchmal ach, kommt eine Sehnsucht — Sehnsucht, —
Daß man verzweifeln muß. Man denkt — und denkt, —
Will sprechen und will Antwort, doch — man schweigt.
Sprich, mein Idol, und neige Dich mir gütig,
Ach, meine Seele ist so voll von Dir!

Aber immer wieder griff er in die Flammen, um sie auszudrücken.

Doch in der Bitternis seines einsamen Kämpfens erwachte ein Groll gegen Cordula bei ihm: er spähte und lauerte. Peter Steen kam öfters als vordem. Woher hatte Cordula das Recht, sich selber zu gönnen, was sie ihm nicht erlaubt hatte: die Freundschaft?

Freilich, ihre Freundschaft und seine Empfindungen, die waren schon voneinander verschieden. Das wußte er. Aber er zwang in seiner Verirrung seine arme Seele in Zweifel und Verdacht hinein, an die er selber nicht glaubte.

Sie saßen im Bürgermeisterhause beisammen, — Momm, Cordula und Peter Steen. Der rote Wein blinkte in den Gläsern unter dem freundlichen Lampenschein.

Momm hatte den Ellenbogen auf die Stuhllehne gestützt. Sein Kopf ruhte schwer in der Hand. Das Schläfenhaar, das sich zwischen seine Finger hindurchschob, schimmerte grau. Er war düster, wie immer in dieser Zeit, düster und lauernd. Hinter jedem Wort, das die andern sprachen, wollte sein krankhaft reizbarer Sinn etwas Geheimes wittern, woran er nicht teilhaben sollte. Dann wurde er unruhig, und um seine Leiden zu verbergen, konnte er hämisch werden, — er suchte die anderen zu reizen und besaß nicht die Macht, die eigene Rede abzuwägen, wie deutlich er auch ihre Ungerechtigkeit oft selbst empfinden mochte.

Peter Steen schmauchte bedächtig und zeigte auf das Schachbrett: „Ja, hätte ich vorhin bloß zur rechten Zeit den Springer gezogen, aber . . ."

Momm folgte halbwegs Peter Steens Hand, die das Rößlein auf dem Brett kühne Sätze tun ließ, und meinte: „Aber das Schicksal, — wie?"

Peter nickte ernsthaft, als hätte er das Spöttische nicht gehört, das in Momms Ton lag. Den trieb es zu neuen Bitternissen: „So geht es uns auch, lieber Peter, wenn die Lebenspartie mal zu Ende ist. Dann sind wir, Gott sei Dank, so klug, daß wir wissen, wo wir falsch gezogen haben. Aber wenn uns diese holde Weisheit auch mitten im Spiel gegeben wäre, — sie nützte uns ja nach Deinem Glauben doch nichts, nicht wahr? Wir können ja nun einmal nicht besser spielen, als wir tun."

„Und auch nicht schlechter. Das will mir allerdings so scheinen. Jeder Zug ist notwendig, und hinterher kommt, was da kommen muß. Davon hilft uns kein Gott."

„Wenn wir nun beten?" fragte Cordula.

Peter antwortete: „Gott sollte nach unseren Wünschen irgendwas ändern?"

Cordula ließ das Haupt sinken. Peters Worte waren schmerzlich für sie, die noch immer gern ihren Kinderglauben retten wollte. Aber wenn sie an ihre im Gebet um ein glückliches Heim fast wundgerungenen Hände dachte: nein, Gott hatte wahrhaftig nichts für sie getan! Ein Schatten,

eine Ahnung von der Gebundenheit aller Kreatur war jetzt auch in die Seele dieser Frau gefallen. Sie fragte wohl noch, aber stritt kaum mehr dagegen an, wenn Peter nichts von einer gütigen Vaterhand im Himmel wissen wollte.

In Momm jedoch begehrte es auf, und war es auch nur aus der Lust am Widerspruch: „Glaube, was Dir paßt. Ich gebe Dir meinen freien Willen doch nicht preis. Ich will, hörst Du? Aufwärts oder meinetwegen auch abwärts. Aber stets mein eigener Herr!“

Cordula war es, als dürfe sie nach langem Druck ein wenig aufatmen. Aus diesen Worten sprach ja der alte Momm! Er hatte die Hände vorgestreckt — gebieterisch. Um den Mund zog sich die Falte, die sie an ihm kannte, wenn er einer Sache ganz gewiß war, wenn er den Befehl gab: So wird es gemacht, denn so ist es richtig. Er wiederholte: „Mein eigener Herr! Und alle anderen Menschen sind es ebensogut: ihre eigenen Herren. Kommt nur darauf an, wer von uns den meisten Herrenwillen hat!“

„Warum dann wohl bloß nicht alle Leute glücklich und zufrieden sind?“ warf Peter Steen ein. „Das wollen sie doch alle.“

Momm hatte eine hochmütige Miene, als er erwiderte: „Weil sie falsche Mittel dazu wählen. Weil sie sich ihr bißchen Willen von allen möglichen Irrtümern zerstreuen lassen.“

Cordulas Freude wuchs. Erwachte da nicht, gleichsam aus einem dumpfen Schlaf, der Mann, der einst zu ihr gesprochen hatte: Ich will, daß Du mein Weib wirst, ich will Dich, weil Du mir zu meinem Glück notwendig bist? Sie wollte den guten Augenblick nützen, erhob sich und lehnte die Stirn an Momms Schulter: „Nicht wahr, Momm? Damals — da draußen im Tannenweg — das war doch kein Irrtum?“

Aber ihre Hoffnung auf einen Sieg über Momms Verdüsterung war vergebens. Als sei ihm Cordulas Stirn eine Last, so zog er mit der Schulter. Er sagte: „Das werden wir auch wohl erst wissen, wenn die Partie zu Ende ist. Wir reden hier übrigens von allgemeinen Dingen, und Du kommst mit Deinen eigenen kleinen Angelegenheiten dazwischen.“

Cordula rang mit ihren Tränen. „Ja, Momm, das ... das mußt Du mir verzeihen. Meine Angelegenheiten, wie Du es nennst, sind ja gewiß sehr klein, aber ich kenne nun einmal keine größeren und wichtigeren auf Erden.“

Es zwang Momm, Cordula zu quälen; ihm war, als müsse er eine Art von Rache an ihr nehmen für alle die Unfreiheiten, die durch sie in seinem Leben waren. Und so herrschte er sie an: „Vor fremden Leuten solltest Du überhaupt keine Sachen verhandeln, die nur Dich und mich angehen.“

„Fremde Leute ...“ kam Peter Steen zögernd und verwundert.

„Ja, fremde Leute!“

„Ich ... nun ja ... aber so ganz fremd ...“

„Mann und Frau gegenüber ist jeder andere fremd — sollte es wenigstens sein.“

Peter sah seinen Freund erst erstaunt an, dann kam in ihm sowas wie ein Zorn hoch, aber er schluckte ihn nieder: „Ist gut, Momm. Wie Du meinst. — Spielen wir noch eine Partie? Du bist ein bißchen fieberig, — komm! Das lenkt Dich ab.“

Er ordnete die Figuren auf dem Schachbrett. Momm aber beugte sich plötzlich vor und stieß an das Spiel, so daß die elfenbeinernen Dinger durcheinander rollten: „Wozu? Laß uns doch einfach bestimmen: Du hast gewonnen, oder ich habe gewonnen. Dann können wir uns die ganze Mühe sparen. Es steht ja doch schon seit Urbeginn fest, ob ich Dich matt setze oder Du mich!“

Peter Steen blieb immer ruhig. Er packte die Figuren in ihre Schachtel. „Also dann lieber ein anderes Mal.“

Er wollte aufstehen.

„Nein! Bleiben Sie noch! Nur eine halbe Stunde.“

Cordulas Stimme war so dringend, es war soviel Angst in ihr, daß Peter gehorchte. Er trat hinter den Stuhl, beugte sich über die Lehne und schaute nachdenklich auf den Tisch. ‚Schwer zu behandelnder Patient, dieser Momm,‘ dachte er. ‚Arme Frau.‘

Und sinnend fing er an: „Du willst mich ja nun freilich auf einmal als fremden Menschen behandeln, mein Junge, und ich muß mir das gefallen lassen. Aber das kannst Du nicht leugnen: im Grunde bin ich doch längst zu sehr mit Dir und mit Euch beiden vertraut, als daß ich mich auf einmal hier fremd fühlen

könnte. Darum wirst Du am Ende so gut sein und mir noch ein Wort erlauben?“

„Bitte.“

„Das ist nett von Dir. Wenn ich jetzt spreche, Momm, so tu' ich das, weiß Gott, ebenso für Dich wie für Deine Frau.“

„So?“ Momm lachte auf. „Mir scheint sonst, Du bist mehr für die andere Partei.“

„Kann sein, — unwillkürlich, — weil die andere Partei mich mehr braucht, weil sie schwächer ist.“

„Schwächer?“ Momm erhob die Hand wie zum Schwur. „Das laß Dir gesagt sein, Peter, im heiligsten Ernst: es gibt auf der ganzen Welt nichts Unüberwindlicheres als eine Frau wie Cordula. Daran kann der festeste Manneswille zerschmettern. Ich habe schon Augenblicke gehabt, wo es mir klar war, daß es für einen Mann das Allerverhängnisvollste ist, wenn er sich an eine Frau bindet, die weder den Willen, noch überhaupt die Natur hat, sich nach ihm umzubilden — nicht in den kleinen Dingen, sondern im Großen, verstehst Du? im eigentlichen W e s e n. Das ist wie eine Mauer um einen herum, eine starre und doch bewegliche Mauer. Zuletzt muß es einen erdrücken, wenn man nicht die Schwungkraft hat, eines schönen Tages frei darüber hinwegzusetzen. Es gab eine Zeit, da hätte ich soviel Schwungkraft haben müssen. Aber ich hatte sie eben nicht. Das war ein Gemütsfehler, der sich rächt.“

Cordula weinte. Peter Steens Hände krampften sich. „Sieh doch zu Deinen Worten, Momm! Da sitzt das arme Weib, und ich kann Dir schwören: sie hängt noch immer und trotz allem mehr an Dir, als Du es je um sie verdient hast.“

„Weißt Du vielleicht so genau, daß dies ganze sogenannte An-mir-Hängen nicht bloße Gewohnheit ist?“

„Menschenskind, Du bist ja von allen guten Geistern verlassen!“

Peter blickte verzweifelt auf Momm, die Tränen traten ihm in die Augen, und er streckte dem Freunde, als wolle er einen Ertrinkenden retten, beide Hände entgegen. Momm aber warf das Haupt beiseite.

Da erstarb etwas in Peters Seele, was bis zu dieser Stunde für Momm darin gelebt hatte. Aber er fand seine Ruhe wieder.

„Also, Momm, nun schau Dir die Sache mal mit dem Verstande an, wenn Dein Gefühl dazu nicht ausreicht. Denk' an Dich selbst, — das hast Du ja immer am liebsten getan. Weißt Du nicht mehr, was Du für ein stolzer junger Mann warst, als Du mich bei Cordula Thoms ausgestochen hattest? War Dein Glück nicht so groß, daß es förmlich auf mich überstrahlte? Ich konnte Dir ja gar nicht so böse sein, wie ich es von Rechts wegen hätte sein müssen. Ich gab mich zufrieden, weil Du so zufrieden warst.“

„Ja, Du bist sehr großmütig gewesen. Das willst Du doch damit sagen?“

„Ich habe meiner Seel' nie eine Tugend daraus gemacht, daß ich Dir Deine Handlungsweise damals rasch vergeben habe. Ich könnte ja auch reellerweise gar keinen Staat damit machen, denn im Grunde war es doch nur Schwäche von mir. Und hier vor Deiner Frau möchte ich es erst recht nicht mit bengalischem Licht beleuchten, daß ich sie Dir damals beinahe gegönnt habe. Sie weiß ja ohnedies Bescheid, wie sich alles zwischen uns abgespielt hat.“

„So? Darüber habt Ihr Euch schon ausgesprochen?“

„Warum nicht, Momm?“ sagte Cordula. „Das ist doch wahrhaftig nichts, was nur mich und Dich angeht. Peter Steen hat seinen vollen Anteil daran. Aber nun seid gut gegen mich, beide. Ich kann Eure Stimmen nicht länger ertragen. Das ist ja wie Haß darin. Schont mich jetzt. Momm und ich — wir müssen eben sehen, wie wir miteinander auskommen.“

Das war gerade ein Unglückswort, wie Momm es brauchen konnte.

„Hörst Du, Peter? Ja, sie hat recht! Das ist der Weisheit Schluß und alles, was uns noch übrig bleibt: miteinander auskommen. Wie man mit einem knappen Geldbeutel wirtschaftet: es geht schwer, aber es muß gehen, nicht wahr? Genau so!“

„Schäm' Dich, Momm, in Grund und Boden hinein! Schäm' Dich!“ Peter Steen hatte sich aufgerichtet. „Sei nicht so grausam gegen das wehrlose Geschöpf!“

„Wehrlos! Ach, wenn Du ahntest, wie sie gerüstet ist! Aber wenn sie auch wirklich nicht eine einzige Waffe hätte, um sich zu wehren: was geht es Dich an? Ich bin, wie ich sein will, — kennst Du mich noch nicht so? Ganz genau, wie ich sein w i l l!“

„Und ich sage Dir,“ rief Peter dagegen,

„ich verbiete Dir diese Unbarmherzigkeiten gegen Cordula, verstehst Du mich? Nimm Dich in acht!“

Da zischte Momm: „So? Hat sie Dir schon ein Recht darauf gegeben, mir was zu verbieten? Das ist ja eine innige Eintrachtigkeit zwischen Euch, obschon Du sie mir damals beinahe gegönnt hast!“

Peter Steen reckte sich mit Gewalt noch höher auf: „Jetzt hast Du an ganz was Gefährliches gerührt, mein Freund Momm, und jetzt will ich Dir auch mal auf allerhand Risiko hin was eingestehen: es hat mir ja schon oft leid getan, aber doch noch nie so bitter wie heute abend, daß ich damals ein so dummer Kerl gewesen bin und mich Dir anvertraut habe, anstatt einfach hinzugehen und das Mädchen schlankweg in den Arm zu nehmen. Das wäre mir auch geglückt, verlaß Dich drauf!“

„Nein, nein, Peter Steen!“ rief Cordula, die Hände ringend.

„Doch, Cordula!“ sagte Peter. „Jetzt bloß ehrlich, ganz ehrlich! Und Cordula wäre gut dabei gefahren, — besser als bei Dir!“

„Dann nimm sie Dir doch heute noch!“ schrie Momm heraus. „Am liebsten gleich auf der Stelle! Ich kann auch großmütig sein! Ich gönne sie Dir! Da!“

Er wollte auf Cordula zu. Peter warf sich zwischen ihn und sie. Seine Stimme zitterte: „Ja, Momm Lebensknecht, nun sehe ich wohl ein, daß Du ein Meister in Deiner geliebten Unbarmherzigkeit geworden bist, — warum Du aber Dein Meisterstück gerade an diesem armen Kinde hier ausüben mußt, das mag der Deubel wissen, ich nicht!“

Cordula war zusammengesunken. Sie hatte das Gesicht in die Hände vergraben. Nur nichts sehen, nichts hören von diesem entsetzlichen Streit.

Momm wich vor Peter zurück. Er wankte ins Nebenzimmer. Da fiel er aufs Sofa.

Erst war alles still. Nur Cordula hörte er schluchzen. Er freute sich noch seiner Grausamkeit und erschien sich als ein großer, mächtiger Herr. — Dann raschelte etwas. Kleider. Cordula mußte aufgestanden sein. Momm richtete sich empor und lauschte, als horche er in eine weite, stille Ferne hinein. Da vernahm er, wie Peter Steen mit weicher Stimme, so recht aus dem tiefsten Herzen heraus, sagte: „Arme kleine Deern. Ja, ja!“

Jählings war Momm auf den Füßen. Er lief an der offenen Tür vorüber, und ihm war, als erstarre alles Blut in seinen Adern: Cordula hatte sich an Peter Steen gelehnt, und der streichelte ihr die Wange.

Momm stürmte zurück, in die finsterste Ecke des Zimmers. Er preßte die Hand vor die Augen. Funken sprühten um ihn. Jeder Funke ein wilder Gedanke. Die zwei da! Einig waren sie miteinander, längst! Ein ungeheurer Betrug wurde da gegen ihn verübt. Aber laß sie — laß sie doch! Ja, was für eine Wonne mußte es sogar sein, wenn er jetzt in die Stube stürzte und sie eins aufs andere schleuderte, und dann beide zum Hause hinaus! Ja!

Nein. Doch nicht. Es gab noch etwas Besseres. Momm schüttelte die Faust. Hier bleiben. Die da drinnen sich nacheinander sehnen lassen. Cordula festhalten, viel fester, als wenn sie in Ketten läge. Und nur ihren Tröster, den ewigen Schicksalspeter, ein für allemal auf die Straße setzen, — das mußte noch viel, viel wohliger sein! Ihm, Momm, gehörte die Frau. Wenn er sie auch nicht mehr liebte.

Und — ja — urplötzlich, als er es nur dachte, dies eisig kalte: nicht mehr liebte — was war das? Da ganz plötzlich wurde es Momm so qualvoll grell klar, daß es ihm schier die Seele zerriß: es war ja dennoch, unter den Bergen von Schutt, etwas in ihm, was zu Cordula hinstrebte, etwas, was er selbst in diesem Augenblick, rätselhaft genug, Liebe zu Cordula nennen mußte, wenn er überhaupt einen Namen dafür finden wollte. Keiner sollte es wagen, sie auch nur anzurühren! Ihm allein gehörte sie! Sein war sie! Und sein sollte sie bleiben, wenn er sie auch für all seine harten Worte kniefällig um Verzeihung bitten mußte!

Bleich, mit fieberisch glänzenden Augen erschien er an der Tür, und da sah er ...

Cordula hatte sich eng, ganz eng an Peter geschmiegt, sie schaute zu ihm hinauf mit einem Hilfesuchen, mit einer Hoffnungssehnsucht im Blick ...

Peter aber beugte sich zu ihr nieder und hielt sie umfaßt, unsagbar zart, milde, mitleidig, voller Güte und ... voller Liebe...

Ein Geröchel kam aus Momms Brust,

und ihm vergingen wieder die Sinne: er sprang hin, riß sein Gewehr von der Wand, und der Lauf blitzte nach Peter hin. Jetzt...

Cordula schrie ...

Peter aber war schon — mit einem Satz — bei Momm, griff nach der Waffe, drückte sie zu Boden und schraubte die eine Hand um Momms Finger, bis der das Gewehr loslassen mußte.

Peter nahm es ... eisern ruhig ... nahm es und stellte es beiseite ...

Kein Laut wurde gesprochen. Aber die beiden Männer sahen sich an wie Todfeinde.

Momm ging langsam ins Dunkle. Er schämte sich, der Besiegte zu sein. Aber dann kam schnell ein anderes Gefühl, das die Beschämung überspülte: das Bewußtsein von dem Furchtbaren, was er getan hatte, wachte in ihm auf. Und — ja — noch Schrecklicheres hätte geschehen können, wenn nicht Peter mit seinem gewaltigen Griff sie beide rettete! Selbst Momms Herz, das nichts von Schwäche wissen wollte, zitterte jetzt hinter der Gefahr her.

Peter stand noch immer drohend ...

Cordula war wieder in den Stuhl gesunken und stöhnte leise ...

Zuletzt ließ Peter Steen die Spannung aus seinem Körper absinken. Er trat ein paar Schritte näher an Momm heran, und sein Ton hatte fast etwas Freundliches: „Kann ich Dir noch irgend was Gutes tun, Momm? Ich meine als Arzt?"

„Ich brauche keinen."

„So. Na, das ist dann ja desto besser. Dann wollen wir hoffen, daß es mit Deiner Aufregung jetzt ganz vorüber ist, nicht wahr? Und daß Deine liebe Frau hier auch keine Angst mehr zu haben braucht... na ja. Das war wohl so ein kleiner Anfall. Und im übrigen hab' ich hier dann ja weiter nichts verloren. Gute Nacht, Frau Bürgermeisterin. Sie können ganz ruhig sein. Wird alles wieder gut und ... hoffentlich ... auch alles noch mal vergessen."

„Peter Steen ..."

„Den haben Sie hier wohl fürs erste zum letztenmal gesehen, Frau Bürgermeisterin. Aber wenn Sie den Doktor brauchen ... der kommt jederzeit. Gute Nacht."

⁂

Nun waren sie allein! Momm und Cordula. Er im dunklen Zimmer am Fenster, hinausstarrend in die Nacht — sie am Tisch unter dem Lampenschein, der vorhin so traulich geschimmert hatte. Ihre Tränen versiegten, eine schwere Müdigkeit senkte sich auf sie. Mühsam hob sie sich und ging zur Tür. Da vernahm sie, wie er sich regte. Sie schrak zusammen. Dann war es wieder still. Aber sie mußte aus diesem Raum hinaus, in dessen Luft sie erstickte, und gleichsam, um die beängstigende Stille zu durchbrechen, um ihm zu zeigen, daß sie nicht heimlich von ihm ging, sagte sie, nach dem dunklen Zimmer hingewendet: „Gute Nacht, Momm!"

Nun wollte sie fliehen, da aber hörte sie ihren Namen: „Cordula! Cordula, ich muß noch mit Dir reden."

Sie bat: „Ach, Momm, haben wir nicht genug mitsammen geredet? Sei jetzt barmherzig gegen mich und laß mich!"

Da kam er zu ihr. Seine Lippen waren heiß, sein Gesicht war blaß. Die Augen hatte er aufgerissen, wie aus lauter Schrecken, und das Haar hing ihm wirr um die Schläfe. Das war kein stolzer Mann, der sich da zu Cordula hinschleppte und immer dringender auf sie einsprach: „Ich kann jetzt nicht allein sein, ich ..."

Er warf einen verzweifelten Blick nach der Wand, wo die Gewehre blinkten.

Und das Mitleid führte Cordula zurück an den Tisch. Sie ließ sich wieder in ihren Stuhl sinken, sah trostlos vor sich hin.

„Was willst Du denn, Momm?" Sie blieb. Sie wollte ihn anhören. Ja, was wollte er ihr sagen, warum ließ er sie denn nicht ziehen? Er wühlte in seiner Seele. War es wirklich nur das Grauen vor dem Alleinsein, das ihn trieb, sie zu halten, sie anzuflehen, sich vor ihr zu demütigen bis auf die Knie? Vor dem Alleinsein? Ja, aber nicht das bißchen Alleinsein heute abend war es, was ihn schreckte; er fühlte, wenn sie ging, wenn er sie nicht bezwang in dieser Stunde, trotz allem, was er ihr angetan hatte, dann war er nicht nur in dieser Nacht, dann war er für alle Tage allein. Darum hatte er in seiner Angst, in seiner Not gerufen: „Cordula!" —

Momm atmete stöhnend. Jetzt nur die Worte finden, die wahren Worte, denen diese kluge Frau glauben mußte, und sie dann mit aller Kraft besiegen, daß er das Gedächtnis an die vergangene Stunde in ihr auslöschte und daß ... ja ... das war ein

befreiender Gedanke! — daß das Leben zwischen ihnen fortan hinströmte, wie ein ruhiger, glatter Fluß ... Sonnenschein glitzerte auf den Wellen ... ein geschmücktes Boot segelte still über den Spiegel hin ... Leise ertönte ein Saitenspiel vom erhöhten Bug ...

Dieses Bild, das Momm plötzlich aus irgendeiner Erinnerung vor die Seele trat, dieses Bild mit seinem Frieden ließ endlich auch in ihm die Starre schmelzen, die ihn bis dahin gebannt hielt.

Furcht vor der Einsamkeit, Sehnsucht nach Liebe, Reue über das Geschehene und unzählige edle Entschlüsse, — all das brach in ihm auf, wie wenn der Frühling ein Beet mit tausend Blumen lockert. Er stürzte zu Cordula hin, fiel vor ihr auf die Knie, bog den Kopf in ihren Schoß und schluchzte, daß sein Körper von den gewaltigen Stößen erschüttert wurde.

Da kam das Mitleid doch wieder und nahm Cordula bei der Hand, und sie wehrte dem friedlichen Geiste nicht, ihre Hand senkte sich linde auf Momms Scheitel. Und alles, was dabei durch Cordulas Seele zog, das waren nur die paar einfachen, aber so unendlich tiefen Worte: Ich bin ja doch sein Weib ...

Sie war es, die zuerst sprach. Die Mütterlichkeit in ihr fand das Wort. „Komm jetzt, Momm, ruh Dich aus."

„Nein, Cordula, nein. Laß mich Deine Hand noch so fühlen, wie vorhin, dann ist mir, als ob lauter milde Lichter um mich herumstehen, nirgends ein Schatten, — komm, ja, so. Deine Hand, Cordula."

Sie willfahrte seiner Bitte. Ihre Lippen, die die Angst schmal gemacht hatte, wurden voller. Immer wieder zog durch ihre Seele das Einfache: Ich bin ja doch sein Weib. Dann sah sie, wie unter ihrer Hand der Aufruhr in ihm sich ganz zur Ruhe legte. Seine Atemzüge wurden immer gleichmäßiger, immer tiefer ... Momm Lebensknecht schlummerte ein im Schoße seines Weibes, das er so hart verklagt und gekränkt, das er mit furchtbarer Gebärde fast bis zur Verzweiflung gejagt hatte und das nun doch die einzige Zuflucht war für ihn.

Er schlummerte ... Er war wie ein Kind, und Cordula rührte sich nicht. In aller Sorge sproß eine kleine Seligkeit in ihr auf: Er war ihr Kind. Der ungebärdige, herrische, überbrausende Mann da ... ihr schlummerndes Kind!

Ihr Kind ...

In Cordula wogte das Frauengefühl und die Mütterlichkeit, beide voneinander getrennt und doch beide vereint in dem hohen Empfinden: Ich bin sein Weib.

Es wurde tiefe Nacht, bis Momm erwachte. Sein Antlitz war rosig überhaucht. Erstaunt sah er sich um. Er hier vor Cordula! Aber gleich verdunkelte das Gedächtnis des Erlebten Momms Züge. Er stand auf. Aber er mußte sich stützen, so taumelig war er.

Cordula lächelte ihm zu. „Jetzt zur Ruhe, nicht wahr, Momm?" Ihre Stimme erweckte ihn vollends.

„Ja," sagte er. „Nur noch einen Augenblick, Cordula." Er strich sich über die Stirn, über das Haar. „Ich will morgen gleich zu Peter und ihm erklären —"

Seine Stimme zitterte noch. Cordula drang in ihn: „Das können wir morgen früh besprechen, Momm, jetzt nicht. Du darfst jetzt gar nicht mehr an das alles denken." Sie stand bei ihm. Er fühlte sie an seiner Seite. Es war, als hätte sie den Arm um ihn gelegt, so dicht drängte sie sich an ihn.

„Unendlich viel Güte hast Du in Dir," flüsterte er und sah zu ihr nieder mit Augen, worin es von Zärtlichkeit schimmerte. „Hab' ich denn das alles nicht gewußt?"

„Zur Ruhe, Momm," bat sie.

Aber er flehte. „Ich kann doch noch nicht schlafen, halte noch aus, Cordula, nur ein paar Worte."

Sie fand auch dazu die Stärke des Weibes, das alles erträgt, wenn es nur durch die Bürde hindurch, die ihm auferlegt wird, ein Körnchen Liebe spürt.

Momm straffte die Glieder. Er begann im Zimmer auf- und abzugehen. Er hatte die Ellenbogen gegen die Seiten gestemmt. Bald spreizte er die Finger, bald preßte er sie eng und hart aneinander. Sie folgte ihm ruhigen Herzens mit ihren Blicken, denn sie wußte, so ging er immer, wenn er scharf nachsann, wenn er etwas ergründen, etwas klären wollte. Alle Gefahr war vorüber.

Er rang mit sich, bis er seiner Sprache voll mächtig war.

„Ja, morgen früh zu Peter. Ich sag' ihm, wie leid es mir tut. Aber das ist

Nebensache, weißt Du. Peter ist ganz Nebensache, verstehst Du das? Auf uns beide kommt alles an, auf Dich, Cordula!"

Das war der alte, bestimmte Ton, das war der alte Momm, der irgend etwas erreichen wollte und seinen Willen durchsetzte, allem andern Willen zum Trotz. Seine Erregtheit war abgesunken. Da hatte er auch Cordulas Mitleid nicht mehr so nötig. Mit Gewalt mußte nun sie das Leid der vergangenen Stunde wieder hervorholen. Das war ihr Schild. Mochte er anstürmen, der alte Momm! Auch sie war wieder die Cordula von früher. Sie ließ ihn jetzt sprechen, während sie selbst stumm blieb. Sie wußte ja: so machte Momm selbst es gern, um dem andern alle Gedanken abzulocken und sich dann frei und ungehindert entschließen zu können.

So warm, wie es kurz vorher zwischen den beiden Menschen gewesen war, — jetzt wehte doch schon wieder eine kleine Kühle zwischen ihnen. Die fühlte er. Sie sollte nicht größer werden. Er wußte, was ihr Frauenherz begehrte. Er fing an, sich anzuklagen. „Ich sehe ja alle meine Ungerechtigkeit ein, Cordula. Ich weiß nicht, was mich dahin gezerrt hat."

„Ich weiß es, Momm. Nur zu gut!"

„Ach, das ist ja doch längst vorüber. Ich denke nicht mehr an Gesa. Ich will nicht mehr an sie denken."

„Das meinst Du ehrlich, ich weiß. Aber der Kampf in Dich hat Dir viel gekostet und mich auch. Denn es hat sich etwas wie Feindschaft gegen mich in Dir festgesetzt. Nun häufst Du Deine ganze Bitternis auf mich, vielleicht — denn so tief schau' ich nicht in Dein Herz, um das genau sagen zu können, — vielleicht, weil ich nicht von meinem Platz gewichen bin."

„Nein, nein!" rief er.

„Also dann wohl nur aus Unwillen gegen Dich selbst, Momm?"

„Ja. Aber es ist vorüber, mit dieser Stunde, es soll vorüber sein."

„Ich habe auch genug darunter gelitten," antwortete Cordula.

„Ich schwöre es Dir, Du wirst nicht mehr leiden."

„Wenn Du auch hier schwörst, — ich glaube Dir ja und Deinem guten Willen, nur: wirst Du wirklich den Zwiespalt in Dir töten können?"

„Ich kann, was ich will!" Er hatte sich steil aufgerichtet, sein Auge blitzte. Aber sie schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf.

„Ach, Momm, Du hast schon so manches getan, was Du nicht tun wolltest. Es hat Dich einfach gezwungen, wider Deinen Willen zu handeln. Aber Du hast auch schon so manches nicht wollen, was Du konntest."

„Und das war?"

„Ich sage nur das eine, was mich angeht: daß Du gut gegen mich sein konntest und nicht wolltest."

„Das sollst Du von jetzt an nie mehr sagen können."

„Dann will ich diesen Abend segnen, Momm. Dann wird es doch mit uns noch etwas Besseres und Schöneres als nur ein flaues Miteinanderauskommen."

„Hafte doch nicht an diesem Gräßlichen. Ich war krank, ich war ja von Besinnung, die ganze Zeit über. Verzeihe mir doch, hörst Du?"

Er griff nach ihren Händen. Sie ließ sie ihm. Aber seinen Druck erwiderte sie nicht. „Momm, wenn es nur auf das bißchen Verzeihung ankäme, um uns glücklich zu machen, — ach, wie rasch wäre da alles Elend zwischen uns ausgelöscht."

„Worauf kommt es denn an?"

„Einzig und allein darauf, ob Du mich liebst, Momm."

Dabei löste sie ihre Hand aus seiner Umklammerung und trat zurück. Jetzt sollte die Entscheidung kommen. Auge in Auge standen sie, und Momm sagte langsam: „Hätte ich dann . . . hätte es mich dann bis dahin getrieben, daß ich auf meinen einzigen Freund . . ."

Cordula hob schaudernd die Hand. Er ließ das furchtbare Wort unausgesprochen und fuhr fort: „Wenn ich Dich nicht liebte, Cordula? Wenn es mich nicht rasend gemacht hätte, daß Du . . . daß er Dich . . ."

„Nur um Schutz zu finden. Wohin sollte ich denn vor Deiner Grausamkeit flüchten."

„Nur um Schutz?" Er drang mit seinem Blick tief in die Seele des Weibes. „Und nun sei so ehrlich, wie ich es gegen Dich gewesen bin. Ist nicht auch in Dir etwas von einem Zwiespalt? Sag' es mir rasch!"

Da ließ Cordula, so klar und sicher sie bis jetzt seine Augen ertragen hatte, für ganz kurze Zeit die Lider vor ihm sinken.

Ein Triumph für Momm, so schmerzlich es ihn dabei durchzuckte. Aber dann hatte Cordula ihre Kraft schon wieder gefunden.

„Und wenn es so gewesen ist, wie Du sagst, Momm, — Du warst nicht ohne Schuld daran. Denn ich brauche nun einmal eine Seele, die gut zu mir ist. Du hast mich fast verschmachten lassen.“

Momm hörte nicht die Worte von seiner eigenen Schuld. Er grub nur ihrem Geständnis nach, und die Art, womit er jetzt von neuem nach ihrer Hand griff, hatte nichts Zartes, noch Zärtliches mehr. „Du fühlst den Zwiespalt? Du gibst das zu?“

Cordula richtete den Blick mit einer Ruhe und Sicherheit auf ihn, daß er erstaunte. „Ich schwöre Dir,“ sagte sie, „daß er in dieser Sekunde in den Abgrund sinkt und nie wieder daraus hervortauchen soll. Dann aber laß mich auch in Wahrheit das Weib sein, das Du liebst, über alles liebst, denn sonst wirfst Du mich selber wieder hinein in tausend Zwiespälte, und ich kann Dir nicht das sein, was ich Dir sein will.“

Groß und frei stand sie vor ihm.

„Das Weib, das ich liebe,“ wiederholte er, und bewundernd hing er an ihren Zügen. Da streckte sie ihm zum erstenmal die Hand freiwillig entgegen. „Das sollen Schwüre sein, Momm, fester als die in der Kirche?“

Er aber sprach nicht mehr, um ihr zu entgegnen. Er riß sie an sich, daß es ihr weh tat. Er ließ in sich aufschäumen, was an Leidenschaft in ihm ruhte, er überströmte Cordula mit seinen Küssen, daß sie ihm wehrlos in den Armen lag. Er war ihr Herr. Und doch war jeder ihrer Seufzer ein unendliches Gewähren an den bettelnden Mann zu ihren Füßen.

ꕤ ꕤ ꕤ

Als Momm Lebensknecht am andern Morgen aus dem Hause ging, schritt er erst rasch quer über die Straße, wandte sich zurück und sah zu seinen Fenstern hinauf. Ja, da stand Cordula. Ein heller Schein flog über Momms Gesicht. Er schwang den Hut, ließ den Stock, der sonst würdevoll an seiner Seite hin- und herpendelte, durch die Luft sausen und eilte davon, — wie ein Jüngling, dem die Erkorene das erste Liebeswort gegönnt hat.

Ach, die Sonne so hell, — die alten Häuser so warm, die Straßen so eben, und die Menschen — wie waren sie ihm alle seltsam lieb! Wie konnte er sich nicht genug darin tun, die ehrerbietigen Grüße zu erwidern, die ihm die Vorbeigehenden spendeten. Gütig war er, huldvoll, als hätte er tausend Gnaden zu verschwenden.

Wundervoll war dieser ganze Aufruhr gewesen. Jetzt war aller dumpfer Druck von seiner Stirn, von seiner Brust geschwunden, — klar und frei konnte er atmen und schauen, klar und frei wie seit langem nicht, ihn wollte dünken, wie in seinem ganzen, langen Leben nicht.

Momm war genesen, er hatte das Gewölk durchbrochen, das ihn vorher mit giftigem Dunst umwallte. Jetzt mußte die ganze Welt froh, mußte jedes Herz leicht sein! Es gab für ihn keine Zwiespältigkeit mehr. Cordula! Erobert hatte er sie, ausgetilgt sollte das Gedächtnis an alle andere Leidenschaft in ihm sein; und in ihr selbst — darüber jauchzte er — hatte er die kleinen Triebe getötet, die sich nach einem andern Gestirn als nach Momm Lebensknechts Sonne hinstreckten. Er war der Herr, der Sieger, — der Triumphator.

Sein Weib hatte er gefunden, gerade in dem Augenblick, als er sie verloren wähnte; seine Liebe hatte er gefunden, gerade da, als er nur noch Haß zu fühlen vermeinte, — nun galt es noch, auch den Freund zu finden. Peter Steen ... der gute Mensch ... ach, das war ein leichtes Spiel. Er brauchte nur die Hand hinzuhalten, und Peter Steen schlug ein. Und dann vergessen, was sie miteinander geredet hatten, oder noch besser, einen Scherz darauf machen, und Frieden und Freundschaft ringsum! So wollte es Momm Lebensknecht der Erlöste.

Er sang, als er ins Rathaus trat. Der Ratsdiener sah ihn erschrocken an. Das war überhaupt noch nicht vorgekommen, daß Bürgermeister Lebensknecht ein Lied anstimmte. Was da wohl passiert war? Wenn das nur gut ging!

Und die Schreiber und der Stadtsekretär an ihrer Spitze zogen die Stirnen in Sorgenfalten und schrieben so fein und genau, als säßen sie noch in der zweituntersten Klasse und hätten Handklapse zu erwarten, wenn die u und die w nicht in ihren Haar- und Grundstrichen reine Kunstwerke wurden. Sie duckten sich, so oft der Bürgermeister vorbeikam, mit angehaltenem Atem

und grübelten nach, auf wen das Gewitter zuerst losbrechen müsse.

Aber das Gewitter kam nicht. Es blieb lauterer, wolkenfreier Sonnenschein.

Und die Huld, die der Bürgermeister bewies, ging noch viel weiter. Da kam eine arme Frau, die jammerte den Beamten etwas vor. Sie sollte fünf Schillinge Buße zahlen, denn sie hatte die Straße vor ihrem Häuschen nicht gefegt.

„Ist erlassen," sagte er zu dem Polizeischreiber. Der machte erstaunt einen Strich durch die Strafverfügung, und die alte Frau rief den lieben Gott an, daß er den lieben Herrn Bürgermeister viele Male segnen solle. Schließlich wurde sie vom Ratsdiener zum Tore hinausgeschoben und segnete nun auf der Straße weiter. Ihr Beispiel steckte an. Es kamen noch etliche alte Frauen, die fünf Schillinge bezahlen sollten, weil sie irgendeine Vordesbyer Satzung übertreten hatten. Mehreren unter ihnen schenkte der Bürgermeister an diesem Morgen die Buße. Wie ein Fürst, so trat er auf, — eine Amnestie erließ er für seine getreuen Untertanen.

Der alte Joost meldete sich.

„Herr Bürgermeister, die eine Angel von unserm Tor ist ganz verrostet."

„Binden Sie sie fest. Das Tor wird ja doch nicht geschlossen."

„Man kann nicht wissen, Herr Bürgermeister, es kann mal wieder eine Zeit kommen, wo wir froh sind, daß die alten Tore noch drin stecken."

Momm Lebensknecht haßte die Tore. Er wollte, daß jeder zu jeder Zeit in seiner Stadt frei ein- und ausgehen könne. Ihm wäre es recht gewesen, wenn die ganzen Torflügel zu Brennholz zerschlagen wurden. Aber da stand Joost, dieses Stück aus der guten alten Zeit, wo man die frische Luft von draußen abhielt mit Mauern und Toren. Sollte Momm ihn betrüben? Nein. Mochte er sich daran freuen, daß die Tore noch einmal geschlossen werden konnten, wenn es not tat. „Gehen Sie zum Ratsschlosser. Er soll kommen und Ihnen Ihre Angel instand setzen."

„Vielen Dank, Herr Bürgermeister. So leicht hätte ich mir das gar nicht gedacht."

„Glaub' ich wohl," sagte Momm Lebensknecht und lächelte. —

Kam da draußen vor seinem Fenster eine Frau vom Lande mit einem Korb mit Bauernblumen. Momm winkte sie herein. Die schönsten suchte er aus und feilschte nicht um die Schillinge. Dann sagte er so recht in der gemütlichen Vordesbyer Sprechweise: „Sei so gut, Kählersch, und bringe sie hin zu Frau Bürgermeisterin."

Singen und gütig sein und . . . ja . . . vorwärts kommen . . . über die Häuser hier hinauswachsen, so lieb und vertraut sie auf ihn sahen: das waren so die Gedanken, die den Bürgermeister durchdrangen wie ein plätschernder, glitzernder Bach. Der Lebensmut sproßte in ihm gleich einem weiten, dichten, dunkelsaftigen Rasen, und frisch fühlte er sich wie ein Frühlingsmorgen voll Lerchenjubel.

⌘ ⌘ ⌘

Da klopfte es an seiner Tür.

„Herein, bitte!"

Und wer kam da, langsam und sehr bescheiden, den Hut in der Hand? Peter Steen. Momm sprang erstaunt auf.

„Ach, Du, Peter?"

Nun flammte ihm doch die Röte ins Gesicht, und seine Verlegenheit steckte Peter Steen nur noch mehr an. Auch der wurde rot. So standen sie sich einen Augenblick gegenüber. Momm war unsicher. Was wollte der?

„Bitte, nimm Platz, Peter."

Momm wies auf das kleine Sofa, das sonst nur für die Ehrengäste des Rathauses bestimmt war. Peter setzte sich ungeschickt hin und stieß dabei mit der Stiefelspitze gegen den Tischfuß, daß es ordentlich knallte.

„O," sagte Peter und sah nach, wie das da unten wohl eigentlich gebaut war, daß man so dagegen stoßen mußte.

Momm setzte sich wieder an seinen Schreibtisch, so daß er Peter rechts vor sich hatte. Er saß immer so, das Fenster hinter sich, und den, mit dem er sprach, mußte das Licht prall in die Augen fallen.

„Ja, Peter . . ." wollte Momm dann beginnen, damit das Gespräch nur in Gang kam. Er war zu ungeduldig, zu regsam heute, um durch langes Schweigen den Gegner aus der Reserve hervorzulocken.

„Ja, Peter . . ."

Da hob Peter Steen die Hand. „Du, Momm, nun laß mich mal erst reden. Ich habe mir das alles zurecht gelegt, und wenn

Du nun erst anfängst, vergesse ich doch die Hälfte wieder."

„Gern. Wie Du willst," antwortete Momm liebenswürdig und setzte sich recht fest in seinen Lehnstuhl.

Da war Peter auch schon wieder aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab.

„Ja, Momm," hub er schwerfällig an und rieb sich seinen rötlichen Bart, „sieh mal, besprochen muß das werden. So peinlich es ja am Ende ist."

„Gewiß. Ich wollte zu Dir kommen."

„So? Das ist nett von Dir. Momm, ich habe mich diese Nacht auf Herz und Nieren geprüft, und ich komme heute morgen zu Dir," — jetzt hielt er vor Momm an, hatte den Kopf schief auf die Seite gelegt und rieb sich die eine Hand mit der andern, — „und wollte Dich vielmals um Verzeihung bitten, mein Junge."

Momm richtete sich verwundert auf: „Was?"

„Bleibe man sitzen. Ich sage: Ich wollte Dich vielmals um Verzeihung bitten."

„Peter, das . . ."

„Da ist Schuld auf mir, Momm!"

Peter wandte sich ab, gebeugt schritt er durch das Zimmer und ließ sich an der Tür auf dem einfachen Stuhl nieder, der für die Leute war, die der Bürgermeister streng verhörte. „Schuld, Momm." Peter hielt die Hände zwischen den Knien. „Ich hätte vielleicht nicht zuspringen und Dir das Schießgewehr wegnehmen sollen, denn ich habe mich schwer an Dir versündigt, und Du hattest recht."

„Peter," rief jetzt Momm, „aber wie denn?"

„Ich weiß jetzt, daß ich Deine Frau doch lieber gehabt habe, als es sein durfte. Du kannst ja den Vers in der Bergpredigt nachlesen. Mehr brauch' ich wohl nicht zu sagen."

Da übermannte es den Bürgermeister. Er bedeckte die Augen mit der Hand. Er selbst hatte hingehen und den Freund für das Furchtbarste um Verzeihung bitten wollen, was er ihm angetan hatte, als er in wirrer Zornesverblendung die Waffe auf den Treuen richtete, — und nun kam diese Seele von einem Menschen, kam und klagte sich an, daß sie gesündigt habe.

Eine tiefe Achtung vor dieser zarten, feinen Seele erfüllte das Gemüt des Bürgermeisters und dabei doch auch ein kleines Triumphgefühl, das ihm sagte: Du hast Glück, andere sind weicher als Du, deshalb bist Du ihr Herr.

Peter Steen fuhr fort... und allmählich machte er nicht mehr nach allen vier, fünf Worten eine Pause: „Solange Cordula frei war, habe ich sie nur als ein tüchtiges Mädchen angesehen, und mir sind weiter keine Gedanken dabei gekommen. Ich habe mir wohl dann und wann so was gedacht, daß es ganz nett sein müßte, sie alle Tage um sich zu haben, aber als Du sie nahmst, nun, da war sie für mich in einer Art verschwunden. Ich habe meine Schmerzen gehabt, aber was man so die eigentliche Sehnsucht nennt, nein — das hätte ich mir gar nicht erlaubt. Und alle die Zeit, daß Du verheiratet gewesen bist, da ist mir auch kein Gedanke gekommen, den ich nicht vor Euch beiden verantworten konnte. Aber als Du dann anfingst ... die Geschichte mit Gesa ... ja, Momm ... von da an ..." Es arbeitete in ihm, seine Rede wurde wieder stockender, „da habe ich, ich muß Dir das gestehen, da habe ich angefangen, Cordula mit anderen Augen anzusehen, und gestern abend, wie Du ins Nebenzimmer gingst, wie ich den Arm um sie legte ..."

Nun stöhnte Peter Steen. Das Blut war ihm heiß zu Kopf gestiegen.

„Siehst Du, Momm, es wäre ja nicht gut gewesen, wenn der Schuß losging und mich traf, aber wenn ich mich —" jetzt ballte er die Hände und sah so hart drein, wie er es nie gegen einen Menschen war — „wenn ich mich in die allerinnerste Seele hinein frage, ob ich den Schuß verdient hatte, dann muß ich eben ja sagen. Deswegen bitte ich Dich um Verzeihung."

Momm war zum Verhörstuhl getreten und hatte Peter beide Hände auf die Schulter gelegt. „Peter! Mensch! Das ist ja doch alles so begreiflich, was Du mir da erzählst. Ich habe ja doch die ganze Schuld! Wenn ich nicht die unselige Geschichte mit Gesa gehabt hätte."

„Glaubst Du, daß es bloß das ist?" meinte Peter bedenklich.

„Was denn anders? Ich habe die Schuld. Du hast bloß Mitleid mit Cordula gehabt."

„Hab' ich. Ja."

„Und daraus ist dann mal eine andere



Miß B. Gemälde von Joseph Oppenheimer.

Regung entstanden. Dafür sollte ich Dir böse sein? Peter, Du bist es, der mir verzeihen muß für meinen Wahnsinn! Sprich doch nicht von Dir, sprich doch bloß von meiner Schuld."

„Nein, Momm, nimm es nicht zu leicht, das mit mir."

„Cordula und ich sind uns einig, wie niemals vorher."

„Ja?" rief Peter und stand von seinem Verhörstuhl auf. „Dann habe ich also kein Unheil zwischen Euch angerichtet?"

„Im Gegenteil: zusammengeschmiedet hast Du uns."

Peter umfaßte Momm mit kindlicher Freude. „Dann ist sie ganz glücklich?"

Momm nickte mit stolzem Lächeln. Er hatte einen neuen, mühelosen Sieg zu verzeichnen. Auch den Freund hatte er gefunden, und jegliche Demütigung war dem Lebensherrn erspart geblieben.

Nur ein paar Tage dauerte es, da saß der gute Peter Steen wieder auf seinem Platz im Bürgermeisterhause, und die Lampe schimmerte wieder traulich auf die drei Menschen.

Hatte es wirklich jemals Sturm und Aufruhr gegeben in diesen friedlichen Räumen? Die drei Menschen wußten es kaum noch — — wollten es kaum noch wissen.

⁂ ⁂ ⁂

Für Momm war es jetzt eine Zeit, als ob lauter Fahnen wehten. So festlich schien ihm sein Tag, sein Haus, sein ganzes Vordesby, — diese kleine Stadt, die er lieb hatte und über die er doch hinausstrebte.

Er verstand es, von sich reden zu machen. Die Zeitungen im Lande druckten es oft: Der rührige Bürgermeister unserer Nachbarstadt Vordesby, Herr Momm Lebensknecht ...

Sich Verdienste erringen, das Auge der Regierung auf sich ziehen, aufmerken, wo ein Platz frei wurde, den er gern besetzt hätte, fleißig sein, pflichttreu bis zum Äußersten, ein Diener der Allgemeinheit und doch ihr Herr: das war Momms ganzes Trachten. Und wie in seinem Gemeinwesen alles blitzblank war, so hatte Momm Lebensknecht nun auch sein häusliches Leben eingerichtet. Wollten je noch die Wurzelreste seiner Leidenschaft zu Gesa ihre spärlichen Halme treiben: er trat sie in den Boden, daß sie zerbrachen und vergingen. Er hielt, was er Cordula geschworen hatte. Er war zärtlich, er war ritterlich, er war stürmisch zu ihr, und sie — nun, sie sah, wie ehrlich es ihm ums Herz war, und sie selber dachte nicht minder redlich, aber trotz allem, — sie war nun einmal nicht dazu geschaffen, die Freude der Unterwürfigkeit zu empfinden. Und sein Stürmen forderte diese Unterwerfung. Cordula war so anschmiegsam, wie ihr Innerstes es irgend verstattete, sie blickte zu Momm empor — oft mit Bewunderung, mit der innigsten Achtung, und doch — eine Kühle blieb um sie herum, die er nicht durchdringen konnte.

Und als der erste neue Rausch bei ihm verflogen war, da kamen denn doch die leisen kleinen Verstimmungen wieder, weil sie sich ihm so gar nicht beugte, weil sie es nicht verstand, ihrem Manne etwas anderes, etwas Minderes zu sein, als die Gefährtin, — weil ihre Hingabe nichts hatte von der Wonne einer Selbstopferung ...

Cordula liebte ihren Mann, aber sie verging nicht in der Liebe.

Hie und da vernahm Momms Mutter wohl einmal ein ungeduldiges Wort von ihrem älteren Sohn, ein Wort, das Cordula gleichsam verklagte, weil sie ewig unbezwinglich war, und Madame Ritter fühlte Mitleid mit ihrem großen Jungen, der jetzt so gut gegen sie war und selbst ihrem Georg keine Steine mehr in den Weg legte. Georg war ein tüchtiger Schlossergeselle geworden. Er wußte wohlhabende Bürger dafür zu gewinnen, daß sie eine Eisengießerei in Vordesby gründeten. Der wollte er vorstehen, und die Fabrik sollte ein Ruhm werden für das Schleswiger Land, so feine Grabkreuze, Gartengitter und Öfen wollte er gießen nach den Zeichnungen, die er längst fertig liegen hatte. Momm kannte den Plan. Ihm war es recht, daß eine Industrie in Vordesby aufblühte, er förderte Georg durch seine Fürsprache: Georgs Arbeit diente der Stadt, und so hatte er den Bürgermeister zum Freunde. Das erwarb Momm wieder den Dank seiner Mutter, sie schalt in ihrem Herzen die Schwiegertochter, weil sie ihren großen Jungen doch nicht ganz glücklich machte. Dieses „Nicht so ganz glücklich" besagte für die kleine Madame Ritter

natürlich gleich soviel, als kreuzunglücklich und liebeleer.

Ihr Junge, der brauchte eine Frau von warmem Herzen, — und die da von Askehöved? Fischblut hatte die ja in den Adern. Immer die gleiche, in Frau Dorettes Augen simpel angezogene und immer ein bißchen feierliche Gemahlin sein! Dabei sollte ein Mann wohl froh und verliebt werden? Dörtchen schüttelte den Kopf. Eine Frau, die auch nicht die Spur von Koketterie besaß, durfte sich nicht wundern, wenn es zuletzt in der Ehe kleine Risse gab. Und dann: daß Doktor Steen so oft kam. Eine kluge Frau, die ihren Mann wirklich lieb hatte, ließ auch den Freund ihres Mannes nicht zu häufig ins Haus.

Aber Frau Dorette behielt derlei Gedanken fein still bei sich. Nie hätte sie versucht, auch nur ein Körnlein Zwietracht zwischen Momm und Cordula zu säen. Nur mit ihrem Georg besprach sie dann und wann das Leben da unten in den großen Stuben.

Ja! Wenn Cordula ihrem Manne wenigstens Kinder geschenkt hätte. „Aber nicht einmal dazu," sagte Frau Dorette, „hat sie das nötige bißchen Temperament."

❧ ❧ ❧

Mancherlei wandelte sich um in Vordesby unter des Bürgermeisters strenger, neuzeitlicher Zucht. Die Läden wurden erweitert, die Häuser bekamen von der Straße zurückfliehende Dächer und große Fenster. Das Pflaster wurde so glatt, daß die Bürgersleute sich beklagten, sie glitten aus. Die Fenstervorsprünge, die noch an den alten Gebäuden waren, mußten fallen, die Laternen über den Straßen wurden verdoppelt, so daß es in Vordesby des Abends schier zauberisch hell war. Eine neue städtische Bürgerschule erstand. Kanäle wurden unter der Stadt gegraben, keiner durfte nach der gemütlichen Sitte der Vorfahren die Scherben vor der Haustür ablagern, ja, nicht einmal das harmlose Hühnervolk duldete er mehr auf den Straßen, der eiserne Herr Bürgermeister.

Ein Bollwerk war an der Schlanken Au erbaut worden mit eisenbeschlagenen Pfählen, und die Kähne mußten hübsch der Reihe nach daran liegen und durften sich fürder nicht mehr verankern, wo es ihnen gerade paßlich erschien. Neue Gesichter tauchten auf, — fleißige, unternehmende Menschen kamen und versuchten ihr Heil.

Der Stadt ward enge in ihrem Gürtel. Momm Lebensknecht ließ zum Entsetzen aller Alteingesessenen einfach eine Bresche in die Mauer schlagen, und außerhalb, vor den Toren, wuchs ein junger Stadtteil heran, ja, in dieser Neustadt erhoben sich schmucke Villenhäuser zwischen hübschen Gärten.

Du liebe Zeit! Was sollten die Ratsverwandten und Stadtverordneten dazu sagen? Es kostete Geld, was er vorhatte, der Herr Bürgermeister, aber es brachte ja auch manchen Schilling zur Stadt herein, und seufzend sagten Rat und Bürgerschaft ihr Ja und Amen zu allem, was Momm Lebensknecht ihrem wohlweisen Gutachten unterbreitete. Mehr und mehr sanken die Alten ins Grab, und nur ein paar Zeugen verklungener Zeiten wandelten noch durch die Straßen. Sie ragten auf wie Ruinen inmitten des neu emporsprießenden Lebens.

Da war Rektor Boëthius Heineking. Zwar hatte er das Schulszepter aus der weichen Gelehrtenhand gelegt, und ein anderer Scholarch war ins Gymnasium eingezogen. Rektor Boëthius aber las auf seinem Ausgedinge in den Schriften seines großen philosophischen Namensvetters. Das erhielt ihn frisch, den alten Herrn, frisch genug, so daß er Momm zunicken und sagen konnte: „Ja, Dein Vater wäre mit Dir zufrieden gewesen. Ich gestehe das gern ein. So leid es mir tut, Liebgewordenes durch Dich dem Untergange geweiht zu sehen. Du bist ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft geworden. Wer hätte das gedacht, damals — weißt Du noch? — bei der Konferenz? Nur Momm: ne quid nimis."

Momm grüßte den Lehrer seiner Jugend mit lächelnder Ehrerbietung.

Auch Mynheer Swanevelt stand noch vor seiner Tür. Aber den Tabaksladen hatte er zugemacht. Dann und wann hielten die Swanevelts so etwas wie einen Familientag ab. Zum einen Tor kam Herr Bankdirektor Douwinus Swanevelt aus Hamburg und zum andern Frau Kommerzienrätin Antje Petersen aus Odense herein. Beiden ging es gut. Douwinus hatte ein Bankiersbäuchlein, und die zwei goldenen Uhrketten blinkerten vertrauenerweckend auf seiner geblümten Weste. Auch

Antje fing an, eine behäbige Madame zu werden. Sie sah nicht danach aus, als ob sie irgend etwas zu entbehren hatte. Zwischen Momm und den beiden jungen Swanevelts war alles in bester Ordnung. Sie grüßten einander höflich, — damit war es genug.

Und noch ein Stück Getrümmer war da: Malchen Gydesen. Das Stundengeben hatte für die Klaviermamsell aufgehört, denn die Finger waren ihr steif von der Altersgicht, und sie saß meist an ihrem Fenster und unterhielt sich damit, daß sie in den Damenalmanachen las, die mit schönen Stahlstichen geziert waren.

Aber einmal kam sie doch noch wieder in Bewegung. Das war, als von Gesa die Nachricht eintraf, sie habe dem Geschlecht derer von Wedderkopp einen Stammhalter geschenkt. Es sollte nun die Taufe sein, und Tante Malchen müsse herüberkommen. Da fuhr zum Erstaunen der Stadt bei Malchen Gydesen die alte Kalesche vor, die die Vordesbyer stets benutzten, wenn sie eine weite Reise über Land machten. Das Einsteigen fiel dem Fräulein herzlich sauer, aber dann grüßte sie nach links und rechts zu den Nachbarn hin, zog die Schnupftabaksdose aus dem Pompadour, nieste kunstgerecht und rollte von dannen nach dem Schloß in den Hüttener Bergen.

Zehn Tage vergingen, da war sie wieder in Vordesby, und als nun Momm kam und fragte, wie sie die Fahrt überstanden habe, da meinte sie: „Ja, lieber Junge, es gibt ja für mich bequemere Sachen, als das Herumschütteln durch die gesegneten Schleswiger Lande. Aber es war feierlich. Gesa schickt Dir Grüße. Sie fragte viel nach Dir, und eines Abends, als ich schon zu Bett gehen wollte, stieg sie sogar noch einmal zu mir herauf. Die Fremdenstube haben sie nämlich oben im Turm, damit die Gäste gleich merken, daß sie in einem Schloß wohnen. Wie gesagt, sie kam zu mir herauf, und da erzählten wir uns so mancherlei von Dir und überhaupt von allem, was hier passiert ist. Ich wunderte mich auch noch und sagte: ‚Nein Gesa, was hast Du heute einmal für rote Backen.‘ Sie meinte aber, das käme bloß vom Treppensteigen. Ja, so war es," fuhr Malchen Gydesen scheinbar ganz harmlos fort, aber sie sah sich ihren Momm doch durch die Brillengläser sehr genau an, und zwinkerte, als wolle sie ihm damit allerhand Geheimnisse verkündigen. „Ich habe ihr erzählt, daß Du wohlauf bist, und das freute sie. Nur darüber wunderte sie sich, daß Du nun noch immer hier in Vordesby sitzest. Sie meinte, die Stadt wäre doch zu klein für all Deine Talente." —

Ein Stachel in der Brust. Gesa wunderte sich, daß er noch in Vordesby war. Rote Wangen hatte sie gehabt, als sie nach ihm fragte. Der Stachel blieb. Sie hatte ja recht, für all seine Gaben war dieser Kreis, war dieses Nest zu klein. Auf einmal wurde ihm klar wie nie zuvor, was er längst gedacht und gegrübelt hatte, riesengroß stand die Erkenntnis vor ihm: Er schämte sich längst, daß er es noch nicht weiter im Leben gebracht hatte, und es brauste, wie so oft schon, wieder einmal maßlos in ihm empor. Er haßte plötzlich die Stätte, wo er doch mit so viel Liebe wirkte. Gesa! Ja, die hatte den Ehrgeiz für ihn. Die wußte, daß er in große, weite Bahnen hineingehörte. Und Cordula? Die war zufrieden, wenn sie hier alterten. Die strebte nicht vorwärts. Die sprach nie von seinen Talenten. So sehr er sie liebte und lieben wollte: Jetzt empfand er mit verdoppelter Stärke ihr Wesen als unbeweglich, als lähmend für seinen Ehrgeiz. Er verschwieg Cordula, was er von Gesa gehört hatte, aber er war doch, selbst wider seinen Willen, unwirsch gegen sie.

Cordula ließ ihn ruhig gehen. Er war bei Malchen Gydesen gewesen, Malchen Gydesen war bei Gesa gewesen, — und so ahnte Cordula wohl, was in ihrem Manne aufzuckte. Sie war milde genug, seinen Unmut zu ertragen, denn sie vertraute ihm ganz. Dies Aufzucken würde vergehen. Aber die kluge Frau war diesmal doch nicht klug genug: wohl verging die kleine leidenschaftliche Erregung in Momm, aber was nicht verging, das war ein Groll gegen Cordula. Sie stachelte ihn nicht zum Höchsten auf, denn sie selbst war ja so furchtbar zufrieden. Sie und Peter Steen. Die beiden Stillen! Wenn Momm sie sitzen und mitsammen reden sah, so ruhevoll, so verständig, so gemütlich, — sie kamen ihm dann so ewig vergnügt vor, so schrecklich selbstgenügsam! Mochte er es noch so sehr in sein Innerstes zurückdrängen: sie sahen

doch wie füreinander geschaffen aus, so wenig auch die geringste Heimlichkeit zwischen ihnen bestand.

Momm konnte dann aufspringen. Er mußte irgend etwas zerbrechen. Einen Federhalter, einen Bleistift. Und die beiden — die meinten, er hätte zuviel gearbeitet, er sei nervös. —

So war es einmal. Ein anderes Mal warf er dann doch seine ganze Seelenkraft in Cordula hinein und versuchte, sie aufzurütteln, damit sie ihn wieder aufrüttele.

„Mir ist hier wie beklommen. Ich muß weiter — höher. Fühlst Du das nicht?“

„Gewiß, Momm,“ erwiderte sie, „und ich gönnte es Dir, daß Du alle Deine Ziele erreichtest.“

„Ja, Du gönnst es mir. Aber Du sprichst nie davon, daß Du Dich auch hinaussehnst.“

„Weißt Du denn nicht, daß ich mit Dir gehe, wohin Du gehst?“

„Ja. Aber weshalb sagst Du nie zu mir: es ist unwürdig, daß Du noch Bürgermeister in Vordesby bist?“

„Weil ich Dich nicht noch unzufriedener machen will.“

„Ohne Unzufriedenheit bin ich nichts.“

„Aber es ist meine Pflicht, Dir so viel Zufriedenheit zu erhalten, als ich nur irgend kann.“

„Pflicht!“

„Es ist meine Liebe, Momm, — verstehst Du mich nicht?“

„Ja, wenn ich nur immer wüßte, daß Du mich auch verstehst.“

Sie schmiegte sich an ihn: „Mehr, als Du denkst.“ Fraulich gut war sie gegen ihn, er konnte sie in solchen Stunden aus tiefster Inbrunst küssen, und es blieb doch ein Durst in Momm nach etwas, was über dieses Zusammenschmelzen hinausging.

So lebte der Bürgermeister von Vordesby einen fleißigen, ersprießlichen und in seinem Hause auch friedlichen Tag. Sein Wort galt daheim und in den Ratsstuben. Er hatte zu gebieten, wie es seine Lust, seine Natur war, und dennoch schien es ihm, er sei ein armseliger, gebundener Knecht!

⁂ ⁂ ⁂

Aber dann kamen Monate, da versank das Leben, da versanken die Wünsche des einzelnen vor den gewaltigen Ereignissen rings im Lande. Eine große, schwere Zeit war angebrochen für „gammel Danmark.“

Die Schleswig-Holsteiner, unter denen es lange vor Erregung und Empörung gebrodelt hatte, forderten ihre Verfassung für sich, ja, ihre Kühnheit ging so weit, daß sie verlangten, Schleswig solle an den Deutschen Bund geschmiedet werden.

Die Herren in Kopenhagen blickten mit Grimm auf das, was in den Herzogtümern immer höher anschwoll. Das eiderdänische Ministerium saß am Ruder und beriet den König, und so gab es für die „Verräter“ wenig zu hoffen.

Und es kam, wie man es nicht anders erwarten konnte: König Friedrich VII. beschied die deputierten schleswig-holsteinischen Männer, die ehrerbietig, aber fest die Wünsche ihres Volkes vor seinen Thron brachten, dahin, daß er wohl aus Gnaden gesonnen sei, dem Herzogtum Holstein die ersehnte freie Verfassung zu schenken, doch weder läge es in seiner Macht, noch auch sei es sein königlicher Wille, zu verstatten, daß Schleswig zum Deutschen Bunde träte. Es solle vielmehr das unlösliche, von der Geschichte selbst gewebte Band zwischen Schleswig und Dänemark noch durch eine beiden gemeinsame Verfassung gekräftigt und enger geknüpft werden.

Damit hatte der König sein letztes Wort gesprochen. Und dieses Wort machte mit einem furchtbaren Schlage den stolzen Wahlspruch der Herzogtümer, das heilige „Up ewig ungedeelt!“ zunichte.

Da erhob sich das Eidervolk schier wie ein einziger Mann. Kaum hatten die Deputierten ihre Kunde nach Kiel gebracht, so sagten sich die Lande von König Friedrichs Herrschaft los. Ihr eigenes Regiment setzten die Schleswig-Holsteiner ein, und für den eigenen Herzog warfen die mutigen Männer dem Dänen den Fehdehandschuh hin.

Prinz Friedrich mit seinen Jägern und Freiwilligen überfiel die Feste Rendsburg — es war ihm leichter Sieg vergönnt: ohne Schwertstreich entsagte der feindliche General dem Kommando, und wer von seinen Offizieren und Leuten auf Schleswig-Holsteins Boden geboren war, der eilte nun zur blau-weiß-roten Fahne.

Jenseits des Elbstromes — das ganze Deutschland blickte mit Stolz auf die „Empörer“, das ganze Deutschland wollte ihnen helfen: frei vom Joch!

Die Kanonen begannen zu sprechen. Bonin rückte mit den Preußen über die Elbe; auf Arrö und Alsen hatte sich der Däne festgesetzt. Die kleine Studentenschar, die bei Bau der dänischen Übermacht zu trotzen gedachte, war rasch vom Erdboden weggefegt, und er nutzte seinen Sieg wohl aus, der „tappere Landsoldat": Eckernförde und Schleswig waren bald in seinen Händen.

Aber dann kam die deutsche Bundesarmee, und mit ihr strömten aus allen Gauen des großen Vaterlandes Jünglinge und Männer in Holstein zusammen, um mit den Brüdern zu siegen oder zu sterben.

Von dem alten Grenzwall, dem Danewerk, mußte das Dänenheer, so zäh es sich schlug, nach Norden zurückweichen; die Stadt Schleswig ward ihm entrissen: so brach sie an, die schwere Not, für den heiligen Danebrog!

Unter den wenigen Männern, die in diesen bösen Tagen Friedrich VII. treu blieben, war Bürgermeister Lebensknecht. Er wollte nicht daran glauben, daß die Schleswig-Holsteiner sich wirklich vom alten Reich losreißen würden. Wie hätte sein Vater wohl in dieser Zeit gehandelt? Ihm schien, sein Vater hätte nicht anders getan, als er selbst jetzt tat: hätte ausgeharrt in Treue und fest geglaubt, daß sich das Glück wieder zu den Söhnen Knuts kehren müsse.

Momm verachtete die Beamten, die mit schneller Geschmeidigkeit der neuen Regierung gehorchten, wie sie bisher der alten gehorcht hatten. Zwar mußte auch er selbst sich beugen vor den Befehlen, die jetzt von Süden kamen. Aber er ließ es die Provisorischen merken, daß er ihnen nur notgedrungen folgte, und jeden Tag konnte ihn deshalb die Amtsentsetzung treffen. Er fürchtete sie nicht. Er hielt sich zurück von allem offenen Widerstand. Aber durch seinen Einfluß wurde dennoch Vordesby zu einer Schutzburg für das Dänentum, und man wußte in Kopenhagen genau, daß man sich auf den Bürgermeister jener kleinen Stadt in „Südjütland" verlassen konnte.

Im wechselnden Kriegslauf zogen bald Schleswig-Holsteiner, bald Bundestruppen und bald auch wieder Dänen zu Vordesbys Toren hinein. Momm sorgte für alle, daß sie ihr gutes Quartier bekamen, aber er sorgte auch für seine Bürger, damit ihnen die Lasten nicht unerträglich wurden. Keiner kam zu kurz, soviel es an Momm Lebensknecht lag, aber das Herz des Bürgermeisters war doch immer bei „gammel Danmark".

Wo aber war Cordulas Herz und Sehnsucht? Momm wußte es wohl. Er beobachtete sie. Er forschte in ihren Zügen, er mißtraute ihren Wegen, aber er fand keinen Tadel an ihr. Sie hielt, was sie versprochen hatte. Sie gehörte zu Momm. Was draußen im Lande geschah, wurde zwischen ihnen kaum beredet. Sie waren sich einig, daß unter ihnen kein Streit entstehen dürfe über das Schicksal der Herzogtümer. Und wenn Momm doch einmal aufbrauste: „Du stehst ganz auf Deines Vaters Seite!" so antwortete sie mit ihrem ruhigen Blick: „Ich weiß, daß ich Deine Frau bin."

Sie mieden den Streit, aber es lagerte sich um sie, schwül und dumpf. Momms Freundschaft mit Cordulas Vater war längst wieder zu Ende. Der Alte kam nicht mehr ins Bürgermeisterhaus, und Cordula durfte nicht nach Askehöved, denn in der ganzen Gegend war keiner, der eifriger für Schleswig-Holstein meerumschlungen gewirkt hätte, als Claus Thoms. Er gab Geld über Geld hin, damit Aufrufe und Proklamationen durchs Land verbreitet werden konnten, er verkaufte sogar ein Stück seines Buchenwaldes, und was er aus den mächtigen Stämmen löste, das brachte er nach Kiel zum Grafen Reventlow. Ja, es ging sogar das Gerücht, daß er auf eigene Hand ein bißchen Krieg spielte. Man munkelte davon, er versorge die schleswig-holsteinische Armee mit Nachrichten, wo die Feinde ständen und wie viele ihrer seien. Ein gefährliches bißchen Krieg auf eigene Hand!

Momm stieg die Zornesröte ins Gesicht, wenn er davon hörte, und er konnte ungerecht genug sein, Cordula gehässig dafür anzusehen. Die neigte beschämt das Haupt: „Was kann ich dafür? Im Kriege . . ."

„Vergiß nie, daß Du allein in dieses Haus gehörst. Meinen Namen trägst Du."

Dumpf und schwül war es um die beiden, und nur eine Freude hatte Momm: was er vorausgesehen, traf ein. Die Schleswig-Holsteiner mußten doch erleben, daß all ihr Hoffen vergebens blieb. Dänemarks Stern erhob sich noch einmal in vollem Glanz.

Um so rastloser, ja, um so verzweifelter arbeiteten jetzt die Patrioten und vor allem der alte Thoms für die heilige Sache. Lieber wollte er arm und elend von der Scholle weichen, als daß sein Vaterland wieder unter die dänische Knechtschaft kam.

Siegreich drangen die Dänen wieder vom Norden vor und lagerten nicht weit von Askehöved. Ein Rittmeister mit ein paar Dragonern hatte sich im Vordesbyer Schloß einquartiert. Im Süden vom Eiderkanal sollten schleswig-holsteinsche Bataillone liegen. Die Vordesbyer Bürger waren verängstigt. Jeden Tag kam es vielleicht zum Gefecht auf ihren Straßen. —

Und wie aus den Wolken der Blitz niederfährt und eine Erzstufe, die er auf seinem Wege trifft, mit Urgewalt umschmilzt und ihr mit einem Schlage eine völlig neue, schimmernde Gestalt verleiht, — so brach aus all der Spannung, aus der Dumpfheit und Schwüle plötzlich das Geschick über Momms Leben herein und ließ ihn werden, was er sein wollte und mußte ... für alle Zeit.

❀ ❀ ❀

Momm war am Abend aus dem Amt heimgekehrt. Da meldete sich ein Dragoner bei ihm. „Der Herr Rittmeister läßt den Herrn Bürgermeister bitten, ob Herr Bürgermeister nicht will so gut sein und kommen mal zu Herrn Rittmeister aufs Schloß."

Momm griff besorgt zum Hut. Das bedeutete sicherlich wieder ein paar Schwadronen Einquartierung. Aber er irrte sich. Es war ganz was andres, weshalb ihn der Rittmeister hatte zu sich bitten lassen. In dem Schloßraum, den der Offizier zu seinem Quartier erwählt hatte, sah es arg nach Krieg aus. Stiefel, Uniformstücke und Waffen lagen auf den Marmortischen herum. Die schweren seidenen Vorhänge waren zerrissen. Drei oder vier Lichter in verbogenen Leuchtern erhellten das Gemach, das einst fürstlichen Gästen als Speisesaal gedient hatte. Der Rittmeister, den Tschako schräg auf dem Kopf, saß auf einem Tisch, als Momm hereintrat. Er sprang auf und grüßte: „Daß ich Sie noch zu so später Stunde bemühe, Herr Bürgermeister ..."

„Ich bitte," sagte Momm gemessen. Er selbst hätte für seines Königs Soldaten mit Freuden hingegeben, was er nur entbehren konnte. Hier fühlte er sich aber als der Verwalter der Stadt. Da galt es, von vornherein kühl zu sein gegen die Forderungen, mit denen der Rittmeister an den Bürgersäckel herantreten würde. Der Rittmeister bot Momm einen Plüschsessel an. Momm, den Hut in der einen, den Stock in der anderen Hand, nahm abwartend Platz.

Der Rittmeister begann: „Meine Kerls haben draußen vor der Stadt eben einen Knecht niedergehauen. Der drückte sich im Graben herum und wollte Reißaus nehmen, als sie ihn anriefen. Wie sie ihm nachsetzten, feuerte der Hund aus einem alten Schießprügel auf sie. Das wäre ja kein besonderer Fall, aber meine Kerls haben in seiner Rocktasche was gefunden, und mich soll der Deubel holen, wenn ich der verdammten Spioniererei hier in der Gegend jetzt nicht ein Ende mach'! Hier ..." Er nahm ein Stück Papier vom Tisch, das sah aus wie ein alter Lappen. „Sehen Sie mal, lesen Sie mal: Genau unsere Stellung und Stärke im Norden, und das sollte nun zu den Verrätern durchgeschmuggelt werden. Lesen Sie, Herr Bürgermeister!"

Er hielt Momm das Blatt hin und rückte noch das Licht dazu. „Kennen Sie vielleicht die Schrift?" fragte er dann.

Momm war jäh in die Höhe gefahren. Seine Hände zitterten. Er warf Hut und Stock beiseite und riß dem Rittmeister fast das Blatt fort. „Ja?" fragte der nochmals, halb hoffend und halb ungeduldig. „Wissen Sie, wer dem Feind solche hübschen Briefchen schreibt? Ich möchte den Mann mal besuchen."

Momm hatte sich gegen den Stuhl gelehnt. Er konnte sein Gesicht nur mit Mühe beherrschen. Das war es! Krieg führen auf eigene Hand! Jetzt brach das Unheil über den alten Patrioten herein. Aber wer es auch war, von dem diese Schrift stammte, — Momm zwang alle Regungen des verwandtschaftlichen Fühlens nieder. Er war als Bürgermeister gefragt worden, und er tat seine Pflicht. Noch freilich ... es war doch ein Zögern in ihm.

„Herr Rittmeister," antwortete er, „es ist möglich ... Ich glaube, daß ich weiß, wer das hier ... Aber ich bitte, daß ich mir die Schrift erst genauer ansehen kann. Ich möchte niemand mit Unrecht beschuldigen."

„Selbstverständlich,“ rief der Rittmeister, „so lange Sie wollen.“

Er rückte noch ein zweites Licht zu Momm hin, und der starrte wieder auf das Blatt, während der Rittmeister ein Lied summend auf- und abging. Niemand mit Unrecht beschuldigen. Nein. Aber auch nicht lügen. Und niemand gegen das eigene Gewissen frei machen vom selbstbereiteten Übel. Minuten waren es, daß Momm Lebensknecht das Blatt in der Hand hielt, ihn aber dünkten es Stunden. Und was auch alles durch seinen Kopf jagte, die Gedanken an den Alten da draußen auf Askehöved, das Zucken bei dem Gedanken an Cordula, an das, was jetzt zwischen ihm und ihr hereinbrechen mußte, — was er auch erwog und ergrübelte: es gab doch und doch nur das eine für ihn, die Wahrheit sagen. Und wenn sein ganzes Haus darüber zusammenstürzte. In dieser Minute versteinerten sich die Züge des Bürgermeisters von Vorsdesby. Er sah seltsam grau aus, und seine Stimme hatte etwas merkwürdig Trockenes, als er zu dem Rittmeister sagte: „Ja . . . ich irre mich nicht. Dies Blatt ist geschrieben worden von dem Gutsbesitzer Thoms auf Askehöved.“

„Ah,“ fuhr der Rittmeister auf. „Von dem alten Knaben? Verdammt! Bei dem haben wir ja vorgestern im Quartier gelegen, und er . . . ja, Herr Bürgermeister, er sagte doch, daß Sie . . .“

Der Offizier wurde bestürzt. Momm aber blieb ganz ruhig: „Ja, ich bin sein Schwiegersohn. Daß ich das Tun und Treiben des Gutsbesitzers Thoms aufs allerschwerste verurteile, brauche ich nicht erst zu versichern.“

„Aber . . .“ Der Rittmeister schob den Tschako hin und her, „aber das ist doch was verflucht Ärgerliches! Da habe ich Sie in eine Lage gebracht . . . Wissen Sie, wenn mir das geahnt hätte . . .“

„Herr Rittmeister,“ entgegnete Momm, immer mit seinem versteinerten Gesicht, „ich erwarte, daß Sie meinen Patriotismus, meine unbedingte Ergebenheit für Seine Majestät hoch genug einschätzen, um . . .“ er suchte nach Worten, fand aber nur immer wieder dasselbe — „auf mich durchaus keinerlei Rücksicht zu nehmen.“

Der Rittmeister wich zurück vor dieser Strenge. Er sah Momm mit bewundernden Augen an. „Aber, Herr Bürgermeister, Ihre Frau . . .“

Und zum drittenmal sprach Momm, und das klang als ob es nicht mehr aus einem Wesen von Fleisch und Blut kam: „Ich bitte. Durchaus keine Rücksicht!“

Der Rittmeister stand noch immer erstaunt vor Momm: „Ich muß sagen, Herr Bürgermeister, das ist eine so großartige Gesinnung . . .“

Jede Silbe betonte der Bürgermeister ganz genau, ganz scharf: „Nichts als meine einfache Schuldigkeit.“

Dem Rittmeister wurde unbehaglich zumute vor dieser Unerbittlichkeit, er schwenkte sich zur Seite, damit er aus dem starren Blick des Bürgermeisters herauskam.

„Aber einerlei . . . Ja, ja, Sie haben durchaus recht . . . aber Unmensch darf man doch auch nicht sein, Herr Bürgermeister, und also . . .“ dann entschloß sich der Offizier schnell und sagte mit Nachdruck: „Ich werde jedenfalls vor morgen früh meine Kerls nicht hinausschicken.“

Dabei zwinkerte er mit den Augen: Momm sollte sein Zögern begreifen. Der wußte auch wohl, was der Rittmeister sagen wollte, und so unbarmherzig er bereit war, alles, was ihm gehörte, zum Opfer zu bringen, — in diesem Augenblick fühlte er doch so etwas, wie eine Erlösung. Cordulas Bild trat vor ihn hin. Ihr Vater war es, um den es sich handelte.

Hoch erhobenen Hauptes schritt Momm zur Tür hinaus. Der Rittmeister begleitete ihn ehrfurchtsvoll. Die beiden reichten sich die Hand, und noch einmal sagte der Rittmeister recht eindringlich: „Also nicht vor morgen früh, Herr Bürgermeister.“

Momm hatte nichts als ein steifes, stolzes Nicken für dies Versprechen. —

Momm ging durch die Straßen. Seltsam. Er mußte immer denken: ‚Ja, jetzt kommt die Probe. Die Probe für Dein ganzes Leben da oben im Bürgermeisterhause.‘ Aber dennoch . . . es ließ ihn kalt. Er sah die geringste Kleinigkeit, als er so durch die dunklen Straßen schritt. Die eine Laterne brannte jämmerlich. Joost putzte schlecht in der letzten Zeit. Man mußte ihm das Amt abnehmen. Kaufmann Jochimsen hatte noch immer den Laden an seinem Fenster nicht ausgebessert, obschon sich die Nachbarn lange darüber beklagten, daß das

Holz im Winde hin- und herklapperte. Jochimsen mußte ernstlich vermahnt werden. Das alles überlegte sich der Bürgermeister, während er immer wieder an das Eine, Große denken mußte: ‚Jetzt kommt die Probe auf Dein ganzes Leben, auf Dein und ihr ganzes Leben.‘

Als er ins Zimmer trat, kam ihm Cordula entgegen, freundlich wie stets, wenn sie wußte, daß er Sorgen hatte. Sie fragte dann nicht, was es sei, worüber er sich Kummer machte, sie war dann immer nur lieb und lind zu ihm. Das war das beste Mittel, um ihm sein Gleichgewicht wieder zu geben. Sie kam zu ihm . . . die Hände erhoben, um die seinen zu fassen. Aber sie erschrak. So furchtbar ernst sah er aus. Da konnte sie es doch nicht lassen zu fragen: „Etwas Schlimmes?“

Er ging langsam näher, wich dann aber an ihrer Seite vorbei . . . ging weiter und zwang sie, durch sein Schweigen, ihm zu folgen. „Schlimmes, Momm?“ Jetzt wandte er sich um. „Die Dragoner haben einen Knecht niedergemacht, draußen vor der Stadt.“

„Der Ärmste,“ sagte Cordula. Aber derlei Nachrichten hörte man ja so oft, was galt jetzt ein Leben? Das konnte es nicht sein, weshalb Momm so furchtbar ernst aussah.

„Von Askehöved einen,“ fuhr er fort.

„Doch wohl nicht unsern alten Hans?“

„Meinst Du, daß der sich zu solchen Diensten am besten eignet?“

„Was für Dienste?“

Cordula stutzte. Sie spürte, es kam Unheil. Momms Auge war voll Haß gegen sie. „Was ist mit Askehöved, Momm?“ bat sie in ihrer Herzensangst.

„Die Dragoner haben bei dem Knecht einen Zettel gefunden mit der ganzen dänischen Stellung.“

„Und der Zettel . . .?“ Jetzt kam das Letzte. Momm mußte noch einmal tief Atem holen, bevor er es so recht grausam aussprechen konnte: „Diesen Zettel hat Dein Vater geschrieben.“

„Vater?!“ Cordula flog an allen Gliedern.

„Dein Vater. Der Rittmeister fragte mich . . .“ unbarmherzig schlicht und einfach sprach der Bürgermeister zu seinem zitternden Weibe . . . „Ich erkannte die Schrift sofort, ich habe ihm natürlich nicht verschwiegen, von wem sie stammte.“

„Vater?“

Cordula kam auf Momm zu. Der streckte die Hand aus, daß sie ihm nicht nahen sollte.

„Haben Sie ihn gefangen genommen?“

„Der Rittmeister schickt seine Leute morgen früh hinaus. Erst morgen früh. Ich habe ihn allerdings ausdrücklich gebeten, auf mich keinerlei Rücksichten zu nehmen. Nicht wahr, daran tat ich recht?“

Sein Auge bohrte sich in Cordulas. Ihre Brust flog. „Morgen früh? Und dann?“

„Dann wird Dein Vater jedenfalls vors Standrecht gestellt.“

„Standrecht? Und dann?“

Momm zuckte die Achseln.

„Momm, aber dann müssen wir ihn ja warnen, dann können wir ihn doch noch warnen. Er muß doch fliehen!“

Momm lächelte: „Du hast also den Rittmeister gleich verstanden. Besser als ich im allerersten Augenblick, und es scheint, daß Du seine Rücksichten annimmst.“

„Sollte ich denn anders?“

„Cordula, ich habe Dir früher schon die Frage vorgelegt: zu wem gehörst Du?“

„Zu Dir, Momm, zu Dir!“

„Das hast Du gesagt, und ich habe Dir geglaubt. Aber jetzt frage ich Dich noch einmal. Bedenke Dir die Antwort. Zu wem gehörst Du, Cordula?“

„Zu Dir, Momm . . . zu Dir, aber . . .“

„Mit dem einen Aber bricht unser ganzes Leben elend zusammen.“

„Doch nicht, Momm!“

„Glaubst Du, ich könnte noch mit Dir zusammen sein, wenn Du jetzt auch nur noch mit einer Faser an Deinem Vater hängst? Ich habe zu den Heimlichkeiten auf Askehöved geschwiegen, denn ich hatte keinen Beweis . . .“

„Er hat es doch nur aus Liebe zu seinem Vaterlande getan!“

„Spion ist Spion, und mit der Tochter eines schleswig-holsteinischen Spions habe ich nichts gemeinsam.

„Wir müssen Vater doch warnen!“

„Er gibt ja sein Hab und Gut für sein vermeintliches Vaterland her, warum denn nicht sich selbst? Die Strafe, die auf Spionage steht, kennt er.“

„Aber Mutter!“

„Ja. Dein Vater hätte etwas an Euch denken sollen, vielleicht sogar etwas an mich." Er schlug auf den Tisch.

„Momm, ich muß hinaus! Mein Gott, ich muß nach Askehöved!"

Cordula sah nach der Tür.

„Zu wem gehörst Du, Cordula?"

Das gequälte Weib brach schluchzend zusammen. „Momm, glaube mir doch, ich bin ja Dein. Ich will ja alles, was ich irgend eigenes hatte, tief in mir vergraben, aber jetzt ... heute ... Momm, meinen Vater kann ich nicht im Stiche lassen, ich kann und kann ihn Dir nicht opfern! Sei doch ein ganz klein bißchen menschlich zu mir!"

Sie sah nicht, wie sich sein Antlitz aus dem Starren ins Gramvolle umwandelte, als er sich jetzt über sie, die das Haupt in die Hände vergraben hatte, herniederbeugte und leise sprach: „Cordula, — wenn ich nicht menschlich dächte, soviel ich mich auch zwinge, alles abzutun, was mich hindert, warum habe ich Dir dann überhaupt gesagt, was Deinem Vater bevorsteht? Warum habe ich nicht die Dragoner morgen früh ihr Werk tun lassen? Cordula, weil ich Dich liebe, bin ich jetzt zur Dir gekommen und habe Dir alles gesagt, weil ich Dich kenne ... weil ich weiß, daß Du trotz aller Schwüre, trotz allen Ringens doch nicht so zu mir gehörst, daß Du Vater und Mutter um meinetwillen ganz verlassen kannst. Aus Liebe, Cordula, begreifst Du das?"

Sie warf den Kopf zurück, da blickte sie in ein Paar gütige Augen. Sie wollte sich an seine Brust werfen, aber das litt er nicht; die Güte verschwand, und er war wieder starr und kalt. „Ich muß nun einmal jemand haben, Cordula, der mir ganz zu eigen ist. Oder ich muß allein sein."

Die fliegende Angst kam von neuem über Cordula: „Mein Gott, wenn sie jetzt doch schon kommen und Vater finden! Momm, ich muß nach Askehöved!"

Da richtete er sich auf und wies nach der Tür. „Ich weiß, Du mußt nach Askehöved, Cordula. Aber wenn Du jetzt diese Schwelle überschreitest, dann hast Du sie überhaupt zum letztenmal betreten."

„Momm!" schrie Cordula.

„Es gibt keine Rückkehr mehr für Dich zu mir. Es gibt kein Band mehr zwischen uns. Ich zerreiße alles. — Frei!"

Da klang ein Ton durch, der war wie ein Jubel. Sie aber in ihrer Todesangst um das, was sie hier verlassen und was sie dort retten sollte, sie vernahm diesen Ton nicht. Sie flehte nur: „Ich habe doch auch meine Pflicht gegen Vater. Ich kann ihn doch nicht ins Elend stoßen!"

„Seine Tochter ist nicht meine Frau."

Cordula keuchte. Die Zeit, die Zeit! — Horch! War das nicht Pferdegetrappel? Mein Gott, sie ritten hinaus und packten ihren alten, armen Vater ... Momm aber half ihr nicht. Es war die Probe, die Probe ... und sie ging aus, wie er es gedacht und gewußt hätte von Anbeginn. Cordula stürzte noch einmal vorwärts, als wolle sie Momm mit Gewalt umfassen, aber dann wagte sie es nicht, ihn anzurühren. Unnahbar ragte seine Gestalt empor. Da rang sich ein tiefer, weher Seufzer aus der Brust des Weibes: „Ich kann nicht, Momm, so wahr ein Gott im Himmel lebt! Ich habe zu Dir gehört so innig, wie ich es nur vermochte. Aber jetzt hier bleiben, meinen Vater dem Fürchterlichsten preisgeben ... nein, Momm, ich kann es nicht. Und wenn ich dann nicht wieder zu Dir kommen darf ..." nun regte sich ihr Stolz, ... „gut, Momm. So weiß ich eben, daß Du mich doch nicht so liebst, daß ich wieder zu Dir kommen kann. Zerreiße, was Dir nichts wert scheint, ich rette meinen Vater." Sie sah durchs Fenster in die Nacht hinaus, ein Grauen packte sie vor dem Dunkel. Sie suchte eine Sekunde, und dann kam es wie eine Erlösung über sie: „Peter muß mit mir. Er muß Vater bei der Flucht helfen!"

Da lachte Momm Lebensknecht bitter auf: „Du hast ganz recht, Peter muß Dir helfen. Eile Dich."

„Momm ..." sie wollte ihm Lebewohl sagen, er aber wehrte sie heftig ab: „Eil' Dich, sonst wird es vielleicht zu spät."

Da, mit einem letzten, wunden Blick auf Momm stürzte Cordula von dannen. Er hörte, wie die Haustür zuschlug. Cordulas Schritte flogen über die Straße ... Jetzt ... jetzt holte sie Peter Steen und rettete ihren Vater. Und alle die Mühe und Arbeit, — das fühlte Momm, — die sein Herz und sein Verstand in all den Jahren aufgewendet hatte, um sich nur ein einziges Menschenkind ganz und gar für sich zu ge-

winnen — das alles war verloren. Ja. Aber jetzt war er auch allein und hatte freie Bahn. —

Da schlug der Bürgermeister von Vordesby hin und weinte.

⁂

Der Krieg war zu Ende. Schleswig-Holsteins Ringen war umsonst gewesen. Die dänische Hand lastete schwerer denn je auf den Herzogtümern. Wer dem König treu geblieben war, der wurde belohnt, und unter diesen treuen Männern ragte vor allem der Bürgermeister von Vordesby hervor. Es war nicht unbekannt geblieben, wie dieser Beamte, einem Cato ähnlich, seine Pflicht getan, wie er sich von seiner Frau getrennt, weil ihr Vater, mit welchen Mitteln er nur immer konnte, den Dänen Abbruch tat. Der alte Thoms war nach dem Waffenstillstand aus der Flucht, die ihn damals mit knapper Not dem Verhängnis entriß, heimgekehrt. Man ließ ihn ruhig auf Askehöved und tat ihm nichts. Er selbst rührte sich auch nicht mehr im Lande, denn er sah sein zerrüttetes Anwesen und rettete durch rastlose Arbeit für Frau und Kind, was noch zu retten war. Nach Vordesby kam er nicht mehr hinein. Er wäre nicht gern mit seinem einstigen Schwiegersohn zusammengetroffen.

Momms Brust zierte der Orden vom Danebrog. Und nur eine kurze Weile dauerte es, da wurde er zum Amtmann von Flensburg ernannt. Es stand in dem königlichen Schreiben zu lesen, daß ihn der allergnädigste Herr bald auf noch höherem Posten zu sehen hoffe.

Die Vordesbyer betrauerten seinen Weggang. So wie er hatte noch keiner für die Stadt gesorgt. Sie gaben ihm oben im Saale des Domkruges ein Abschiedsmahl und priesen seine Verdienste mit vielen Reden. Er aber, den man jetzt immer nur ernst und wortkarg sah, erwiderte kurz, er gehe hin, wohin ihn die Pflicht rufe, und er wünsche der alten guten Stadt ein ferneres Gedeihen. — An seiner Seite saß glückselig Mutter Dörte, fein angetan, gepudert und mit nicht ganz natürlich roten Bäckchen.

Als das Fest vorüber war, sagte der neue Amtmann jedem einzelnen Bürger Lebewohl, und etlichen der braven Männer trat dabei das Wasser in die Augen.

Dann ging Momm Lebensknecht in die Abendkühle, zum Tor hinaus, die alten Wege aufwärts, und wie von selbst war er auf einmal bei der Letzten Barmherzigkeit ...

Das Wirtshaus war verlassen und verfallen. Der Mond schimmerte durch die zerbrochenen Scheiben in die niedrigen, dunklen Stuben ...

Wo Sarkessa geblieben war? Kein Mensch wußte es.

Sie hat ihre Kinder genommen und war von dannen gezogen in Lumpen und Elend.

Momm schritt an dem Hause vorbei, bog dann um eine Mauer um, und siehe: da stand er nun auf dem Platz, wo einstmals die Rose zu seinen Füßen niederfiel. War das da nicht der Ginsterbusch, in dem sie hängen blieb?

Unter ihm — die Stadt. Scharf zeichnete sich die Silhouette des Doms vom Himmel ab. Da war das Rote Tor ... der Giebel von der alten Schule ... das Rathaus ... ja, da standen sie, unbeweglich, unveränderlich, und alle Wandlungen auf diesem Fleck Erde, so wollte es Momm scheinen, waren nur in seiner eigenen Brust vor sich gegangen.

Da unten die Stadt, — Vordesby: die Stadt seines Werdens.

Ja, er war in ihr geworden, und jetzt verließ er sie: ein hochgeachteter — — ein einsamer Mann.

Nächtlich lag es über den Häusern, aber hie und da schimmerte aus ihnen ein Licht heraus, so freundlich, so winkend: warum bist Du nicht bei uns geblieben in unserm milden Schein?

Nein! Was dort unten lag, es war für ihn nur dagewesen, damit er es überwände.

Vordesby ... du Stadt des Werdens ...

Jetzt hatte er erreicht, wohin es ihn drängte, durch Irrungen und Leidenschaften hindurch: er diente der Allgemeinheit und war doch ihr Gebieter.

Weiter gab es für ihn jetzt keine Pfade mehr auf Erden als die, die ihn zu immer höheren Zielen führten, im Dienen und Gebieten. Das Herz durfte nicht mehr sprechen, ihn nicht mehr hier- und dorthin ziehen ...

Aber so ganz still, wie Amtmann Lebensknecht es wollte, war das Herz nun doch einmal nicht. Denn gerade, als er ihm jegliches Wort verbot, wußte es eine Sehn-

sucht in seiner Brust zu wecken, eine jener kleinen Sehnsüchte, bei denen wir sagen: „Ach, — nur noch einmal ...“ und denen wir gern gehorchen, so streng wir auch sonst gegen uns sein mögen, gern gehorchen, weil wir zugleich wissen, daß ihre Erfüllung uns nichts raubt von dem, was wir mühsam in uns aufgebaut haben als das große und unumstößliche Gesetz unseres Lebens. Nur einmal noch . . .

Der Amtmann nahm Abschied von dem Blick über die dunkle Stadt. Wenn er je wieder hier oben stand, dann war er ein noch mächtigerer Mann als jetzt. Das schwor er sich. Raschen Schrittes kehrte er durchs Tor zurück. Kein Mensch war auf den Straßen. Da war Peters Haus. Peter hatte noch Licht. Momm pochte an. Peter streckte den Kopf zum Fenster hinaus.

„Peter!“

„Ja? Wer ist da? Ach! Du, Momm? Nein doch, so spät?“

„Laß mich mal ein.“

„Gerne, Momm!“

Damit war Peter vom Fenster verschwunden, kam herunter und öffnete die Haustür, ein Licht in der Hand. Momm trat auf den Flur.

„Peter, — morgen früh reise ich.“

„Ja, ich weiß, Momm.“

„Nun habe ich noch einen Wunsch. Ich möchte noch einmal wieder in der Werkstelle auf meinem alten Platze sitzen.“

Da kamen dem guten Peter Steen beinahe schon die Tränen: „Daran denkst Du noch, Momm?“

„Öfter, als Du meinst.“

„So? Ich dachte, das wäre alles längst für Dich versunken und vergessen.“

„Das lebt, Peter, wenn ich ihm auch nicht nachgeben darf. Heute abend noch einmal, nicht wahr?“

„Komm, lieber Junge.“ —

In der Werkstelle sah es noch immer so unordentlich aus, wie zu Tischlermeister Steens Zeiten. Halbfertige Bücherborde und kleine Schränke standen herum, und an Leimgeruch mangelte es auch nicht Ja, und da stand der alte dreibeinige Sitz, den Momm so genau kannte.

Peter Steen setzte das Licht vorsichtig in eine Laterne und wies Momm hin auf den Platz, wo er oft gesessen und von seinen Plänen gesprochen hatte. Momm nickte, ließ sich nieder, lehnte den Ellenbogen an die Hobelbank und stützte die Schläfe tief sinnend in die Hand. Peter saß ihm gegenüber, die Hände nach seiner Gewohnheit schlaff zwischen den Knien. Er sprach nichts. Er wollte den Jugendfreund nicht stören. Dem mochte jetzt manches durch die Sinne ziehen. Peter hatte recht. Es war das ganze, wechselreiche Leben, das Momm in diesen Augenblicken an sich vorübergleiten ließ. Zuletzt nahm er dann die Hand von der Stirn und sagte: „Ich glaube jetzt beinahe, Du hast recht, Peter. Alles ist Schicksal. Aber mein Schicksal ist es dann eben auch zu glauben, daß wir uns unser Leben selbst zurechthämmern können.“

„Du hast Dich nur beim Hämmern oft selber ganz gehörig auf die Finger geklopft.“

„Du weißt alles von mir. Sage mir, wann hätte ich anders sein können, als ich war?“

Peter antwortete nicht geradenwegs auf diese Frage. Er meinte nur: „Das ist merkwürdig jetzt mit uns beiden. Das sind beinahe vertauschte Rollen. Du, der Du immer vom freien Willen gesprochen hast, Du hältst, wie mir scheint, jetzt alles für Notwendigkeit, und ich, der ich sonst nichts sehe, als das Notwendige, ich möchte fast denken, dies und jenes hätte doch durch Dein Zutun anders sein können in Deinem Leben. Du kommst zum Schicksal, und ich, ja, Momm, — wenn es auch keinen freien Willen gibt, am Ende gibt es doch so etwas wie eine Freiwilligkeit für uns Menschen. Du gibst nach, und ich gebe nach, da treffen wir uns in der Mitte und sind einig. Glaube mir, daß mich das freut.“

„Ja,“ entgegnete Momm und setzte sich aufrecht hin, „und damit soll es nun genug sein. Das Grübeln lass' ich hier in Vordesby zurück.“

„Wie so manches andere auch!“ warf Peter ein.

Momm nickte: „Ja, wie so manches andere! So allein, wie ich jetzt hier fortgehe, werde ich auch mein Leben lang bleiben. Aber dafür habe ich alle meine Kräfte in mich hineingesogen und will sie gebrauchen zu dem, was mein Glück ist. Und in diesem Glück, das habe ich erkannt, trifft sich Lebensherrschaft und Lebens-

knechtschaft zusammen. Wie unser beider Glauben ans Schicksal und an den freien Willen."

„So hat sich alles in Dir ausgeglichen, Momm."

„Ich habe es mir sauer erkämpft."

„Ja. Umsonst hast Du es, weiß Gott, nicht gehabt, mein Junge."

„Jetzt aber halt' ich es fest."

Peter maß den Freund mit forschenden Blicken. Momms Lippen waren hart aufeinander gepreßt, eine tiefe Falte teilte die Stirn mitten von oben nach unten.

„Man sieht es Dir an," sagte Peter, „Du hältst jetzt fest."

Momm hatte sich erhoben.

„Du sollst Dank haben, Peter, daß ich noch einmal hier drinnen sein durfte."

„So oft Du wieder herkommst, lieber Junge, bei Tag und Nacht steht Dir meine Tür offen."

„Auch später?"

„Warum nicht?"

„Ich denke an Askehöved. Wartet da nicht jemand auf Dich, daß Du kommst und sie holst?"

Peter Steen wandte sich ab, wie er es schon einmal vor langen Jahren an dieser Stelle getan hatte, als sie von Askehöved redeten, und dann sagte er beinahe flüsternd: „Ja, Du hast recht, ich werde da nun bald mal ein Wort sprechen."

Momm mußte lächeln. „Laß Dir aber nur nicht wieder einen andern zuvorkommen, hörst Du?"

Peter sah Momm voll ins Gesicht. „Nein, lieber Junge, hat keine Not. Es gibt hier ja keinen Momm Lebensknecht mehr. Und außerdem: sie ist für mich bestimmt. Das habe ich Dir damals ja gleich gesagt . . ."

„Lebewohl, Peter."

„Ja, und sei Du recht, recht glücklich, lieber Momm, und vergiß uns nicht, denn wir haben Dich sehr, sehr lieb gehabt, solange wir denken können, . . . und noch immer, Momm . . ."

Momm kehrte sich schnell ab. Peter merkte, was in ihm zitterte, und er nahm den Freund bei der Schulter: „Schäme Dich nicht, mein Junge, man kann gern mal weich werden, auch wenn man Amtmann von Flensburg ist."

Da beugte Momm Lebensknecht den Kopf an Peters Brust und ließ der Wehmut ihren Lauf. Aber dann preßte er rasch hinunter, was ihn bewegte, drückte dem Freunde die Hand: „Leb' wohl!" und ging hinaus auf die nächtliche, einsame Straße . . .

Peter stand in seiner sicheren Haustür und schaute ihm nach.

‚Straffer Mann, dieser Momm,' sagte er bei sich. ‚Straffer Mann.'

Valenciennes.

Von Börries, Freiherr von Münchhausen.

Der Schlitten knirscht den Hohlweg sacht herab,
Die Füchse spielen schnaubend mit den Trensen,
Von ihren Kruppen zögert Rauch empor
Ins Rauhreif-Zweiggewirr des Birkenwaldes.

Ein weißes Spitzenbaldachin hängt steif
Wie weiße Valenciennes auf blauer Seide
Vorm klaren Winterhimmel, — wunderlich
Und lautlos klöppelt sich das Muster weiter,

Und immer neue Fäden zwirnt es ein. —
Ein Zungenschlag, anziehen frisch die Pferde,
Die Valenciennes verflimmern, und es weht
Brillantenstaub auf meinen Pelz hernieder.

Österreich-Ungarn als südslawische Vormacht.

Von Leopold Frhrn. v. Chlumecky, mährischer Landtagsabgeordneter.

Werden Menschen aus der alten Bahn geworfen, so müssen sie — sofern sie noch tatkräftig sind und es auch bleiben wollen — sich einem neuen Berufe, neuen Lebenszielen zuwenden. Nicht anders staatliche Gemeinschaften. Auch sie bedürfen, wollen sie sich die Lebenskraft bewahren, eines Lebenszweckes, eines Zieles, das nicht im Selbstgenügen innerhalb festgezogener Grenzen sich bescheidet, sondern über diese hinaus strebt — stets neue Anforderungen an die Tatkraft der Gesamtheit stellend — sie zu jenem erzieht und stählt, was die einzige wirkende Kraft im Leben der Völker wie der Einzelmenschen ist: den Kampf. Darum durfte sich Österreich nicht allzu lange besinnen, als 1866 zu Königgrätz die Hoffnung zusammenbrach, jemals wieder im Deutschen Bunde die führende Rolle zu erringen, und als es gleichzeitig mit dem Verzichte auf Venedig die Abrechnung seiner italienischen Politik vollzog. Die neue Monarchie mußte einen neuen politischen Kurs einschlagen. Besser gesagt: einer schon früher, damals aber nur in dilettantischer Weise verfolgten Laufbahn jetzt mit vollem Ernste sich zuwenden. Das geschah auch nach kurzem Zögern und jenem unsicheren Schwanken, das ehedem so oft ein kennzeichnendes Merkmal der österreichischen Politik gewesen. Beusts Revanchelust wurde niedergerungen, und gegen den Wunsch nicht weniger, sich im deutsch-französischen Kriege an Frankreichs Seite zu stellen, wurde die Neutralität Österreich-Ungarns beschlossen. Es war dies ein Sieg der zu neuem und geändertem Handeln drängenden Erkenntnis, daß die Monarchie nunmehr auf anderen Bahnen wandeln müsse. Daß dieser Sieg erfochten wurde, ist ein Verdienst Andrassys, der uns dann auch die neuen politischen Begriffe brachte, zu welchen er mit Bismarcks Unterstützung am Berliner Kongresse die Grundsteine legte. Frühzeitig schon hat Andrassy als eben gewählter Abgeordneter (Mai 1861) dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß Ungarn im Verein mit Österreich im Osten höchst wichtige Aufgaben zu erfüllen habe. (Wertheimer: Graf Julius Andrassy. Sein Leben und seine Zeit.) Weit klarer und bestimmter tritt diese Erkenntnis bei Andrassy im Jahre 1870 zutage, wo er in seiner Eigenschaft als ungarischer Ministerpräsident auf die auswärtige Politik bestimmenden Einfluß nahm. Ihm schwebte stets die Stärkung der Monarchie im Osten vor Augen, während Beust kein größeres Interesse für den Orient bekundete. Andrassy gedachte hierbei der Tatsache, daß die Monarchie im Osten einst Ströme von Blut vergossen hatte und geradezu berufen erscheine, „dort ihr Wort in die Wagschale zu werfen". Damals freilich war Andrassy noch ein Gegner der Erwerbung Bosniens und der Herzegowina — im Gegensatze zum Monarchen, der schon bald nach 1867 diesen Plan in Erwägung zu ziehen begann. Andrassy befürchtete von der Annexion der beiden türkischen Provinzen eine für Ungarn ungünstige Zunahme des slawischen Elements. Andrassy scheint daran gedacht zu haben, Bosnien und die Herzegowina den Serben zu überlassen, und diese dafür zu Wächtern unserer südlichen Grenzen zu machen. Mit Recht bemerkt Wertheimer in dem schon angeführten Werke:

„Konnte aber ihren Versicherungen Glaube geschenkt werden, daß sie (die Serben) als Preis für die Erwerbung Bosniens und der Herzegowina allen Aspirationen über die Save hinaus entsagen würden, daß sie dann nichts weiter von ihren ungarischen Stammesverwandten wissen wollten, von denen sie ohnehin durch natürliche Grenzen getrennt seien? Selbst wenn derartige Zusagen in dem Moment vollkommen aufrichtig gemeint waren, so hätte ein erweitertes Serbien ja gar nicht die Macht besessen, die Anziehungskraft auf die ungarischen Serben abzuwehren. Mit der Zeit wäre an unserer Grenze ein großserbisches-Reich — der Traum aller Südslawen — entstanden, als stete Gefahr für unsere staatliche Existenz."

Bei Andrassy wie bei Kallaj beobachten wir dasselbe wie auch heute noch bei nicht wenigen Politikern: am Beginne ihres Wirkens als Balkanpolitiker stehen sie alle mehr oder weniger — wenn ich so sagen darf — unter der „serbischen Hypnose", aus der sie erst nach eingehendem Studium der Verhältnisse, auf Grund reiflicher Erfahrung und nach besserem Kennenlernen der serbischen Neigungen und des serbischen Charakters erwachen.

So hat sich auch Andrassy eines Besseren besonnen, und so sehen wir ihn, der Bosnien und die Herzegowina mit Serbien vereinigen wollte, acht Jahre später an der Arbeit, der Monarchie die Besitznahme der beiden türkischen Provinzen zu sichern.

Mit der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina nahm Österreich-Ungarn seine orientalische Karriere wieder auf, die es — freilich mit wenig Geschick — früher schon öfters einzuschlagen versucht hatte. Leicht ist uns dieses „Umsatteln" freilich nicht geworden. Denn von allen politischen Problemen ist der unendlich große Knäuel widerstreitender Interessen und Ziele, den man als die Balkanfrage zu bezeichnen pflegt, unstreitig das schwierigste. Schon darum, weil die landläufige Methode und

die in Europa gebräuchlichen Mittel der Diplomatie am Balkan zumeist versagen. Die Völker wie die Menschen am Balkan müssen nach ganz anderen Rezepten behandelt werden, als nach jenen, für welche die Heilkunst der europäischen Diplomatie gemeiniglich eingerichtet ist. Nur Rußland hat diese Spezialtherapie schon vor Jahrzehnten meisterhaft verstanden. Wir selbst haben aber auch nach der Okkupation Bosniens uns noch manchmal als Neulinge in der Behandlung der Balkanvölker erwiesen. Wir haben durch die Politik der Nadelstiche, durch die in den Delegationen viele Jahre hindurch geübte Methode der gönnerhaften oder schulmeisternden Austeilung von Sittennoten an die einzelnen Staaten und Regierungen bald hier, bald dort Anstoß erregt, berechtigte Empfindlichkeiten verletzt, ebensooft aber auch durch Mangel an Entschiedenheit und festem Auftreten schwer gefehlt.

So gelangten wir schließlich unmerklich in steigende Abhängigkeit von Rußland: den Tiefpunkt unserer Balkanpolitik bezeichnet die „Mürzsteger Entente". In Mürzsteg haben wir uns für die Zeit des Engagements Rußlands im fernen Osten die Hände gebunden. Es war dies die beste Rückendeckung für die russische Politik. Man brauchte in Petersburg nicht zu befürchten, daß am Balkan unwillkommene Schiebungen und Veränderungen eintreten würden, solange man die ostasiatischen Sorgen am Hals hatte. Gegen eine solche Möglichkeit war man eben durch das Mürzsteger Abkommen gesichert. Österreich-Ungarn sorgte loyal und gutmütig dafür, daß keinerlei Zwischenfall im nahen Osten Rußlands Zirkel störe. Dieser „leoninische Pakt" blieb in Geltung, so lange Rußland seiner bedurfte. Als das Abenteuer im fernen Osten liquidiert und die inneren Unruhen niedergerungen waren, zerriß man in Petersburg das Mürzsteger Übereinkommen, das seine Schuldigkeit getan hatte, nun aber als lästige Fessel empfunden wurde. Dieser neueste Abschnitt der russischen Balkanpolitik hieß Reval, und gewiegte Diplomaten Deutschlands versichern mit vollem Rechte, daß man nie zu ihm gelangt wäre, wenn sich Österreich-Ungarn nicht nach Mürzsteg hätte locken lassen. An dem Tage von Reval ist aber auch Österreich-Ungarn der Fesseln ledig geworden, die es bis dahin an einer freieren Betätigung am Balkan gehindert und seine Orientpolitik an den Wagen Rußlands gespannt hatten. Die Tatkraft und der staatsmännische Geist Aehrenthals wußte dies zu nutzen, und so vollzogen wir den zweiten, weittragenden Schritt unserer Balkanlaufbahn, die Annexion.

Soll und darf dieser auch den Abschluß unserer orientalischen Laufbahn bedeuten? Die Räumung des Sandschak von Novibazar, in dem wir kraft des Berliner Vertrages Truppen zu halten und Verkehrswege zu bauen berechtigt waren, darf nicht nur als eine an die Türkei gewährte Entschädigung für die Annexion angesehen werden. Sie bedeutet, daß wir auf das „au delà de Mitrowitza" Verzicht leisten und keine Gebietsausdehnung auf Kosten der Türkei anstreben wollen. Daß dies aber nicht die Verzichtleistung auf eine weitere aktive Balkanpolitik einschließt, liegt klar auf der Hand.

Denn vom Streben nach neuen Ländergebieten auf Kosten der Türkei unabhängig ist das Streben der Monarchie, sich die ihr gebührende Rolle als Vormacht am Balkan zu sichern, ihre geographische und wirtschaftliche Lage zu nutzen, um ihren Einfluß bei den slawischen Balkanstaaten allmählich zu erhöhen, und so ihre Position im Südosten auf festere Grundlagen zu stellen. Diesem Ziele können wir freilich nicht immer auf der kürzesten, geraden Linie zustreben. Die verwickelte Zusammensetzung der Monarchie läßt ein rasches, einheitliches Handeln nicht immer zu, und der überwiegende Einfluß, den die Agrarier im Wiener wie im Pester Parlamente besitzen, läßt den Abschluß von Handelsverträgen mit den Balkanstaaten, nach Ährenthals Worten, zu einer wahren via crucis auf dem Kalvarienberg werden. Und doch ist die handelspolitische Annäherung an die slawischen Staaten des Balkans eine der Vorbedingungen, ohne deren Erfüllung die Monarchie niemals ihrer Aufgabe im Osten wird gerecht werden können. — Diese Mission besteht darin, zur führenden südslawischen Macht zu werden, den kulturellen und politischen Mittelpunkt der südslawischen Welt zu bilden und so allmählich ein Anziehungsgebiet zu schaffen, dem die Sympathien der außerhalb der Monarchie stehenden Slawen sich zuwenden. Es heißt also: zentrifugale Tendenzen in zentripetale Bestrebungen umkehren, mit anderen Worten, an Stelle der großserbischen, nach Belgrad oder Cetinje blickenden Bestrebungen — allmählich ein nach Agram oder Sarajewo gerichtetes Gravitieren der jenseits der Grenze lebenden Slawen zu setzen.

Das Schwergewicht der Unternehmungen zur Befestigung der Stellung Österreich-Ungarns am Balkan liegt somit heute nicht in den Händen der Diplomatie, sondern in jenen der Verwaltung. Wenn wir offen sein wollen, müssen wir sagen, daß sie bis heute diese Aufgabe nicht immer voll erfaßt hat und ihrer Tätigkeit ein anderes, allerdings nicht immer von großem Weitblick zeugendes Ziel setzt. Vor allem anderen bringt es der überwiegende ungarische Einfluß dahin, daß mit Macht alles aufgeboten wird, um die Annäherung der in drei verschiedenen Verwaltungsgebieten lebenden Südslawen zu hindern oder zumindest zu erschweren. Wenn jemals das unheilvolle Prinzip des „Divide et impera" tatsächlich angewendet wurde, so ist dies hier der Fall. Die Magyaren, die in Bosnien eine zur „heiligen ungarischen Krone" gehörende Provinz erblicken und ganz offen die Angliederung der annektierten Länder an Ungarn fordern, dabei auch jede Selbständigkeitsregung Kroatiens mit Argwohn verfolgen, sehen die vor-

nehmste Aufgabe ihrer Verwaltungstätigkeit darin, eine Kluft zwischen diesen beiden Schwesterländern erstehen zu lassen. Damit wird aber der Zweck des Vordringens Österreich-Ungarns nach Bosnien und der Herzegowina geradezu vereitelt. Denn diese Länder wurden nicht in Besitz genommen, um dem vielsprachigen Reich eine — recht und schlecht verwaltete — Provinz mehr anzugliedern. Wäre dies unserer Orientpolitik letzter Schluß, so wäre es wahrhaftig jammerschade um das Blut, das vergossen, um die Millionen, die verausgabt wurden.

Bosnien und die Herzegowina waren als wichtigste Bestandteile jenes Mosaiks gedacht, zu dem sich die Völker und Länder im Südosten unter österreichisch-ungarischer Führung zusammenschließen sollen, um so ein wertvolles Kleinod habsburgischer Hausmacht zu bilden. Und den Kitt dieses Mosaiks müssen gemeinsame nationale und wirtschaftliche Interessen, einheitliche kulturelle Bestrebungen, muß vor allem das Bewußtsein bilden, durch den Anschluß an die Monarchie Entwicklungsmöglichkeiten gesichert zu haben, die weder in Serbien, noch in Montenegro jemals auch nur erträumt werden konnten. Zu diesem Behufe müßte freilich einmal dem häßlichen Zanke zwischen Österreich und Ungarn um Bosnien und die Herzegowina ein Ende gesetzt werden — ein Streit unter dem die gesamte Entwicklung der beiden Länder schwer leidet. Heute steht bei allen größeren wirtschaftlichen Unternehmungen in den annektierten Ländern immer die Frage im Vordergrunde, ob diese Aktion mehr im Interesse Österreichs oder Ungarns liege. Ist das erstere der Fall, so hindert der Einspruch der Magyaren, im letzten Falle der Widerstand Österreichs die Verwirklichung der gedachten Pläne. Am klarsten tritt dies bei der Eisenbahnpolitik Bosniens vor Augen. In dem ewigen Streite zwischen Österreich und Ungarn, in dem steten Bestreben Budapests, Bosnien ganz in seine wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen, bleiben die wichtigsten Bahnprojekte unausgeführt, bleibt Dalmatien ohne Bahnverbindung mit der Monarchie und wird in dieser Weise das österreichisch-ungarische Neuland vom Weltverkehre künstlich ausgeschaltet. In diesem Falle trauert der Dritte, wenn zwei sich streiten. Die ganze wirtschaftliche Entwicklung der südslawischen Länder leidet darunter, daß sie den Zankapfel zwischen Österreich und Ungarn bilden und daß die Magyaren Kroatien und — neuerdings auch Bosnien als ungarische Provinz ansehen, die man ad majorem Hungariae gloriam ausbeutet, in finanzielle und wirtschaftliche Hörigkeit bringt und kulturell wie politisch trennt, — als wären sie nicht die natürlichen Teile eines Ganzen, das mit Macht zum Zusammenschlusse drängt ... wenn es geht mit uns — wenn wir aber diesem Prozesse hindernd im Wege stehen, ohne oder sogar gegen uns.

Bosnien den Bosniern, Kroatien den Kroaten! Diese Forderung muß erhoben, und dieses Programm muß eingehalten werden, wenn man den auseinanderstrebenden Neigungen mit Erfolg entgegentreten will. Nur ein wirtschaftlich aufblühendes zufriedenes Volk, das sich politisch und kulturell frei ausleben kann, wird dem Schielen über die Grenze entsagen und mehr als dies: auch auf die unter fremder Oberhoheit stehenden Stammesangehörigen eine gewisse Anziehungskraft üben. Hierfür müßte freilich auch noch eine andere Vorbedingung erfüllt werden: die künstlich errichteten geistigen und wirtschaftlichen — in einer ferneren Zukunft auch die politischen und staatsrechtlichen Schranken zwischen Kroatien, Bosnien und Dalmatien müssen fallen. Diesem letzteren, dem politischen und staatsrechtlichen Zusammenschlusse steht heute wohl noch der Widerstand Ungarns unüberwindlich entgegen. Es kann aber unschwer der Tag kommen, an welchem die Magyaren selbst über diese Frage anders denken, als im gegenwärtigen Zeitpunkte. Mit unwiderstehlicher Macht nimmt die Nationalitätenbewegung in Ungarn zu. Heute ist sie noch künstlich niedergehalten durch die drakonischen Mittel einer in dem Dienst des magyarischen Chauvinismus stehenden Justiz und Verwaltung. Es könnte freilich geschehen, daß ein noch jahrzehntelanger, mit gleicher Rücksichtslosigkeit ausgeübter Druck einzelne Teile der Nationalitäten zermürbt. Alle Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß es anders kommt. Wir haben es in Österreich gesehen, daß eine von oben gestützte Wahlrechtsbewegung mit elementarer Kraft zum Siege drängt. Wenn ein gleiches in Ungarn geschieht, wenn dort die breiten Massen an die Wahlurne gerufen werden, dann wird die heute herrschende Schicht allmählich von der Oberfläche verschwinden, und der „Magyarismus“ wird sich in seiner Alleinherrschaft bedroht sehen. In demselben Maße aber, als die magyarische Majorität im Parlamente zusammenschmilzt, wird sie auch ihren Vorteil darin erblicken, durch Abstoßung der slawischen Elemente ihre relative Stärke wieder zu erhöhen.

Daß hierbei Ungarn auf den freien Zutritt zum Meere und auf den unantastbaren Besitz Fiumes niemals verzichten könnte, ist ebenso selbstverständlich, wie daß Österreich weder Triest noch Istrien jemals dem Trialismus zum Opfer bringen könnte.

Der Gedanke einer Zustimmung Ungarns zum politischen Zusammenschlusse der drei südslawischen Länder ist gewiß ein Wechsel auf sehr weite Sicht, dessen Einlösung aber nicht aus dem Bereiche aller Möglichkeit liegt. Südslawische Politik läßt sich eben nur auf weite Sicht machen, denn nur im Wege einer allmählichen Entwicklung kann dieses schwere Problem seine Lösung finden.

Wenn auch der Schwerpunkt der Aktion, durch welche unsere Stellung im Südosten befestigt und unserer südslawischen Politik neue Zukunftsmöglichkeiten eröffnet werden

sollen, mehr auf innerpolitischem und administrativem, als auf diplomatischem Gebiete liegt, so ist dennoch auch in dieser Hinsicht die schon in der nächsten Zeit der österreichisch-ungarischen Diplomatie zufallende Aufgabe von ungemein großer Tragweite. Heute stehen die slawischen Balkanstaaten der Monarchie wirtschaftlich und politisch ziemlich fremd gegenüber. Darum wird die Handelspolitik der Monarchie allmählich in andere Bahnen gelenkt werden müssen, was freilich eine folgerichtige, nachhaltige Aufklärung der österreichisch-ungarischen Öffentlichkeit zur Vorbedingung hat. Ein Aufklärungsdienst, ein Bekämpfen agrarischer Schlagworte, kurz eine allmähliche Umformung eines Teiles der öffentlichen Meinung! Auch diese Aktion kann nicht vom Ministerium des Äußeren durchgeführt werden, berührt sie doch das Gebiet der inneren Politik der beiden Staaten, — die Anregung hierzu vermag aber vom Ballplatze zu kommen, wo man längst erkannt hat, daß jedweder Versuch der Durchführung einer unseren Interessen entsprechenderen Balkanpolitik solange einer Sisyphusarbeit gleicht, als ultraagrarische Unduldsamkeit es unmöglich macht, unsere südöstlichen Nachbarn durch Einräumung ausgiebiger wirtschaftlicher Vorteile dauernd an die Monarchie zu ziehen. Die Künste einer Diplomatie, die mit leeren Händen kommt, versagen heute zumeist — und besonders dann, wenn nationale und konfessionelle Momente zur künstlichen Schürung eines gewissen Mißtrauens benützt werden, wie dies Rußland am Balkan mit großem Geschick gegen Österreich-Ungarn tut. Diese von Petersburg ausgehende ununterbrochene Maulwurfsarbeit, dieses stete Ausnützen auch der kleinsten Blößen und jedweden Angriffspunktes, den die Politik der Monarchie bietet, zwingt die österreichisch-ungarische Diplomatie zu doppelter Wachsamkeit und zu besonderer Vorsicht bei mit der Balkanfrage in Zusammenhang stehenden Unternehmungen. Darum kann auch unser Handeln nicht immer vollkommen geradlinig sein, darum müssen wir auf Stimmungen und Verstimmungen am Balkan mit gespannterem Ohre horchen, als andere. Darum läßt sich auch Österreich-Ungarns dem Osmanenreiche gegenüber zu verfolgende Politik nicht immer als ein restlos aufgehendes, einfaches Rechenexempel auffassen, wie dies für das Deutsche Reich in seinen Beziehungen zur Türkei der Fall ist. Gewiß: auch die Monarchie ist in hohem Maße an der Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zum osmanischen Reiche interessiert und muß die innigere Ausgestaltung dieses Verhältnisses anstreben. Diese Intimität darf aber wohl nicht jenen Grad erreichen, der bei den slawischen Balkanstaaten Mißtrauen und Anstoß erregen könnte. Dürfen wir doch nicht vergessen, daß die slawischen Balkanstaaten auch heute noch immer in der Türkei den Erbfeind erblicken und daß die Monarchie ihre letzten Sympathien in Belgrad und Cetinje verscherzen und sich für immer in die Unmöglichkeit versetzen würde, diese wieder zu gewinnen oder gar zu vertiefen, wenn sie allzu eng an der Seite der Türkei marschieren und die slawischen Interessen dauernd dem Osmanentum preisgeben würde.

Die Monarchie wird nur dann die ihr gebührende Rolle im Südosten spielen können, wenn sie allmählich zum Hort der südslawischen Interessen wird. Wenn dies erkannt und mit zäher Konsequenz durchgeführt wird, dann können die Habsburger, die ihren Schwerpunkt immer mehr von West nach Ost verlegten, dereinst ihrer Hausmacht eine neue, kraftvolle Stütze hinzufügen. Dann, aber auch nur dann wird die Monarchie die ihr durch die Geographie und die Geschichte vorgeschriebene Mission erfüllen: die führende südslawische Vormacht zu werden.

Rune.

Bin ich's, der diesen Waldpfad geht?...
Wie der Bachsturz rauscht, wie das Grünlaub weht!
Und in Gründen und Wipfeln schwebender Schein —
Und hier! Der dieses Wort einmal —
O Rune tiefster Liebesqual
Grub in die graue Rinde ein:
War ich's?...

Was ist, daß so mein Auge starrt? —
Wie ist die Wunde vernarbt und hart,
Und drüberher wuchs rauhes Hungermoos...
War ich's? — Wie lang denn ist's geschehn?
Und wüßt' ich's gleich: um wen? Um wen!...
O Zeit! O Traum! O Menschenlos —
War ich's?...

Karl Engelhard.



Der Pechsee im Grunewald. Gemälde von Fritz Wildhagen.



Abb. 1. Trilobiten und Armfüßler als Charakterbild der Kambriumzeit. (Etwa ³/₄ der natürl. Größe.)

Blätter aus der Geschichte der Erde.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer †. Mit Originalaufnahmen des Verfassers u. a.

Wer die Natur unserer Erde mit offenen Augen durchwandert, braucht noch kein Naturforscher, gar im besondern Geologe zu sein: er wird überall sehen, daß auch die Erde ihre Geschichte gehabt hat, daß sie nicht immer so war, wie sie jetzt ist, daß alle ihre Teile im beständigen Werden und Vergehen begriffen sind, wie wir selber auch.

Am deutlichsten offenbart sich uns dies im Gebirge. Dort sehen wir verschiedenartige Gesteine übereinandergelagert, oft in völlig horizontalen Schichten, aber vielfach unterbrochen von Tälern, die das Wasser später herausgearbeitet hat. Über diese Täler hinwegspringend setzen sich die horizontalen Schichten fort. Sie sind seit ihrer Entstehung an sich „ungestört“ geblieben. Hier, wo das Gebirge heute steht, breitete sich also einstmals eine weite Ebene. Flußläufe haben sich in sie eingesägt und aus der Ebene ein Gebirge gemacht. Oft sind noch ausgedehnte Platten stehen geblieben, wie in der Sächsischen Schweiz, die uns auch davon erzählt, wie die Elbe einst viel mächtiger war und viele große Nebenflüsse hatte, die heute völlig versiegt sind. In andern Gebieten wieder ist die „Abtragung“ bereits soweit vorgeschritten, daß nur noch ein vielgegliedertes Kettengebirge stehen geblieben ist, dessen innerer Schichtungsbau verrät, daß es nicht, wie es den Anschein hat, durch Hebungen oder Senkungen der Erdoberfläche entstanden ist. An andern Stellen dagegen sieht man jene Schichten aufgeworfen, zusammengepreßt, übereinandergeschoben und gebogen, wie wenn man horizontale Tuchlagen in Falten zusammengedrängt. Hier müssen also gewaltige Kräfte die Erdkruste angepackt haben, um die Gebirge aufzutürmen. Einst hatte man gemeint, daß dies nur in fürchterlichen konvulsivischen Zuckungen der Erdrinde, bei Erdbebenkatastrophen geschehen konnte. Ganze Alpenketten sollten so in kurzen Revolutionsperioden geboren worden sein. Heute weiß man, daß diese Vorgänge nach menschlichem Zeitmaß äußerst langsam geschahen. In solchen Zeitläufen zeigt sich auch das sprödeste Gestein bei starkem Drucke elastisch und biegt sich unter den Einflüssen, die dem Antlitz der Erde seinen charakteristischen Ausdruck gegeben haben, der in ihren verschiedenen Altersstufen so erheblich wechselte, wie das Antlitz eines Menschen.



Dr. M. Wilhelm Meyer †.

Andere Gebirge wieder zeigen in ihrer Hauptmasse

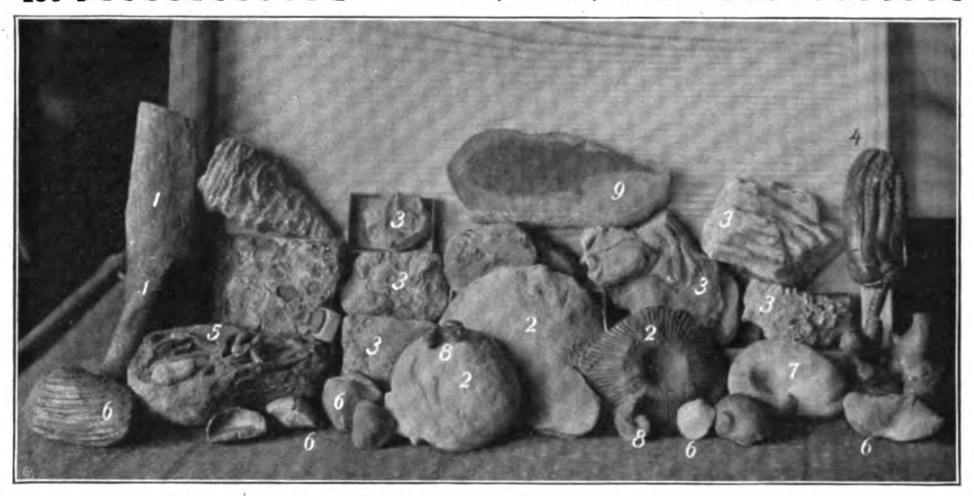


Abb. 2. Silur- und Devonfunde. 1. Pflanzenstämme. 2. Schwämme. 3. Korallen. 4. Eine Seelilie. 5. Medusen (auf dem Stern ein Trilobit mit deutlich ausgebildeten Augen). 6. Armfüßler und Muscheln. 7. Ein Nautilus. 8. Anfänge der Ammonitengattung. (1/4 der natürl. Größe.)

überhaupt keine Schichtungen. Sie bestehen aus einem dicht zusammengedrängten Gemisch von Kristallen, die aber meist ihre scharfen Ecken und Kanten abgeschliffen haben. Es sind die Granite, Gneise und ähnliche harte Gesteine. Man trifft sie überall unter den geschichteten Gesteinen an, wenn es gelingt, diese bis zu genügenden Tiefen zu durchdringen. Liegen sie zutage, so bilden sie immer den Kern des Gebirgsstockes. Zu beiden Seiten desselben lagern sich dann die geschichteten Gesteine immer in derselben Reihenfolge. Man hat die verschiedenen Schichten voneinander unterscheiden gelernt, wovon ich gleich noch mehr erzählen werde. So gibt es zum Beispiel eine Kohlenformation, den Jura und die Kreide. Wenn auf der einen Seite eines granitnen Gebirgsstockes diese drei Schichtenarten übereinander liegen, so trifft man sie meist auch auf der andern in derselben Reihenfolge an. Man konnte dann oft nachweisen, daß in vielen Wölbungen und Falten diese Schichten über den ungeschichteten Kamm des Gebirges hinweg einstmals zusammenhingen und erst später vom Wasser oder vom Eis weggeschwemmt oder abgehobelt worden sind. Der Kern hatte sich also unter den vorher horizontalen Schichtungen erhoben. Früher meinte man, dies sei durch vulkanische Kräfte geschehen. Aber viele Gebirge weisen durchaus keine vulkanischen Gesteine auf, oder die Vulkane sind nur als Folgeerscheinungen der Gebirgsbildung auf den breiten Rücken des Gebirges gesetzt. Auch die Vulkanberge selbst sind nicht durch einen Auftrieb von unten entstanden, sondern nur von ihren Auswurfsprodukten aufgeschüttet worden. Die Gebirge aber sind in der Hauptsache durch einen s e i t l i c h e n Schub aufgeworfen, ähnlich jenen Tuchfalten, von denen ich vorhin sprach. Sie verdanken meist ihre Entstehung einem Schrumpfungsprozesse des alternden, erkaltenden Erdballes; man hat sie mit den Runzeln auf einem gebratenen Apfel verglichen.

Nun ist jenes überall zu unterst liegende kristallinische Gestein den Laven sehr ähnlich, die die Vulkane aus den Tiefen heraufbefördern. Alles spricht dafür, daß auch jener Granit und die anderen ungeschichteten kristallinischen Gesteine einmal in Feuerfluß gewesen sind. Da man sie über die ganze Erde verbreitet findet, so muß man annehmen, daß unser Planet in seinem Urzustande völlig von feuerflüssigen Massen überflutet war. Man nennt deshalb diese Massen kristallinische Urgesteine. Über ihnen lagern jene geschichteten Sedimentgesteine, die bei näherer Untersuchung verraten, daß sie einst aus Meeren oder später aus Süßwasserseen abgelagerter, zu Stein verhärteter Schlamm sind. Diese Ablagerungen erfuhren zeitweilig Unterbrechungen, so daß oft das Gestein in seinen Lagen, Blättern gleich, aufgeschichtet ist. Da sich nun zwischen diesen Blättern viele Reste der Lebewesen jener längstvergangenen Schöpfungszeitalter eingelagert haben, selbst mit in Stein verwandelt, so ist das erschlossene Gebirge für uns wie ein ungeheures Buch der Geschichte unseres Weltkörpers geworden. Ich besitze selbst eine hübsche Sammlung jener versteinerten Schriftzeichen, rings um die Erde herum aus jenen Blättern entnommen, Schriftzeichen, die noch vor hundert Jahren Hieroglyphen waren. Heut hat man die Chronik der Erdgeschichte entziffert.

Diese Chronik der Erde ist in verschiedene Hauptabschnitte und Kapitel eingeteilt worden. Von ihrem ersten Lebensabschnitte haben wir bereits etwas erfahren. Die wenigen Mitteilungen, die wir von ihm besitzen, sind in jenes kristallinische Urgestein geschrieben, das die Erde einst glühend-flüssig umflutete. Keine Spur einer lebendigen Natur ist uns

aus diesem fernen Zeitalter überkommen. Hatte das Leben vorher noch nicht auf der Erde existiert? Solange man glaubte, daß die ganze Masse der Erde einmal in glühendem Fluß gewesen ist, konnte sie natürlich erst nach entsprechender Erkaltung das erste Leben beherbergen. Neuere Ansichten aber machen es wenigstens möglich, daß alle Weltkörper aus kleineren meteorischen Massen zusammengefügt worden sind, die durch ihren Aufsturz nur an einzelnen Stellen das Erdreich flüssig machten. Große Gebiete konnten sich so mit Lava bedecken und alles etwa schon vorhandene Leben dort vernichten, wie es bei den Ausbrüchen unserer Vulkane geschieht.

Aber bei diesen vergehen nur wenige Jahrzehnte, bis sich jene Lavaströme wieder mit frischem Leben überziehen. Zuerst hält das alles erfüllende Gewimmel der Mikroorganismen seinen Einzug, das, von unerschöpflicher Lebensfähigkeit, den Boden vorbereiten muß. Dann siedeln sich Flechten an und Moose, alles noch recht anspruchslose Wesen. Einige Würmer und Insekten wandern ein und machen es sich in den Mooswäldern so bequem, als es eben die primitiven Verhältnisse erlauben. Ihre Verwesungsprodukte bilden und vergrößern eine fruchtbare Humusschicht unter diesen Miniaturwäldern. Es können schon Gräser und Blüten tragende Gewächse Wurzel fassen. Schmetterlinge tummeln sich, und schließlich, mögen auch Jahrhunderte hingehen, hat das Leben die einst todbringende Feuerflut wieder überwunden, ja, fruchtbarer wie je ist der junge Boden geworden, und nichts unterscheidet ihn mehr von all den übrigen blühenden Landschaften der Erde.

Jene steinernen Chronik-Blätter erzählen uns ganz dieselbe Geschichte vom Emporwachsen des Lebens auf der Erdoberfläche. In den aus Urmeeren abgelagerten Schichten, die wir zunächst über jenen kristallinischen Schiefern finden, zeigen sich nur Spuren von niedrig organisierten Meeresgeschöpfen, (denn vom damals offenbar nur spärlich vorhandenen, für Organismen bewohnbaren Lande, hat uns die Chronik nichts aus diesen entferntesten Urzeiten berichtet). Einige Algen sind in dem zu Stein gewordenen Urschlamm zu entdecken, einige Muscheltiere, Terebrateln. Sie streckten aus einer Öffnung in ihrer Schale einen Arm hervor, mit dem sie auf dem Meeresgrunde festgewachsen waren: Armfüßler. Diese Art von armselig vegetierenden Geschöpfen kommt heute noch in den Meerestiefen vor. Damit ist die Lebewelt des untersten Kambrium, wie man dieses Kapitel der Erdgeschichte überschrieben hat, nahezu erschöpft. Wir haben zu bedenken, daß sich das Alter dieser Schichten zweifellos nach Millionen, wahrscheinlich nach Hunderten von Millionen Jahren beziffert, und daß seither diese Geschichtsblättter unter gewaltigen Revolutionen vielfach zerrissen, gezerrt, zusammengepreßt wurden, so daß die Spuren noch niedriger organisierter, mikroskopischer Geschöpfe, die etwa damals schon gelebt haben mochten, verwischt wurden.

Steigen wir aber nun in diesen kambrischen



Abb. 3. Pflanzenreste der Steinkohlenzeit und des Perm. (Etwa 1/4 der natürl. Größe.)

Schichten etwas weiter hinauf, so kommen schon ein wenig weiter entwickelte Wesen zum Vorschein. Da begegnen wir namentlich den Trilobiten, seltsamen kleinen Ungeheuern, die halb Krebs halb Tausendfüßler sind und die damals, nachdem sie kaum auf der Welt erschienen waren, bald alle Meere wimmelnd erfüllten, während doch heute längst kein einziger ihrer Nachkommen mehr auf der Erde anzutreffen ist. Auf unserer Abb. 1 sind einige Exemplare davon photographisch wiedergegeben. Es sind häßliche Tiere mit vielen Beinen und einem bei den verschiedenen Arten verschieden geformten Kopfschild. Einige hatten noch keine Augen, wie auch alle andern, in diesen tiefsten Schichten gefundenen Geschöpfe. Es scheint also noch finster gewesen zu sein auf der Erde, und die Augen also unnötig. Die heute noch in der Dunkelheit ihr Wesen treibenden Kellerasseln stammen vielleicht noch von diesen Urwesen ab. Sie waren die Krone der damaligen Schöpfung. Wie armselig aber war diese noch! Etwas später traten dann auch Trilobiten mit Augen auf, wie ein sehr gut erhaltenes Exemplar auf unserm nächsten Bilde 2 zeigt, das schon als Illustration zum nächsten Kapitel der Erdgeschichte dient, dem Silur.

Das Bild der Welt ist schon ein vielseitigeres geworden. Die Pflanzenwelt des Landes beginnt sich langsam zu entwickeln. Aber sie ist immer noch recht spärlich. Aus meiner Sammlung kann ich nur ein paar Stämme zeigen, die wahrscheinlich Schachtelhalmen angehört haben. Reste anderer, höherstehender Gewächse als solche „verdecktsamiger" (Kryptogamen) hat man in diesen Schichten nirgends gefunden. Von den Tieren treten die Schwämme auf, die man vorher noch nicht bemerkt hatte; die Korallen, die im Kambrium schon spurenweise entdeckt worden sind, siedeln sich nun in größeren Mengen an. Ebenso erscheinen die merkwürdigen Seelilien (Crinoiden), die auch noch in unserer heutigen Tiefsee ihre Arme noch Beute ausstrecken, den feingegliederten Kelch heimtückisch öffnend. Auf unserem Bilde ragt eines dieser Blumentiere aus den Korallen hervor. Der Kenner möge es mir hier und vielleicht in ähnlichen Fällen noch auf anderen Bildern nicht übelnehmen, wenn ich, nicht gerade im Besitze der besonderen Formen, die im Silur vorkamen, eine jüngere aus dem Jura wählte, denn ich will ja hier nur allgemeine Begriffe, kein Kapitel aus einem Lehrbuch der Versteinerungskunde geben. Auch Medusen (Quallen) flatterten wie heute, Schmetterlingen gleich, durch die Meere jener frühesten Zeit. Die merkwürdigen, vierarmigen Klumpen auf unserm Bilde sind Reste davon. Auch zweischalige Muscheln, die es vorher (abgesehen von den festsitzenden Terebrateln Abb. 8 Fig. 2) noch nicht gab, treten nun auf. Die Urväter der Austern wurden geboren. Dazu kommt ein Seegeschöpf, dessen Art, vielfach in den folgenden Zeitaltern verändert, sich doch bis heute erhalten hat, der Nautilus, eine Art von Tintenfisch, der sich ein Schneckenhaus zu seiner Wohnung baut. Nehmen wir nun noch einige primitive Fische hinzu, die noch kein eigentliches Skelett besaßen, so ist



Abb. 4. Die Permzeit. Fische, eine Koralle und Armfüßler. (Etwa 1/3 der natürl. Größe.)

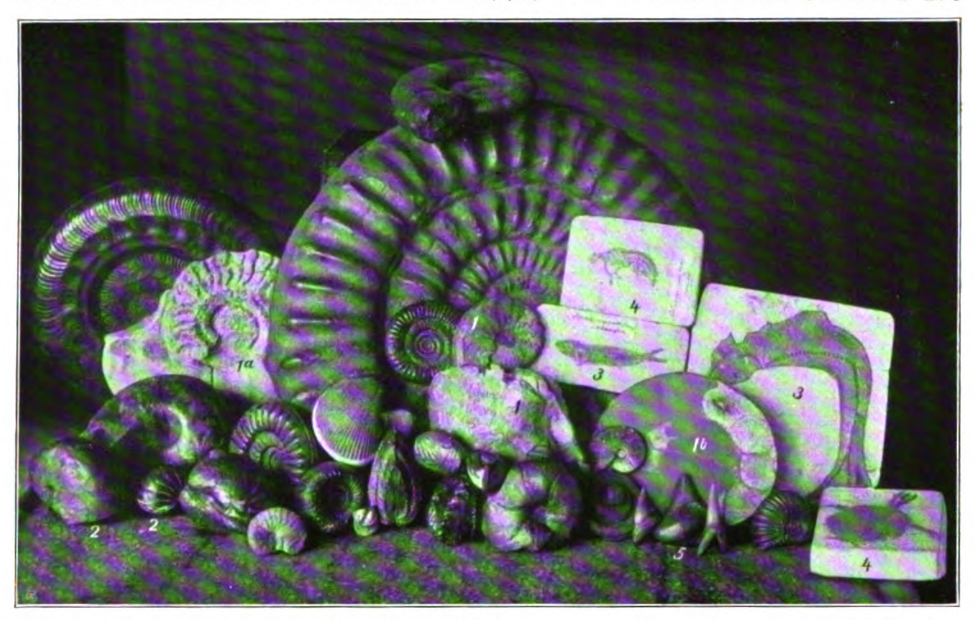


Abb. 5. Die Jurazeit. 1. Ammoniten mit deutlich erkennbaren Zwischenwänden; bei 1a sieht man den Syphon die Kammerwände verbinden; 1b ist ein durchschnittener Ammonit, um die Kammern besser zu zeigen. 2. Nautiliden. 3. Fische. 4. Krebse. 5. Fischzähne. (Etwa 1/5 der natürl. Größe.)

das Bild der Lebensperiode des Silur vollendet. Meist waren es noch augenlose Geschöpfe, die es bevölkerten. Kein Amphibium, viel weniger ein Vogel oder ein Säugetier ist auch nur spurenweise im Silur entdeckt worden.

Blättern wir weiter in der Erdchronik! Das Devon tut sich uns auf. Die Pflanzendecke dehnt sich aus, aber es erscheinen noch keine höheren Formen. Alle anderen der erwähnten Geschöpfe mehren sich an Zahl und Formen; die schöpferische Kraft der Natur wächst. Doch keine neue Klasse von Geschöpfen tritt hinzu. Es wird nur alles innerhalb der vorhandenen Grenzen verbessert und erweitert. Die Fische bleiben die höchste Stufe der Entwicklung.

Nun aber gelangen wir in das Karbon, die Steinkohlenzeit, und mit einem Schlage verwandelt sich das Bild der Natur in erstaunlicher Weise. Die ganze Erde überzieht sich mit Wäldern von riesenhaften Farnkräutern, Schachtelhalmen und Gewächsen, die unseren heutigen Bärlappmoosen gleichen, damals aber zu großen Bäumen wurden. Unser Bild 3 enthält davon Blätter und Stammstücke. Da ist ein Farnkrautwedel, den könnte man nicht unterscheiden von einem, den ich aus unserem Garten jetzt heraufholen würde, wenn wir diesen nicht frisch grünen sähen, während jener versteint, in Kohle verwandelt ist. Und doch hat man ausrechnen können, daß der eine an die zweihundert Millionen Jahre älter ist als der andere. So fest hält die Natur an ihren Formen, wenn sie sich einmal als bestandfähig erwiesen haben. Schon eine höhere Form sind die Nadelhölzer. Sie kommen bereits zur Steinkohlenzeit vor. Zu größerer Entwicklung gelangen sie dagegen erst in der folgenden Periode, dem Perm. In den ihr angehörenden Gesteinschichten wurde der Zweig mit den kleinen Tannenzapfen gefunden, den ich hier im Bilde mit den Steinkohlenpflanzen zusammentat.

In dieser Permperiode muß der Erde etwas zugestoßen sein, das der gesamten Lebensentwicklung schädlich war, und man hat auch deutliche Spuren einer Eiszeit bereits in diesen Schichten entdeckt. Die Natur wird in allen ihren Verzweigungen dürftiger, doch keine der vorhandenen Formen wird aufgegeben. Kümmerlich entwickelte Amphibien hatte auch schon die Steinkohlenzeit gesehen, diese werden im Perm etwas zahlreicher. Ein paar echte Reptilien erscheinen. Die ersten Ammoniten treten auf, die in den folgenden Perioden zu einer so ungemein formenreichen Familie emporwachsen. Ein versteinertes Bild dieser Zeit ist hier wiedergegeben. Man sieht, daß die Fische darin die erste Rolle spielen (Abb. 4).

Mit dem Perm schließt nicht nur ein Kapitel, sondern ein Hauptabschnitt der Erdgeschichte ab, den man die paläozoische Periode (Primärzeit) genannt hat. Ihr ging jene archäische Periode (Urzeit) voran, die noch keine Lebewesen kannte. Die beiden bis zur Jetztzeit noch folgenden Hauptabschnitte der Entwicklungsgeschichte der Erde sind die mesozoische und die känozoische Periode. Der mittlere Hauptabschnitt der Entwicklung des Lebendigen, also die mesozoische oder Sekundärperiode, ist in drei Unterabteilungen, Formationen, zerlegt, die Trias-,

Jura- und Kreideformation. Die jüngste, die känozoische Periode hat „vorläufig" auch nur drei Unterabteilungen, die Tertiär-, die Quartärformation und die Jetztzeit.



Abb. 6. Der Archäopterix. Original im Museum für Naturkunde in Berlin

Nur noch ein paar summarische Züge über diese vergangenen Zeitalter! Im Pflanzenreiche erscheinen die Palmen, die in ihrer Organisation schon höher stehen als die Nadelhölzer, erst im Jura, darauf die blütentragenden Gewächse in der folgenden Formation, der Kreide. Also auch die Pflanzen steigen mit den Zeitaltern zu immer höheren Stufen ihrer Vervollkommnung. Ebenso das Tierreich. Um diese ersten Palmen der Jurazeit flatterten die ersten Vögel, und etwa gleichzeitig traten auch die ersten, noch unentwickelten Säugetiere auf, wie Beutelratten, Schnabeltiere und ähnliches „vorsintflutliches" Volk. Säugetiere, so wie wir sie um uns sehen, beginnen sich mit dem Anbruch der dritten Hauptperiode, dem Tertiär, zu zeigen, und die Spuren eines menschenähnlichen Wesens findet man nur in den obersten, jüngsten Schichten derselben. Der Stammbaum des Lebens verzweigt sich immer weiter und üppiger, aber nicht alle Zweige blieben lebensfähig. Jene Trilobiten zum Beispiel, die die Urmeere in ungeheuern Mengen bevölkerten, sterben zu Ende dieser Periode wieder völlig aus, und ganz ebenso erging es später den Ammoniten, die in der Sekundärzeit auftreten und mit ihr verschwinden.

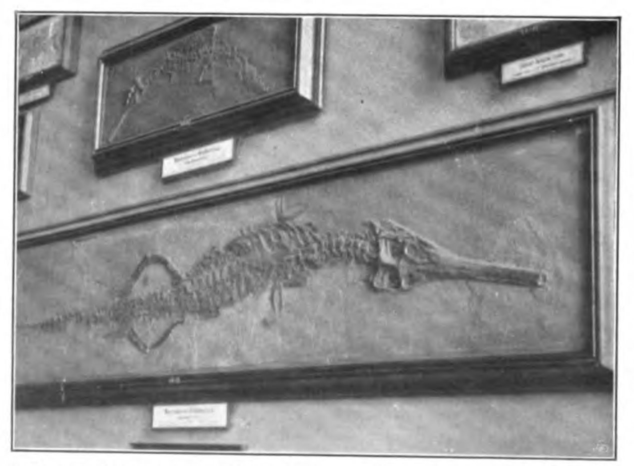


Abb. 7. Skelett des Mysteriosaurus Bollensis Jaeger, ein Crocrodilier. Gefunden im oberen Lias von Pliensbach in Württemberg. Im Wiener Hofmuseum.

Unsere Bilder aus diesen Zeiten sprechen eigentlich für sich. Da ist zunächst eines aus dem Jura (Abb. 5). Hier sind die Ammoniten in ihrer größten Entwicklung. Tausende von Arten, in allen Größen und den verschiedenartigsten Zeichnungen hat man aus diesen Schichten geholt. Das größte Exemplar hier

auf dem Bilde hat schon einen Durchmesser von 55 cm; aber draußen in meinem Garten liegt noch ein wahrer Mühlstein von dreiviertel Metern. Diese Gehäuse bestehen aus einer großen Zahl hintereinander gereihter Kammern, deren Scheidewände aber mit der äußeren Form nicht übereinstimmten und oft die kompliziertesten Verzweigungen besitzen. Man kann diese Zwischenwände, „Loben" genannt, herauspräparieren. Auf einem Stück unserer Abbildung sieht man diese zierlichen, an Eisblumen erinnernden Gebilde sehr deutlich. Ein anderer Ammonit mit einfacheren Kammern wurde der Länge nach durchgeschnitten, so daß man die Kammern selbst, mit verschiedenartigem Gestein ausgefüllt, sehen kann. Im lebenden Zustande befand sich Luft in diesen Kammern. Weichteilen bestehenden Tiere ihrer immerhin schwerfälligen Kalkgehäuse entledigen konnten, um frei im Meere zu schwimmen. Sie vermochten sich dadurch zu noch immer bedeutenderer Größe zu entwickeln, wie man denn von schrecklichen Krakenungeheuern gehört hat, die ihre viele Meter langen, mit Hunderten von Saugnäpfen besetzten Fangarme über ganze Schiffe hinschnellten.

Neben den Ammoniten werden nun auch die Fische in der Jurazeit immer zahlreicher. Sie haben statt der Knorpel wirkliche Skelette erhalten und werden den heute lebenden immer ähnlicher. Von einem zierlichen, sardellenartigen Fischchen habe ich eine ganze Reihe aus den berühmten Solnhofener Schiefern, worin auch das erste, vollständig erhaltene Vogelskelett gefunden wurde (Abb. 6).



Abb. 8. 1. Seeigel. 1a. Stacheln von Seeigeln. 2. Belemniten, links ein Riesen-Belemnit, an dem unten eine Terebratel mit ihrem Arme klebt. 3. Muscheln. 4. Schnecken. 5. Sich abrollende Ammoniten ähnliche Geschöpfe. 6. Ein Schwamm. 7. Korallen, eine derselben ist auf einer Muschel festgewachsen. (Etwa 1/4 der natürl. Größe.)

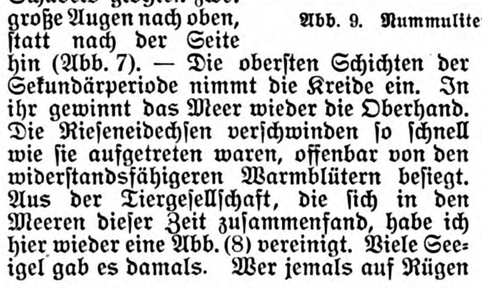
Das Tier lebte nur in der vordersten Kammer. Von ihm ging eine Luftröhre, Syphon, in die leeren Kammern. Hiermit konnte es Luft in diese pumpen oder herausziehen. Das Gehäuse wurde so zu einer natürlichen Taucherglocke, mit der das gefährliche Krakentier alle Schwimmbewegungen ausführen konnte, während es sich bei drohender Gefahr in sein Gehäuse zurückzog. Man sieht, daß diese Geschöpfe mit unsren trägen, hilflosen Schnecken eben nichts anderes als die äußere Gestalt ihres Gehäuses gemein hatten. Ihre Verwandten, die Nautiliden, die eher auf der Welt erschienen als die Ammoniten, leben heute noch in unseren Meeren in der beschriebenen Weise, während, wie schon erwähnt, die Ammoniten längst ausgestorben sind. Vielleicht sind gefährliche Feinde, die ihnen damals nachstellten, inzwischen gleichfalls verschwunden, so daß sich die nur aus Zugleich zeige ich neben den Fischen einige Krebse (Abb. 5). Es befindet sich darunter einer, den man heute noch ganz deutlich als eine Garneele (Krabbe) erkennt, von jener Art, wie wir sie gern essen. In anderen Ablagerungen dieser Zeit findet man wieder große Mengen von Haifischzähnen. Auch von ihnen sind einige auf dem Bilde 5 zu sehen. Sie zeigen, daß sich diese gefährlichsten Räuber des Meeres durch alle Zeitalter gefressen haben. Von ihnen selbst findet man freilich nur selten deutliche Spuren, weil ihr Skelett eben nur aus leicht zerstörbaren Knorpeln bestand, während dagegen die Zähne aus einem erstaunlich harten, sogar Glas ritzenden Material gebildet wurden, das allen Revolutionen der Erdrinde widerstand.

In der Jurazeit wuchsen auch die fürchterlichen Saurier zu ungeheurer Größe auf.



Abb. 9. Nummuliten aus dem Eozän. (Etwa 4/5 der natürl. Größe.)

von denen ich schon früher einmal in diesen Heften eine ganze Reihe am Leser vorbeidefilieren ließ (Riesen der Vorwelt, im Juniheft 1905). In meiner Versteinerungensammlung konnte ich solche Riesen leider nicht unterbringen. Aber ich habe sie dafür in meiner Photographiensammlung. Ich gebe hier das versteinerte Skelett eines Mysteriosaurus, wie es sich im Wiener Hofmuseum befindet. Der lange, spitzzulaufende Rachen war mit dichten Reihen scharfer Zähne besetzt. Aus der oberen Platte des Schädels glotzten zwei große Augen nach oben, statt nach der Seite hin (Abb. 7). — Die obersten Schichten der Sekundärperiode nimmt die Kreide ein. In ihr gewinnt das Meer wieder die Oberhand. Die Rieseneidechsen verschwinden so schnell wie sie aufgetreten waren, offenbar von den widerstandsfähigeren Warmblütern besiegt. Aus der Tiergesellschaft, die sich in den Meeren dieser Zeit zusammenfand, habe ich hier wieder eine Abb. (8) vereinigt. Viele Seeigel gab es damals. Wer jemals auf Rügen



war, wird dort am Fuße der Kreideklippen gewiß selbst solche, meist in Feuerstein verwandelte Geschöpfe gefunden haben, die oft prächtige Zeichnungen besitzen. Die Stacheln freilich fehlen fast immer an den Körpern selbst. Dagegen findet man sie einzeln. Ich zeige einige zierliche Formen derselben im Bilde. Daneben sind einige Ammoniten zu sehen. Endlich stehen dort in Reih und Glied sogenannte Belemniten. Sie kommen in der

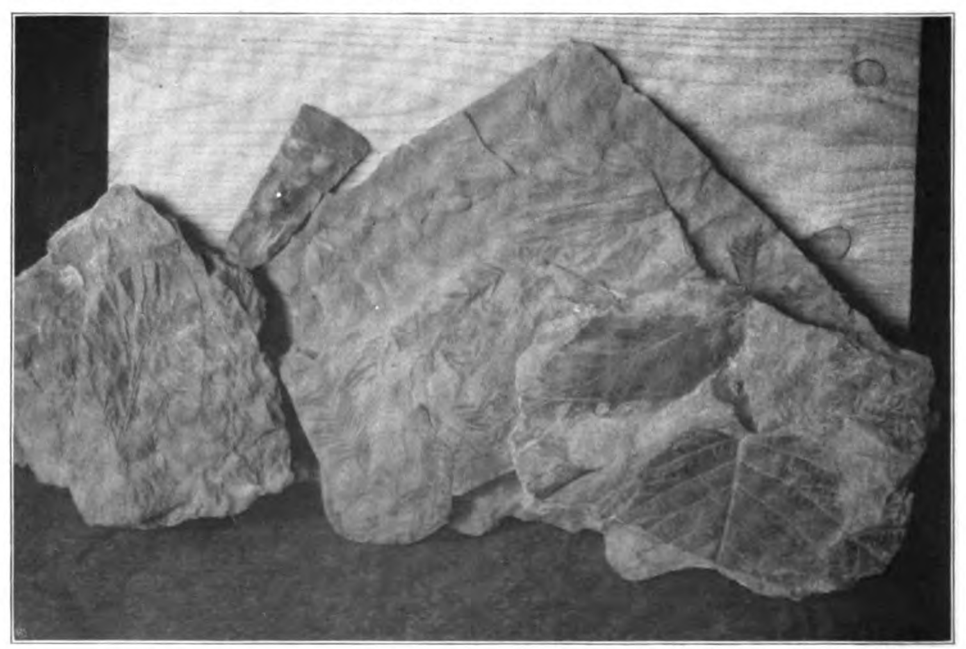


Abb. 10. Pflanzenreste aus Tertial-Ablagerungen Spitzbergens (oben ein vom Steinzeitmenschen hergestellter Meißel aus Feuerstein. (Etwa 1/4 der natürl. Größe.)

ganzen Periode vor, aber man hat lange nicht gewußt, welchen Tieren diese scharf zugespitzten harten, fast immer senkrecht im Gestein steckenden sogenannten „Donnerkeile“ angehört haben möchten. Heute weiß man ziemlich sicher, daß sie tintenfischartigen Geschöpfen angehörten, die dann beim Absterben des sonst nur aus Weichteilen bestehenden Tieres mit ihrer Spitze zuerst in den Meeresschlamm versanken.

Das Material der Kreide selbst, in dem man diese Geschöpfe oft findet, besteht bekanntlich aus Myriaden mikroskopisch kleiner Panzer von Tieren, die in der Entwicklungsreihe am tiefsten stehen, Foraminiferen, Diatomeen, Radiolarien, die alle nur aus einer einzigen Zelle bestehen, um die sich ein Kalk- oder Kieselpanzer gebildet hat. Sehr merkwürdig ist es nun, wie selbst innerhalb dieser mikroskopischen Welt der Vorzeit gelegentlich Bedingungen eintraten, die gewissen Geschlechtern unter diesen Geschöpfen die Möglichkeit zu riesenhafter Entwicklung gaben. Auf einem besonderen Bilde (9) sehen wir sogenannte Nummuliten, freilich aus der der Kreide unmittelbar folgenden Formation, dem Eozän, der untersten der Tertiärperiode. Das eine Exemplar hier ist so groß wie ein Fünfmarkstück. Daneben sind angeschliffene Exemplare abgebildet, so daß man die zierlichen Kammern sieht, in die das Gehäuse gegliedert ist. In keiner anderen Klasse von Lebewesen ist jemals sein so riesenhaftes Anschwellen der für die betreffende Art sonst normalen Körpergröße beobachtet worden.

Diese Riesen unter den Zwergen haben uns bereits in die Tertiärzeit herübergeleitet. Würden wir uns in Wirklichkeit in sie versetzen können, so hätten wir den Eindruck, wohl in ein fremdes Land unserer Erde, etwa nach Neuseeland vor der Zeit seiner Besiedelung durch den Menschen hinübergeführt zu sein, aber doch nicht auf einen ganz anderen Weltkörper, wie es bei den anderen Perioden der Fall gewesen wäre. Wir begegnen wohl fremdartigen, aber doch im allgemeinen uns bekannten Formen, sowohl im Pflanzen- wie im Tierreiche. Ich will hier nur einige Pflanzenreste vorzeigen, darunter Blätter von laubabwerfenden Bäumen und auch vom Lorbeer (Abb. 10). Das würde nach dem soeben Gesagten nicht sonderlich wundernehmen, und doch sind diese Stücke die für mich wunderbarsten meiner Sammlung. Das ist, weil sie auf Spitzbergen, und zwar von mir selbst, oberhalb der Adventbai im Eisfjord, in tiefstertiären Ablagerungen gefunden wurden. Auf Spitzbergen gibt es heute nur noch Wiesenkräuter, die drei Monate des Jahres ein schnell aufwucherndes Dasein fristen, während der anderen neun Monate aber unter Schnee und Eis begraben bleiben. Auch die Platte mit Tannenzweigen ist auf Spitzbergen gefunden. Diese Steine beweisen mir gegen alle noch so verzwickten Formeln der Theoretiker, daß die Pole große Wanderungen in den geologischen Zeitaltern ausgeführt haben, daß also Spitzbergen zu der Zeit, als diese Blätter im Schlamme versanken, unter wesentlich niedrigeren Breiten lag als heute.

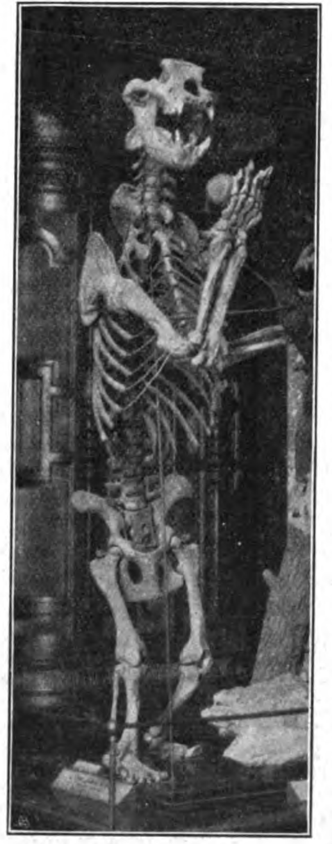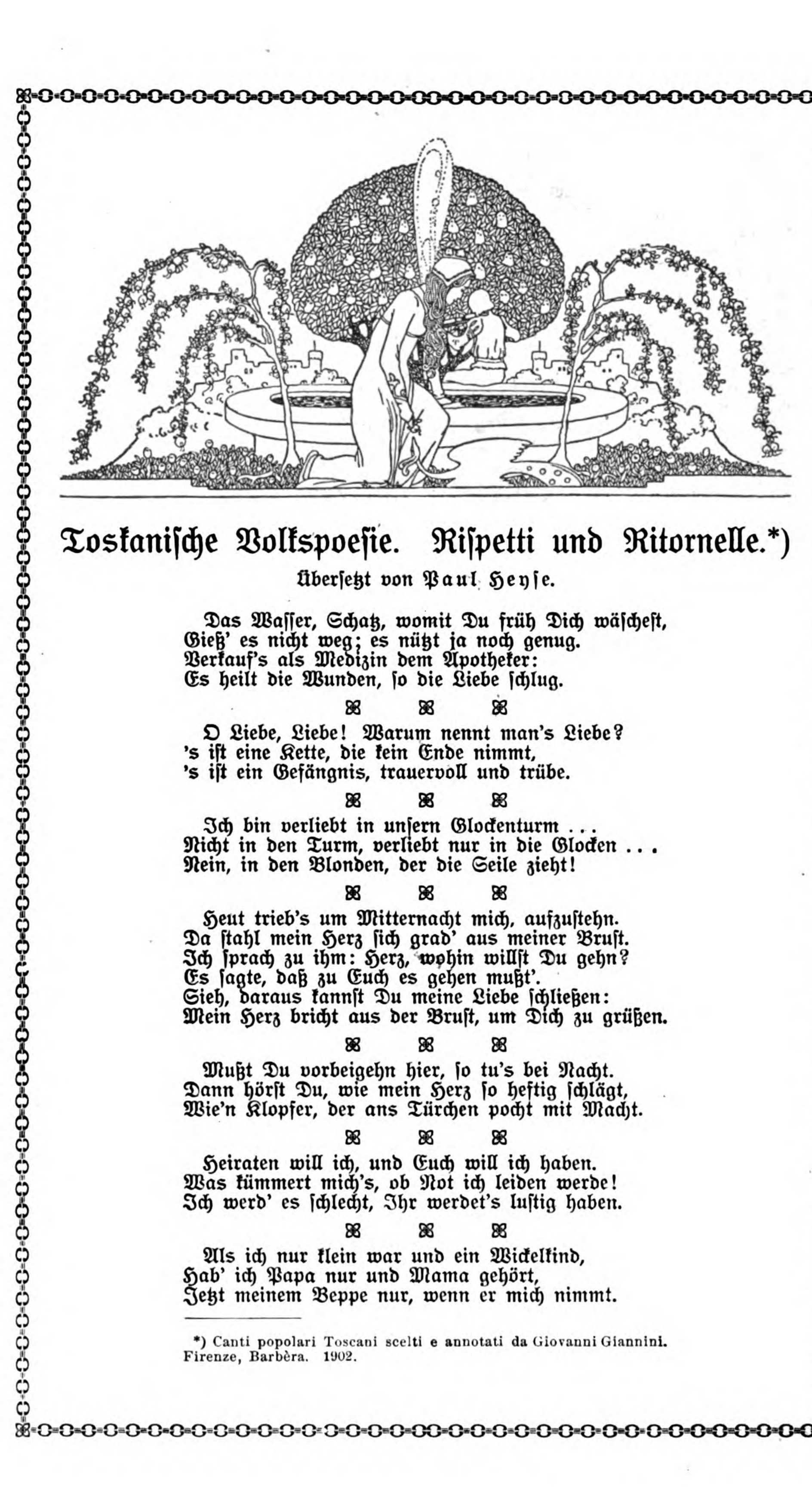


Abb. 11. Höhlenbär. Im Wiener Hofmuseum.

Am Ende der Tertiärzeit erschienen dann jene großen Raubtiere, die zum Teil mit den ersten Menschen zusammen lebten, und, wie sie, in Höhlen wohnten. Unsere Abbildung 11 zeigt einen Höhlenbären, so, wie er heute im Hofmuseum zu Wien steht. Man sieht, was es für Riesentiere waren. Neben ihren Knochen fand man in jenen Höhlen auch eigentümliche Steine, von denen ich einen auf dem vorigen Bilde (10) mit dargestellt habe. Das ist nun aber keine Versteinerung eines lebenden Wesens mehr, sondern von einem solchen hergestellt, ein Artefakt, vom Menschen zu seinen Zwecken aus Feuerstein zu einem Meißel zurechtgeschlagen. Man findet solche bearbeiteten Steine in den obersten Tertiärschichten an; sie bedeuten etwas ganz Neues: ein Werkzeug! Allen anderen zuvor lebenden Geschöpfen wurden Waffen und Werkzeuge von der Natur fertig geliefert. Sie konnten daran nichts verbessern nach ihrem Gutdünken, und deshalb mußten die Fähigkeiten ihrer Besitzer in den Grenzen bleiben, die diese Werkzeuge ihnen steckten. Der Mensch erst konnte sich aus eigener Kraft emporschwingen. Was für eine erstaunliche Fülle von Hilfsmitteln zur Verfolgung höchster Ziele des Könnens und Erkennens hat er aus seinem primitiven Höhlendasein erfunden!



Toskanische Volkspoesie. Rispetti und Ritornelle.*)

Übersetzt von Paul Heyse.

Das Wasser, Schatz, womit Du früh Dich wäschest,
Gieß' es nicht weg; es nützt ja noch genug.
Verkauf's als Medizin dem Apotheker:
Es heilt die Wunden, so die Liebe schlug.

⌘ ⌘ ⌘

O Liebe, Liebe! Warum nennt man's Liebe?
's ist eine Kette, die kein Ende nimmt,
's ist ein Gefängnis, trauervoll und trübe.

⌘ ⌘ ⌘

Ich bin verliebt in unsern Glockenturm ...
Nicht in den Turm, verliebt nur in die Glocken ...
Nein, in den Blonden, der die Seile zieht!

⌘ ⌘ ⌘

Heut trieb's um Mitternacht mich, aufzustehn.
Da stahl mein Herz sich grad' aus meiner Brust.
Ich sprach zu ihm: Herz, wohin willst Du gehn?
Es sagte, daß zu Euch es gehen mußt'.
Sieh, daraus kannst Du meine Liebe schließen:
Mein Herz bricht aus der Brust, um Dich zu grüßen.

⌘ ⌘ ⌘

Mußt Du vorbeigehn hier, so tu's bei Nacht.
Dann hörst Du, wie mein Herz so heftig schlägt,
Wie'n Klopfer, der ans Türchen pocht mit Macht.

⌘ ⌘ ⌘

Heiraten will ich, und Euch will ich haben.
Was kümmert mich's, ob Not ich leiden werde!
Ich werd' es schlecht, Ihr werdet's lustig haben.

⌘ ⌘ ⌘

Als ich nur klein war und ein Wickelkind,
Hab' ich Papa nur und Mama gehört,
Jetzt meinem Beppe nur, wenn er mich nimmt.

---

*) Canti popolari Toscani scelti e annotati da Giovanni Giannini. Firenze, Barbèra. 1902.

Blumen im Moose.
Ich kreise stets um Euch, der Biene gleich,
Die immer dicht umkreist die Heckenrose.

✣ ✣ ✣

Eh' ich Dich je verlasse, Liebste mein,
Beginnen neu zu sprechen tote Zungen,
Und fließt aus allen Brunnen roter Wein,
Und alle Fische sind ans Land gesprungen.
Eh' Deiner Liebe je ich werd' entsagen,
Wird der Orangenbaum Limonen tragen.

✣ ✣ ✣

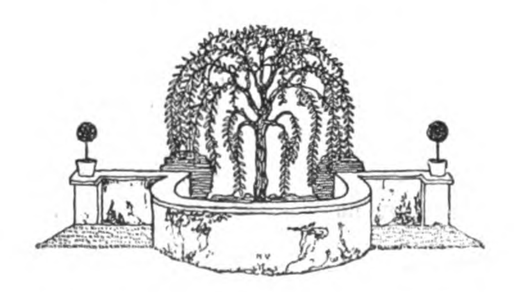
Ich war in Rom, wollt' sehn Sankt Peters Dom.
Als ich zum ersten Säulengang gekommen,
Dacht' ich an Euch und kehrte wieder um.

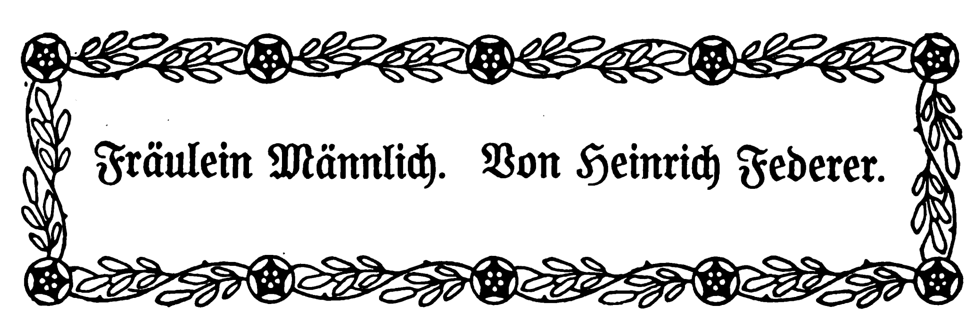
✣ ✣ ✣

Sag mir, Du Schöner, was soll ich beginnen,
Damit ich meine Seele mag erretten.
Geh' ich zur Kirche, bleib' ich nicht darinnen;
Nicht ein Ave=Maria kann ich beten.
Ich geh' zur Kirch' — nichts sagen kann ich dort,
Nur Deinen holden Namen fort und fort.
Ich geh' zur Kirch' und kann nicht beten drin;
Dein holder Name liegt mir stets im Sinn.

✣ ✣ ✣

Mein Liebster kommt die Straße her da drüben.
Er macht so stolze Schritte wie ein Löwe.
Draus sah' ich, daß er anfängt mich zu lieben.





Fräulein Männlich. Von Heinrich Federer.

Als Frau Männlich ihr Haus mit sechs frischen, starken Buben bevölkert hatte und sich wieder mit süßen Mutterhoffnungen trug, da rechnete sie und mit ihr der Gemahl und das ganze Städtchen, daß nun ein Mädchen die heilige Sieben vollenden würde. Man wettete darauf, der Schullehrer hatte für den Anlaß sich bereits ein sinnreiches Gedicht von einer „Guten Sieben" zurecht geschnitten, und die Puppe, ein bisher unbekanntes Ding im Männlichen Haus, hatte gleichsam als Vorbedeutung der kommenden Zukunft schon die Kinderstube bezogen.

Aber am 21. des Herbstmonats im Jahre 18** sprang ein siebenter Knabe aus den Wehen der Geburt in die fröhliche Befreiung des Lebens hinaus. Das Kind hatte ein so rabenschwarzes, dickes, struppiges Haar, so wilde, buschige Augenbrauen und sogar einen so starken Flaum um die Lippen, kurz ein so ausgeprägtes Bubengesicht, daß es eines weitern nicht bedurft hätte, um in ihm eine ganze und unbestrittene Männlichkeit anzuerkennen. Eine Träne der Freude und Wehmut zugleich stahl sich aus den Augen der bleichen, geschwächten Mutter, welche ihr Gatte aber gleich mit einem zärtlichen Pst! wegküßte. Die Hebamme jedoch wiederholte zum hundertenmal, indem sie das Kind wusch und in ein feines, mit Nesseltüchern behängtes Kissen bettete: „Sie sind wirklich eine männliche Frau, Frau Männlich!"

Als der Vater mit dem Jüngsten auf dem Arm den sechs Harrenden die neue Bubenschaft vorstellte, erhob sich ein helles Frohlocken unter den Brüdern. „Grüß Gott, Brüderchen! ... Guten Tag, Hansi! ... He, Kleiner, willkommen!" rief es bunt durcheinander. Sie betrachteten kopfschüttelnd das seltsame Wesen, streichelten sein rotes Händchen und konnten sich nicht genug wundern, wie alles so zierlich und putzig an dem spaßig kleinen Fratz aussehe. „Der muß mir das Wägelchen ziehen helfen," entschied Peter; „mir darf er die Kaninchen hüten," versprach Otto; während der Älteste prahlte, er wolle Hansi morgen schon über den Hag klettern lehren.

Der Angestaunte aber hatte bis jetzt mit geschlossenen Äuglein und Lippen und mit gerümpfter Stirne auf dem Flaumkissen gelegen, als wollte er das winzige Geheimnis seines Lebens noch niemandem verraten. Jetzt auf das brüderliche Jubelgeschrei lüpfte er ein wenig das Lid, blinzelte über die sechs Köpfe hinunter und versuchte ein schwaches Lächeln, so etwa wie der junge Dauphin vom Balkon der Residenz aus auf die hutschwenkenden Pariser zu seinen Füßen mit unmerklicher Kopfneigung niedergrüßte und eine leichte Miene des Wohlwollens zeigte, dann aber sich sofort zurückzog, um seiner Prinzenwürde nichts zu vergeben. Gleich trug auch der Vater Hansi in sein Bett zurück.

Als die Wöchnerin den Wirrwarr von der Kinderstube her vernahm, rann eine zweite Träne aus ihrem Auge. Der Gedanke hatte sie ergriffen, wie in diese Gruppe ungebärdigen Bubenvolkes endlich einmal ein süßer Strahl Weiblichkeit, ein holdes Röcklein unter so vielen Hosen, ein dicker Zopf bei so vielen geschorenen Köpfen not getan hätte.

Indessen wuchs Hansi rasch, aber bleich und ungesund heran und beherrschte schon mit zwei Jahren die Brüder durch seine schwächlichen Ungezogenheiten. Er wußte so beharrlich zu schmeicheln und zu weinen, so dringend zu bitten, so gerieben sich zu verstellen, daß man ihm immer wieder zu Willen sein mußte. Schon früh fing er an, nach Kinderart zu fragen, aber nicht nach Leckereien oder Rößchen,

sondern er zeigte zu den Wolken und zum Abendstern empor, als möchte er hinter ihr Geheimnis kommen; oder er wandte das Ohr ins Rauschen der Tannen vor dem Hause und weidete sich wollüstig an der Musik des Wassers im Brunnen. In der Stube saß er stundenlang still auf einem Platze, ohne ein Wort zu reden, wie ein kleiner Philosoph die Stirne faltend, zog dann mit dem Zeigefinger die eigentümlichsten Striche durch die Luft oder studierte winters aus dem Krimskrams der Eisblumen irgendein schönes, wunderliches Bild. „Schau, Mama," rief er plötzlich, „hier ein Wald, da ein Vogel, dort ein Schloß!" und wies in die ziellosen Handzeichnungen des Winters hinein. Niemand außer ihm erblickte solche Zauberdinge, aber man nickte und gab ihm recht.

Hansi war dreijährig und wußte bereits, daß der Storch ihm in kurzen Wochen noch ein jüngeres Geschwister bringen werde, als an einem prangenden Junitag Herr Männlich auf einer Tragbahre mit gebrochenem Genick heimgetragen wurde. Er war ein gerader, strebsamer Baumeister gewesen, der seinen Arbeitern gerne, wo er immer konnte, unter die Arme griff und sich darin gefiel, ihnen das Schwierigste und Heikelste der Hantierungen vorweg zu nehmen. Diese gefährliche Tugend hatte ihn auf einen Balken hinausgelockt, wo er einen vom Schwindel erfaßten Arbeiter sichern wollte. Das schwache Holz brach, und die beiden stürzten tödlich. Der Meister konnte noch sehen, wie seine Frau, sieben weinende Kinder hinter sich, auf seine Bahre zulief, wie ein Kranz entsetzter und doch gar liebevoller Augen auf ihn niederleuchtete. Er konnte noch sagen: „Grüßt mir das —" Dann starb er.

An diesem schreckhaften Tag genaß die geprüfte Männlich wirklich eines Töchterchens. Es hatte falkenhelle Augen, eine scharfe Stirne, einen Mund, der gleich reden, Hände, die sofort arbeiten, und Strampelfüßchen, womit es auf und davon marschieren wollte. Ob dem unerwarteten Gewinn vergaßen die Kinder den Verlust des Vaters. Die Wöchnerin aber lag zwischen Wiege und Sarg wie eine, die nicht weiß, ob sie lieber sterben oder jetzt erst recht lange leben wolle.

Ihre männliche Munterkeit gewann die Oberhand. Sie ließ den Sarg vernageln und auf den Friedhof tragen, kleidete sich schwarz, bezahlte die Baugesellen, veräußerte das Geschäft um eine sechsziffrige Summe und übersiedelte mit ihren acht Kindern in die Hauptstadt, wo sie von ihren Eltern ein weitläufiges Haus an der Herrenstraße ererbt hatte. Die älteren Knaben schickte sie nacheinander in die höheren Lehranstalten, die jüngeren gab sie in Privatschulen, dem stark und groß gedeihenden Mädchen und Hansi erteilte sie selber Unterricht, denn sie war eine gescheite Frau. Eine alte Magd, das lederbraune Gesicht voll Runzeln und behaarten Warzen, die seit Menschengedenken in diesem Hause gedient hatte, war in Küche und Stube der Hausfrau Beistand. Die Kinder fürchteten diese Käthe trotz ihrer Häßlichkeit nicht. Denn eine goldene Herzlichkeit lag wie ein später, ruhiger Herbstsonnenschein auf ihrem Angesichte, so daß den Kindern diese Falten und Haarbüschelchen sogar traut und zum heimeligen Zauber der Alten unerläßlich waren.

Unser seltenes Gretchen nun überraschte das ganze Haus durch seine von andern Mädchen abweichende Art. Schon bald warf es die Puppe weg, als hätte es ihre Unwahrheit durchschaut. Am liebsten folgte es der Mutter oder Magd in Küche und Waschkammer, an den Nähtisch, in den Gemüsegarten und achtete ruhig und gelehrig, wie man eine Sache am rechten Zipfel nahm und zu einem guten Ende führte. Bald konnte die Tochter mit hundert kleinen Handleistungen nützlich werden. Sobald die Brüder nach Hause kamen, sprang Gretchen hurtig auf den einen zu und band ihm die gelösten Schuhschnüre wieder fest oder knüpfte ihm die Weste zu oder reichte ihm ein sauberes Nastuch oder bürstete den ganzen äußern Menschen. Die Burschen begannen ihr scharfes Auge zu fürchten, womit sie schneller als Mutter und Käthe jeden Riß an Wams und Strümpfen wahrnahm.

Sie kamen daher zu ihr, nicht zur Mutter, um sich zu entschuldigen, und

sie baten sie in aller Heimlichkeit, hier einen Knopf anzunähen, dort ein Loch zu stopfen oder eine in den Unarten der jugendlichen Balgerei erlittene Wunde zu verbinden. Grete tat es, indem sie ebenso kräftig tadelte als zurechthalf.

Wenn abends die Familie den uralten und abergläubischen Erzählungen der Magd lauschte und selbst die Brüder, welche bereits Band und Mütze trugen, begierig aufhorchten und Hansi vor schaudterndem Entzücken über die vielen Zwerge und Drachen sich zwischen die Beine des Ältesten verkroch, konnte man zuletzt trocken und spitzig Gretchen necken hören: „Aber Käthe, der Fuchs redet doch nicht, und Drachen gibt es auch keine, wie unsere Jäger sagen.“

„O Du ungläubiges Kind,“ seufzte dann die Erzählerin, „vor tausend Jahren . . .“

„Vor tausend Jahren lebtest Du nicht,“ widerstand Grethe.

„Aber die Alten haben es uns . . .“

„Haben es die gesehen?“

„Denen haben es noch Ältere erzählt.“

„Haben es denn die gesehen?“

„Ihnen haben es die Ältesten erzählt.“

„Also einer erzählt es dem anderen, keiner hat es gesehen . . . Aberglaube!“

Oder Gretchen warf plötzlich, wenn die Alte einem gerührten Schlusse ihres Märchens zusteuerte, das eigenmächtige Sätzchen bei: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“ Da bekamen dann die ganze Kunst der felsengläubigen Frau und die süße Betrügerei der Zuhörerschaft einen tödlichen Stoß. Man jagte die lachende Grete hinaus, und Hansi stand zwängerisch vor Mama hin und greinte: „Nicht wahr, es gibt Füchse, welche reden, und Lindwürmer, und die schöne Prinzessin sitzt auf ihrem Schlosse?“

Frau Männlich, welcher Gretchens Benehmen heimlich gar wohl gefiel, überließ dann der Käthe die Verteidigung ihrer Wissenschaft. „Gewiß,“ verschwor sich diese, „so ist es, und Gretchen, dieser Naseweis, mag zusehen, wie es ihr mit ihrem Unglauben noch ergeht.“ Die älteren Brüder schwiegen. Erlebten sie doch eben jene Jahre, wo man die Poesie zur Rechten, die Kühnheit zur Linken, unter einem Himmel voll großer Sterne dahingeht und sicher rechnet, daß einem beim nächsten Schritt entweder die Liebe oder sonst etwas Großes begegnen müsse. So hatten sie keine Lust, den Sagenschatz der Alten kritisch zu untersuchen. Gretchen war die einzige kritische Seele im Hause.

Fritz ging als Förster aufs bewaldete Land, Ernst war Assistenzarzt am städtischen Spital; Otto und Peter eigneten sich in London englischen Geschäftsgeist an. Am Tische der Frau Männlich waren Lücken entstanden, welche ihr weh taten. Dennoch bot das Mittagessen ein Bild seltener familiärer Traulichkeit. Oben saß die Mutter mit dem unfehlbaren schwarzen Witwenhäubchen und neben ihr die Haushälterin Käthe, gebückt und mit immer nickendem Kinn. Dann kam der Doktor mit seinem hübschen, an den Enden glorreich aufgewichsten Schnäuzchen und dem leidigen Karbolgeruch. Rechts von der Mutter sah man Hansi, nun einen siebenzehnjährigen Jüngling, dünn, bleich, fast durchsichtig, an Blutmangel und einer schwachen Lunge leidend, nach jedem Satze ein wenig hüstelnd, wählerisch in den Speisen, phlegmatisch und gewohnt, sich in allem bedienen zu lassen. Er war ein unpraktischer Mensch geworden, ein eifriger Bücherwurm, der nur von den Dichtern und ihren Werken zu leben schien. — Auf Hansi folgte Joseph, der das oberste Gymnasium vollendete und neben sich immer ein Heft mit jenen geheimnisvollen Fragen und Antworten liegen hatte, die Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Zahl und Bild, Vergangenes und Heutiges und Späteres, Greifbares und Erträumtes, ja selbst das Loch im Nichts betrafen, und die am Examen über des Studenten Sein oder Nichtsein entscheiden würden. Thomas, der zweitjüngste, weilte im Welschland. Unten an der Tafel, der Mutter gegenüber, thronte Gretchen, die vierzehnjährige, hohe, schlanke Jungfrau, wie ein Kontrapräsidium. Sie trug die Speisen auf, bot sie am Tische herum, legte dem Hansi das Zukömmlichste auf den Teller, füllte frisches Wasser in die Gläser und tröpfelte der Mutter und Käthe vom alten kräftigen

Flaschenwein ins Spitzgläschen das genaue Maß bis an die Traubenranken, die zu dreiviertel Höhe in den Kristall gekerbt waren. Auch fütterte das beflissene Mädchen Katze und Hund und ließ weder Mama noch Käthe oder irgendwen nach etwas aufstehen; sie hatte den Wunsch zum voraus erraten, und ehe man ihn recht aussprechen konnte, lag er gleichsam auf der flinken, flachen Hand des Jüngferchens schon erfüllt. Dem Doktor legte sie stets die neueste Nummer des „Tageblatt" auf den Teller und wußte immer Bescheid, wenn Joseph irgendein Blatt von seinen Schulsachen verlegt hatte. Die Märchen waren verstummt, Ernst erzählte von Krankheiten und Operationen, wobei Käthe, sobald die Messer blitzten und die narkotische Schlafmütze aufrückte, mit Löffel und Gabel sich abwehrend gegen den blutdürstigen Nachbarn wandte. Aber Gretchen hörte mit feinem Ohr zu. Sie hätte fürs Leben gern eine Wärterin, ein weiblicher Assistenzarzt im Spital sein mögen.

Wenn Briefe von den Brüdern in London kamen, las sie Gretchen der Mutter vor und lachte hellauf, sowie von Heimweh, Sehnsucht und ähnlichen nassen Dingen darin die Rede war oder ein welkes, verküßtes Blümchen oder eine Haarlocke herausfiel oder gar dazu noch bemerkt war: „Dieses Vergißmeinnicht habe ich ein dutzendmal an die Lippen gedrückt." Für dergleichen Romantik hatte sie keinen Sinn. Sie besaß vielleicht Herz. Aber wenn sie sah, wie Hansi unter seinem tyrannischen Gemüte litt, wie seine Gefühle ihn schwächlich und für alles gesunde und kluge Leben unbrauchbar machten, dann umpanzerte sie ihre Brust mit noch härterem und kälterem Eisen und fegte jede Anwandlung des Gefühls und jede beginnende Träumerei mit dem raschesten Besen der Welt aus der engen Stube ihres Herzens, als wäre es der gefährlichste und faulste Kehricht gewesen. Ihre Briefe waren daher nüchtern, knapp, klug. Dennoch wußten die Brüder in London aus ihren Berichten viel mehr, wie es um die Mutter und das Hauswesen stehe, als aus allen übrigen Briefen zusammen.

Unter beständigen Leiden war Hansi so zwanzigjährig geworden und hatte bis auf diesen Tag nur Stubenstudium betrieben. Denn sein gebrechlicher Zustand hatte weder den ordentlichen Besuch der Schulen, noch den geselligen Verkehr auf der Gasse gestattet. Der junge Mann war von unbeschreiblicher Zartheit, hinfällig wie Papier. Sein Atemzug glich dem eines Kindes, so rasch und dünn und hüpfend war er. Nach drei schnellen Schritten mußte er stille stehen, sich an einer Stuhllehne festhalten und erbärmlich nach Luft ringen. Sowohl der alte Hausarzt als auch Ernst, denen die Mutter ein unverhohlenes Gutachten abnötigte, gaben dem milchweißen Burschen nur noch eine schmale Lebensgnade.

Das viele Leiden, die langen Nächte voll Husten und mühseligem Auswurf, die ermüdenden Nachmittage mit umwickeltem Halse und über die Knie geworfener Wolldecke am Fenster, ohne Bewegung und Freiheit, die Qual einer alles wollenden Einbildung und einer ganz unvermögenden Wirklichkeit hatten nach und nach Hansi zum Schatten eines Menschen verflüchtigt. Wie Gretchen der alternden Mutter mehr und mehr den Haushalt abnahm und in erprobter Arbeit gleichsam männlicher wurde, um so weiblicher schien Hansi zu werden . . . empfindsamer, tränenreicher, nichtiger. Abhängig von allen, unfähig, sich selbst zu helfen, war er nicht mehr jener Dauphin, welcher Gnaden verteilte, sondern vielmehr ein Armer, der um Gnaden betteln mußte.

Gretchen ließ ihn das nie fühlen. Sie war unermüdlich in kleinen Handreichungen. Bei mildem Wetter spazierte sie mit ihm im Garten; er hielt seinen magern Arm in ihren kräftigen Ellenbogen, und so trug sie ihn mehr, als sie ihn führte. An einer schattigen, windfreien Stelle wischte sie den Staub mit der Schürze von der Rasenbank und ließ ihn bequem in eine gepolsterte Lehne niedersitzen. Hernach legte sie einen Schemel unter seine zitternden Füße, saß neben her und strickte ihm für den Winter die schönsten und wärmsten Strümpfe, die man sich vorstellen kann.

Nur eines tat sie ihm nicht zum Gefallen: Gedichte und Theaterstücke, die

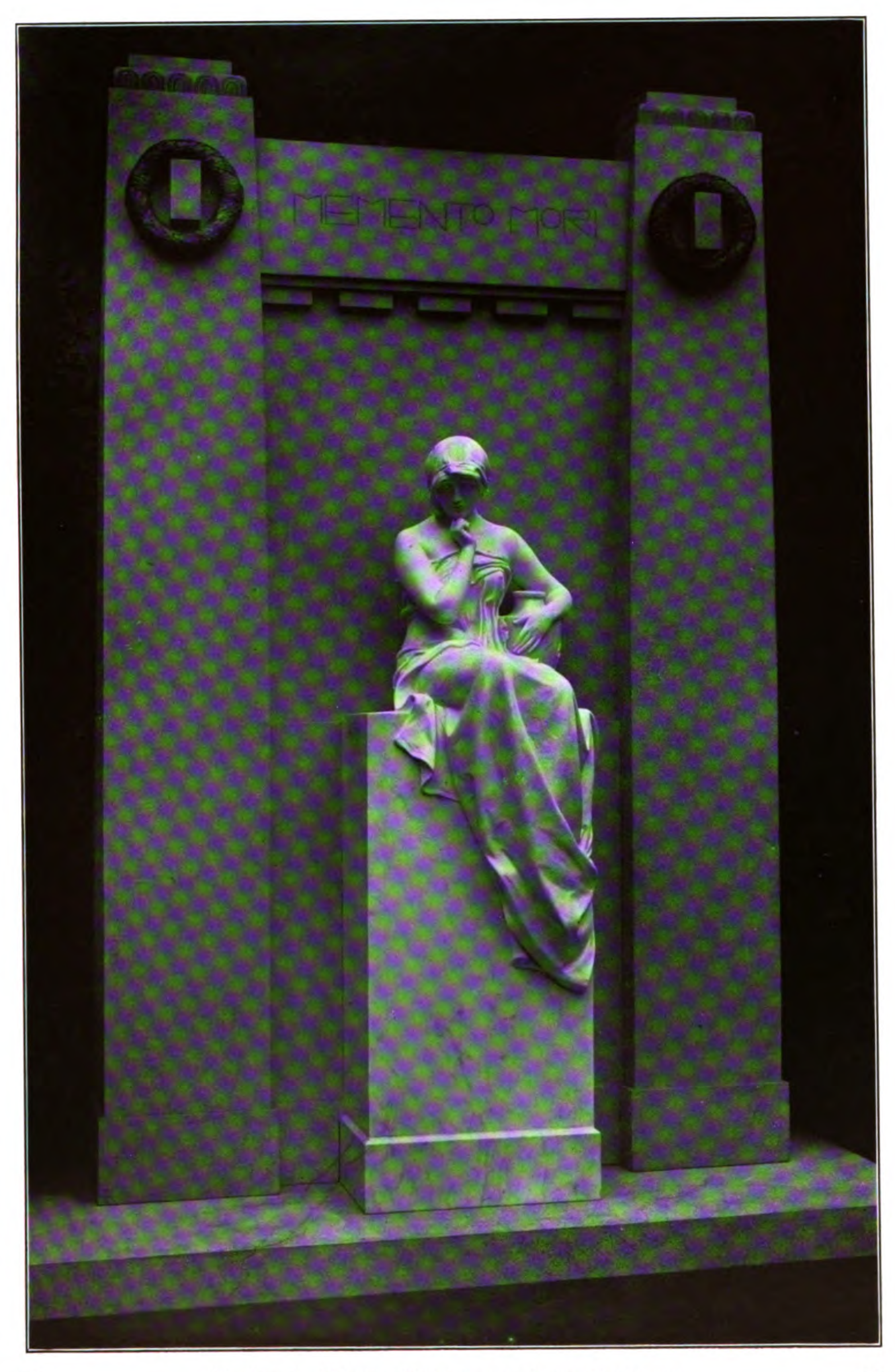
er so sehr liebte, las sie ihm nie vor. Das war ihr zuwider. Was Menschen denken und sagen wollen, das brauchen sie nicht in eine Sprache zu zwängen, die auf der ganzen Welt doch niemand wirklich spricht. Das Theater konnte sie am wenigsten leiden. Sie hatte die „Jungfrau von Orleans“ gesehen und daran genug bekommen. Denn ihr nüchternes Auge sah, wie da vorne auf der Bühne alles Papier, Maske und auswendig gelernte Täuschung war. Als Jeanne d'Arc und ihre Todfeindin Isabeau hervorgeklatscht wurden und Hand in Hand vor dem Getöse des Theatervolkes sich verneigten, da staunte die biedere Grete, daß man so ungeniert die Unwahrheit des Spieles durch solche Komplimente bestätigen und dann frisch weiter lügen möge.

Es schien eine Unredlichkeit, dergleichen Hansi vorzulesen. Lieber unterhielt sie ihn aus Werken der Geographie und Geschichte, nahm ihn auf die Nordpolfahrt Nansens und in Schillers Dreißigjährigen Krieg mit. Aber der Phantast von einem Bruder, der zeitlebens mehr in einer erdichteten als wirklichen Welt gelebt hatte, vermochte das Lehrhafte einer solchen Unterhaltung auf die Dauer nicht ertragen. Wie er vormals an redende Füchse und verzauberte Prinzessinnen geglaubt hatte, so glaubte er jetzt steif die Fabel des Schauspiels. Ja, ein Theater schien ihm glaublicher als ein vor seinen Augen sich wirklich abspielender Vorgang. Er war Dichter und fühlte, daß die Wahrheit nicht von einem Datum oder Namen, Ort und Person des Ereignisses abhänge, sondern von der aufs mächtigste sich schildernden und auslebenden Leidenschaft, die im Stückwerk dieses Lebens selten so aufrichtig und deutlich und seelentief erscheint, wie hier auf der Bühne, wo tiefgründige Künstler die in tausend Herzen klingenden Saiten zu einem Bündel zusammenfassen, auf diese Weise das Leben gleichsam verdichten und so erst ein ganzes, vollständiges, allen verständliches Menschentum bieten, welches von jedem wie am eigenen Fleisch und Blut mitempfunden wird.

In diesen Vorstellungen lebte Hansi und klammerte sich um so zäher daran, je mehr und schwerere Veränderungen ringsum die Familie Männlich heimsuchten.

Kurz hintereinander starben nämlich die alte Käthe und Frau Männlich. Die erstere fand man eines Morgens tot im Bette, und der Sonnenschein von tausend Märchen spielte noch um den Mund der verblichenen knitterigen Alten. Frau Männlich aber hatte ihre Söhne besucht, die sich indessen in London zu einem eigenen Geschäft zusammengetan hatten, um zu sehen, wie sie lebten und was für straffe Enkelkinder ihr über dem Kanal erblühten. Der Siebenzigerin hatten die Meerfahrt und die Nebel der Themse übel zugesetzt. Sie war wie Frauen, die sich zeitlebens nie Zeit ließen auszuruhen, nun auf einmal todmüde und fühlte in ihrer unverminderten männlichen Klugheit, daß es rasch zu Ende gehe. Eilig packte sie den Koffer ein, denn sie wollte um jeden Preis zu Hause sterben.

Grete reiste ihr bis Paris entgegen. Es wurde ihr schwer genug gemacht. Hansi hatte sich der Schwester an den Mantel gehängt, wie ein zum Tode geängstigtes Kind, und bitterlich gefleht, doch nicht von ihm zu gehen. Ohne sie meinte er keine Nacht zu überstehen. Aber Grete erwog ruhig die Not auf beiden Seiten und wo die größere Dringlichkeit liege, führte Hansi gebieterisch in seine Kammer, bestellte ihm eine sorgsame Pflegerin und fuhr mit dem Nachtschnellzug nach der französischen Hauptstadt. Wie erschrak sie beim Anblick der Mutter, die, von ungeschickten Händen in ein schmales Bett des Hotels gelegt, wie eine Sterbende aussah! Und sie war eine solche, das erkannte Gretchen sogleich. Die Rüstige zog Kissen und Decke zurecht, schloß die Fensterladen vor dem Tumult der Straße, ließ den Arzt kommen, inzwischen Eier und Kognak bringen und verharrte dann schweigsam am Lager, bis es der Mutter gefalle, ihr das Nötigste zwischen Leben und Tod zu sagen. Frau Männlich, die einst ein zartes Mädchen gewünscht hatte, war schon hundertmal, doch heute am meisten froh, daß sie sich getäuscht und Hansi das Weibchen, Grete der



Grabmal. Marmorskulptur von Hans Dammann.

Mann geworden war. „Siehst Du, ich kann nicht mehr weiter," sprach sie fest; „schicke nach einem Priester, aber höre, einem Deutschen, daß ich ins klare komme mit meinem Herrgott!"

Genau und unerschüttert ordnete sie ihre Gewissensangelegenheiten, die so sauber vor ihr lagen wie ihr Hausbuch je am Sonnabend, und empfing mit ehrlicher Freude den letzten Trost der Religion. Alsdann wich Grete nicht mehr vom Bette. Sie wischte den Schweiß von der Stirne, hielt das Glas mit Eierkognak viertelstündlich an die von innerem Brand verzehrten, mütterlichen Lippen, betete mit gefaßter Stimme einige Psalmen der Buße, aber zuletzt auch den gastlich schönen 121sten, der die Arme der Sehnsucht gleichsam vor den Türmen der ewigen Stadt ausbreitet und den Fuß hebt, um sogleich übers Tor zu setzen. Auch gelobte sie der Verscheidenden fest in die Hand, immer bei Hansi zu bleiben, das elterliche Heim zu wahren und die Tote auf dem Friedhof der Heimat neben ihrem Gatten zu bestatten. Beruhigt schloß die Kranke die Augen und öffnete sie nur noch einmal, als sie das Würgen des Todes am Halse spürte. In diesem Augenblicke schaute sie Grethe stark ins Auge, als sagte sie: ‚So Grete, jetzt kommt's; vergiß nicht, was wir abgemacht haben!' Dann glättete sie noch gelassen eine Falte im Kissen, legte das Haupt mit dem schön geordneten Haar darauf und verschied. Die Tochter streifte ihr die Lider herab, wie man von außen die Fensterladen des Hauses schließt, in welches man nicht mehr zurückkehren wird. „Schlaf wohl, Mutter," sagte sie halblaut, „möchte ich Deiner würdig werden!" Einen Moment lang verhielt sie sich das Gesicht mit ihren großen, prächtigen Händen, trocknete es aber sogleich mit männlicher Festigkeit. Ohne Zittern zog sie die Klingel, bestellte einen Totenwagen, ließ sich die amtlichen Papiere ausstellen und verreiste nach viel amtlichen Plackereien an einem frühen Morgen aus der Stadt, die ihr trotz des Millionenlebens wegen der einen Toten einsam wie ein ausgestorbenes Dorf vorkam.

Zwei graziöse Pariser Herren bemühten sich im Kupee angelegentlich um die schöne deutsche Jungfrau, die in ihrer blondzopfigen Majestät, mit den dunkelblauen Augen und den fleißigen Stricknadeln ihrer indessen nicht achtete, sondern nach dem schwierigen Muster sorgfältig die Maschen berechnete und nur hie und da bei einer scharfen Biegung der Geleise über ihre Arbeit hinaus nach jenem dunkeln Wagen zuhinterst sah, in dem der Tod dem Leben in einerlei Tempo auf der Ferse nachfuhr.

Dem Hansi wußte sie mit einer Schonung, die ganz außer ihrem herben Wesen lag, die Schärfe des Unglücks sozusagen abzustumpfen, indem sie das zufriedene leidlose Sterben der Mutter und einen fast heitern Gruß von ihrem letzten Bett meldete. Den Sarg hatte sie schon in Paris verpichen und ohne Aufenthalt in das Leichenhaus des Heimatsstädtchens führen lassen, so daß dem Bruder jene bittern Zutaten des Todes, schwarze Farben, Leichengeruch, schwelende, gelbe Kerzen, Kondolenzbezeugungen, möglichst erspart blieben. Aus der Schar ihrer Brüder und Basen ragte Grete auf dem Friedhof beinahe um ein volles Haupt hervor. Bewundernd sah man sie, und viele, die bei der Beerdigung am liebsten ans Heiraten und andere gute Dinge denken, meinten für sich, an die strenge Schönheit dieses Weibes werde sich keines Mannes noch so dreiste Werbung wagen.

Von nun an blieb Grete bei ihrem Hansi. Im untern Stock wohnte der verheiratete Arzt mit seinen drei Kindern, zog Zähne, mischte Pulver, verband Wunden, ließ sich in aller Nacht von schreienden Patienten aus dem Hause läuten und verbreitete um sich jene unruhige, von Karbol gesättigte, scharfe Luft, die von der Doktorstube unzertrennlich ist. Aber im obern Stock wandelte man auf Filzsohlen, mied jedes große Geräusch des Lebens, und ein stiller, jungfräulicher Odem wehte um das Geschwisterpaar.

Als der Oktober die Bäume zerpflückte, schien auch Hansis dürftiges Leben entblättert zu werden. Er konnte nicht mehr aufrecht stehen, auf dem Rollstuhl mußte man ihn ans Fenster schieben, wenn er

in den dorrenden Garten schauen wollte. Tagelang umfingen den Armen Fieber und halfen ihm, sich in eine andere Welt zu vergessen. Dort blühten Gesundheit und Lächeln auf allen Stirnen, die Bäume waren voll Musik, die Tiere voll Verstand, der Himmel leuchtete wie ein junges, zum ersten Male verliebtes Gesicht; blaue Ströme zogen singend durch märchenschöne Lande meerwärts, und im Schatten ihrer Uferpappeln wandelten Dichter mit gelöstem Haar und klingenden Harfen, Helden mit der Glorie ums Haupt, Liebende mit dem ersten Kuß auf den Lippen, während aus fernen, landschaftlichen Gründen ein leises, unermüdliches Summen von Festtagsglocken erscholl. Wenn Hansi dann in die rauhe Wirklichkeit erwachte, war er empfindsamer und unleidlicher als je. Nichts schien ihm recht, alles ärgerte ihn. Jetzt wollte er das Fenster geschlossen, nach zwei Minuten wieder geöffnet haben; das Polster saß nicht, der Vorhang war übel gezogen, und er hatte ja nicht Milch, sondern ein Fleischsüppchen befohlen. Er konnte weinen, wenn sich Grete ein Weilchen bei der Magd oder unten beim Arzt verzog. Sie aber ließ ihn dann ruhig schelten, zog die Gardinen anders, rührte eine Bouillon und redete erst, wenn der Kranke ermüdete, ein kurzes, ruhiges Wort. Diese Ruhe erbitterte Hansi zuerst noch mehr, doch zuletzt empfand er alles, was und wie's Grete tat, als eine Wohltat. Dann schämte er sich seiner Heftigkeit und suchte wohl mit unsichern Fingern ihre Hand, um sie an seine vertrockneten Lippen zu drücken.

Unter diesen unnatürlichen Aufregungen zehrte sich Hansi rasch auf. Die Nase wurde spitzer, die Stirne steiler, der Mund bleich wie ein verfärbtes Rosenblatt, und die guten, hellgrauen Augen versanken in den Höhlen. Die milchweiße Haut des Gesichts ließ beinahe die Knochen durchblinken und zitterte unter jedem Puls wie das Trommelfell unter dem Schlegel. Hansi durfte nur die Augen zuschließen, um als tot zu gelten.

Wenn er im Schauer seiner Gesichte wirr durcheinander redete, achtete Grete anfänglich nicht darauf. Aber die Ruhe der Krankenstube, das gedämpfte Licht, das kerzenweiße Antlitz dort im Kissen und das Mitleid, welches es rege machte, seine Gebärden und seltsamen Worte, diese ganze Atmosphäre voll Träume und Ahnungen beeinflußte nach und nach doch auch ihre starke Kraft, ließ sie aufmerken, entwirrte ihr den Faden der brüderlichen Phantasie immer deutlicher, und sie erkannte daraus eine Stimme dichterischer Sehnsucht, die sucht und nicht finden kann. Eines Tages bat Hansi die Schwester, ihm aus einem Dichter etwas vorzulesen. Grete kam außer Fassung. Seit mehr als Jahresfrist hatte er diese Bitte nicht mehr getan. Damals und vorher immer hatte sie seinen Wunsch abgeschlagen. Sollte sie es jetzt auch tun, vielleicht zwei, drei Tage vor dem Sterben des Bruders? Lebte er nicht doch immer in fieberhaften Dichtungen, in einer erdachten Theaterwelt, redete aus fremden Rollen, focht und suchte sich aus unsichtbaren Fesseln zu lösen? War es nicht besser, sie lese ihm etwas vor, daß er ein Theater nur anzuhören, nicht selber eines in heißer Not zu spielen brauche?

Sie griff aufs Geratewohl ein Buch vom Gestell herunter und stieß auf das erste Drama eines Mannes, der, in allem das gerade Gegenteil von Hansi, darin zwei übermächtige Wesen, einen Mann und eine Frau, gezeichnet hat, die einander in ihrer Größe knicken. Hebbels Judith war doch einmal eine Jungfrau voll Kraft! Je mehr sich Grete hineinlas, um so mehr geriet sie in Vergessenheit für alles, was sie umgab. Was war denn das? Was packte die Nüchterne so? Ein neuer und größerer Horizont tat sich über ihrem alten auf. Trotz der fernen biblischen Namen und der Ungeheuerlichkeit der Charaktere traf die Leserin eine solche Wucht von Wahrheit und Selbsterlebtem darin, daß sie nicht begriff, wie sie, die gescheite und gebildete Grete, sich so lange vor diesen Offenbarungen hatte feindlich hüten mögen. Keine Kulissen, Lampen, Souffleurkasten behinderten sie jetzt, und kein Vorklatschen und Verneigen der Schauspieler störte sie. Ungehemmten Sinnes konnte sie diese alten Menschen reden, ihren Hochmut, ihre Angst, ihre Sehnsucht und

dann wieder ihre Spießbürgerlichkeit ausschütten lassen.

Das war nun ganz schön. Doch je mehr sie Judith in ihrer erhabenen Männlichkeit hervortreten sah, desto inniger wünschte sie ihr Zartheit, Milde, Weiblichkeit. Diese Männin, die an ihrem unnatürlichen Trotze scheitern muß, warf Grete Vorwürfe zu Hunderten ins Gesicht. Hatte sie sich nicht auch stets von den Mädchen fern gehalten, Buben regiert, die weichen Regungen der Seele erstickt, die Männer fast verachtet, da sie sich ihnen überlegen glaubte? Und hatte sie nicht aus berechnender Klugheit vor allem den Holofernes der Phantasie, der Künstlerbegeisterung, der dichterischen Pläne und Träume, die im kranken Bruder so mächtig lebten, zu vernichten gesucht? Wäre es nicht besser mit ihm geworden, wenn sie sein innerliches Arbeiten mit verständigem und gütigem Anpassen begleitet hätte? Hatte sie ihm nicht Jahre des körperlichen oder doch sicher des geistigen Lebens geraubt? Und war sie nicht selber dabei zu Schaden gekommen? Jenes bethulische Weib hatte die Schwäche ihres Geschlechtes zuletzt doch bekennen müssen. Sie aber mußte jetzt im Anblick des Patienten, der sich in wunderbaren Gedanken über das Werk erging und sie mitriß, heimlich denken, daß all ihr Kämpfen nichts gefrommt und daß sie vor diesem Sterbenden wie eine dastehe, die lebenslang unweiblich gewesen und nun, von der Kraft, die sie verachtet hatte, selber übernommen, auf ihr ganzes ausgerechnetes Leben gleichsam eine Lüge warf.. So viel Fremdes und Verschiedenes sonst im Drama lag, die eine allgemeine Wahrheit, daß Weiblichkeit über alles gehe und jede Sünde dagegen an sich und an andern gebüßt werde, hatten die beiden Heroinen, die bürgerliche hier und die biblische dort, gemeinsam.

Als das Stück fertig gelesen war, da hatte Hansi über Grete, der Sterbende über die Lebende, die Wahrheit der Natur über den Eigensinn des Willens besser und wahrer, als Holofernes über Judith gesiegt.

Was man nie gesehen hatte, geschah: Grete kniete vor dem Bette des Bruders nieder, schmiegte ihre Wange an sein staunendes, lächelndes Gesicht, küßte ihn unter einer erlösenden Fülle von Tränen und sagte: „Hansi, wie schön ist das! Nun lese ich Dir alle Tage solche Dinge vor.“

Hatte sie früher bedacht, welches die besten Semmelbrötchen für Hansi wären, so studierte sie nun mit demselben Eifer, welche Dramen ihm vor allem gefielen. Sie nahm die Iphigenie und den Tasso von Goethe, Grillparzers Sappho, dann die Bühne Calderons und Shakespeares durch. Als sie „Das Leben ein Traum“ genossen hatte, fragte sich die Bekehrte, ob sie nicht auch früher immer geträumt und geschlafen hätte, da ihr so Unvergängliches für Sinn und Seele fremd geblieben war . . . und sie, sie hatte den Bruder immer einen Träumer gescholten!

Diese Lektüre schien den Kranken am Leben zu erhalten. Gegen alle Erwartung zog sich sein Zustand bald besser, bald schlimmer in den Frühling hinein. Im Winter hatte man Dantes Göttliche Komödie begonnen, jetzt war man geläutert durchs Fegfeuer geschritten, und als der Lenz aufblühte, ging es an Beatrices Hand in den Himmel hinein. Im Flammen seiner Sonnen und im Rauschen seiner Psalmen schwebte an einem reinen, unbewölkten Maimorgen der erlöste Bruder aus den zerknitterten Linnen seines Lagers in die Wahrheit seiner Ideale empor.

Nie hatte Grete eine solche Störung der Seele empfunden, wie bei diesem Tode. Sie war am Grabe des Jünglings nicht mehr die gleiche, die am Muttergrabe gestanden hatte. Die Achse ihres Lebens schien sich umgedreht zu haben. Wohl überragte sie wieder alle Leichenleute um ein Haupt, aber nicht um ein kühn gerecktes, sondern ein demütig geneigtes Haupt. Mit der doppelten Trauer einer Witwe und Waise stand sie am Erdhügel. Die Kraft, die sich auf nichts zu stützen brauchte, war völlig von ihr gewichen, und ein weicher, milder Duft, wie der Herbst ihn über die herbe Sommerfrucht legt, sänftigte, ja verwischte die Strengheit ihres früheren Bildes. Jetzt mußte sie Stützen suchen; die erprobte Klugheit und hausbackene

Tüchtigkeit reichten für das neue Leben nicht mehr aus.

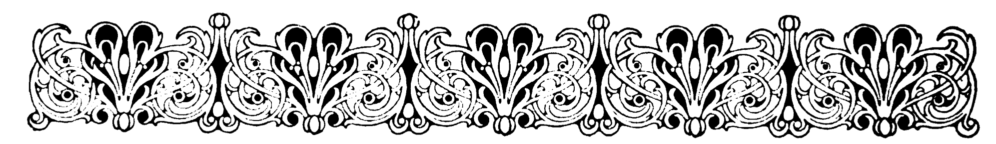
Sie machte nun die Fenster und Türen ihrer Behausung angelweit auf, lud die Kinder ihrer Brüder und Vettern zu sich, suchte sich in ihr Herz einzuschmeicheln; und bevor sie ihnen kluge und praktische Handgriffe zeigte, nährte sie ihr Gemüt und ihre Einbildung mit allerhand Kinderzauber. Sie kramte nun, eine zweite Käthe, jene Märchen und Geschichten aus dem Gedächtnis hervor, die sie als Kind verlacht hatte, und wußte sie jetzt mit einer so naiven, kindlichen Selbstüberredung darzubieten, daß nicht nur die runden Äugelein der Bäschen und Vettern wie verzückt im Mittagslicht des Märchens funkelten, sondern Tante Grete selber steif an jeden Zwerg und Lindwurm glaubte, die sie aufspazieren ließ.

Aus dem Ring der kleinen Horcher bildete sich bald eine Art Kleinkinderschule, mit der Grete zu Weihnachten ein hübsches Krippenspiel aufführte. Die ganze Verwandtschaft wohnte dem frommen Theater bei, selbst ein Bruder aus dem fernen England war mit einer heitergelockten, winzigen Miß und aus einem noch viel ferneren Lande der Hansi sogar hergekommen: lächelte nun aus jedem frohen Auge und aus dem Weihnachtsstern über der heiligen Hütte so begeistert und verklärt, wie nur eben ein Engel lächeln kann.

In solcher Art ist Grete eine alte Jungfer geworden. Sie hebt schreiende Wickelkinder aus der Taufe, vernäht den Buben die Hosenrisse, damit die strengen Mamas nicht merken, wie sie im Walde das Dornröschen oder Meister Isegrim suchen gingen. „Sucht weiter!“ sagt sie und gibt den geflickten Bürschchen einen Klaps auf die hintern Backen. Ihren Vettern . . . viele heißen sich so . . . fertigt sie prächtige Feiertaghemden und schiebt den jüngeren ein Bilderbuch, den älteren einen Band gediegener Gedichte in den Brustlatz. Arme Studenten sitzen an ihrem Mittagstisch, und wo ein junges Talent die große Zehe vor übergroßer Armut aus dem Strumpfe streckt, gibt sie ihm ein neues Paar Socken und einen goldenen Batzen darein. Die Buchhändler kennen das alte Fräulein schon von weitem durch ihr wohlsortiertes Schaufenster hindurch. Denn so viele Goethe, Schiller und Shakespeare hat ihnen kein Professor und Literat abgenommen. Daß sie den Hebbel aus Dithmarschen, den Grillparzer aus Wien und die Schweizer Keller und Arnold Ott unter der erwachsenen Jugend sozusagen heimisch machte, dafür hat ihr die Fakultät für Philosophie und schöne Kunst auf einem mit dem Bleisiegel der Universität geschmückten Pergament im schwersten Professorenstil gedankt.

Jüngst sah ich das Fräulein, dessen glattgescheiteltes Haar nunmehr wie geläutertes Silber blitzt, am Schalter der Gemäldeausstellung. Grete löste die Eintrittskarten für drei Burschen, deren Knabenflaum zwar reizend, die Kunstbegeisterung groß, aber der Beutel verdrießlich klein war. Während die Jungen sich rasch vor der Leinwand zurechtfanden und sich mit dem Durst ihrer heißen achtzehn Jahre in die malende Hand der großen Meister vertieften, erquickte sich das Fräulein weniger an der alten, aus goldenen Rahmen schauenden Kunst, zu der sie doch nur schüchtern, wie eine, die das Fest verspätet hat, emporzublicken wagte, als vielmehr an der jungen, erwachsenden Kunst, die aus den Augen ihrer Schützlinge blitzte. —

Wenn es Gretchen einstmals gelingt, mit ihren Strümpfen und den Goldbatzen darin einem Fähigen den schmalen Fußsteig der Kunst so weit hinauf zu helfen, daß der Jüngling, vor ein großes Vorbild gestellt, die Brust recken und das stolze Wort sprechen darf: „Anch' io sono pittore,“ dann wird das Fräulein zufrieden die Hände in den Schoß legen und sich mit allen Engeln im Himmel und besonders dem einen nun erst völlig ausgesöhnt glauben.



Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Wilhelm Hegeler, Die frohe Botschaft (Stuttgart 1910, Deutsche Verlags-Anstalt). — **J. C. Heer, Da träumen sie von Lieb' und Glück** (Stuttgart 1910, J. G. Cotta). — **Paul Keller, Die fünf Waldstädte** (Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft). — **Georg Engel, Die Leute von Moorluke** (Berlin, Concordia). — **Fedor von Zobeltitz, Meerkatz** (Stuttgart, J. Engelhorn). — **Alexander von Gleichen-Rußwurm, Das galante Europa; Geselligkeit** (Stuttgart, J. Hoffmann). — **Oskar Fischel-Max v. Boehn, Die Mode. Menschen und Moden im XVIII. Jahrhundert** (München, F. Bruckmann).



Die alte Menschheit überfällt von Zeit zu Zeit ein schmerzliches Erlösungsbedürfnis. Meist sind es ja nur einzelne Sehnsüchtige, Dichter und ihre Gesellen, die als Fremdlinge dieser Erde von neuen und schöneren Welten träumen. Sie singen heimlich und süß von Thule, von Bimini, von Orplid, den blauen Ländern, die selig leuchten. Aber in den Epochen dumpfer Gärung und sozialen Kampfes, in denen das Gefühl einer notwendigen Änderung weitere Volkskreise ergreift, gewinnt der alte Dichtertraum plötzlich eine neue Form und eine breitere Basis. Politische Persönlichkeiten nehmen ihn auf, und aus dem vagen poetischen Ideal des Einzelnen formen sie das bestimmtere politische Ideal einer Gemeinschaft. Gegenüber einer Kultur, die sie als Druck und Last, gegenüber einer Staats- und Gesellschaftsordnung, die sie als ungerecht und mangelhaft empfinden, bauen sie auf weltfernen Inseln ein neues Reich der friedlichen Eintracht und der gerechteren Güterverteilung auf, in dem ein neues, freies, adliges Menschengeschlecht heranwachsen kann.

Uralt wie die Menschheit selbst ist dieser Sehnsuchtstraum. In allen großen Revolutionen und Evolutionen hat er seine Rolle gespielt. Er hat sich literarisch seit Jahrtausenden ausgeprägt — am schärfsten in den sogenannten „Staatsromanen". Von Platos „Republik" führt eine gerade Linie über Thomas Mores „Insel Nirgendwo", die Insel „Utopia" bis in unsere Gegenwart hinein zu Bellamys „Rückblick auf das Jahr 2000". Und immer wieder erhebt sich die mächtige Stimme großer Persönlichkeiten, die Stimme eines Rousseau, die Stimme eines Tolstoi, um das Menschengeschlecht auf neue Heilswege zu rufen und es von allen Übeln der Kultur zu erlösen.

Die klugen Nützlichkeitsmenschen, die praktischen Politiker werden lächeln: Wozu war das alles? Sind die Träume dieser Phantasten nicht zerplatzt wie schillernde Seifenblasen? Sind ihre logischen Konstruktionen nicht wie Spreu vor den realen Mächten der Wirklichkeit zerstoben? Ist es nicht beklagenswert, wenn eine Kraft verwirrenden und unerreichbaren Idealen nachjagt, anstatt sich auf Erreichbares zu konzentrieren? Aber diesen Pächtern der praktischen Vernunft wird man erwidern müssen, daß, wenn es immer nur ihresgleichen gegeben hätte, die Menschen wahrscheinlich noch heute das erfreuliche Leben von Höhlenbewohnern führten; daß es immer die von ihnen verachteten „Schwarmgeister" gewesen sind, die der Menschheit den Ruck nach vorwärts gegeben haben; daß die Träume der großen Phantasten doch nicht nur schillernde Seifenblasen waren, sondern Stacheln hatten, die den Völkern der Erde Sporenstiche versetzten; daß keine Sehnsucht, die je ein großes Herz rein durchglühte, umsonst war. O gewiß: wir alle lehnen die Endziele eines Rousseau und eines Tolstoi ab! Aber es ist ein großes Glück für uns, daß immer wieder Menschen von hohem Wuchs erscheinen, die ihre Speere in ewige Weiten werfen und ihre Kraft nach unerreichbaren Idealen spannen. Nicht nur deshalb, weil die Macht ihrer Persönlichkeit uns von der „Angst des Irdischen" befreien und ein Gegengewicht gegen die alleinseligmachenden materiellen Gewalten der Zeit schaffen kann. Sondern daneben auch, weil ihr Leben und Streben tatsächlich auch praktisch immer die höchsten Ergebnisse zeitigt. Der Kulturfeind Rousseau hat die Kultur nicht zerstört und seine unhistorischen Staats- und Gesellschaftsideale natürlich nicht verwirklichen können. Aber wenn wir uns vorhalten, daß *sein* Einfluß die Damen der Gesellschaft zu stillenden Müttern gemacht hat, daß die Kindererziehung der gesamten Kulturmenschheit auf Grund *seiner* Ideen umgestaltet wurde, daß alle Geschlechter, die seitdem aufwuchsen, in der entscheidenden Frühzeit nach pädagogischen Prinzipien behandelt wurden, die aus *seinen* Forderungen des Herzens abgeleitet sind; wenn man bedenkt, daß er aus dem rechtlosen Untertan den Staatsbürger mit Rechten und Pflichten erlöst hat, daß die Glut, die in dem Herzen des Genfer Uhrmacherjungen glühte, als Flamme in allen Bewegungen des XIX. Jahrhunderts emporschlug, — dann dürfen wir wohl mit einigem Recht fragen: Welcher Realpolitiker, es sei selbst ein Bismarck, hat letzten Endes auch nur annähernd so in das *praktische* Leben aller Kulturnationen eingegriffen, wie der „Schwarmgeist" Rousseau? Das darf man nicht vergessen. Bei allen diesen ganz großen „Phantasten" ist nicht das Ziel das Bedeutsame, sondern der Weg. Sie haben sämtlich etwas von Kolumbus an sich: sie wollen

sehr verkehrt nach Indien reisen und werden deshalb leicht verspottet. Aber sie finden unterwegs ein Amerika.

Wenn ich von den Staatsromanen und den verehrungswürdigen Schwarmgeistern, von Rousseau und Kolumbus auf Fräulein Charlotte Damme komme — auf die Heldin von Wilhelm Hegelers neuem Roman „Die frohe Botschaft“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) —, so mag das vielen als ein wunderlicher und gewagter Schritt erscheinen. Aber wer das Buch liest, wird die Zusammenhänge leicht verstehen. Gerhart Hauptmann sagt im „Emanuel Quint“, daß um 1890 herum in der deutschen Luft eine Frühlingsahnung schwamm und daß tausend auf die Erneuerung des ganzen Lebens gerichtete Hoffnungen dazumal in den Köpfen rumorten. Hegeler hat solch eine Hoffnung aufgegriffen. Da ist ein Buch erschienen: „Elitanien“, ein soziales Zukunftsbild, dessen Verfasser nach Jüngern und Mitteln sucht, um im Innern Afrikas, im Gebiet des Kenia, eine Kolonie zu gründen. An ihrer Spitze soll ein von Glaubensglut entflammter, von stählernem Willen aufrecht gehaltener Mensch stehen, der aller Widrigkeiten Herr wird. Nicht der mechanische Kommunismus wird in der jungen Kolonie herrschen, sondern genossenschaftliches Arbeiten auf der Grundlage, daß jeder einen seinen Leistungen entsprechenden Anteil am Gewinn hat. Und nach mannigfachen Mühsalen — so schwärmt der begeisterte Führer — wird sich endlich ein Gebilde voll Kraft und Schönheit entwickeln; es wird ein Adelsgeschlecht heranwachsen, das nicht mehr vorwärts hetzt unter der Fron des Hungers, das nicht in sich vergiftet ist vom gehässigen Neid der vielen und der gehässigen Furcht der wenigen, sondern brüderlich und frei nach den höchsten Zielen ringt.

Um Johannes Schlosser, den Schöpfer und Verkünder der Idee vom Zukunftsreich Elitanien, sammelt sich in Berlin eine kleine Schar von Anhängern. Gescheiterte Existenzen, unruhige, abenteuerlustige Jugend, Mühselige und Beladene, fleißige Handwerker, die in der Tretmühle ihrer täglichen Arbeit einen schönen Traum träumen wollen. Auch Charlotte Damme, die Regierungsratstochter aus Berlin W., läßt sich für die frohe Botschaft von Elitanien gewinnen und stellt in freudiger Aufopferung Kraft und Streben in den Dienst der guten Sache. Das Unternehmen scheitert natürlich. Schon in dem Präludium des Romans, nach den ersten zwanzig Zeilen, sagt Wilhelm Hegeler: „Elitanien — das Land des Glücks und der Freiheit, aus dem ein neues Adelsgeschlecht hervorwachsen sollte, ach, welch eine Seifenblase war das!“ Vielleicht beging er mit dem Vorwegnehmen dieses traurigen Ergebnisses eine technische Ungeschicklichkeit, die das Interesse manches Lesers lähmt. Aber er wollte wohl von vornherein feststellen, daß es ihm selbst keinen Augenblick um Elitanien geht, sondern einzig und allein um die Elitanier, d. h. um diejenigen, die an den schönen Traum glauben. Nur ihnen gilt sein Interesse, nur auf sie will er das unsere lenken. Das Ziel ist die Nebensache; Hauptsache sind Weg und Wanderer. Deshalb gibt auch nicht derjenige, der das Ziel gewiesen hat, Johannes Schlosser, den natürlichen Mittelpunkt des Werkes ab, sondern diejenige, die am selbstlosesten glaubt und am mutigsten wandert: Charlotte Damme. Wenn ihr Traum auch zerrinnt, wenn alle die idealen Bestrebungen in Unglück und Schuld enden, — ihr Tun und Wirken und Schwärmen war doch nicht vergebens. Denn, wie ihr der treue Nortmoor am Schlusse predigt, „der Kampf um eine große Idee ist an sich ja schon was Großes, wie das Ende auch sein mag. Nein, Charlotte, Sie haben jetzt nur das unmittelbare Resultat vor Augen, aber die stille, tiefe Wirkung, die sich in den Seelen der Menschen vollzieht, die können Sie nicht sehen. Vielleicht — wer weiß — taucht die Idee in vollkommenerer Gestalt wieder auf, und Elitanien war dann eine Etappe auf dem langen Wege zum Ziel. Vielleicht wird dies Ziel überhaupt nie erreicht. Auch das schadet nichts. Es werden ja immer solche Ziele aufgesteckt und nie erreicht. Aber auf dem langen Wege dahin ist das Größte und Schönste geschaffen worden, was die Menschheit besitzt.“

Die niedergebrochene Charlotte läßt sich aufrichten. Auf dem langen Wege hat sie sich selbst gefunden, und statt des afrikanischen Elitaniens, das der ganzen Menschheit Glück bringen sollte, wird sie dem treuen, nüchternen Wirklichkeitsmenschen, der sie liebt und der ihrer zur Ergänzung seines eigenen Wesens bedarf, ein stilles Reich des Glücks und der Eintracht aufbauen.

Das ist mit mehr Wärme erzählt, als man nach den letzten Büchern Hegelers voraussetzen durfte. Daneben fällt der große Umfang an Realität auf, über den dieser Darsteller hier verfügt. Bald führt er uns in die Kreise der höheren Beamtenschaft und bald in den dunklen Schusterkeller des Meisters Wendeborn, jetzt in das Haus eines millionenschweren Fabrikanten und gleich darauf in die Hütte des Laubenkolonisten; mit der einen Szene in das Junggesellenheim eines adligen Spielers und mit der andern in eine Arbeitslosenversammlung des östlichen Berlins. Verschieden der Boden, verschieden die Gestalten, die sich in Überfülle vor uns drängen. Nur wenige kommen uns eigentlich näher: Charlottens Vater etwa, der als Regierungsrat a. D. ein schnurriger Pläneschmied und Agent wird; ein paar Elitanier außerdem: der Führer Schlosser, der zuletzt den Glauben an sein eigenes Ideal verliert und es doch nicht einzugestehen wagt; der Dieb und Mörder Georg Neuner; der stille Schuhmacher, der für Weib und Kind auf seine afrikanischen Träume verzichtet; nicht zuletzt die heimliche Dirne Frieda. Doch auch die

andern, die eiliger und blasser an uns vorüberhuschen, sind durch aparte Züge als Geschöpfe eines feineren Erzählers gestempelt. Überhaupt mag man den Roman umdrehen und betrachten, wie man will, — man wird die Worte nachsprechen, die Papa Damme über „Elitanien“ sagt: „'n recht gut und ordentlich ausgedachtes Buch. Sehr schön zu lesen und, was das Merkwürdigste ist, es läßt sich eigentlich nichts daran aussetzen.“

Wir akzeptieren das Lob; wir akzeptieren auch den heimlichen Widerhaken darin. So sehr man nämlich die „Frohe Botschaft“ rühmen muß, — man tut es noch weniger, weil man große Vorzüge, als weil man keine Mängel in ihr findet. Man scheidet davon mit hoher Achtung, aber man merkt in einigen Tagen zu seiner eigenen Überraschung, wie schnell Probleme und Gestalten in der Erinnerung verblassen. Sie sind beide also doch wohl mehr in der kombinierenden Phantasie eines klugen und künstlerisch arbeitenden Erzählers entstanden, als in dem heißen Herzen eines Dichters.

Mißt man diesen höchst lesenswerten Roman an dem neuen Novellenbuche von J. C. Heer — den drei Schweizer Geschichten „Da träumen sie von Lieb' und Glück“ (Stuttgart 1910, J. G. Cotta) —, so wäre man versucht, ihm zu Ehren Psalmen zu singen und Weihrauchkerzchen anzuzünden. Denn was uns der auflagenreiche Eidgenosse diesmal bietet, das ist wahrhaftig zum Kopfstehen! Schon aus dem versetzten sentimentalen Pathos des Titels steigt ein Rüchlein von jener blühenden Unnatur auf, die das ganze Buch beherrscht. Harmlosigkeiten werden darin tragisch aufgeblasen; schöne, gute, geniale Männer, „Edelgestalten“, sprechen in geschwollenem poetischem Stil zu „idealen“ Mädchen, die direkt aus der unsterblichen Romanheldinnenzucht der Marlitt und Werner stammen. Und das Fatale ist, daß man sich eigentlich immer den Kopf zerbricht, was denn eigentlich los ist. Da lernt ein prächtiger Mensch die Schwester seines studentischen Freundes kennen und lieben, aber weil durch ein „duftiges Briefchen“ (wörtlich!) herauskommt, daß er bisher ein Techtelmechtel mit einer kleinen Schauspielerin hatte, muß er das Haus verlassen, wird er wie ein Pestkranker gemieden, wirft sich ihm der Freund mit dem Gewehr in der Hand entgegen — kurz, wird beinahe ein Welt- und Glücksuntergang inszeniert. Das ist keine Tragik mehr, sondern Unsinn und Narrheit. Konflikte, die nur auf der Grundlage engherziger Spießermoral möglich sind, sind keine dichterischen Konflikte mehr, und der Erzähler, der sie mit blutigem Ernst behandelt, richtet sich selber. Zwei Seelen wohnen, ach!, in J. C. Heers Brust. Er ist ursprünglich der biedere, ehrenwerte Eidgenossenschaftler mit der beengten Bürgertugend und dem Philisterzöpfchen, der schon aus seinem stark entwickelten Gemeinwesensinn einen gar gewaltigen Respekt vor geordneten Verhältnissen, „gottgewollten Abhängigkeiten“ und städtischer und staatlicher Rangordnung hat. Seine Gestalten lassen sich von den Grundsätzen einer etwas angesäuerten Moral, noch mehr aber von der Frage leiten: Was sagt der Nachbar, was sagt die Stadt dazu? Und ohne Zweifel ist J. C. Heer an Moral, Bravheit und ängstlicher Rücksicht auf die bürgerliche Meinung seinen Gestalten konform. Aber daneben hat er auch eine unbürgerliche Mitgift: nämlich eine wild herumfuhrwerkende Phantasie, die ihn erst zum Schriftsteller gemacht, ihn dann zur Luftschiffahrt getrieben hat, und die, da sie in seinem moralisch-bürgerlichen Milieu keinen Ausweg fand, wild geworden ist und sich nun erzählerisch austobt. Die Probleme und Motive formt der schätzenswerte Bürger; in die Ausführung mischt sich der „verhinderte“ Romantiker und abenteuerliche Phantast hinein. Er schwelgt in Sensationsszenen und Knalleffekten, in romantischen Episoden und geschwollenem Pathos. Er hat die Schreckensfahrt des Ballons „St. Jakob“ geschrieben, er hat die Erscheinung der reine Berthe beschworen, er hat die grausliche Schrotschußmoritat in der zweiten Novelle auf dem Gewissen, und er ist an den Ausrufungszeichen und den fabelhaften Romanphrasen des Stiles schuld. Vielleicht hätte er in der dritten und einzig debattierbaren Novelle des Buches die Heidelberger Professorentochter und den Bergführer auch zusammengebracht, aber da stutzte der Bürger, und die beiden Leutchen heiraten sich doch nicht. Die Begründung stammt auch hier wieder aus einer papiernen oder aus einer jammervoll philiströsen Welt.

Da hat der Nächste nun natürlich ein leichtes Spiel. Freilich kann mich selbst diese Nachbarschaft nicht dazu veranlassen, den Schlesier Paul Keller mit schmetternden Fanfaren als großen Dichter zu begrüßen. Aber er ist ein liebenswerter, anmutiger Poet, der für jung und alt etwas im Sack hat, keine Nüsse zu knacken gibt, einen herzlichen Humor besitzt und auf dem besten Wege ist, ein gern gelesener Volksschriftsteller zu werden. Für die Literatur hat er wohl keine wirkende Bedeutung, doch wir brauchen daneben auch einen Haustrunk, und wenn er so hell und klar ist, wie „Die fünf Waldstädte“ (Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft), so sind wir ja schon herzlich zufrieden. Das weitaus Hübscheste an diesem „Buche für Menschen, die jung sind“, ist die Titelerzählung. Wie liebenswürdig ist gleich der Anfang: „Da war in der Gegend zwischen Frankreich und Rußland ein Wald, der war so groß, daß ein lahmer Mann an die dreiviertel Stunden brauchte, ehe er um ihn herum war.“ In diesem Walde liegen die fünf Städte Ameisenfeld, Eichenhofen, Geistergrund, Heinrichsburg und die heilige Stadt. Von ihnen berichtet nun Keller: mit einem offenen und innigen Blick für das Kleine, mit einer andächtigen Ehrfurcht vor der Natur, in glücklicher Erinnerung an die selige Knabenzeit

und mit gutem Humor, der Entgleisungen ins Süßliche und Sentimentale verhindert. Ein frommer Sinn trägt, ohne sich direkt herauszustellen, das Ganze; die sinnvolle Art freut, da sie in und mit der Erzählung lehrt ohne die Spur einer Lehrhaftigkeit. Es läuten Glocken aus Andersens reinem Märchenland herüber, und wenn sie zart und fein aus den fünf Waldstädten klingen, so horchen wir Großen ebenso dankbar, ja vielleicht noch dankbarer auf, als die Kleinen. Solch ein Glockenton zittert, nicht ganz mehr so schön, auch noch aus dem „Gedeon" und dem „angebundenen Kirchturm", während die abenteuerreichen Räubergeschichten, in denen Keller seine Phantasie malträtiert, für uns stumm bleiben.

Hat der Schlesier still in die Natur geschaut und es gut gemacht, so hat Georg Engel diesmal nach dem verehrlichen Publikum geschielt und es schlecht gemacht. „Die Leute von Moorluke", die er antreten läßt (Berlin, Concordia), glaubt ihm keine Katze mehr: sie sind gewollt, konstruiert, sie sind nur zum Behagen der Leserwelt erschaffen und verlieren doch um so mehr unseren Beifall, je eifriger sie danach angeln. Seit ein paar seiner humorvollen Schiffergestalten von der Waterkant allgemein gefielen, geht Georg Engel darauf aus, ihnen noch erfolgreichere Brüder zu geben. Zu diesem Zwecke trägt er den „Humor" dick auf und gibt seinem Affen reichlich Zucker, aber es wird einem bei den falschen Noten dieses Knallerbsenhumors („Du sollst und mußt lachen!") nicht mehr wohl zumute. Die Zähmung der widerspenstigen Durtig genießt man mit Kopfschütteln; die kleine Geschichte, der Bismarck seinen großen Namen lieh, friert in ihrer dürftigen Pointe; andere Novellen, die tragische Töne anschlagen, bleiben uns gleichfalls fern, und der einzig hübsche Stoff — mit einem beim Lehrer gestohlenen Hundertmarkschein bezahlt Ante Dauch demselben Lehrer als dem Agenten des „Phönix" die Einbruchs- und Diebstahlsversicherung — muß unter der Sucht des Erzählers leiden, allzuviel humoristische Pointen aus ihm herauszuschlagen. —

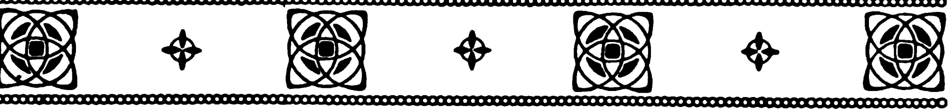
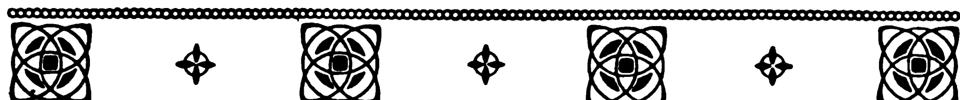
Wenn man sich so weit glücklich durchgeackert und links und rechts Zensuren ausgeteilt hat, dann bekommt man ordentlich den Heißhunger nach einem richtigen Roman, der was Nettes erzählt und bei dem man mit Behagen verweilt. Je seltener solche Romane heute sind, um so mehr schätzt man sie, und wenn man mich auf Ehre und Gewissen fragt, vor welchem der heut angezeigten Bücher ich die angenehmsten Stunden verbracht habe, so pack' ich das kritische Handwerkszeug ein und erwidere ohne Zögern: vor der „Meerkatz" von Fedor von Zobeltitz (Stuttgart 1910, J. Engelhorn). Den Gedanken an die Weltliteratur wollen wir natürlich ausschalten, und ein allzu gründliches Examen brauchen wir hinterher auch nicht anzustellen. Aber wie riesig nett ist die ganze Geschichte! Mit welcher fabelhaften Leichtigkeit und Sicherheit ist sie erzählt! Wie originell setzt sie sofort ein! Da werden im Hamburger Hafen abessinische Löwen und Giraffen, Elefanten und Strauße, Büffel und andres exotisches Viehzeug ausgeladen: Rittmeister Preysingk ist mit seinem afrikanischen Tiertransport für Lentemann & Sohn eingetroffen. Und im Hintergrund steigt der Hagenbecksche Tierpark auf, die Anlage einer Straußenzucht auf märkischem Boden, eine Versuchsstation für allerlei interessante Kreuzungen. Wer stellt noch so verblüffende Dekorationen? Man staunt ja bei jedem neuen Roman über die beneidenswerte Geschicklichkeit, mit der dieser Erzähler sein Garn aus immer neuem, literarisch kaum je berührtem Milieu spinnt! Staunt über die Selbstverständlichkeit, mit der er sich in jedem bewegt! Hat er erst die Dekoration einmal, so ergeben sich ihm die Personen und die Fäden der Handlung von selbst. „Meerkatz" ist natürlich die millionenschwere Tochter des alten Lentemann, die als Kind immer im Affenkäfig hockte und daher ihren Spitznamen hat. Weil sie ein befreundeter Graf heiraten will, muß sie der Freiherr von Preysingk adoptieren, aber der Adoptivvater verliebt sich selber in die Tochter, und ein Graf Nummer zwei, der als Inspektor die neunzinkige Krone abgelegt hat, tut desgleichen. Man kann es begreifen, daß die Tante Te, auch sie eine Gräfin in Reinkultur, sich zuletzt nur schwer in dem Tohuwabohu zurechtfindet und ein bißchen duslig darüber wird. Doch das virtuose Kunststück des Erzählers besteht eben darin, sich im Einzelnen so realistisch zu geben, daß der abenteuerliche Kuddelmuddel des Ganzen uns im Augenblick gar nicht zum Bewußtsein kommt. Ebenso virtuos hat er die Fertigkeit ausgebildet, alles, was keusche Ohren verletzen könnte, zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen. Sehr fein verwertet er z. B., ausgehend von einer rätselhaften Blutvergiftung, die sich Meerkatz als Kind zugezogen hat, spätere physiologische Vorgänge zur Erklärung der Gestalt, aber ich wette, daß erst der zehnte Leser sich darüber klar werden wird, was er meint; daß nur ein Teil etwa hinter die Mondscheinvision Falkensteins kommt. Ein erquicklicher Humor fehlt natürlich auch nicht, und wenn Hoppenstedt den märkischen Bauern seine Jagdabenteuer erzählt, wenn er von der gräßlichen Tarantel berichtet, die 223 Spinnenfüße und (im kalten Rußland) an jedem Frostbeulen gehabt hätte, dann lacht man wohl vergnügt auf. Zieh hin, Meerkatz, mach' den Leuten Spaß und laß es dir gut gehn! —

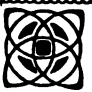
Auf zwei kulturhistorische Werke von besonderem Reiz möcht' ich zuletzt die Aufmerksamkeit der Leser lenken. Alexander von Gleichen-Rußwurm hat sie geschrieben: er kommt auch hier um die berühmte Bezeichnung „der Urenkel Schillers"

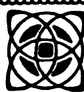
nicht herum. Es muß für einen tüchtigen und geschmackvollen Menschen, der selber etwas leistet, nicht ganz leicht und nicht ganz schmerzlos sein, immer im Schatten eines urgroßväterlichen Genies zu wandeln. Eine allzustolze Tradition, die man nicht los wird, lähmt und erdrückt am Ende, und wenn ich alles bedenke, so bin ich doch von Herzen froh, daß mein seliger Urahn nicht den „Tell“ geschrieben, sondern ruhmlos und unliterarisch Schuhe geflickt hat: „Heil mir, daß ich kein Enkel bin!“ Aber der Freiherr von Gleichen-Rußwurm mag die Sache anders ansehn und trägt sein Erbe jedenfalls mit Würde. Immer stärker zeigt er sich auch als ein feiner und überschauender, reicher und durchgebildeter Geist. Sein jüngstes Werk: „Das galante Europa. Geselligkeit der großen Welt. 1600—1789“ (Stuttgart 1911, Jul. Hoffmann) ist zweifellos eine staunenswerte Leistung. In Hunderten und Tausenden von Anekdoten und intimen Zügen entwirft er ein durch seine Fülle fast verwirrendes Bild von dem Leben, das die crème de la crème in den europäischen Hauptstädten von den Anfängen der englischen bis zur französischen Revolution führte. Die Welten des Barock und des Rokoko steigen vor uns auf, die Jahrhunderte der Perücke, des Schäferstabs, des zierlichen Degens, der Schöngeister und der feinen Diplomaten, der Etikette und der Empfindsamkeit; die Höfe von London und Madrid, Paris und Wien, St. Petersburg und Berlin feiern unter wechselnden Moden ihre Feste; man sieht, wie die große Welt sich benimmt und sich beschäftigt, sich kleidet und vergnügt, wie die Wahrheit von heute der Irrtum von morgen ist und umgekehrt, wie Trachten und Bräuche, Menschen und Dogmen sich ändern. Eine verblüffende Belesenheit zieht fast ein Zuviel an Details aus dem Staube hervor und gruppiert es unter (manchmal fast zu sensationell-feuilletonistischen) Stichworten. Daß anderseits jeder wieder charakteristische Züge, die sich ihm eingeprägt haben, vermissen wird, ist selbstverständlich. Ich halte es z. B. für äußerst bezeichnend, daß über den Stuhlgang Ludwigs XIV. Staatsakten geführt wurden, daß er, auf dem Nachtstuhl thronend, Audienzen gab, daß sich die Herzogin von Burgund in Gegenwart des Königs und der Maintenon ein Klistier geben ließ usw., und habe doch nichts davon bei Gleichen-Rußwurm gefunden. Bei dem gedrängten Reichtum seines Werkes wäre es allerdings möglich, daß man etwas übersieht. Will man weiter kritisieren, so drängen sich vor allem zwei Wünsche auf. Der erste, daß in großen Linien auf wenigen Seiten die politischen, literarischen, allgemein kulturellen Tendenzen der einzelnen Epochen umschrieben würden, so daß dem gebildeten Laien, der aus dem gut geschriebenen Werke reichste Anregung schöpfen kann, die tausend Einzelzüge sich leichter in das allgemeine Bild der Epoche einordnen. Sonst sieht er am Ende vor lauter Bäumen den Wald nicht. Dann aber fordert das Buch fast gebieterisch eine Ergänzung nach unten hin: gerade im XVII. und XVIII. Jahrhundert liegt aller Fortschritt fast beim Bürgertum. Und wenn es auch erklärlich ist, daß der die „Geselligkeit der großen Welt“ behandelnde Kulturhistoriker, um ein Beispiel anzuführen, eher auf seiten der royalistischen Kavaliere, als auf Seiten der puritanischen und demokratischen „Rundköpfe“ stehn wird, — für die Weltgeschichte sind diese soviel wichtiger, als jene, wie Milton wichtiger ist als Suckling und Lovelace. Es wäre ausgezeichnet, wenn Gleichen-Rußwurm uns nach den Schlössern und Salons auch die Bürgerstuben der Zeit zeigte.

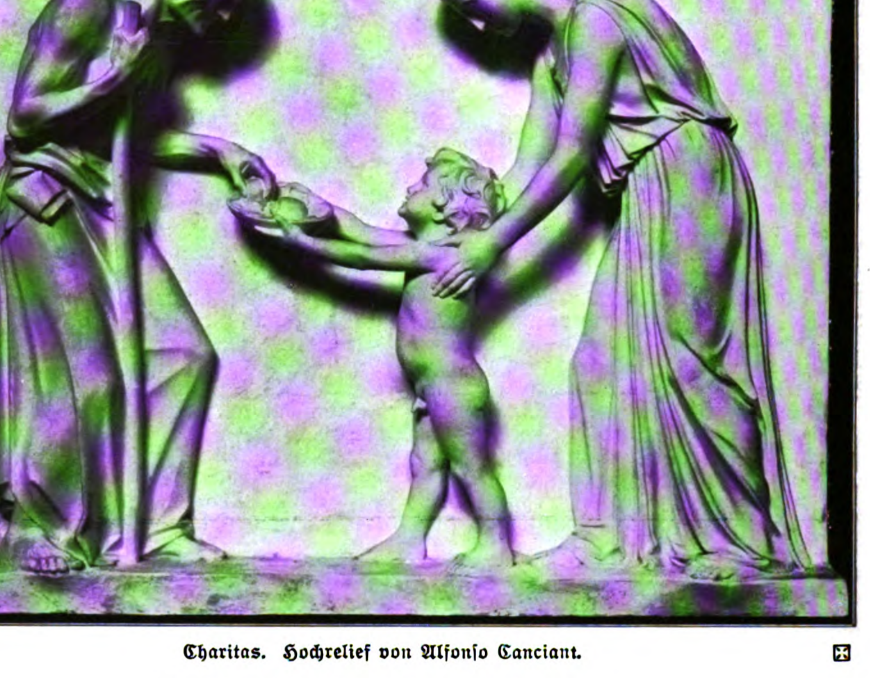
Die natürliche Fortsetzung findet „Das galante Europa“ in einem schon vor Jahresfrist erschienenen Werke des gleichen Verfassers: „Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt. 1789—1900“ (ebenda), das bei denselben allgemeinen Vorzügen doch selbstverständlich um so anfechtbarer wird, je mehr es sich dem schwankenden Boden der Gegenwart nähert. Beide Bücher sind jedenfalls von außerordentlichem Interesse. Es gibt ja kaum etwas Belehrenderes, als wenn uns jemand kleine, verborgene Guckfenster öffnet, durch die man historische Entwicklungen sieht. Aus den getrockneten Pflanzen, die das Herbarium der Geschichte bewahrt, werden wieder blühende Blumen...

Am meisten wird man profitieren, wenn man gleichzeitig mit dem zweiten Teil des „galanten Europas“ ein andres Buch vor sich liegen hat: „Die Mode. Menschen und Moden im achtzehnten Jahrhundert.“ Nach Bildern und Stichen der Zeit ausgewählt von Oskar Fischel. Text von Max von Boehn (München 1910, F. Bruckmann). Da hat man die schönste Ergänzung und Illustrierung zu vielem, was Gleichen-Rußwurm sagt, und wo er uns im Stiche läßt, hilft uns Max von Boehn weiter. Seine kluge Führung beschränkt sich doch nicht nur, wie man vermuten könnte, auf eine Schilderung der Trachten, der Kleidermoden, sondern zieht auch Politik und Moral, Kunst und Architektur, Mobiliar und gesellschaftliches Leben in den Kreis der Betrachtung, und eine reiche Fülle der Abbildungen darf hier das Wort unterstützen. Wer zu lesen und zu sehen versteht, geht mit reichem Gewinn von dannen ...





Charitas. Hochrelief von Alfonso Canciani.

Illustrierte Rundschau.

Der Wiener Bildhauer Alf. Canciani in seinen neueren Schöpfungen. — Kirchengeräte von Prof. Ernst Riegel. — Gartenmöbel, Blumenständer der Rheinauer Werkstätten (Beißbarth & Hoffmann A.-G.). — Damenzimmer von Carl Echterbecker in Bielefeld. — Küchen von Otto Baur in München. — Metallgeräte der Dresdener Werkstätten. — Zu unseren Bildern.

Der Name Alfonso Cancianis wurde uns Berlinern im vorigen Frühjahr geläufiger, als der Wiener Bildhauer im Berliner Salon Schulte eine Kollektivausstellung seiner Werke veranstaltete. In München freilich hat er sich schon öfters sehen lassen. Als aber Canciani in der vorjährigen großen Kunstausstellung in Berlin seinen grandiosen Dante-Denkmal-Entwurf zeigte, wuchs das Interesse für den Künstler, der aus dem Kreise der Wiener Plastiker als selbständige Persönlichkeit hervorragt. Dieser Cancianische Dante ist schon im Jahre 1896 geschaffen worden. Damals erhielt der Künstler für sein Monumentalwerk den Rom-Preis der Wiener Akademie; drei Jahre später reichte ihm die dortige „Sezession" den Künstlerpreis. Das Lebensschicksal dieses Künstlers ist wirklich bemerkenswert. 1863 in Brazzano im österreichischen Küstenlande hart an der italienischen Grenze geboren, verlebte Alfonso Canciani keine rosige Jugend. Er mußte in den Steinbrüchen seiner Heimat arbeiten, benutzte aber schon frühzeitig jede freie halbe Stunde, um seine Kunstträume in Ton umzusetzen. Erst als er etliche zwanzig Jahre alt war, kam er nach Wien



Somnambule.
Marmorbüste von Alfonso Canciani.



Über den Steg. Skulptur von Alfonso Canciani.

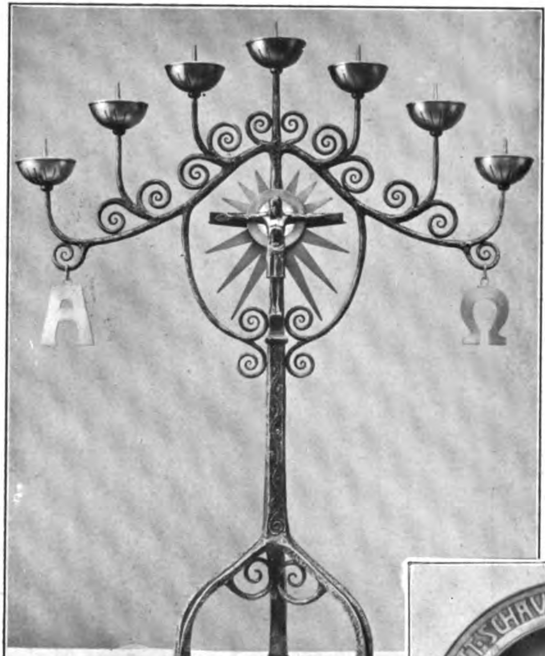


Mutter. Von Alfonso Canciani.

zu einem Steinmetz in die Lehre. Ein Kunstfreund entdeckte in den Figuren und Gruppen, die Canciani modellierte, den werdenden Künstler und empfahl ihn der Akademie. Hier wurden Zumbusch und Kundmann seine ersten Lehrer. Er ist drei Jahre lang an der Akademie gewesen. Dann aber kam gleich die erste große Tat seiner Künstlerpersönlichkeit: der Dante. Und die Wiener empfanden richtig, daß mit Canciani ein Meister herangereift war, dessen Ursprünglichkeit und Originalität ungewöhnlich schienen. So bekam Canciani bald den Auftrag für das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Pola — es ist schlicht und edel — und dann trat auch der Staat an ihn heran und ließ ihn das Denkmal des berühmten Wiener Anatomen Langer für den Arkadenhof der Universität ausführen. Canciani ist ein Meister der klassischen Linie und ein Meister der starken Empfindung. Seine Plastiken l e b e n. Wer seinen ‚Fechter‘ sieht oder den ‚Knaben auf dem Stege‘, wird sich dem Reiz der köstlichen Bewegtheit, mit der diese Figuren im Moment stärkster Anspannung festgehalten sind, nicht entziehen können. Aber daneben wieder zeigt Canciani in seiner ‚Sommnambule‘, mit welchem künstlerischen Ernst



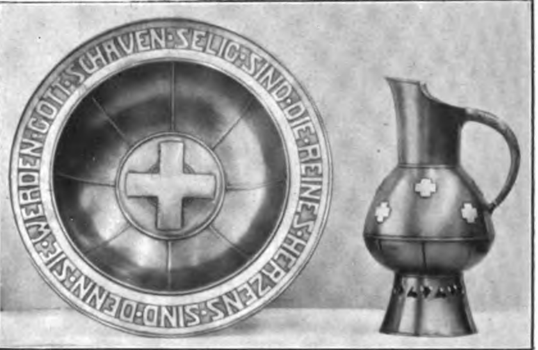
Der Fechter. Bronze von Alfonso Canciani.



Altarleuchter in Schmiedeeisen und Messing.
Von Ernst Riegel in Darmstadt.

er einen Kopf komponiert und wie überaus fein er die überzarten Linien des Marmorgesichts beseelt. Während er im bronzenen ‚Fechter‘ die sehr starken Muskelbewegungen des Modells naturalistisch-kraftvoll und doch graziös wiedergibt, wirkt er in der duftigen Verträumtheit der ‚Somnambule‘ als reiner Lyriker des Marmors. Und aus dem Werke ‚Mutter und Kind‘ spricht eine südländische Innigkeit, wie wir sie an den Renaissance-Majoliken der della Robbias bewundern. Dieser Vorzug der Cancianischen Plastik macht auch sein Relief ‚Charitas‘ zu einem Meisterstück moderner Bildhauerkunst. Hier verbindet sich wirklich modernes plastisches Empfinden mit einem stark ausgeprägten Gefühl für die Edelformen der Antike. —

Die Kirche, der jahrhundertelang Hut und Pflege des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens vorbehalten war, ja die während des ganzen Mittelalters fast allein als Auftraggeberin für alles, was über die Bedürfnisse des Alltags hinausging, in Frage kam, gewinnt heut nur langsam Fühlung mit dem Kunstschaffen unserer Zeit. Noch vor zwei Jahren wirkte die retrospektive Abteilung der Ausstellung christlicher Kunst in Düsseldorf wie eine Offenbarung und stellte die moderne Abteilung tief in den Schatten. Wohl ist in den letzten Jahren eine stattliche Zahl von Kirchen in zeitgemäßer Formensprache entstanden, und auch Glasgemälde in moderner Auffassung finden mehr und mehr Eingang in unsere Gotteshäuser, doch war von im glei-



Taufgerät in Messing mit aufgelöteten Silberkreuzchen.
Von Ernst Riegel in Darmstadt.

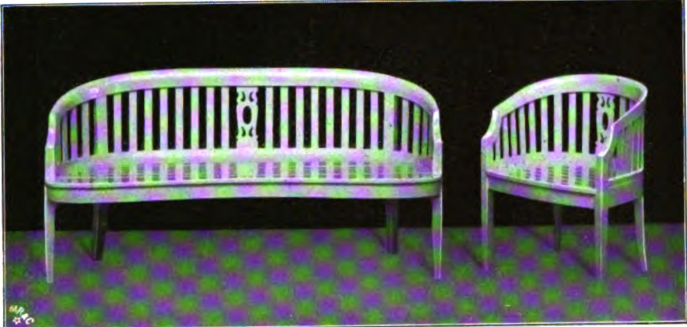


Silberner Abendmahlskelch, innen vergoldet, mit Filigran.
Von Ernst Riegel in Darmstadt.



Abendmahlskelch in Messing, innen vergoldet, mit Silberfiligran.
Von Ernst Riegel in Darmstadt.

chen Geist geschaffenen Altargerät auch in jener Ausstellung nur wenig zu sehen. Es mag dies mit daher kommen, daß die neuen Formen einer nach Prachtentfaltung strebenden Kirche zu nüchtern sind; um so mehr entspricht ihre Schlichtheit aber dem schlichten Sinn des evangelischen Kultus, und evangelische Kirchen sind es, für die der Darmstädter Professor Ernst Riegel im Auftrag des hessischen Oberkonsistoriums Altarkreuze, Taufgerät, Abendmalskelche und Kerzenleuchter in strengen Formen geschaffen hat. Auch die schlichte Form der Abendmahlskelche hat übrigens etwas Feierliches, zumal



Verandamöbel. Entwurf von Prof. C. Wolbrandt in Krefeld.



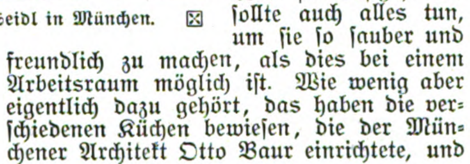
Verandamöbel. Entwurf von Prof. Emanuel Seidl in München.

bei dem silbernen Kelch, dessen Knauf nur ein zierliches Filigranornament schmückt.

Auf die lang vernachlässigten Gartenmöbel, Bänke, Tische, Stühle, aber auch auf Blumenständer und -krippen für Wohnräume beginnt das Kunstgewerbe einzuwirken. Wir bringen einige Abbildungen nach Mustern der Kunstgewerblichen Werkstätten Rheinau in Mannheim (Beißbarth & Hoffmann A.-G.), die als Spezialität alle Holzarbeiten für Gärten pflegen und die es verstanden, erste Künstler zu Entwürfen heranzuziehen. Wer in erster Linie auf Billigkeit sieht, wird kaum etwas Passendes finden. Wer aber geschmackvolle künstlerische Formen und gediegene Ausführung bezahlen will und kann, der wird seine Freude an diesen Arbeiten haben. —

Wir haben an dieser Stelle schon wiederholt auf die erfreuliche Tatsache hingewiesen, daß sich unsere kunstgewerbliche Bewegung nicht ausschließlich auf die großen Zentren beschränkt, daß sich auch in Städten mittlerer Größe heute vielfach Arbeitsstätten entwickelt haben, die vollste Beachtung verdienen. So hat sich z. B. in Bielefeld die Möbelfabrik Carl Echterbecker zu großer Leistungsfähigkeit entwickelt und arbeitet durchaus nach künstlerischen Grundsätzen. Davon legt auch das von uns im Bilde wiedergegebene Damenzimmer Zeugnis ab. Die Firma erhielt übrigens in Brüssel die silberne Staatsmedaille. —

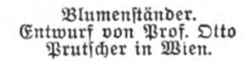
Eine geräumige, luftige und helle Küche ist leider in unseren Großstadtwohnungen eine Seltenheit. Wer sie besitzt, der sollte auch alles tun, um sie so sauber und freundlich zu machen, als dies bei einem Arbeitsraum möglich ist. Wie wenig aber eigentlich dazu gehört, das haben die verschiedenen Küchen bewiesen, die der Münchener Architekt Otto Baur einrichtete, und





Rundbank für einen Baum bis zu 50 cm Durchmesser. Entwurf von Prof. Peter Behrens in Berlin.




Blumenständer. Entwurf von Prof. Otto Prutscher in Wien.

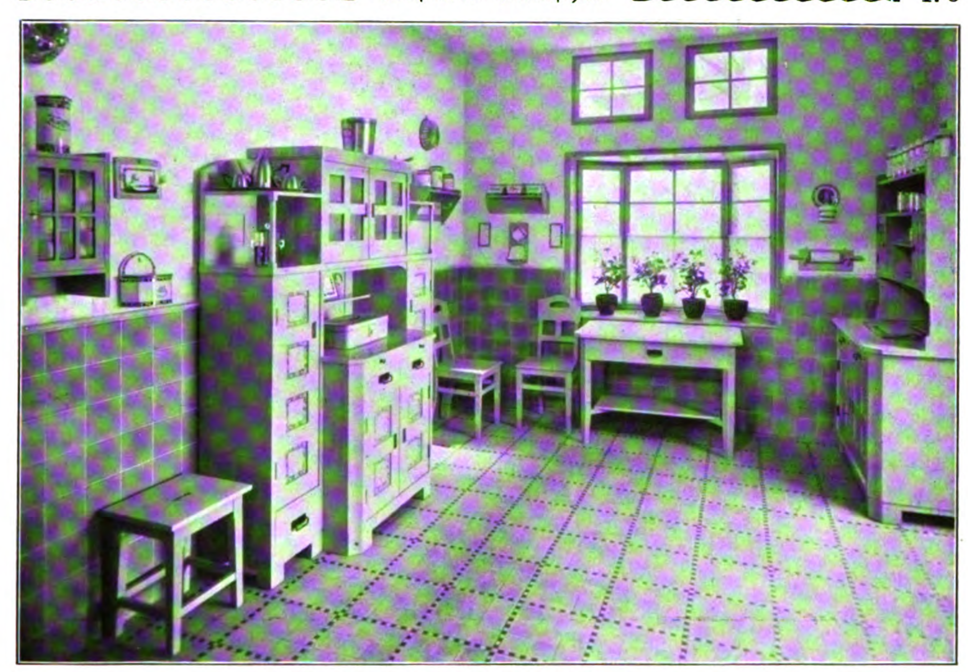
ben das freundliche Weiß der Räume reizvoll beleben.

Noch immer bewundern viele von uns die englischen, dem täglichen Leben dienenden Metallarbeiten als unvergleichlich schön, unvergleichlich praktisch, unvergleichlich gediegen. Mit dem Wort „unvergleichlich“ wird dabei wieder einmal arger Mißbrauch getrieben. Unsere deutschen guten Firmen arbeiten heut ebenso schön, ebenso gediegen. Man sehe nur die Kupferservice und die Lampe an, die wir nach Mustern der Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst abbilden; jene von Paul Haustein, diese von H. R. Hentzschel mit künstlerischem Feingefühl


Blumenständer. Entwurf von Prof. Otto Prutscher in Wien.

die auf der letztjährigen Münchener Ausstellung das Entzücken vieler Hausfrauen bildeten. Freilich fehlte es auch nicht an Warnungen, aber die besorgte Hausfrau muß sich klar machen, daß die helle Naturfarbe des Fichtenholzes oder der weiße Lackanstrich mit bescheidenen Ornamenten für eine Küche gerade deshalb praktisch ist, weil man Staub und Schmutzflecken gleich sieht und leicht beseitigen kann. Die Küchen von Otto Baur zeichnen sich aber auch durch die durchdachte und praktische Durchbildung der einzelnen Möbel aus. Man beachte nur die vielen Schubfächer, Regale, Schiebe- und Bordbretter solch eines Küchenschrankes. Die Wände sind bis zur halben Höhe mit Fliesen verkleidet, die leicht abzuwaschen sind und deren angenehme matte Far-


Damenwohnzimmer in Kirschbaumholz mit schwarzen Einlagen. Entwurf und Ausführung der Werkstätten Carl Echterbecker in Bielefeld.



Küche. Von Architekt Otto Baur.

entworfen. Sie brauchen den Vergleich mit den besten Arbeiten von Ashbee nicht zu scheuen. —

Außer den köstlichen farbigen Reproduktionen japanischer Gewebe bringt das Heft ein getreu dem Original in Farben wiedergegebenes Titelbild: die gelbe Bluse von Max Eichler, das besondere Erwähnung auch deshalb verdient, weil es die Bedeutung der farbigen Reproduktion, wie sie uns die heutigen



Küche. Von Architekt Otto Baur.





Kupferne Service. Von Paul Haustein, Stuttgart.
Ausgeführt von den Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden.

Verfahren ermöglichen, scharf kennzeichnet: früher, als diese Methoden noch nicht zur Verfügung standen, würde man auf die Wiedergabe dieses Bildes aller Wahrscheinlichkeit nach verzichtet haben, denn in „schwarz“ hätte die künstlerische Wirkung versagt. Heut dagegen können wir den wundervollen Farbenzusammenklang, der dem Gemälde seinen Reiz verleiht, voll zur Geltung bringen! Dasselbe gilt von unserem zweiten farbigen Kunstblatt, der „Winterstille“ von Erich Erler. Auch hier beruht der Zauber, den das Gemälde übt, wesentlich auf der koloristischen Wirkung. — Mannigfach in der Auswahl des Sujets, wie nach den „Richtungen“ der Künstler ist der übrige illustrative Schmuck des Heftes. Es geziemt sich wohl, an erster Stelle des greisen, in allen deutschen Gauen hochverehrten Prinzregenten von Bayern zu gedenken, der am 12. März in erstaunlicher Rüstigkeit den 90. Geburtstag begeht: wir bringen zu diesem Tage die schöne, würdige Bronzeplakette von Hugo Kaufmann (zw. S. 352 u. S. 353). Zwei Landschaften dann, einen „Winterabend“ — weihevoll ruhig, fast erhaben — von Prof. Aug. Fink (zw. S. 416 u. S. 417) und ein Motiv aus der Mark Brandenburg von Fritz Wildhagen, den verschwiegenen düstern Pechsee im Grunewald (zw. S. 448 u. S. 449). Anreihen mag sich hier das Bild „Venezianische Fischerboote“ von Prof. Ludwig Dill (zw. S. 384 u. S. 385), meisterlich komponiert mit dem alles beherrschenden Segel. Drei Bildnisse ganz verschiedener Art: ein Kinderporträt, „Henriette“ nennt es der Künstler, der leider zu früh verstorbene, immer kraftvolle, immer interessante H. Evenepoel (zw. S. 368 u. S. 369); dann die pikante „Miß B.“ des Berliners Jos. Oppenheimer, sehr subtil, ein wenig gesucht, aber von ganz eigentümlichem Charme (zw. S. 432 u. S. 433); endlich das Porträt eines jungen Polen von Dr. A. Grunenberg, einem Schüler von Prof. Kampf in Berlin — rassig, scharf charakterisierend, sehr fein gegen den einfachen, dunklen Hintergrund gesetzt (zw. S. 400 u. S. 401). Den Schluß mag eine stimmungsvolle Plastik von H. Dammann bilden, ein ernstes würdiges Grabmal, großzügig aufgebaut, äußerst wirkungsvoll nicht zuletzt durch den Gegensatz der Marmorgestalt zu der schlichten Fläche des architektonischen Hintergrundes.

H. v. Sp.



Petroleumlampe. Von H. R. Hentzschel.
Ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Päonien.

Gemälde von Prof. Emil Orlik.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

Jubiläums-Jahrgang 1910/11



Heft 8. 25. Jahrg. April 1911

Die lachende Maske. Roman von Paul Oskar Höcker.



Hella sang die schwierige Stelle zehnmal, zwölfmal hintereinander. Sie war links neben die dicke, kleine Frau Wentura getreten, die am Stutzflügel vor dem Klavierauszug des „Lohengrin" saß und in genialem Leichtsinn über das Figurenwerk der Begleitung hinhuschte.

„... mein Gatte! Nein! Ich lass' Dich nicht von hinnen! Als Zeuge meiner Buße bleibe hier ..."

„Vor ‚meiner Buße' müssen S' noch einmal Luft holen, Liebling. Sonst schaffen S' nimmer das fes auf ‚bleibe'. Und dann wird der Kapellmeister wieder wild."

Noch ein dreizehntes, noch ein vierzehntes Mal probierte Hella den Einsatz. Jetzt ohne Begleitung. Sie hatte ihre nervöse, schlanke Rechte auf die rundlichen Patschhände der Österreicherin gelegt. Bei dem vorletzten Takt aber befreite Frau Wentura die eine Hand und klopfte mit dem Daumen und dem Mittelfinger die Phrase in die Tasten hinein, so grell, als benutzte sie einen Hammer.

„So. Schauen S', jetzt sitzt es. Und jetzt wird Schluß gemacht, ich bitt' mir's aus, sonst bringen S' zu Mittag beim Vorsingen keinen Ton mehr 'raus."

Hella hatte sich abgewandt. Sie preßte beide Hände an die Schläfen, schloß die Augen und dachte die Stelle noch einmal durch, ohne die Lippen zu bewegen. Dann schöpfte sie tief Atem und nahm eine Wanderung durch ihre beiden Pensionszimmer auf. Nebenan, in ihrem Schlafzimmer, öffnete sie die Balkontür.

Der Frühling lag draußen. Berlin im Fliederschmuck. Ein strahlender Maitag. Die Ziersträucher neben dem Portal der Kunstakademie und im Vorgarten der Artillerieschule mischten das knallige Goldregengelb und den blendendweißen Schnee der Jasmin- und Akazienblüten mit dem frischen Violett des Türkenflieders. Ein würziger Hauch drang von dem jungerwachten Erdreich bis zum Balkon empor — trotz der Autos und Straßenbahnen, die in ewiger Zeile die Hardenbergstraße durchsausten. Über die blumenbunten Anlagen des Steinplatzes hinweg sah man die roten und weißen Kerzen der Kastanien am Rand des Tiergartens aufblitzen.

„Und dahinter — irgendwo — liegt Kroll, nicht?" sagte Hella und zeigte in das grüne, sonnebeglänzte Wipfelmeer.

Frau Wentura, die inzwischen gefolgt war, pätschelte vertraulich den Arm ihrer Schülerin. „Ich denk' eh'." Dann lachte sie in ihren tiefen Alttönen. „Ein bissel Angst haben S' also doch. Gehen S'. Machen S' keine Faxen. Das bissel Probesingen. Wann eins schon große Konzerte gegeben hat wie Sie."

„Aber zum erstenmal auf der Bühne. Nein, nein, ich weiß wohl, es ist ein Wagnis."

„Im Konzert, Liebling, da rechnen Ihnen die galligen Musikprofessoren ein jedes winziges Sechzehnterl im Takt nach. Auf der

Bühne heißt's bloß: Schneid haben. Packt es die Leutln im Parkett, dann ist's richtig."

„Ich wäre ja selig — selig! — wenn der Direktor Ja sagte."

Frau Wentura kniff ein Auge zusammen. „Wer den Papst zum Vetter hat —!"

„Etwa ich?"

„Der Kapellmeister protegiert Sie. Der Regisseur hat Ihnen verliebte Augen gemacht. Mein Mann — der ist bis über beide Ohren verschossen in Sie ... Jessas, nein, ich nimm's ihm ja nicht übel, hernach lassen S' ihn ja eh' abblitzen. Und all die Mannsleut, schaun S', die haben dem Direktor doch schon Wunder von Ihnen erzählt."

„Eben. Die Lilli Lehmann, der d'Andrade, die Leffler-Burkhardt gastieren bei ihm. Dagegen soll so ein armes Wurm wie ich aufkommen."

„Wann Sie sich gleich am ersten Tag mit den großen Kanonen vergleichen ... Jessas, es geht auf zwölf Uhr. Ich soll ja Punkt elf in der Schul' sein, begleiten. Mein Mann gibt Ensemble von elf bis zwölf."

Hella hatte bestürzt nach der Akademieuhr gesehn. „Nicht möglich. Zwei Stunden haben wir geprobt?"

„Und dabei geht die Uhr da drüben noch nach. In den Königlichen Akademien geht die Uhr ja immer ein bissel nach. — Ruhen S' sich jetzt aus, Liebling. Um ein Uhr bei Kroll. B'hüt Ihnen Gott, Schatz. Ich nimm mir ein Auto. Jetzt — haben S' vielleicht Kleingeld zur Hand? Ich bin wieder ohne Geldbeutel davongelaufen."

Die dicke kleine Frau mit dem mächtigen Cäsarenkopf und der verblüffend tiefen Stimme war fort. Nun nahm Hella ihre unruhvolle Wanderung wieder auf. Endlich blieb sie am Flügel stehn, stützte den Kopf in die Hand und studierte noch ein letztes Mal den Klavierauszug durch, bloß in Gedanken, ohne die Lippen zu bewegen. Als es auf der Akademieuhr zwölf schlug, zog sie den Kimono aus und holte das spitzenbesetzte Leinenkostüm aus dem großen, dreiteiligen Schrank. Die langschößige Directoire-Jacke stand ihr sehr gut, streckte sie noch ein wenig. Vorteilhaft aussehen mußte sie schon, darauf kam es heute an. Mit ihrem aschblonden Haar, dem matten Teint und den hellbraunen, ein wenig ins Grünliche spielenden Augen vertrugen sich Hutgarnituren von kräftiger Farbe. Sie wollte also den neuen Zweispitz aufsetzen. Vor der Spiegeltür des Kleiderschranks probierte sie ihn. Er gab ihrem Gesicht etwas Herausforderndes. Das machte aber auch wohl die keck vorspringende, ein ganz klein wenig aufgestülpte Nase. Die war schon immer ihr Kummer gewesen. Wentura, ihr dramatischer Lehrer, meinte, für ihr Fach der Elsen, Agathen und Even wäre sie weniger störend als für die Isolden und Brangänen. Und für das heroische Fach hätte sie auch einen halben Kopf größer sein müssen.

„Fräulein von Schytt!"

Zugleich mit dem Anruf öffnete sich die Tür des Nebenzimmers. Dann ward erst angeklopft.

Hella wandte sich hastig um. Eine junge Dame in rotem Jackett, schwarzweißgewürfeltem Rock und flachem, tief über die rechte Schläfe gesenkten Riesenhut kam durchs Nebenzimmer, eine Depesche in der Hand. Die Korridortür hatte sie hinter sich aufgelassen. Der blaue Schimmer der buntbemalten Flurfenster fiel auf ihr unnatürlich hellgelb gefärbtes Haar. Auch ihre Augenbrauen und Wimpern waren stark nachgetuscht. Aber sie hatte ein junges, fesches Gesicht. Eine Wolke Parfüm kam mit ihr herein. Hella erkannte die Nichte der Pensionsvorsteherin. Fräulein Gisela Rumpold — auf dem Theaterzettel hieß sie Gisela Piatti — war seit zwei Jahren am Trianontheater für kleines Fach angestellt. Sie hatte ihr eigenes Quartier in der Stadt in der Nähe des Theaters und ließ sich nur selten hier in der Pension blicken.

„Verzeihen Sie nur, liebes Fräulein von Schytt, eben will ich zum Agenten, da bringt die Mile das Telegramm — ich denk', es ist für mich, und reiß' es auch gleich auf — und da bemerk' ich erst die Unterschrift und schau' nach der Adresse ..."

Hella hatte das Blatt entgegengenommen. „Meine Schwester kommt heute her!" Sie setzte sich und starrte in die Depesche.

„Ja, das las ich. Ihre Frau Schwester aus Hannover, nicht wahr? Sicher wird sie doch ein paar Tage bleiben. Tante hat jetzt Platz genug. Das Zimmer von den beiden Russen. Soll ich ihr sagen, ja?"

„Ich bin untröstlich. Die wissen doch noch gar nichts von dem ganzen Plan, die

in Hannover!“ Sie sprang auf. „Ihre Tante muß mir Anna abnehmen — hier festhalten und irgendwie beschäftigen, bis ich von der Probe zurück bin.“

„Aber so regen Sie sich doch nicht auf. Oberstes Gesetz beim Theater heißt: Ruhe. Glauben Sie meiner Erfahrung.“

Die junge Schauspielerin schien allerdings durch nichts aus der Ruhe zu bringen, sie war durchaus Materie — mit ihrem ganzen wohlgepflegten Körper, ihrer aufdringlichen Toilettenkunst, ihrer modulationslosen Stimme, die nur den einen grellen Meldeton hatte. Ihr Wesen fiel Hella stets auf die Nerven. —

„Fräulein von Schytt möchte Dich sprechen,“ meldete Fräulein Gisela in der Küche ihrer Tante, die am Fenster mit der Köchin abrechnete. Frau Rumpold war die Witwe eines Kastellans. Ihre große Rührigkeit — und eine gute Portion Glück — hatte ihre Pension zu einer der gesuchtesten in diesem vornehmen Teil des modernen Charlottenburg gemacht. „Ihre Schwester kommt um ein Uhr her, die Frau von dem Oberstabsarzt in Hannover, weißt Du, und die wissen doch noch gar nichts davon, daß Fräulein von Schytt heute Probe singt bei Kroll.“ Und mit teils gekränktem, teils vorwurfsvollem Ausdruck setzte sie hinzu: „Ja, wenn man beim Theater Verbindungen hat und Kapellmeister und Regisseur und Tod und Teufel in sich verliebt macht, dann findet man rasch seinen Weg . . . Unsereins hat nur sein bißchen Talent.“

„Siebenundzwanzig fünfzig, achtundzwanzig. — Nein, das ist heute eine Hetze. Du gehst schon wieder, Gisela? Habt Ihr denn Probe? Immer zu demselben Stück? Zu Tisch kommst Du auch nicht? Es gibt gespickten Hecht und junge Brattauben. — Mile, ist das Zimmer der Russen fertig? — Ja, ja, ich komme ja schon. Es ist zum Verzweifeln.“

Die eifrige, rundliche Pensionsmutter mit den immer um Entschuldigung bittenden Augen, dem verzagten Lächeln und den unzähligen feinen Kummerstrichen auf der niedrigen, gepolsterten Stirn schoß an der Köchin, der Nichte und dem Hausmädchen vorbei zur Diele, um mit der Pensionärin zu unterhandeln.

ꕤ ꕤ ꕤ

Unter starkem Herzklopfen legte Hella von Schytt die Fahrt durch den Tiergarten zurück. Vom wunderschönen Monat Mai sah sie nichts. Immer wieder zog sie die Uhr. Sie fürchtete zu spät zu kommen. Es fehlten nur noch wenige Minuten bis eins, als der Wagen vor dem alten Krollschen Etablissement hielt.

„Eintritt verboten,“ sagte der Portier, als sie an der Tageskasse vorbei ins Bühnenhaus wollte.

„Ich bin auf ein Uhr vom Herrn Kapellmeister Brandt bestellt.“

„Jetzt ist Orchesterprobe. Da dürfen Sie nicht stören.“

„Aber ich soll doch selbst singen — mit Orchesterbegleitung.“ Sie hielt dem Manne ihren Klavierauszug des „Lohengrin“ hin.

Der schüttelte ungläubig den Kopf. Er hielt das elegante junge Fräulein für eine der Kunstenthusiastinnen, die sich häufig einschmuggelten, um die gastierenden Heldentenöre um ein Autogramm zu bitten. „Nee, ‚Lohengrin‘ — damit haben Sie kein Glück, Fräulein. Heute sind die ‚Hugenotten‘. Nee, ich kann Ihnen nicht reinlassen.“

Zum Glück erschien in diesem Augenblick das Ehepaar Wentura. Beide wie immer atemlos, trotzdem sie soeben erst dem Auto entstiegen waren. Den ehemaligen Bassisten der Hofoper und dessen Frau kannte der alte Theatermann noch aus den Zeiten des seligen „Kroll-Engel“ her. Sie waren ständige Freibillettbezieher.

Wentura, ebenso dick wie seine Frau und nur um halbe Hauptеslänge größer, streckte der Novize theatralisch-gönnerhaft seine Hand entgegen. „Gott zum Gruße, liebes Kind. Also: Pauken und Trompeten!“

„Beinbruch!“ sagte Frau Wentura fast etwas ergriffen, hob sich auf die Fußspitzen und küßte ihre Schülerin rechts und links auf die Wange. „Glück wünschen darf man nämlich nicht beim Theater.“

„Aber ich bin gar nicht abergläubisch,“ sagte Hella. Sie nahm sich gewaltsam zusammen.

„Tut nichts, dann werden Sie's noch.“

Sie waren inzwischen auf die Stufen gestiegen, und der Portier öffnete die Tür. Man hörte die Posaunen den Choral „Ein' feste Burg“ blasen, dazwischen das auf-

geregte, grelle Gefiedel des Streichorchesters.

„Der alte Meyerbeer hat sein Publikum verstanden," sagte der Bassist. „Ich hab' den Marcel hier oft gesungen. Noch vor dem Biberti. Aber das war lang vor Ihrer Zeit, Fräuleinchen."

„Du, Alter, ist das nicht erst zweiter Akt?" fragte Frau Wentura besorgt, während sie durch den nach Bier riechenden, strumpfartig langen Vorsaal dem Zuschauerraum zuschritten.

„Achtung, Sie da, Sie fallen!" rief ein Arbeiter aus einer Schar heraus, die müßig auf den Tischen herumsaß.

Wentura hatte eine der Parkett-Treppen erstiegen und die Tür zum Theatersaal geöffnet. Drinnen fehlte noch das letzte Drittel des Parkettaufbaus. Der Saalboden lag mannstief unter der Türschwelle.

„Da hätten wir ja gleich den Beinbruch gehabt," sagte Wentura und machte schleunigst kehrt.

Ein Aufseher kam, es gab eine neue Verhandlung. Niemand dürfe während der Ensembleprobe den Saal betreten.

„Aber Mannchen, ich bin doch selbst vom Bau. Kennen Sie mich denn nicht? — Ist der Alte drinnen?"

Der Aufseher ward unsicher. Bei dem stetig wechselnden Personal konnte man sich nicht alle Gesichter merken. Ja, der Herr Direktor sei drinnen, aber er wäre sehr schlechter Laune.

„Hat's Krach gegeben? Wo brennt's?"

„Der neue Gast, der Tenor, will nur markieren," sagte der Aufseher halblaut, „und das läßt sich der Kapellmeister nicht gefallen."

Wentura lachte mit seinem in einzelnen Lagen immer noch effektvollen Bühnenbaß. „Ja, der ist schneidig, unser Brandt."

„Das ist doch der Kammersänger Hoppinger — der Raoul?" fragte Frau Wentura, mit dem runden Kinn nach der Bühne weisend, wo ein schwitzender, kahlköpfiger Riese jetzt die Stretta sang.

Der Aufseher nickte. Vertraulich blinzelnd sagte er: „Seine beste Zeit hat der auch schon hinter sich, der Herr Kammersänger."

„Ja, an den kleinen Hoftheaterchen, da hält sich so was lange. Auch noch als totale Ruine."

Wentura legte seine Hand auf Hellas Schulter. „Mit dem Hoppinger war ich vor sechsundzwanzig Jahren in Petersburg. Wenn der seine Bombenrollen sang, kam immer eine Prinzessin — oder Großfürstin, was weiß ich? — kurz und gut, plötzlich hatte er seinen Roman und war ein gemachter Mann. Zustände, wie? Ja, die Protektion. Bei einem Hoftheater da unten hat er richtig noch einen Kontrakt auf Lebenszeit herausgedrückt."

Hella hörte nur mit halbem Ohre. Ihr Blick klammerte sich an die Gestalt des jungen Kapellmeisters. Es war Thomas Brandt. Bei Proben hatte sie ihn noch nie an der Spitze des Orchesters gesehen. Sie kannte ihn nur als Lehrer. Auf Wenturas Empfehlung hatte sie ein paar technisch fertig studierte Rollen noch bei ihm durchgenommen. Im vorigen Sommer war er in Bayreuth als Solorepetitor tätig gewesen und vom Hause Wahnfried sehr geschätzt worden. Sein Temperament riß mit fort. Er sprühte vor Leben. Andere Schüler und Schülerinnen, die sie beim Ensemblestudium bei ihm getroffen hatte, sagten, er sei unberechenbar, er könne maßlos grob werden; eine junge Dame, deren Bummelei ihn gereizt hatte, sei von ihm mitten in der Stunde aus dem Unterricht hinausgewiesen worden. Hella hatte als seine Schülerin nur gute Erfahrungen gemacht. Er war streng, verlangte zehnmal mehr als die bequem gewordenen Wenturas, die beide den Unterricht mehr als ihre Altersversorgung betrachteten, aber er opferte sich für die fleißigsten seiner Schüler geradezu auf.

Der Mann, der jetzt am Kapellmeisterpult stand, immer wieder zornig abklopfte, scharf zu dem Solisten und dem Chor emporrief, den Takt so heftig aufs Pult schlug, daß die Battuta zerbrach, — der war ihr aber doch ein ganz neuer, fremder. Sie sah sein scharfes Profil sich gegen den Bühnenraum abheben. Er war bartlos, trug das blonde Haar halblang, so daß es immer wieder über die Ohrmuscheln fiel, die Nase war breit, in der Erregung arbeiteten die Nüstern, der ziemlich große Mund mit dem trotzigen Zug war fast grimmig zusammengepreßt. Die Brauen waren mehrfach unterbrochen; an der Nasenwurzel traten sie eng zusammen. Das gab seinem Antlitz, wenn es so von Leidenschaft verzerrt war

wie jetzt, einen geradezu unheimlichen Ausdruck.

„Fürchten kann man sich vor ihm!"

Frau Wentura sagte es halblaut. Es war auch Hellas Empfindung. Sie erwiderte aber kein Wort. Eine zwingende Gewalt lag in Brandts ganzem Wesen. Sie verstand, daß Orchester und Chor immer wieder eifrig mitgingen, trotzdem er fünfmal, sechsmal abklopfte und den schwierigen Einsatz mit unbeirrbarer Strenge forderte, bis alles aufs Sechzehntel klappte.

„So. Danke. Sehen Sie, daß es gelohnt hat? Herrschaften, in den ganzen verdammten Hugenotten sind's noch nicht fünfzig Takte, die geübt werden müssen. Die Drehorgelstücke — die gehn von alleine. Aber wo der alte Wechselbälgetreter mal das Genie blitzen läßt, da heißt's arbeiten, arbeiten, herausholen, was drin ist. Vor allem den Rhythmus. Im Anfang war der Rhythmus! Sind wir einig? — Na alsdann, Herrschaften, heut abend zeigt die Klaue des Löwen!"

Alles lachte. Der Direktor und der Regisseur waren ans Orchester herangetreten und sprachen eifrig auf den Kapellmeister ein. Die Bühne füllte sich mit ein paar Dutzend Choristen beiderlei Geschlechts und Theaterarbeitern. Man schien der Meinung, daß die Probe aufgehoben werden sollte. Der schwitzende Riese, der den Raoul gab, stand neben dem Souffleurkasten. Durch den Wirrwarr auf der Bühne und das Gestimme im Orchester versuchte er in sichtlicher Erregung sich dem Kapellmeister verständlich zu machen.

Wentura war mit Hella und seiner Frau dem Orchester nähergerückt. Sie hörten, wie der Direktor jetzt hastig zu Brandt sagte: „Reizen Sie mir den Mann um Gottes willen nicht, sonst sagt er mir in letzter Stunde noch ab."

„Im Gegenteil, ich werd' ihn streicheln." Der Kapellmeister pochte leicht mit dem Bruchstück seiner Battuta auf und rief in seiner hellen Art, aus der immer ein lustiger Unterton klang: „Herrschaften, ich muß den Herrn Kammersänger feierlichst um Pardon bitten. Natürlich sollen in dem Ensemblesatz nur die andern Herrschaften die Klaue des Löwen zeigen — der Herr Kammersänger ist selbstverständlich ausgenommen!"

Der Tenor war etwas schwerhörig. Er hatte nur einen Teil der Rede verstanden. Da er aber den feierlichen Ernst in Brandts Miene sah, gab er sich zufrieden und trat mit hochgezogenen Schultern von der Bühne ab. In der Kulisse stand eine Dame, die ihm den Panama zurcichte und ihm besorgt den Rockkragen hochschlug.

Im Orchester herrschte eine fidele Stimmung. Der Direktor drohte Brandt mit den Augen, zog den Regisseur mit sich und verließ hastig den Theatersaal.

Diesen Augenblick machte sich Wentura zunutze, um den Kapellmeister anzurufen.

„Was gibt's? Was wollen Sie?" fragte der barsch.

Frau Wentura zerrte Hella bis zur Barrière vor und sagte in ihrem gemütlichsten Ton: „Liebster Meister, gehn S', sein S' schon nicht gleich wieder wild. Sie haben uns doch daherbestellt."

Oben wurde inzwischen umgebaut. Der Lärm war groß. Man verstand sein eigenes Wort nicht.

„Bestellt? Wer? Wen? Wozu? Warum?"

„Zum ‚Lohengrin'-Vorsingen."

Im Halbdunkel sah der Kapellmeister zwischen den beiden kurzen, dicken Wenturas die schlanke Gestalt im weißen Leinenkostüm und Zweispitz. Rasch legte er den Taktstock weg, kam an die Barrière und gab der jungen Dame kordial beide Hände. „Sehen Sie, sehen Sie. So ein Rabenaas bin ich. Total vergessen. Das heißt, ich wollt' Ihnen noch telephonieren. Der Direktor hat jetzt um eins Sitzung im Schiedsgericht. Vielleicht morgen um dieselbe Stunde. Sind denn überhaupt die Noten schon hergeschafft? Oder halt, wartet mal, Kinder . . ."

Er besprach sich eifrig mit dem Konzertmeister. Dann mit dem ersten Cellisten. Die Herren zogen die Uhr. Brandt lachte. Der Geiger kraute sich hinterm Ohr.

In diesem Augenblick meldete der Inspizient, daß die Bühne gestellt sei.

„Achtung!" rief der Kapellmeister in die Hände klatschend. „Nur die Ensembleszenen. Ist Doktor Harrach schon wieder da? Bitt' schön, Akt fünf. Herr Chordirektor, funktioniert jetzt die Signallaterne mit dem Taktzähler? Gut. Also Obacht. Desto rascher kommen wir heim. Ich hab' einen Bärenhunger. Wer noch?"

Seine frische Art elektrisierte. Alles überflüssige Volk ward von der Bühne gedrängt. Stille trat ein. Thomas Brandt hatte schon wieder nach dem Taktstock gegriffen und sich in die Partitur vertieft, als ob er der Wenturas und ihres Schützlings völlig vergessen hätte.

Sein Blick sammelte das Orchester. Ein kurzer Auftakt, und im Tutti fielen die Instrumente ein. Er wandte sich den Posaunen zu und markierte den Rhythmus mit beiden Fäusten. Es war, als ob er selbst den Klang und den Takt formte, so folgten die Bläser seinen Winken.

Bei der Wendung konnte Hella sein Gesicht sehen. Es war wieder finster, seine hellblauen Augen schossen Blitze, sein Mund war trotzig zusammengepreßt.

‚Er hat etwas von einem Löwenmund,‘ sagte Hella zu sich. Und wieder packte sie die Furcht vor ihm — wieder war er ihr fremd. Es hieß, Thomas Brandt zählte erst sechsundzwanzig Jahre. Er war also nur knapp vier Jahre älter als sie. Hier wirkte er als fertiger Meister, dem alle blindlings folgten. Überall sagte man ihm eine große Laufbahn voraus. Auch als Komponist war er schon hervorgetreten. Aber sein Haupttalent war doch die Gabe, die großen Massen eines Tonkörpers zu faszinieren. Jeder Nerv schwang bei ihm mit, wenn er eine große künstlerische Sache einübte.

Während der Probe, die sich noch endlos lang hinzog, konnte Hella weder an ihre Partie, noch an Wenturas Vorschriften für Haltung und Bewegung der Elsa, noch an ihre Schwester Anna denken, die inzwischen längst auf dem Bahnhof Zoologischer Garten von Frau Rumpold in Empfang genommen sein mochte. Die Ensemblesätze der „Hugenotten“, die hier geprobt wurden, gewannen für sie ein ganz neues Leben.

Es war schon zwei Uhr vorbei, als sich Brandt endlich zufrieden gab. „Danke! Schluß!“ rief er zur Bühne hinauf. „Herr Doktor Harrach, brauchen Sie das Orchester noch?“

Der Regisseur verneinte.

Brandt klopfte schon wieder mit dem Taktstock auf. „Also — meine liebwerten Herren Kollegen! Das heißt, darunter versteh' ich auch die Harfe, Fräulein Große! Einen Kniefall möcht' ich jetzt noch tun! Wer bleibt noch achteinhalb Minuten hier, speziell zu meinem Privatvergnügen, um rasch noch ein Sätzchen aus dem ‚Lohengrin‘ mitzumimen?“

Ein Teil der Orchestermitglieder hatte schon die Pulte verlassen, aber der Primgeiger und der erste Cellist gingen herum und machten gutmütig lachend Stimmung. Da und dort wurde gebrummt, doch niemand verließ den Raum.

„Jeder sagt daheim seiner Frau Gemahlin: es sei gewiß und wahrhaftig kein Rendezvous am Goldfischteich gewesen, sondern der infame Quälgeist von Kapellmeister, der hätte wieder kein Ende gefunden . . . Also ja, es geht? . . . Allons, Fräulein, hinauf auf die Bretter! Petermann, die Noten Akt zwei, ‚Lohengrin‘ . . . Wentura, wo stecken Sie? So zeigen Sie doch dem Fräulein den Weg in dieser verdammten Finsternis. Flink, flink, flink, keine Müdigkeit vorgeschützt!“ Er schlug die Partitur auf. „Zweite Szene. B-Dur. Orchester gibt zehn Takte vor. Sind Sie bereit, Fräulein?“

Über eine stockdunkle Eisentreppe war Hella auf die Bühne gelangt. Die Szene war jetzt ganz leer, wie auf der Flucht geräumt. Aber im Zuschauerraum tauchten dunkle Gestalten auf: die Zimmerleute, die nur das Ende der Probe abgewartet hatten, um mit dem Aufbau des Parkettpodiums fortzufahren. Das Werfen von Balken, das Hämmern und Klopfen drang gleich darauf durchs ganze Haus.

Brandt drehte sich um. „Muß das sein?“

Von daher und dorther kam eine polternde Antwort.

„Alsdann — los!“

Der Septimenakkord setzte piano ein, in Synkopen stieg die zarte Melodie auf, jenseits der Rampen noch eben schwach zwischen den Donnerschlägen vernehmbar.

Hella fühlte sich von Wentura auf die Szene geschoben. Sie sah die grobe Sackleinwand der Kulissenrückseiten, die rohgezimmerten, mit Bohrern festgehaltenen Holzrahmen der Versatzstücke, sie sah durch den nackten, viereckigen Ausschnitt in den Zuschauerraum. Nüchtern, kalt, farblos, öde, erbärmlich wirkte das alles. Durch das Oberlicht fiel eine grämliche Dämmerung in den Saal, die an einen November-

tag erinnerte. Da und dort erfaßte Hellas angstvoll umherirrender Blick das Glühlicht einer Birne, die primitiv an der Rückwand einer Kulisse festgemacht war. Überall zogen sich Drähte hin. Sie hörte jetzt den näselnden Ton der Oboë — oder war's die Klarinette? — aber unter dem Donnergepolter der Zimmerarbeiter ging der B-Dur-Dreiklang völlig verloren.

„Einsatz!" rief die helle Stimme des Kapellmeisters aus dem Orchester.

Nun sah sie Brandts Gesicht über der grell beleuchteten Partitur. Sie sah seinen zornigen Ausdruck.

Und sie sang. Aber sie hörte sich kaum — und sie hörte auch das Orchester nicht. Sie sah nur die Bewegungen des weißen Stabes, der weißen Hand und der weißen Manschette unten über dem Kapellmeisterpult.

In vielen Konzerten hatte sie schon auf dem Podium gestanden. Sie kannte das wunderbare Machtgefühl, die Hörer durch den Schwung einer Melodie, durch die Eindringlichkeit des Vortrags mit sich zu führen, weit fort aus dem engen, heißen Saal, in das lichte Reich der Poesie. Und seit zwei Jahren war es ihre brennende Sehnsucht, ihre Stimme von der Bühne erklingen zu lassen, ihre Lieblingsgestalten der Meisteropern selbst verkörpern zu dürfen. Aber wie konnte ein feinfühliger Mensch in dieser schaudervollen Umgebung, unter diesem Höllenlärm sich in die zarte Stimmung versenken, die Elsas nächtlicher Gesang auf dem Söller atmen soll?

„. . . euch Lüften, die mein Klagen so traurig oft erfüllt, euch muß ich dankend sagen, wie sich mein Glück enthüllt. Durch euch kam er gezogen . . ."

Der Kapellmeister hatte abgeklopft.

„Das ist doch nicht die Hella Schytt? Erbarmen Sie sich, Fräulein, was ist denn in Sie gefahren? Das ist ein blutleeres Konservatoriumsmädel, das da singt! Darüber lassen meine Herren hier nicht die Suppe kalt werden. Packen Sie uns. Verstehen Sie? Lieb sollen wir Sie haben. Mitzittern müssen wir für Sie." Er wies auf den ersten Posaunisten. „Herr Nowotnik, haben Sie mitgezittert? — Keine Ahnung, meine Gnädigste! Also bitte: Noch einmal!"

Das Blut war ihr nach den Schläfen geschossen. Sie schämte sich. Aber wenn er auch zankte, seine Stimme allein schon hatte die seltsam suggestive Kraft. Sie fühlte plötzlich ihren Ehrgeiz erwachen.

Und diesmal ging es besser. Sie sang freier, ihr Blick klammerte sich nicht mehr an den Taktstock, sie fühlte den Rhythmus in sich.

Während des Solos hatte die kleine Frau Wentura auf der anderen Seite der Bühne Platz genommen. Sie markierte die Ortrud. Als Fagott, Oboe und gestopfte Hörner ihr den Einsatz gaben und der wuchtige Alt der grotesken kleinen Gestalt über die Szene klang, hoben einzelne Herren im Orchester die Köpfe.

„Ja, ja, Jungens, die Handschrift kennt Ihr noch!" murmelte Wentura befriedigt. „Zwei Köppe größer — und das Frauenzimmer hätte mit den Millionen Fangball spielen können!"

Immer sicherer ward Hella. Und nun spielte sie auch. Nur um Thomas Brandt nicht zu enttäuschen. Die Umgebung verlor für sie die klägliche Nüchternheit. Musik und Phantasie trugen sie zur Burg von Antwerpen, sie sah den Münster in den Nachthimmel ragen und erkannte in der ulkigen kleinen Gestalt mit dem gewaltigen Cäsarenkopf wirklich die heidnische Widersacherin.

Da — indem sie das Antlitz wieder dem Saal zuwandte — glitt ihr Blick über das Orchester hinweg zu einer kleinen Gruppe, die zwischen der Barrière und dem Parkettaufbau erschienen war. Eine rote Jacke, ein flacher Riesenhut, hellgelb gefärbtes Haar. Daneben der Saalaufseher. Und vor dem Paare eine junge Frau im Reisekostüm mit dem obligaten Ledertäschchen. Die stand ganz vorn, wie versteinert, und starrte zur Bühne empor, zu ihr.

„Danke!" rief der Kapellmeister und klappte die Partitur zu.

Das Orchester ging von selbst in den G-Dur-Dreiklang über. Alle Musiker standen auf. Aber Frau Wentura konnte sich's nicht versagen, noch das hohe Fis hinauszuschmettern, als Eingang der Soloszene, die sich für Ortrud an das erste Duett anschloß.

„Danke, danke!" rief der Kapellmeister noch einmal. Diesmal lag ein gewisses Entsetzen in seinem Ton. Er winkte nach

beiden Seiten, gab im Vorüberkommen diesem und jenem der Orchestermitglieder die Hand. Alle summten noch das Motiv aus Elsas Gesang. Thomas Brandt nahm die Verbindungstreppe mit zwei Sätzen und trat auf die Bühne.

„Miserabel, liebes Fräulein," sagte er trocken. „Für Sie ganz miserabel. Wenigstens zu Anfang. So befangen darf ein Hochschulgänschen sein, Sie dürfen's nicht. Zweiter Teil war leidlich, Schluß gut."

„Sogar sehr gut," fiel Wentura fast aufgebracht ein.

„Wenn man nicht die Hella Schytt ist. Aber mit Ihrem Talent, Fräulein, mit Ihrem Bühnennerv, mit Ihrem Temperament sind Sie uns anderes schuldig."

„Der Spektakel im Saal — ich bitt' Sie, es war ja unerhört!" warf Frau Wentura ein.

„Ich hab' Angst gehabt," gestand Hella, die jetzt in den Knien ein starkes Zittern fühlte.

Thomas Brandt lachte und streckte ihr beide Hände hin. „Angst? Ja, vor wem denn? Das Schaf von Direktor war ja gar nicht da."

„Vor Ihnen."

„Unterstehen Sie sich." Er gab ihre Hände frei und patschte beiden Wenturas jovial auf die Schulter. „Kinder, ich sag' Euch: die wird was." Er sah der Novize gutmütig ins Gesicht. „Wissen Sie, rühren können Sie einen. Wahrhaftig. Es schwingt da etwas mit. So innerlich. Noch fünf Minuten — und der alte Nowotnik hätte mitgezittert."

„Ist das nun — Spott?" brachte Hella hervor.

„Ich spotte nur über mich. Aber jetzt: Marsch nach Hause! Singen Sie heute keinen Ton mehr. Das: ‚Ortrud, harre mein'‘ war famos, liebes Fräulein. Gott, was können Sie für einen innigen Ausdruck haben. So gar kein Theater drin. Echte Empfindung. Was Heiliges. Sie müssen ein sehr netter Mensch sein. Beim Zeus. Hätt' ich Zeit, dann könnt' ich mich jetzt meuchlings in Sie verlieben. Auf Wiedersehen morgen." Und weg war er.

Wentura ging mit großen Schritten auf der Bühne umher. „Ich hab's Ihnen gesagt. Sie haben das Zeug zur Bühne. Olga, hab' ich's nicht gesagt?"

Der Beleuchtungsinspektor rief aus der ersten Kulisse: „Bühne frei, es wird dunkel gemacht!"

Im selben Augenblick war's auch schon stockfinster. Als sie die eiserne Treppe passierten, stießen sie mit den beiden Damen zusammen, die während ihres Probesingens den Zuschauerraum betreten hatten.

„Hella! Ja, ist es denn möglich?"

Wie aus einer Traumwelt erwachend, starrte Hella ihre Schwester Anna an.

Fräulein Gisela Piatti-Rumpold erklärte in ihrem unmusikalischen Meldeton, daß ihre Tante häusliche Abhaltungen gehabt und daß sie es ihr deshalb abgenommen habe, Frau Berenbrok vom Bahnhof abzuholen.

Die beiden Schwestern umarmten und küßten sich und verließen den Theatersaal Hand in Hand, den anderen vorauseilend.

Das Knallen und Hämmern und Pochen im Saale hörte man noch bis zum Ausgang. Anna war von dem Geschwätz der aufdringlichen Hellblonden, von der Überraschung, ihre Schwester auf der Bühne zu sehen, von dem Lärm und der Musik ganz erschöpft.

„Ich hab' Dein Telegramm erst um zwölf Uhr bekommen, Anna. Sonst hätt' ich Dir doch noch Antwort geben können, damit Du einen andern Zug wählst."

„Robert hat es früh dem Burschen gegeben. Ach, es ging ja alles in solcher Hetze."

„Nun erkläre mir doch nur —"

„Also mit der ersten Post kam Tantes Brief aus Oeynhausen. Bei ihrem Arzt hat sie eine Dame getroffen, die Dich kennt, und die hat ihr ganz bestimmt erklärt, Du hättest in Wien noch bei Frau Materna Unterricht genommen, wolltest den Konzertgesang ganz aufgeben und wärst jetzt in Berlin beim Rollenstudium. Du kannst Dir unsern Schreck denken. Morgen sollte ich doch mit den Kindern nach Wyk auf Föhr. Es ist schon gepackt. Hella — ja, um Himmels willen, was soll denn das alles? Ist es denn wahr?"

Hella nickte. Ihr Ausdruck war jetzt ganz glückselig. „Es ist wahr. Und Brandt meint, ich würde Karrière machen."

„Unglückskind! Was wird Tante Lili sagen! — Ich trau' mich ja gar nicht, ihr's zu schreiben."

„Das besorge ich selbst."

„Und mit was für Menschen Du da zusammen bist. Diese garstige Person mit den infam blonden Haaren. Dabei nicht loszuwerden. Ich dachte immer: wenn nun einer der Herren vom Regiment zufällig hier in Berlin ist und mich mit der sieht. Und nun wird es also in allen Zeitungen stehen: Hella Schytt geht zur Oper über. Na, wie das Tante aufnehmen wird."

„Nun hör' mal, Mädel. Über die Backfischjahre sind wir doch hinaus, denk' ich. Die Eltern waren beide nicht so ängstlich, so kleinlich, wie nach ihrem Tod alle Verwandten. Nie im Leben sind wir von den Eltern so bevormundet worden. Du hast vier Kinder — im Herbst werden's fünf, nicht wahr?"

„Im September," schaltete Anna fast schüchtern ein.

Hella lachte und pätschelte ihre Hand. „Na ja, siehst Du, und läßt Dich selber noch behandeln wie ein Baby. Aber bei mir haben sie kein Glück damit. — Was sagt denn Robert?"

„Ach — Robert. Du weißt ja. Heiraten solltest Du und eine Menge Kinder kriegen, dann hätt's ein Ende mit Deinen überspannten Ideen."

„Du, eines schickt sich nicht für alle. Du bist glücklich mit Deinem Mann und Deinen Kindern. Gottlob! Aber ich würde todunglücklich mit ihm."

„Natürlich brauchtest Du einen andern."

„Natürlich." Hella schlang den Arm um den Nacken der Schwester. „Du bist doch noch immer dasselbe goldige, geduldige Lämmchen wie früher. Mit allem zufrieden, was das Schicksal Dir bringt."

„Zufriedenheit ist Glück, Hella."

„Unzufriedenheit, Schatz. Das heißt: für mich. Die Unzufriedenheit mit meinen Leistungen spornt mich an, weiterzustreben. Und im Streben allein liegt für mich der Reiz des Daseins."

„Du hattest schon ein solches Ansehen. Was willst Du denn noch mehr erreichen?"

„Schaffen, schaffen, Mädel."

„Wenn Du noch Geld brauchtest. Aber Du hast Dein gutes Auskommen auch so. Mehr als eine einzelne Dame ausgeben kann, meint Robert."

„Deswegen hält er mich ja auch so knapp, der gute Robert."

„Ja, sag' mal, ist es wahr, in Wien hast Du für eine einzige Gesangstunde fünfzig Mark bezahlen müssen?"

„Kronen."

„Das ist doch sündhaft viel Geld. Ein Assistenzarzt bekommt im ganzen Monat nur hundertfünfzig, sagt Robert."

„Und eigens um mir das zu erzählen, hast Du armes Wurm in Deinem Zustand die Reise nach Berlin machen müssen."

„Nein, Hella, um — um Dich zu bitten ... Aber jetzt hab' ich ja gar nicht mehr den Mut." Der molligen, sanften jungen Frau meldeten sich die Tränen in den großen, immer etwas erschrockenen Rehaugen.

„Ich soll mein Lebensschifflein nach dem Kurs von Schwager Robert und Tante Lili steuern, nicht wahr? Mädel, hast Du im Ernst geglaubt, Deine Bitte hätte eine solche Macht?"

Anna weinte still vor sich hin; sie erwiderte nichts.

Sie waren über den Königsplatz auf die Siegesallee zu geschritten. In einiger Entfernung folgte ihnen das Ehepaar Wentura. Fräulein Rumpold hatte sich schon am Portal verabschiedet und ließ sich den Schwestern empfehlen. Als Hella jetzt stehen blieb, beschleunigte das originelle Paar das Tempo.

„Mädel! Bist mir doch nicht böse, was? Nun regst Du Dich auf, und das sollten wir doch vermeiden. Anna, Herzensschatz, geh, mach' doch nicht so ein unglückliches Gesichtel!"

„Ich — hab's wieder — auszubaden!" stieß sie unter leisem Schluchzen aus.

„Hm. Daß ich mal wieder ‚überspannte Ideen' habe?"

„Ja."

„Armes Mädel."

Eine Droschke fuhr vorüber. Sie war leer. Hella rief den Kutscher an. Dann winkte sie Wenturas zu.

„Kommen Sie noch ein Stückchen mit?"

„Aber gern," sagte Frau Wentura atemlos. „Bitt' schön, wir müssen doch Ihre Frau Schwester begrüßen. Nein, was für ein goldiges Frauerl. Und vier kleine Kinder haben S'? Gehn S', wie lieb! — Du, Alter, vier ganz kleine!"

„Alle vier gleichaltrig?" fragte der Bassist, um einen Witz zu machen.

Anna hatte im Wagen Platz genommen. Sie trug während der Fahrt eine königliche Unnahbarkeit zur Schau. Wentura wollte den amüsanten Gesellschafter spielen, knüpfte an die Elsa-Ortrud-Szene an und tischte ein paar Anekdoten aus dem Theaterleben auf, deren Pointe nicht ganz einwandfrei war und die nur seine Frau verstand. Sie patschte ihm aufs Knie und verwies es ihm: „Geh, Alter, sei g'scheit und laß die Dummheiten. — Wissen S', gnä' Frau, er ist in Wahrheit gar kein solcher Halodri, als wie er's scheinen möcht'. Aber seine Plag' hat man schon mit dem Mannsvolk beim Theater." Sie gab der neben ihr sitzenden Schülerin einen leichten Rippenstoß und blinzelte ihr vertraulich zu. „Das werden S' eh noch erleben, Liebling."

Am Moltkebrunnen trennten sich die Wege. Das Künstlerehepaar verabschiedete sich und stieg ins nächste Auto. Mit großen Gesten winkten sie den Schwestern noch im Davonfahren zu.

Kopfschüttelnd blickte Anna die Schwester an. „Und Dich graut's nicht vor all den Leuten?"

„Ich habe höchstens Mitleid mit ihren Schwächen."

„Geniert Dich auch gar nicht, mit ihnen zusammensein zu müssen?"

„Dazu hab' ich zu großen Respekt vor ihrem Können."

Anna lehnte sich ermattet zurück. „Ganz fremd sind wir einander geworden. Ach, Hella —!"

„Liegt's nur an mir, Liebling?"

Nun weinte Anna wieder. „Und ich — ich fürchte mich so — vor denen zu Hause."

„Dann bist Du innerlich denen fremder als mir. — Und für die sollt' ich das größte Opfer meines Lebens bringen? Überleg' Dir das doch nur, Liebling."

„Ach, ich fühle mich so hilflos, Hella."

Während der Wagen am Rand des Tiergartens weiterfuhr, strich Hella mit ihrer Rechten liebkosend über die Hand der Schwester. Aber sie schwieg dabei. Sie konnte ihr wirklich nicht helfen. Eine ganze Welt trennte sie.

❧ ❧ ❧

Thomas Brandt wohnte in der Karlstraße. Es war nur ein besseres Studentenquartier. Unpraktisch in allen Alltagsdingen hatte er das erste Zweizimmerlogis, das er fand, gleich fest gemietet, auch mit dem Preis sich einverstanden erklärt, ohne zu handeln. Hinterher erst ergab sich der große Übelstand, daß der Flügel über die enge Treppe und durch den schmalen Korridor des altmodischen Hauses überhaupt nicht zu befördern war. Zum Glück fand der Kapellmeister in der nächsten Nachbarschaft ein Unterkommen für ihn. Eine auswärtige Pianofortefabrik, deren Berliner Vertreter in Konkurs geraten war, hatte da einen Laden inne, der wegen der noch schwebenden gerichtlichen Entscheidung vor dem 1. Oktober nicht anderweit vermietet werden durfte. Gegen eine mäßige Vergütung bekam Brandt die Erlaubnis, in dem Magazin seinen Flügel aufzustellen und seine musikalischen Übungen vorzunehmen.

Manche Stunde hatte Hella von Schytt in heiligem Kunsteifer in diesem schmucklosen Raum zugebracht, in dem sich außer dem Flügel nur noch ein wackliger Schreibtisch, ein Notenregal und eine Anzahl Wiener Rohrstühle befanden. Alle Schüler geizten mit jeder Minute, die sie bei Thomas Brandt studieren durften. Und seitdem Fräulein von Schytt — der erklärte Liebling des Kapellmeisters — bei Kroll Probe gesungen hatte und von dem Direktor für die nächste Saison unter ganz leidlichen Bedingungen engagiert worden war, verdoppelte sich der allgemeine Eifer noch. Es gab niemand darunter, der für sich nicht eine gleiche Glücksmöglichkeit sah, — falls Thomas Brandt nur wollte.

Aber er galt für maßlos launisch. Wenn er seinen unzufriedenen Tag hatte, dann wehe dem, der ihm mit einer ungenügend vorbereiteten Leistung in die Hände fiel. Geradezu vernichtend war seine Kritik. Und er band sich nicht an eine salonfähige Ausdrucksweise. Zu dem früheren Magistratssekretär, dessen Stimme vom Grafen Hülsen entdeckt worden war, sagte er einmal das hernach viel zitierte Wort: „Die Tenöre haben ja das Privileg, dumm zu sein; aber schon die Bescheidenheit sollte Sie abhalten, einen so ergiebigen Gebrauch davon zu machen."

Wurde ihm widersprochen, so steigerte er sich noch. Es hatte schon manchen heftigen Auftritt gegeben. Sein Vorzug, das

mitfortreißende Temperament, war auch sein größter Fehler. Es steckte etwas in ihm, das ihn jeden Augenblick zum heftigsten Jähzorn hinreißen konnte.

Auch Fräulein von Schytt hatte das erfahren.

Er war da oder dort mit ihr als seinem „Protektionskind" aufgezogen worden. Das verdroß ihn. Er hatte für das feine Wesen, die innige Art und die von Tag zu Tag sich vertiefende Vortragskunst der jungen Dame viel übrig. Auch rein menschlich war er ihr näher getreten. Aber zu einem flüchtigen Liebesabenteuer stand sie ihm zu hoch, dafür war sie wohl auch kaum zu haben, und er dachte nicht entfernt daran, sich in seinen jungen Jahren schon zu binden. Das Leben lag ja noch vor ihm. Für die nächste Saison war er vom Intendanten Baron Ryberg an dessen Hoftheater engagiert worden: eines der renommiertesten süddeutschen Kunstinstitute. Den Winter wollte er nach Kräften ausnutzen, um eine größere dramatische Komposition auszuführen, zu der schon eine Menge von Ansätzen vorhanden war. Ein Künstler, der im Sturmschritt vorwärts wollte wie er, mußte frei vom Weibe sein.

Daß seine Schülerinnen ihn „anhimmelten," war ihm bekannt. Es ließ sich auch nicht leicht übersehn. Und er hätte kein Mann sein müssen, wenn es ihm nicht geschmeichelt hätte. Und doch — veranlaßte es ihn manchmal, sich erst recht unliebenswürdig zu geben. Fräulein von Schytt mußte es büßen, daß er sich ihr gegenüber unfrei fühlte — und daß scharfe Beobachter das entdeckt hatten. Andere lobte er wohl zuweilen; sie nie mehr. Immer strenger, immer anspruchsvoller wurde er in der Beurteilung ihrer Leistungen.

Vorübergehend war Aussicht vorhanden gewesen, daß Hella noch in dieser Saison einmal zur Aushilfe in der Sommeroper einspringen durfte. Aber der Direktor war dann doch nicht für das Auftreten der Novize zu gewinnen. Gerade für den „Meistersinger"-Abend brauchte er Namen, die im Theaterpublikum schon einen guten Klang hatten. Er ließ sich's etwas kosten. Für die übrigen Hauptrollen waren die bekanntesten Vertreter der besten Bühnen gewonnen.

Sie hatte jetzt ein schweres Leben. Nichts konnte sie ihrem Lehrer recht machen. Es kam hinzu, daß die Sommerhitze unerträglich wurde. Die machte sie matt, manchmal sogar unlustig zum Üben. Ein recht unerquicklicher Briefwechsel mit den Verwandten raubte ihr zudem die rechte Freudigkeit. Die Enttäuschung, daß aus ihrem Auftreten als Evchen nun doch nichts wurde, drückte unter diesen Umständen erst recht auf ihre Stimmung. Anschluß besaß sie nicht. Zu ihren Mitschülerinnen paßte sie nicht; die kamen aus einer ganz anderen Schicht. Die Familien, in denen sie während des letzten Winters verkehrt hatte, weilten in den Bergen, am Meer. In der Pension war die übliche Sommerstille eingetreten. Sie verbrachte die Abende meistens in der Krollschen Oper — dann wenigstens, wenn Thomas Brandt dirigierte. Die Spieloper, die der zweite Kapellmeister leitete, interessierte sie nicht.

Als sie das aber einmal während des Unterrichts aussprach, erwiderte er ihr sofort gereizt: „Lernen können Sie immerhin auch da noch, mein gnädiges Fräulein. Hochmut ist das größte Hindernis fürs Avancieren."

„Ich bin nicht hochmütig."

„Jawohl, Sie sind's."

„Nein."

„Ja!!"

„Weil ich für den Trompeter von Säkkingen nicht schwärme? — Schwärmen Sie etwa dafür? ‚Behüt' Dich Gott'? Wie?"

Sie fürchtete irgendeinen jähzornigen Ausbruch von ihm. Die Luft schien wieder einmal wie elektrisch geladen. Ihre Stimme zitterte. Aber sie sah ihn mit einer so drollig wirkenden Entrüstung an, daß er sich schämte, ins Schreien geraten zu sein. Er spielte aus dem Gedächtnis eine Stelle aus dem „Trompeter", sehr gemessen, parodierte sie dann aber und steigerte die Verulkung dadurch, daß er sie in verwickelter kontrapunktischer Arbeit mit einem vielgesungenen Gassenhauer verwob — immer mit der ernstesten Miene — und er schloß dann zierlich mit einer altfränkischen Kadenz. Die Schüler hatten ihre Plätze verlassen und lauschten, noch ganz im Zweifel, wohinaus er eigentlich wollte.

Thomas Brandt lehnte sich zurück und sah Hella von Schytt herausfordernd an.

„Ich weiß gar nicht, was Sie gegen Neßler haben? Das ist doch echtes Gemüt. Echtes deutsches Gemüt. Rührei. Sie haben sich eben Ihren Geschmack mit Wagner und all dem verrückten Zeug verdorben."

Bestürzt sahen die Schüler einander an. Keiner wagte ein Wort zu sagen. Aber in Hellas noch etwas blassem Antlitz spielten schon schelmische Lichter — und plötzlich mußte sie über seine scheinheilige Miene hell auflachen.

Nun war er im rechten Fahrwasser: er parodierte sich selber, verspottete seinen eigenen Zornesausbruch von vorhin. „Ein Klassiker ist er, der Viktor. Geben Sie Obacht, der kriegt ein Denkmal. Baisertorte oder Schokoladenauflauf."

Im allgemeinen Gelächter konnte so manchmal ein Streitfall begraben werden, der ebenso leicht zum Bruch geführt hätte. Aber es hing stets ganz allein von ihrem diplomatischen Eingreifen ab. Sie mußte eben den rechten Moment abpassen, an dem er für irgendeine drollige Wendung zu haben war. Zuweilen wagte sie's nur mit dem Mut der Verzweiflung. Es war ein Tanz auf des Messers Schneide.

... In der Woche vor der vielbesprochenen Aufführung der „Meistersinger" konnte Thomas Brandt einmal morgens keine Probe im Theater abhalten, einer baupolizeilichen Besichtigung halber. Sonst schenkte er weder dem Solo- und Chorpersonal noch dem Orchester auch nur eine halbe Stunde. Es war sein Ehrgeiz, mit dem bunt zusammengewürfelten Material eine Vorstellung herauszubringen, die sich neben der in der Königlichen Oper hören lassen konnte. Von Tag zu Tag war das schwierige Werk immer klarer in die Erscheinung getreten. Auch „Fidelio" und „Lohengrin", die an den Eliteabenden folgen sollten, wurden mit eisernem Fleiß von ihm vorbereitet.

Es war kurz nach neun Uhr früh, als er über den im weißen Sonnenglast liegenden Königsplatz seiner Wohnung zuschritt. An seiner Seite befand sich Forschner, der ehemalige Hochschüler, der sich zum Theaterkapellmeister ausbilden wollte und gewöhnlich die Begleitung auf dem Klavier ausführte, wenn Thomas Brandt Ensembleunterricht erteilte. Der bleiche, schmalwangige, langhaarige Musikstudent trug die Partituren der „Meistersinger" und des „Fidelio", unter jedem Arm ein paar dicke Notenbände. Brandt wollte sie immer zu Hause haben. Er ging mit dem Gedanken um, bei seinem Antritt als Hoftheaterkapellmeister — Baron Ryberg hatte ihm die Wahl eines Wagnerschen Musikdramas freigestellt — die „Meistersinger" auswendig zu dirigieren. Das erforderte noch viel Fleiß, noch viel Gedächtnisarbeit.

In der Nähe der Siegessäule blieb er stehen und zog den Strohhut vom Kopf. „Forschner, es ist blödsinnig heiß. Das überlebt ein Mitteleuropäer nicht. Wissen Sie, was ich tue? Ich fahre mit der Elektrischen zum Knie, setze mich aufs Dach vom Autobus, fahre zur Havel und stürze mich dort ins Wasser."

Verdutzt sah ihn der bleiche junge Mann an. „Bloß — der Hitze wegen?" Er schien zu glauben, der Kapellmeister trüge sich mit Selbstmordgedanken.

„Nein, weil die Havel voraussichtlich kühler ist als dieser elende Schmortopf rings um den Siegesspargel."

„Ach so, Sie wollen ein Bad nehmen?" Forschner atmete sichtlich erleichtert auf.

„Erscheint Ihnen das als etwas so Außerordentliches, lieber Forschner? Ich schlage vor, Sie gehn hin und tun desgleichen."

„Aber ich sollte Ihnen doch morgen den ‚Fidelio' aus der Partitur vorspielen — da muß ich heute üben."

„Das ist Ihre Sache. Zunächst tragen Sie die alten Scharteken heim. Ich kann Sie nicht mehr sehen damit. Eine Unglücksfigur geben Sie ab. Als ob Sie Zwillinge zur Welt bringen sollten. Marsch marsch — nach Hause! Und dann pauken Sie — oder baden Sie. Wahrscheinlich haben Sie eins so nötig wie das andere."

„Treffe ich Sie noch am Knie, Meister?"

„Das will ich nicht hoffen. Leben Sie wohl, Forschner. Und lassen Sie sich nicht von jedem beliebigen Einfall Ihr ganzes Tagesprogramm verhunzen. So kommen Sie nie im Leben vorwärts. Also auf Wiedersehn in der Havel, wo sie am kühlsten ist."

Er machte kehrt. ‚Nun will ich sehen, ob er ein Duckmäuser ist — oder ob er Charakter hat,' sagte der Kapellmeister zu sich.

Indem er mit dem Hut in der Hand

durch den Tiergarten schritt, sich über die herrlichen Rasenteppiche freute und über die flotten Reitertrupps, die an den Jasmin- und Fliederhecken entlang trabten oder galoppierten, kam ihm der Gedanke, einmal nach Fräulein von Schytt zu sehen. Sie war erst auf morgen nachmittag bestellt. Von fünf bis sechs Uhr wollte er das Quintett aus dem „Fidelio“ durchnehmen.

‚Die Leonore liegt ihr nicht‘, sagte er zu sich. ‚Sie kann rühren, sie kann ergreifen — aber sie kann nicht erschüttern. Der große Aufschrei »Töt' erst sein Weib!« wird ihr nie gelingen.‘

Und nun fragte er sich, warum er sie gerade immer mit dem, was ihr nicht lag, am meisten quälte. Als ob er seine teuflische Lust daran hätte, sie leiden zu sehen. Denn sie litt wahrhaftig. Sie war wohl überhaupt zu zart für das Theaterleben mit der fortgesetzten Brutalisierung der Nerven.

„Wird's eine Sinfonie oder ein Tondrama?“ rief ihn plötzlich ein Reiter an, der sein gedankenvolles Mienenspiel beobachtet hatte.

Auffahrend sah Thomas Brandt sich um. Der schlanke Herr im hellen Reitdreß von roher Seide sah aus wie ein junger Offizier in Zivil. „Exzellenz!“ rief der Kapellmeister überrascht. Er hatte „seinen“ Intendanten erkannt: Baron Ryberg.

Der Reiter parierte seinen Braunen und reichte dem Spaziergänger die Hand. Ryberg war zu Besuch bei seinem Schwager hier, einem Generalstäbler. „Ich bleibe nur ein paar Tage. Will mal Ihre Gastspiel-Kräfte drüben bei Kroll hören.“

Sie blieben eine Strecke nebeneinander; als der Reitweg sich abzweigte, kehrten sie beide um. Der Intendant war froh, ein bißchen plaudern zu können. Daß er an Thomas Brandt einen ausgezeichneten Griff getan hatte, das war ihm schon von verschiedenen Seiten bestätigt worden. Es interessierte ihn, den jungen Musiker auch als Mensch näher kennen zu lernen.

„Was für ein Landsmann sind Sie eigentlich, Herr Brandt? Man hört Ihnen manchmal einen ganz kleinen wienerischen Anflug an. Stimmt's?“

„Annähernd, Exzellenz. Meine Wiege stand in Serbien.“ Thomas Brandt lachte. „Aber ich bin trotzdem Deutscher. Wenigstens nach Abstammung leidlich haltbar schwarz-weiß-rot angestrichen.“

Mit ein paar Worten erklärte er's näher. Sein Vater hatte als junger preußischer Regierungsbaumeister die staatliche Laufbahn aufgegeben, um einem sehr verlockenden Ruf vom König Milan zu folgen. Goldene Berge waren ihm versprochen worden. Als er mit seiner jungen Frau nach Belgrad kam, hatte dort aber schon die große Pleite begonnen. Brandt senior zog also mit Weib und Kind nach Konstantinopel weiter. Hier war er dann in solches Elend geraten, daß er kurz entschlossen nach San Franzisko auswanderte. „Ich hatte eine volle Freistelle an der deutschen Schule in Konstantinopel. Die Eltern ließen mich also zurück. Es ging mir da sehr gut. Und weil ich musikalisch war, verwendete sich später eine Gruppe deutscher Familien für mich. Sie legten zusammen, ich kam als ‚Aktienkind‘ nach Wien, besuchte dort das Konservatorium — und hab' meine Eltern nie wiedergesehn.“

„O, beide schon tot?“

„Bei dem Unglück in Frisco damals.“

„Und Verwandte haben Sie sonst nicht!“

„Einen Bruder. Der einzige Überlebende der Brandts. Zu drollig, wie wir zwei ausgewachsene große Menschen uns eines Tages beschnupperten. Brüder aus einem Schoße — und einander noch bis in die Wurzel fremd. Leider ist seine Gesundheit stark erschüttert seit den gräßlichen Stunden. Ja — und so ist er nun mein Sorgenkind geworden.“

Er machte es dem Intendanten unmöglich, irgendeine teilnehmende Phrase darauf hinzuwerfen, denn er ärgerte sich schon während er sprach über seine Offenherzigkeit. In frischem, völlig verändertem Ton begann er sogleich wieder vom Theater zu reden.

Als Thomas Brandt dabei den Namen des Kammersängers Hoppinger in etwas süßsaurem Tone erwähnte, sagte der Intendant lächelnd: „Das ist noch älterer Bestand. Es ist schon sehr guter Nachwuchs da. Ab und zu muß man den alten Herrn ja noch beschäftigen. Schon seiner Frau wegen. Die ist früher sehr beliebt gewesen: Iza Rennsch-Burger in ihrer zweiten Ehe. Sie hat immer noch einen ge-

wissen Anhang. Aber wir sehen uns insgeheim schon nach einem Ersatz um."

Der Kapellmeister machte eine flotte Handbewegung und rief in fast lustigem Ton: „Exzellenz, da wüßt' ich einen Rat! Aber Sie müßten rasch zugreifen. Für den nächsten Sommer hat schon Kroll zugeschnappt. Ein ganz neuer Stern."

„Von dem die Agenten noch nichts wissen sollten?" Der Intendant bog das Pferd ab, ließ es dem Schenkel weichen. „Mir sind täglich fünf neue Sterne angepriesen worden. — Willst Du wohl, Du Racker? — Aber wenn sie vorsangen und ihr Licht leuchten lassen sollten, dann — tätä, Ruhe! — dann waren's Sternschnuppen."

Thomas Brandt geriet nun ein wenig ins Feuer.

„Hella Schytt, Hella Schytt? Hm. Möglich, daß ich den Namen gehört habe. Aber ich gehe ja prinzipiell niemals in Konzerte. Wenn einem so ein Klaviertiger oder so eine Liedertante einen geschlagenen Abend lang auf dem unbequemen Stuhl im Musiksaal festhalten will — einfach grauenhaft. Die Hoheiten lieben Konzerte übrigens auch nicht. — Stammt die junge Dame aus Theaterkreisen?"

„Nein, Exzellenz. Ihr Vater war Korvettenkapitän. Der, der damals mit dem Schulschiff „Ibis" untergegangen ist."

„Der? Was Sie sagen. Die bekannte Chose — mit Hurra für Majestät in den Tod?! Aber war das nicht ... Pardon, war das nicht ein Herr von Schytt?"

„Stimmt, Exzellenz. Ich glaube, der Verwandtschaft halber hat sie auf den Konzertanzeigen die Partikel nicht geführt. Da ist die Schwester ihres Vaters, eine Exzellenz von Redern, in Hannover, glaub' ich ..."

„Die Witwe des Generals? Hm. Sehr reizende alte Dame übrigens. Aber seit Jahren leidend. Stimmt das?"

„Habe keine Ahnung, Exzellenz."

„Hm. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihr nicht vor ein paar Wochen in Oeynhausen begegnet wäre. So, so, so. Aus diesem Hause. Das wäre ja allerdings... Ihre Hoheit ist äußerst subtil. Die Damen von der Hofbühne werden nämlich ab und an zum Tee befohlen ... Soll die junge Dame in diesen Tagen bei Kroll singen? Nicht? Nun, ich bleibe den August über in Heiligendamm. Also Katzensprung. Telegraphieren Sie. Ja? Vielleicht läßt sich's einrichten. Guten Morgen, lieber Herr Brandt. Meine Braune wird ungeduldig."

Im Davongaloppieren zog er den Hut, und Thomas Brandt sah den völlig kahlen Schädel. Wenn der Intendant den Hut aufhatte, konnte man ihn für fünfundzwanzigjährig halten, so leutnantsmäßig frisch wirkte sein Gesicht. Er war eine Gartenschönheit.

Der Kapellmeister nahm sich vor, Hella Schytt keine Silbe von seinem Gespräch zu verraten. In flottem Tempo wanderte er weiter. So war es erst zehn Uhr, als er zum Steinplatz gelangte.

‚Nachtschlafende Stunde! Um diese Zeit kann man eigentlich nur vorgelassen werden, wenn man Damenfriseur ist. Aber ich werde mich doch nicht zu den Rododendren in die Anlagen setzen und mit dem Spazierstock Mäandermuster in den Sand malen?'

Gleich auf dem ersten Schild, das er las, stand: ‚Pension Rumpold. Institut I. Ranges für In- und Ausländer. Fahrstuhl.'

Als er oben aus dem Lift heraustrat, sah er in der offenstehenden Entreetür ein Hausmädchen das Parkett bohnern.

„Ich möchte Fräulein von Schytt sprechen," sagte er barsch befehlend.

Erschrocken fuhr das Mädchen herum. „Das gnä' Fräulein — ich glaube — das gnä' Fräulein ist noch nicht zu sprechen."

„Was Sie glauben, ist Ihre Privatsache. Machen Sie das mit Gott und Ihrem Gewissen ab."

Sie war so bestürzt, daß sie davonlief, ohne nach seinem Namen gefragt zu haben.

Nach einer Weile kam sie zurück, sehr verlegen. „Das gnä' Fräulein ist im Bade."

Nun lachte er. „Das ist doch nichts Schimpfliches, Kind. Warum schlagen Sie die Augen nieder?"

„Wenn der Herr Kapellmeister aber vielleicht eintreten und warten möchten, das gnä' Fräulein würde sich beeilen."

„Woher wissen Sie, daß ich Kapellmeister bin? Sehen Sie mir das an? Sie Pythia? Sie delphisches Orakel?" Er gab ihr ein Geldstück und kniff ihr in die Backe.

„Das gnä' Fräulein meint, das könnte nur der Herr Kapellmeister Brandt sein."

„Sie scheinen mich ja nett geschildert zu haben, Kleine."

Sie öffnete den allgemeinen Empfangssalon, das „heilige Grab": das fast nie benutzte Eckzimmer mit dem Stutzflügel.

Thomas Brandt trat ein und setzte sich ohne weiteres an den Flügel, in den Noten blätternd, die da aufgeschlagen waren. Salonmusik niederſten Genres. Höchsten Gipfel bildete noch: „Mein Liebster ist ein Weber."

Er sah sich seufzend um. Die Einrichtung war neu, schon etwas gebändigter Jugendstil. Aber unmöglich konnte dies das Wohnzimmer von Hella Schytt sein. Da hätten doch irgendwo Blumen stehen müssen: Blumen, Blumen, Blumen! Und ein paar kunstvolle Handarbeiten, ein paar schöne Farben hätten ihren Kunstsinn verraten müssen. Denn sie war keine Dutzendware, sondern ein harmonischer Mensch. Ein Kunstwerk sie selber. Nicht nur das bißchen gut gebauter Kehlkopf und leidlich geübte Klaviatur der Stimmbänder. Nein, nein, nein.

‚Heiliges Gewitter, aber wie kann ein Frauenzimmer von einigem Geschmack einem Zeitgenossen zumuten, sich hier aufzuhalten? In diesem Wartezimmer eines Heiratsvermittlers, eines Zahnausreißers? — Ich wette, der Flügel ist verstimmt. — Frau Rumpold, Sie Institut I. Ranges, ich hätte Sie schon längst massakriert, wenn ich Ihr Mieter wäre, seien Sie überzeugt!'

Ein paar Akkorde. Schmerzhaft hielt er inne. Das war schlimmer, als er in seinen kühnsten Erwartungen hatte annehmen können.

Er spielte das Stück, das obenauf lag, nun gleich in zwei verschiedenen Tonarten: die rechte Hand in F-dur, die linke in Fis.

Schon ward die Tür aufgerissen. Hella stürmte herein. „Nein — so eine Überraschung!" Sie steckte in einem fliederfarbenen Kimono. Um das Haar und den Hals hatte sie einen weißseidenen Schal geschlungen, dessen Enden über die Schultern herabfielen.

Er spielte weiter und nickte ihr fröhlich zu. „Guten Morgen, gnädiges Fräulein. Famoser Sommertag heute. Was für ein herrliches Instrument haben Sie da."

„Um Himmels willen, hören Sie auf, das zerreißt einem ja die Gehörnerven." Sie hielt sich lachend die Ohren zu. Die weiten Ärmel ihres Kimonos fielen dabei zurück und gaben die hübschen Arme mit dem samtenen, mattfarbigen Hautton frei.

Wie sie so mitten im Zimmer stand in der hellen Sonne, frischgebadet, etwas erregt, mit lachenden Augen, dem keck emporspringenden Näschen, dem lachenden Mund, aus dem die tadellosen Zähne blitzten, sah sie allerliebst aus. Er hielt das Bild noch ein Weilchen fest, indem er mutwillig weiterspielte, noch falscher als bisher.

Plötzlich sprang sie auf ihn zu und schloß den Flügel, er wehrte sich dagegen, aber sie drückte den Deckel mit sanfter Gewalt nieder, so daß er die Finger zurückziehen mußte.

„Au, au, au! Sie machen mich brotlos. Nicht ein bissel Respekt haben Sie."

Er hielt sie dann gleich an beiden Händen fest und nickte ihr lachend zu. Etwas Herzliches, Zutrauliches lag in beider Stimmung. Bei ihm gemischt mit einer leisen Erregung.

„Was haben Sie sich nun eigentlich gedacht, als Ihre holde Minna mich gemeldet hat?"

„Zuerst hab' ich ihr's gar nicht geglaubt."

„Aber dann hat sie Ihnen gesagt: ‚Draußen steht ein Kerl, der will Sie tot oder lebendig sprechen.'"

Sie ging gutgelaunt auf seinen Ton ein. „Jawohl. Tot oder lebendig. Und da wußt' ich gleich: ha, er ist es!" Sie sagte das leicht parodistisch, so wie er es bisweilen tat, und riß groß die Augen dazu auf.

„Erbarmen Sie sich! Ihr Blick tötet einen ja gleich! Ein Paar Guckerln haben Sie —! Machen Sie zu! Es brennt!"

Nun stand er auf und ward für ein Weilchen vernünftig.

„Wir könnten ein Stündchen ‚Fidelio' üben," sagte er. „Aber nicht auf diesem Instrument. Das ist ja — ein Züchtigungsinstrument."

In leichter Verlegenheit ging sie zur Klingel, drückte den Knopf nieder und sprach dann durch die halboffene Tür mit dem Mädchen.

„Gut. Danke. — Also mein Zimmer

ist fertig. Wollen Sie mit mir hinüberkommen, Herr Brandt?"

„O, ins Allerheiligste? Nun bleibe Deiner Sinne Meister!"

Er hatte nicht vorausgesetzt, in einen so hübsch eingerichteten Salon geführt zu werden. Die Tür zum Schlafzimmer war geschlossen. Beide Fenster standen offen. Hier lag noch der Morgenschatten. Es war angenehm kühl. Der Raum wies unbedingt die besten Einrichtungsstücke der ganzen Pension Rumpold auf. Aber auch das Arrangement der Möbel, die Stellung des Flügels, der Couchette, der Blumenvasen und Blumentöpfe, deren blühender Inhalt in den Farben zueinander abgestimmt war, verrieten die Art der Ansprüche, die Fräulein von Schytt an ihre Umgebung stellte. Sie war vermögend, sonst hätte sie sich in dieser Gegend den Luxus von zwei teuren Zimmern nicht leisten können.

„Richtig, Forschner war ja schon bei Ihnen zum Üben. Hat der geschwärmt. Wie 'ne Fürschtin hätten Sie's. — Denken Sie, gnädiges Fräulein, der Forschner tobt jetzt in dem benzinduftenden Volksauto nach der Havel und schwänzt den ‚Fidelio'. Der tollkühne Mensch will sich durchaus in die Fluten der Havel stürzen. Sicher das erste Bad, seitdem er geimpft worden ist. Stellen Sie sich vor: wenn er herauskommt, ist er nicht wieder zu erkennen. Er erkennt sich am Ende selber nicht mehr und verstößt sich. Wenn das geniale Lockenhaar, nie schamponiert, sich aalgleich um seinen Dandykopf schlängelt... Gottlob steht der polizeiliche Erkennungsdienst jetzt auf überraschender Höhe."

Hernach setzte eine regelrechte Unterrichtsstunde ein. Er war besonders ernst, besonders anspruchsvoll, vielleicht noch etwas nervöser als sonst, weil er sich gegen die weibliche Macht zu wehren suchte, die sie über ihn ausübte, in ihrer lockenden, hellen Morgenfrische, in dem duftigen Negligé, in der Behaglichkeit dieses sonnigen, verträumten, idyllischen Heims mitten in der Großstadt.

Und Hella — war heute etwas zerstreut. Sie fühlte eine Änderung in seinem Wesen heraus. Trotzdem er in seinen Korrekturen ebenso kurz und energisch war wie sonst, empfand sie doch, daß sie hier bei sich ein gewisses Übergewicht hatte. Vielleicht nur, weil er hier mehr als sonst die Dame respektieren mußte und nicht aus dem Salonton herausfallen durfte, was im Pianofortemagazin in der Karlstraße oft genug geschah. Vielleicht aber auch . . .

Doch schon brach er mit einem schrillen Akkord ab.

„Bitte sehr. Es lohnt Ihnen heute nicht. Ich lege gar kein Gewicht darauf, daß Sie den Unterschied zwischen Beethoven und einer Tonleiter begreifen. Wenn Sie bloß gedankenlos herunterleiern wollen, als wär's Concone, dann brauchen Sie doch mich nicht." Er schob mit einem Ruck den Stuhl zurück und stand auf. „Setzen Sie einen Phonographen dahin. Der dreht dann seine Walze herunter. Das tu' ich nicht. Ich nicht."

Er verließ den Flügel. Er wollte nicht ihre bittenden, vorwurfsvollen Augen sehen. Es war klar: er übertrieb. Und sie merkte, daß er übertreiben wollte. Weil ihm irgend etwas unbequem war. Er suchte Streit.

„Ich warte also in demütiger Zerknirschung," sagte sie. Dabei meldete sich ein leiser Strahl des Schalks in ihren Mundwinkeln.

Der Ton reizte ihn nur noch mehr. Beide Hände schlug er überm Kopf zusammen. „Heiliger Allvater, warum strafst Du mich so? Was hab' ich armes Luder verbrochen? Dann hätt' ich ja Klavierlehrer werden können, ABC-Schützen unterrichten, Clementi und Fingerübungen dreschen! Oder in den Amorsälen zum Tanz aufspielen! Erbärmliches Handwerk! Erbärmliches Handwerk!"

„Jetzt — sind Sie aber so ungerecht ..." Sie kämpfte schon mit dem Weinen.

„Ungerecht. Sehr gut. Ach, es lohnt ja gar nicht, sich abzuschinden. Für wen denn? Warum bin ich Schaf nicht nach der Havel hinunter? Warum hocke ich hier? Bloß den Schwerenöter spielen? Unsinn. Mir war's ernst mit der Kunst. Aber Sie geben sich ja keine Mühe."

Sie schluckte. Noch gab sie nicht alle Hoffnung auf. „Ich kann Ihnen jetzt doch nicht wie ein Kommunalschulmädel die Hand geben und einen Knicks machen: Herr Lehrer, ich will's nicht wieder tun. Wie?"

„Nun wollen Sie's ins Komische ziehen.



Golgatha. Gemälde von Lovis Corinth.

Als ob ich ein kleinlicher Rechthaber wäre, ein Rutenschwinger. Nein, meine Gnädigste, ich sehe die Trostlosigkeit meiner ganzen Arbeit. Ich bin verzweifelt. Ich — ich — ich hab' es satt. Ich bin kein Musikautomat, in den man Geld hineinsteckt und der dann sein Stückchen aufspielt. Ich gebe die Ensemblestunden auf. Kehren Sie zu Madame Wentura zurück. Oder nach Wien. Sie haben ja jetzt Ihr Engagement in der Tasche. Was wollen Sie noch weiter Zeit versäumen? Fahren Sie in die Sommerfrische. 'raus aus dem heißen Berlin. Wir sind fertig miteinander. Und damit holla."

Er suchte nach seinem Hut, seinem Stock. Beide hatte er auf den Flügel gelegt, er entsann sich dessen genau. Es tat ihm weh, daß er sich so in den Zorn geredet hatte. Vieles davon bereute er schon, indem er's sagte. Und doch war ihm diese Entladung notwendig. Er war unfrei geworden. In dieser Stunde hatte er's gefühlt: er konnte Fräulein von Schytt nicht mehr unterrichten, sie war nicht mehr seine Schülerin, an der er nur rein künstlerisch Interesse nahm, sie war ihm als Weib zu mächtig geworden. Und abhängig durfte er sich nicht machen.

Hella preßte das Taschentuch zwischen den Händen. Sie sah ein: nun mußte geschieden sein. Was er gesagt hatte, würde er nicht wieder zurücknehmen. Und es trennte sie. Ein heißer Groll stieg in ihr auf. Von keinem Menschen hatte sie sich noch so behandeln lassen. Die Furcht vor ihm hatte sie zu einem Fleiß getrieben, den sie in den sieben Jahren, seit Beginn ihrer Ausbildung, nie gekannt hatte. Aber in den Geist der großen Aufgaben hatte erst Thomas Brandt sie eingeführt. Ihm verdankte sie alles, was sie jetzt konnte. Seine Sprunghaftigkeit, seinen Spott, seinen Jähzorn, seine überlegene Ironie hatte sie darum widerspruchslos über sich ergehen lassen, weil sie fühlte: er förderte sie mit Riesenschritten.

Das Taschentuch war ihren Händen entfallen. Er bemerkte es, hob es aber nicht auf. Sie verschränkte die Arme im Rücken. Langsam trat sie rückwärts, bis sie die Tür erreicht hatte. Sie schluckte, sie suchte nach Worten. Aber die Kehle tat ihr so weh, daß sie nicht sprechen konnte.

Angstvoll klammerte sich ihr Blick an ihn.

Er suchte in den Ecken, neben der Couchette, in den schmalen Fensternischen. Dabei brummte er ärgerlich, er stieß sich ans Schienbein. Aber er wich geflissentlich ihrem Blick aus.

Nun brach sie plötzlich in Lachen aus. Es war ein seltsames, stoßweises Lachen.

„Nun ja, Sie amüsieren sich. Es mag ja sehr komisch sein, wenn einer seinen Hut sucht. Zerstreuter, alter Musikprofessor. Sehr dankbare Operettenfigur. Aber ich könnte schwören ... Nun sagen Sie doch, Sie haben das Zeug irgendwie versteckt... Ich hab' doch Hut und Stock eigenhändig dahin gelegt, dahin, auf den Flügel!"

„Dahin! Auf den Flügel! Ja!" Sie wischte sich die Tränen aus den Augen. Stoßweise lachte sie dann wieder. „Aber — nicht in meinem Zimmer."

„Nicht in Ihrem?"

„Nein. Drüben. Im Eckzimmer."

Er fand es nun selbst komisch, machte aber ein abweisendes Gesicht. „Also werd' ich mir's von drüben holen."

„Aber so lass' ich Sie nicht hinaus."

„Ich habe Ihnen Stoff zu ungeheurer Heiterkeit gegeben. Bitte, was wollen Sie mehr?"

„Mitlachen sollen Sie."

„Ich lache nie."

Er setzte eine eisige Miene auf.

Aug' in Aug' standen sie. Er beherrschte sich noch ein paar Sekunden. In ihren Mundwinkeln saß der Schalk. Die Schelmengrübchen spielten. Aber so ein seltsam ängstlich bittender Ausdruck traf ihn dabei aus ihren Augen. Und nun lachte sie wieder — in viel tieferen Tönen, die so herzlich klangen — und es zwang ihn, mitzulachen.

„Na, nun haben Sie also Ihren Willen."

Sie lachte Tränen. Hin und her ging sie dabei und ahmte ihm nach, wie er suchte, brummte, stieß zornig mit dem Fuße auf: „Fahren Sie in die Sommerfrische! 'raus aus dem heißen Berlin! — Nun ja, Sie amüsieren sich. Zerstreuter, alter Musikprofessor! — Aber ich hab's doch dahin gelegt, dahin, auf den Flügel!"

Sie setzte sich lachend auf die Couchette, ganz ermattet. Er amüsierte sich über ihr großartiges Kopiertalent.

„Faustdick hinter den Ohren haben Sie's."

Sie wischte sich die Augen. „Haben Sie daran je gezweifelt?"

„Ja, Herrgott von Mannheim, dann müßten Sie doch auch so klug sein, endlich, endlich einzusehen, daß ich's gut mit Ihnen meine!"

„Das tu' ich ja auch, das weiß ich ja! Und ich bin Ihnen doch so dankbar!" Sie hob beide Arme empor, wie er vorhin. „Ja, Allvater, kann ich denn noch mehr sagen?"

„Hmhmhm. Seltsam." Er zeigte auf den Platz am Fenster. „Vorhin, wo ich dort stand, da hab' ich mir zugeschworen: es muß aus sein."

„Und ich hab' mir zugeschworen: ich halte ihn fest."

„Ihr Weiber seid ja solche Intriganten." Er lachte und hielt ihr die Hand hin. „Also wollen Sie's noch mal mit mir versuchen? Ich bin doch ein miserabler Kerl. Nicht? Schon als Bub war ich so. Die Jungens in der Schule in Konstantinopel wußten's. Die konnten mich reizen —! Und hernach immer der Trotz. Ach Gott, hab' ich darunter gelitten. Wissen Sie, so ein bißchen Vater und Mutter haben, so ab und zu mal bloß ein halbes Stündchen, um Keile zu kriegen über Vaters Knie, oder sich auszuweinen in Mutters Schoß, oder in ein Paar gute Augen zu gucken, ein warnendes Wort fürs Leben draußen zu hören, — das ist viel, viel Gnade vom Schicksal. — Nun aber Schluß. Morgen um fünf das Kerkerquintett. Adieu. — Wissen Sie was? Wenn Sie jetzt forsch wären, dann machten Sie einen Bummel mit."

„Einen Bummel? Ich?"

„Ich setze mich jetzt in eine Droschke und fahre zu Bruderleben. Ist Heinz, mein Schwarm, daheim, dann lad' ich ihn als Frachtstück auf den Taxameter und rolle mit ihm in die Kunstausstellung."

„Interessieren Sie sich denn auch für Bilder?"

„Aber sehr."

„Daß Sie Zeit dafür haben."

„Tag und Nacht bestehen doch aus nichts als Zeit. Axiom. Was?" Er sah flüchtig prüfend ihre Toilette an. „Ziehen Sie sich ein hübsches Ausgehkleidchen an und kommen Sie nach der Ausstellung. Heinz erklärt uns dann. Der ist darin ein halber Gelehrter. Er malt auch selber. Aber das ist nicht hübsch von ihm. Hernach frühstücken wir gemeinsam. Abgemacht?"

„Abgemacht!" sagte Hella und schlug in seine Hand ein.

„Bon. Dann rücken Sie aber endlich meinen Hut heraus, meine Gnädigste!"

Lachend, in voller Freundschaft, trennten sie sich.

⊠ ⊠ ⊠

Seit diesem seltsamen Ferientag fürchtete Hella ihren jähzornigen Meister nicht mehr.

Sie war das erste Weib, das tieferen Eindruck auf ihn ausgeübt hatte. Er sträubte sich dagegen, es sich einzugestehen. Die Sehnsucht, die ihn zuweilen jäh und überraschend ergriff — jede Regung bei ihm war plötzlich und unvorbereitet — suchte er durch beißenden Spott zu ersticken, Aber der Sieg blieb ihr dann doch. Ihre Macht war ihr Lachen. Ihr seltsam innerliches, tiefes Lachen entwaffnete ihn immer wieder — denn es steckte ein heimliches Schluchzen darin.

Früher hatte sie lediglich der künstlerische Ehrgeiz, der Egoismus, bewogen, sich seinen sprunghaften Launen zu fügen. Er hielt ihr künstlerisches Schicksal in der Hand. Aber nun hatte ihr Herz gesprochen. Und sein rührendes Mitleid mit seinem schwächlichen Bruder Heinz war's, das ihn ihrem Herzen noch näher brachte.

Dieser ungestüme, unausgeglichene Mensch, der wie der Sturmwind einherbrausen konnte, der so rücksichtslos draufgehen konnte, niederreißen, was ihm im Wege stand, wenn es galt, ein großes Werk durchzusetzen, — er hatte sie ahnen lassen, daß neben der Kunst ganz heimlich noch ein stilles, heiliges Feuer in seiner Brust brannte.

Seit dem Unglück, das Heinrich Brandt in San Franzisko miterlebt hatte, war er kränklich, energielos. Er war klug, in seiner Berufsarbeit sogar sehr scharfsinnig; augenblicklich hatte er als Regierungsbauführer schwere statische Berechnungen zu erledigen, deren Durcharbeitung ihm selbst Freude bereitete. Auch künstlerisch hatte er ein feines Urteil. Seine verständige Führung durch die Ausstellung war für

Hella geradezu ein Erlebnis. Aber in Rede und Bewegung war er sehr langsam. ‚Es ist, als ob ihm das Leben Mühe machte,‘ drückte Thomas es aus. Er war schmächtig, die Schultern hingen ihm stark herab, sein Kopf war immer nach vorn und etwas zur linken Seite geneigt. Er ermüdete rasch, der Schweiß brach ihm aus, und dann wollte ihm auch die Zunge nicht mehr so recht gehorchen. Das machte ihm in der praktischen Berufsarbeit den Verkehr sehr schwer.

Mit inniger Bewunderung blickte Heinz zu seinem „großen Bruder“ auf. Thomas sorgte für ihn, bestritt seinen Unterhalt in den Zeiten, wo Heinz diätarisch nicht beschäftigt war oder wenn er Urlaub nehmen und ein Heilbad aufsuchen mußte. Seit Ostern war Heinz dem Kultusministerium zugeteilt. Er wurde bei einem Kirchenbau an der Grenze von Moabit im äußersten Nordwesten beschäftigt. Dort hatte er sich auch einquartiert. Aber es war eine böse Proletariergegend. Er litt unter dem Lärm der Gassenkinder, und des Nachts, wo ihn die Schlaflosigkeit plagte, hörte er durch die dünngebauten Wände rohe Streitigkeiten, aus der Destille das Grammophon oder trunkenen Gesang.

„Ausziehen! Umziehen!“ entschied Thomas Brandt sofort. „Sehen Sie doch mal zu, Fräulein von Schytt, ob in Ihrer Pension noch ein Plätzchen frei ist. Aber nicht etwa in der entsetzlichen Jugendstil-Bude mit dem verstimmten Flügel. In der nähm' er sich das Leben.“

Tatsächlich kam der Plan zur Ausführung. Zwischen den Brüdern hatte es zuvor freilich noch einen richtigen Kampf gegeben. Als Heinz das Wort „Edelmut“ anwandte, ward Thomas fuchsteufelswild und verbat sich den Unsinn. „Du bist ein Kaffer, Heinz, mein Schwarm.“ Er hatte aber sichtlich eine geradezu närrische Freude daran, „Bruderleben“ so gut untergebracht zu wissen, gewissermaßen unter Fräulein von Schytts Fittichen.

Am ersten Sonntag im Juli fiel die Probe aus. Das Theater war für eine Kongreßsitzung verpachtet. Da erschien der Kapellmeister wieder in aller Herrgottsfrühe am Steinplatz und „sah nach dem Rechten“, d. h. er stellte alles auf den Kopf.

„Teuerste Frau Rumpold, Institut ersten Ranges,“ sagte er zu der dicken Kastellanswitwe, indem er sie väterlich umarmte, „die Berliner Hausfrauen sind die vorgeschrittensten Ladies der Welt, sie haben Intelligenz, auch gute Butter aus Holstein, — aber einen entsetzlichen Kaffee. Ist Ihnen das nicht auch schon aufgefallen? Wissen Sie, wie wir diesem Nationalübel abhelfen? Heinz, mein Schwarm, kriegt Kaffeechokolata! Kommen Sie mit in die Küche, ich hab' das in Italien gelernt. Schmeckt großartig.“

Er war der reine Wirbelwind in der Pension. Die beiden Amerikanerinnen, die ihn schon im Theater angeschwärmt hatten, erfüllten die ganze Etage mit ihrem Geschwatze und Gekicher.

„Ein zu netter Herr,“ sagte Frau Rumpold und puffte Fräulein von Schytt im Vorübergehen vertraulich blinzelnd mit dem Ellbogen an. Und dann erzählte sie von ihrer Nichte Gisela, die in Bad Elgersburg für den Sommer engagiert war. „Der Direktor war selbst einmal hier. O, der interessiert sich auch mächtig für meine Gisela.“

Das sinnlose „auch“ hätte Hella den ganzen Tag verderben können.

Natürlich wurde im Verlauf des Vormittags geübt — und Thomas Brandt zeigte sich von der besten Seite. Er sprühte, er ging völlig in der Sache auf.

Der Regierungsbauführer saß still in einer Ecke und hörte andächtig zu.

Sie hatten die Partie der Santuzzu vorgenommen. Die oft gehörte Musik gewann durch die intensive Durcharbeitung an musikalischer Kraft und dramatischer Wahrheit. An sonst trivialen Stellen des Duetts „Nein, nein, Turiddu, Du kannst mich nicht treulos verlassen!“ erzielte Hella überraschend starke, tiefe Wirkungen.

„Heinz, mein Schwarm, Du weinst ja?“ sagte Thomas Brandt plötzlich. Als der sich verlegen abwandte, verstand er erst. „Was, Hella Schytt, Sie junge Primadonna ohnegleichen, das ist ein Erfolg?“ Lachend ging er durchs Zimmer und klopfte dem Bruder auf die Schulter. „Na, weene man nich, weene man nich! So sagen doch die Berliner, wie? Du, die ganze Geschichte ist ja gar nicht wahr. Sie hat ja gar keinen Turiddu. — Oder etwa doch? — Beichte ablegen. — Du, Bruderleben, und hernach

gehn wir hin und bringen den Kerl um. Also — wer ist es?"

Hella stand schon wieder über der Sache. Aber sie war glücklich darüber, daß sie die Stimmung so gut getroffen hatte. „Santuzzas und Gretchen und Kätchen gibt's heutzutage nicht mehr. Die Frauen sind stolz geworden."

Er brach das Thema rasch ab. „Wissen Sie übrigens, daß der Direktor jetzt schon die dritte Absage für die Elite-Abende gehabt hat? Wie ein Verhängnis war's."

„Wer singt das ‚Evchen'?"

„Raten Sie. Es ist zum Haarausraufen. Die Rennsch-Burger. Die ist jetzt gegen zweitausend Jahre alt. Gut konservierte Eva, was? Noch von vor dem alleraller-ersten Sündenfall."

„Und die soll dann auch die Elsa singen?"

„Ich hab' dem Direktor gestern noch einmal ein Briefchen geschrieben. Er ist nach München gefahren. Vielleicht gibt er Ihnen die Elsa doch noch. Es würde mich sehr freuen."

Hella atmete tief auf. „Nein — ich will mich lieber noch nicht freuen. Es wäre ja zu wunder-, wunder-, wunderschön."

„Bloß einen andern Lohengrin gönnt' ich Ihnen."

„Hoppinger singt ihn?"

Der Kapellmeister zuckte die Achsel. „Wenn Sie das singen nennen."

„O weh."

Es war ausgemacht, daß Thomas Brandt heute in der Pension mitspeiste. Die Amerikanerinnen freuten sich darüber schon seit dem Frühstück. Er war aber nicht imstande, die ganze Zeit still hier abzusitzen. Die seltene Freiheit wollte er zu einem tüchtigen Marsch durch den Grunewald benutzen. Er hoffte, Fräulein von Schytt würde ihn begleiten. Aber sie wagte es wegen der Damen aus der Pension nicht. Übrigens erwartete sie auch um zwölf Uhr das Ehepaar Wentura.

„Dann natürlich," sagte Thomas Brandt kurz. „Also geh' ich allein. Kinder, aber bestellt mir ja Wenturas Leibgerichte bei dem Institut ersten Ranges: Leberknödel mit Sauerkraut, Dampfnudeln und Kalbshaxen!" Er schüttelte sich. „Leberknödel und Sauerkraut! Kinder, einmal in meinem Leben hab' ich ihn das Zeug vertilgen sehn! Es waren gigantische Berge. Der Gaurisankar ist ein Maulwurfshügel dagegen. Aber er hat sie bezwungen. Er ist ein Heros. Grüßt mir den Heros, Kinder."

Hella stand hernach auf dem Balkon und sah ihm nach. Es tat ihr zu leid, daß sie nicht mit ihm gegangen war.

Eigentlich war er gerade so einsam wie sie. Er hatte nur sein „Sorgenkind": Bruder Heinz. Sonst stand er mutterseelenallein in der Welt. Immer wieder ging ihr nach, was er in seiner burschikos herauspolternden Art neulich über sein Verlassenheitsgefühl als Knabe, als Schüler gesagt hatte: diese Kindersehnsucht nach Vater und Mutter.

... Soeben wandte sich Thomas Brandt um ...

Sie hatte im Nu ihr Taschentuch in der Hand und winkte, winkte, winkte ihm.

Aber er schien nicht herzusehen, sein Blick schweifte irgendwohin in die Weite.

Nun war sie recht niedergeschlagen.

Mit einem Buch setzte sie sich auf den Balkon unter der grau- und blaugestreiften Markise in den Schaukelstuhl. Sie hörte nach einiger Zeit ein Pochen, achtete aber nicht darauf.

Plötzlich fuhr sie erschrocken empor.

In ihrem Schlafzimmer stand ein Herr.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich versuchte mich bemerkbar zu machen, aber der Straßenlärm ..."

„Was ist denn geschehen, Herr Brandt? Sie sehen ja ganz verändert aus."

Der Regierungsbaumeister hatte gar nicht die Kraft, bis zum Salon zurückzugehen. Er mußte sich hier am Fußende des Betts auf einen Hocker niederlassen. In der Hand hielt er die Morgenzeitung, die er Hella zureichte. „Lesen Sie bloß. Das ist ja furchtbar."

Nach der Miene des jungen Menschen riet sie mindestens auf eine ähnliche Katastrophe wie die von San Franzisko.

„Mottl kommt her!" sagte der Regierungsbaumeister mit fast erlöschender Stimme.

Nun suchte sie die Theaternachrichten unterm Strich ab. In gesperrter Druckschrift ein paar Zeilen, wie sensationelle Meldungen aus dem Kunstleben gewöhnlich angezeigt werden. Ein Telegramm aus München. „Wie jetzt bestimmt verlautet, wird Generalmusikdirektor Felix

Mottl Dirigent der drei Festspielabende in der Krollschen Sommeroper. Der Vertrag ist soeben bei persönlicher Anwesenheit des Direktors unterzeichnet worden. Erste Kräfte aus ganz Deutschland wirken als Gäste mit. Für das Berliner Musikleben bedeutet Mottls Erscheinen als Wagnerdirigent eine Sensation ersten Ranges."

Auch Hella setzte sich sofort auf den nächsten Stuhl. Sie fühlte ein Zittern in den Knien. „Und — Thomas?"

„Ja — Thomas! All seine Arbeit, seine Freude . . . Das ist ein schwerer Schlag für ihn!"

Hella faßte es gar nicht. Thomas Brandt hatte bei jeder Neueinstudierung ein vollgerütteltes Maß von Lob in sämtlichen Tageszeitungen bekommen: man merke heuer die geniale Hand eines ersten Meisters am Dirigentenpult.

Und nun schob man ihn zur Seite. Ja — durfte man denn das? Das hieß ja geradezu: seinen heiß erworbenen Ruhm vernichten!

Sie saßen noch verstört, verzagt beisammen, als das Mädchen Besuch meldete: das Ehepaar Wentura.

Lärmend stürmten die beiden kurzen, dicken Leute herein.

„Ist das nicht unerhört? Das ist eine Infamie!" rief der ehemalige Bassist.

„Man müßt' zu allen Herren von der Press' gehen," sagte die kleine Frau mit dem Cäsarenkopf aufgebracht, „und müßt' ihnen die Sach' vorstellen. Beim Theater da gibt's halt keine Treu und keinen Glauben nicht mehr. Jessas nein, ich bin so erregt. Gehn S', Liebling, schauen S', daß ich ein G'spritztes krieg'. Die Zung' klebt mir am Gaumen. A so eine Wut hab' ich."

Hella lief sofort zur Tür, noch ganz benommen.

„Kommen S', gehen S', bleiben S' doch da. Der junge Herr ist schon so gut. Gelt, Sie sind so gut?"

„Nein, Herr Brandt, Sie sollen nicht. Bleiben Sie sitzen. Ich hab' ja geklingelt. Bitte."

Sie schob Wenturas in ihren Salon hinein. Rasch kehrte sie dann zu dem Regierungsbauführer zurück und nahm seine eiskalte Hand. „Bleiben Sie ruhig hier. Bitte. Ja? Das Toben ist ja gräßlich. Und so nutzlos. Halt, bitte, setzen Sie sich da in den Schaukelstuhl. Da ist Sonne. Bitte. Aber so seien Sie doch vernünftig. Wollen Sie krank werden? Damit Ihr Bruder auch noch den Kummer um Sie hat?"

Er lächelte ihr wehmütig zu. „Wie gut Sie sind. Recht haben Sie. Ach, könnt' man ihm doch beistehen." Willig ließ er sich von ihr nach dem Balkon ziehen und nahm dort im Schaukelstuhl Platz. Sie breitete ihm die Decke über die Knie und ging dann rasch zu ihren Gästen, die Tür hinter sich ins Schloß ziehend.

„Es ist sein Bruder," sagte sie halblaut. „Den hat's natürlich auch furchtbar getroffen. Er hängt ja so an ihm."

„Ach — Heinz, mein Schwarm, — der ist's?" rief Wentura. „Hören Sie, der sieht aber stark nach letzter Ölung aus."

„Um Gottes willen!" entfuhr es Hella. Angstvoll blickte sie nach der Tür. Sie schloß dann auch noch die beiden Fenster.

Wentura war darüber unterrichtet, mit welchen Beträgen Brandt seinen Bruder monatlich unterstützte. Er kannte den Theaterkassierer, der es ihm erzählt hatte. „Die elende Kabuse vom Thomas sollten Sie sehen. In der Karlstraße. Da wohnt mein Barbier besser. Und Heinz, mein Schwarm, wird hier in Watte gewickelt."

„Er ist doch leidend."

Hella war die Gesellschaft der Wenturas heute unerträglich. Mit halbem Ohr lauschte sie immer nach nebenan. Sie erzählten beide allerlei Zwischenfälle aus ihrem Bühnenleben, wo auch sie durch verwickelte Intrigen um den ehrlich verdienten Lorbeer gebracht worden waren.

Ohne angeklopft zu haben stürmte plötzlich der Kapellmeister herein. Man hatte ihm draußen gesagt, daß Wenturas schon da seien.

„Bruderleben nicht hier?" fragte er halblaut.

Mit ausgebreiteten Armen gingen Wenturas auf ihn zu. „Mein teuerster Freund!" — „Welch tragische Fügung!"

„Still! Mund halten! Keinen Mucks!" Er hielt das zerknitterte Zeitungsblatt in der Hand. „Also Ihr wißt. Gut. Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich bin so bäurisch hereingestolpert . . ."

Sie stand mit ineinandergeschlungenen

Händen, mit aufeinandergepreßten Lippen da. Voller Angst um ihn. Aber in Worte fassen, gar in so hochtönende wie die Wenturas, konnte sie ihr Mitempfinden nicht. Er sah sie eine Sekunde lang todtraurig an. Sie hätte nun aufschreien mögen. Ganz verstört war er, sein Blick glanzlos. Alt sah er aus.

„Erst ein bissel Ruhe!" flüsterte er. Er griff sich in den Halskragen und schluckte. „Weiß der Geier, wie das unterwegs so über mich gekommen ist. Ich sah einen mit der Zeitung gehn — und da packt mich's plötzlich. Die Angst, die Gewißheit: 's ist was geschehn! — Aber kein Verkaufsstand offen — ich lauf' dem Fremden nach . . . ‚Sie verzeihen, ich krieg' plötzlich so eine Ahnung — da in dem Blatt steht was, das ich wissen muß — ist Ihnen die Zeitung feil? . . .' Erst will er grob werden, dann lacht er — und dann schenkt er mir's. Ich nehm's auch und lese. Und da steht's. Wie eine Ahnung also. Jetzt weiß es alle Welt. Am Pranger steh' ich. Der Thomas Brandt ist ein Ignorant. Weg mit ihm. Ein anderer muß her."

„Aber Meister — Meister!"

Zornfunkelnd sah er das Ehepaar an. „Nennt mich nicht so. Das ist Phrase. Ein Pfuscher bin ich. Und das wißt Ihr auch. Ihr denkt's Euch wenigstens." Da sie noch etwas erwidern wollten, stampfte er mit dem Fuße auf. „Aber das ist's ja gar nicht. Deshalb bin ich nicht eigentlich ... Still' mal! . . . Kinder, tut mir eine Liebe an. Wollt Ihr?"

„Was denn?"

„Sie auch, Fräulein von Schytt. Ja?"

Stumm nickte sie.

„Bruderleben braucht nicht zu wissen — still' doch! — ich meine, er liest's ja, natürlich, aber er braucht nicht zu wissen, wie man das so auffassen wird. Versteht Ihr? Draußen, meine ich. Wentura, um Gotteswillen keine Entrüstung. Sind wir einig? Hand her. — So. Rütlibund. — Sie können mir auch Ihre Patschhand geben, gnädiges Fräulein. Oder bin ich's Ihnen nicht mehr wert?"

Sie nahm seine Hand und sah ihm ins Auge. „Jetzt sind Sie mir viel, viel mehr wert als vorher," stieß sie aus, atemlos, und wunderte sich selbst über ihren Mut, dies zu sagen.

Lange hielt er ihren Blick aus.

„Heinz war bei mir," sagte sie dann leise. „Er wußte schon alles. Gehen Sie zu ihm." Sie öffnete die Tür.

Er suchte krampfhaft wieder zu Humor zu kommen. „Heinz, mein Schwarm, Du Tausendsassa, was, Dich lassen sie hier schon ins Aller-Allerheiligste?! Du Strolch! Junge, was sagst Du zu den Botokuden am Königsplatz? Hast Du gelesen? Ich hab' mich ja so amüsiert."

„Wirst Du nun — kündigen?"

„Kündigen? Ich? Die gekränkte Leberwurscht spielen? Kein Bein. Faulenzen werd' ich mal ein paar Abende. Vielleicht guck' ich ihm auch noch was ab, dem Felix. — Na, und Du hast hier Sonne gekneipt? — Kinder, wie steht's mit dem Essen? Ich hab' einen Bärenhunger. Und die Frau Rumpold, das Institut ersten Ranges, soll ein paar Flaschen Sekt aufstellen. Der ganze Hof ist feierlich geladen. Komm, Bruderleben."

⌘ ⌘ ⌘

Mehrere Tage lang blieben die in der Pension Rumpold ohne jede Nachricht vom Kapellmeister. Die Ensemblestunden in der Karlstraße waren durch Forschner abgesagt. Hella ließ ihren Pensionsgenossen Heinz nicht merken, daß ihr das Schweigen seines Bruders unheimlich war.

In die „Elitevorstellungen" ging sie nicht. Sie brachte es nicht übers Herz, an der Stelle, an der Thomas Brandt hätte stehen sollen, einen anderen zu sehen.

Die Zeitungen feierten den berühmten Dirigenten und die andern Gäste ebenso enthusiastisch wie das Publikum sie feierte. Nur Frau Rennsch-Burger hatte einen deutlichen Abfall zu verzeichnen.

Als Freitag früh noch immer kein Lebenszeichen von Thomas Brandt da war, schrieb Hella an Forschner. Er möchte sie doch telephonisch anrufen, bat sie, ihr sagen, wann, wie und wo er den Kapellmeister zuletzt gesehen habe. Bis zum Abend wartete sie voller Ungeduld. Es war recht häßliches Wetter geworden, regnerisch, stürmisch, eine Viertelstunde lang waren Graupeln gefallen, die Temperatur war rasch gesunken. Es war so ungemütlich, daß alle Pensionäre früh zu Bett gingen. Noch vor zehn Uhr herrschte in der ganzen Pension nächtliche Stille, während draußen

der Wind heulte, die Markisen klappern und flattern machte und der Regen an die Fensterscheiben klatschte.

Hella war beim Haarschamponieren, als sie's draußen klingeln hörte. Ein zweites, ein drittes Mal. Endlich kam eins der Mädchen den langen Korridor entlang.

Sie schlug ein Handtuch über das noch triefende Haar und lauschte. Eine Depesche schien draußen abgegeben worden zu sein.

Das Mädchen klopfte an ihre Schlafzimmertür. „Gnä' Fräulein! Ein Telegramm. Soll der Bote warten?"

Sie öffnete die Tür, nahm die Depesche und riß sie mit zitternden Händen auf. Brachte sie Nachricht von Thomas Brandt? Ein gelbes Formular fiel heraus. Für die Rückantwort.

„Sind Sie bereit, morgen Sonnabend Elsa singen. Sofortige Zusage nötig wegen Zeitungsnotiz. Probe vormittags zehn Uhr. Direktion Sommeroper."

„Ob der Bote gleich Antwort mitnehmen soll? Das kostet zehn Pfennige, gnä' Fräulein."

Sie war wie betäubt, wie trunken. Glück, Jubel und Angst zitterten in ihr.

Das Mädchen mußte hereinkommen, ihr Schreibzeug bringen. Im Zugwind — denn im Nebenzimmer stand ein Fenster auf, und der Depeschenbote wartete in der offenen Flurtür — schlugen ein paar Türen, irgendwo klirrte Glas.

„Scherben!" sagte Hella halblaut.

Gleichzeitig bereute sie's. Sie war ja nicht abergläubisch, aber es fiel ihr doch unangenehm auf, daß dies das erste Wort war seit der Nachricht, die ihr Leben so ganz und gar umgestalten sollte.

Endlich war ihre Zusage zu Papier gebracht, war der Depeschenbote entlassen.

Sie fror. Jetzt erst entsann sie sich, daß ihr Kopf noch naß war.

‚Ich werde mich doch nicht erkältet haben? — Lieber Gott, ach lieber Gott, ach bitte, bitte, bitte . . . Ich muß morgen bei Stimme sein, ich muß!'

Sie bearbeitete ihr Haar, die Kopfhaut. Dabei ward ihr warm. Dann holte sie vom Flügel den Klavierauszug des „Lohengrin", huschte ins Bett, drehte das elektrische Lämpchen auf dem Nachttisch an und legte den Notenband und die Depesche vor sich auf die Bettdecke.

Morgen ihr erstes Auftreten!

Sie dachte an jenes erste Konzert im Bechsteinsaal, wo sie zwischen den Quartetten des Konzertgebers, eines Organisten aus Kolberg, Lieder im Manuskript gesungen hatte. Ihre Aufregung zuvor, ihr unermüdlicher Fleiß von früh bis spät — und hinterher das Totschweigen der ganzen Veranstaltung in der Presse!

Das Theater war schon seit Montag ausverkauft. Die Amerikanerinnen hatten nur noch Stehplätze bekommen. Ein großer Abend also. Telramund und Ortrud erste Kräfte von internationalem Ruf. Auch der König, der Heerrufer, vorzügliche Namen. Wie Hoppinger sich abfinden würde, das war ja fraglich. Aber der Chor, das Orchester . . .

Da fiel ihr erst Thomas Brandt wieder ein.

Ohne seine treue Vorarbeit hätten diese „Elite-Abende" ja überhaupt nicht stattfinden können. Er hatte das Orchester erst auf diese Höhe gebracht, daß ein Meister wie Mottl etwas damit anfangen konnte.

Erwartete er vielleicht insgeheim, daß sie verzichtete?

Sie vertiefte sich in den Klavierauszug. Wohl eine Stunde las sie so. Die Szenen klangen in ihrem Ohr. Sie konnte auch die Augen schließen, brauchte die Noten gar nicht anzusehen und hörte doch jeden Akkord: das sphärenhaft klingende Gralsmotiv, leise, leise, wie in der Verzückung...

Plötzlich schreckte sie empor.

Sie hatte geschlafen. Der Notenband war zur Erde gefallen. Durch das Balkonfenster fiel schon das volle Tageslicht herein. Sie sah nach der Uhr. Fünf vorbei.

Nun erhob sie sich und begann mit der Toilette.

Gleich nach sechs Uhr wurden die Zeitungen ausgetragen. Ob wirklich schon ihr Name darin genannt war?

Sie mußte sich wieder niederlegen. Am ganzen Körper war sie wie zerschlagen. ‚Sicher hab' ich mich erkältet!' sagte sie zu sich. Und mit diesem schmerzlichen Gedanken schlief sie wieder ein.

Um acht Uhr kam eine der Amerikanerinnen, noch im tiefsten Negligé, über den Gang herübergeflitzt, pochte hastig an und trat ein. Sie brachte die Zeitung mit. Ob es wahr sei, was hier stünde. Und mit

dem rollenden R las sie gewichtig vor: „Die Partie der Elsa liegt in den Händen des Fräulein Hella von Schytt, die trotz ihrer Jugend als Konzertsängerin schon sehr bedeutende Erfolge aufzuweisen hatte und die nun nach langem und gründlichem Studium bei Frau Materna und andern ersten Gesangsmeistern an diesem interessanten Abend ihren Übertritt zur Bühne vollziehen will."

Nun glaubte es Hella erst selbst.

... Kurz vor zehn Uhr wurde sie auf der Bühne von Doktor Harrach, dem Regisseur, mit den übrigen Sängern und Sängerinnen bekannt gemacht.

Dabei erfuhr sie, daß ihr Einspringen allerdings die letzte Rettung für das Zustandekommen der Vorstellung bildete. Die Sopranistin des ständigen Ensembles war total heiser geworden, Frau Rennsch-Burger war nach ihrem Abfall als Evchen sofort nach der Schweiz abgereist, und die sonst noch erreichbare Vertreterin des Fachs hatte gestern abend aus Helgoland gekabelt, daß sie des Sturms, der Seekrankheit wegen sich nicht entschließen könne, die Überfahrt anzutreten.

In dem kleinen „Konversationszimmer" traf sie endlich Thomas Brandt in eifrigem Gespräch mit einem Herrn, den sie nach den Bildern in den Journalen sofort als den berühmten Generalmusikdirektor erkannte. Der Gast schien noch immer Bedenken zu haben, aber Thomas Brandt versuchte sie ihm auszureden. Es handelte sich um die Debutantin — um sie.

Nun bekam sie auch ein paar freundliche Worte von dem Fremden für ihren mutigen Entschluß zu hören. Thomas Brandt nickte ihr flüchtig und leutselig zu. Er behielt dabei die Hände in den Taschen seines Jacketts und rauchte seine Zigarette ruhig weiter. (Es war „bei Todesstrafe" verboten, hier zu rauchen.)

„Also: Ruhe und Stimmung, gnädiges Fräulein!" sagte er, als der Gast sie allein gelassen hatte, im Begriff, ihm gleich zu folgen.

Sie hüstelte. „Ich werde total heiser sein heute abend."

Sofort warf er seine Zigarette im Bogen davon. „Lampenfieber." Er kam nun zurück, nahm ihre Finger und strich liebkosend darüber. „Kalte Patschen hat sie auch. Natürlich haben Sie auch nichts gefrühstückt, was?"

Sie gab es zu. „Ich hab' nichts hinuntergebracht."

„Nach dem ersten Auftreten kommen Sie hierher. Dann gibt's was Warmes. Wollen Sie Tee?"

„Ach — lieber Herr Brandt — Sie sind so besorgt um mich — und sind doch selber ..."

„Ja, ja, ja, weiß schon. Ich bin ein Heros. Edelmütiger Heros mit Klappen." Er lachte sie herzlich aus, es lag auch nicht die Spur von Verstellung darin. „Nun will ich Ihnen mal was sagen, Sie lieber kleiner Kindskopf. Natürlich hab' ich mich gesuchtet. Schwer gesuchtet. Und die paar Tage hab' ich gebraucht, um mich auszutrotzen und auszuschmollen. Um einzusehn, daß ich neulich ein eitler Geck war."

„Es war nicht Eitelkeit bei Ihnen. Es ist Ehrgeiz."

„Das Werk voran, Hella Schytt. Nicht wahr? Und das vermittelt bei uns nicht einer. Alle haben teil. Jeder an der Stelle, an der er steht. Der Paukenschläger ist nicht unwichtiger als der Telramund. So ist auch meine Arbeit nicht verloren. — Wie hat Ihnen der ‚Fidelio' am Mittwoch gefallen?"

„Ich war nicht da."

„Das haben Sie sich entgehen lassen?"

„Ich war zu böse. Ich hätte gar keinen Genuß gehabt."

„Liebes gnädiges Fräulein, ich hab' einen sehr großen Genuß gehabt. Hinten hab' ich im Zuschauerraum still in einer Ecke gesessen und hab' mir dabei gewünscht: wenn Du in zwanzig Jahren doch auch so weit wärst wie der, der heut am Pult da vorn steht."

„Das sagen Sie jetzt nur, um — um — um sich mit Gewalt zu verkleinern. Und das leid' ich nicht."

„So, das leiden Sie nicht? Ach, der Weg zur Kunst ist steil. Und es ist doch schließlich schön, daß sich einer in meinen Jahren sagen kann: Du hast noch eine Höhe vor Dir."

Er hielt ihre beiden Hände fest. Glückselig sah sie ihn an. Daß er sich so überwunden hatte, das war ihr fast ebensoviel wert wie ihr Auftreten.

Sie wurden gestört. Im Gespräch kamen



Der Apostel Paulus.

Flügelbild vom Altargemälde „Golgatha" von Lovis Corinth.

ein paar der Solisten ins Konversationszimmer. Ein elektrisches Klingelzeichen gab gerade den Beginn des Vorspiels an. Thomas Brandt wollte es nicht versäumen und ging.

Zwischen den Darstellern wurden Bayreuther Erinnerungen ausgetauscht. Hella blätterte nervös in ihrem Klavierauszug. Sie hörte kaum, was in ihrer Umgebung gesprochen wurde. Der Kammersänger Hoppinger hatte nur ein einziges Mal in Bayreuth gesungen, erzählte aber viel davon, auch von seiner Freundschaft mit dem „Meister". Jetzt sei ihm Bayreuth recht verleidet, es sei eben nicht mehr das alte. Schon öfters habe man ihn bestürmt, doch wieder einmal dort zu singen, aber es widerstrebe ihm.

„Das lügst Du in Deinen Hals," brummte Telramund dem König Heinrich zu. Beide lachten verstohlen und begannen ein Gespräch mit dem Heerrufer und der Ortrud.

Der kahlköpfige Riese hatte die Novize ins Auge gefaßt, die am Fenster stand. Er schob seine Austernschluckerlippe schmunzelnd vor und trat dicht vor Hella hin. Die Hände hielt er auf dem Rücken. Indem er sich auf den Fußspitzen auf- und niederwippte, ihr so nah, daß sein Körper sie berührte, sagte er halblaut und vertraulich: „Kennen wir uns nicht von Bayreuth her, wie? Waren wir damals nicht Blumenmaid in Klingsors Zaubergarten? Was?"

Da er sie um zwei Köpfe überragte, war sie gezwungen, sich hintenüberzubeugen. Sie wußte sich kaum zu retten. Sein Atem war ihr unangenehm. Der Mann mochte in den Fünfzigern stehen. Er sah verlebt aus. Aber ein faunischer Ausdruck stand auf seinen Lippen. Das glattrasierte dicke Gesicht mit dem breiten Unterkinn näherte sich ihr immer mehr.

„Ich war noch niemals in Bayreuth!" stieß sie aus, beinah sich windend vor Unbehagen.

„Racker. Schlechtes Gedächtnis? Haben wir nicht im ‚Schwanen' den netten Abend gehabt?" Er wollte ihr Ohrläppchen erfassen. „Das hübsche Lärvchen vergißt man doch nicht?"

Die andern waren aufmerksam geworden. „Kinder, Geduld, Ihr seid's ja im zweiten Akt — ‚zum erstenmal allein'!" rief die Ortrud in gemütlichem Münchnerisch herüber. Die Herren lachten.

Hella entwand sich dem Riesen. „Was — wollen Sie — ?!"

Ein scharfes Klingelzeichen. Die Herren wandten sich sofort der Tür zu.

„Seid's stad!" sagte die Münchnerin. „Er nimmt das Vorspiel ja doch ein zweites Mal. Elfeinhalb Minuten braucht der Mottl."

„Der Nicodé bei uns in Dresden hat neulich dreizehn gebraucht," sagte der Heerrufer.

„Da seid's alle eing'schlafen, was?"

Lachend schritten sie zur Bühne. Die Grafen und Edeln, das Volk und die Reisigen standen schon. Ein seltsames Durcheinander von Choristen in billigen Sommeranzügen oder Regenmänteln.

Der Inspizient, den Hella schon vom Vorsingen her kannte, wies ihr den Platz ganz im Hintergrunde an.

Da bekam sie noch einen Händedruck. In der Kulisse stand Thomas Brandt.

„Jetzt hat das Kind ja plötzlich heiße Patschen und rote Backen? Was ist denn geschehen?"

„Dieser — Mensch!" stieß sie fast weinend aus, dem auf der andern Seite der Bühne wartenden Riesen einen verzweifelten Blick zuwerfend. Sie griff nach der Kehle.

„Vorhang!" rief der Regisseur vorn halblaut.

Nun hörte man die Trompeten den Königsruf blasen.

Eine qualvoll lange, furchtbar anstrengende Probe für die Novize, die noch nicht die Routine besaß, nur zu markieren. Sie wollte auch vor Mottl und dem Direktor gleich ihr ganzes Können entfalten.

In der ersten Pause riet ihr Thomas Brandt, sich mehr zu schonen. „Jetzt gilt es nicht — heut abend gilt's." Fröhlich flüsterte er ihr zu: „Wissen Sie, von wem ich eben ein Telegramm bekommen hab'? Von meinem Herrn Intendanten. Jawohl, von Seiner Exzellenz."

„Baron Ryberg?"

Er nickte. „Kommt eigens von Heiligendamm herüber, um Fräulein von Schytt kennen zu lernen."

„Ach, und ich bin — so unglücklich."

„Es geht ja ganz gut."

„Neulich hätten Sie mich gelyncht, wenn ich nicht besser gesungen hätte. Ich fühl's, irgendeine Erkältung ist da, ich bin nicht bei Stimme. Und jetzt auch nicht bei Stimmung. Daß ich gleich — so Häßliches hab' hören müssen."

Er war schon vorhin ihrem Blick gefolgt und wußte sofort: es handelte sich um irgendeine Flegelei von Hoppinger. Der war dafür bekannt.

„Mädel — Sie werden doch nicht weinen!" rief er entsetzt.

„Zum erstenmal sieht er mich. — Wann hätte je ein Mann so etwas gewagt!"

Nun stampfte er mit dem Fuße auf. „Höhere Tochter! Teufel noch eins, lassen Sie den Unsinn! Das sind Insekten! Die scheucht man weg!"

Sie nickte, erschrocken über seinen Zorn. „Ja, ja." Noch ein paarmal schluckte sie, dann sagte sie: „Ich will tapfer sein."

Zu Beginn der Liebesszene empfand sie vor dem dicken, großen, schwer atmenden Heldentenor geradezu einen physischen Ekel. Jede Berührung war ihr lästig. Aber allmählich vergaß sie der Person völlig. Das Feuer des Spiels packte sie.

„Gut! Sehr gut!" sagte Wentura, der auch gekommen war. „Anfangs ein bissel zu steif. Aber abends wird es schon werden."

Seine Frau sprach nur über die Ortrud. Das sei nun die „berühmte" Heroine! Sie trällerte ein paar Figuren aus der großen Götteranrufung, die ihrer Meinung nach von der Gastin völlig vergriffen worden war.

„Lassen Sie mir die Schytt jetzt in Ruhe!" zankte Thomas Brandt, „'runter von den Brettern, wer hier nichts zu suchen hat!"

Um halb drei Uhr wurde die Probe aufgehoben. Der Dirigent dankte mit herzlichen Worten, das Orchester brachte ihm einen Tusch.

Hella mußte noch in die Garderobe, ihres Kostüms wegen. Sie teilte den Raum, der in der ersten Etage lag, mit der Münchnerin.

Als sie mit der Anprobe fertig war — was nicht saß, sollte mit heißer Nadel bis zum Abend geändert werden — gab es lauten Meinungswechsel vor der Tür.

Die Garderobiere kam nach einer Weile und sagte empört: „Das ist jetzt das dritte Mal, daß ich mit meinen Damen umziehen muß. Also heute abend, gnä' Fräulein, haben Sie die Garderobe im obern Stockwerk. Nummer vier. Der Herr Kammersänger erhebt Anspruch. Drüben war's ihm zu eng. Droben ist's ihm jetzt wieder zu zugig. Er ist ja so anfällig und launisch und verweichlicht. Das will ein Mann sein. Schöner Kavalier. Den Damen die Garderobe wegnehmen . . ."

Hella teilte die Entrüstung nicht. Jetzt nur rasch nach Hause, essen, sich hinlegen. Vielleicht gurgelte sie — sie fühlte eine Rauheit in der Kehle. Das war nicht Lampenfieber, das war eine richtige Erkältung.

In der Pension war alles um sie besorgt. Aber auch gequält wurde sie. Frau Rumpold wollte durchaus zu heute abend noch ein Billett haben. Sie zeigte ihre gutentwickelten Hände. „Ich kann klatschen!" sagte sie stolz und gab eine Probe. „Es braucht nur eines anzufangen, als Leithammel, gleich fallen die andern ein." Sie wußte es vom Auftreten ihrer Nichte in Freienwalde her.

. . . Nun war endlich die große Stunde da. Als der eiserne Vorhang zur Seite ging, hörte man das Rauschen aus dem Zuschauerraum. Das ganze Haus ausverkauft. Hella war vom Friseur geschminkt worden; die blonde Lockenperücke drückte sie. Sie ließ aber alles über sich ergehen. Die Garderobiere hängte ihr den Abendmantel über ihr Elsakostüm. Sie stieg unsicher die schmalen, eisernen Treppen zum Bühnenhaus hinab.

Gerade öffnete sich die Tür des Zimmers, in dem sie mittags anprobiert hatte. Eine hohe, strahlende, festlich geschmückte Gestalt erschien: Hoppinger-Lohengrin.

Verdutzt blieb sie stehen.

Der Riese sah um zwanzig Jahre jünger aus. Der schöne, blonde Vollbart verdeckte die fleischigen Wangen. Vom Unterkinn war nichts zu entdecken. Die sonst matten Augen wirkten durch die feinen, schwarzen Striche an den Wimpern und Lidern feurig und jung.

„Na — Blumenmaid?" sagte er wohlgefällig.

Sie schritt hastig weiter, stolperte aber unten über eine der Querleisten, die die Versatzstücke verbinden.

Mit einer Gewandtheit, die sie ihm nicht zugetraut hätte, war er bei ihr und half ihr auf.

„Und Du bist's doch!" sagte er, sie noch einen Augenblick festhaltend. „Warte! Versteckens spielen!"

Sie sprach kein Wort, sah ihn nur durchbohrend an.

Da tauchte Thomas Brandt auf im Gespräch mit dem Chordirigenten, und er gab sie frei.

„Was will der versilberte Kachelofen?" fragte der Kapellmeister trocken.

Der Chordirigent wandte sich prustend vor Lachen ab; aber Hoppinger-Lohengrin reckte sich und schritt hoheitsvoll an der Gruppe vorbei.

„Der kriegt heut sicher noch eine Watschen!" meinte Thomas Brandt lustig und entließ den Chordirigenten. Er freute sich über Hellas Aussehen. Im Licht einer Kulissenlampe mußte sie den Abendmantel abnehmen. Er sah sie strahlenden Auges an. „Elsa — mein Weib!" sang er dann voller Übermut.

Von dem Augenblick an, da sie, von den Frauen gefolgt, über die blendend erleuchtete Bühne langsam nach vorn schritt, auf das große Viereck mit dem wogenden Köpfemeer zu, war die ganze Theaterumwelt für sie vergessen. Sie empfand wohl, daß ihre Stimme eine Nuance dunkler sein mochte als sonst, aber wie sie sang, wie sie spielte, das wußte sie nicht. Sie hatte nur den einen Gedanken: Thomas Brandt war da, der sah und hörte sie. Und ganz allein seinen Beifall wollte sie!

Nach dem großen Duett wurden sie mehrfach gerufen. Aber auch ein paar Zischer waren darunter.

„Gilt es mir oder gilt es Dir?" sagte der Kammersänger mit gemachter Gleichgültigkeit. Er ließ Hella den Vortritt und zögerte ein paar Sekunden. Bei seinem Erscheinen verstärkte sich dann das Zischen. Aber gleich darauf setzte ein demonstrativer Beifall ein. Der Dirigent mußte das Orchester verlassen und auf die Bühne kommen. Zwischen den hell geschminkten Gesichtern wirkte sein sonst so gesundes Antlitz seltsam leidend. Vor dem Vorhang drückte er der Elsa die Hand und nickte ihr zu. Man mußte es im Publikum bemerkt haben.

Im letzten Akt hatte Hella auch nicht die Spur von Unsicherheit mehr zu überwinden. Der wehe Aufschrei zum Schluß — „Mein Gatte! Mein Gatte!" — das Umsinken gelang ihr wie nie zuvor auf Wenturas Schulbühne. Aber sie blieb erschöpft auch noch liegen, als der Vorhang sich zum zweiten, zum dritten Male hob.

„Aufstehen!" donnerte der Regisseur aus der Kulisse.

Und nun erhob sie sich. Wankend trat sie mit nach vorn. Noch ein letztes Mal dankte das ganze Solopersonal, den Dirigenten in langer Kette immer wieder bis zur Rampe führend, dann ging die Ovation für diesen allein weiter.

Als sie den Weg zu den Garderoben nahm, sah sie eine eigentümliche Gruppe vor sich. Ein Garderobier und ein Arbeiter führten einen mächtigen Koloß, der ein Badelaken über Kopf und Schultern trug, so daß er unmöglich etwas sehen konnte, in Hoppingers Garderobe.

„Der Herr Kammersänger!" sagte die Ortrud spöttisch zur Garderobiere, die ihnen die Abendmäntel umgab. „Der ist ja so furchtsam vor jedem Mailüfterl. Daß ihm nicht noch das letzte bissel Stimm' verloren geht. Kinder, dem sein Lohengrin ist schon ein Skandal. Er schwitzt und schwitzt — aber kein heiler Ton kommt mehr heraus. Na, sie haben's ihm ja besorgt. Auf die Kritiken bin ich gespannt wie ein Regenschirm."

Hella ließ sich, den Mahnungen der Münchnerin folgend, viel Zeit beim Umkleiden. „Erst tüchtig abreiben. Am ganzen Körper. Hernach ein bissel Hautcreme und Puder aufs Gesicht. Und bei dem kalten Wetter draußen das Goscherl halten. B'hüt Ihnen Gott, Fräulein Elsa. Ich hab' mich sehr über Ihnen gefreut. Gut hat's gangen. Du mein — so das erstemal!"

Die Ortrud hatte sich längst empfohlen, als Hella endlich fertig war. Auch sämtliche Nachbargarderoben waren schon verlassen. Alle Türen standen auf. Der eigentümliche Schminkgeruch zog durchs ganze Treppenhaus.

Hella hatte der Garderobenfrau ein reichliches Trinkgeld gegeben. Die lief jetzt, um ihr eine Droschke zu besorgen. Hella trat ins Treppenhaus. Unten ging jemand

wartend auf und ab. Vielleicht war es Thomas Brandt. Sie nahm die letzten Stufen flotter.

„Na, kleine Blumenmaid?"

Hoppinger war ihr in dem engen Gang in den Weg getreten. Er hatte einen mächtigen Wetterpaletot an, dessen Kragen heraufgeschlagen war. In beiden Ohren trug er Watte, über den Schädel hatte er eine Art Automobilmütze bis zu den Ohrmuscheln hinuntergezogen.

Hella mußte über den Wechsel der Erscheinung laut auflachen. Der Übergang vom Lohengrin im silberstrahlenden Schuppenpanzer mit dem Schwanhelm zu diesem ausgestopften, überlebensgroßen Ungetüm war zu grotesk.

„Das Lachen kenn' ich doch. Na, Kleine? Immer noch ohne Gedächtnis?"

„Geben Sie mir den Weg frei," sagte sie nun verächtlich.

„Hören Sie mal, ich hab' da ein gutes Wort für Sie eingelegt. Exzellenz hat mich in der Garderobe aufgesucht. Exzellenz Ryberg. Sie sollen in ein paar Rollen alternieren mit meiner Frau. Na, was sagen Sie?"

Er suchte sie zu umfassen. „Lassen Sie mich!" Jetzt schrie sie's fast. Es hallte in dem kahlen Raum so, daß sie selbst darüber erschrak. Sie riß sich los. Wie gehetzt stürmte sie davon, rannte gegen einen Herrn an, sah sich aber nicht um, sondern wandte sich der in den Bühnenhof mündenden Tür zu.

In dem anstoßenden großen Garten weilte heute kein Mensch. Es regnete nicht mehr, aber es war kalt und ungemütlich.

„Hierher! Mehr rechts, gnä' Fräulein!" Vom rückwärtigen Gartentor her, dem Eingang für die Bühnenmitglieder, der jetzt fast im Dunkeln lag, rief es die Garderobiere ihr zu.

Sie stapfte durch ein paar Pfützen. Nun sah sie durch das schmale Tor die Lichter einer Laterne. Hella dankte der Frau und nannte dem Kutscher die Adresse.

„Und ich?" sagte vom Tor her Thomas Brandt, der ihr gefolgt war. „Rennen mich um und reißen aus? Ich hab' doch Bruderleben versprochen, daß ich mitkomme. Oder muß ich laufen? Wie?"

Natürlich bat sie ihn mitzufahren.

„Steinplatz — Rumpold!" rief er dem Kutscher zu. „Institut ersten Ranges!"

„Gottlob — Sie sind also guter Laune."

„Vor allem das eine: der Hoppinger hat seine Watschen weg."

„Aber nein —!"

„Ich hatte mir's ja gedacht, daß er wieder frech wird. Seine Frau ist abgereist, da hat er einen Riesenmut. Wie ich ihn so auf der eisernen Treppe hin- und hertappen höre, da juckt mir's gleich in den Fingern. Na, jetzt kennt er meine Handschrift."

„Ach, das hätten Sie doch nicht tun sollen. Wenn das eine Rauferei gegeben hätte. Wie häßlich —!"

„Er ist blitzschnell um die andere Ecke herum. — Ich bin im Institut mit Engländern zusammen aufgewachsen. Die nehmen immer gleich Boxerstellung. Da lernt man's, sich auf die eigenen Fäuste verlassen. Aber schwatzen wir doch nicht mehr von dem schaurig-traurigen Gralsritter."

Sie lachte. „Boxerstellung nehmen Sie manchmal auch gegen mich. Wissen Sie noch: das erste Vorsingen damals? ‚Das war nichts. Gar nichts. Abscheulich war's. Blutleeres Konservatoriumsmädel. Hochschulgänschen. Murr wollen wir haben. Packen Sie uns. Mitzittern müssen wir für Sie. Novotnik, haben Sie mitgezittert?'"

„Ja, ja, ja. Gut behalten. Aber noch was hab' ich gesagt. Quintessenz. ‚Lieb sollen wir Sie haben!' Sehen Sie, und heut ist Ihnen das gelungen. Es hat da innerlich mitgeschwungen. Gelt, es hat? Na ja. Und ich bin überzeugt: der alte Novotnik hat gezittert. Und unsere verehrliche Exzellenz . . . Ja, ja, Fräulein Kollega, morgen wird Kontrakt gemacht. Das verdanken Sie ganz allein Herrn Hoppinger."

Sie wußte zwischen Scherz und Ernst nicht zu unterscheiden. Er war heute wieder unberechenbar. „Ach — nun machen Sie sich bloß lustig. Hat Exzellenz Ryberg wirklich etwas gesagt?"

„Nichts weiter als: ‚Engagieren wir, Herr Kapellmeister, wie?' Und ich natürlich darauf: ‚Ums Himmels willen nicht! Ich kann sie doch nicht leiden!'"

„O, Sie Ausbund!" Sie klatschte in die Hände. „Es ist wahr? Es ist wahr? Ich werde engagiert?"

„Und er wollte es auch gleich Hoppingers Frau eröffnen lassen. Die muß eine ganze Reihe Partien herausrücken. Er will, scheint es, die Halbgottstellung der beiden jetzt gründlich revidieren."

„Und wenn ich nun morgen in den Kritiken heruntergerissen werde?"

„Das wäre ein unverschämtes Glück. Exzellenz kann doch die Berliner Presse nicht ausstehn."

Sie lachte. „Na, einigen wir uns lieber auf einen Kompromiß. — Ach lieber Herr Brandt, so furchtbar dankbar bin ich Ihnen."

Er hatte ihre Hände genommen. „Es war der pure Egoismus. Sie sollten und mußten nächsten Winter an unser Theater. Um — um . . . Ich will Ihnen ein Geständnis machen."

„Ein Geständnis?"

„Ja. Also. Nun kommt's. Ich bin nämlich ein furchtbarer Weiberfeind. Wissen Sie das?"

„Na — ?!" Sie sah ihn schelmisch an.

„Ich schwör' Ihnen: in Gedanken hab' ich schon die Frau gehaßt, die ich mir einmal nehmen würde."

„Sie brauchen sich doch gar keine zu nehmen."

„Nein. Ich brauchte nicht. Aber ich tu's. Ich kenn' mich. Und ich hab' mir gesagt: Du heiratest nicht, sondern Du wirst geheiratet. Verliebst Dich plötzlich mal in irgendein hübsches Mädel — sofort taucht eine Schwiegermutter auf mit einem transportablen Standesamt in der Westentasche — und der Thomas Brandt ist ein unpraktischer, unbehilflicher, weltfremder Bursch und fällt richtig darauf herein. Wird rettungslos getraut — und dann wird er bombensicher unglücklich. Denn das Mädel ist natürlich ganz äußerlich und oberflächlich, unmusikalisch ist sie wie ein Leierkasten, leer im Hirn und leer im Herzen . . . Kruzitürken, ich sag' Ihnen: gehaßt hab' ich das Weib, gehaßt!"

Er machte ordentlich verzweifelte Augen. Tragikomisch hörte sich's an. „Nun gehen Sie schon wieder in Boxerstellung."

Er beugte sich und küßte ihre Hand. „Nein, die Gefahr ist ja jetzt überwunden."

„Die Gefahr — daß Sie sich verlieben?"

„Ja. Die Hübsche, Dumme, Oberflächliche, die kann mir nichts mehr anhaben. Ach kleine Hella — für den Rest meines Erdendaseins bin ich dagegen gefeit."

„Wie — sprechen Sie nur?" Sie bemühte sich noch, den leichten Ton beizubehalten. Aber sie war doch stark verwirrt durch sein ganzes Wesen.

„Ich weiß es selbst nicht. Ich möchte jetzt recht herzlich zu Ihnen sprechen. Denn — sehen Sie — das soll nämlich... Nein, gucken Sie weg, gucken Sie mal da durchs Fenster . . . Das soll nämlich ein Heiratsantrag werden."

Sie zuckte zusammen. Dann rührte sie sich eine Weile gar nicht. Er duldete auch nicht, daß sie sich umwandte. Mehrmals drehte er ihren Kopf mit sanfter Gewalt wieder dem Fenster zu.

„Ich hab's Ihnen schwer gemacht im Unterricht. So schwer man's nur einem Schüler machen kann. Prüfen hab' ich Sie wollen. Sie immer wieder vor neue Aufgaben stellen. Nicht nur künstlerisch. Nein, auch so. Menschlich, möcht' ich sagen. Das kann sie nicht, sagt' ich mir. Aber sie schaffte es doch. Jetzt muß sie versagen. Sie hat's gezwungen. Da ist ihre Grenze. Sie ist über sich hinausgewachsen. — Und jetzt endlich weiß ich: ein ganzer Kerl ist sie. Stolz und doch nicht eitel. Ehrgeizig und doch kein äußerlicher Streber. G'scheit — und doch nicht nur g'scheit, sondern da drinnen im Thorax, da wohnt auch wer. — Halt, nicht hergucken. Ich bin noch nicht zu Ende. — Und das ganze Mädel mit all seinen Talenten ist ja lang nicht so hübsch und verführerisch — nicht hergucken! — wie die andere, die Dumme. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich je wieder... Holla, ich soll ja nicht gleich boxen!"

Sie hatte sich jetzt zurückgelehnt und beide Hände vor die Augen gepreßt. Es war ihr selig zumute, und doch hatte sie Angst. Gerade wie sein Ton wechselte: zwischen innigen, warmen Herzenstönen und der burschikosen Rauheit, mit der er sich selber weiterpeitschte.

„Hitzigstraße—Rauchstraße. Jetzt kommt gleich die Brücke. Dann sind wir am Kurfürstendamm. Also noch sieben Minuten bis zum Steinplatz haben wir." Er rückte von ihr weg in die andere Ecke. „So. Nun soll sich das gnädige Fräulein alles in Ruhe überlegen. Steigen wir aus, und das

gnädige Fräulein hat noch nichts gesagt — na, so geben wir uns halt die Hand und bleiben zwei gute Kameraden. Hoffentlich auch verständige Kollegen dort unten am Theater. — Aber wenn die Hella mir was zu sagen hat, vielleicht, dann — dann wär's schon besser, es geschieht, bevor da vorn die vielen Lichter kommen, die's dann so hell im Wagen machen, daß man von der Straßenbahn aus hereinsehen kann ..."

Sie hatte die Augen voller Tränen. Die ganze Einsamkeit ihres Lebens stand vor ihr. Noch nie hatte jemand so innig, so gutmütig-poltrig, so prachtvoll ehrlich zu ihr gesprochen. Ihr Herz war jetzt wie Wachs. Die seelischen Erregungen dieses ganzen Tages, die äußeren Anstrengungen wirkten zusammen. Ihre Nerven gaben nach. Seine letzten Worte, aus denen schon wieder der Schalk sprach, brachten sie zum Lachen. Ein Zucken ging durch ihren Körper. Aber stoßweise rang sich dann ein Schluchzen in ihr empor. Sie warf sich mit dem Gesicht an seine Schulter. Und so blieb sie liegen, während er sie mit dem rechten Arm zart umfaßte und mit der linken Hand behutsam über ihren Kopf strich.

Sie fuhren an der Gedächtniskirche vorbei, unter der Bahnüberführung durch. Vielleicht war es im Innern des Wagens doch zu dunkel, als daß die Passanten das Liebespärchen bemerkten. Es war ihnen gleich.

Nun war der Steinplatz erreicht. Hella hob den Kopf und trocknete sich die Augen.

„Gesagt hast Du noch immer nichts, Hella," meinte er lächelnd.

Da hob sie das Kinn und gab ihm den Mund hin. Aus noch feuchten, aber glücktrunkenen Augen sah sie ihn an, während er sie küßte.

⌘ ⌘ ⌘

Anna Berenbrok war „dienstlich unabkömmlich", sonst hätte sie sich auf Hellas Brief hin sofort wieder auf die Bahn gesetzt, um die Schwester aufzusuchen.

Die erste Nachricht über Hellas Auftreten als „Elsa" hatten Berenbroks aus der Zeitung. An dem persönlichen Wohlergehen seiner Schwägerin lag Robert Berenbrok nicht allzuviel. Daß er sich um alle Schritte seiner Schwägerin kümmerte, ließ sich nur erklären aus seiner ständigen Angst: Exzellenz Redern, die unberechenbare, könnte ihren Zorn auch über Hellas Schwester entladen.

Die alte Dame hatte einen großen Verwandtenkreis. Wie sie ihr sehr bedeutendes Vermögen, das bei der außerordentlichen Sparsamkeit noch fortgesetzt sich vergrößerte, in ihren testamentarischen Bestimmungen unter ihre Nichten und Neffen ersten, zweiten und dritten Grades zu verteilen gedachte, darüber hatte der Oberstabsarzt keine bestimmte Zusage bekommen können. Neuerdings hatte nun eine jung verwitwete Nichte zweiten Grades bei der Exzellenz, die in Herrenhausen ein Landhaus besaß, Aufnahme gefunden: Frau Erni von Kalweit, die Witwe eines Oberleutnants, der mit dem Pferde gestürzt und nach kurzem Siechtum gestorben war. Anna Berenbrok hatte mit der Erziehung und Besorgung ihrer Kinder, von denen immer eines krank war, mit dem fast alljährlichen Zuwachs, mit dem großen, unruhigen Haushalt und den Dienstboten so viel zu tun, daß ihr nur wenig freie Stunden übrig blieben, in denen sie „Tante Exzellenz", der ewig gekränkten, den Hof machen konnte. Frau Erni von Kalweit, die betuliche, spielte darum die erste Violine da draußen in Herrenhausen. Jetzt weilten sie beide zur Kur in Oeynhausen.

„Von Dir und von Hella höre ich oft ja wochenlang nichts; daß mein unglücklicher Bruder Töchter hinterlassen hat, das muß mir erst durch so peinliche Nachrichten ins Gedächtnis gerufen werden," schrieb die alte Dame.

Dem Oberstabsarzt schwante Furchtbares.

„Ist es nicht, als ob Deine Tante Lili geradezu nach einem Vorwand suchte, um Euch beide hinter Frau Erni zurückzusetzen zu können?"

Die weiche, tränenselige, in ihrem augenblicklichen Zustand besonders schwarzseherische Anna machte böse Stunden durch.

Und dann kam Hellas Brief! —

Anna saß noch am Frühstückstisch, ganz energielos. Sie hatte keinen Bissen zu sich nehmen können. Was rund um sie vorging, interessierte sie nicht. Sie starrte nur immer auf den Brief. Die beiden jüngsten Kinder wurden von dem geschwätzigen, immer zankenden Fräulein gebadet. Die beiden älteren hatten ein neues Spiel er-

funden: sie liefen vom Kinderzimmer durch Wohnzimmer, Salon und Diele in die Badestube, wo das Brausen des Wassers und das Plärren der kleinen Geschwister sie akustisch anregte, und verursachten hier einen Höllenlärm. Natürlich ließen sie sämtliche Zimmertüren offenstehen.

Als der Oberstabsarzt vom Regimentsbureau heimkehrte und in die Diele gelangte, ward er so mit einem einzigen Blick über sämtliche Vorgänge in seiner Häuslichkeit unterrichtet.

„Da sitzest Du also und weißt von nichts. Das ganze Haus steht auf dem Kopfe. Die Kinder werden in der entsetzlichsten Zugluft gebadet — auf der offenen Straße, kann man schon sagen — Dolly und Liesel tanzen Kontre dazu!"

Anna blieb sitzen, energielos, fast apathisch.

„Hella hat sich verlobt," sagte sie verstört.

„Deine Schwester. Mit wem?"

„Mit einem Kapellmeister.

Der Oberstabsarzt dachte natürlich zu allererst an einen Militärkapellmeister. „Mach' keine schlechten Witze, Anna. — Von welchem Regiment?"

„Es ist ein Opernkapellmeister. Thomas Brandt. Er dirigiert diesen Sommer bei Kroll."

„Na, das muß ich sagen: anspruchsvoll ist sie nicht."

„Du mußt lesen, Robert. Sie schreibt ja sehr schön über ihn."

„Bräute schreiben immer schön über ihren Auserwählten. Und hernach —. Na, laß mal sehen."

Mit ihren angstvoll emporgezogenen Augenbrauen sah Anna aus wie ein Kind, das Strafe erwartet. Sie erhob sich seufzend, während Robert las, ging in dem schwerfälligen Gang, den ihr Zustand bedingte, zur Diele und beschwor mit klagendem Ausdruck die Kinder, Ruhe zu halten.

Der Oberstabsarzt fand den Ton, in dem die Schwägerin schrieb, natürlich wieder „reichlich überspannt".

„Ich schreibe Tante gleichzeitig hiermit. Da sie das Theater von jeher gehaßt hat, weiß ich nicht, wie sie meinen Übertritt zur Bühne und meine Verlobung mit einem Bühnenangehörigen auffassen wird. Vielleicht zuckt auch Dein Mann die Achseln über mich. In dem Falle, liebe Anna, erlasse ich Dir selbstverständlich jede Parteinahme für mich. Du mußt zu Deinem Manne halten, vor allem wäre mir die Vorstellung schmerzlich, daß Tante Lili etwa ihre Unzufriedenheit mit mir auch Dich entgelten ließe. Mein Glück soll nicht Dein Unglück schaffen. Das sei in diesen ernsten Stunden, in denen ich meinem eigenen Lebensschifflein eine neue Richtung weiter in den Ozean hinaus gebe, offen und ehrlich ausgesprochen."

„Überspannt — aber immerhin: es hat Hand und Fuß!" sagte der Oberstabsarzt, nachdem er den langen Brief zu Ende gelesen hatte. „Ein seltsames Frauenzimmer. Ich dachte immer, sie ist kühl, sie ist überlegt, bloß ehrgeizig. Und nun fällt sie auf die erste beste abenteuerliche Liebesgeschichte herein. Junger, grüner Mensch — hat nichts, ist nichts. Ist ja toll. Aber eigentlich — hm — ganz frisch."

„Es scheint doch eine wirklich ernste Neigung zu sein," wagte Anna einzuwerfen, schon wieder halb hoffnungsvoll, da sie sah: ihr Mann steckte sich ganz gemütlich eine Zigarre an.

„Ernste Neigung? Liebes Kind. Theaterleute —!"

„Ob das wohl etwas Sicheres ist — so als Hofkapellmeister? Natürlich wird sie Zuschuß von ihrem Vermögen brauchen. Vor allem auch für die Aussteuer."

„Ich weiß nur nicht, wie sie sich das denkt: bald heiraten. Bald. Was heißt das? Im Winter, wenn sie dort schon beide engagiert sind?" Den Oberstabsarzt bedrückte hauptsächlich die Vorstellung, daß das junge Paar nun sofort die Verwaltung des Vermögens selbst würde übernehmen wollen. Er hatte bis jetzt souverän darüber geschaltet und gewaltet. Im Laufe der Jahre waren nicht alle Spekulationen, die er unternommen hatte, um die Zinsen zu vergrößern, geglückt. Er hatte es weder seiner Frau noch der Schwägerin gesagt, weil er sie nicht beunruhigen wollte, denn es war ja sicher, daß die Verluste bei nächster Gelegenheit wieder Deckung fanden. Etwas verwickelt mußte sich die Abrechnung jetzt aber doch gestalten.

„Es ist wohl schon am besten, ich fahre mal selbst nach Berlin und sehe mir den jungen Menschen an. Schließlich muß ich auch mit Hella als ihr Finanzminister ein

Wörtchen reden. Nicht wahr, sie könnte kostspieligere Wünsche haben — und das erfordert bei einer guten Finanzwirtschaft ein ruhiges Überlegen und Abwägen."

Richtig fuhr er nach Berlin, bekam aber Hella erst nach der Vorstellung zu sehen. Man spielte den „Freischütz", Thomas Brandt dirigierte, und sie sang die Agathe für die noch immer erkrankte Vertreterin des ständigen Ensembles.

In der Pension gab es so spät am Abend nichts Ordentliches mehr zu essen, sie gaben sich also im Restaurant des Landwehroffizierkasinos am Zoologischen Garten ein Stelldichein.

Robert Berenbrok hatte schon ein Dutzend Originalriesenkrebse verspeist, als das junge Paar eintraf. Aus seinen farblosen, wimpernlosen, kleinen Augen, die zwischen den Fettpolstern der Backen und den haarlosen Brauen tief eingebettet lagen, musterte er wohlwollend die hübschen jungen Leute. Der Kapellmeister steckte in einem modernen, gutsitzenden Sommeranzug.

‚Wenn er sich jetzt auch noch das Haar vernünftig scheren ließe, dann sähe ihm niemand den Spielmops an,' sagte Berenbrok zu sich.

Glückwünsche — Grußaufträge — die ersten lebhaften Erkundigungen nach dem Befinden der Kinder und Annas Zustand — dann blieb das Gespräch eine gute Weile beim Theater und beim „Freischütz".

„Ich hab' das Ding zum letztenmal als Zwölfjähriger gesehen, in Breslau," sagte der Oberstabsarzt, „da nahm mich mal ein Großonkel zur Belohnung für ein gutes Zeugnis ins Theater mit. Ich hab' mich damals mächtig gegrault in der Wolfsschlucht. Übrigens entsinne ich mich genau: die hatten da eine Eule, die mit den Flügeln schlug und die feurigen Augen bewegte. Auf die hab' ich hier den ganzen Akt gewartet, aber es kam keine."

„Es kam keine?" fragte Thomas Brandt naiv erstaunt. „In eine rechtschaffene Wolfsschlucht gehört doch auch eine ehrliche Nachteule. Unerhört."

Der Oberstabsarzt wollte ihm nun über seine Tätigkeit auch etwas Verbindliches sagen. Er bewegte den Arm auf und nieder. „Es muß riesig anstrengend sein, so den ganzen Abend Takt zu schlagen. Ich könnte das nicht."

Die Verlobten wechselten einen raschen Blick. Thomas Brandt mußte sich auf die Lippen beißen. Dann sagte er verbindlich: „Ach, man lernt es ziemlich schnell. Ein angenehmes ‚Müllern'. Es erhält schlank."

„Na," sagte er schmunzelnd, „unsern Stabstrompeter sollten Sie mal sehen, der hat einen Umfang —!"

Sie lachten darüber beide so herzlich, so erschüttert, daß er fand: er war heute abend bei guter Stimmung.

Auch seine Komplimente über Hellas Gesang lösten eine behagliche Heiterkeit aus. Sie tranken ihm beide immer wieder zu.

Einen nicht geringen Schrecken verursachte ihm dann aber die Botschaft: die jungen Leute „hingen" bereits. Sie hatten ihr Aufgebot schon vor mehreren Tagen bestellt.

„Ja, liebste Hella, um Gottes willen, wann wollt Ihr denn heiraten?"

„Am letzten Tage der Opernsaison," fiel Thomas Brandt lebhaft ein.

„Heuer?!"

„Nachmittags zwischen zwei und vier Uhr."

„Warum verschieben Sie die Hochzeit nicht wenigstens auf die Ferien?"

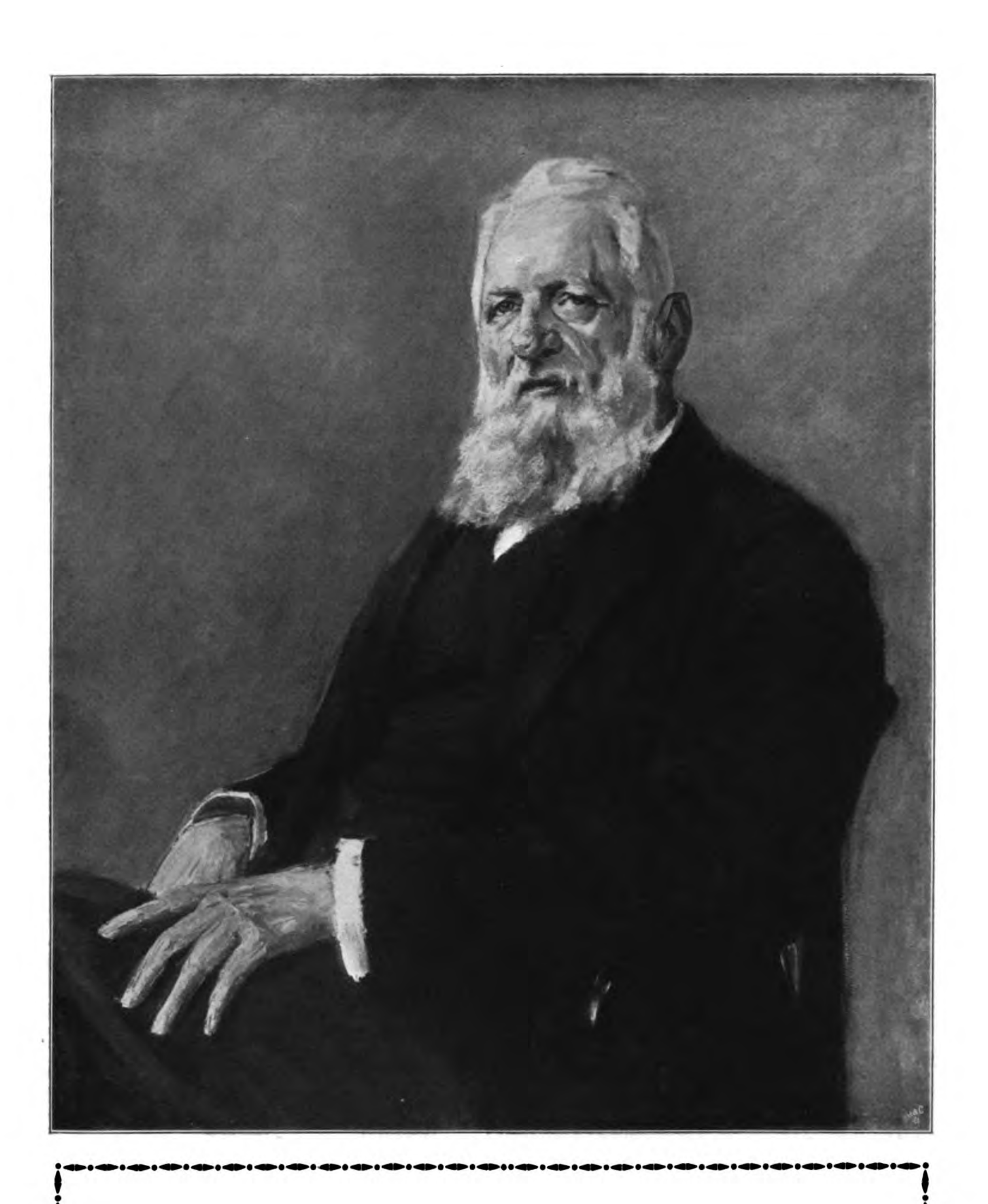
„Wir haben bloß zwanzig Tage. Ganz genau. Und davon wollen wir keinen verlieren."

„Nicht entfernt hatten wir in Hannover an die Möglichkeit gedacht . . . Da wäre ja schon in vierzehn Tagen Hochzeit?! . . . Hella, hast Du denn auch überlegt, daß Anna jetzt ganz unfähig ist zu reisen? Überhaupt: wo soll denn die Hochzeit sein? Tante Lili wird doch verlangen . . . Oder wenigstens sollte ich einmal bei ihr anklopfen, nicht? . . . Und in der kurzen Zeit alles vorbereiten, eine Aussteuer besorgen, ist doch erst recht unmöglich!"

Sie amüsierten sich beide über seine Aufgeregtheit. Und Hella sagte: „Nein, lieber Schwager, Tante Lili bemühe, bitte, gar nicht. Nach ihrem frostigen Glückwunsch hab' ich nicht das geringste Bedürfnis, mich ihr sobald wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Wir machen eine ganz kleine, ganz stille Hochzeit."

„Am Ende — gar nicht kirchlich?"

„Doch. Ein junger Geistlicher, Freund von Heinz, will uns trauen. Als Trau-



Bildnis des Oberbürgermeisters Adickes.

Gemälde von Prof. Max Liebermann.

zeugen vorher auf dem Standesamt: Thomas' Bruder — und Du, wenn Dir's recht ist."

„Natürlich ist mir's recht. — Aber die Aussteuer, die Aussteuer! In vierzehn Tagen!"

„Lieber Robert, wir richten uns im ersten Winter in der Residenz noch gar nicht ein. Finden wir kein hübsches möbliertes Logis, dann nehmen wir uns im Hotel ein paar Zimmer."

„Im Hotel?!"

„Es soll einen sehr guten Gasthof dort geben," sagte der Kapellmeister, „mit dem herrlichen Namen ‚Zum goldenen Beutel'. Famos, nicht? Die junge Frau Hella wird sich unter den Töchtern des Landes nach einer Leibjungfer umsehn, die hat sie dann zu ihrer persönlichen Bedienung, und wir werden so freier, glücklicher, sorgloser leben, als wenn wir eigene Wirtschaft hätten."

Hella lächelte. „Ich hab' eine feine Idee. Wenn wir im Winter einen Kontrakt auf fünf, sechs Jahre kriegen, dann bauen wir uns ein eigenes Häusl."

Der Oberstabsarzt machte ein verdutztes Gesicht. Thomas Brandt sagte bloß: „Hast Du soviel Zechinen? Ich nicht."

„Was kostet so ein kleines Häusl mit Garten und allem Drumunddran, Robert?"

„Du denkst im Ernst —?"

„Tante Lili hat hundertachtzigtausend in Herrenhausen gezahlt. Das hast Du doch selbst einmal ausgerechnet, Robert. Oder waren's bloß achtzigtausend? — Die Zahlen!"

„Nein, es waren hundertachtzigtausend."

„Wir brauchten's doch kaum halb so groß. Und in Herrenhausen baut sich's sicher teurer als bei uns."

„Aber Kind, Dein Vermögen ist nicht so groß, daß Du Dir den Luxus . . . Ich weiß nicht, ob Dein Bräutigam unterrichtet ist . . ."

Thomas Brandt lachte. „Na, wenn ich jetzt gleich gar was vom Häuserbauen höre. Neunzigtausend Mark. Soviel Geld gibt's doch gar nicht."

Es kam nun zur Sprache, daß Hellas Kapital beim Tode ihres Vaters ungefähr diese Höhe gehabt hatte. In den letzten Jahren war sie mit den Zinsen aber nicht ausgekommen, da hatte das Kapital angegriffen werden müssen.

„Ein bißchen leichtsinnig ist sie schon, die Kleine," sagte Berenbrok zum Kapellmeister. „Sie müssen gut Obacht haben, daß sie nicht gleich alles verpulvert."

„Um so mehr Grund, ein Haus zu kaufen," meinte Hella. „Dann liegt's fest."

Der Oberstabsarzt wiegte den Kopf. „Hm. Möglich. Das ganze Geld zahlt man dabei freilich nicht bar. Es ist ökonomischer, eine Hypothek auf so einem Grundstück zu lassen. Na, darüber reden wir dann noch ausführlicher."

Es war Mitternacht. Hella brach auf. Die beiden Herren begleiteten sie bis zur Pension.

Der Oberstabsarzt brachte nach Hannover das Urteil mit: sie sind eigentlich ganz scharmant, alle beide, aber in den praktischen Lebensdingen von einer unerhörten Sorglosigkeit und Unerfahrenheit.

„Mitgiftjäger ist er nicht, darüber kannst Du beruhigt sein, Anna. Die Gleichgültigkeit mache ich ihm eher zum Vorwurf. Ein ordentlicher Mann muß sich doch erkundigen."

Anna unterdrückte nur schwer einen Seufzer. Die finanzielle Lage seiner Braut hatte den damaligen Stabsarzt Doktor Berenbrok sehr viel beschäftigt. Zu viel.

„Der Tante Exzellenz scheint Hella richtig den Fehdehandschuh hinwerfen zu wollen. Sie fahren am Tage der Trauung nach England ab. In irgendeinem Seebad, das ich nicht kenne, wollen sie die Ferien verleben, und erst am letzten Urlaubstag kehren sie auf den Kontinent zurück."

„Das finde ich bodenlos leichtsinnig. Tante Lili wird es Hella nicht verzeihen, daß sie ihr nicht gleich nach der Hochzeit ihren Mann vorstellt."

Der Oberstabsarzt zündete sich eine Zigarre an. „Sie scheinen sich ja beide aus dem Geld Ihrer Exzellenz nichts zu machen. Da kann unsereiner nicht mit. Komische Leutchen. Künstlervölkchen."

. . . Künstlervölkchen! . . . Damit fand sich der sonst so korrekte Oberstabsarzt nun endgültig ab. Auch bei der Hochzeit.

Thomas Brandt war die Vorstellung entsetzlich, daß Ort und Zeit der Trauung bekannt werden könnten bei den Herrschaften von der Sommeroper. Aus diesem Grunde sollten auch die guten Wenturas keine Einladung erhalten.

„Ich denke mir das grauenvoll: Vater Wentura mit einer Bühnenträne im Auge, die dicke kleine Ortrud mit ihrem Cäsarenschädel als segnende Theatermutter —! Dann fehlte bloß noch Fräulein Gisela Piatti als Brautjungfer.“

Hella sagte: „Nein, nein, nein. Undenkbar. Wir sind Waisenkinder. Meine einzige Blutsverwandte kann nicht erscheinen. Da heißt es eben: auf jedes Gefolge verzichten. Um so inniger wird die Feier sein. Pastor Rasmussen schätzt Thomas als Künstler. Viele Lieder von ihm werden in seinem Hause gesungen. Ich bin überzeugt, er wird sehr schön sprechen.“

Die Feier war dann auch wirklich erhebend. In dem Gemeindehause der Gedächtniskirche saßen nur vier Personen: das Brautpaar, Bruderleben und Schwager Berenbrok.

Die Hausorgel tönte, der Geistliche hielt eine warm empfundene Ansprache in schlichtem Ton, das „Ja“ klang durch den sonst leeren Raum, — und zitternd, aber selig verließ Hella den Betsaal am Arm ihres ebenso zitternden, ebenso seligen jungen Gatten.

Draußen auf dem Bürgersteig hielten nur ein paar Kindermädchen mit den „Ehestandslokomotiven“, um die Braut und ihr Kleid zu mustern.

„Nicht einmal Seide,“ stellte die eine fest.

Aber Hella sah in dem feinen weißen Wollkleid mit dem Myrtenkränzchen und dem Schleier geradezu „rührend schön“ aus, fand Bruderleben. Er hatte während der ganzen Feier Tränen in den Augen.

Im Brautwagen — es war ein einfaches Kupee ohne die bei den Berliner Hochzeiten üblichen Silberlaternen mit schnäbelnden Tauben — preßte Thomas Brandt lange schweigend die Hand seiner jungen Frau. Er war tief ergriffen. „Hella,“ sagte er dann leise, ziemlich gepreßt, „heut hab' ich zum erstenmal seit meiner Konfirmation wieder gebetet. Nicht ganz korrekt gebetet. So in der Form. Aber ich glaube, dem alten Herrn da droben hat's ein diebisches Vergnügen bereitet. ‚Laß mich doch so ein guter Kerl werden, wie die es ist! Ich will mir wahrhaftig alle Mühe geben! Aber stör' mich nicht immer, hörst Du, damit ich's nicht gar so schwer hab'!‘“

Ihr saß es so dick und verschwollen im Hals, daß sie keinen Laut erwidern konnte. Wie Heimweh war das. Sie nickte ihm unter Tränen lächelnd zu.

Nun atmete er auf. Wie erlöst.

„Schatz — eine erste Bitte hätt' ich,“ sagte er dann unruhig.

„Sag'.“

„Ich möcht' eine Zigarette rauchen. Nur ein paar Züge. Zur Beruhigung der Nerven.“

Da drohte sie ihm lachend mit dem Finger.

Und richtig beugte er sich — so tief, daß man's von der Straße aus nicht sah —, zündete eine Zigarette an und paffte drei-, viermal ein kleines blaues Wölkchen von sich, das er dann rasch mit dem Taschentuch zu zerstreuen suchte.

„Jetzt schrecke ich vor nichts mehr zurück,“ sagte er darauf, „jetzt ertrag' ich sogar eine grundlegende Rede vom Oberstabsarzt.“

Im Salon eines vornehmen Restaurants dinierten sie. Die vier Gäste wurden von acht Kellnern unter der Oberaufsicht eines Oberkellners bedient. Sie saßen beim Sekt bis sieben Uhr. Nach elf Uhr ging der Zug nach Holland, den das junge Paar benutzen wollte. Gepackt hatten sie beide schon. Der Kapellmeister wollte noch ins Theater, sich verabschieden, dann sein Gepäck kommen lassen und Hella, die sich inzwischen in den Reiseanzug warf, aus der Pension abholen.

Die beiden Schwager brachten die junge Frau nach Hause, und der Oberstabsarzt leistete hier bei einem Kruge Münchener und mehreren Zigarren dem Bruder des jungen Ehemanns Gesellschaft.

Hella stieß schließlich auch dazu. Sie flüchtete vor weiteren Auseinandersetzungen mit Frau Rumpold. Die Kastellanswitwe war tief gekränkt darüber, daß sie nicht zur Hochzeit ihrer Pensionärin eingeladen worden war.

„Aber wo bleibt nur Dein Mann?“ fragte Robert Berenbrok ungeduldig, immer wieder die Uhr ziehend. Er hatte mehr Reisefieber als Hella, über deren Wesen ein leiser Hauch von Wehmut lag.

Es ging schon auf elf, als endlich unten ein Auto rasselnd und fauchend vorfuhr. Auf dem Bock war ein stattlicher Posten Gepäck aufgetürmt.

„Er ist da! Er ist da!“ rief das Stuben-

mädchen aufgeregt. Und sofort stürmten die Amerikanerinnen aus ihren Schlafzimmern.

„Na, das ist ja eine nette Bescherung, Kinder," sagte er lachend. „Der Herr Kammersänger hat mir da ein superbes Hochzeitsgeschenk aufgebaut."

„Hoppinger?" Hella sah ihn mit einiger Sorge an. Hinter seinem spöttischen Ton witterte sie einen starken Ärger, den er sich nur nicht anmerken lassen wollte.

„Also hört nur. Er war doch nach seinem Abfall hier direkt nach London gefahren. Dort sollte er im Opera-House singen, mußte aber absagen wegen eines Ohrenleidens. Das hat man ihm doch hier schon angemerkt, nicht? Nun hat er aber einen Londoner Spezialarzt zugezogen, der hat ihm ein großartiges Gutachten aufgesetzt, und darin heißt es, es wäre eine innere Verletzung da, Bluterguß, weiß der Teufel, — und das sei die Folge von der Ohrfeige, die ich ihm damals appliziert habe."

Dieses Vorfalls hatte Hella ganz vergessen.

Der Oberstabsarzt forschte, höchst befremdet, und Thomas Brandt gab in seiner temperamentvollen Weise eine Schilderung des Zusammenstoßes.

„Kann ich das Gutachten einmal sehen?" fragte der Oberstabsarzt.

„Es liegt in der Abschrift bei. Ein Justizrat und Rechtsanwalt aus der Residenz hat dazu einen langen Speech geschrieben. Da ist der Wisch. Ungeheuerliches, dickes Klagelied."

Die Blätter gingen von Hand zu Hand. Der Oberstabsarzt sagte: „Das wäre ja allerdings — toll! Hören Sie, lieber Brandt, das kann aber doch unmöglich eine gewöhnliche Ohrfeige gewesen sein?"

„Na — sie war schon nicht von schlechten Eltern. Stellen Sie sich meine Wut vor. Dieser eitle Geck, dieser absterbende Tenor, dieser kahlköpfige Lustgreis wagt es, eine tadellose junge Dame in solcher Weise zu belästigen ... Mit der Reitpeitsche hätte man ihn bearbeiten müssen. Schwapp, links und rechts!"

„Das wäre vielleicht minder gefährlich gewesen. Hören Sie, lieber Schwager, Ihr Jähzorn hat Sie da hingerissen und Ihnen einen bösen Streich gespielt. Der Justizrat schreibt von Schadenersatzansprüchen ..."

„Was kostet so eine Ohrfeige gewöhnlich? Dreißig Mark, wie? Na — mir ist sie auch heute noch nicht zu teuer bezahlt mit hundert."

„Das wird nicht reichen. Zunächst verlangt er von Ihnen die Kurkosten, Ärztehonorare — die Kollegen da drüben sind nicht billig — und außerdem Entschädigung für den Ausfall seines Gastspiels am Opera-House."

„Er konnte ja schon hier im ‚Lohengrin' kaum mehr mitkommen. In den Proben vorher war seine Schwerhörigkeit so störend ..."

„Geben Sie acht, das setzt einen langen, unangenehmen Prozeß. Und der Skandal, bedenken Sie bloß."

Hella war ganz bleich geworden. Aber Thomas Brandt lachte sie aus. „Liebling, Du wirst mir doch nicht traurige Augen machen? Deswegen?"

„Was sollen wir nur tun?" fragte sie hilflos. „Da können wir jetzt wohl gar nicht fort?"

„Das fehlte noch! Mädel!"

„Ihr wollt London nicht berühren?" mischte sich Heinz ein. „Sonst wär's vielleicht ratsam, Thomas, Du suchst den Mann mal auf, siehst zu, Dich mit ihm auszusprechen."

„Ja nicht! Ja nicht! Bruderleben, da kennst Du mich schlecht."

„Jedenfalls müssen Sie hier einen tüchtigen Rechtsanwalt annehmen," sagte der Oberstabsarzt. Er zog die Uhr. „Aber Entschluß fassen müßt Ihr jetzt schon, Hella. In vierzig Minuten geht Euer Zug."

„Gib mir die Papiere, Thomas," bat Heinz. „Ich gehe damit gleich morgen früh zu Doktor Seyfried, frage ihn um Rat, höre, ob vielleicht sofort irgend etwas geschehen muß von Deiner Seite, und berichte Dir dann nach Scarborough."

„Und jetzt Schluß damit!" rief Thomas. „Keine Trauerspielmienen mehr! — Kleine Hella! Willst Du mir wohl gleich wieder blanke Augen machen? Dieser Schwanenritter von der traurigen Gestalt soll sich auf unsere Hochzeitskutsche setzen? 'runter vom Bock! Warte, dem werd' ich die Flötentöne beibringen!"

Beim Abschied war er wieder ganz der alte: umarmte Frau Rumpold, das Institut ersten Ranges, umarmte in der Eile sogar die beiden Amerikanerinnen, die beglückt-entsetzt aufkreischten, aber keinen Widerstand leisteten, und als alles Gepäck unten war, sprang er in Hellas Zimmer, nahm sie auf seine Arme und trug sie unter dem Jubel der Stubenmädchen und der Pensionäre den ersten Treppenabsatz hinunter.

⌘ ⌘ ⌘

„Thomas, der Prachtmensch, ist das Leben selbst, unverwüstlich in Arbeit wie Genuß, ich verstehe es wohl, daß er mit seinem bizarren Witz auch über diese leidige Prüfung rasch hinweggekommen ist," schrieb Heinz Brandt seiner jungen Schwägerin nach England, „aber innig leid tut mir's, daß Sie sich insgeheim damit abquälen. Ich kann Ihnen heute leider keine bessere Nachricht geben als die, die ich zu Anfang der Woche Thomas schickte. Wenn er sich binnen acht Tagen nicht bereit erklärt, die Forderungen, die der Justizrat aufgestellt hat, zu erfüllen, so wird sofort die Klage erhoben. Ich begreife nicht, daß er so gar nichts von sich hören läßt. Sollte er direkt mit Hoppinger in Verbindung getreten sein?"

Diese Zeilen bildeten die Antwort auf eine briefliche Anfrage, die Hella heimlich an den Schwager gerichtet hatte. Thomas durfte sie mit einer Erinnerung an die Sache gar nicht kommen. Entweder er überfiel sie gleich stürmisch und erstickte unter Lachen jedes Wort mit Küssen, bis sie atemlos war, oder er riß ihr aus. Ein paar Tage lang mußte sie ihres Befindens halber im Hotel bleiben und konnte ihn auf seinen Gewalttouren nicht begleiten. Sie fühlte sich körperlich sehr herabgestimmt und erholungsbedürftig, sie war zu zart für das jähe, stürmische Temperament ihres Mannes, der die Freiheit der Ferien, sein Glück, seine Gesundheit in vollen Zügen genoß. Er wanderte gern, er schwamm und radelte, auch ein paar Ruderpartien lockten ihn. Er sah schon ganz braungebrannt aus. Das halblange Haar, mit dem er hier auffiel, hatte er sich scheren lassen.

Sie hatten in der Dependance eines großen Hotels von Scarborough, dem fashionablen Seebad an der Ostküste Englands, ein reizendes Quartier gefunden: zwei Liliputzimmer mit einer Veranda nach dem Strande. Unter einem roten Regenschirm lag da Hella, wenn ihr Mann auf einer Partie war, und sann, las, träumte.

Kam er heim, dann brachte er die ganze Frische von draußen mit, den See- und Tanggeruch in seinem dicken Sportanzug und der Mütze, die Freude an Sonne und Meer in seinen hellblauen Augen.

Mehrmals kam er in dieser Zeit summend von draußen herein, sprach dann kein Wort zu ihr, küßte sie nur auf Mund und Augen, küßte ihre Hände, setzte sich neben ihrem Liegestuhl von Peddigrohr auf die Erde, benutzte ihre Knie als Schreibtisch und huschte auf sein Notenpapier mit den winzigen Systemen in rascher Folge unzählige Notenpunkte und Zahlen hin. Er komponierte. Einen seltsam abwesenden Ausdruck nahm dann sein Gesicht an. Er lächelte ihr noch einige Male zu, summte dabei, drückte auch einen flüchtigen Kuß auf ihren Fuß — dort, wo ihn der kokette Morgenschuh nicht bedeckte —, aber im Geiste war er schon weit, weit von ihr weg. Sie lehnte sich zurück, las, störte ihn nie mit Fragen. Doch ab und zu sah sie ihm verstohlen zu. Von der unbekümmerten Sportjugend lag nun nichts mehr in seinem braunen Gesicht. Die Nüstern der breiten Nase bewegten sich vor innerer Erregung, der trotzige, große Mund war zusammengepreßt und erinnerte wieder an einen Löwenmund. Die Leidenschaft trieb ihn. Man konnte sich jetzt wieder vor ihm fürchten.

Schon seit Jahren arbeitete er an einer komischen Oper, deren Text er von einem jungen Wiener Schriftsteller bekommen hatte. Oft sang er dies und das, sie mußte auch probieren, und dann änderte er wohl noch, um die eine oder andere Wendung flüssiger, runder zu machen. Es war eine wunderselige Zeit. Sie schlenderten abends, wenn die Sterne aufzogen, vor dem niedlichen Cottage auf und nieder, Thomas sagte verliebte Sachen, sie tauschten lachend Erinnerungen aus an allerlei drollige Erlebnisse, sie bauten unzählige Luftschlösser in das glitzernde Firmament hinein. Sie waren ganz eins.

Aber dem Brief von Heinz entnahm

Hella nun, daß ihr Mann ihr alle Mitteilungen über den Stand seiner Angelegenheit mit Hoppinger geflissentlich vorenthielt. Das bedrückte sie sehr. Sie suchte und suchte nach dem rechten Ton, um Thomas zu einer offenen Aussprache zu bewegen. Doch er hielt sich die Ohren zu, stampfte zornig mit dem Fuße auf und rief, fast wie ein ungeduldiges Kind: „Nein, nein, nein, nein, sprich mir nicht von diesem widerlichen Kerl, ich reiße Dir aus, ich gebe Dir Brief und Siegel, ich springe ins nächste Fischerboot, das zur Hochseefischerei hinausfährt, und bleibe drei Tage und drei Nächte draußen, wenn Du den Namen auch nur noch ein einziges Mal aussprichst!"

Sie sprach den Namen also nicht mehr aus. Aber auch unausgesprochen bildete er einen Schatten auf ihrem jungen Glück.

Zu Beginn der dritten Woche ihrer Hochzeitsreise lasen sie in der Loge des Hotelportiers, daß noch zwei Billetts für die Aufführung der „Walküre" im Londoner Opera-House zu vergeben seien.

„Hast Du Lust?" fragte Thomas, sofort Feuer und Flamme.

Und im Hui mußte nun gepackt werden. Er war ja immer der Mann der raschen Entschlüsse. Schon zwei Stunden später saßen sie im Zuge nach York und langten abends in London an.

Mit dem schönen Sommerwetter war es nun aber vorbei. Der Wind heulte. Die Riesenstadt war grau und schmutzig. Lene fühlte sich am anderen Morgen nicht imstande, ihren unersättlichen, auch jetzt sofort wieder unternehmungslustigen Mann auf dem Orientierungsbummel zu begleiten.

„Faulpelz!" sagte er lachend. Er ging nach dem ersten Frühstück mit ihr ins Hotelzimmer zurück. Da sie für den Abend große Toilette machen mußte, packte sie aus. Er half ihr dabei — was er so helfen nannte. Die Unordnung im Zimmer wurde so groß, daß sie ihn lachend hinauswerfen wollte. Sie hatte das Kleid abgelegt, um besser hantieren zu können. Der hübsche Anblick reizte ihn nun wieder, er hob sie empor, nahm sie in seine Arme und trug sie lachend und triumphierend im Zimmer herum. Wie die Kinder spielten sie.

Und dann packte ihn die Leidenschaft, er küßte sie, wie ein heißer Sturm überfiel er sie. Sie lag erschöpft an seiner Brust. „Ich werde heut abend ganz elend aussehn!" klagte sie. „Und die Deutschen, die hier sind und Dich kennen, werden sagen: na, der arme Thomas hat sich da eine nette Vogelscheuche aufgepackt."

So drollig verzweifelt klang das, daß es ihn ordentlich rührte. Er wiegte sie sanft in seinen Armen. Aber küssen durfte er sie nicht mehr. „Kleine zarte Elsa! Armes Agatchen!" sagte er zärtlich.

„Du hättest Dir lieber eine Walküre nehmen sollen," schmollte sie.

Er verordnete ihr nun mehrere Stunden Schlaf. Sie fügte sich gern. Er mußte ihr aber versprechen, sie bis zum Diner ganz ungestört zu lassen.

Wie tot schlief sie. Es war zwei Uhr, als sie erwachte: an der Tür ward geklopft. Eine Depesche war da. Sie war von Scarborough telegraphisch weitergegeben worden.

„Seyfried rät dringend, London fahren, mit Hoppinger persönlich unterhandeln. Adresse Parkstreet 33, Sanatorium Lindquith. Heinz."

Vor fünf Uhr war Thomas nicht zurück zu erwarten — morgen vormittag mußten sie die Heimreise antreten. Ihr Entschluß stand sofort fest: sie wollte selbst versuchen, ob sich eine Einigung herbeiführen ließ.

Vor einem hohen, schmalen Gebäude mit der für London typischen schwärzlich-grauen Steinfassade hielt das Cab. Durch eine enge Diele gelangte Hella in das Bureau.

„Mr. and Mrs. Hoppinger, second floor, number 267," sagte die Empfangsdame und gab ihr einen Liftpagen zur Anmeldung mit.

Das Sanatorium glich einem gutgeführten Hotel. Im Innern war alles sauber und hell. Hinter dem Hause lag ein kleiner Garten. Rechts vom Flur zog sich eine lange, halbgedeckte Veranda hin. Auf Korbstühlen ruhten da mehrere Kranke.

An der Zimmertür, die die Nummer 267 trug, machte der Begleiter halt, sagte, er werde Mrs. Hoppinger benachrichtigen, wiederholte den Namen Brandt, den die Fremde ihm genannt hatte, und entschwand.

Hella trat an die Glastür und blickte über die Veranda in die Baumwipfel. Sie fühlte ein starkes Herzklopfen.

Auf der Veranda, direkt der Tür gegenüber, lag auf einem fahrbaren Krankenstuhl ein alter Mann mit eingesunkenen Schläfen und vielen Falten. Müde blinzelnd hob er jetzt den Blick und sah sie an. Es war, als ob er erschrecke. Sie trat unwillkürlich zurück.

Da öffnete sich die Zimmertür, und eine ziemlich üppige Dame in elegantem Teekleid, etwas ausgeschnitten, rauschte heraus. Nach den Bildern erkannte Hella sofort Frau Rennsch-Burger, die jetzige Gattin Hoppingers. Sie hatte die Mitte der Vierzig wohl schon überschritten, trug aber noch die Spuren großer einstiger Schönheit. Von der kastanienbraunen Turbanfrisur mochte freilich kein Haar echt sein. Bei den Wimpern und Augenbrauen war mit dem Schminkstift nachgeholfen, es schien auch etwas Teint aufgelegt.

„Sie kommen im Auftrag von Kapellmeister Brandt?“ fragte sie, wobei sie sich bemühte, kühl von oben her zu sprechen.

„Ich bin seine Frau. Ich möchte versuchen ... Es geschieht zunächst ohne Wissen meines Mannes ... Vielleicht läßt sich doch eine Versöhnung zustande bringen.“

Frau Rennsch-Burger zuckte die Achsel. „Versöhnung — daran liegt mir gar nichts. Mein Mann ist erwerbsunfähig geworden. Bitte, treten Sie ein. Überzeugen Sie sich selbst von seinem Zustand.“

Sie öffnete die Verandatür. Entsetzt erkannte jetzt Hella in dem alten Mann, der da draußen lag, den „Lohengrin“ ... Er war so abgemagert, daß die Haut an seinem Hals unzählige Falten bildete. Aschgrau war der Teint, der Schädel wächsern und gelblich. Aus den trüben, glanzlosen Augen traf sie ein forschender Blick. Ganz dunkel schien dem Kammersänger eine Erinnerung aufzutauchen.

„Das — ist — Frau Brandt,“ sagte Frau Rennsch-Burger langsam und mit erhobener Stimme, mit Pausen nach jedem einzelnen Wort. Sie syllabierte sehr deutlich.

Der Kranke las von ihren Lippen.

„Brandt? I nein. Bayreuth. Weiß wohl.“ Er sagte es näselnd, heiser, in unsicherem Ton.

Hella war von diesem Ton geradezu erschüttert. Aber das unangenehme, widerliche Flackern, das durch seinen Blick ging, machte sie frieren bis ins Mark. Sie preßte die Arme fest an sich. „Daß Sie — so krank sind — hab' ich nicht gewußt,“ sagte sie stockend.

Er starrte auf ihre Lippen, schien aber nicht zu verstehen. Mit einer müden Geste bot er ihr an, Platz zu nehmen, doch sie blieb stehen.

Die kurze Unterhandlung führte Frau Hoppinger darauf allein mit der Fremden.

„Die Karriere meines Mannes ist vernichtet,“ sagte sie scharf, wie strafend, zu der jungen Frau. „Er muß sich pensionieren lassen. In der Genossenschaft sind wir nicht. Es ist also nur die kleine Pension vom Hoftheater. In diesem Monat sollte Hoppinger vierhundertzwanzig Pfund Sterling hier an der Oper bekommen. Das ist uns auch entgangen. Der Arzt sagt: an ein Wiederauftreten ist überhaupt nicht mehr zu denken.“

Der Kranke fing dies und das auf und wiederholte jetzt unsicher: „Ja, ja — nicht mehr zu denken.“

„Aber das kann doch unmöglich die Folge sein von ... Das wäre ja entsetzlich.“

„Ihr Mann hat ihn wie ein Rowdy überfallen. Wie ein Rowdy. Die Folgen wird er nun zu tragen haben.“

Hella hielt gewaltsam an sich. Als die üppige Frau das Schimpfwort ausstieß, biß sie die Zähne aufeinander. „Er ist nicht hier, kann sich also nicht verteidigen,“ sagte sie dann matt. „Und ich ... ich ertrage nicht ...“ Sie rang mit sich. Es war ihr unmöglich, dem siechen alten Mann noch länger ins Gesicht zu sehen. Er schob jetzt die welke große Unterlippe vor. Schmatzend sagte er etwas Unverständliches. Sie entsann sich dabei der widerlichen Art seiner Umarmung. Jäh wandte sie sich ab. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie suchte nach ihrem Taschentuch, während sie hastig die Veranda verließ.

Langsam folgte ihr die Frau des Kammersängers. Sie öffnete die Tür jenseits des Korridors. „Wenn Sie lieber hier eintreten wollen — bitte. Was bringen Sie uns eigentlich?“

„Ich — ich wollte gutmachen, aber Sie ... Mein Mann — mein Mann ist k e i n Rowdy. Wissen Sie denn überhaupt, warum es geschehen ist?“

„Gewiß. Was das beim Theater schon

ist —! Da hätte ich ja ebenso ein Recht, die Empörte zu spielen. Aber das war ein Überfall, ein so brutaler Überfall ..."

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, machen Sie mir's nicht unmöglich, mit Ihnen zu sprechen. Ich bin hergekommen, ich sagte Ihnen ja, mehr vom Herzen getrieben, und jetzt, wo ich Ihren Kranken gesehen habe, da reißt es an mir herum ... Man möchte helfen, helfen ... Und Sie schelten nur, schneiden jede Verständigung ab."

„Offen gestanden: an Ihrem Mitleid liegt mir gar nichts. Mein Mann hätte noch eine gute Reihe von Jahren tätig sein können. An unserm Hoftheater hat man ihn bis heute auf Händen getragen. Er war der Liebling, der Abgott. Zu seinem Jubiläum im November standen ihm große Ehrungen bevor. Die Abonnenten — und vor allem der Hof ... Und nun ist er eine Ruine, muß in Pension gehn. Wer ersetzt uns diese Ausfälle? Wir sind keine Kapitalisten. Der Aufenthalt hier im Sanatorium ist enorm teuer. Woher sollen wir das Geld nehmen, um die Rechnung zu bezahlen? Und die Überfahrt nach Deutschland. Wir brauchen eine Pflegerin. All das weiß der Herr Kapellmeister und setzt sich aufs hohe Pferd?"

„Wie es in Wahrheit steht, das — wußte er sicher nicht."

„Aha. Natürlich dachten Sie, hier wird simuliert."

„Gnädige Frau, Sie sehen jetzt doch einen ehrlichen Willen. Mein Mann ist im Grunde ein herzensguter Mensch ..."

„Wir brauchen Geld. Wir sind keine reichen Leute. Von Ihnen heißt es ja, Sie seien aus sehr vermögendem Hause."

Hella schüttelte den Kopf. „Ich besitze nur ein kleines Kapital. Die Zinsen haben mir eben gestattet, in guter Form zu leben. Aber ich würde nie dulden, daß Sie jetzt in Not geraten, wo mein Mann — wenigstens zum Teil — die Schuld trägt."

„Er trägt sie g a n z a l l e i n."

„Ein unglücklicher Zufall vielleicht. Gott mag wissen."

„Lassen wir doch die theoretischen Erörterungen, Frau Brandt. Der Justizrat hat zunächst neuntausend Mark Kurkosten, Arzthonorar, Übersiedelungsgelder und Entschädigung von Ihrem Mann gefordert. Und Ihr Mann hat bis jetzt nicht geantwortet. Die Frist läuft morgen ab."

Hella war eine Blutwelle in die Schläfen geschossen. „Das Geld sollen Sie haben," sagte sie, fast verlegen.

„Ich brauche es aber sofort. Die nächste Wochenrechnung kann ich gar nicht mehr bezahlen."

Sie überlegte. „Mein Schwager in Hannover verwahrt mein Geld. Ich schreibe ihm noch heute — und bitte ihn, Ihnen den Betrag anzuweisen."

„Neuntausend Mark."

Wieder errötete Hella. „Ja. Neuntausend Mark."

Nun stand Frau Rennsch-Burger auf. „Abgemacht."

... Als Hella im Hotel eintraf, fand sie ihren Mann schon vor. Er lief in der Halle auf und nieder, in großer Angst um sie. Als er hörte, woher sie kam, sah er sie geradezu entsetzt an. Eine etwas stürmische Szene folgte, als sie droben in ihrem Zimmer waren. Sie suchte sich zu verteidigen: die Angst hätte sie nicht losgelassen, in der ganzen Zeit. Ihrer Schilderung von dem Zustand, in dem sie den Kammersänger getroffen, folgte er nur unwillig.

„Nun will ich Dir mal was sagen, liebes Kind. Ich habe mich doch auch schon über den Herrn erkundigt. Ein Genie in der Kunst des Simulierens ist er. Ein Genie. Tausend Anekdoten werden darüber beim Theater erzählt. Wenn er mal nicht singen wollte, dann war er eben indisponiert. Dafür war er schon immer berühmt. Überall. Die Theaterärzte waren machtlos. Einmal simulierte er Magenkrämpfe. Er warf sich im Bett. ‚So hoch,' sagt Robischek. Aber von Fieber keine Spur."

„Aber hier ist es ernst, sehr ernst, Thomas, Du mußt mir's glauben."

„Nein, ich bin mal wieder der Ungläubige." Nun machte er Fäuste. „Ich lasse mich nicht einfangen. Auf den Wisch von irgendeinem exotischen Kurpfuscher hin meine paar Groschen zusammenkratzen ... Weshalb müssen die in ein Haus ziehn, wo sie täglich hundert Mark bezahlen? Sind sie Fürschten? ... Und es ist ja so lächerlich, von einem armen Teufel, wie ich's bin, so mir nichts Dir nichts zu verlangen: rücke mal a tempo neuntausend

Mark heraus. Hätten sie noch gesagt: tausend."

„Thomas, ich . . . Du darfst mir nicht böse sein . . . Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen und diese Reden nicht mehr anhören . . . Ich hab' ihr gesagt, daß sie das Geld bekommt."

Er zuckte zusammen. „Etwa — von Dir?"

Sofort war sie bei ihm, umhalste ihn und küßte ihn. „Bitte, Liebster, bitte, bitte, zanke nicht!"

Nun setzte er sich nieder, entwand sich ihr dabei. „Natürlich kannst Du mit Deinem Geld machen, was Du willst. Aber — äh! — wenn ich bloß an das Gesicht vom Herrn Oberstabsarzt denke. Schauerlich. Scheußlich. Da heißt's doch gleich in Hannover: Aha, nun läßt er schon seine Junggesellenschulden von seiner Frau berappen."

„Die kennen doch den Anlaß, den Zweck, die Ursache. Männi, sei doch nicht kleinlich."

„Ich möcht's nicht sein. Wahrhaftig nicht. Gerade weil Du . . . Hör' mal, Mädel, Du bist wirklich ein — ein vornehmer kleiner Kerl bist Du, hol' mich der Deibel."

Sie streckte ihm beide Hände hin. „Du verzeihst mir?"

Nun lachte er. „Verzeihst! Verzeihst! Ich — Dir! Du bist ja gottvoll. Ich bringe Dich in den Schlamassel, Du machst das große Portemonnaie auf, ohne Wimpernzucken, und dann soll ich auch noch edelmütig verzeihen? Du — Goldmädel! Prachtmädel!"

Sie gab sich seinen Küssen hin, wie erlöst, daß die Einigkeit wieder da war, aber sie fühlte sich doch so erschöpft von der Aufregung, daß sie ihn schüchtern um Schonung bitten mußte.

Er kam sofort zur Besinnung. Und nun war er zärtlich um sie besorgt.

Eine wunde Seligkeit erfüllte ihr Gemüt. Sie liebte ihn am allermeisten, wenn er so betulich um sie war. Vielleicht, weil sie so früh die Elternliebe, die Mutterzärtlichkeit hatte entbehren müssen.

Den Abend verbrachten sie in der Oper, hörten die „Walküre". Es war das erstemal, daß sie zusammen im Theater saßen. Sie wunderte sich darüber, wie ruhig der sonst so quecksilbrige Mann dasitzen konnte. Nur ab und zu ein Augenblitz, eine halbe, sofort wieder unterdrückte Geste, ein Flüsterwort, wenn er sie auf dies oder das aufmerksam machen wollte

So schlossen ihre Flitterwochen noch mit einem Festtag voller Harmonie und voll seliger Erwartungen.

Sie glaubten sich auf der Heimfahrt noch an der Schwelle ihres Glücks — ahnten beim Betreten des Festlands nicht, daß das goldne Tor sich für sie schon wieder geschlossen hatte. Die Ankunft in der Residenz, der Antrittsbesuch auf der Intendantur brachten die erste schwere Enttäuschung. (Fortsetzung folgt.)

Die fünf Hämmer.

Ich hab' einen zierlichen Hammer zur Hand.
Der schmiedet manch güldenes Liebesband.

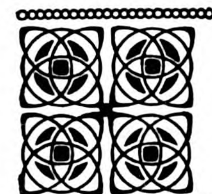
Ich hab' einen zweiten: der heißt die Schuld.
Der hämmert so schwer und zwingt zur Geduld.

Ich hab' einen dritten, der hämmert mich hart
Gegen die törichte Gegenwart.

Ich hab' einen vierten: der ist die Kunst.
Nicht immer hämmert er mir zu Gunst.

Ich hab' einen fünften: Sehnsuchtsnot.
Der hämmert — und hämmert mich in den — Tod.

Albert Geiger.




Das deutsche Künstlerplakat.

Von Dr. Walter F. Schubert.



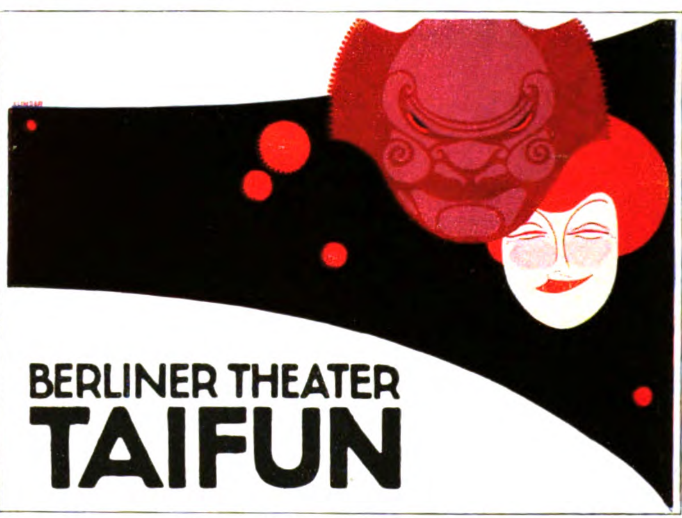
Das l'art pour l'art=Prinzip, das vor wenig Jahren das Haus Bing in Paris mit Unterstützung einiger begeisterter Ästheten als oberstes Gesetz in das Kunstgewerbe einführen wollte, und das — im Interesse nicht nur des kunstliebenden Teils der Menschheit — durch eine rasch und kräftig einsetzende Reaktion bald auf einen kleinen Kreis nicht zu ernüchternder Verehrer zurückgedrängt wurde, hat auf keinem anderen Gebiete weniger Bedeutung gehabt und Einfluß ausgeübt, als im Bereiche der Plakatkunst. Nichts widerspricht dem Wesen der modernen Affiche mehr als dieses Wirken nur um der Kunst willen. Das Plakat ist absolute Zweckinkarnation, wie es zugleich Folge und Geleiterscheinung des modernen Kulturlebens ist. Widersinnig ist es, die Affiche, wie es zuweilen geschieht, als Kunstprodukt an sich zu werten, dient sie doch lediglich Erwerbszwecken, ist ihr doch das höchste Gebot, zu wirken in des Bestellers Absichten, für seine Waren, für sein Geschäft. Ein anderes freilich ist es, ob sie dieser ihrer Aufgabe in der Gestaltung durch Künstlerhand nicht besser gerecht wird.

Damit erklärt sich zugleich die gewaltige Verschiedenheit der deutschen Plakate vor etwa 1896 von einem großen Teil unserer modernen Affichen. Als die deutsche Plakatkunst noch in den Kinderschuhen steckte, vor 1896, fiel es keinem Künstler ein, sich in den Dienst dieser gewerblichen Sache zu stellen. Allenfalls ließ er sich noch herbei, das Plakat für eine Kunstausstellung zu entwerfen, aber mehr auch nicht. Darum sah es in diesem Teile der Graphik erschrecklich roh und wüst aus. Von einer deutschen Plakat**kunst** konnte unter diesen Umständen schlechterdings nicht die Rede sein, und so darf es nicht wunder nehmen, wenn die „Affiche internationale illustrée", die 1895 in Paris erschien, von ihr nicht viel mehr zu sagen wußte, als daß es schwer sei, über sie zu sprechen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht existiere. Die lithographischen Anstalten brachten einen Wust von vielfarbigen, verschnörkelten und zum Schluß noch glänzend lackierten Plakaten auf den Markt, von denen jedes einzelne die unsinnige Prätention, dem Ölbild in der Wirkung es gleich zu tun, auf den ersten Blick erkennen ließ. Geschwätzig wie eine alte Jungfer entfaltete solch ein Blatt in vielen enggesetzten Zeilen einen großen Wortreichtum, sämtliche Ausstellungsmedaillen, Hoflieferantenwappen; kurz alles, was an anderen Orten besser Platz gefunden hätte, wurde in langen Textreihen dem Plakat aufgepackt — und



Plakat für den Berliner Zoologischen Garten von H. R. Erdt. Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

damit Wesen und Zweck des Plakates wie der eigenen Reklametätigkeit gründlich verkannt. Einen anderen Typ bildeten die Plakate mit „idealen Sujets". Tausende und aber Tausende von mythologischen und allegorischen, menschlichen und tierischen Wesen nahmen da auf einmal von den Anschlagsäulen Besitz, schwangen Lorbeerkränze und Palmzweige (oder gar Automobilpneumatiks) und bliesen auf Drommeten und Fanfaren.



Theater-Plakat von Julius Klinger.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

Die weiblichen Idealgestalten taten noch ein übriges, indem sie dem Vorübergehenden stets ein artiges Lächeln boten. Diese ewig gleiche Art der Darstellung mußte nur zu bald ihren Reklamewert einbüßen, und der Umschlag konnte nicht ausbleiben.



Plakat von L. Hohlwein.
(Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten, München.)

Da erschien im Jahre 1895 das Plakat für „die alte Stadt" in Dresden. Zwar zeigte es gleichfalls eine weibliche Gestalt, aber kein „süßes Mädel", keine blöde Attrappe, sondern ein zum Ganzen wundervoll passendes, sich in den historischen Rahmen sinnvoll einfügendes Abbild einer jungen deutschen Frau des Mittelalters von der Hand des Dresdener Meisters Otto Fischer. Hier waren nun zum ersten Male für deutsche Lande in glücklichster Weise die Prinzipien einer modernen Plakatkunst in die Praxis umgesetzt worden: Fernwirkung als Zweck und Flächengestaltung als Mittel dazu. Freilich, nicht sobald folgte der Tat die durchgreifende Wirkung, noch

heute kann man ja in jedem Konfitürengeschäft die lieblichen Wesen beisammenfinden in schönster lächelnder Harmonie. Hier mag wohl das Metier einigen Einfluß ausgeübt haben, aber auch sonst noch spuken die Idealgestalten herum, mehr oder weniger bekleidet, ein Graus oft unter unserem germanischen Himmel. Daß es auch ohne das ewig Weibliche ging, bewies in demselben Jahre Ludwig Sütterlin mit seinem Hammerplakat für die Berliner Gewerbeausstellung.



Sport-Plakat von L. Bernhard.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

Und das Vorgehen dieser Männer sollte so wenig Schule gemacht haben? Mit nichten. Dafür legten zunächst die Plakate für Kunstausstellungen Zeugnis ab, bei denen keine Tradition, keine Schablone den Künstler beengten, wo ein freier Wettbewerb die Beteiligung weiter Kreise und den ständigen Einstrom neuer Ideen zur Folge hatte. Das Vorgehen der Ausstellungskomitees, Entwurf und Ausführung der Plakate in Künstlerhände zu legen, wurde bald auch auf anderen Gebieten vorbildlich. In München regte es sich allenthalben. „Simplizissimus" und „Jugend" wetteiferten mit der Herausgabe künstlerischer Affichen. Wer kennt sie nicht, die feuerroten, zähnefletschenden Doggen T. T. Heines, und wer entsinnt sich nicht auch des einen oder anderen Werbeblattes der vielgeschäftigen „Jugend"? Bald folgte die Mehrzahl der großen deutschen Verlagsgeschäfte. Auf der ganzen Linie ward es mit einem Male lebendig. Die offizielle Reklame setzte ein, Kurorte, Städte, ganze Gaue (das bayerische Hochland z. B.) suchten durch Wettbewerbe und direkte Aufträge in den Besitz von Künstlerplakaten zu gelangen, auch der Staat erwarb sie für verschiedene seiner Betriebe (z. B. die Eisenbahndirektion Köln das sehr wirksame Blatt „Am Rhein" von E. Wiemann, die Ansiedlungskommission mehrere meist in kleinem Format hergestellte, z. T. sehr gute



Theater-Plakat von Julius Klinger.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

Arbeiten ꝛc.). Die erzieherische Wirkung der neuen Erscheinung blieb nicht aus. Hatte man noch das Berliner Hammerplakat bewitzelt und travestiert, so war das gerade der beste Beweis: einmal für seinen inneren Wert, zum anderen auch für die nachhaltige Einwirkung auf weiteste Kreise des Publikums. Von vielen Seiten wurde die neue Bewegung freudig begrüßt und unterstützt. Plakatausstellungen suchten das Interesse zu wecken und zu vertiefen, indem sie die besten Beispiele des In- und Auslandes vereinigten, die Kunstgewerbemuseen nahmen sich auf das wärmste des jungen Reises an, das auf dem Boden der Graphik erstanden war. Plakatsammlungen wurden angelegt, Vorträge von Berufenen und Unberufenen abgehalten und zu guter Letzt alles literarisch und kritisch gehörig durchgearbeitet. Die Folge war: im Publikum modelten sich allmählich die Vorstellungen von Gut und Böse um, der Blick ward geschult, lernte Schlechtes von Gutem scheiden, und allgemach merkten auch der Kaufmann und der Industrielle, daß man mit dem neuen Kurs doch weit besser fahre als mit der alten Attributschablone. Und noch ein anderes trat hinzu. Auch der Künstler lernte und wandelte seine Anschauungen. Baute er früher seinen Entwurf nach akademischen Traditionen als Plakat**bild** auf, so sah er jetzt, daß dieses Streben ein verfehlter Ehrgeiz war; es gingen ihm die Augen auf über den **Zweck** des Plakates, über das Wesen und den Sinn einer **Kunst der Reklame**. Und damit war der



Plakat von Julius Klinger.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

Plakat von C. Moos.
(Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten, München.)



Ausstellungs-Plakat von L. Bernhard.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt, Berlin.

einen recht beträchtlichen Kreis von Künstlern, denen diese Sonderbegabung eigen ist. Wir haben durch sie, als Ergebnis ihrer Tätigkeit, ein deutsches Künstlerplakat erhalten, als Endsumme, das einzig in seiner Geschlossenheit und in seinem Eigenwert dasteht, und das in seinem Durchschnitt bereits die besten Leistungen des Auslandes erreicht. Der überzeugendste Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung sind die Auftragerteilungen, die das Ausland jetzt immer häu-

Sieg der modernen Plakatkunst entschieden.

Die Folge war, daß sich mancher, der mit Pinsel und Farbe umzugehen wußte, auch in der neuen Kunst versuchte. Es zeigte sich aber bald, daß zur Herstellung eines guten, d. h. künstlerisch wie vom Standpunkt des Auftraggebers aus vollwertigen Entwurfes mehr gehörte, als ein bißchen Technik und ein Auftrag. Die Verfeinerung des Urteils, die Notwendigkeit, etwas aus der Fülle der Gesichte markant Hervortretendes zu schaffen, stellten Aufgaben, denen nur ein Künstler, und zwar ein Künstler von ganz spezieller Begabung für das Plakat gerecht zu werden vermochte. Und so schied sich bald die Spreu vom Weizen. Wir haben derzeit



Sport-Plakat von L. Hohlwein.
(Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten, München.)

figer deutschen Künstlern zugehen läßt. In der Tat, ein stolzes Ergebnis nach vierzehnjähriger Entwicklung. Süddeutsche und norddeutsche Plakatkunst hat daran den gleichen ruhmvollen Anteil. Jede hat ihr eigenes Gepräge und ihre eigene Entwicklungsgeschichte: jene ist die ältere, nach Lage der Dinge tiefer wurzelnde und günstigster Resonanz im Publikum sichere, diese dagegen nicht nur die jüngere, sondern auch (wenigstens in einer Weltstadt wie Berlin) vor wesentlich schwierigere Aufgaben gestellte und von Widrigkeiten allerart bedrängte. Innerhalb dieser beiden großen Heerlager vermag ein kundiges Auge noch einzelne Stammesgruppen zu erkennen, im Süden eine Münchener, Karlsruher und Stuttgarter; im Norden eine Berliner, Dresdener und Darmstädter. Doch haben München und Berlin eine derartige Vormachtstellung erlangt, daß neben diesen Hauptstützen der deutschen Plakatkunst die anderen Kolonien nur mehr als Oasen in der Wüstenei des Unkünstlerischen und als Pflegstätten bestimmter Gattungen von Plakaten in Betracht kommen. Die dadurch bewirkte Konzentration der Kräfte ist mit ein Werk der lithographischen Kunstanstalten, die sich so einen Stab von Künstlern sicherten. Für den Künstler aber hatte diese Verbindung den Vorteil, daß er sich nun nicht mehr persönlich um Aufträge zu mühen hatte und daß die oft



Plakat von Julius Klinger.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.



Plakat von L. Hohlwein.
(Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten, München.)



Ausstellungs-Plakat von Julius Klinger.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

eingestellt zu haben; wenigstens gehören die bekannten Teufel- und Bullenbeißerblätter für den „Simplizissimus", für Tinten- und Automobilfabriken, die ab und zu in einer Neuauflage erscheinen, sämtlich weit zurückliegenden Jahren an. Von der Gründerschaft der „Jugend" lassen sich nur noch Münzer, Diez und die beiden Erler hin und wieder vernehmen; Fritz Erler und Münzer in durchgehend vorzüglichen und ihrem überaus schwierigen Unterhandlungen mit den Bestellern wegfielen.

Es ist zwar ein leichtes, die überragenden Könner der einzelnen Plakatgruppen namhaft zu machen, indessen liegt darin immer eine gewisse Benachteiligung mancher jungen, ringenden Kraft, deren Begabung sich in einem der jetzt so überaus häufigen Wettbewerbe oft überraschend und überzeugend zugleich dartut. Allein oft ist es nur ein zufälliger glücklicher Wurf, und spätere Arbeiten erweisen die Haltlosigkeit des günstigen Ersturteils. Um der wenigen Gerechten willen aber die Anonymität auf den Thron zu heben, hieße den Teufel mit Beelzebub austreiben. Beginnen wir mit München, unserer Kunstmetropole par excellence, deren Zeitungen über Neuerscheinungen auf dem Gebiete des Künstlerplakates stets genau so eingehend berichten wie über jedes beachtenswerte Ereignis im weiten Reiche der Kunst, so kommt T. T. Heine gegenwärtig eigentlich nicht mehr in Frage, er scheint seine plastische Tätigkeit ganz



Plakat von Hans Rudi Erdt.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

Schaffen im Bereich der „hohen“ Kunst in nichts nachstehenden Leistungen. Ein spezifisch Talent in der Münchener Schule der Plakatkunst ist Ludwig Hohlwein, dessen Name auch in Berlin von einigen hier verbreiteten Arbeiten her einen ausgezeichneten Ruf genießt. An Zahl und an Bedeutung seiner Entwürfe steht er obenan. Als passionierter Sportsmann bevorzugt Hohlwein Stoffe, die ihm nach Neigung und Betätigung lieb und vertraut sind. Ob er den Winter- oder Wassersport zum Vorwurf wählt, die Jägerei oder den Pferdesport mit seinen zahlreichen Spielarten, immer kommt unter seiner Hand ein Plakat von eminenter Frische und Zugkraft zustande. Was seine sportlichen Darstellungen auszeichnet, kommt ebenso den Arbeiten auf anderen Gebieten zugute: die außerordentliche Einfachheit der Mittel und der hervorragende Geschmack in der Zusammenstimmung der Farben. Mag er



Theater-Plakat von E. Edel. Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.



Plakat von R. Witzel. (Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten, München.)

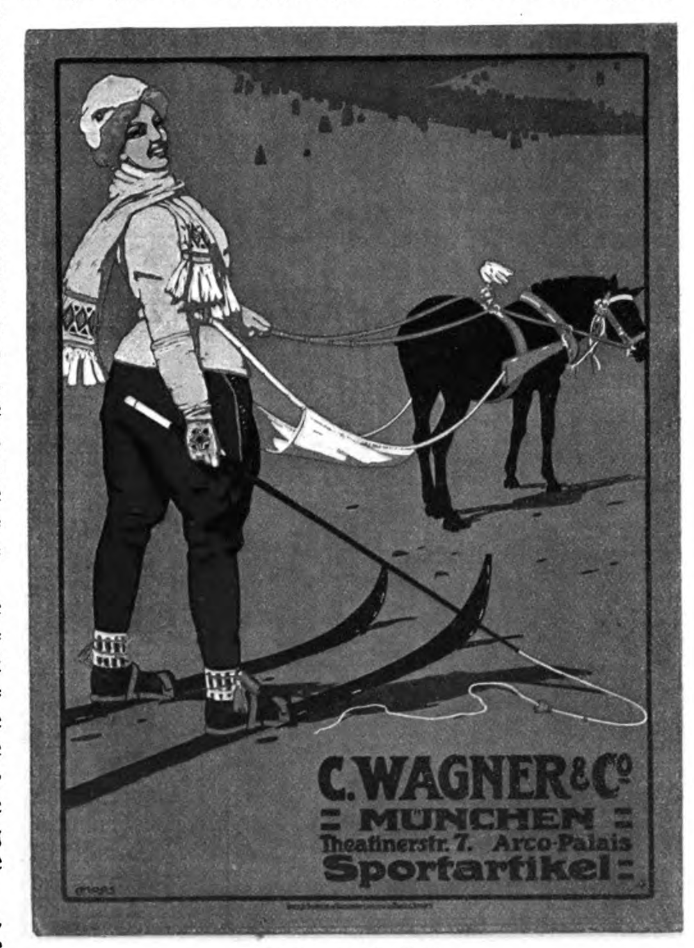
nun für die Terranova-Industrie weit schwingende Möwen über weißer Meeresküste ihre Kreise ziehen lassen oder um eine Schachtel mit Haushaltungsfett drei gravitätische Pinguine gruppieren, stets ist es ein Volltreffer. Neben ihm kommen als fruchtbare und gute Plakatkünstler noch in Betracht C. Moos, dessen Stärke im Sportplakat wurzelt, und R. Witzel, dem die holde Weiblichkeit die besten Motive gibt. Während sich der Ruf namentlich der beiden erstgenannten Künstler allmählich über das ganze Reich und der Ruhm Hohlweins gar über den Erdenrund verbreitet hat, blieb die Kenntnis vom Wesen und Wirken anderer Münchener Plakatkünstler auf den Bannkreis Isarathens beschränkt. Weniger in die Breite, mehr in die Tiefe übte ihr Schatten

Einfluß, und die Namen Otto Obermeier und Johann B. Maier gelten dem echten Münchener als beste Vertreter bodenständiger Plakatkunst. Es gibt wohl keine Brauerei im bierfrohen München, für die Obermeier noch kein Plakat, noch keine Speisenkarte entworfen hat, alles in runder behäbiger Gemütlichkeit, voll leisen Humors, ohne ein erregendes Stimulans. Darum auch liebt ihn der Urmünchener vor allen. Maier ist ihm schon ein bißchen zu modern, zu farbig, zu unruhig.

Von den beiden anderen süddeutschen Plakatgruppen wird die Stuttgarter im wesentlichen durch Johann Vincenz Cissarz vertreten, dem die deutsche Plakatkunst einige ihrer reizvollsten Blätter verdankt. In Karlsruhe sind es die Mitglieder des dortigen Künstlerbundes, in erster Linie Langhein, Wiemann und Hellmuth Eichrodt, die sich des Künstlerplakates tatkräftig angenommen haben und in eigener Kunstanstalt ihre Entwürfe fertigstellen. Bei ihnen findet die landschaftliche Affiche eine besonders liebevolle und feinsinnige Behandlung. Die Verkehrsplakate, die hier entstanden sind, zeichnen sich sämtlich durch eine gleicherweise künstlerisch wie reklametechnisch fesselnde Wirkung aus.

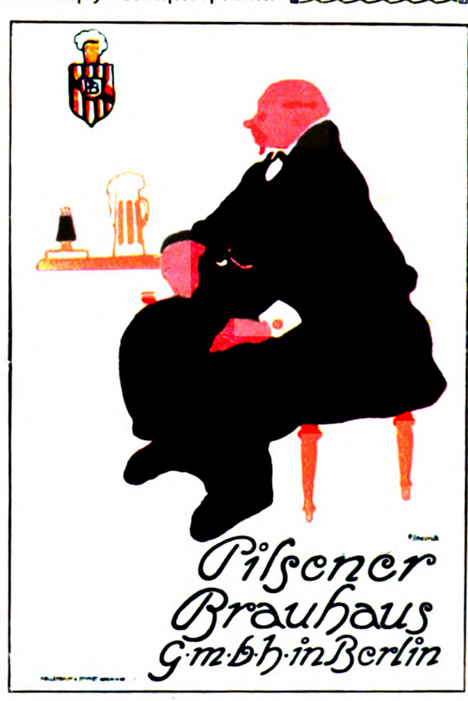
Hie süddeutsche — hie norddeutsche Künstlerschaft! Unter den drei norddeutschen Plakatgruppen nimmt die Darmstädter durch die starke Betonung des dekorativen Elements eine gewisse Sonderstellung ein. Der hervorragendste Plakatkünstler dieser Gruppe ist Kleukens, dessen brillant stilisierte Plakatfiguren für die Ausstellungen der Künstlerkolonie Schildträger und Herolde geworden sind. Wie Stuttgart im Süden, so bietet Dresden im Norden das am wenigsten geschlossene Bild. Sein internationaler Boden ließ eine Vielgestaltigkeit von Ausdrucksformen aufkeimen, unter denen das Gute und Bestehende durch die Namen Otto Fischer, Unger und Goller gekennzeichnet ist. Fischers Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Künstlerplakates hat hier bereits ihre Würdigung erfahren. Auch die beiden anderen Künstler gehören noch der Gründerperiode des modernen Plakates an, und namentlich Ungers Entwürfe genießen unter den Inkunabeln der Plakatkunst einen hohen Ruf.

Durchaus exzeptionell im Bereiche der deutschen Plakatkunst ist die Stellung Ver-



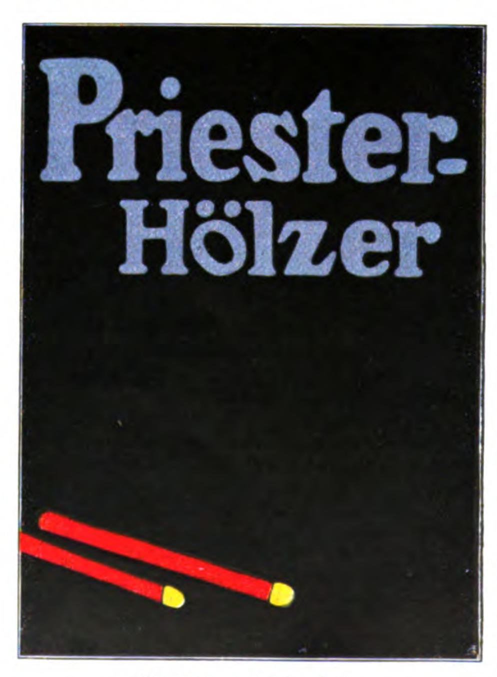
Plakat von C. Moos.
(Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten, München.)

lins. Berlin ist Millionenstadt, Weltstadt. Alle Fäden des öffentlichen und merkantilen Lebens vereinigen sich hier zu einem gewaltigen Bau, in dessen verwirrend kompliziertem und von hastendem Treiben durchpulsten Mechanismus sich die Bedingungen für eine wirksame Reklame um ein vielfaches schwieriger gestalten als in sämtlichen anderen Städten des Reiches. Um in dem Gewoge dieser Riesenstadt sich Beachtung zu verschaffen, die Augen der flutenden Menge auf sich zu lenken, mußte das Plakat sich hier zu einem eigenen Typ auswachsen, mußte es einen Stil annehmen von stärkster Konzentration in Fläche und Farbe. Die rein kaufmännisch-nüchterne Zweckforderung hat selten so gute Frucht getragen, wie auf diesem auch noch in anderer Hinsicht wenig ertragbereiten Boden. Waren doch und sind noch heute die Anschlagsbedingungen in Berlin viel ungünstiger, als beispielsweise in München mit seinem ausgedehnten Netz von Plakattafeln. Gewiß sind in den Hallen der Hoch- und Untergrundbahnhöfe neue Möglichkeiten für eine weitere geeignete Verbreitung des Künstlerplakates erstanden. Aber die Hauptfrage, die zweckmäßige Unterbringung auf



Plakat von Paul Scheurich.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

der Straße, und zwar ausschließlich an Plakat tafeln, ist noch nicht zu befriedigender Lösung gebracht worden. Noch immer überwiegen die Litfaßsäulen, welche die Wirkung namentlich der in Querformat ausgeführten Blätter außerordentlich beeinträchtigen. Auf diesem spröden märkischen Boden nun brachten die Eigenart der Bevölkerung und ihre Vorliebe für Witz und Drastik wieder eine echte „Berliner Pflanze" zur Entwickelung. Das Berliner Plakat bildet tatsächlich eine Gruppe für sich und ist von einem Münchener Blatt etwa schon auf weite Entfernung zu unterscheiden. Als erster verstand es Edmund Edel, die Lieblingsthemata seiner Landsleute mit künstlerischem Wesen zu durchsetzen, so daß er nicht mit Unrecht als der Vater des Berliner Künstlerplakates gilt. Ein übermütig flotter Zug geht durch alle seine zahlreichen Plakatschöpfungen, echter Humor steckt in ihnen; beide sind dabei durchaus bodenständig. An Kraft der Darstellung freilich und Prägnanz des Stils bleibt er hinter Julius Klinger zurück, der sein Erbe anzutreten berufen ist, und hinter dessen farbenfrohen Entwürfen



Plakat von L. Bernhard.
Ausgeführt von Hollerbaum & Schmidt in Berlin.

der Schalk hervorlugt. Klinger kultiviert den ausgesprochen modernen Plakatstil, den neben ihm nur Bernhard gleich vorzüglich beherrscht. Bernhards Domäne wieder ist das schlichte Sachplakat. Aber wie er so einen Schuh oder ein paar elektrische Lampen vor einen glatten Hintergrund bringt, wie er dazu in klaren, wuchtigen Schriftzeichen ein kurzes Schlagwort setzt, das macht ihm sobald keiner nach. Allenfalls können ein paar Plakate Lindenstaedts, der auf dem gleichen Gebiet arbeitet, daneben genannt werden. Einen eigenen und durchaus eigenartigen Stil hat Paul Scheurich für seine Plakatentwürfe gefunden, eine kapriziöse, auf den Traditionen des Rokoko fußende, von sicherster Beherrschung des Technischen und der farbigen Werte zeugende Ausdrucksform. Ob er ein Brauereiplakat zeichnet oder ein Blatt für eine lithographische Kunstanstalt, ob es sich um Arbeiten für Theater, Redouten, um Köpfe für Kalender und Menukarten handelt: die stark schwingende persönliche Note seiner Kunst gibt ihnen stets ein unverkennbares Gepräge. Als Vertreter der Münchener Schule nimmt Hans Rudi Erdt eine gewisse Sonderstellung ein. Die zwei Jahre, die ihn jetzt von der Isarstadt trennen, haben seinen spezifisch Münchener Stil nicht zu beeinflussen vermocht, und auch seine letzten Arbeiten atmen noch ganz die Frische und Freudigkeit der besten süddeutschen Künstlerplakate. — Im übrigen schmückt noch manches gute Blatt in Berlin wie in München die Plakattafeln und Anschlagsäulen, dessen Künstler in dieser kurzen entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung nicht mit Namen genannt werden konnte.



Plakat von L. Hohlwein.
(Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten, München.)

Mondnacht-Pastell.

Durch blaue Mondnacht wandern Bursch und Dirne.
Man sieht des Mädchens Haar noch wirr vom Tanz.
Es ist ein solches Leuchten der Gestirne, —
Von jedem Grashalm rieselt Tau und Glanz.
Vom ebnen Land sieht man die zwei sich heben.
Voll tiefstem Leben pulst die blaue Nacht.
In jedem Zug sieht man des Burschen Macht.
Wirr wie sein Haar sieht man des Mädchens Leben.

Frida Schanz.

Graf Camillo Benso von Cavour.

Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Begründung des Königreichs Italien.

Von Dr. C. Mühling.

Vor hundert Jahren wurde Cavour geboren. Seit einem halben Jahrhundert schläft er den ewigen Schlaf in der Gruft von Santena, dem uralten piemontesischen Stammgute seiner Familie. Bis fast zu seinem vierzigsten Jahre wurde sein Name selbst in seiner engeren Heimat nicht viel genannt, außerhalb der Grenzen Italiens wußte man so gut wie nichts von ihm. Aber als er starb, trauerte ein großes Königreich um ihn wie um einen Wohltäter, und ein ganzes Volk empfand die Unersetzlichkeit des Verlustes. Zwei Welten rechneten ihn zu den größten Staatsmännern der Geschichte. Die erstaunlichen Taten und die rastlose Arbeit eines Jahrzehnts haben ihn unsterblich gemacht. Darum geziemt es sich wohl, heute, da das moderne Italien die Völker der Erde zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages ladet, in erster Linie dieses Mannes zu gedenken. Denn für Italien bedeutete er mehr als Bismarck für Deutschland. Ohne Preußens starkes Heer und seine genialen Führer hätte der eiserne Kanzler das Werk der deutschen Einheit nicht vollbringen können. Italien verdankt die Befreiung von der Fremdherrschaft und die Verschmelzung seiner zerstückelten Provinzen der unvergleichlichen diplomatischen Kunst dieses großen Staatsmannes fast ganz allein.

Oft ist dennoch Cavour mit Bismarck verglichen worden. Das merkwürdige Zusammentreffen der nationalen Bewegungen in Deutschland und in Italien und ihr fast gleichzeitiger Erfolg fordern ja zu solchem Vergleich heraus. Die Mittel, die ihre Staatskunst anwendete, ähnelten sich auch zuweilen, ja die leitenden Grundsätze ihrer internationalen Politik waren fast dieselben; aber himmelweit voneinander verschieden waren ihre Charaktere, und ihre Weltanschauungen hatten keine Berührungspunkte.

Beide stammten aus alten Adelsgeschlechtern, beide waren treue Anhänger des Königtums. Aber Bismarcks Vorstellung des monarchischen Gedankens wurzelte in dem Begriff des Gottesgnadentums, und jede Abhängigkeit des Rechts auf die Herrscherwürde von irgendeiner Betätigung des Volkswillens schien ihm ein Unsinn. Cavour konnte sich kein Königtum denken, das seine Wurzeln nicht im Willen der Staatsbürger hatte. Die deutsche Kaiserkrone nahm Wilhelm I. zu Versailles aus den Händen der deutschen Fürsten entgegen. Viktor Emanuel wurde auf den Thron des geeinten Italiens durch die Abstimmung des Volkes erhoben, nachdem der Unwille der Nation die ihr aufgedrängten Herrscher über die Grenzen des Landes gejagt hatte.

Als Cavour geboren wurde, da stand der große Korse auf dem Gipfel seiner Macht. Er beherrschte nach Willkür das ganze europäische Festland außer dem russischen Reich. Italien war eine französische Provinz und trug nur den Namen eines selbständigen Königtums. Die Schwester des Welteroberers, die schöne Fürstin Paolina Borghese, hielt den zukünftigen Einiger Italiens über die Taufe, und von ihrem Gatten Camillo erhielt er den Namen. Der ganze piemontesische Adel umschwärmte damals den Hof des französischen Statthalters. War doch das von Napoleon geschaffene italienische Königreich, das die Lombardei, das Veneto, Modena, Reggio, die Romagna und die Marken umfaßte, und über die Bevölkerung alle die vielen Errungenschaften der französischen Revolution ausgoß, wenigstens der erste Versuch der Staatenbildung, die seit Dante und Petrarca alle großen Italiener herbeigesehnt hatten; wurde doch die ganze apenninische Halbinsel, das Königreich Neapel unter Murat und die mit Frankreich vereinigten Gebiete von Piemont, Ligurien, Parma, Piacenza, Toscana und Rom von einem gewaltigen Geiste beherrscht. So bedeutete die Eroberung Italiens durch Bonaparte in jenen Jahren die Verwirklichung eines langgehegten Traumes, und sie wurde von den italienischen Patrioten um so hoffnungsfreudiger begrüßt, als sie von einem Menschen vollendet wurde, der Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blute war.

Des Korsen Sturz und der Wiener Kongreß, jene schmachvollste aller Diplomatenversammlungen, auf der Fürsten und Staatsmänner ohne Rücksicht auf die geschichtlichen und ethnischen Beziehungen ihrer Bewohner Staatengebilde schufen, die fast alle zum Untergange bestimmt waren, zerstörte diese Hoffnungen. Und wiederum wurde Italien das zerstückelte Land, das es seit Jahrhunderten gewesen war, und wieder flüchtete die ganze Freiheits- und Einheitssehnsucht des geknechteten Volkes in die Trauergesänge seiner Dichter.

Klardenkende Politiker sahen deutlich, daß die staatliche Einheit nur von dem kleinen Königreiche aus erkämpft werden konnte, das am Fuße der Alpen lag, und an dessen Spitze einheimische Dynasten standen. Weit früher, als in Deutschland die Überzeugung Gemeingut wurde, daß nur unter der Führung Preußens und unter dem Zepter der Hohenzollern die Einigungsbestrebungen von Er-

folg gekrönt werden könnten, brach sich in Italien die Meinung Bahn, daß der nationale Gedanke nur im Zeichen des Kreuzes von Savoyen siegen würde. Während aber die Hohenzollern die Einheit Deutschlands nur im Bunde mit den deutschen Fürsten verwirklichen konnten, mußten die Savoyer ihre Einheitsbestrebungen gegen die italienischen Könige und Herzöge richten. So wurde Deutschland unter der Mitarbeit der deutschen Fürsten ein Bundesstaat. Auf den Trümmern der Throne aber und Thrönchen vertriebener Fremdherrscher wurde der italienische Einheitsstaat errichtet. So ähnlich also die Ziele der nationalen Kämpfe in Deutschland und in Italien waren, so verschieden waren die Aufgaben, die zu ihrer siegreichen Durchführung gelöst werden mußten. Und wunderbar paßte sich diesen Aufgaben das Wesen der Staatsmänner an, welche die Vorsehung zu ihrer Lösung ausersehen hatte. Ein konservativer Landedelmann hätte das Königreich Italien ebensowenig schaffen können wie die von glühendem Liberalismus erfüllten Vorkämpfer der Parlamentsherrschaft das Deutsche Reich. —

Von der ersten politischen Meinungsäußerung des achtzehnjährigen Genieoffiziers bis zum letzten Worte des sterbenden Ministers findet man in dem ganzen umfangreichen Briefwechsel, in der Sammlung der politischen Schriften, in der großen Masse der parlamentarischen Reden und diplomatischen Aktenstücke Cavours nicht einen einzigen Gedanken, der im Widerspruch steht zu der liberalen Weltanschauung, von der sein politisches Wirken wie von einem unerschütterlichen Säulenbau getragen wurde. Mit der ganzen Leidenschaft eines in seinem Innersten verletzten Bekenners weist er in einem wundervollen, an seinen Bruder Gustav, den Rosminianer, gerichteten Brief die Zumutungen zurück, die von seinen in feudalen und absolutistischen Überzeugungen befangenen Angehörigen an ihn gestellt wurden. Mit einer Selbständigkeit und Festigkeit des Urteils, die für einen kaum der Kadettenschule entwachsenen Jüngling geradezu erstaunlich ist, verteidigt er in diesem ersten politischen Bekenntnis großen Stils, das von ihm erhalten ist, seine liberalen Gedanken und das Recht der freien Meinungsäußerung, das man ihm aus opportunistischen Gründen bestreitet. Mit Entrüstung weist er die Forderung zurück, um irgendwelcher Vorteile willen Ansichten zur Schau zu tragen, die er nicht hat. Aber er lehnt es auch ab, die nach der Überzeugung seiner väterlichen Familie gefährlichen Gedanken für sich zu behalten. „Wenn ich mich," so schreibt er, „der Gleichgültigkeit überließe, dann könnte der geringste falsche Schritt mich für mein ganzes Leben vernichten, und die Energie der Seele ist mir unentbehrlich. Ich muß also mit allen Kräften gegen das kämpfen, was das Rückgrat meines Charakters brechen könnte, dessen ich täglich bedarf." „Die Energie der Seele ist mir unentbehrlich!" Ex ungue leonem!

Die militärische Laufbahn, für die ihn sein Vater, einer der näheren Freunde Carl Alberts, bestimmt hatte, behagte dem jungen Feuerkopf sehr wenig, dessen Interessen sich schon früh auf das Gebiet der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik und der Geschichte konzentrierten. Er war an die französische Grenze nach Ventimiglia versetzt worden und war als Genieoffizier bei den Befestigungsarbeiten beschäftigt. Aber seine Briefe aus jener Zeit sind ganz erfüllt von politischen Gedanken. Die großen volkswirtschaftlichen Schriftsteller Frankreichs sind es vor allen anderen, die ihn fesseln, und die Vorzeichen der Revolution werden mit scharfem Verständnis und kritischem Urteil beobachtet. In seinen Äußerungen und in den Briefen an den Bruder seiner Mutter, den Grafen Sellon in Genf, offenbart er freimütig die Hoffnungen, die er auch für die Zukunft Italiens auf die internationalen Wirkungen der französischen Revolution setzt. Er wird, von den Spionen der furchtsamen Regierung Carlo Felices beobachtet, allzu liberaler Gesinnung verdächtig, und immer klarer kommt ihm zum Bewußtsein, daß die militärische Laufbahn ihn zur Verleugnung seiner Überzeugungen, zur Lahmlegung seiner Talente, zum Verzicht auf alle seine wissenschaftlichen Neigungen nötigen würde. Die Verachtung, die er für die Umgebung, in der er lebt, und besonders für seine Standesgenossen empfindet, überschreitet alles Maß. In einem Brief an den schweizerischen Onkel schreibt er: „Der ganze Mittelstand, in Turin, und alle Klassen der Bevölkerung in den anderen Städten Italiens, die nicht durch die Auswürfe der Höfe besudelt worden sind (qui n'ont pas été saliés par les crachats des cours), haben die französische Revolution begrüßt und sehen in ihr das Morgenrot des Tages, der der Wiedergeburt Italiens leuchten muß. Es besteht keine Verschwörung, aber irgendein Zufall kann in Italien eine schreckliche Revolution herbeiführen; was werden dann unsere aristokratischen Höflinge machen, die den Hochmut ihrer Ahnen besitzen, aber nicht deren ungebändigte Kraft? Sie werden in dem Schmutz ersticken, den sie jetzt mit Orden, Flittern und Bändern zu bedecken suchen." Wer solche Sprache führte, konnte nicht mehr lange des Königs Rock tragen. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre nimmt er, genau wie Bismarck, seinen Abschied aus dem Staatsdienst und widmet sich im Einverständnis mit seinem Vater der Bewirtschaftung Leris*).

*) Es ist merkwürdig, wie bei aller Verschiedenheit des Ausdrucks und des Temperaments die beiden Briefe, in denen Cavour und Bismarck ihren Entschluß zum Verlassen des Staatsdienstes rechtfertigen, sich ähneln. Das unüberwindliche Bedürfnis nach der Betätigung des eigenen Wollens

In der Stille des Landlebens, beschäftigt mit volkswirtschaftlichen Studien und der Lösung agrarischer Probleme, auf Reisen durch England und Frankreich, auf denen er fruchtbare Beziehungen zu Gelehrten, Publizisten und Staatsmännern anknüpfte, bereitete sich Cavour, ganz wie der große nordische Junker, für die schwere Aufgabe vor, die er lösen sollte. Es scheint wirklich, als ob die schöpferischen Reformatoren unter den Staatsmännern die Luft der Amtsstuben nicht vertragen können. Als unabhängige Autodidakten wollen sie leben, bis die Forderung der Zeit sie an die leitende Stelle ruft, an der sie rücksichtslos die *eigenen* Gedanken verwirklichen können.

In den fünfzehn Jahren der Vorbereitung, die zwischen seinem Abschied aus der Armee und seinem Eintritt ins öffentliche Leben lagen, befestigte sich in Cavour die Weltanschauung, die das unerschütterliche Fundament seines politischen Wirkens wurde. Seine tiefe inbrünstige Liebe zur Freiheit auf allen Gebieten menschlicher Betätigung ist in diesen Jahren gründlicher Studien in seiner Seele emporgewachsen und hat später mit niemals unterbrochener Harmonie zwischen Denken und Handeln sein staatmännisches Tun bis zum letzten Atemzuge beherrscht. Nur wie die Krönung eines systematisch aufgeführten Baues erscheint die viel umstrittene Forderung der „Freien Kirche im freien Staat", deren Verwirklichung seine letzten Lebensjahre gewidmet waren. In der vollendetsten Rede, die er je gehalten, jener Rede von weltgeschichtlicher Bedeutung, in der er aus dem Prinzip der Freiheit die Notwendigkeit der Erhebung Roms zur Hauptstadt Italiens ableitete, hat er wie in einem kurzen Epilog zu seinem Lebenswerke diesen seinen Glauben an die allein seligmachende Kraft der Freiheit kurz vor seinem Tode noch einmal bekannt: „Ich will," so sagte er damals am 25. März 1861 im Parlament „zur Bekräftigung der Aufrichtigkeit unserer Vorschläge daran erinnern, daß sie mit unserem ganzen Regierungssystem übereinstimmen. Wir glauben, daß man das System der Freiheit in alle Gebiete der religiösen und bürgerlichen Gemeinschaft einführen muß; wir wollen die wirtschaftliche Freiheit; wir wollen Freiheit auf dem Gebiete der Verwaltung; wir wollen die volle und uneingeschränkte Freiheit des Gewissens; wir wollen alle politischen Freiheiten, die mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung vereinbar sind, und deshalb halten wir es als notwendige Folge dieser Ordnung der Dinge für erforderlich zum harmonischen Ausbau des Gebäudes, das wir errichten wollen, daß das Prinzip der Freiheit auch auf die Beziehungen zwischen Staat und Kirche angewendet werde."

So ist sein politisches Lebenswerk eine Reihe von Taten, die ein gemeinsamer, allgemeiner, sittlicher Gedanke verbindet: es ist wie ein Kunstwerk aus einem Guß.

Und das ist der größte von den Unterschieden, die seine staatsmännische Tätigkeit von der Bismarcks trennen. Bismarcks Leitstern war allein der politische Nutzen, Cavours Leitstern war die Idee der Freiheit. Freilich teilte er mit allen Vertretern der liberalen Weltanschauung die Überzeugung, daß politischer Nutzen im höchsten und letzten Sinne nur durch die Verwirklichung des Freiheitsideals zu erreichen sei. Und wenn der praktische Erfolg auf den Gebieten der Gesetzgebung und der auswärtigen Politik für die Richtigkeit einer politischen Theorie etwas beweisen könnte, so wäre das Lebenswerk Cavours eine der glänzendsten Rechtfertigungen für die sittliche Kraft und die Segen stiftende Macht der liberalen Weltanschauung. Freilich verteidigte er das Recht auf Freiheit mit nicht minder scharfen Waffen gegen die Tyrannei des Pöbels als gegen die der Reaktion. Darum ist er auch nie ein Anhänger des allgemeinen und gleichen Wahlrechts gewesen. In unserer Zeit, in der von den Unentwegten das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht als Prüfstein für die Echtheit der liberalen Gesinnung betrachtet wird, ist es vielleicht gut, daran zu erinnern, daß einer der bedeutendsten und erfolgreichsten Vorkämpfer des Liberalismus ein Gegner dieses Wahlrechts war. — Als die Reformen Pius' IX. in ganz Italien die größte Begeisterung entfachten und die Hoffnung erweckten, daß die anderen italienischen Regierungen, vor allem der König von Sardinien, dem Beispiel des Papstes folgen würden, da hielt Cavour die Zeit für gekommen, auf die er voll Sehnsucht gewartet hatte. Er trat aus dem Dunkel des Privatlebens ans Licht der Öffentlichkeit und wählte zur Verwirklichung dieser Absicht den Weg in die Redaktion einer Zeitung. Er begründete mit hervorragenden Gesinnungsgenossen, mit Cesare Balbo, Scialoja, Santa Rosa, Massimo d'Azeglio und Castello den „Risorgimento", dessen Programm die Verleihung der konstitutionellen Freiheiten, die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft, der Krieg gegen Österreich war.

Im Januar des Jahres 1848, des neuerdings so viel geschmähten Jahres, das dem Absolutismus in ganz Europa zur Schicksalswende wurde, warf Cavour in einer Versammlung, die zur Begrüßung einer zu Carl Albert von den Genuesern entsandten Deputation einberufen wurde, in die Debatte das Wort: „Ich stelle den Antrag, daß man vom König eine Verfassung verlange." Die Versammlung war im höchsten Grade verblüfft über die Kühnheit dieses Antrags, und gar viele unter den Anwesenden mögen

---

ist das Leitmotiv der Begründung sowohl in Cavours Brief an seinen Vater vom Oktober 1831, als in dem berühmten Verteidigungsschreiben, das Bismarck im August 1838 an seine Cousine, Karoline von Bismarck-Bohlen, richtete.

das Begehren des kleinen, dicken Mannes mit den vollen, roten Wangen und dem Kinderlächeln auf den schmalen Lippen, der mehr einem behäbigen Rentner als einem werdenden Staatsmann glich, für die utopistische Forderung eines politischen Dilettanten gehalten haben. Aber noch nicht zwei Monate später unterzeichnete Carl Albert unter dem Eindruck, den der Zusammenbruch des absolutistischen Regiments in Neapel hervorrief, das Dokument, das noch heute die Grundlage des öffentlichen Rechts in Italien bildet: das Staatsgrundgesetz vom 19. Februar 1848. In dem auf Grund dieses Gesetzes gewählten Parlament fand auch Cavour, nachdem er in der Hauptwahl unterlegen war, in den Ergänzungswahlen aber gleichzeitig vier Wahlkreise erobert hatte, als Vertreter seiner Vaterstadt Turin Sitz und Stimme. Der reife, achtunddreißigjährige Mann stand endlich auf dem Sprungbrett, das er selbst mit hatte zimmern helfen. Wer ihm damals gesagt hätte, daß er in den dreizehn Jahren, die er noch zu leben habe, ganz Italien, außer Venedig und Rom, unter dem Zepter der Savoyer vereinigen und die Grundlage für die Eroberung der Lagunenstadt und des Kirchenstaats schaffen würde, den hätte er wohl für einen Phantasten erklärt. Denn noch herrschte in Frankreich die eben erst begründete Republik, die allen italienischen Einheitsbestrebungen feindlich gesinnt war, und ihre Gewehre röteten die Hügel Roms mit dem Blute italischer Freiheitskämpfer. Daß aber mit der Verleihung der Verfassung auch der erste Schritt auf dem Wege zur nationalen Einigung getan worden sei, davon war er damals schon fest überzeugt. Die Erfüllung der liberalen Forderungen war ihm unzertrennlich von der Verwirklichung des nationalen Gedankens. —

Der unglückliche Krieg des Jahres 1848, zu dem niemand König und Volk mit größerer Begeisterung aufgepeitscht hatte, als Cavour mit seinen flammenden Artikeln im „Risorgimento“, konnte den Optimismus des jungen Parlamentariers nicht erschüttern. Er arbeitete weiter an der Ausgestaltung der freiheitlichen Institutionen. Wir haben schon gesehen, daß ihm mit Rücksicht auf die Besonderheit der italienischen Verhältnisse die Schöpfung einer freiheitlichen Gesetzgebung auf dem Gebiete der Kirchenpolitik ganz besonders am Herzen lag. Die Schriften des schweizerischen Pfarrers Vinet, der als einer der ersten Theologen für die Notwendigkeit der Trennung von Kirche und Staat eingetreten war, hatte er schon bald nach seinem Austritt aus dem Heere gelesen. Sie hatten, wie es scheint, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, denn bei allen den zahlreichen Gelegenheiten, bei denen er über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat das Wort ergriff, vertrat er mit Wärme dieselben Ansichten, die jener Pfarrer in dem Buch „Du respect des opinions“ niedergelegt hatte. Es ist kein Zufall, daß die parlamentarische Tätigkeit Cavours wie von zwei Marksteinen von zwei Reden eingeschlossen wird, die der Reform der Beziehungen zwischen Staat und Kirche galten. Den ersten großen rednerischen Erfolg, den er im piemontesischen Parlament erzielte, verdankt er seinem Eintreten für das Gesetz über die Abschaffung der kirchlichen Gerichtsbarkeit, dessen intellektueller Urheber er war. Diese am 7. März 1850 gehaltene Rede enthält eigentlich schon sein ganzes kirchenpolitisches Programm. Der staatsrechtlichen Verwirklichung des Grundsatzes: „Freie Kirche im freien Staat“, durch die sein kirchenpolitisches Ideal erreicht werden sollte, galt seine letzte oben schon erwähnte große Rede, während jene erste der Betätigung dieses Grundsatzes auf dem Gebiete des Zivilrechts gewidmet war. An jenem 7. März des Jahres 1850 wurde der Vatikan gewahr, daß ihm ein neuer Gegner erstanden war. Daß er von allen der gefährlichste werden sollte, hat Pius IX. damals schwerlich geahnt. Seit der Rede über die Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit stieg Cavours Ansehen im Parlament und in der liberalen Partei im Lande, die ihm anfangs mit großem Mißtrauen gegenüberstand, von Tag zu Tag. Als Pietro Santa Rosa, einer der intimsten Jugendfreunde Cavours, im Oktober 1850 starb, wurde er als sein Nachfolger im Amte des Ackerbau- und Handelsministers in die Regierung berufen und war schon in der Wintertagung desselben Jahres der leitende Geist und der Redner des Ministeriums, obwohl an seiner Spitze ein so hervorragender Mann stand, wie Massimo d'Azeglio. In dem Aufsehen erregenden, prophetischem Buch, das der bekehrte Gioberti um diese Zeit von Paris wie einen Feuerbrand in sein Vaterland schleuderte, und dem er den Titel gab: „Rinnovamento civile degli Italiani“, wird Cavour bereits als der Mann der Zukunft bezeichnet.

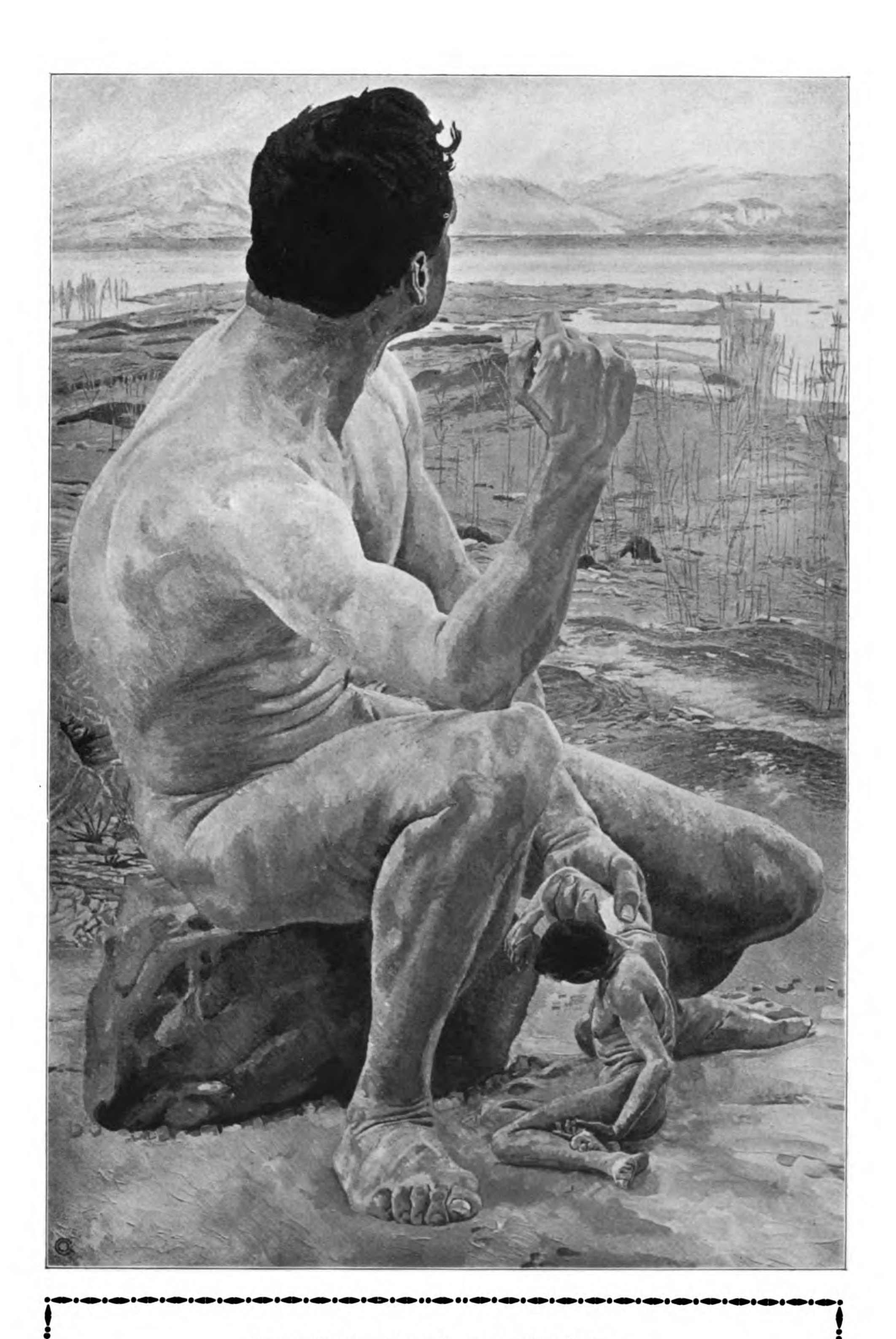
Vom Anfang seiner Ministerlaufbahn an beschränkte sich Cavour nicht auf die Geschäfte seines Ressorts, sondern gewann sofort großen Einfluß auf die Gesamtpolitik der Regierung. Die nationale Idee und die auswärtige Politik, die ja mit ihr im innigsten Zusammenhang stand, verlor er nie aus dem Auge. Auf sein Betreiben wurde mit der Leitung des Unterrichtsministeriums Luigi Carlo Farini, der Romagnole, betraut, der wegen seines unerschrockenen Eintretens für die konstitutionelle Monarchie aus den römischen Provinzen verbannt worden war, und damit wurde vor ganz Europa klargelegt, daß in der unglücklichen Schlacht von Novara der nationale Gedanke nicht begraben worden war. Und nach dem napoleonischen Staatsstreich vom 2. Dezember, der für alle piemontesischen Patrioten eine große Enttäuschung war und eine Entrüstung entfesselte, die sich in maßlosen Zeitungsartikeln entlud,

wurde auf sein Betreiben ein Gesetzentwurf vorgelegt, der den Beleidigungen fremder Herrscher den Charakter des Antragsvergehens nehmen und sie von dem Forum der Geschworenen an das Forum der ordentlichen Gerichte verweisen sollte. Die Rede vom 7. Februar 1852, mit der Cavour diesen gar nicht in sein Ressort fallenden Gesetzentwurf verteidigte, und an deren Schluß er, als ob er schon Ministerpräsident wäre, die Kabinettsfrage stellte, war ein Meisterstück parlamentarischer Taktik. Das Gesetz war eingebracht aus Gründen der äußeren Politik, vielleicht schon in der Voraussicht, daß der Mann des Staatsstreichs das Schicksal Italiens in den Händen hielt. Um seine Sympathien zu erwerben, scheute Cavour sich nicht, durch eine Maßregel, die fast von allen Liberalen für einen Angriff auf die Freiheit der Presse gehalten wurde, den Verdacht reaktionärer Gesinnung auf sich zu lenken. Er erreichte seinen Zweck; das Gesetz und die Rede machten im Ausland einen vortrefflichen Eindruck, in Frankreich wurde es geradezu als eine Freundlichkeit gegen den Kaiser betrachtet. Die Rede war in ihrem für das Ausland bestimmten Teil eine ausführliche Begründung des Gedankens, den Bismarck später einmal ausgesprochen hat, des Gedankens, daß die Nation die Fensterscheiben bezahlen muß, die ihre Presse einschlägt. In dem auf die innere Politik bezüglichen Teil aber, in dem sie die Forderungen der auf der Rechten sitzenden Freunde des Ministeriums zurückwies, die eine reaktionäre Revision des ganzen Preßgesetzes verlangten, war sie ein leidenschaftliches Bekenntnis zu den Grundsätzen des Liberalismus, und sie hatte den Erfolg — es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Cavour ihn beabsichtigt hat — der Regierung eine neue Mehrheit zu schaffen, die durch eine Spaltung der Rechten und der Linken zustande kam und einen viel liberaleren Charakter hatte, als die, mit der das Ministerium d'Azeglio bisher regierte. Es kam damals das erste „connubio“ in der Geschichte des italienischen Parlaments zustande. Cavour hatte das Kunststück vollbracht, durch ein Gesetz, das die Freiheit der Presse beschränkte, die seiner gemäßigten liberalen Weltanschauung entsprechende Mehrheit zu schaffen, mit der er später alle seine Reformen durchführen und alle seine Erfolge auf dem Gebiete der äußeren Politik erringen sollte. Augenblicklich freilich führte die Rede zum Austritt Cavours aus dem Ministerium, denn dem Ministerpräsidenten Massimo d'Azeglio behagte es nicht, daß der überlegene Kollege bei dieser Gelegenheit die Allüren eines Kabinettschefs annahm, und daß die Bildung der neuen Majorität den Bruch mit seinen Freunden von der Rechten zur Folge hatte. Es kam zum Konflikt zwischen der beharrenden und beschaulichen Künstlernatur, die an der Spitze des Ministeriums stand, und dem ungestüm vorwärts drängenden Reformator. Das Ministerium gab seine Demission, und Massimo d'Azeglio bildete ein neues Kabinett, in dem Cavour fehlte. Er benutzte die kurze Muße zu einer Reise nach England und Frankreich; diese Reise wurde von der größten Wichtigkeit für Italiens Zukunft, denn er gewann durch die fesselnde Liebenswürdigkeit seines Wesens, die Schärfe seines politischen Urteils und die Beredsamkeit seines patriotischen Herzens die Staatsmänner Englands und Frankreichs für die piemontesischen Bestrebungen und trat in persönliche Beziehungen zu Napoleon III. Er kehrte von dieser Reise mit der Überzeugung zurück, daß die Einheit Italiens nur mit Hilfe Frankreichs erkämpft werden könnte. Das französische Bündnis wurde der Angelpunkt seiner auswärtigen Politik.

Als d'Azeglios Ministerium im Oktober 1852 für seinen Gesetzentwurf über die Einführung der Zivilehe im Senat keine Mehrheit fand und seine Demission gab, wurde Cavour mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut. Mit dem Präsidium übernahm er das Portefeuille der Finanzen.

Seine Bestrebungen galten der Gesundung des Staatshaushalts, der Stärkung des Heeres und der Vorbereitung des unvermeidlichen Krieges gegen Österreich. Mit erstaunlichem Geschick hat er zu diesem Zwecke jede Gelegenheit benutzt, um eine dem Wiener Kabinett feindliche Strömung der öffentlichen Meinung in Europa hervorzurufen. Er versuchte, wie wir heute sagen würden, den verhaßten Nachbar einzukreisen. Freilich verdankte diese Politik ihren Erfolg nicht ganz allein dem Genie ihres Urhebers. Die großen Fehler der österreichischen Regierung erleichterten nicht unwesentlich seine Aufgabe. Er wußte sie aber mit einer Schlagfertigkeit und Gewandtheit auszunutzen, welche die Bewunderung von ganz Europa erregte.

Den ersten dieser Fehler beging Österreich, als es einen unbedeutenden, bald niedergeschlagenen Aufstand in Mailand, der vom Verbande der giovine Italia angezettelt, aber von Cavour sofort öffentlich auf das entschiedenste verurteilt worden war, nicht nur durch ein drakonisches Strafgericht, sondern durch die Konfiskation der gesamten Güter der lombardischen Flüchtlinge und Verbannten, auch derer, die das savoyische Bürgerrecht erworben hatten, ahndete. Ein Schrei der Entrüstung hallte durch ganz Italien, und wie im Handumdrehen wandte sich die Gunst der öffentlichen Meinung Europas der piemontesischen Regierung zu. Die englische sowohl als die französische Presse erklärte diese Maßregeln für einen willkürlichen Bruch des Völkerrechts. Unter dem Beifall der Bevölkerungen und der wohlwollenden Zustimmung des Londoner und Pariser Kabinetts protestierte Cavour gegen das Konfiskationsdekret in einer geharnischten Note und rief, als sie ohne Erfolg blieb, den sardischen Gesandten aus Wien ab. In einem Memo-



Prometheus. Gemälde von Otto Greiner.

randum, das zwar die Unterschrift Dabormidas trug, dessen historische und juristische Darlegungen aber schon alle Merkmale der Cavourschen Meisterhand tragen, protestierte das Turiner Kabinett vor ganz Europa gegen den österreichischen Gewaltakt. Und keine europäische Macht unterließ es, der piemontesischen Regierung ihre rückhaltlose Billigung für ihre maßvolle und doch so selbstbewußte Haltung auszusprechen. Zum erstenmal hatte Cavour die Waffen mit dem Gegner gekreuzt, dessen schwere Hand seit einem halben Jahrhundert auf Italien lastete, und ihm eine gewaltige moralische und diplomatische Niederlage bereitet.

In folgerichtiger Ausnutzung der so entstandenen Staatengruppierung schloß Cavour im nächsten Jahre das Bündnis mit den Westmächten, das die Beteiligung Sardiniens am Krimkriege zur Folge hatte. Das war gewiß ein kühnes und verantwortungsvolles Beginnen, denn die Reorganisation des piemontesischen Heeres war ebensowenig vollendet, wie die Sanierung des Staatshaushalts, und am Ticino lagen die österreichischen Gewehre beständig im Anschlag. Aber die diplomatische Berechnung erwies sich als richtig, daß der übermächtige Erbfeind, dem das erstarkte Preußen im Deutschen Bunde unbequem zu werden begann, nicht in dem Augenblick über Piemont herfallen konnte, in dem die Soldaten Viktor Emanuels an der Seite englischer und französischer Truppen ihr Blut vergossen. Die Verantwortung, die Cavour auf sich nahm, war um so größer, als es fast unmöglich war, dem Volke den unermeßlichen Nutzen klar zu machen, der dem nationalen Gedanken aus diesem Kriege erwachsen mußte. Bestand doch dieser Nutzen in keinem greifbaren, materiellen Gewinn, sondern nur in der Besiegelung der französischen Freundschaft. Dem genialen, in die Zukunft schauenden Staatsmann, der damals im vollen Bewußtsein seiner weltgeschichtlichen Mission den ersten Schritt auf dem Wege der Einigung Italiens tat, schien kein Preis zu hoch für diese Freundschaft. Und der Erfolg gab ihm recht. Denn vor den Festungswällen von Sebastopol wurden die Siege von Solferino und Magenta vorbereitet.

Nicht ohne Entzücken kann man die Aktenstücke lesen, durch die Cavour gegen den Widerspruch Österreichs nach Beendigung des Krimkrieges die Teilnahme Sardiniens am Pariser Kongreß durchsetzte. Und selbst Bismarck hat nie ein glänzenderes diplomatisches Meisterstück vollbracht, als Cavour, da er als Vertreter Viktor Emanuels die italienische Frage mit der Bescheidenheit, die dem Minister eines so kleinen Staates ziemte, aber mit der ganzen Leidenschaft und Überzeugungsgewalt, die das Bewußtsein verleiht, eine jahrhundertelang währende Ungerechtigkeit zu bekämpfen, dem Areopag der europäischen Mächte unterbreitete. Zum zweiten Male kreuzte er die Waffen mit dem österreichischen Gegner, zum zweitenmal ging er aus diesem ungleichen Kampf als Sieger hervor. Sardinien trat als gleichberechtigter Staat in das Konzert der Mächte ein. Als er nach kurzem wohlbenutzten Aufenthalt in London nach Turin zurückkehrte, war er der gefeiertste Mann Italiens. Sein weltgeschichtlicher Ruf war begründet.

Es ist bekannt, wie Cavour dann die Freundschaftsbande mit Frankreich immer fester schmiedete, bis bei der Zusammenkunft in Plombières das Bündnis geschlossen wurde, das den Krieg mit Österreich bedeutete; es ist bekannt, wie der Erfolg der rastlosesten und geschicktesten diplomatischen Arbeit noch einmal in Frage gestellt wurde, als Napoleon in einer wankelmütigen Stunde auf den russischen Vorschlag, die Ordnung der italienischen Frage einem europäischen Kongreß zu unterbreiten, einging, während schon die mit ihm vereinbarte wie ein Kriegsruf durch ganz Italien hallende Thronrede vom 10. Januar 1859 den Sturm der nationalen Bewegung entfesselt hatte; wie dann der Krieg dennoch zum Ausbruch kam, weil Österreich in seinem Großmachtsdünkel den Gedanken des Kongresses ablehnte. Ohnegleichen in der Geschichte der konstitutionellen Staaten ist die übermenschliche Arbeit, die Cavour im Jahre 1859 und 60 bewältigte. Verwaltete er doch während eines Krieges, in dem es sich um Sein oder Nichtsein handelte, gleichzeitig die drei wichtigsten Ressorts der Regierung: die Ministerien des Äußeren, des Krieges und der Marine. Die Enttäuschung des über seinen Kopf hinweg von Viktor Emanuel unterzeichneten Friedens von Villafranca, der Italien Venedig kostete, veranlaßte seine Demission. Aber nach dem Aufstand der Romagna, der Marken und Umbriens übernahm er wieder die Leitung der Regierung. Die große romantische Epopöe der italienischen Einheitskämpfe, Garibaldis Zug nach Sizilien, den Cavour öffentlich mißbilligte und heimlich unterstützte, brachte die nationale Bewegung vorläufig zum Abschluß.

Am 26. Februar 1861 legte Cavour den Kammern den Gesetzentwurf vor, der Viktor Emanuel zum König von Italien proklamierte.

Drei Monate später, am 6. Juni 1861, tat sein Herz den letzten Schlag.

Ungelöst hinterließ er fast nur die römische Frage, aber auch ihre Lösung war so gut vorbereitet, daß das von ihm entworfene Gesetz, durch das die weltliche Herrschaft des Papstes vernichtet werden sollte, zehn Jahre später in fast unveränderter Form die Beziehungen zwischen Staat und Kirche geregelt hat. Wie Moses das langersehnte Land der Verheißung, mag er in seiner Sterbestunde das Traumbild seiner Jugend, das ganze geeinte Italien im Geiste erblickt haben.

Der Kartäuser.

Eine Novelle aus dem Wienerwald von Adam Müller-Guttenbrunn.

Inmitten der Wiener Waldberge, in einem einsamen Häuschen zwischen der Sophienalpe und dem Steinriegel, hatte ich für einige Sommerwochen mein Zelt aufgeschlagen. Es galt, eine Arbeit in einem Zuge zu vollenden, denn der Verleger meinte, die politische Lage wäre ihrer Veröffentlichung besonders günstig. Das Buch mußte im Herbst in die Presse. Und so zog ich mich denn auf eine Hochwarte des Wienerwaldes zurück, um jeder Ablenkung durch die Außenwelt zu entgehen.

Ich kannte mein Gebiet seit langen Jahren, aber ich hatte es immer nur als Tourist durchwandert, nie in ihm gelebt. Nach allen Seiten laufen dort die stillen, einsamen Waldwege, die nur an Sonntagen von den Ausflüglern begangen werden und auf denen man sonst nur manchmal einer Familie von Rehen begegnet oder einem aus den Kleefeldern der Bauern verscheuchten Hasen. Der Laubwald ist dicht und hoch; einzelne alte Buchenbestände, die bei Ausholzungen geschont wurden, bilden domartige Lichtungen, in denen sich's ergeht wie in gewölbten Sälen, der Fuß versinkt im weichen Moose, und auch von außen dringt kein Laut hierher. Ringsum sanft geschwungene Höhen, liebliche Täler, aus denen an sonnigen Tagen die farbigen Dächer ferner Dörfer und Altwiener Sommerfrischen heraufblitzen; ist es trüb, hängen Nebelschleier über der Landschaft, dann meint man hundert Meilen von Wien entfernt zu sein.

Und überall Aussichtspunkte in eine historische Welt. Dort, im Osten, am äußersten Ende dieser Kette von Waldbergen, jäh in das Donautal abfallend, der alte Kahlenberg, den sie später auf den Namen des heiligen Leopold tauften. Er trug die Burg der Babenberger, er war der Luginsland der ersten Markgrafen und Herzoge der Ostmark des Deutschen Reiches. Hinter ihm die weite Ebene des Marchfeldes, der Schauplatz so vieler Völkerschlachten von Mark Aurel bis Napoleon I. Im Tale links, und gleichwohl auf stattlicher Anhöhe, das Augustinerstift der Klosterneuburger, in dem Kaiser Barbarossa zu Gast war, als er die Donau hinabzog gegen das Heilige Land und in Wien seine Babenbergischen Vettern heimsuchte. Und an ganz stillen Abenden, wenn ein leiser Ost weht, meint man hier das Aveläuten aus jenem historischen Kahlenbergkirchlein zu vernehmen, in dem sich am Morgen vor der großen Türkenschlacht die Befreier von Wien zum Meßopfer versammelten. Große Erinnerungen rauschen durch die Kronen dieser unabsehbaren Wälder, aus deren Mitte sich der sagenumwitterte Hermannskegel wie ein Riese emporreckt. Auf seinem spitzen Gipfel trägt er die Habsburgwarte, die wie ein lebendiges Symbol in diese schöne Gotteswelt hineingrüßt. Nach Böhmen und Mähren, nach Ungarn und Steiermark öffnet sie den Ausblick, und selbst die fernen Höhenzüge von Oberösterreich blauen an hellen Sonnentagen am Horizont auf.

Fast zu reich ist diese Welt an äußeren Reizen und geistigen Perspektiven, um in ihr an anderes denken und sich in eine andere Welt einspinnen zu können. Es brauchte Tage, ehe ich zur Sammlung kam. Dann aber wurde der Tisch zum offenen Fenster gerückt, und endlich saß ich fest. Niemand als die hübsche Maridl des Wegeinräumers Kopal betrat mein Zimmer, sie bediente mich stumm und sittsam und ging wieder ihrer Wege. Ihr Vater, der auf der nahen Tullnerstraße arbeitete, wachte gar streng über ihre Tugend.

Eines Vormittags hörte ich einen leisen Schritt vor meiner Tür und es klopfte. „Herein!“ rief ich und dachte, die Maridl wird etwas vergessen haben. Die Tür hinter meinem Rücken ging leise auf und fiel kraft- und geräuschlos wieder ins Schloß. Mir war, als ob gar niemand eingetreten wäre. Dann fühlte ich aber, daß jemand hinter mir atmete, und rückte meinen Stuhl, um mich wenden zu können.

Da stand ein großer Mann mit dunklen Augen und wirrem, angegrautem Haar, das ihm an der Stirn klebte. Den runden,

grauen Hut hielt er in der einen Hand und lächelte mich demütig an; in der andern hatte er einen Bergstock, ‚Ein Bettler,‘ dachte ich und griff unwillkürlich nach meinem Portemonnaie.

Er wehrte ab. „Ein Armer, aber kein Bettler," sagte er mit tiefer, weicher Stimme.

Ich stand auf und entschuldigte meinen Mißgriff. Und da erinnerte ich mich, den Mann schon einmal gesehen zu haben. Er trat mir im Walde entgegen, als ich einmal weiter als sonst gegen Westen gewandert war. Ich kam an eine Lichtung, und aus dem Tale ragten die Dächer einer großen, altertümlichen Bauanlage empor. Sicherlich ein Kloster, sagte ich mir, kehrte aber wieder um, da sich die Sonne schon neigte und mein Rückweg nicht kurz war. Da kam auf einem Seitenpfad plötzlich ein älterer Mann aus dem Schatten hervor. Er war so überrascht wie ich selbst, stutzte und grüßte mich. Dann ging er fast scheu seinen Weg weiter, der ins Tal führte.

Jetzt stand dieser Mann in meinem Zimmer. Und so unwillkommen mir auch jede Störung war, ich mußte freundlich sein mit dem Armen, der kein Bettler sein wollte und kein Almosen nahm. Womit ich ihm dienen könne? fragte ich und bot ihm den einzigen Stuhl an, der noch da war außer dem meinen.

Er warf einen Blick auf meinen Tisch und die Feder in meiner Hand. „Sie sind beschäftigt," sagte er leise. „Es muß nicht sein ... Sehe Sie schon wieder einmal im Walde . . . Bin in Mauerbach drunten in der Versorgung."

Langsam und stockend, als ob ihm das Reden Mühe machte, sagte er das und wandte sich zum Gehen. Das war mir nicht ganz unlieb, und ich hielt ihn nicht. Schon auf der Türschwelle stehend, wandte er sich noch einmal zu mir.

„Kennen mich nicht?" fragte er.

Ich mußte verneinen.

„Konrad Walser i—ist mein Name. Meine Schwester ha—at mich einmal zu Ihnen gebracht ... Also ein andermal."

„Aber bitte, bleiben Sie doch ..."

Er war schon fort. Mit einer Neigung des Kopfes hatte er gegrüßt und rasch die Tür hinter sich geschlossen. Sein Gestotter verriet eine gewisse Erregung.

Seine Schwester! Die Grete Walser! Sie war eine reizvolle Schauspielerin, aber ein unruhiges Blut. Viel zu früh, ehe ihr Ruhm noch festbegründet war, ging sie nach Amerika. Die Leidenschaft für einen großen Virtuosen hatte sie mitgerissen, und sie kam neben ihm nie zur Geltung. Ehe sie ihre volle Persönlichkeit, von der man Schönes erwartete, entfalten konnte, verschwand sie und schien künstlerisch untergegangen zu sein. Man hörte nichts mehr von ihr. O, wie schön war sie, und welch ein seelenvolles Instrument hatte sie einst in der Kehle. Ich war damals Kritiker eines großen Tageblattes, und sie suchte manchmal meinen Rat. Und dies war ihr Bruder? Seltsam! Und er will einmal bei mir gewesen sein? Ich erinnerte mich dessen nur ganz dunkel und hatte zurzeit auch gar keine Neigung, mich mit seiner Person näher zu beschäftigen.

Aber auf all meinen Spaziergängen trat mir von jetzt ab die ärmliche Gestalt dieses Konrad Walser entgegen. An jeder Wegkreuzung glaubte ich ihn auf mich warten zu sehen in seinem schlotternden, schlecht gemachten grauen Anzug, den Bergstock in der Faust. Er zuckte zusammen, grüßte und ging scheu vor mir her, wartend, daß ich ihn anrede und frage, was er von mir wolle. Es war wie eine Halluzination, ich mußte mich mit ihm beschäftigen.

Eines Morgens, es hatte in der Nacht ein schweres Gewitter gegeben und die Luft war göttlich nach all der Sommerschwüle, stand ich mit der Sonne auf und ging auf den Damm der Tullnerstraße. Denn im Walde war es zu naß. Blutigrot stieg die Sonne im Marchfeld aus dem Dunst der Donaunebel und über die Wasserdämpfe der Waldlandschaft empor. Und wie ich den Blick von diesem Schauspiel abwende, ist mir, als sehe ich den Konrad Walser auf einem Meilenstein an der Straße sitzen. Schon will ich auf ihn zugehen. Aber es war ein anderer, ein alter Fechtbruder, der mich mit zwinkernden, pfiffigen Augen grüßte und mir seinen Hut hinhielt.

Mein Dackel bellte ihn wie rasend an und fuhr ihm an die Waden, ich hatte Mühe, das Tier von einer Dummheit zurückzuhalten. Als der Vagant eine Münze erhalten hatte, trollte er sich. Dem Hund

aber warf er einen Blick zu, der wie ein Dolch in der Sonne funkelte. Das Tier zog den Schweif ein vor diesem bösen Blick.

Über den Waldbergen lagen Nebelschleier, duftig und durchsichtig, und je höher die Sonne stieg, desto unruhiger wurden sie. Immer tiefer senkten sie sich in das Meidlinger Tal, wurden dichter, zerrissen an einzelnen Stellen, jagten über Wiesen und Felder hin, klammerten sich an einzelne Baumgruppen, versteckten sich, wieder losgerissen, in Waldbuchten und kleinen Seitentälern. Aber die Sonne vertrieb sie auch von dort. Wieder versank ich in den Anblick dieses Schauspiels, und plötzlich ward es hell in mir. Wie eine Insel aus diesem Nebelmeer, so tauchte aus dem Untergrund des Gedächtnisses, in den die hundertfältigen kleinen Erlebnisse und Erfahrungen des Menschen versinken, die Stunde vor mir auf, in der Grete Walser einst ihren Bruder brachte und mich unter Tränen bat, dem Unsteten eine Stelle zu verschaffen. Er sei ein Vagant, hatte sie mir schon früher anvertraut, er behaupte sich nirgends, es leide ihn nicht unter Menschen; er habe trotz seiner dreißig Jahre seinen Beruf noch immer nicht gefunden. Sie wisse sich keinen Rat mehr mit ihm. Schon als Kind wäre er so gewesen, sei immer durchgegangen. Prügel ertrug er stumm, auf Fragen gab er keine Antwort. Er habe vielerlei gelernt, sei intelligent, aber er müßte eine Stelle haben, wo er nicht viel zu reden hätte, denn das falle ihm am schwersten.

Es traf sich gut, wir brauchten einen Korrektor, der nachts das ganze Blatt zu lesen hatte, sonst nichts. Vielleicht ließ er sich dafür abrichten.

Und als sie den Bruder dann vorstellte, machte er einen ganz guten Eindruck. Er war ein schwarzer, ernster, fast düsterer Mensch mit einer kindlich weichen Stimme. Mit der Vorbildung, die er besaß, konnte er den Posten sehr wohl ausfüllen. Ob er wolle? Ja, er bitte darum. Keine zehn Worte sprach er, es war ihm alles recht, was die Schwester für ihn unternahm. Sein Blick wurde zärtlich, wenn er sie ansah, er schien ihr tief ergeben zu sein.

Die Druckerei stellte ihn an. Er kam um acht Uhr abends, verließ um halb zwei Uhr nachts, wenn das Blatt in die Maschine ging, das Haus, und was er sonst tat, kümmerte niemanden. Ich sah ihn fast nie. Nur als ich einmal ein nächtliches Burgtheaterreferat selbst in der Druckerei abgab, erblickte ich ihn von ferne bei der Arbeit. Wie ein Träumer saß er vor der zu lesenden Kolumne und starrte in die Luft, seine Gedanken schienen weltenfern von dem Ort zu sein, an dem er saß. Bald hörte ich Klagen über ihn; er übersah viele Druckfehler und kam nie nach, man mußte stets warten auf seine Fahnen. Er sei langsamen Geistes, meinte der witzige Drucker. Und er fragte mich allen Ernstes, ob der Mann auch reden könne.

Eines Abends blieb Konrad Walser aus und kam nie wieder. Kein Mensch kümmerte sich weiter um ihn, er hatte sich niemandem angeschlossen, man wußte kaum, wo er wohnte. Auch ich rührte keinen Finger. Ich war ja vorbereitet auf diesen Fall. Er hatte es nur so lange ausgehalten bei uns, als seine Schwester in der Nähe war; sobald die sich für das amerikanische Gastspiel einschiffte, vor dem ich sie vergebens warnte, verschwand auch er. Sie lief der Leidenschaft für einen blendenden Schauspieler nach; was ihn weiter trieb, mochte Gott wissen.

Einundzwanzig Jahre waren seitdem vergangen, Grete Walsers Lichtgestalt lebte noch in mir, die ihres Bruders aber war in das Nebelmeer hinabgesunken, in jene Unterwelt unseres Bewußtseins, in der alles Alltägliche und Banale, das ohne Eindruck auf uns geblieben war, begraben liegt. Und jetzt auf einmal war dieser Konrad Walser wieder auferstanden in mir. Was hatte ihn plötzlich neubelebt, da seine persönliche Erscheinung dies nicht vermochte? Unwillkürlich sah ich mich nach dem Vaganten um, der dort auf jenem Meilenstein gesessen ...

Der Wegeinräumer Kopal, dem die Pflege der Tullnerstraße oblag, war schon früh am Werke, die Gewitterschäden auszubessern. Er stampfte Donauschotter in die kleinen Mulden und Risse, die das böse Wetter an dem Damme ausgeschwemmt hatte, und bot mir einen freundlichen guten Morgen.

„Der gnä' Herr schaut dem Haderlumpen nach, der vorhin da g'sessen is?" fragte er. „Das is gar a G'fährlicher," fuhr er fort.

„Der hat m'r schon zwa Hund vergift't. Aber i kann's ihm nit beweisen, dem Stromer. Wann i den amol d'erwisch!" Er ballte die Faust.

„Kommt der Mensch denn öfter hierher?"

„O ja. So alle Monat amol. In Mauerbach drunt' war er in der Versorgung. Aber da is er durchgangen. Hat ihm nit g'schmeckt, die Armeleutkost. Er strabanzt lieber von Dorf zu Dorf und bettelt sich durch."

„Solche Leute sind in Mauerbach?"

„A naa, naa, nit lauter solche. Sein auch rare alte Männer dort. Der Kerl hat nit guttun woll'n, er war immer in der Straf' und hat mehr Hausarrest g'habt, als er z' essen kriegt hat. Na, und da is er halt abg'fahr'n."

„Ist denn dort ein so strenges Regiment?"

„Na, sie machen nit viel Umständ' mit die Armen. Aber die Anständigen san ganz z'frieden. Bißl wenig Geld kriegen's halt. Zwanzig Kreuzer alle fünf Täg'. Is aner a Lump, verputzt er's gleich, dann kriegt er täglich seine vier Kreuzer auf d' Hand. Mehr nit. Des langt nit amol auf a Zigarl."

So plauderte Kopal. Indessen kam seine Tochter mit dem Frühstück. Sie hatte meine Stube schon in Ordnung gebracht und meldete es mir.

Dieses Gespräch auf der einsamen Tullnerstraße, die seit Urzeiten in einem weiten Bogen durch den nordwestlichen Wienerwald führt und nur zu Überschwemmungszeiten, wenn das Donautal unwegsam ist, einen stärkeren Verkehr nach der Hauptstadt hat, hallte noch lange nach in mir. In solch einer Anstalt also war dieser unstete Konrad Walser gelandet, der Bruder jener reizenden Sentimentalen, auf deren große Zukunft ich einst Eide geschworen hätte. Ich war es dem Andenken der verschollenen Künstlerin schuldig, den Armen aufzusuchen. Und ein wenig Neugierde meldete sich auch.

Einige Tage ging ich ihm zu Gefallen und unternahm vor Sonnenaufgang noch Spaziergänge gegen Mauerbach hin. Der Wald war dort immer ein wenig belebt. Man traf „Schwammerlsucher" und alte Weiblein in Begleitung von Kindern, die dürres Holz auflasen, um es heimzutragen. Ab und zu sah man auch alte Männer, deren Aussehen ihre Zugehörigkeit zum Armenhaus bewies. Von Walser keine Spur. Eines Abends, ich war schon auf dem Rückweg, torkelten zwei Greise, die offenbar aus einer Gastwirtschaft auf dem Steinriegel kamen, in den Wald gegen Mauerbach hinein. Sie waren beide betrunken und hatten sich gegenseitig mit einem Arm über die Schulter umfaßt. Schwankend und taumelnd grölten sie ein heiteres Spottlied auf sich selbst:

„A lustig's Leben hat der Pfründner,
Vier Kreuzer kriegt er auf die Hand ..."

Mehr verstand ich nicht. Die Weise ging im Dreivierteltakt, wie ein Wiener Walzer, und als die Alten schon in der Tiefe waren, hallte noch der Kehrreim ihres Liedes zu mir herauf:

„O je, o je, in Mauerbach,
O je, o je, daß i net lach'!"

Am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg zu Konrad Walser. Ich mußte die Umwelt, in der dieser Mann lebte, näher kennen lernen. Aber ich wollte nicht ganz unvorbereitet dahin gehen und befragte die Nachschlagebücher, die ich zur Hand hatte, über dieses Mauerbach. Ich fand wohl Anpreisungen der Sommerfrische dieses Namens, aber nichts über die städtische Versorgungsanstalt für Wiener Arme. Es schien, als schäme man sich dieses Besitzes, als wäre er keine Ehre für den Ort. Aber mir war doch, als ob der Name Mauerbach mit irgendeinem berühmten Ereignis der deutschen Geschichte zusammenhinge. Und in einem Band Weltgeschichte, Mittelalter, fand ich dieses Mauerbach endlich. Ja, ganz richtig, Friedrich der Schöne hatte hier um 1313 das erste deutsche Kartäuserkloster gestiftet, und in der Kirche dieses Klosters, inmitten seiner schweigenden Mönche, ließ er sich nach einem reichbewegten Leben begraben. Das war also der alte Bau, den ich gesehen, und in ihm hausten jetzt wohl die Armen.

Lebhaft angeregt durch diesen Hinweis, begab ich mich auf den Weg. Die heiße Julisonne brütete über dem stillen Wald. Kein Kuckuck rief mehr, alle Singvögel waren verstummt, die Zeit der Liebe war vorbei. Aber der herrliche Laubwald war so frisch wie im Frühling, und sein Schatten war kühl und erquickend. Schon nach einstündiger Wanderung lichtete sich das Gehölz,

die Umrisse des alten Klosterbaues, die ich schon vor Wochen gesehen, traten immer deutlicher hervor, ein spitzer Kirchturm schoß in die Höhe, eine verwitterte Mauer, auf der Schlingpflanzen und junge Birken wuchsen, lief im Tale hin und umfaßte die ganze Anlage in weitem Bogen. Ein Gewirr von hohen, spitzen Ziegeldächern lag vor mir, als ich auf eine Wiese hinaustrat, die steil gegen die dunkle Mauer hin abfiel. Ein Hauch des Mittelalters weht den Beschauer an, der dieses Einsiedlerkloster plötzlich erblickt. Die Haupttrakte weisen noch auf die Kreuzesform der ursprünglichen Gliederung hin, all die Zubauten haben sie nicht zerstören können. Und je länger man hinsah, desto klarer wurde das architektonische Gesamtbild. In einem großen Halbbogen gruppierten sich schmale Zellenbauten, die sämtlich nach dem Mittelpunkt hinstrebten, und zwischen je zweien lag immer ein kleines Gärtchen. Wie idyllisch und wie seltsam das anmutete hinter der hohen Rundmauer.

Rechts an der Waldlehne, knapp hinter der Mauer, liegt der Friedhof der Armen, scharf getrennt von dem der Sommerfrische. Die marmornen Denkmäler in dem einen, die Nummerntafeln zu Häupten der Gräber in dem andern, führen eine beredte Sprache. Sie haben keinen weiten Weg mehr zurückzulegen, die da drunten wohnen.

Ich ging um die Mauer herum und kam zum Bett eines tiefen, wilden Baches, dessen Böschung hoch aufgemauert war, damit er keinen Schaden stifte. Er lief unter einem alten Bauwerk, das einmal eine Mühle gewesen sein mochte, hindurch, am Hauptrakt des Klosters vorüber und schnitt die Anlage entzwei. Die Wirtschaftsgebäude, in denen die Laienbrüder einst hausten, blieben auf dem rechten Ufer, das Kloster selbst auf dem linken. Über die Brücke, die beide Teile verbindet, und die einst wohl zum Schutz des Hauses aufgezogen werden konnte, führt der Weg hinaus in die profane Welt. Er geht durch ein Tor in der äußeren Umfassungsmauer, dessen hohes gotisches Portal uns von Fridericus nomine pulcher und seinen Kartäusern erzählt. Vor dem Tore draußen ragt eine uralte Linde, um die herum eine Rundbank geführt wurde. Vielleicht hat ihr Schatten noch Friedrich den Schönen erquickt und dessen Gemahlin, die Prinzessin von Aragonien, die an den vielen Tränen erblindete, die sie um den in bayrischer Gefangenschaft schmachtenden Gatten weinte. Heute sitzen alte Pfründner in diesem Schatten, und das Leben, aus dessen Strom sie sich hierher geflüchtet haben, rauscht an ihnen vorüber.

In einer schattigen Ecke vor dem Tor des Hauptgebäudes saß ein feister, blonder Wächter und gähnte. Alte Männer und Frauen gingen aus und ein. Mancher verbarg eine gefüllte Flasche schamhaft vor den Augen des Torwarts, denn sie mochte wohl Branntwein enthalten. Triefäugige, schlotternde Gestalten überall. Aus dem Hofe drang das helle Gebimmel eines Glöckchens, und eine Pfründnerin mit schneeigem Scheitel rief einer andern zu: „Jetzt läuten s' gar schon zum Kaffee!" Und sie tummelte sich, daß sie hineinkam, denn ihre Jause, ihre Vespermahlzeit, wollte sie nicht versäumen. Die andre aber, der sie das Wort zugerufen, schritt stolz über die Brücke hinaus und ging fort. Ein zerschlissener, geblümter Seidenrock flatterte um ihre dünnen Beine, die helle Bluse, in der ihr schmalbrüstiger Oberleib stak, war offenbar auf eine andre Gestalt zugeschnitten worden, und ihr Strohhut schien einst für ein jüngeres Gesicht geputzt worden zu sein. Fast hochmütig ging sie dahin und hielt ihr grünes Parasol gegen die Sonne. Der Torwart, den ich noch nicht angesprochen hatte, merkte, daß ich die alte Modedame beobachtete, und er lächelte. „O, die is gar stolz," sagte er und gähnte wieder. „Der is unser Kaffee z' schlecht, die geht ins Dorf jausnen."

Ich fragte den Schläfrigen nach Herrn Konrad Walser. Er sann nach. „Walser ... Walser ... Aha, das is das Stummerl! Ja, z'haus is er meistens." Und er rief einem Kameraden zu: „Stepan! Geh, begleit' den Herrn. Er möcht' den Walser b'suchen."

„Walser ... Walser ..." buchstabierte jetzt dieser. Dann lächelte er und wiederholte das Wort des andern, das den Gesuchten als einen Stummen bezeichnete. Er geleitete mich durch den breiten inneren Hof zum Mittelgebäude, in das man durch ein schönes, altes Portal von monumentaler Wirkung eintrat. „Warum nennen Sie

den Herrn Walser Stummerl?" fragte ich meinen Führer.

„Müssen schon entschuldigen, nur so unter uns," sagte er im Tonfall eines Tschechen, der sich für einen Wiener hält. „Zwa Jahr isn der Herr bei uns und mir hob'n sei' Stimm' no' nit geheert. Isn aber bravste Mann in ganze Haus. Sauft nit, lauft nit furt, sekkiert uns nie nit."

Durch schmale, endlose Gänge führte unser Weg. Kühle Dämmerung herrschte hier, und es fiel nur ab und zu ein Sonnenstrahl von seitwärts ein. Alte Weiblein mit Kaffeetöpfchen in den Händen trippelten überall herum, glitten wie Schatten an uns vorüber oder standen in Gruppen beisammen und klatschten ein wenig. Einige grüßten, andre kniffen die verbitterten Lippen zusammen und blickten böse in die Welt. Wir bogen um eine Ecke und gelangten in einen anderen Trakt, wo nur Männer hausten. Jede Tür hatte ihre Nummer und trug mehrere Namenstäfelchen. Und zuletzt kamen wir in einen Gang, der vor den Zellenbauten vorüberführte und sie mit dem Hauptgebäude verband. Eine Tür, ein Fenster; eine Tür, ein Fenster — so ging es gleichmäßig fort, und immer gewährte das Fenster Einblick in ein Gärtchen, das an die hohe Umfassungsmauer stieß. Hier sah man nie mehr als zwei Namenstäfelchen an einer Tür, da und dort auch bloß ein einziges. „Jeder pflegt sein Gartel selber," sagte mein Begleiter.

Plötzlich blieb er vor einer Tür stehen. „Und schon!" rief er mir zu, klopfte heftig an die Tür, die den Namen Konrad Walsers trug, und öffnete sie mit einer kerkermeisterlichen Brutalität.

„Ein B'such!" rief er hinein. Aber nach Empfang eines Trinkgeldes zog er sich mit grotesker Höflichkeit sogleich zurück und ließ mich allein.

Konrad Walser schlurfte mir auf weichen Pantoffelsohlen entgegen. Ein verlegenes Lächeln lag auf seinem müden Gesicht, er hatte das Aussehen eines Kranken. Rasch knöpfelte er den grauen Zwilchflaus zu, den er gerade angelegt haben mochte.

„Das ist schön," flüsterte er.

„Verzeihen Sie, daß ich Ihren Besuch nicht früher erwidert habe."

„Bitte, bitte," entgegnete er bescheiden.

Während er einen Stuhl herbeiholte und in das Gärtchen hinausstellte, sah ich mir die Mönchszelle, in der er hauste, näher an. Ein kärgliches Viereck, weiß getüncht und von erkältender Nüchternheit, das nur die allernotwendigsten Möbelstücke enthielt. Auf dem Tisch lagen ein paar Bücher, an der Wand, beim Bett, das gerade benutzt worden zu sein schien, hingen einige kleine Photographien in schmalen, dünnen Rähmchen.

Walser lud mich mit einer Handbewegung ein, draußen in seinem Einsiedlergarten Platz zu nehmen, der sein Salon zu sein schien. Der blaue Himmel und der Wald grüßten über die hohe Mauer herein, und ein paar ärmliche Blumen dufteten hier. Es war ganz traulich, obwohl das Gärtchen eigentlich zwischen vier hohen Mauern lag und so recht an einen Kerker gemahnte. Das war also Kartäuserart. Jeder Mönch hatte neben seiner Zelle zugleich seinen Luftraum, seinen Anteil an der schönen Gotteswelt da draußen. Ein ganz kleines Stückchen Freude, Sonne. Der Klostergang aber, der an der Stirnseite all dieser Einzelbauten vorbeilief und sie zu einem Ganzen vereinigte, brach in jedes Gärtchen ein Fenster und raubte allen ihre keusche Einsamkeit. Ob das auch zur alten Anlage gehörte, ließ sich nicht unterscheiden.

Der mir da gegenüber saß war also Konrad Walser. Ich hätte ihn nie erkannt. Der schwarze, düstere Mensch von einst war gebeugt und müde, sein wallendes Haar lag jetzt schütter um die Schläfen, der Bart hing ihm ungepflegt um Lippen und Kinn. Aber die flackernde Unruhe seiner Augen, an die ich mich ganz genau erinnerte, war gemildert, eine Art flügellahmer Zufriedenheit lag über dem Manne.

Er sprach zuerst von seiner Schwester. Sie sei im Frühling dieses Jahres in einem amerikanischen Irrenhause gestorben, in dem sie viele Jahre untergebracht war.

„Grete Walser?"

„Grete, jawohl ... Sie ging zugrunde an jenem Abenteuer mit dem großen M ... Er hat sie mit anderen Frauen betrogen und das wollte sie nicht leiden, sie trat aus seiner Gesellschaft aus, und als er wieder nach Europa zurückkehrte, blieb sie drüben. Ich ging zu ihm, wollte fragen nach Grete, er aber ließ mich nicht vor. Sein Garderobier,

der mitgewesen war, lachte mich aus. ‚Ihre Schwester hat einen Milliardär erwischt,‘ sagte der zynische Mensch, ‚freuen Sie sich auf die Erbschaft.‘ Ich aber hörte erst wieder von ihr, als sie einer Irrenanstalt übergeben wurde ... Als ich Sie kürzlich hier im Walde sah und merkte, wo Sie wohnen, da wollte ich Ihnen die Todesnachricht melden. Sonst hat mich nichts zu Ihnen geführt.“

So redete er einförmig und leise. Mir war die Verschollene wert und ihr Schicksal ging mir nahe, aber wie weit lag das nicht alles zurück. Der lebendige Mensch, der da vor mir saß, ergriff mich mehr. Wie kam er hierher? Warum sprach der Mann nicht von sich?

„Sie sind da in einem interessanten Hause. Wie sind Sie hierhergekommen?“ fragte ich endlich.

Er lächelte trübe. „Das war meine Bestimmung. Ich bin als Kartäuser geboren. Jahrzehntelang habe ich nicht gewußt, was mir fehlt und wohin ich gehöre. Jetzt bin ich am Ziel.“

„Sie sehen zufrieden aus und das freut mich, denn hier werden das nicht viele sein.“

„Es ist ein Haus voll Haß und Not und Bitterkeit. Aber ich bin zufrieden ... Warum hat der edle Kaiser Josef alle Orden aufgehoben, die ein beschauliches Dasein führten, die nur den Gott in ihrem Innern suchten? Er muß ein schlechter Menschenkenner gewesen sein,“ sprach Walser.

„Er war ein Erzieher. Er wollte, daß jeder tätig sei und der Gesamtheit nütze.“

Walser wehrte heftig ab. „Nützen! Nützen! Und immer die Welt verbessern! Pah, wie klein ... Ich bin kein Philosoph. Hab' zu wenig gelernt. Bin überhaupt unter den Tisch unseres Herrgotts gefallen, aber ich mein' immer, es hat ein jeder ein Recht darauf, so zu sein, wie er einmal ist. ... Muß ich r e d e n, wenn ich nicht will, wenn es mir wehtut? Muß ich stillsitzen und arbeiten, wenn es mich an allen Haaren hinauszieht in die Natur, wenn jeder Tropfen Blut, der in mir lebt, mich wandern heißt und schauen? Ist diese Welt so arm, daß sie keinem mehr seine Freiheit gönnen kann? Hat sie nur mehr Platz für Sklaven irgendeiner Pflicht? Darf niemand mehr ein Mensch sein?“

Er hatte sich warm gesprochen, und seine Stimme, die zuerst verschleiert schien, klang jetzt wie Musik. Sie berührte mich wie ein geschontes, edles, aber etwas verstaubtes Instrument. Ihm zu antworten, ihn widerlegen zu wollen, fiel mir nicht ein. Ich nickte ihm bloß zu.

„O wie edel und Gott wohlgefällig muß dieser Kartäuserorden gewesen sein ... Die Mönche, die hier lebten, hatten keine höhere Pflicht, als zu schweigen. Schweigen! Ist das nicht göttlich? Und nur an festlichen Tagen redeten sie. Welche hohe Meinung mußten sie nicht haben vom Wort, von der Sprache. Für den Alltag mißbrauchten sie sie nie. Sie lebten der frommen Betrachtung, dem Gebet und stillen, geistigen Beschäftigungen. Sie schrieben die Bücher der griechischen und römischen Klassiker ab und erhielten sie der Nachwelt ... War das nicht ein großer Tag in der gewalttätigen, mittelalterlichen Welt, als Bruno von Köln mit sechs Gefährten in die Wüste La Chartreuse zog, um den ersten Einsiedlerorden zu stiften? Auch dieses Haus dankt jenem Entschluß sein Dasein. Und es hat fünfhundert Jahre die Kartäuser beherbergen dürfen. Warum wurde es entweiht und profaniert? Glauben Sie mir, es werden auch heute noch Einsiedler geboren. Heute mehr als je, und die Zukunft wird wieder Kartäuserklöster bauen!“

„Glauben Sie?“

„Ich fühle es. Als kleines Kind schon war ich ein Einsiedler. Ich lernte so leicht reden wie die anderen, aber ich wollte nicht. Und als mein erster Schultag kam, war ich tief unglücklich. Mein Vater nahm mich an der Hand und führte mich dem Lehrer vor. Ich höre noch seine Worte. Er möge Nachsicht mit mir haben, ich sei scheu, hätte eine schwere Zunge und müßte mich erst daran gewöhnen, vor andern Altersgenossen als den Geschwistern zu reden. Aber nach zwei Wochen übergab mich der Lehrer meinem Vater wieder. Er hatte meine Stimme noch nicht gehört, er hielt mich für stumm. Da bekam ich meine ersten Prügel, damit der Lehrer meine Stimme endlich zu hören bekäme. Es war der Beginn meines Lebens und Leidens ... Meine Schwester sagte Ihnen, ich wäre immer ein Vagant gewesen. Sie gestand es mir. Ja, ich hatte schon als Knabe

eine ungeheure Sehnsucht in mir nach dem Alleinsein. Ich wußte ja nicht, was es war, und die andern wußten es auch nicht, aber wenn es über mich kam, dann mußte ich fort. Ich mußte schweigen dürfen, mußte einsam sein können. Und wenn ich genug gehungert und gefroren hatte in obdachlosen Nächten, dann kam ich wieder. Daß ich damals nicht zugrunde gegangen bin, begreife ich heute noch nicht."

„Und wo waren Sie immer?"

„Ich weiß es kaum. In Wald und Feld wanderte ich, in Hütten und Scheunen schlief ich, um mein ärmliches Taschengeld kaufte ich mir Brot, und aus Quellen und Bächen trank ich. Ein Flurwächter fand mich da, ein Gendarm dort, aber nie hat einer ein Wort aus mir herausgebracht. In Waisenhäuser ließ ich mich stecken, im Gemeindearrest übernachtete ich, aber ich wurde immer wieder freigelassen oder ich lief davon ... Buchhändlerlehrling wurde ich. Du lieber Gott! Das dauerte acht Tage. Ein Oheim nahm mich in sein Konfektionsgeschäft. Nach zwei Wochen lief ich bis Prag, so grauenhaft war mir das ... Ich kann Ihnen nicht alles aufzählen, was ich tat, was ich lernte und versuchte. Es ist eine endlose Kette von Selbsttäuschungen. Zu lesen und zu lernen war meine einzige Leidenschaft. Auch zu schreiben habe ich begonnen. Aber es taugte nichts. Ein Asyl hätte ich gebraucht, ein stilles Heim, eine Zelle wie hier, dann wäre etwas geworden aus mir . . . Meiner Familie war ich der Vagabund, der verlorene Sohn; nur die Grete hatte ein Herz für mich. Aber ein Heim konnte sie mir nicht bieten. Auch sie hatte die Vagabundin in sich . . ."

„Haben Sie nie ein weibliches Wesen gefunden, an das Sie sich hätten anschließen mögen?"

„Weiber genug, aber keine Gefährtin. Keine hätte begriffen . . . Allein hätte ich müssen sein können auch in einer Ehe. Gibt es eine Frau, die das versteht? Ich bin erst glücklich, seitdem ich hier bin. Für diese Zelle bin ich geboren worden, aber ich habe sie erst in meinem fünfzigsten Jahr gefunden."

Er hustete schon zum dritten Male und atmete schwer. „Verzeihen Sie . . . Es ist nichts ... Marod' darf ich auch nicht werden. Sonst muß ich zu den andern hinauf in den ersten Stock," sagte er. „Es ist nur das ungewohnte Sprechen. Soviel hab' ich in zehn Jahren nicht geredet."

Ich erhob mich, denn ich sah, daß er sehr abgespannt war, es hatte ihn stark mitgenommen.

„Sie wollen schon gehen?"

„Ich komme gelegentlich wieder," sagte ich, „wenn Sie nicht einmal hinaufkommen zu mir. Es freut mich ungemein, daß Sie so zufrieden hier leben."

„Glücklich bin ich, sehr glücklich," sagte er und drückte mit seiner welken Rechten die meine. „Gern hätte ich Sie im Hause herumgeführt und Ihnen manches gezeigt, aber ich kann heute nicht." Und er hustete neuerlich. Mit zitternder Hand griff er nach einem Glas Wasser und nippte ein wenig, dann war es wieder gut.

Zwei Wochen waren seitdem vergangen, und Konrad Walser kam nicht zu mir. Meine Arbeit aber war in acht Tagen längstens beendet, und dann wollte ich fort und kam wohl lange nicht mehr nach Mauerbach. So mußte ich mein Versprechen, noch einmal zu kommen, wohl in den allernächsten Tagen einlösen. Und es fiel mir gar nicht schwer, dies zu tun, denn dieses seltsame Exemplar eines zufriedenen und glücklichen Menschen interessierte mich.

Wieder kam ich von rückwärts, durch den Wald, nach Mauerbach, mit völliger Umgehung der belebten Sommerfrische. Ich wollte ja nur in das Armenhaus. Ein anderer Torwart saß vor dem Portal, aber auch der Stepan war in der Nähe, der böhmakelnde Führer von damals.

Er kraute sich hinter dem linken Ohr. „Wullen S' gnä' Herr wieder den Walser Konrad b'suchen?" fragte er. Und als ich bejahte, fuhr er fort: „Is er krank. Liegt er droben im ersten Stock. Geht ihm nit gut."

„Bei den anderen Kranken liegt er?" fragte ich ein wenig erschrocken.

„Freilich. Gibts nicht Extrawurst für einen. War er eine Woche in Marodezimmer und liegt jetzt in Krankenzimmer. Letzte Station," sprach der Mann achselzuckend.

Auf das war ich nicht gefaßt, und ich ließ mich rasch zu ihm führen.

Wir gelangten im ersten Stockwerk des Mittelgebäudes in einen breiten, präch-

tigen, alten Prälatengang mit grausam übertünchten Stuckplafonds; die hohen, dunklen Flügeltüren waren in marmorne Rahmen gefaßt, und hinter denselben taten sich große, helle Räume auf. Da stand „Apotheke“ auf einer Tür geschrieben, dort „Marodenzimmer“, und endlich standen wir auch vor dem Krankenzimmer, dem Spital der Anstalt. Es war ein Saal mit zahlreichen Betten, an jedem hing ein Täfelchen mit dem Nationale des Kranken. Wann geboren, wann in die Anstalt gekommen, wann krank gemeldet . . . Nur eine Rubrik war noch nicht ausgefüllt — die letzte.

Durch eine Zeile reinlicher weißer Betten gingen wir hindurch, bleiche, abgemagerte alte Gesichter lagen auf allen Kissen, fast teilnahmlos. Kaum daß sie die Augendeckel hoben, um zu sehen, wer ihre Ruhe störe.

Dort lag Walser. Mitten in der Reihe.

Ein trübes, verlegenes Lächeln begrüßte mich. Sein blasses Gesicht färbte sich ein wenig vor Freude, als er mir die Hand reichte. Und ich setzte mich neben ihn. Er deutete auf seinen Mund, anzeigend, daß ihm das Sprechen schwer falle oder verboten sei. Ich beruhigte ihn. Ich wisse alles, könne ihm nachfühlen, was ihm die letzten zwei Wochen gewesen sein müssen. Ob er Wünsche habe, die ich erfüllen könne? Er zuckte mit den Achseln, wie einer, der sagen wollte: Was nütze es, Du kannst sie ja doch nicht erfüllen. Ich verstand ihn nur zu gut. Ob ich beim Hausarzt oder beim Verwalter seine Bitte vorbringen dürfe, daß man ihn isoliere? Ob er das wünsche?

Er sah mich mit einem aufleuchtenden Blick an. „Allein sterben möchte ich doch,“ flüsterte er.

„Ach was, sterben! Sie sind ja der Jüngste im Hause. Gesund werden sollen Sie wieder in Ihrer Zelle bei dem schönen, kleinen Garten. Ich denke oft daran, wie schön Sie es dort hatten.“

Er seufzte.

Ich ließ mich von der Wärterin zum Hausarzt der Anstalt geleiten und wurde dort freundlich aufgenommen. Voll Staunen hörte der Doktor, was ich ihm sagte... Und er verstand die dringende Bitte, diesen Einsiedler zu isolieren. Aber von seiner kühlen, erdfeuchten Kammer könne keine Rede sein. Dort zu hausen, war sein Wunsch, aber er hätte mehr Sonne gebraucht für seine Lunge und Wärme. Gerade dort sei er so herabgekommen.

Der Doktor wußte Rat. Er ging mit mir hinüber in den Krankensaal und ließ das Bett Walsers verschieben. Er kam in eine sonnige Ecke, einen alten Klostererker. Und aus dem Operationssaal ließ der Doktor eine spanische Wand herbeischaffen, die den Kranken völlig abschloß gegen die anderen Betten.

Er war allein.

Ich vergesse den Blick nie, mit dem er mir dankte. Seine feuchte, fiebernde Hand lag lange in der meinen. Und ich fragte ihn, ob er gar niemanden habe, den er liebe und dem ich vielleicht ein Wort zukommen lassen könnte über ihn. Ich täte es gern.

Er schüttelte den Kopf. „Sind alle tot,“ flüsterte er dann, mußte aber sogleich husten.

Ich saß noch eine Weile still bei ihm und wollte warten, bis seine Erregung sich gelegt hatte. Da merkte ich, wie er einschlief. Friedlich und glücklich atmete er. Ich entfernte mich ganz leise. Er hatte keine Wünsche mehr. Den einzigen, den er äußerte, konnte ich ihm erfüllen — er wird allein sein, wenn er stirbt.

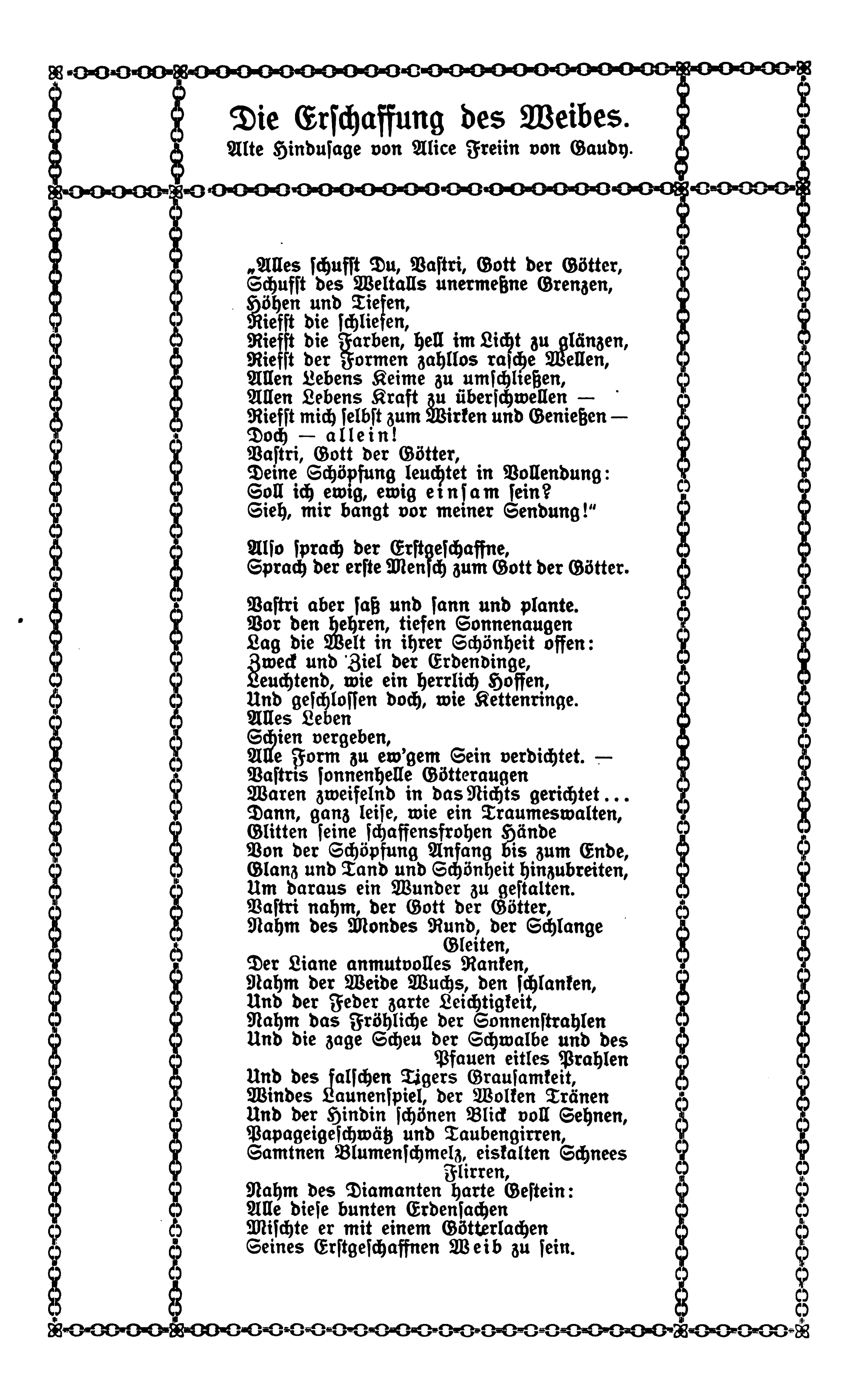
Es lagen Deine Hände —

Von Mathes Nitsch (Budapest).

Es lagen Deine Hände heiß
In meinen glühendheißen Händen,
Wie Flammen ruhn im Feuerbrand.

Doch beim geringsten Fingerspiel
Hob sich ein Sturm in unseren Adern,
Und brausend schwoll das Feuer an.

Da schlürfte unser Mund entzückt
Der Liebe süßentflammte Glut,
Berauschte, jauchzte und schwieg still.



Die Erschaffung des Weibes.

Alte Hindusage von Alice Freiin von Gaudy.

„Alles schufst Du, Vastri, Gott der Götter,
Schufst des Weltalls unermeßne Grenzen,
Höhen und Tiefen,
Riefst die schliefen,
Riefst die Farben, hell im Licht zu glänzen,
Riefst der Formen zahllos rasche Wellen,
Allen Lebens Keime zu umschließen,
Allen Lebens Kraft zu überschwellen —
Riefst mich selbst zum Wirken und Genießen —
Doch — allein!
Vastri, Gott der Götter,
Deine Schöpfung leuchtet in Vollendung:
Soll ich ewig, ewig einsam sein?
Sieh, mir bangt vor meiner Sendung!"

Also sprach der Erstgeschaffne,
Sprach der erste Mensch zum Gott der Götter.

Vastri aber saß und sann und plante.
Vor den hehren, tiefen Sonnenaugen
Lag die Welt in ihrer Schönheit offen:
Zweck und Ziel der Erdendinge,
Leuchtend, wie ein herrlich Hoffen,
Und geschlossen doch, wie Kettenringe.
Alles Leben
Schien vergeben,
Alle Form zu ew'gem Sein verdichtet. —
Vastris sonnenhelle Götteraugen
Waren zweifelnd in das Nichts gerichtet...
Dann, ganz leise, wie ein Traumeswalten,
Glitten seine schaffensfrohen Hände
Von der Schöpfung Anfang bis zum Ende,
Glanz und Tand und Schönheit hinzubreiten,
Um daraus ein Wunder zu gestalten.
Vastri nahm, der Gott der Götter,
Nahm des Mondes Rund, der Schlange
Gleiten,
Der Liane anmutvolles Ranken,
Nahm der Weide Wuchs, den schlanken,
Und der Feder zarte Leichtigkeit,
Nahm das Fröhliche der Sonnenstrahlen
Und die zage Scheu der Schwalbe und des
Pfauen eitles Prahlen
Und des falschen Tigers Grausamkeit,
Windes Launenspiel, der Wolken Tränen
Und der Hindin schönen Blick voll Sehnen,
Papageigeschwätz und Taubengirren,
Samtnen Blumenschmelz, eiskalten Schnees
Flirren,
Nahm des Diamanten harte Gestein:
Alle diese bunten Erdensachen
Mischte er mit einem Götterlachen
Seines Erstgeschaffnen Weib zu sein.

Französischer Adel.

Von Karl Eugen Schmidt in Paris.

Mit Schaudern denke ich daran und kaum habe ich den Mut es hinzuschreiben: es war im Wartezimmer eines Zahnarztes, wo ich die Bekanntschaft mit einem der ältesten und angesehensten Adelshäuser Frankreichs machte. Allerdings nicht persönlich, sondern nur sehr par distance. Die Zahnärzte sind schreckliche Menschen, Humor haben sie nicht für drei Centimes, und wenn man beim Niedersetzen in ihren Folterstuhl den letzten traurigen Rest bebenden Galgenhumors aufrafft, findet man kein Verständnis und keine Erwiderung. So oft ich einen dieser Henkersknechte aufsuche, erzähle ich ihm, während ich schon im Marterstuhl sitze und er hinter mir mit den entsetzlichen Zangen rasselt, die Geschichte von dem Zahnarzt, der seine Hausschwelle mit Vogelleim bestrich, damit ihm die Patienten nicht, wie schon oft geschehen, durchbrennen könnten, und der nach erfolgtem Klingeln nur ein Paar Stiefel, festgewurzelt an der Erden, vorfand. Noch habe ich keinen dieser Barbaren entdeckt, der dieser Geschichte mehr als ein erzwungenes Höflichkeitslächeln geschenkt hätte.

Ja, also im Wartezimmer eines solchen Philanthropen saß ich, kämpfte wie ein Mann mit meines Zahns durchbohrendem Gefühle, schaute so wenig wie möglich nach meinen Leidensgenossen hin und bemühte mich, möglichst scherzhafte Gedanken zu erzeugen. Daß mir das nicht gelang, glaubt jeder, der schon einmal beim Zahnarzt gewesen ist. Aber unter den Dingen, welche die Wände des Raumes zierten, war wirklich eins, das mich zu interessieren vermochte, und was das heißt, weiß wiederum jeder usw. wie oben. Das war ein eingerahmtes Diplom, besagend, daß „Wir Henri Guy, von Gottes Gnaden König von Jerusalem und Cypern, Fürst von Lusignan, unsern getreuen und vielgeliebten X. X. zum Ritter unseres Melusinenordens" ernannt hatten. Darüber dachte ich an die Kreuzritter, und auch das Märchen von der schönen Melusine fiel mir ein, wie es Gustav Schwab dem deutschen Volke erzählt hat. Und beinahe hätte ich meinen Zahn darüber vergessen, aber das ist nicht möglich, wie, zum dritten Male gesagt, jeder weiß.

Gehabte Schmerzen, die hab' ich gern! singt Wilhelm Busch, aber ganz richtig ist das doch nicht. Auch in der Erinnerung hat man die Besuche beim Zahnarzt durchaus nicht gern. Viel lieber denke ich an den Melusinenorden und an den braven Veit von Lusignan, der vor nunmehr bald tausend Jahren König von Jerusalem war, und dessen Nachkommen bis auf den heutigen Tag blühen und sich des königlichen Titels erfreuen. Wenigstens können wir immerhin annehmen, da wir keine Beweise des Gegenteils besitzen, daß die beiden Prinzen von Lusignan, die im Pariser Adreßbuch stehen, tatsächlich königliches Kreuzfahrerblut in ihren Adern haben und obendrein gar noch von einer Fee abstammen. So sehr verwunderlich ist das ja auch gar nicht, sintemalen man sehr wohl weiß, daß die sämtlichen Franken von Troja gekommen sind, die in Deutschland sowohl als auch die nach Frankreich ausgewanderten. Ich habe den Namen des trojanischen Helden vergessen, von dem ich zuerst auf einem in der Kathedrale von Beauvais hängenden Wandteppich aus dem XIV. Jahrhundert erfuhr, und der seine Leute an den Rhein gebracht hat. Von diesem Trojaner und den mit ihm geflohenen Leuten stammen die Frankfurter und Nürnberger so gut wie die Bewohner der Städte Paris, Laon, Reims und besonders Troyes, das sogar seinen Namen von Troja hat. Sintemalen nun das ganze Volk so alten und vornehmen Ursprunges ist, darf man sich nicht wundern, wenn die Könige und Fürsten des Volkes von Göttern und Göttinnen abstammen wie das Haus Lusignan.

Der französische Adel ist also uralt, und es kann einem in Paris alle Tage passieren, daß man mit dem authentischen Nachkommen eines Eroberers von Jerusalem zusammen beim Absinth sitzt. Ich erinnere nur an den armen kleinen Toulouse-Lautrec, der freilich seinem Ahnherrn Raimund, den Tasso besungen hat, gar nicht ähnlich sah, sondern eher für einen mißgestalteten komischen Hofzwerg aus dem XVII. Jahrhundert hätte gelten können, wozu auch sein karikierendes Zeichnertalent und sein barocker Witz ganz gut paßten.

Also es gibt in Frankreich immer noch eine ganze Reihe uralter adliger Familien, und mit der Ausrottung der Aristokratie in der großen Revolution steht es nicht so schlimm, wie man uns lange hat glauben lassen. In Deutschland erhielten wir die Hauptnachrichten von den Vorgängen in Frankreich zunächst durch die aristokratischen Flüchtlinge, und deren Interesse war es, durch möglichst haarsträubende Erzählungen das Mitleid, die Entrüstung und schließlich den Beistand der Zuhörer hervorzurufen. Diese Schauermären gehen uns noch heute nach, und ich erinnere mich sehr gut, wie ich bei meiner ersten Fahrt durch das französische Land vergebens nach

den durch die Revolution geschaffenen Schloßruinen ausschaute, aber nirgends etwas von der Art wahrnahm. Während in meiner rheinischen Heimat kein Dorf ohne seine in Trümmern liegende Burg ist, kann man in Frankreich viele hundert Kilometer weit reisen und forschen, ohne etwas derartiges zu Gesicht zu bekommen. Das allein müßte schon genügen, um uns zu überzeugen, daß die Franzosen in den westdeutschen Gauen ganz anders und viel gründlicher gewirtschaftet haben als in ihrem eigenen Vaterlande. Diese Überzeugung wird verstärkt, wenn man auf allen Wanderungen durch Frankreich, nicht nur weit von der Hauptstadt entfernt in abgelegenen Landesteilen, sondern auch in der nahen Nachbarschaft von Paris, altadlige Schlösser findet, die ganz und gar unangetastet die Revolution durchgemacht haben: nicht etwa, daß nur die Gebäude selbst unbeschädigt geblieben wären, sondern diese alten Herrensitze haben heute noch die Bilder und Gobelins an den Wänden, die vor zwei-, drei- oder vierhundert Jahren für diese Stelle gemalt und gewoben wurden, und die Möbel, die unter Ludwig XIV. angeschafft wurden, stehen heute noch am nämlichen alten Platz.

Der Schluß liegt also nahe, daß es den Bewohnern nicht schlimmer ergangen sei als ihren Wohnungen, und das trifft in der Hauptsache auch zu. Von einer Ausrottung oder auch nur von einer Dezimierung des französischen Adels durch die Revolution kann in Wahrheit nicht die Rede sein, und die Kriege Friedrichs des Großen haben beispielsweise den preußischen Adel weit stärker mitgenommen als die Guillotine den französischen. Ja, der Vicomte d'Avenel, der diese Frage genau untersucht hat, kommt sogar zum Schlusse, daß der französische Adel durch die Revolution nicht nur nicht vernichtet, sondern ganz im Gegenteil sogar bereichert worden ist. Daß er sich seither ganz bedeutend vermehrt hat, was auch eine indirekte Folge der Revolution ist, steht auf einem andern Blatte, bereichert aber wurde die französische Aristokratie ganz direkt durch die Revolution. Diese schaffte nämlich nicht nur eine große Anzahl offenbarer Mißbräuche, sondern auch sehr viele der Allgemeinheit günstige und gerade dem vierten Stande vorteilhafte Einrichtungen ab. In Deutschland wie in Frankreich waren Äcker, Felder, Wiesen und Wälder, und ganz besonders die letztern, nur sehr bedingungsweise das Eigentum der adligen Schloßherren; in Wirklichkeit herrschte dabei eine Art von praktischem Kommunismus, und die Dörfler hatten das Recht, ihr Holz aus den herrschaftlichen Wäldern zu holen, ihr Vieh auf den herrschaftlichen Wiesen weiden zu lassen, und vieles andere mehr. Das alles ist in der französischen Revolution abgeschafft worden, und nur den allerwenigsten Bauerngemeinden kam die Neuerung zugute, denn wie Fürst Kropotkin in seiner eingehenden Untersuchung zeigt, waren nur die wenigsten Gemeinden imstande oder des Willens, die konfiszierten adligen Besitztümer aufzukaufen. Die gute Hälfte des adligen Landbesitzes blieb in der Familie, da nur der Besitz der emigrierten Aristokraten eingezogen wurde, und was von der anderen Hälfte keinen Käufer fand und im Besitz des Staates blieb, wurde nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. den früheren Besitzern zurückgegeben. Durch die Abschaffung der den Bauern zugute kommenden Gemeinderechte auf Wald, Weide usw. wurden also die adligen Herren jetzt erst wirkliche Grundbesitzer und sahen sich nach der Revolution viel reicher und unabhängiger als vorher.

Die durch die Guillotine tatsächlich dem französischen Adel gerissenen Lücken aber wurden seither in überreichem Maße ausgefüllt, denn nicht nur Ludwig XVIII. und Karl X., sondern auch Napoleon I. und III., Ludwig Philipp und last not least die gegenwärtige Republik haben eine große Zahl neuer Aristokraten auf dem Gewissen. Am wenigsten trug zur Vermehrung der französischen Aristokratie der Bürgerkönig Ludwig Philipp bei, am meisten Napoleon I., während die gegenwärtige Republik eine Ausnahmestellung einnimmt. Der erste Kaiser tat alles mögliche, um die alte Aristokratie für sich zu gewinnen; da das aber nur in ganz wenigen Fällen gelang, machte er sich einfach an die Schaffung eines neuen Adels. Aus seinen erfolgreichen Generälen und einigen Zivilbeamten wurden Fürsten, Grafen und Barone. Markgrafen und Vizegrafen dagegen wurden von Napoleon nicht ernannt, und aus diesem Grunde wird in der französischen Gesellschaft der Titel Marquis oder Vicomte höher eingeschätzt als Prince und Comte, weil er ein höheres Alter der Familie zu verbürgen scheint. Ludwig Philipp, der eine ganz moderne Regierung einführte, eine opportunistische nämlich, die keine eigenen Grundsätze hatte, sondern nur das eine Ziel kannte: im Sattel zu bleiben, anerkannte die alte wie die neue Aristokratie, räumte aber beiden keinen Einfluß in der Regierung oder auch nur am Hofe ein. Er fühlte sich unter den Parvenüs des Bürgerkönigtums besser in seinem Element als bei den Nachkommen der Hofleute von Versailles oder bei den Marschällen des Kaiserreiches. Napoleon III. befolgte im großen und ganzen die Politik seines Vorgängers, und auch er hat lange nicht so viele neue Aristokraten geschaffen wie sein Onkel.

Alles in allem gab es am Ende des zweiten Kaiserreiches 30000 Franzosen, die einen Adelstitel oder das simple Adelsprädikat führten, und wie merkwürdig günstig der Boden der neuen Republik diesen Titeln und Prädikaten ist, geht daraus hervor, daß man jetzt die Zahl der in Frankreich lebenden Adligen auf 200000 schätzt. Der allgemeine Stillstand der französischen Bevölkerung schadet also der Aristokratie nicht, sondern scheint

ihr ganz im Gegenteil sehr günstig zu sein. Man könnte danach beinahe glauben, daß, während das ganze übrige Frankreich dem Zweikindersystem huldigt, der französische Adel allein eine an die Vermehrung der Juden in Ägypten erinnernde Fruchtbarkeit zeige. Und man könnte des weitern ausrechnen, nach wievielen Jahren die bürgerlichen Franzosen gänzlich ausgestorben sein werden, also daß es in Frankreich wie dereinst oder auch heute noch in Polen überhaupt nur noch Adlige gäbe.

Diese letztere Hypothese könnte auch wirklich vielleicht in einem oder zwei Jahrhunderten zur Wahrheit werden; mit der ersteren Annahme dagegen ist es nichts, denn die Kinderarmut ist in der wahren Aristokratie Frankreichs ebenso groß wie in der reichen Bourgeoisie, und nur das Proletariat schwingt sich zu Familien mit sechs oder noch mehr Kindern auf. Die Vermehrung des Adels in der Republik hat also andere Ursachen.

Bekanntlich hat die französische Republik im Grunde nur die Etikette geändert, als sie die Erbschaft der vorangegangenen Monarchien übernahm. Die Gesetze und Einrichtungen sind geblieben, wie sie waren, der einzige Unterschied ist, daß an die Stelle des erblichen Staatsoberhauptes ein gewähltes trat. Also ist auch der Adel niemals abgeschafft worden, obgleich man sich das im Auslande zuweilen einbildet. Ja, es besteht auch heute noch ein französisches Gesetz zu Kraft, das die unberechtigte Annahme und Führung eines Adelstitels verbietet und bestraft. Nur wird dieses Gesetz im allgemeinen nicht angewendet. In England und Deutschland schreitet die Polizei in einem solchen Falle von selbst ein, gerade als ob es sich um Diebstahl oder Einbruch handelte, in Frankreich kümmern sich die Gerichte um falsche Aristokraten nur dann, wenn ein Privatmann eine Klage gegen den Pseudobaron erhebt. Wer also in Frankreich adlig werden will, muß bei der Selbstadlung die einzige Vorsicht gebrauchen, keinem andern in das Blumengärtchen zu kommen, das heißt: er darf sich nicht einen Namen und Titel wählen, der einem andern rechtmäßig gehört. In diesem Falle kann es ihm passieren, daß der rechtmäßige Eigentümer ihn vor die Gerichte bringt. Freilich geschieht ihm auch dort nichts Ungeheuerliches, denn außer den Kosten des Prozesses hat er nichts zu fürchten, aber durch einen derartigen Prozeß wird doch sein eigentlicher Zweck vernichtet: er kann den gewählten Titel nicht mehr führen, weil jedermann von seiner Unrechtmäßigkeit weiß.

Indessen ist ja nichts leichter, als Namen und Titel zu finden oder zu erfinden, die keinen legitimen Eigentümer haben. Wenn es sich um das einfache Adelsprädikat handelt, haben die Franzosen und die Holländer weit leichteres Spiel als die Deutschen. Die Holländer machen aus dem gleichlautenden holländischen Artikel, der sehr oft dem Familiennamen vorangeht, wie in de Ruyter, de Jong usw. ohne weiteres das französische Adelsprädikat, oder sie übersetzen das ebenso häufige van in de. Die Franzosen erfreuen sich einer großen Anzahl von Namen, die man durch einfache Abtrennung der ersten Silbe nobilitieren kann. Wo der Deutsche im gleichen Falle Gärtner, Waldner, Müller, Brunner, Winzer heißt, nennt sich der Franzose Dujardin, Delaforêt, Dumoulin, Dupuis, Delavigne usw. Was kann näher liegen als daraus einen de Lavigne, du Moulin oder de la Forêt zu machen? Dagegen hat kein Mensch etwas einzuwenden, nicht einmal die waschechten Aristokraten, die sich am Ende eines solchen Namens erfreuen sollten, denn im schlimmsten Falle ist die Änderung des Namens so geringfügig, daß man beinahe behaupten kann, es wäre überhaupt keine.

Hat man ein paar Jahre lang die Leute daran gewöhnt, uns nicht mehr Dupuis, sondern du Puis zu nennen, so darf man sich einen Schritt weiter wagen und etwa ein kleines Krönchen und ein paar Buchstaben vor dem Namen auf die Visitkarte drucken zu lassen, die etwa Cte. oder Bn. oder P. lauten und ebensogut Pierre, Calixte oder Bastien als Baron, Comte oder Prince bedeuten können. Wen das Mißgeschick mit einem Namen bedacht hat, der sich nicht auf diese Weise zerlegen läßt, dem bleibt mancher andere Ausweg. Zunächst bietet ihm sein Geburtsort ein treffliches und viel benutztes Mittel: die Deputierten Guyot de Villeneuve, Gauthier de Clagny, Folleville de Bimorel, der Petroleumkönig und Luftschiffermäzen Deutsch de la Meurthe, der Bankier Cahen d'Anvers, der aber wirklich einen vom Papste erhaltenen Grafentitel besitzt, zeigen, wie das gemacht wird. In der französischen Armeeliste findet man tausende dieser Beispiele, denn zum Unterschiede von der Politik ist heute noch in der französischen Armee, besonders in der Kavallerie, ein adliger Name von Vorteil für seinen Träger. Einmal stieß ich beim Durchblättern dieser Liste sogar auf einen Mann, der meinen eigenen Geburtsort zum Sitze seiner Baronie gewählt hatte, vielleicht weil seine Familie daher stammt. Der Mann nennt sich Schroeder de Kreuznach. In Deutschland würde das nicht besonders gut klingen, aber in Frankreich kann man damit sehr wohl für den Sprößling einer alten elsässischen Adelsfamilie gelten.

Glückt es nicht mit dem Geburtsort, und da es auch Leute gibt, die in Paris, Lyon oder Marseille auf die Welt kommen, so kann es freilich damit nicht immer glücken, dann bietet vielleicht der Name oder der Geburtsort der Mutter, der Gattin, der Großmutter oder sonst eines Anverwandten die erforderliche Handhabe. Ganz fehlen wird sie niemals, wenn man sich nur ein klein wenig Mühe gibt.

Wer aber ganz sicher gehen will, der muß

sich etwas mehr anstrengen: er muß sich entschließen, seinen eignen Namen ganz aufzugeben und sich gewissermaßen als saftiges Pfropfreis einem verdorrten Adelsstamme einzusetzen. Dazu kauft man den Familiensitz eines erloschenen alten Geschlechtes und nennt sich hinfort nach dem neuen Besitze. Im Mittelalter ging der Titel und Name ja überhaupt mit dem Sitze und haftete nicht an der Person. So kann sich auch heute noch mit einigem Scheine von Recht Monsieur Durand oder Meunier einbilden, durch den Ankauf des alten Turmes, worin dereinst die Markgrafen von Hautefeuille hausten, selbst zu einem waschechten Marquis de Hautefeuille geworden zu sein; und wenn die wirklichen Markgrafen von Hautefeuille richtig tot und gänzlich ausgestorben sind, wird kein Mensch etwas dagegen einwenden. Ausgestorbene Adelsfamilien aber gibt es nach Tausenden, da hat man nur die Qual der Wahl, und wenn sich auch nicht gleich ein Familiensitz dazu aufspüren läßt, so genügt, daß man in oder bei dem Dorfe gleichen Namens eine Villa baut. Will man ein übriges tun, so mag man wie der neulich wegen des Verkaufes gefälschter Kunstwerke verurteilte Engländer Daulby, der sich Marquis d'Aulby nannte, seine Villa von einem Architekten mit einem Turm aus dem XIII. Jahrhundert oder einer Fassade, wie sie Franz I. liebte, versehen lassen, aber nötig ist das gar nicht. Wer seine Anthentizität gar zu ängstlich beweisen will, tut leicht des Guten zu viel und gerät in Verdacht, weiter nichts als ein Schwindler zu sein, — und Schwindler sind nur die allerwenigsten der selbstgeadelten französischen Republikaner.

In anderen Ländern ist das anders, und darum sieht man dort gewöhnlich die Sache mit einem irreführenden Vorurteil an. Wenn in Deutschland ein falscher Baron oder Graf auftaucht, so ist das beinahe immer ein Hochstapler, der sich der aristokratischen Fassade bedient, um die vertrauensseligen und demutsvollen Hoteliers und andere brave Leute desto besser hereinzulegen. In Frankreich gibt es selbstverständlich auch diese Sorte, und vor einigen Jahren haben wir hier sogar einen ehemaligen Kellner gehabt, der unter der Maske eines österreichischen Erzherzogs allen möglichen Pariser Geschäftsleuten Summen ablockte, die nahe an die Million heranreichten. Auch der eben erwähnte Engländer Daulby, der als Marquis d'Aulby das amerikanische Ehepaar Paine einfing und ihm die aus schlechten modernen Kopien bestehende Gemäldegalerie seiner Ahnen für ein paar Millionen verkaufte, gehört hierher. Aber die allermeisten selbstgeadelten Franzosen sind keineswegs Schwindler, sondern ganz im Gegenteil höchst achtbare und vermögliche Leute, die jeden Sonntag zur Messe gehen und allen Pflichten staatserhaltender Untertanen getreu nachkommen. Das heißt, dieser letzte Satz ist nur bedingungsweise wahr: gute Untertanen der Republik sind diese neuen Adligen, die ihre Titel und Würden der Nachsicht der Republik verdanken, gerade nicht. Sie sind vielmehr durch die Bank antirepublikanisch und royalistisch gesinnt, und diese Gesinnung zeigen und verfechten sie weit eifriger als die echten und geborenen Aristokraten. Auch das ist natürlich: alle Neophyten und Konvertiten sind eifrigere Zeloten als die durch ihre Geburt in eine Klasse, Partei oder Religion geratenen Menschen. Sie müssen es sein, um die neuen Genossen von der Wahrheit ihrer Bekehrung zu überzeugen. So kann es sich wohl ein wirklicher französischer Aristokrat, der seine Ahnen tatsächlich bis zu den Kreuzzügen zurück zu verfolgen vermag, erlauben, republikanische Gesinnung zu zeigen und etwa in den diplomatischen Dienst der Republik zu treten; ein selbstgeadelter Zeitgenosse aber kann das ganz unmöglich tun, er muß vielmehr als unentwegter und unversöhnlicher Feind der Republik und Kämpe des Königtums das Lilienbanner hochhalten. Denn er verdankt seinen Titel nicht nur der Nachsicht der Republik, sondern auch ganz besonders der Duldung der wirklich aristokratischen Gesellschaft.

Der Adelstitel ist im heutigen Frankreich weiter nichts als das Schibboleth, das die Zugehörigkeit zur besten Gesellschaft verbürgt. Früher nannte man diese beste Gesellschaft den Faubourg St. Germain, und auch heute noch versteht man darunter die Quintessenz des alten royalistischen Feudaladels. Der kaiserliche und überhaupt der neuere Adel hat seine Wohnstätte eher an den Champs Elysées und ihren Fortsetzungen bis zum Bois de Boulogne hin, wo auch die überseeischen und osteuropäischen Millionäre ihr pariserisches Heim gefunden haben. In diesen „Faubourg" nun kann auch der selbstgeadelte Zeitgenosse Zutritt, Duldung und Zugeständnis seines Titels finden, wenn er sich nur durch die rechte royalistische Gesinnung legitimiert. Daß er außerdem das nötige Kleingeld und die gewünschten Manieren hat, versteht sich von selbst. Der Prätendent selbst gibt sich mit diesen drei Voraussetzungen zufrieden: wer Geld, Manieren und die gute Gesinnung hat, wird auch von ihm ohne weitere Untersuchung bei dem selbstgewählten Titel angeredet. Vor einigen Monaten ist ein Zwist in der royalistischen Partei ausgebrochen, und damals amüsierte sich die den jüngern Flügel der Partei vertretende Action française damit, das royalistische Komitee, das mit dem Herzog von Orleans in beständigem Verkehr steht, ein wenig auf die Titel seiner Angehörigen hin zu untersuchen. Die gute Hälfte dieser Markgrafen, Grafen oder einfachen Barone wurde dabei als Leute entlarvt, die sich ihre Titel selbst verliehen haben, die aber in den gnädigen Handschreiben des französischen Thronerben bei diesen Titeln angeredet werden. Daraus geht hervor, daß die Annahme

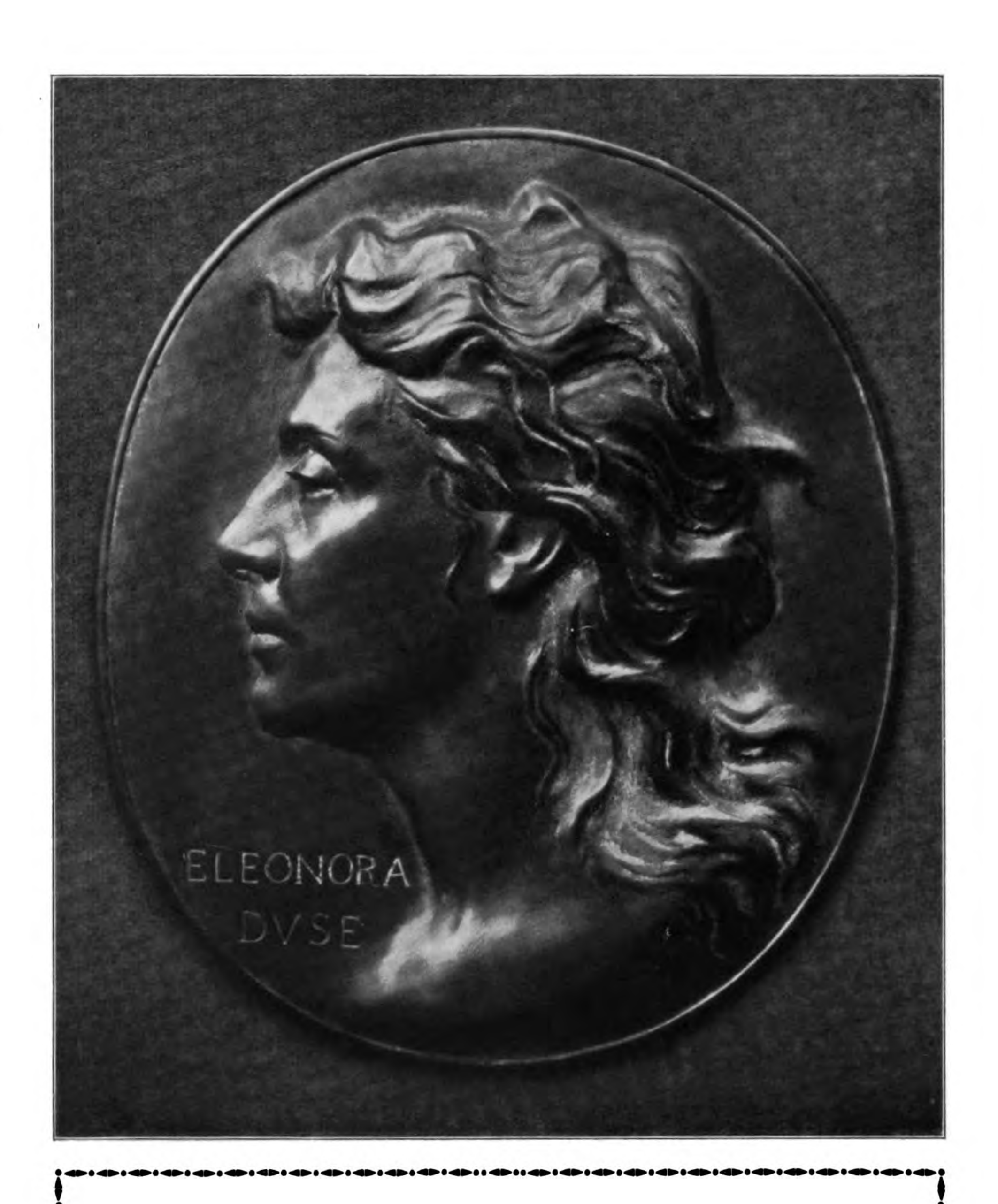
eines ihm nicht zukommenden Titels für den Franzosen keineswegs das Merkmal eines versuchten Schwindels ist, sondern daß es sich in neunundneunzig von hundert Fällen um weiter nichts als um die Eitelkeit eines Parvenüs handelt, der um jeden Preis dem blaublütigen Faubourg möchte zugerechnet werden. Wenn diese Eitelkeit in Frankreich stärker und verbreiteter ist als in Deutschland, so darf man nicht vergessen, daß wir hierzulande der gesetzlich dekretierten Egalité unterstehen. Wo aber Gesetz und Verfassung uns die Gleichheit aufzwingen wollen, ist es ganz selbstverständlich, daß wir uns die größte Mühe geben, unseren Nachbarn nicht gleich zu sein.

Die Republik ist nicht nur so nachsichtig und gütig, daß sie sich um die selbstverliehenen Grafentitel nicht kümmert, sie geht mitunter noch einen Schritt weiter und legalisiert die eigenhändigen Nobilitierungen. Wie in anderen Ländern kann man auch in Frankreich seinen Namen ändern, wenn man dazu die zur Überzeugung des Standesbeamten nötigen Gründe beibringen kann. Als Dreyfus verurteilt wurde, haben eine erkleckliche Anzahl französischer Juden diesen Anlaß benutzt, um den ohnehin schon stark deutsch klingenden Namen mit einem gut französischen zu vertauschen. Neulich hat der aus Belgien gekommene Komödienschreiber Franz Wiener, nachdem er erst durch seine Heirat mit der Witwe des Bankiers Bischoffsheim das nötige Fundament für die zu errichtende Ahnenburg gelegt hatte, nach allen Formen des Gesetzes den alten Wiener ausziehen dürfen: er heißt jetzt Francis de Croisset, was seinen Nachkommen ohne jeden Zweifel das Recht geben wird, von den Heldentaten ihrer Ahnen vor Antiochia, Jerusalem und Konstantinopel zu erzählen. Übrigens hatte Francis de Croisset immerhin besseren Anspruch auf den gewählten Namen als viele andere selbstgeschaffene Aristokraten der Republik, sintemalen er seine Stücke unter diesem Namen geschrieben hat und damit bekannt geworden ist.

Da in unsern Tagen alles vom nüchternen Standpunkte des Geldbeutels betrachtet und eingeschätzt wird, sollte man von Rechts wegen die neugebackenen Auto-Aristokraten nicht auslachen, sondern bewundern: sie sind die einzigen oder fast die einzigen Idealisten, die wir noch haben. Alle anderen fragen nur nach dem Geldeswerte der von ihnen erstrebten Dinge, diese Leute aber wissen, daß ihnen der Titel nichts einbringt, daß er sie Mühe und Geld kostet, daß sie tausend Leiden des Spottes, des Hohnes und der Lächerlichkeit erdulden müssen, und doch schätzen sie ihr Ideal so hoch, daß sie unerschüttert ihrem Ziele entgegenschreiten. Sie sind die irrenden Ritter unserer Tage, und Frankreich kann stolz darauf sein, daß es so viele dieser uneigennützigen Idealisten besitzt, mögen auch die anderen lachen über die 150000 guten Franzosen, die sich in den letzten vierzig Jahren selbst geadelt haben, und über die zehntausend, die für direkt oder indirekt geleistete Zahlung einen Titel vom Papste oder von der Republik San Marino erhalten haben.

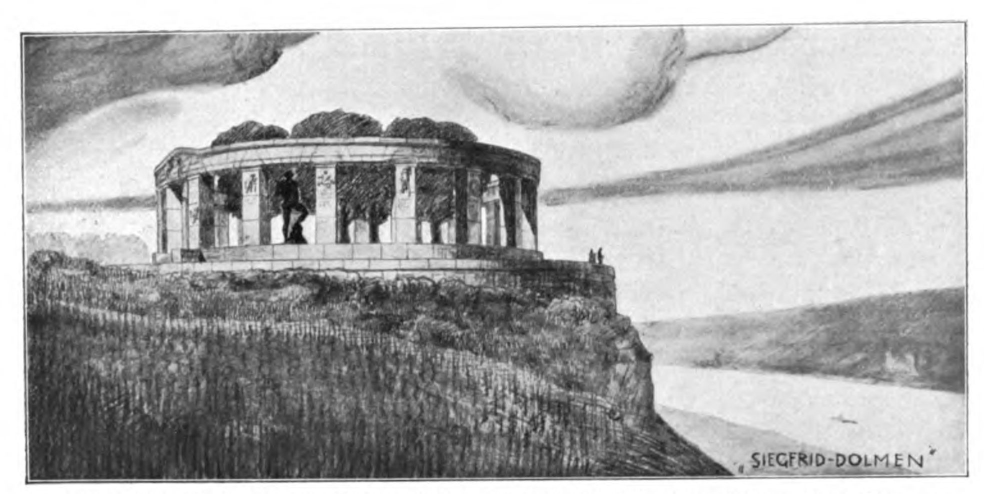
Leider ist kein irdisches Glück vor den Angriffen der Neidharte sicher. Einige dieser bösen Menschen haben versucht, den Aristokraten der Republik beizukommen. Verschiedene Male schon ist in der Deputiertenkammer der Vorschlag gemacht worden, alle adligen Titel, die jetzt von Franzosen auf ihren Visitkarten oder im Adreßbuch geführt werden, gesetzlich anzuerkennen und ihre Träger einer fein abgestuften Steuer zu unterwerfen. Vor vier Jahren rechnete einer dieser Feinde des Idealismus aus, daß der Staat rund vierzig Millionen jährlich einnehmen könne: die Prinzen und Fürsten sollten 5000, die Herzöge 1500, die Markgrafen 1200, die Grafen 1000, die Vizegrafen 800, die Barone 500, die Ritter oder Chevaliers 300, die Knappen oder Ecuyers 200 und die nur mit dem einfachen Adelsprädikat gesegneten Franzosen 100 Franken jährlich zahlen. Ich teile diese Abstufung mit, weil sie zugleich dartut, in welchem Grade die der französischen Aristokratie zukommende Achtung zu- und abnehmen muß. Die deutsche Rangordnung ist nicht die gleiche, sintemalen der deutsche Herzog dem Fürsten voransteht. Auch die von dem steuerwütigen Deputierten veranschlagte Zahl der adligen Franzosen ist interessant. Sie bleibt allerdings hinter den 200000 zurück, die ein de oder einen Titel auf ihre Karte drucken lassen, ist aber immer noch beträchtlich genug, denn sie beläuft sich auf rund 120000. Darunter sind 100 Prinzen und Fürsten, 2500 Herzöge, 5000 Markgrafen, 12000 Grafen, 5000 Vizegrafen, 5000 Barone, 500 Chevaliers und 100 Ecuyers; die letzteren müßten also von Rechts wegen den Prinzen gleichgeschätzt werden, sintemalen sie ebenso selten sind.

Die wiederholten Angriffe auf den aristokratischen Geldbeutel sind mühelos abgeschlagen worden und werden in Zukunft noch weniger Aussicht haben als bisher. Denn in der Deputiertenkammer und im Senat sitzen nicht nur wirkliche, sondern auch selbstgemachte Aristokraten, und die Zahl der letzteren nimmt hier wie allenthalben in Frankreich von Jahr zu Jahr zu. Ihre noch nicht zur höheren Klasse aufgestiegenen Kollegen aber sind viel zu höfliche Menschen, um ihnen eine Extrasteuer aufzubinden, — und wäre es auch nur aus dem Grunde, daß eine Krähe der andern kein Auge aushackt: denn die andere könnte zurückhacken.



Eleonora Duse.

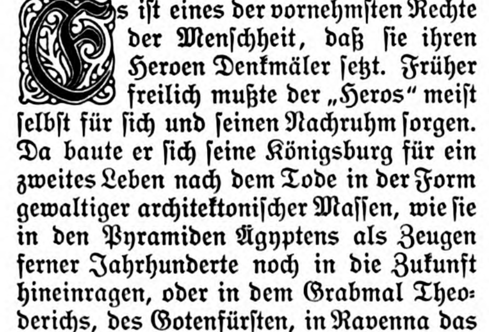
Bildnisplakette von Prof. Adolf von Hildebrand.



Entwurf von Prof. Hermann Hahn in München und Architekt Prof. Dr. Johann Georg German Bestelmeyer in Dresden. Erster Preis.
Aufnahmen von Julius Söhn in Düsseldorf.

Das Bismarck-Nationaldenkmal.

Zu den Ergebnissen des Preisausschreibens. Von Dr. Georg Biermann.



Es ist eines der vornehmsten Rechte der Menschheit, daß sie ihren Heroen Denkmäler setzt. Früher freilich mußte der „Heros“ meist selbst für sich und seinen Nachruhm sorgen. Da baute er sich seine Königsburg für ein zweites Leben nach dem Tode in der Form gewaltiger architektonischer Massen, wie sie in den Pyramiden Ägyptens als Zeugen ferner Jahrhunderte noch in die Zukunft hineinragen, oder in dem Grabmal Theoderichs, des Gotenfürsten, in Ravenna das Andenken an den Geist der Völkerwanderung symbolisch zusammenfassen.

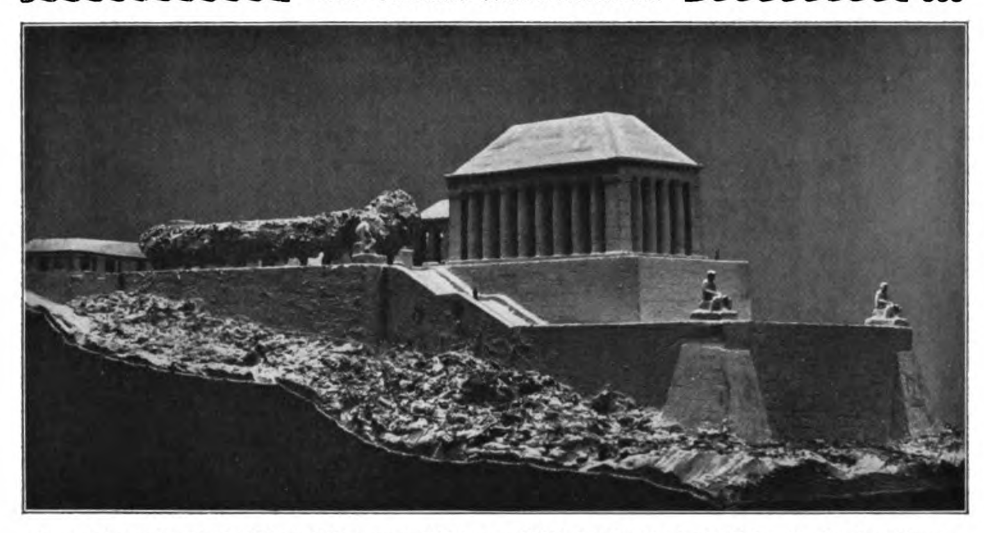
Damals war es der einzelne selbst, der schon bei Lebzeiten an den Nachruhm dachte, und was einstmals das Vorrecht des Herrschers bedeutete, ist heute — soweit es sich dabei um das Grabdenkmal handelt — jedem Besitzenden gestattet.

Trotzdem hat sich der Geist, der aus sagenhaften Tagen zu unserer Phantasie spricht, unverfälscht in die Kultur der Gegenwart hinübergerettet, und er wird immer lebendig sein, solange noch ein Volk zu seinen Helden in Verehrung emporblickt oder gar die Erinnerung an die großen Ereignisse der Geschichte festzuhalten wünscht. Fernab von den allmählich Mode gewordenen Denkmälern, die gleich zu Dutzenden einem Fürsten gesetzt oder einem verdienten Bürger, dessen Lebenswerk nur in engen kommunalen Grenzen Wert gehabt, errichtet werden, stehen jene Monumente, die die Sehnsucht des Volkes seinen Helden erbaut. Jene kümmern die Geschichte wenig, diese dagegen sind Sache der Nation. Ja, während jene allein aus dem Bedürfnis einer stets zur Bewunderung im kleinen aufgelegten Menschheit heraus ihre Erklärung finden, sind diese Symbole geschichtlichen Werdens, die nicht an das Heute, nicht an das Morgen gebunden, eindringlich in ihren Formen, groß und erhaben in ihrer Gedankenwelt. Um solch ein Denkmal handelt es sich, wenn sich das deutsche Volk anschickt, Bismarck zu ehren. Die heute unserer Generation noch vor Augen stehende Gestalt des Helden entschwindet langsam der Vorstellung nachfolgender Geschlechter, um immer mehr der Erkenntnis von der historischen Tat allein Platz zu machen, durch die der Recke aus dem Sachsenwalde das deutsche Volk in schwerer Zeit zur Einigung geführt hat. Diese Tat ist das Unvergängliche, dieser Wille, der unbeirrt um Meinungen und Hader dem einen Ziele nachgegangen, sie sind das, was Bismarcks Namen in die Blätter der Geschichte eingegraben, und nur ihnen kann auch der Deutsche das Denkmal setzen, das — selbst Ausdruck des gleichen Willens — das Machtvolle der Persönlichkeit in künstlerische Formen zwingt. Als Symbol Bismarckscher Tat muß sich das Erinnerungsmal auf den Helden urdeutsch erheben, teu-

tonisch stark wie die heiligen uralten Baumriesen, denen der Germane opferte, weil er in ihnen ein Gleichnis des Göttlichen erkannte, das für sein eigenes Wollen bestimmend war. Und dies Denkmal muß zugleich wie einer jener unvergänglichen alten Dome durch die Größe seiner künstlerischen Form auf die Ewigkeit selbst gestimmt sein, muß in einer Sprache zu der Phantasie der Menschen sprechen, die weder die Sprache des Gestern noch des Heute, sondern das Idiom des ewig Künstlerischen ist, in dem der Geist mit der Form zu vollkommener Harmonie zusammenwächst. Man wird das Denkmal auf dem Berge sehen, und die Phantasie wird wie von selbst zur Weihe gestimmt; man wird den Gebirgsrücken erklimmen, auf dem es stehen soll, und den Wanderer überkommt das Gefühl des Wallfahrers, der sich einem Heiligtum nähert; man wird vielleicht in den hohen Dom eintreten, in dem die Erinnerung an den Helden ihre Stätte hat, und man wird unmittelbar auf die Erhabenheit gestimmt, die hier dem größten Deutschen der neuen Zeit zu opfern bereit ist. Urweltlich groß und schön geht in solchem Heiligtum dann der Geist um, durch den unser Vaterland zu einem einigen Deutschland geworden, und wie Mahnung an die Zukunft mag das, was dieser Ort umschließt, anklingen, ein Erbe zu hüten, das unsere Väter sich in blutigem Kampfe erstritten. Baut das deutsche Volk ein solches Denkmal seinem Helden, dann hat es die Aufgabe richtig erfaßt, die seiner harrt. Will es aber nur dem Verlangen gerecht werden, Bismarcks Gestalt nach Art der herkömmlichen Denkmalsprache im Bilde zu sehen, dann hat es das Künstlerische solcher Aufgabe schlecht begriffen. Denn daran ist nicht zu zweifeln: Alle großen historischen Persönlichkeiten sind im Bewußtsein der Geschichte mehr oder weniger zum Symbol einer Idee geworden, die sich in ihren Taten, ihrem Wollen ausgesprochen hat. Das gilt für Alexander den Großen als den Eroberer der asiatischen Welt, wie für Cäsar als den Inbegriff römischen Expansionsgeistes. Das gilt für den Rotbart Friedrich, in dem das kaiserliche Hohenstaufentum vergeblich gegen die Papstgewalt der Kirche gekämpft, oder für Napoleon, der, ein neuer Cäsar, die Vorherrschaft Frankreichs über Europa befestigen wollte. Das wird noch viel mehr für einen Bismarck gelten, der uns heute schon der Inbegriff deutscher Einigkeit geworden ist, der einem jahrhundertelangen Kampfe durch seine Tat endlich ein Ziel gesetzt hat.

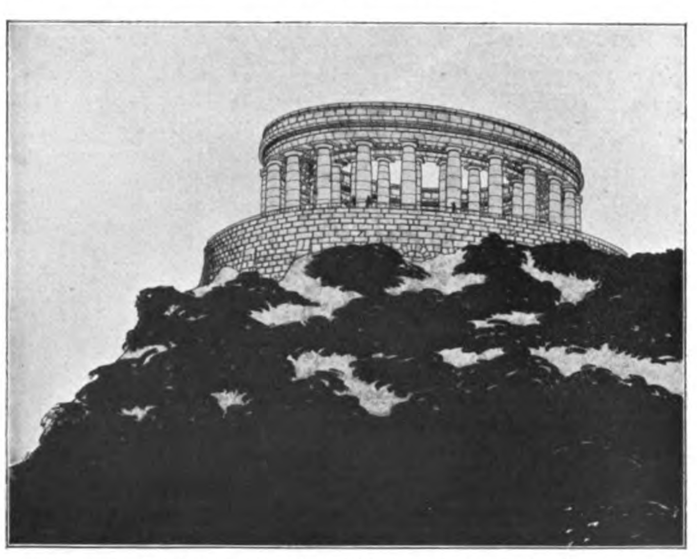
Entwurf von Architekt Franz Brantzky in Köln. Zweiter Preis.

Solche Gedanken mußten zunächst einmal erörtert werden, weil das Ergebnis jener Konkurrenz mit geradezu erschreckender Deutlichkeit dargetan hat, daß das Preisrichterkollegium das Bewußtsein von der rein künstlerischen Seite der Aufgabe nicht besessen und noch weniger den Mut gefunden hat, unter der großen Anzahl wirklich hervorragender Leistungen auch nur einen Einzigen des Preises würdig zu erachten.



Entwurf von Architekt Alfred Fischer und Bildhauer Wilhelm Kniebe in Düsseldorf. Zweiter Preis.

Aber es hat vielleicht noch weniger erkannt, daß gerade die hier gegebene Aufgabe nicht nur der Persönlichkeit Bismarcks wegen, sondern ebensosehr in Anbetracht des Ortes und der Umgebung etwas Urdeutsches in ihrem Empfinden verlangte, für das uns die schwächliche Kopie der Antike oder ein gedankenarmer Eklektizismus niemals einen auch nur halbwegs vollwertigen Ersatz bieten können. Denn am Rhein soll sich das Denkmal des urdeutschen Helden erheben, an jenem sagenumwobenen Strom, der wie ein Symbol durch die Geschichte unseres Vaterlandes dahinrauscht. Hier am Rhein hat auch die Kunstgeschichte ihre nationalste Formensprache gefunden, und wie von selbst stimmt daher die vorhandene künstlerische Tradition köstlich zu dem Thema des Deutschen Bismarck. Hier steht die uralte Wacht gegen den Erbfeind, und es ist in einem solchen Moment durchaus nicht nebensächlich, darauf hinzuweisen, daß der Sänger sein Lied von der Wacht am Rhein gesungen, als der Recke Bismarck zur Vollendung seiner Tat sich angeschickt. Ich meine, die fundamentalen Grundlagen für die Bewältigung der Aufgabe, die diese Konkurrenz stellte, waren ohne weiteres gegeben, und darum stimmt es doppelt traurig, daß die Jury gerade die Entwürfe für die Prämiierung herausgesucht, die (Riemerschmid allein ausgenommen) sich am weitesten von den einfach gegebenen Vorbedingungen entfernten.



Entwurf von Bildhauer Bernhard Blecker und Architekt Otto Orlando Kurz in München. Dritter Preis.

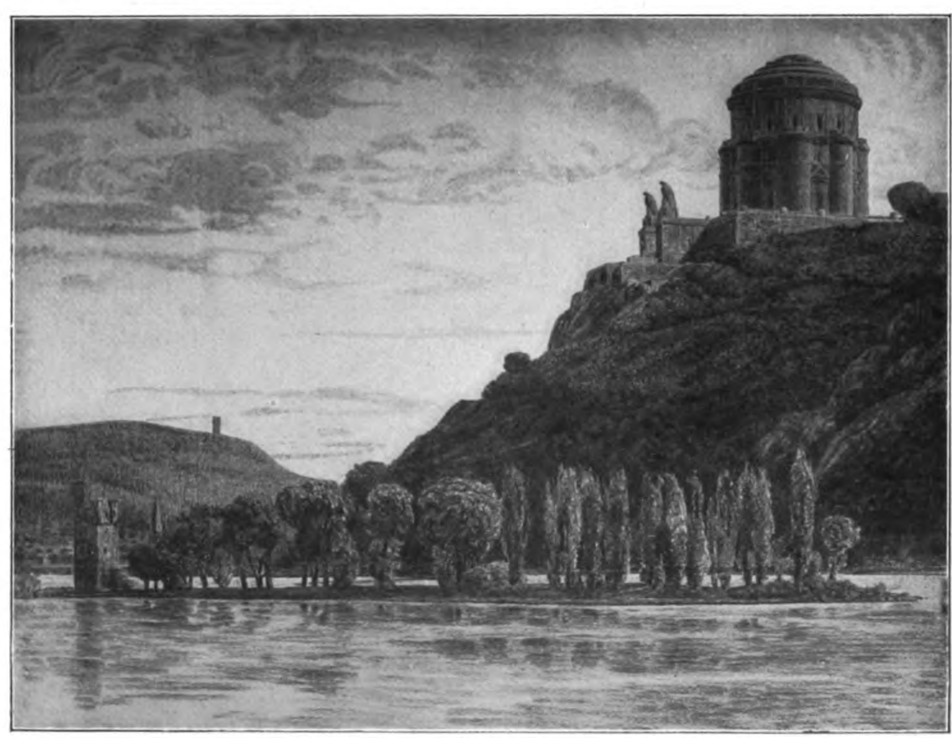


Entwurf von Prof. Richard Riemerschmid in München. Dritter Preis.

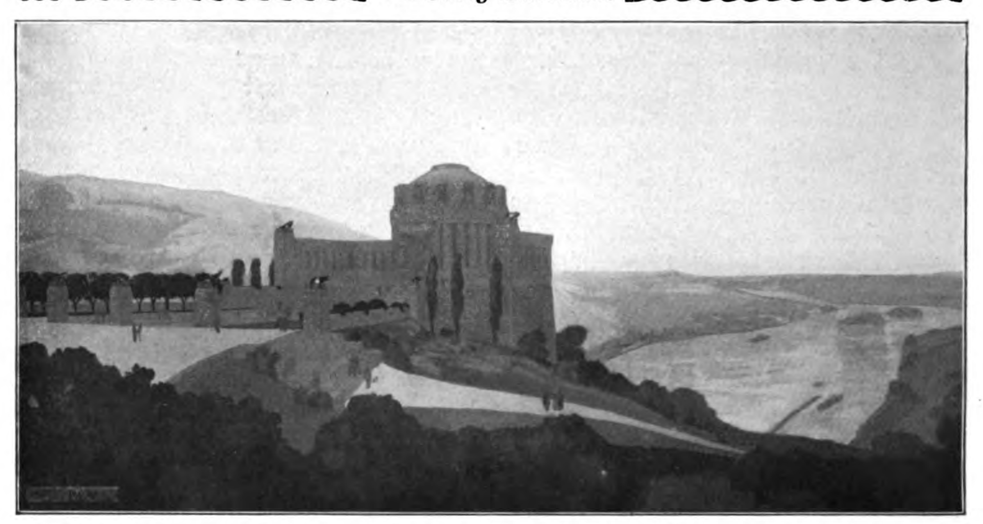
Denn man mag soviel man will über die Platzfrage streiten, die Elisenhöhe bei Bingen, die bereits für das Monument angekauft wurde, hat vor allen übrigen Plätzen im deutschen Vaterlande doch den einen Vorzug, daß sie am deutschesten aller Ströme gelegen ist, daß auch für den Recken des Sachsenwaldes kein schöneres Symbol erdacht werden konnte als dies, daß sein Erinnerungsmal sich dort erheben wird, wo von jeher der Kampf gegen den deutschen Erbfeind seinen Ausgang genommen hat. Daß es hier stehen wird, wirklich wie eine Wacht am Rhein, als trutzige Mahnung bis in alle Zukunft, solange noch der nationale Gedanke Lebenskraft haben kann. Die Nachbarschaft zu dem entfernten Gegenüber des Niederwaldes mag stören, und in der Tat wird das Bismarckdenkmal als Ausdruck unserer machtvoll erstandenen jungdeutschen Kunst stets einen starken Kontrast zu der kunstlosen Germania darbieten, obwohl meiner Ansicht nach die Landschaft mit ihrer Ferne von selbst vermittelnd wirken muß und die Wirkung des einen Monumentes nicht auf Kosten des anderen untergraben kann. Aber dieses Bedenken ist auch das einzige, das man gegen die Wahl des Ortes vorbringen kann, wenn man vielleicht schon gerade für Bismarck eher einen einzelnen (und auch höheren) Berg hätte wählen können, der an sich mehr auf das Reckenhafte gestimmt ist, das man bei der Elisenhöhe entbehrt. Trotzdem kann auch an dieser Stelle trutzig genug das Zeichen der Erinnerung und der Verehrung in die Höhe wachsen und, weithin sichtbar, über den Strom und die Lande des Rheines seine symbolischen Zeichen machtvoll erheben. In der Monumentalität seiner Erscheinung muß es die Größe Bismarckschen Geistes kundgeben. Aus dem Fels muß es herauswachsen wie vorweltliche Urkraft, und organisch muß es an dieser Stelle mit dem deutschen Boden verwachsen sein. Geisterhaft wie die Erscheinung von Bergesriesen, die zu Stein geworden, muß es den Schiffer im leichten Kahn berühren, der zu seinen Füßen auf den Wellen schaukelt, und der Name Bismarck muß von solchem Monument aus tausendfältig über dem Tale und in den Bergen ringsum erklingen. Opferstimmung muß das Denkmal umschließen, das mit Fackelbränden der Erinnerung voranleuchtet. Imposant und feierlich soll es am Tage dank seiner Monumentalität die Wahrzeichen der Erinnerung preisgeben.

So hatte ich mir ein Nationaldenkmal für Bismarck gedacht, das am deutschen Rhein seine Stätte haben kann wie ein Urweltsdom in deutscher Formensprache auf dem Berge oder eine gewaltige, ganz architektonische Monumentalität gewordene plastisch angedeutete Anlage, in deren Mitte

Bismarck der Geist, nicht mehr der Mensch, als ewiges Symbol thront. Und es muß gesagt werden, daß eine Anzahl unter den eingelaufenen 374 Entwürfen auch die Aufgabe in diesem Sinne erkannte. Aber an diesen Entwürfen, die Männer wie Kreis, Lederer, Metzner u. a. zu Erfindern hatten, denen wir in unserer jungen deutschen Kunst den monumentalen Ausdruck der Zeit verdanken, ist das Preisrichterkollegium ängstlich vorübergegangen. Wahrlich beschämend genug, daß unser mächtiger Aufstieg, unser zäher, mehr als fünfzehnjähriger Kampf, daß alle Errungenschaft, die uns auch dem Auslande gegenüber eine neue künstlerische Vormachtstellung gesichert, bei einer so wichtigen nationalen Frage, wie es diese Konkurrenz war, vor der empfindungsarmen konventionellen Form in den Hintergrund treten mußte. Das ist das wahrhaft Betrübende bei diesem Wettstreit, über dessen Ergebnis im großen die Meinungen noch so weit auseinandergehen können, daß scheinbar die ganze Bewegung auf dem Gebiete des Monumentalen, die Führer wie Olbrich, Behrens und Messel gehabt hat, zu nichts nutze gewesen ist, wenn einmal die Frage einer großen nationalen künstlerischen Aufgabe brennend wird. Aber es wäre ein schlechtes, ein beinahe trostloses Zeichen dieser Zeit, die einen Bismarck als Erneuerer deutscher Willenskraft sah, wollte sie sich mit einem solchen Ergebnis zufrieden geben. Hier kann nur der Appell an die breiteste Öffentlichkeit Genüge schaffen, und das deutsche Volk, soweit es künstlerisch die Größe der Aufgabe begreift, wird das Wort Bismarcks gerade in diesem Augenblick zur Tat machen: daß es wohl zu reiten versteht, wenn man es einmal in den Sattel gesetzt hat. Von den preisgekrönten Entwürfen darf keiner zur Ausführung bestimmt werden! Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, um den Persönlichkeiten, denen wir nach den Erfahrungen am meisten vertrauen, die Möglichkeit wahrhaft monumentalen Gestaltens zu gewähren, das den Gesichtspunkten folgt, die oben als fundamental für diese Aufgabe zur Genüge angedeutet wurden. Es lohnt die Mühe kaum — zumal man

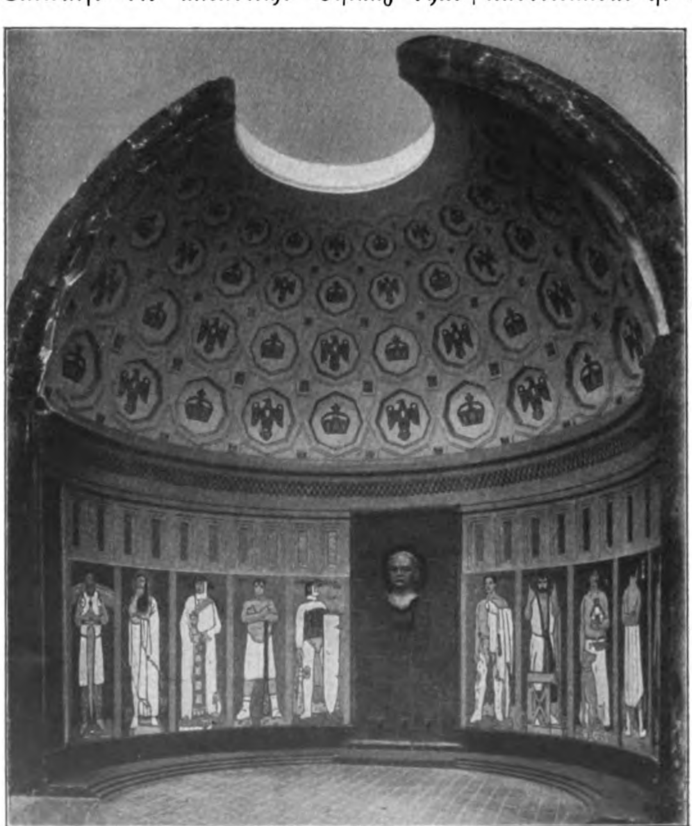


Entwurf von Architekt Prof. Wilhelm Kreis in Düsseldorf.



Entwurf von Architekt Prof. Rank, Bildhauer E. Beyrer und Prof. Fritz Erler in München.

bei einem Vergleich der hier abgebildeten preisgekrönten und der nicht prämiierten Entwürfe die unendliche Distanz ohne weiteres erkennt — dem Wollen der glücklichen Preisträger näher nachzugehen. Unverkennbar ist bei allen die antikische Tradition, die konventionelle Linie, und die ist bei solcher Aufgabe von dem Namen Bismarck soweit entfernt wie Athen vom Ufer des rebenumstandenen Rheines.

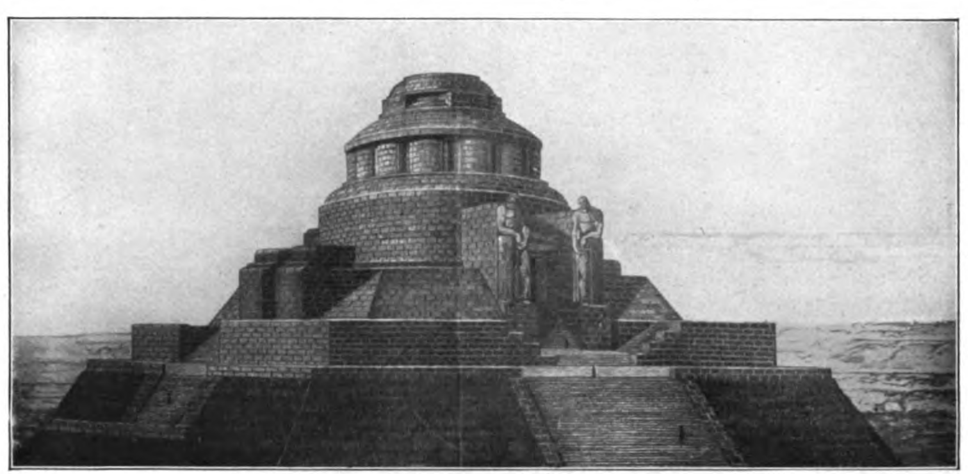


Entwurf zum Innenraum von Architekt Prof. Rank, Bildhauer E. Beyrer und Prof. Fritz Erler.

Hermann Hahn, der zusammen mit dem Dresdener Architekten Bestelmeyer den ersten Preis erhielt, hat sich mit dem schwachen Symbol eines völlig florentinisch empfundenen Jung-Siegfrid abgefunden, der direkt der Werkstatt des Verrocchio entnommen zu sein scheint. Das Motiv des Siegfried, der die Spitze seines Schwertes prüft, mag noch hingehen, und die Figur mag ebenso die charakteristische Note des geschätzten Münchner Bildners aufweisen, aber wenn

dieser Jung-Siegfrid, der niemals der greise Recke Bismarck sein kann, sich in einem Teiche spiegelt, an dem deutsche Linden erblühen sollen (sic!), so mutet das Ganze doch nur als theatralische Spielerei an, und auch der durchbrochene antikisierende Pilasterrundbogen, der selbst aus der Nähe wie süßliches Zuckerwerk anspricht, macht die Entscheidung der Jury, die dieser wohl lieblichen, aber rein konventionellen Arbeit den ersten Preis zuerkannte, nicht verständlicher. Urdeutsches, Germanisches ist in einem solchen Entwurf überhaupt nicht zu Worte gekommen, und daß etwa dieses Monument an einem deutschen Strome stehen könnte, der seine eigene kunstgeschichtlich traditionelle Form weist, die Form, die ganz und gar eklektizistisch ist.

Einen zweiten Preis erhielt auch der Regierungsbaumeister Alfred Fischer-Düsseldorf, zusammen mit dem Bildhauer Walter Kniebe. Sie übernahmen in augenscheinlicher Erfindungsarmut eine dorische Tempelanlage mit steilem Spitzdach (!) und verpflanzten zum Erinnerungsmal an Bismarck ein Stück Akropolis an den Rhein. Es soll nicht verkannt werden, daß die Anlage als solche sich ausgezeichnet dem vorhandenen Terrain anschmiegt. Aber das Widersinnige dieses Entwurfs ist — gerade in unserer Zeit — ohne weiteres ersichtlich. Und damit erübrigt sich auch jede nähere Diskussion. Ebenso muß die eine der mit



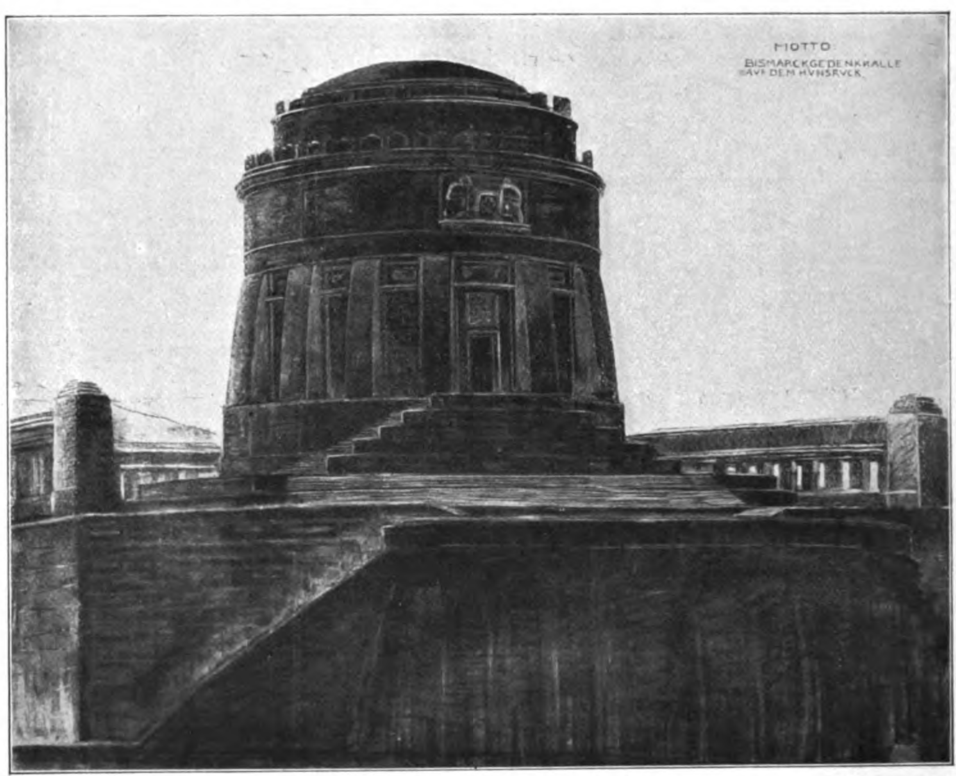
Entwurf von Prof. Franz Metzner in Berlin.

erscheint mir ganz unmöglich. Auch in dem zweiten Preis des Kölner Architekten Brantzky, der an sich ungleich monumentaler wirkt als der Hahnsche Entwurf, krönte die Jury das antikisierende Prinzip des die Höhe abschließenden offenen Rundtempels. So sehr vielleicht auch das nicht üble Relief des Fahnenträgers zu Roß in Bismarcks Gestalt am mächtigen Unterbau versöhnt, so sehr fragt man sich doch, was der Rundbau selbst, dem jede monumentale Geschlossenheit fehlt, mit unserem Helden zu tun hat. Nicht die schwache Sprache der symbolischen Reliefs weist Beziehungen zu dem Geiste des Mannes auf, dem dieser Entwurf ein unvergängliches Denkmal setzen möchte, noch weniger einem dritten Preis bedachten Anlagen von Otto Orlando Kurz und Bernhard Blecker-München ausscheiden, die nach Schema Hahn-Bestelmeyer als Überkrönung auf den Berg einen doppelten Säulenrundgang setzt, bei dem man vergeblich nach irgendeiner Beziehung zu Bismarck ausforscht. Auch hier ist ein erfindungsarmer Eklektizismus für würdig befunden worden, Interpret eines deutschen Nationaldenkmals zu sein. Horribile dictu! Aber die Richtung, der die Jury bei dieser Preisverteilung gefolgt ist, ist unverkennbar, und sie gibt deutlich den Beweis eines einseitigen Urteils. Daß alle diese Entwürfe rein im architektonischen Sinne für den Berg einen befriedigenden Abschluß gesucht haben, soll nicht verkannt werden,

aber man soll auch nie vergessen, daß in dieser Äußerlichkeit niemals die Idee des wahrhaft künstlerischen Vorwurfs sich erschöpfen darf.

Ein wenig Befreiung bringt erst unter den preisgekrönten Arbeiten die von Richard Riemerschmid, die ebenfalls einen dritten Preis erhielt. Dieser Künstler, den wir als einen der feinsinnigsten Erfinder längst zu schätzen wissen, ist offenbar der Idee, die das Grabmal des Theoderich oder das Höhe erheben; wie ein Tempel, zu dem die Verehrung lockt. Aber auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß der harmonische Ausgleich zwischen dem Bau und dem Boden, auf dem er sich erhebt, nicht gefunden ist, und daß dieser Rundbau ebensogut auf irgendeinem freien Platze in der Ebene stehen könnte.

So sehen wir also bei dem, was die Jury in dieser Konkurrenz auszusuchen für gut befand, weder eine Verheißung noch eine



Entwurf von Prof. Hugo Lederer in Berlin.

römische Pantheon vermitteln, gefolgt. Aber er schuf doch ein persönliches Monument, in dem das Gedächtnis Bismarcks wie die Anbetung Jupiters in einem Tempel umgeht, und die äußere Formensprache dieses von einem gewaltigen, kupfernen Kuppeldach überkrönten Rundbaues paßt sich der durch die lokale Tradition bedingten künstlerischen Note vortrefflich an. Fabelhaft könnte dieser Bau die Lande ringsum beherrschen. Ein neues Pantheon, das die Erinnerung an den deutschen Nationalhelden umschließt, würde es sich auf der Erfüllung, die unsere eigene Sehnsucht an ein Bismarck-Nationaldenkmal knüpft. Wie eine derartige Entscheidung möglich war bei einem Ausschuß erster Künstler und ästhetisch hochbegabter Kunstgelehrter entzieht sich völlig der Beurteilung, und sicher hat sich auch ein Teil der Preisrichter mit dem Ergebnis durchaus nicht zufrieden gegeben. Habeant sibi — aber das deutsche Volk wird bei der endgültigen Festlegung nicht umhin können, die gefällte Entscheidung umzustoßen und unter den so zahlreich eingegangenen Entwürfen dem den Preis

zuzuerkennen, der seinem eigenen nationalen Empfinden, das so eng mit der Persönlichkeit des Paladins verknüpft ist, künstlerisch am nächsten steht.

Und es ist bei dem Gedanken an Bismarck und an die ausgesetzte Summe von 1800000 Mark fast selbstverständlich, daß die Monumentalität einzig und allein gerade dieser Aufgabe gerecht zu werden vermag. Nicht nur der Ort mit seiner großen rheinischen kunstgeschichtlichen Überlieferung fordert dazu heraus, wenn es gilt, über die Jahrhunderte hinaus nachfolgenden Generationen einen sichtbaren künstlerischen Ausdruck des Geistes, des Willens und der Kraft zu schaffen, sondern mehr noch der Hinweis auf die wahrhaft monumentale Erscheinung des Helden, dem hier ein Denkmal errichtet werden soll. Daß die Besten unserer modernen Kunst sehr wohl die Aufgabe richtig begriffen, lehrt ein Blick auf die ausgestellten Entwürfe, die zum großen Teil dem Können unserer Zeit alle Ehre machen. Da ist z. B. einer der vier Entwürfe, die der Düsseldorfer Wilhelm Kreis beigesteuert hat. Er läßt den Berg in einem mächtigen Zentralkuppelbau nach oben zu auslaufen, der wie ein Urweltsdom in seiner erhabenen Formenpracht anmutet. Im Inneren sieht man sitzend die zu einem bezwingenden Symbol umgedeutete Gestalt Bismarcks. Nicht leibhaftig sitzt sie da, sondern wotangleich und als Geist gewordener Ausdruck jener Kraft, der Deutschland seine Einigung verdankt. Wie Mahnung an schwere Zeit erhebt der Bau seine wuchtigen Formen über dem Rheintal, und im Inneren wohnt wahrhaft tempelhafte Weihestimmung. Oder man sieht als Entwurf des Münchener Architekten Prof. Rank zusammen mit dem Bildhauer Beyrer und dem Maler Fritz Erler auf dem Berge eine wundervolle Grabkapelle, die steil aus dem Felsen hervorwächst, deren Feuerbrände ringsum das abendliche Rheintal erleuchten. Am mächtigen Unterbau ragt ein gewaltiges Reitermonument auf, das sich organisch aus den Formen des Berges loslöst. An dieser Stelle ist es ganz schon Symbol geworden. Im Inneren aber des Rundtempels, der durch die Form zur Weihe stimmt, weisen in überlebensgroßen Mosaiken von Erler reckenhaft eherne Gestalten auf die Tugenden, durch die Bismarck und mit ihm das deutsche Volk das schwere Werk der Einigung vollbracht haben. Wahrlich, in einem solchen Entwurf steckt genügend Monumentalität, überreiches, künstlerisches Empfinden für die gegebene Aufgabe und mehr noch soviel innerliche, symbolische Beziehung zum Helden, daß man ihn ohne weiteres eines Preises würde für wert erachten können.

Auch Hugo Lederer, Bruno Schmitz und Franz Metzner (der Letztere sandte drei Entwürfe) schöpften das Thema ganz in der ihnen eigenen monumentalen Gedankenwelt aus. Und schon ein Blick auf die hier — nach leider wenig genügenden und meist unkünstlerisch aufgenommenen Photos — abgebildeten Stücke genügt, um uns vor dem Ernst solchen Schaffens Bewunderung empfinden zu lassen. Denn gerade hier erkennt man eine künstlerische Anschauung, wie man sie sich nicht besser für den sagenumwobenen Boden wünschen mag. Andere Entwürfe haben sich enger an die künstlerische Formenüberlieferung angeschlossen. Sie setzten z. B. einen gewaltigen Bergfrid auf die Höhe mit einem mächtigen Rundturm, der vorne das Relief des zum Geiste umgedeuteten Helden als Reiter oder eines reisigen Schwertträgers weist. Diese Art, das Plastische ins Architektonisch-Monumentale umzusetzen, ist mehrfach mit Glück versucht worden, und diese Entwürfe scheinen mir sogar das Künstlerische der Aufgabe mit am besten gelöst zu haben. Wollte man gar ins einzelne gehen, man würde bei diesen 374 Arbeiten kein Ende finden.

An dieser Stelle muß es genügen, Vergleiche im Bilde selbst aufzustellen und das Künstlerische des Problems anzudeuten. Daß es mehr als einmal in geradezu glänzender Weise gelöst wurde, stellt unserer jungen Kunst nur das beste Zeugnis aus; daß es ebenso oft verkannt, zum Teil sogar in erschreckenden Formen sich verirrt hat, ist bei einer so großen Beteiligung verständlich.

Die Konkurrenz hat die besten Kräfte zum Wettstreit eingefordert, und die haben sich bewährt. Sie sind es, die ein Bismarck-Nationaldenkmal ohne weiteres garantieren, so wie wir es uns denken und wünschen, ganz im Gegensatz zu dem Urteil, das die Jury gesprochen hat. —



Schmerzverhütung in der Chirurgie.

Von Privatdozent Dr. E. D. Schumacher in Zürich.

Wenn heutzutage der Chirurg dem Patienten zu einem operativen Eingriff rät, mag es sich um ein unbedeutendes, rasch geschehenes Hautschnittchen oder um eine große, lebenrettende, vielleicht auch lebenbedrohende Operation handeln, so versichert sich gewöhnlich der Kranke mit der Frage: „Aber ich werde doch dabei keine Schmerzen leiden?“ Und meist können wir ihm dieses tröstende und beruhigende, ihn oft erst zur Einwilligung bewegende Versprechen geben. Doch sind es noch nicht siebzig Jahre her, da Velpeau, der berühmte französische Chirurg, den resignierten Ausspruch tat: „La douleur et le couteau du chirurgien sont des idées inséparables, auxquelles le patient aussi bien que le chirurgien doivent s'habituer, et c'est une chimère que de vouloir penser autrement.“ Stellt man die übliche Frage unseres Patienten, auf die er eine zustimmende Antwort fast als selbstverständlich erwartet, den trüben Worten des Chirurgen des vorigen Jahrhunderts gegenüber, so zeigt sich recht, welche erstaunlichen Wandlungen die Schmerzverhütung und Schmerzbetäubung in der Chirurgie in verhältnismäßig kurzem Zeitabschnitte durchgemacht hat.

Ohne diese Entwicklung der Anästhesierungsmethoden aber wäre, abgesehen von den umwälzenden Lehren der Antisepsis und Asepsis und der Ausbildung der operativen Technik, der heutige glänzende Stand unserer Kunst und Wissenschaft undenkbar.

Was ist denn Schmerz? — Eine Sinnesempfindung, die im allgemeinen mit dem Wohlbehagen des Individuums nicht vereinbar ist, im einzelnen sich aber recht schwer charakterisieren läßt. Wie bei jeder Sinnesempfindung, so gehört auch zur Entstehung des Schmerzes ein geeigneter Reiz, der mechanischer, chemischer, thermischer oder elektrischer Natur sein kann; dann gehören dazu diesen Reiz aufnehmende Nervenelemente und ihn weiterleitende Nervenfasern, die ihn schließlich den Nervenzellen gewisser Regionen der Großhirnrinde zuführen, durch deren Lebensfunktion er in eine bewußte Empfindung umgesetzt wird.

Wollen wir also die Wirkung eines bekanntermaßen Schmerz verursachenden Reizes, etwa bei der Durchtrennung der Gewebe durch das Messer, verhindern, so kann dies auf dreierlei Weise geschehen. Wir könnten die Nervenendigungen zur Reizaufnahme unfähig machen; oder die Nervenleitung von diesen Anfangsstationen zur Zentralstelle im Gehirn an irgendeinem Orte unterbrechen; oder endlich die Elemente in der Hirnrinde selbst so beeinflussen, daß sie den zugeführten Reiz nicht mehr empfangen oder wenigstens nicht in eine bewußte Empfindung verwandeln können.

Alle drei Wege kommen in der Praxis zur Verwendung. Die Schmerzverhütung durch Lähmung der peripheren, sensiblen Endorgane nennen wir demnach „terminale Anästhesie“. Wir erzeugen bei ihr eine rein örtliche Empfindungslosigkeit an der Anwendungsstelle des schmerzbetäubenden Mittels. Von „Leitungsanästhesie“ sprechen wir folgerichtig, wenn wir nach dem zweiten Prinzip verfahren. Je nach dem gewählten Angriffspunkte des Anästhetikums wird dabei die Sensibilität im Verzweigungsgebiet eines einzelnen Nerven oder eines Nervenstammes, ja ganzer Rückenmarksabschnitte, so an der ganzen untern Körperhälfte, aufgehoben. Die dritte Art der Schmerzverhütung durch Außerbetriebsetzen des nervösen Zentralorganes, des Gehirns, bezeichnen wir als „zentrale Anästhesie“. Sie ist mit einer Störung des Bewußtseins, meist mit dessen völligen Aufhebung verbunden, wie dies auch der für sie gewöhnlich gebrauchte Name „Narkose“ besagt. Da sich hierbei die Empfindungslosigkeit natürlich über den ganzen Körper erstreckt, so ist hier auch der Ausdruck „Allgemeinanästhesie“ gut am Platze; im Gegensatz hierzu fassen wir die terminale und die Leitungsanästhesie — letztere zwar meist mit einer Einschränkung, mit Ausschluß der sogenannten Rückenmarksanästhesie, — unter der Bezeichnung „Lokalanästhesie“ zusammen.

All diese Namen sind mit dem aus dem Griechischen stammenden Worte Anästhesie zusammengesetzt, das Unempfindlichkeit, Gefühllosigkeit schlechthin bedeutet. Es handelt sich also nicht nur um Schmerzlosigkeit, um Analgesie, sondern auch die andern Empfindungsarten sind aufgehoben. Dies versteht sich für die zentrale Anästhesie mit ihrer Bewußtseinsausschaltung von selbst, aber auch bei den rein örtlich und regional wirkenden Methoden werden neben der Schmerzempfindung die noch in Betracht kommenden Sensibilitätsarten, so Tast- und Temperatursinn, mitgelähmt, wodurch sich auch hier die Bezeichnung Anästhesie statt Analgesie rechtfertigt. — Außer der Sensibilität wird aber auch die Muskelbewegung bei unsern Anästhe-

sierungsverfahren gestört, ja ganz lahm gelegt; so natürlich bei der tiefen Narkose, dann aber auch bei der Leitungsanästhesie, da wo diese an gemischten Nerven, solchen, die sensible und motorische Fasern führen, angreift.

Nun zu den Mitteln und Verfahren, die bei den verschiedenen Anästhesierungsmethoden heutzutage in der Chirurgie praktische Verwendung finden. Physikalische und chemische Wirkungsweisen bilden ihre Grundlage, vereinzelt sprechen auch psychische Momente mit. Wo chemisch-giftige Stoffe gebraucht werden, — und das ist noch bei der Großzahl der üblichen Schmerzbetäubungsarten der Fall, — da gehören diese alle in die pharmakologische Gruppe der Narkotika im weitern Sinne. Unter dieser Bezeichnung werden Stoffe zusammengefaßt, denen ein unmittelbarer Einfluß auf das Nervensystem, eine Beruhigung und Depression seiner Funktion bewirkend eigen ist, und die in dieser Beziehung therapeutische Bedeutung erlangt haben.

Die eine zentrale Anästhesie, eine Narkose, erzeugenden Mittel müssen den Gehirnzellen mit dem Blute zugeführt werden. In dieses bringen wir sie entweder direkt durch Infusion in ein Blutgefäß, oder durch Resorption aus dem Unterhautzellgewebe, wohin sie injiziert worden waren, oder aus dem Magen-Darmkanal, oder endlich wir wählen den Weg durch die Atmungsorgane. Die Art und Weise der Einverleibung des Narkotikums wird natürlich in erster Linie durch dessen physikalisch-chemische Beschaffenheit bestimmt.

In praktischer Hinsicht ist jetzt noch die Zufuhr eines gasförmigen oder sich leicht verflüchtigenden Narkotikums auf dem Atmungswege, also die Inhalationsnarkose, bei weitem das vorherrschende Verfahren zur Erzeugung von Allgemeinanästhesie. Vor allem sind es gewisse Kohlenwasserstoffe und ihre Derivate, die hierzu die wichtigsten und brauchbarsten Körper liefern. Wie stellt man sich den Einfluß dieser Stoffe auf die Nervenzellen vor? Overton und Meyer zeigten, daß ihre narkotische Wirkung eng verknüpft ist mit ihrer Fähigkeit, Fette und fettähnliche Substanzen, sogenannte Lipoide zu lösen. Wegen dieser Eigenschaft stören sie in erster Linie die Wirkung jener Elemente, an deren Aufbau derartige fettähnliche Körper beteiligt und die als Hauptträger ihrer Lebenstätigkeit anzusehen sind. Dies trifft aber gerade für die Nervenzellen zu. Während Overton und Meyer das Wesen der Narkose bloß durch eine auf dieser Fettlöslichkeit beruhende physikalische Zustandsänderung der Lipoide in den Nervenzellen zu erklären versuchten, haben später Verworn und seine Schüler und jüngstens Bürker dargetan, daß auch chemische Prozesse dabei mitspielen, ja daß diesen eine ausschlaggebende Rolle zuzuweisen sei. Nach letzterem Forscher reagiert das Narkotikum mit dem aktiven Sauerstoff der nervösen Substanz, belegt ihn mit Beschlag und führt so zu einer zeitweisen Erstickung der Nervenzellen und damit zur Lähmung ihrer physiologischen Wirksamkeit.

Die erstbekannten Inhalationsnarkotika, Äther und Chloroform, kommen in der großen Chirurgie auch jetzt noch fast einzig für diese Narkoseart in Betracht. Rasch nacheinander wurden diese beiden alten Rivalen in die Praxis eingeführt. Am 30. September 1846 hatte der Bostoner Zahnarzt Dr. Morton nach vorausgegangenen Versuchen am Tier und an sich selbst die erste Zahnentfernung in Äthernarkose vorgenommen; am 16. Oktober gleichen Jahres entfernte Warren, der Chirurg am Massachusetts-Hospital in Boston, bei einem von Morton mit Äther narkotisierten Patienten eine Geschwulst am Halse. Freilich hatte bereits vor Morton im Jahre 1842 ein Dr. Long in Athen im Staate Georgia vereinzelte Versuche der Schmerzbetäubung durch Äther angestellt, hatte aber die Bedeutung seiner Beobachtungen nicht erkannt und daher nicht weiter verfolgt. Dem Äther erwuchs in dem im November 1847 durch Simpson empfohlenen Chloroform ein starker Mitbewerber um die Gunst der Chirurgen. Äther oder Chloroform war eine viel erörterte Frage. Jetzt haben die beiden Mittel auf Grund der, während einer schon mehr als sechzigjährigen Anwendung gesammelten Erfahrungen ihre bestimmten Indikationen und Kontraindikationen erhalten. Im allgemeinen geht das Streben dahin, dem als ungefährlicher erkannten Äther den Vorrang einzuräumen. Nur schwere Lungenaffektionen verbieten seine Anwendung und lassen uns Chloroform wählen, das seinerseits bei Herzerkrankungen verwerflich ist. — Verschiedene andere Mittel zur Inhalationsnarkose wurden in der Folge gefunden und erprobt. Sie alle sind wegen dieser oder jener Eigenschaften und Nebenwirkungen zur Verwendung in der großen Chirurgie ungeeignet, werden aber auf dem Gebiete der kleinen Chirurgie, bei rasch geschehenen Eingriffen, sowie in der Zahnheilkunde verschiedentlich mit Vorteil gebraucht. So sind Chloräthyl und Bromäthyl zu kurzdauernden Narkosen beliebt; große relative Ungefährlichkeit, schnelles Eintreten der Wirkung und ebenso sicheres Erwachen ohne unangenehme Nachwirkungen rechtfertigen dies. Auch das anorganische Stickstoffoxydul, das sogenannte Lachgas, das bereits 1844 Horace Wells in die Zahnheilkunde eingeführt hatte, hat hier seinen Platz behauptet, und zählt namentlich in England auch sonst noch einige Anhänger.

Durch Mischung verschiedener Narkotika hat man versucht, einerseits ihre Wirkungen zu vereinigen, anderseits unerwünschte Nebenwirkungen des einen durch Vorzüge des andern aufzuheben; man fügte auch dem Schlafmittel andere nicht anästhesierend wirkende Stoffe bei, z. B. Sauerstoff, zur Bekämpfung gewisser Schädlichkeiten. Man spricht hier von Mischnarkosen.

Neben den Inhalationsnarkosen treten heute noch die auf anderen Wegen erreichten Allgemeinanästhesien bei weitem in den Hintergrund.

Die Zufuhr des Narkotikums durch den Darmkanal hat in der Rektalnarkose praktische Bedeutung erlangt, bei der Ätherdämpfe in den Mastdarm eingeleitet werden. Namentlich bei Operationen im Gesicht, im Mund, Rachen und Kehlkopf hat diese Methode ihre Vorteile.

Allgemeinanästhesie durch Injektion des betäubenden Mittels ins Unterhautzellgewebe erreicht man bei der von Schneiderlin 1901 eingeführten Skopolamin-Morphiumnarkose. Sie beruht in der jetzt meist geübten Weise in dreimaliger Injektion von je 1 cg Morphium und etwa 0,5 mg Skopolamin (eines aus dem Bilsenkraut gewonnenen Giftstoffs) in Intervallen von einer Stunde vor der Operation. Meist genügt dies zur Erzeugung eines ruhigen Schlafes. Mitunter aber wird keine volle ausreichende Anästhesie erzielt, und es muß mit geringen Dosen Äther oder Chloroform nachgeholfen werden.

Damit sind wir zu den Kombinationsnarkosen übergegangen, bei denen verschiedene Narkotika meist auch von verschiedener Zufuhrweise nacheinander verabfolgt werden. Durch eine mittlere Dosis Morphium oder eine große Gabe eines kräftigen Hypnotikums, eines der gebräuchlichen Schlafmittel wie Hedonal, Chloral oder Veronal etwa eine Stunde vor der Operation erreichen wir einerseits eine Verringerung, ja Vermeidung der unangenehmen Anfangsperiode der Inhalationsnarkose, des Exzitationsstadiums, anderseits eine Herabsetzung der nötigen Chloroform- oder Äthermenge. Bei anderen Kombinationsnarkosen führen wir mit Chloräthyl oder Bromäthyl beginnend ein rasches Eintreten des Schlafes herbei, den wir dann durch Äther oder Chloroform unterhalten.

Die Idee, das Narkotikum unmittelbar in die Blutbahn einzuführen und so auf dem kürzesten Wege dem Gehirne zuzuleiten, hatte bereits 1872 Oré in Bordeaux, der sie auch bei seiner intravenösen Chloralnarkose in die Tat umsetzte. Das Verfahren wurde aber wegen seiner großen Gefährlichkeit nach wenigen Versuchen wieder vollkommen verlassen. In jüngster Zeit empfahlen nun Burkhardt (1909, Würzburg) die intravenöse Äthernarkose und Fedorow (St. Petersburg) die intravenöse Hedonalnarkose. In physiologischer Kochsalzlösung gelöst, läßt man bei der einen Methode eine 5 prozentige Äther-, eine 0,75 prozentige Hedonallösung bei der andern in eine größere Extremitätenvene einfließen. Die intravenöse Narkose in ihrer heutigen Ausbildung birgt aber einerseits in ihrer Technik, anderseits im physikalisch-chemischen Charakter unserer Narkotika, die sich den Blutbestandteilen gegenüber keineswegs indifferent verhalten, sondern vielmehr schwere Schädigungen derselben veranlassen können, so zahlreiche und große Gefahren, daß immer noch ihrer Einführung in die Praxis gewichtige Bedenken entgegen stehen.

Ein Hilfsmittel in der Schmerzausschaltung, dessen man sich namentlich bei kleinen, kurzen Eingriffen oft recht gut und ausgiebig bedienen kann, ist die psychische Beeinflussung des Patienten, die Suggestionswirkung. Man darf von einer eigentlichen Suggestionsnarkose sprechen, da die dabei gebrauchten Mengen des Narkotikums an sich zur Erzeugung einer Anästhesie oft völlig ungenügend sind.

Einen ganz neuen Weg, Bewußtlosigkeit und Anästhesie zu erreichen, hat uns in den letzten Jahren Leduc (Nantes) mit seinem „elektrischen Schlaf" gezeigt. Ein elektrischer Strom von ganz bestimmten Eigenschaften wird durch das Gehirn geleitet, wodurch ein tiefer Schlafzustand eintritt, in dem beim Versuchstier allgemeine Anästhesie konstatiert wurde. Die elektrische Narkose kann — wenigstens beim Tier — stundenlang ohne nachfolgende Störungen erhalten werden und hört mit der Unterbrechung des Stromes sofort und ohne Nachwirkung auf. Leduc hat das Experiment zweimal an sich selbst ausführen lassen, jedoch nicht bis zur vollen Bewußtlosigkeit. Bis jetzt wurde das Verfahren sonst nur viermal am Menschen angewandt (von Tuffier und Leclerc an je zwei Patienten). Ein Urteil ist daher noch in keiner Weise zu fällen. Vielleicht ist die elektrische Narkose aber berufen, in der Chirurgie noch eine Rolle zu spielen.

Von den zur Erzielung von Lokalanästhesie jetzt gebräuchlichen Mitteln und Wegen sei erst eines rein physikalischen Verfahrens gedacht, das Gefrieren der Gewebe. Die heutige Anwendungsweise desselben besteht in der Benutzung der Verdunstungskälte von Flüssigkeiten mit sehr niedrigem Siedepunkt, so des Äthers oder des Äthylchlorids, das bereits bei elf Grad siedet. In kleinen Glastuben kommt das letztere, unter dem Namen Kelen, in den Handel; die Handwärme bringt in ihnen die Flüssigkeit zum Sieden, setzt sie unter Druck und läßt sie in feinem Strahl aus dem haardünnen Ausflußröhrchen dringen. Der Strahl wird auf die zu anästhesierende Stelle gerichtet, wo die oberflächlichen Gewebsschichten bei der infolge der Verdunstung entstehenden Temperatur von etwa — 35 Grad sofort gefrieren. Wir erreichen so auf kleinem Gebiete eine zeitliche Gefühllosigkeit, unter der sich ein kurzdauernder Eingriff an Haut oder Schleimhaut, etwa ein Einschnitt bei einem Abszeß, die Spaltung eines Furunkels, schmerzlos ausführen läßt. Doch wird die Freude des Patienten, daß er von dem gefürchteten kleinen Hautschnitt nichts gespürt, recht oft durch beträchtliche Nachschmerzen beim Wiederauftauen der Gewebe getrübt; auch für dieses Verfahren paßt daher meist die von Liebreich geprägte Bezeichnung: Anästhesia dolorosa.

Die übrigen praktisch bedeutsamen Methoden zur Erzeugung örtlicher Gefühllosigkeit beruhen auf der Verwendung chemisch diffe-

renter Mittel, die mit den Salzen und Eiweißstoffen des Körpers reagieren. Diese Stoffe führen in erster Linie zu Veränderungen des lebenden Protoplasmas und damit zu Störungen seiner Funktionen am Orte ihrer Einverleibung; wir können von einer lokalen Vergiftung sprechen. Die Lähmung der sensiblen Nervenelemente ist dabei nur eine Teilerscheinung ihrer Wirkung, denn diese Substanzen sind universelle Protoplasma-Gifte. In zweiter Linie, wenn sie in hierzu genügender Menge durch Resorption in den Kreislauf gelangt sind, rufen sie auch allgemeine Vergiftungserscheinungen hervor. Damit eine derartige Substanz sich zum Lokalanästhetikum eignet, muß ihre gefühllosmachende Eigenschaft im Vordergrunde stehen; sie muß, wie man sagt, eine elektive Wirkung auf die sensiblen Nervenelemente ausüben. Dies trifft bei Körpern zu, die eine bestimmte Atomgruppe enthalten, die deshalb von Ehrlich als anästhesiphore Atomgruppe, als Trägerin des Anästhesierungsvermögens, bezeichnet wurde. Die chemische Bindung, welche diese Atomgruppe mit dem Plasma der Empfindungsnerven eingeht, ist eine lockere, vorübergehende; die gesetzten Veränderungen sind ausgleichbar, so daß keine dauernden Schädigungen hinterbleiben; wie ja das Abklingen und Verschwinden der gefühllosmachenden Wirkung dartut.

Das erstbekannte Lokalanästhetikum dieser Art ist das Kokain, ein Alkaloid, das in den Blättern des in Peru und Bolivia heimischen Kokastrauches enthalten ist. Die Entdeckung seiner anästhesierenden Wirkung, die Erkenntnis ihrer praktischen Verwertbarkeit, hat die moderne örtliche Schmerzbetäubung erst begründet Schon in den fünfziger und sechziger Jahren waren einzelne Forscher, die sich mit dem Studium der aus den Kokablättern gewonnenen Substanzen abgaben, auf deren gefühllosmachende Eigenschaft aufmerksam geworden. Allgemeine Beachtung aber brachte dem Kokain erst die Empfehlung Kollers und Königsteins im Jahre 1884, die zeigten, daß durch Einträufeln einer 2prozentigen Kokainlösung ins Auge dies vollständig anästhesiert wird, und daß so eine große Anzahl Operationen an ihm schmerzlos ausgeführt werden kann. Sofort machten sich neben den Ophthalmologen auch die Rhinologen und Laryngologen die Entdeckung zunutze. Für sie war sie ja von weitestgehender Bedeutung; wurden doch jetzt die technisch schwierigsten Eingriffe in Nase, Rachen und Kehlkopf, die oft an der Empfindlichkeit namentlich der Reflexerregbarkeit dieser Organe scheiterten, ungemein erleichtert, selbst erst möglich. Schnell lernte man ferner durch Einspritzen von Kokainlösung in die Gewebe das neue Verfahren der Schmerzverhütung auch auf dem Gebiete der eigentlichen Chirurgie anwenden. Corning, Landerer, Wölfler und andere machten sich namentlich um seine Einführung und Ausbreitung verdient; Reclus und Schleich förderten es durch Ausbildung der Technik, die vor allem durch Braun weiterentwickelt und ausgebaut wurde. Eine große Anzahl von Vergiftungsfällen durch Kokainlösung, von denen nicht wenige tödlich endeten, zeigte aber leider bald, daß man es mit einem auch für den Menschen sehr heftigen Gifte zu tun hat. Freilich hat man jetzt durch genauere Kenntnis der Kokainwirkungsweise und darauf gegründete Anwendungstechnik gelernt, diese Gefahren so gut wie völlig zu vermeiden. Das Suchen nach weniger giftigen Mitteln mit gleicher anästhesierender Eigenschaft wie das Kokain hat uns aber auch eine Reihe von Ersatzprodukten gebracht. Die meisten wurden auf synthetischem Wege mit zielbewußter Vorausbestimmung ihrer Wirkung dargestellt, nachdem Einhorn den chemischen Aufbau des Kokains erforscht hatte. Seine übrigen an die anästhesiphore gebundenen Atomgruppen wurden durch verschiedene andere ersetzt, und es entstanden neue Körper mit schmerzbetäubenden Eigenschaften, so das Eukain, das Holokain und seine Verwandten, die Akoine; dann die Mittel der Orthoformgruppe, das Orthoform, das Nirvanin, das Anästhesin und Subkutin; später folgten das Stovain, das Alypin und Novokain. In den Blättern einer javanischen Kokaspezies entdeckte man ein neues anästhesierendes Alkaloid, das wegen seiner nahen Beziehungen zum Atropin, dem Giftstoff der Tollkirsche, den Namen Tropakokain erhielt. — Die meisten dieser Substanzen besitzen eine geringere Giftigkeit als das Kokain, dabei aber auch ein geringeres Anästhesierungsvermögen, so daß ihre relative Giftigkeit, die von der Dose abhängt, welche zur Erreichung der gewünschten Wirkung gegeben werden muß, oft nicht hinter der des Kokains zurückbleibt. Auch schränken Löslichkeitsverhältnisse, lokale Reizwirkungen, auch Preisfragen die Verwendbarkeit des einen und andern ein. Die bestbewährten und daher beliebtesten dieser Ersatzprodukte des Kokains in der chirurgischen Schmerzbetäubung sind das Tropakokain, das Stovain, das Eukain B und vor allem das Novokain. Sie haben ihren Vorgänger stark in den Hintergrund gestellt, ja bei gewissen Anwendungsweisen ganz verdrängt; nur in der Schleimhautanästhesierung hat das intensiv wirkende Kokain sich viele Anhänger bewahrt, doch auch hier wird ihm, so vom Alypin, scharfe Konkurrenz gemacht.

Damit all diese Substanzen ihre anästhesierende Eigenschaft entfalten können, müssen sie mit den sensiblen Nervenelementen in Kontakt gebracht werden. Wir erreichen dies durch verschiedene Anwendungsarten. So können wir an Schleimhäuten durch einfaches Bepinseln mit der Lösung eines geeigneten Mittels Empfindungslosigkeit erzeugen. Grundbedingung dabei ist, daß die abschließende, die Oberfläche überziehende Membran für das Mittel durchlässig ist; daß es durch sie hindurchdringen und so

zu den Nervenendigungen gelangen kann. Durch die unverletzte äußere Haut, die Epidermis, ist dies für gewöhnlich nicht möglich. Die größte Verwendung hat diese Weise der Lokalanästhesie naturgemäß bei Eingriffen am Auge, in der Nase, im Mund, Rachen und Kehlkopf. Bei dieser Diffusionsanästhesie werden die stärkstwirkenden Mittel und die konzentriertesten Lösungen gebraucht. — Bringt man die Lösung des Anästhetikums mittels einer feinen Hohlnadel unter einem gewissen Druck in die Gewebe hinein, durchtränkt diese damit, so spricht man von Infiltrationsanästhesie. Die Art und Weise, wie diese jetzt meist geübt wird, gestaltet sich so, daß man erst an einem oder mehreren Punkten die Haut durch eine kleine Einspritzung in sie selbst, intrakutan, unempfindlich macht, wobei durch die entstehenden Quaddeln gleichzeitig die Einstichstellen markiert werden. Von ihnen aus stößt man ins Unterhautzellgewebe vor und injiziert hier, subkutan; dadurch gelangt das Mittel an die in ihm zu der darüberliegenden Haut verlaufenden Nervenfasern, letztere wird so empfindungslos. Will man tiefere Schichten anästhesieren, so dringt man zuerst in diese vor, infiltriert sie und dann flacher einstechend die darüberliegenden Lagen; oder aber man injiziert mit dem operativen Fortschreiten in die Tiefe allmählich die zu durchtrennenden Schichten. Muß nicht nur eine streifenförmige Strecke, etwa zu einem Einschnitt, unempfindlich gemacht werden, sondern ein breiteres Gebiet, z. B. zur Entfernung einer in Haut und Unterhautzellgewebe sitzenden Geschwulst, so brauchen wir meist nicht das Ganze zu infiltrieren, erreichen den gewünschten Effekt vielmehr schon durch subkutane Umspritzung des Operationsfeldes, indem wir so alle von ihm abführenden Nervenfäserchen lähmen und leitungsunfähig machen. Dies ist das Hackenbruchsche Verfahren der zirkulären Anästhesierung. Das gleiche Prinzip liegt der regionalen Schmerzverhütung zugrunde, bei der z. B. durch Einspritzung der anästhesierenden Lösung rings um die Basis eines Fingers sämtliche von ihm wegziehende Nervenzweige betroffen werden, wodurch der ganze Finger schmerzlos wird. Diese Verfahren haben uns bereits zu den auf Leitungsunterbrechung beruhenden Applikationsmethoden der Lokalanästhetika, also zur Leitungsanästhesie, hinübergeführt. Die Angriffsstelle des Betäubungsmittels an dem zu lähmenden Nerven kann nach verschiedenen Gebieten seines Verlaufes gelegt werden. So treffen wir durch Einspritzen anästhesierender Lösungen ins Unterhautzellgewebe leicht die hier gelegenen Äste und Zweige; stärkere Nerven und Nervenstämme müssen wir an geeigneten gut zugänglichen Punkten mehr oder weniger tief zwischen den Weichteilen aufsuchen.

Bei der sogenannten Rückenmarksanästhesie, einer speziellen Art der Leitungsanästhesie, werden die noch im Wirbelkanal und innerhalb der Rückenmarkshäute gelegenen Anfangsabschnitte der Nervenstämme, ja die aus dem Rückenmark entspringenden feinen Nervenwurzeln selbst der lähmenden Wirkung des Mittels ausgesetzt. Diesen Gedanken hatte zuerst der Neuyorker Neurologe Corning, der im Jahr 1885 ihn auch einige Male am Tier und Menschen ausführte, ohne aber die Tragweite seiner Beobachtungen zu erkennen. Seine Entdeckung blieb auch ganz unbeachtet, bis sie 1899 Bier von neuem machte und das Verfahren zu einer chirurgischen Anästhesierungsmethode ausbildete, nachdem er es zuerst an sich selbst und einem sich dazu bereit erklärenden Assistenten (Hildebrand) versucht hatte. Seine Technik besteht darin, daß man mit einer langen Hohlnadel zwischen den Dornfortsätzen des zweiten und dritten oder dritten und vierten Lendenwirbels einsticht — daher auch die oft gebrauchte Bezeichnung Lumbalanästhesie — zwischen den betreffenden Wirbeln in den Wirbelkanal eindringt und die anästhesierende Lösung in den Duralsack, d. h. innerhalb der derben Rückenmarkshaut, einspritzt. Hier mischt sie sich mit dem Liquor cerebrospinalis, der Gehirn-Rückenmarksflüssigkeit, umspült die in diesem Endteil des Duralsackes als sogenannter Pferdeschweif zusammenliegenden Nervenstämme und höhersteigend auch die direkt aus dem Rückenmark austretenden Nervenwurzeln. Der Angriffspunkt ist nicht, wie der Name Rückenmarksanästhesie eigentlich besagt, das Rückenmark selbst. Mit dieser Methode erreichen wir Empfindungslosigkeit im Gebiete der unteren Rückenmarkssegmente, am Gesäß, am Becken und den Beckenorganen, an den unteren Extremitäten und der Unterbauchgegend. Wir haben es aber in der Hand, die Grenze der Anästhesie höher hinauf zu verschieben, indem wir durch Emporfließenlassen der das Mittel enthaltenden Flüssigkeit höhere Wurzelgebiete seiner Wirkung zugänglich machen, so durch geeignete Lagerung des Patienten. Doch ist dabei größte Vorsicht geboten, da ein Aufsteigen des Mittels zum verlängerten Mark oder selbst zum Gehirn schwerste lebensbedrohende Störungen im Gefolge haben kann.

Ein neues Verfahren örtlicher Schmerzverhütung bei Eingriffen an den Gliedmaßen hat uns 1908 wieder Bier in seiner Venenanästhesie gelehrt. Das Glied wird dabei erst durch Einwickeln in eine elastische Binde blutleer gemacht, dann wird das Operationsgebiet durch zwei Gummibinden oben und unten abgeschnürt. Zwischen diesen legt man eine größere Hautvene frei, und spritzt in sie die Anästhesierungsflüssigkeit (etwa 50 ccm einer $^1/_4$- bis $^1/_2$ prozentigen Novokainlösung) ein, die sich sofort überall in den Venen des abgebundenen Gebietes verteilt und so zu den Nerven gelangt. Das Verfahren ist namentlich bei Operationen an Knochen geeignet. — In ähnlicher Weise hat Oppel in allerjüngster Zeit eine arterielle Anästhesie angegeben.

Als einem sehr wichtigen Hilfsmittel, durch das wir die Wirkung der Lokalanästhetika

steigern und verlängern oder ihre unangenehmen Nebenwirkungen sicherer vermeiden können, ist hier noch der Unterbrechung des Blutumlaufs im Operationsgebiete zu gedenken. Durch die Anämisierung der Gewebe erreicht man eine Verlangsamung der Resorption, die eingespritzte Lösung wird so weniger rasch durch die Körpersäfte abgeführt. Da also das Mittel länger an der Einverleibungsstelle bleibt, ist sein örtlicher Effekt auch intensiver und andauernder; die gewünschte Empfindungslosigkeit wird daher mit geringeren Mengen erreicht. Dann werden auf diese Weise auch die Gefahren einer Allgemeinvergiftung stark verringert, indem der Giftstoff in den Blutumlauf nur sehr allmählich übergeht und so vorweg unschädlich gemacht werden kann. Daraus ergibt sich wieder, daß unter verzögerten Resorptionsbedingungen ungestraft größere Dosen des Mittels angewendet werden dürfen und dadurch auch größere Eingriffe unter Lokalanästhesie möglich werden. Auf zwei Wegen erzielen wir diese Anämisierung des Operationsfeldes. Der eine, grob mechanische, besteht in der Blutlaufsunterbrechung des durch einfaches Abschnüren des betreffenden Körperteils mit einer Gummibinde, also im Operieren unter der sogenannten Esmarchschen Blutleere. Das zweite moderne Verfahren beruht auf dem Zusatze einer die Blutgefäße zu intensiver Verengerung bringenden Substanz zur Lösung des Anästhetikums. Dieses Mittel haben wir in einem in den Nebennieren enthaltenen Stoffe, dem Suprarenin, gefunden, das wegen dieser Eigenschaft zum wertvollsten Mithelfer in der Lokalanästhesie geworden ist.

Ein Faktor, der die Lokalanästhesie mächtig gefördert und ihr Anwendungsgebiet erweitert hat, liegt in unsern im letzten Jahrzehnt gewonnenen Erfahrungen über die Sensibilität der einzelnen Gewebe und Organe. Vor allem war es Lennander in Upsala, der durch seine Untersuchungen unser Wissen auf diesem Gebiet erweiterte. Die normalen Gewebe und Organe, — denn krankhafte Prozesse namentlich Entzündung rufen hierin Änderungen hervor, — können soweit bis jetzt festgestellt ihrer Schmerzempfindlichkeit nach etwa in folgende natürlich nicht scharf umschriebene Grurpen eingeteilt werden. Sehr stark empfindlich sind: die äußere Haut, die Schleimhaut des Mastdarmes und der Harnröhre, die Knochen- und Knorpelhaut, die Bandapparate und die Gelenkkapseln, die die Gelenkhöhle auskleidende Haut (Synovia), das Bauchfell in seiner die Wände der Bauchhöhle überziehenden Partie (das Peritoneum parietale) und ebenso der entsprechende Teil des Brustfelles (die Pleura parietalis). Als mäßig empfindlich sind zu bezeichnen: das Unterhautzellgewebe, die Schleimhaut von Mund, Nase, Rachen, von Stirn-, Kiefer- und Paukenhöhle, die Muskeln und ihre Aponeurosen und die Sehnenscheiden. Wenig empfindlich haben sich die Schleimhaut von Blase und Uterus, das Knochengewebe und das Knochenmark erwiesen. Als unempfindlich gelten: das Sehnen- und Knorpelgewebe, die Innenorgane der Bauchhöhle mit ihrem Bauchfellüberzug d. i. Magen, Darm, Gekröse, Netz, Leber und Milz, ferner die Nieren, der Uterusmuskel, die Lungen und ihre Brustfellbekleidung, die Schilddrüse und endlich, und zwar im weitestgehenden Maße, unser edelstes Organ, das Gehirn.

Die verschiedengradige Schmerzempfindlichkeit der einzelnen Gewebe und Organe gestattet uns z. B. wenn nötig eine Operation an Magen und Darm unter bloßer Anästhesierung der Bauchwand, vor allem der Haut und des, wie schon gesagt, sehr empfindlichen wandständigen Bauchfelles schmerzlos vorzunehmen. Ebenso wird an den meisten schweizerischen chirurgischen Anstalten die Operation des Kropfes in Lokalanästhesie vorgenommen, ohne daß dabei die Patienten für gewöhnlich über große Schmerzen klagen. Freilich spielt hierbei die geringere oder größere Empfindlichkeit der Bevölkerung eine wichtige Rolle; in Norddeutschland erfordert die Kropfoperation meistens Allgemeinnarkose.

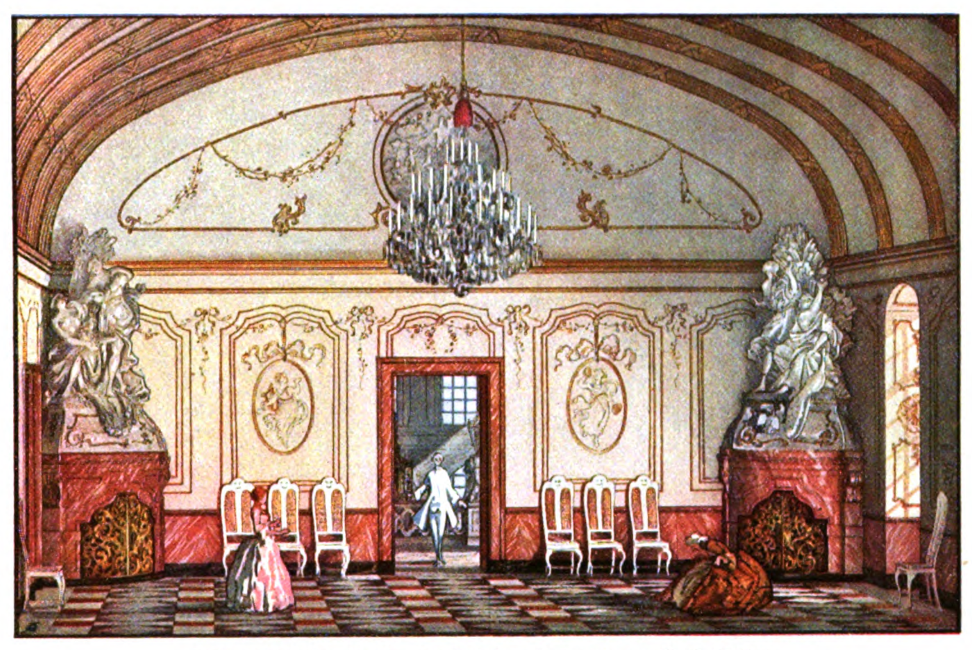
Recht verschiedene Wege und Weisen der Schmerzverhütung stehen also dem Chirurgen zu Gebote. Wie wird er darunter im einzelnen Falle seine Wahl treffen? Von welchen Gesichtspunkten sich dabei leiten lassen?

Das Ideal für Patient und Arzt wäre eine ganz gefahrlose Allgemeinanästhesie, eine Narkose: für den Patienten, der ja nicht nur keinen Schmerz verspüren möchte, der auch wünscht, daß die Angst, die er vielleicht schon lange vor der nötigen Operation hatte, das Bangen um ihren glücklichen Ausgang, von dem sein Leben abhängen kann, wenigstens für die Dauer des Eingriffes von ihm genommen sei; der aus dem Schlafe erst erwachen möchte, wenn „alles vorüber" ist; für den Chirurgen, der so seine ganze Aufmerksamkeit der Operation widmen könnte, der darin in nichts durch den Patienten gestört würde, welcher ja, wie Dieffenbach sich ausdrückte, „eigentlich gar nicht zugegen ist". Eine solche gänzlich ungefährliche Allgemeinnarkose, die daher mit vollem Recht beim kleinsten wie beim größten Eingriffe gleicherweise angewandt werden dürfte, gibt es aber leider noch nicht. Direkte Gefahren und üble Nachwirkungen bergen noch all ihre heute geübten Methoden. In seinem Vortrage über Inhalationsnarkosen am Chirurgenkongresse 1909 in Berlin hat Neuber (Kiel) die Erfahrungen des Jahres 1908 an 112 deutschen, österreichischen und schweizerischen chirurgischen Kliniken und Krankenanstalten statistisch verwertet und auf 71 052 Narkosen 24 Todesfälle gefunden, d. i. einen auf etwa 3000. Ein Todesfall nach Lokalanästhesie — die Rückenmarksanästhesie ausgenommen — kam ihm, trotz vieltausendfacher Anwendung in diesem Zeitraum, nicht zur Kenntnis. Diese darf daher nach dem Stande

ihrer jetzigen Ausbildung als gefahrlos bezeichnet werden. Das Bestreben der letzten zwei Jahrzehnte geht denn auch dahin, das Anwendungsgebiet der Lokalanästhesie auf Kosten der Narkose immer mehr auszudehnen. Sie beherrscht jetzt fast die ganze sogenannte kleine Chirurgie; ferner wird der größte Teil der spezialistischen operativen Eingriffe an den Augen, in Nase, Rachen und Kehlkopf unter örtlicher Schmerzverhütung ausgeführt. Aber auch auf dem Gebiete der großen Chirurgie hat sie festen Fuß gefaßt. Etwa ein Fünftel aller Operationen, die vor fünfzehn bis zwanzig Jahren in Allgemeinnarkose vorgenommen wurden, geschieht jetzt unter Lokalanästhesie; dazu kommen alle jene kleinen Eingriffe, bei denen man früher dem Patienten das „Aushalten" ohne Schmerzbetäubung zumuten zu können glaubte.

Neben der Art und Größe des bevorstehenden Eingriffes ist der körperliche und geistige Zustand des zu Operierenden bei der Entscheidung, ob Allgemein- oder Lokalanästhesie, ein sehr wichtiger und oft schwer einzuschätzender Faktor. Vom Patienten mit tief daniederliegendem Allgemeinbefinden, sei es, daß eine akute Infektion seine Kräfte in wenigen Tagen und Wochen verzehrte, sei es, daß eine chronische Eiterung oder eine bösartige Neubildung seine Widerstandsfähigkeit langsamer erschöpfte, vom fast verbluteten Unfallverletzten, vom altersschwachen Greise, werden wir, wenn immer möglich, eine Schädigung des ganzen Organismus, wie sie die Narkose birgt, fernzuhalten suchen; wir werden trachten, mit örtlicher Anwendung des schmerzbetäubenden Mittels auszukommen. Demgegenüber gibt es aber auch Kranke, bei denen selbst bei ganz kleinen, kurz dauernden Eingriffen die Allgemeinnarkose angezeigt ist. Das sind jene Patienten mit so empfindlichem Nervensystem, daß ihnen auch beim Fehlen jedes Schmerzes der rein psychische Insult, der mit den Ereignissen verbunden ist, einen unberechenbaren Schaden bringen könnte. Bei allen jenen Operationen, deren gutes Gelingen durch ein unzweckmäßiges Verhalten des Patienten während der Ausführung in Frage gestellt werden kann, ist sein geistiger Zustand mit großer Vorsicht zu beurteilen, wenn es gilt, zu entscheiden, ob mit oder ohne seine Bewußtseinsaufhebung operiert werden soll; der beste Wille kann gerade im kritischen Moment versagen. — Auch äußere Umstände können bei der Wahl zwischen Allgemein- und Lokalanästhesie mitsprechen. So spart letztere eine wichtige Person, auf die sich der Chirurg verlassen können muß, den Narkotiseur. — Schließlich hat der Chirurg auch noch sich selbst bei der Entscheidung, welches Verfahren im gegebenen Falle angewendet werden soll, zu berücksichtigen. Freilich hat er sich in allen Methoden auszukennen und ihre Technik zu beherrschen. Wo es sich aber um einigermaßen größere Eingriffe handelt, da stellt das Operieren in örtlicher Schmerzbetäubung im allgemeinen mehr Anforderungen an sein Können. Mehr als bei Gebrauch der Allgemeinnarkose ist hier Schnelligkeit und Sicherheit im Entschließen und Handeln, das cito und tuto der alten Chirurgen, erforderlich, das zudem oft durch den wachen Patienten erschwert wird. — Die Wahl des Verfahrens muß im einzelnen Falle allein vom Arzte, vom Chirurgen, getroffen werden; er nur kann all die dabei mitspielenden Momente kennen und sie gegeneinander abwägen. Seinem Urteil soll sich der Patient unterwerfen.

Die heutige Ausbildung der Anästhesierungsverfahren und ihre Erfolge überblickend, dürfen wir sagen, daß das schöne Wunsch- und Traumgebilde der alten Chirurgen, das ihnen zu eitel und unnatürlich erschien, um nur ernstlich erwogen zu werden, d. i. schmerzlos zu operieren, nahezu vollkommen verwirklicht worden ist. Wir haben gelernt, den Schmerz, wenn auch nicht ganz aus seinem angestammten Reiche, dem Operationssaal, zu bannen, so doch in sehr enge Grenzen zu verweisen. Mit ihm ist ein gut Teil des Schreckens geschwunden, der unseren Wirkungsstätten anhaftete, trotz der in ihnen geübten, in überzeugenden Erfolgen sich offenbarenden Tätigkeit. Am Endziele sind wir freilich nicht; noch gilt es die altbewährten Weisen der Schmerzverhütung zu vervollkommnen, und auch völlig Neues wird auf diesem Gebiete noch geleistet werden. Zahlreich sind auf ihm die Mitarbeiter. Der Anatom zeigt uns die Nervenelemente, die wir beeinflussen wollen, in ihrer feinsten Struktur; es lehrt uns der Physiologe immer tiefer in die Geheimnisse ihrer Lebensfunktionen eindringen. Der Chemiker studiert den Aufbau der schmerzbetäubenden Mittel und sucht durch zielbewußte Zusammenstellung ihrer Atomgruppen, durch Ausschalten der einen und Einführen anderer, neue Körper darzustellen mit vorausbestimmter stärkerer oder sonst zweckmäßigerer Wirkung; er erforscht auch die anorganische und organische Materie nach frischen, wirksamen Stoffen. Im Tierexperiment prüft dann der Pharmakologe die gebotenen Substanzen, bestimmt ihre willkommenen Effekte, wie ihre unerwünschten, ja gefährlichen Nebeneigenschaften. Auf seine Empfehlung hin wagt es endlich der Chirurge vorsichtig, das Mittel bei seinem Patienten anzuwenden; kritisch beobachtet er all seine Wirkungen, vergleicht sie mit denen schon erprobter anästhesierender Körper, wägt Vorteile und Nachteile des einen und andern. So vereinigen sie alle, die Forscher, Männer der reinen Wissenschaft und der Praxis, ihr Streben und Schaffen zum Ausbau des Werkes, von dem der Altvater der Medizin, der vielzitierte — doch wenig gelesene — Hippokrates sagt: „Divinum est opus sedare dolorem." „Es ist ein hehres Beginnen, den Schmerz zu lindern."



Bühnenbild des Saales im Palais. Entwurf von Prof. Roller.
(Mit Genehmigung des Musikverlags A. Fürstner in Berlin und Paris. Copyright 1910 by Adolf Fürstner.)

„Der Rosenkavalier." Von W. Fred.

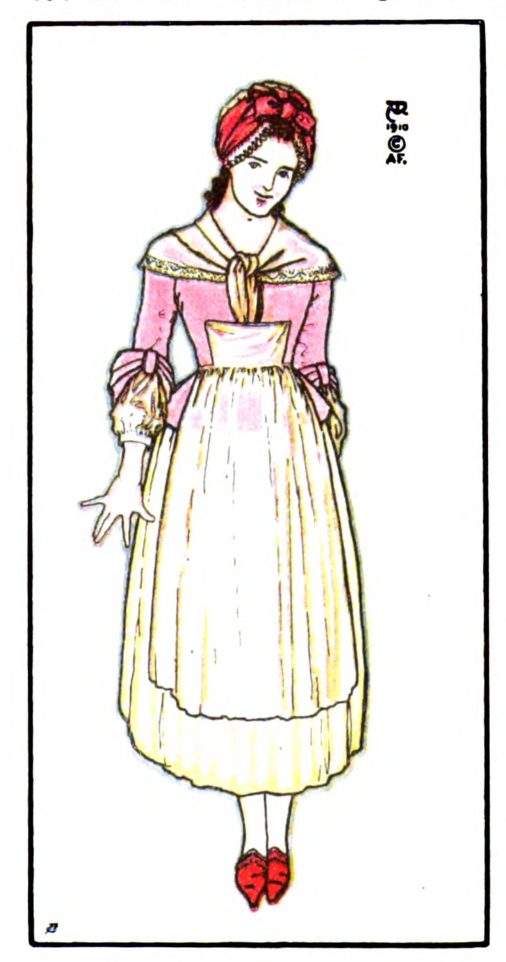
Über die Uraufführung der Hofmannsthal-Straußschen musikalischen Komödie am Dresdener Hoftheater.

Man hatte vorher lange und viel von dieser komischen Oper gesprochen. Daß ein Dichter von den Werten Hofmannsthals mit jenem Komponisten Deutschlands, dessen Werke für die Musik unserer Zeit so bezeichnend sind, zusammenarbeitet, daß die Aufführung mit allen Hilfen neuer Theaterkunst unternommen wird — das allein hätte schon aller Erwartungen anspannen müssen. Dazu kam noch, daß man hörte: die Musik wird anders sein als die der „Elektra", der „Salome". Anders? Liebenswürdiger, scharmant, heiter. Ein paar Walzertakte klangen für Freunde gelegentlich auf, und was aus den tausend finsteren Geheimnissen der Theaterwelt über den Stoff der Dichtung und ihre Stimmung erhellte, versprach, um es kurz zu sagen: frohen Genuß für alle Welt, Glanz und Anmut. Nichts Tragisches, nichts, was die Gemüter aufpeitscht und zerwühlt, sollte der „Rosenkavalier" sein. Alle Distanz — selbst in Wünschen und Hoffnungen gewahrt —, man dachte ein wenig an Mozart, an „Figaro".



Dr. Richard Strauß.
Nach einer Photographie von Albert Meyer in Berlin.

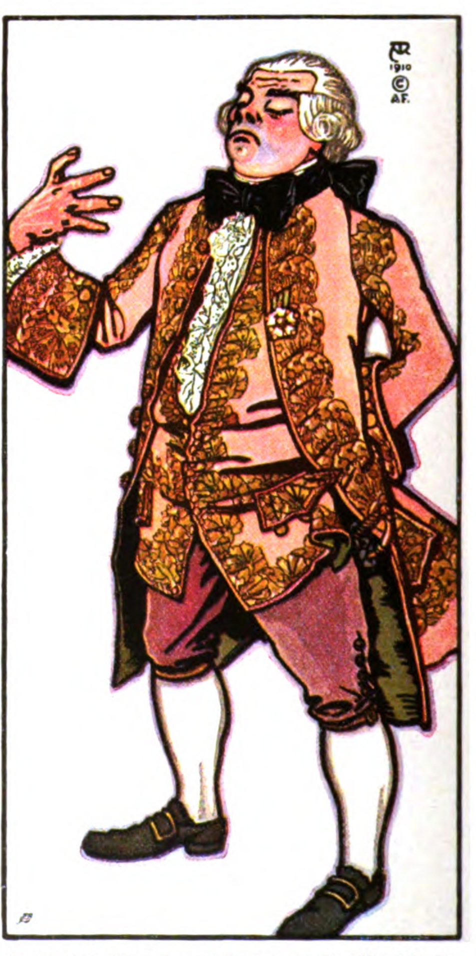
Dann: die Dresdener Hofoper mit ihrem Intendanten, dem Grafen Seebach, dem Musiker Schuch als Leiter des Orchesters, drei Frauen mit schönen reinen Stimmen wie Fräulein von der Osten, Fräulein Nast und Frau Siems als Sängerinnen; dazu die Kunde, daß Professor Roller aus Wien die Bühnenbilder und Kostüme geschaffen hat, daß also die prunkvolle und doch amüsante Welt um die öster-



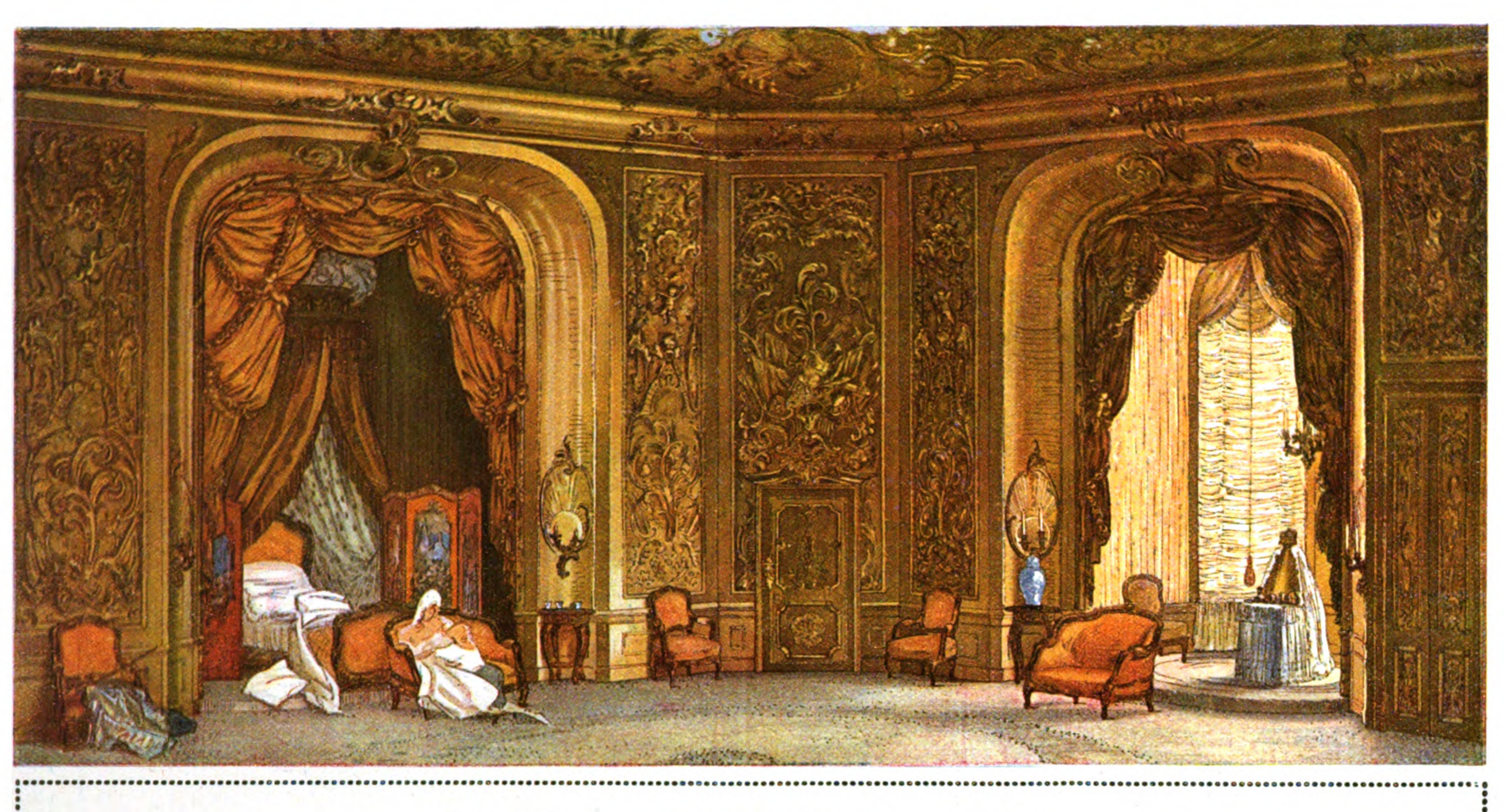
Kostümbild für Octavian als Zofe. Von Prof. Roller. (Mit Genehmigung des Musikverlags A. Fürstner in Berlin und Paris. Copyright 1910 by Adolf Fürstner.)

reichische Kaiserin Maria Theresia herum in hellen Farben erstehen werde. Und schließlich die Nachricht, daß Max Reinhardt seine Kraft, bewegtes Bühnenleben an die Stelle konventioneller Operndarstellung zu setzen, in Dresden versucht habe: wen wundert's, daß man der ersten Aufführung des „Rosenkavaliers" mit tausend Erwartungen entgegengesehen hat? Und es wurde auch ein schöner Abend, nur wenigen vergleichbar, die's in der Welt der Illusionen im Theater gibt: liebe Musik rührte an unser Herz, zärtliche Schicksale strömten in Versen und Tönen aus, geistreiche musikalische Einfälle schlossen sich mit herzlich empfundener Poesie zu einem Ganzen.

Wer englische Bilder, alte Stiche kennt, hat eine Reihe Hogarthscher Darstellungen, die das „Lever", den Morgenempfang einer jungen Frau, zeigen, in Erinnerung. Vielleicht hat Hofmannsthal an diese Blätter gedacht, als er uns in die Welt des „Rosenkavaliers" führte, ins Schlaf- und Toilettenzimmer einer jener Frauen, die noch jung lächeln, aber schon die Einsamkeit des Alters ahnen. Diesmal ist die Dame eine Aristokratin in Wien, als Maria Theresia herrscht, bald schon der Bürgerkaiser Joseph kommen wird, die Welt der Bourgeoisie in die Welt der Aristokratie langsam hineindringt. Und für diese Stimmungswelt, diese Atmosphäre entdeckte Richard Strauß in seiner Natur anderes, Weicheres als bei der „Elektra" oder bei der „Salome" hervorkam. Seine Musik im „Rosenkavalier" ist menschlicher als die seiner früheren Werke. Nicht, daß es leichtere Klänge sind, ist das entscheidende. Der Charakter, die Atmosphäre dieses Werkes ist herzlicher. Vielleicht war es ein gemeinsamer Wunsch, den das Leben den beiden Autoren und ihren Helfern eingab: uns das ewige Frauenschicksal und das ewige Männerschicksal zu zeigen oder doch eines unter



Kostümbild für Ochs auf Lerchenau. Von Prof. Roller. (Mit Genehmigung des Musikverlags A. Fürstner in Berlin und Paris. Copyright 1910 by Adolf Fürstner.)

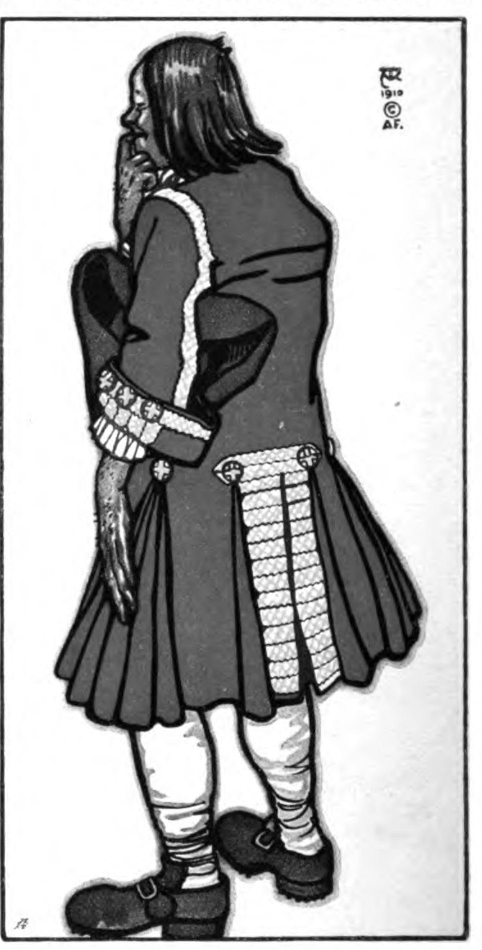


Das Schlafzimmer der Feldmarschallin. Bühnenbild von Prof. Roller.
(Mit Genehmigung des Musikverlags A. Fürstner in Berlin und Paris. Copyright 1910 by Adolf Fürstner.)

vielen, eine Abwandlung der Tragikomödie aller Liebe.

Also es war, als Maria Theresia in Wien regierte. Aber man sieht die Kaiserin nicht auf der Bühne. Die elegante Dame, deren Schicksal uns entgegenklingt, ist ihre vornehme Marschallin, jetzt noch eine sehr schöne, von einem Jüngling heiß geliebte Frau. Aber über kurz oder lang wird sie die „alte Fürstin Resi“ sein. Um diese Marschallin herum sehen wir morgens im „Antichambre“ ein buntes Volk schwärmen: Intriganten, Schwätzer, Klagejungfern, die ein Almosen haben wollen, arme Adlige, die um Protektion buhlen. Neuigkeitskrämer kommen und Tierhändler.

Wir machen die Bekanntschaft dieser in allen Farben schillernden Gesellschaft, als die Frau Marschallin aus ihrem Bette steigt und Toilette macht. Das berühmte „Lever“ galanter, koketter Zeit. Wir hören und sehen



Lerchenauischer Lakai. Kostümbild von Prof. Roller. (Mit Genehmigung des Musikverlags A. Fürstner in Berlin und Paris. Copyright 1910 by Adolf Fürstner.)



Kostümbild des Tierhändlers. Von Prof. Roller. (Mit Genehmigung des Musikverlags A. Fürstner in Berlin und Paris. Copyright 1910 by Adolf Fürstner.)

die Liebe Octavians, eines lieben Jungen aus großem Hause, zur Fürstin. Und als er eben von ihr verlangt, daß sie ihn ewig liebe, und sie, die reifere Frau, die schon einiges erlebt hat, doch nicht umhin kann, ihm zu sagen, daß die Ewigkeit ein schönes Wort der jungen Leute ist, da wird er sehr zornig, und sie muß ihn dafür trösten — daß er bald von ihr gehen wird. Aber es kommt Besuch. Ein ganz merkwürdiger Landjunker, Herr Ochs von Lerchenau. Der Name sagt viel. Das ist ein Mann, in dem sich Derbheit und Adel mischt; und noch viel anderes Begehrliches ist in dieser Mannesnatur auf eine manchmal nicht ganz ebene Weise gemischt. Herr Ochs von Lerchenau besucht seine vornehme Cousine, die Frau Marschallin, weil er heiraten will und einen „Rosenkavalier“ braucht. Der Rosenkavalier ist der Bote der vornehmen adligen Herren, wenn sie eine junge Dame der Ehre würdigen wollen, sie zur Frau zu nehmen. Herr Ochs von

Lerchenau will einen sehr vornehmen Rosenkavalier, trotzdem er selbst nur vornehmes Blut, aber recht derbe Neigungen hat. Man sagt es kurz in einem Wort, er ist ein wahlloser Don Juan, nicht von Kultur, sondern von Natur, manchmal von allzuviel Natur. Diesmal allerdings ist es ein zartes, kleines, ein wenig schüchternes Bürgerkind, dem sich sein Blut verbinden will, aber sein Gefühl ginge eher zu den tausend Freuden einer ungebundenen Weiblichkeit. Und darum ist es eine tiefe Gerechtigkeit, daß der Rosenkavalier, der ihm die Braut werben soll, sie ihm wegnimmt. Denn Herr Ochs von Lerchenau kommt gerade zur Frau Cousine, als Octavian in dieser „wienerischen Maskerade“, in die sich ein wenig spanisches Zeremoniell der österreichischen Hofwelt mischt, zum Scherz verliebter Leute, sich in Mariandel, eine saubere Zofe, verkleidet. da kommt Herrn Ochs von Lerchenau, wenn er auch auf Brautschau ist, doch



Die Marschallin, Frau Siems, im ersten Akt.
Nach einer Photographie von Martin Herzfeld in Dresden.



Ludwig von Hofmannsthal
Nach einer Photographie von Nicola Perscheid in Berlin.

ein wenig die Lust an, die frischen Lippen dieser männlichen Mariandel zu küssen. Und so gibt es Gelegenheit zu einem Verwandlungs- und Verwechslungs-Quiproquo, zu einer Groteske neben einer süßen, traurigen — Sentimentalität, die doch keine Sentimentalität ist, sondern die Spiegelung eines wirklichen Gefühls. Denn aus Scherz wird Ernst, dann in wechselnden Takten und steigenden, fallenden, hohen und tiefen Tönen wiederum Scherz, Hohn und Enttäuschung, Verzagtheit und Seligkeit.

Die Marschallin hat den Vetter Octavian als Rosenkavalier bestimmt; aus Mariandel wird also wieder ein Edelmann, der ein schönes Mädchen für einen andern werben soll, sich aber in sie verliebt, wie sie in ihn. Zwei junge Leute blicken sich in die Augen, ein silberner Glanz

geht von einem Rosenkavalier zu einem Bürgerskind — und die große Liebe ist da. Das ist der schönste Augenblick des zweiten Aktes.

Als nun der Rosenkavalier seine Liebe erkannt hat und als das junge Mädchen gespürt hat, was Liebe ist, da sagen sie auch schon beide, daß nun nicht mehr der edle Herr von Lerchenau um das Fräulein von Faninal werben kann. Herr Ochs von Lerchenau will es aber nicht begreifen, und so muß er es spüren durch einen kleinen Degenstoß. Und da er das reiche Mädchen noch immer nicht lassen will, so muß ihm ein drastisches Erlebnis die Augen öffnen. Nicht nur ihm allein, sondern auch dem Vater des Mädchens,



Ein welsches Mädchen (Fräulein Freund).
Photographie von Martin Herzfeld in Dresden.

dem alten Herrn von Faninal, einem Parvenu, der nicht merkt, wie wenig das zarte Kind, seine Tochter, für Herrn von Lerchenau paßt. So kommt der letzte Akt, in dem am schönsten gesungen wird. Wir sind im Extrazimmer eines Wiener Gasthauses; in der Luft liegt noch der nicht immer angenehme Geruch vergangener Feste, von Nächten, die lustig anfingen und vielleicht irgendwo mit einem Katzenjammer endeten. Türen öffnen sich, verkleidete Fenster zeigen vermummte Gestalten, alles wird vorbereitet, um Herrn von Lerchenau die unbedenkliche Freude an der Weiblichkeit, oder wenigstens an der Wiener Weiblichkeit, zu verleiden. Ein welscher Intri-



Szene aus dem zweiten Akt: Der „Rosenkavalier“ Octavian Rofrano (Fräulein v. d. Osten) überreicht der Sophie von Faninal (Frau Nast), der Tochter des Armeelieferanten, die silberne Rose.
Nach einer Photographie von Martin Herzfeld in Dresden.



Szene aus dem zweiten Akt: Der verwundete Landjunker Ochs von Lerchenau (Herr Person).
Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

gant hat sich dem Rosenkavalier zur Seite gestellt, eine welsche Intrigantin hat dem Adelsjunker, der nicht glauben kann, daß ihm eine Frau widersteht, zugeflüstert, daß Mariandel, die Zofe der Marschallin, ihn zu einem galanten Souper erwartet, und Herr von Lerchenau tröstet sich über den Degenstoß, den er vom Rosenkavalier empfangen hat, mit der Hoffnung, ein niedliches Abenteuer zu haben. Aber das Abenteuer wendet sich ihm zu der herben Enttäuschung, denn Mariandel, die Zofe, ist ja wieder Octavian, der Rosenkavalier. Es narrt den Herrn Ochs immer das gleiche Gesicht, er kann sich nicht helfen, er tobt, er



Die Marschallin, Frau Siems, im dritten Akt.
Nach einer Photographie von Martin Herzfeld in Dresden.

pocht auf seine Vornehmheit, er ruft die Polizei zu Hilfe, denn er ist doch der Herr von Lerchenau. Aber er muß erkennen, daß es Dinge gibt, wo einem das blaue Blut allein gar nichts hilft, daß eines schönen Tages nur die wirkliche menschliche Gesinnung siegt, und die hat er nicht. Die hat die Frau Marschallin. Und so erscheint sie wieder, es öffnet sich die Tür des Extrazimmers in der Vorstadt, und diese Frau tritt ein, nicht mehr dieselbe und doch dieselbe. Nur einen Blick braucht sie in das Auge eines jungen Mädchens und eines jungen Mannes, der sie einmal geliebt hat, — und dieses Einmal war gestern früh — und den sie

noch liebt, zu tun, und sie weiß, was sich begeben hat. Das immer gleiche ist geschehen, immer wieder wird aus Frühling Herbst für die eine, während die andere den ersten Frühling ihres Herzens erlebt. Und dies macht aus der Geliebten des Rosen-Octavian seine mütterliche Freundin, eine weiche, warme Frau, die alle Fäden, die sich wirr verknäult haben, wieder entwirrt, damit der kleine Junge das kleine Mädchen heiraten kann. Allerdings — der kleine Junge glaubt ein Mann geworden zu sein und meint nun, daß er ewig bei diesem kleinen Bürgermädchen bleiben wird. Aber man spürt, daß die Frau Marschallin, die heute unglücklich ist, weil sie ihn von sich gibt, auch schon etwas davon ahnt, daß es dem Bürgermädchen einmal auch wie ihr gehen wird. Da wird die Kette weitergesponnen. — Der erste Akt hat in Musik, Versen, Farben und Linien eine Frau gezeigt, die ahnt, wie ihr geschehen wird; der letzte Akt zeigt uns zwei Menschen, die glauben, daß ihre Liebe eine Ewigkeit sein wird, und neben ihnen eine, die schon weiß, wie die Liebe und das Leben ist und — es eben wieder zu erfahren hat. Und wenn die drei Stimmen des Jünglings, des jungen Mädchens und der nicht mehr jungen Frau nun in einem schönen Terzett, das die Höhe der Oper gibt, zusammenklingen, dann wird dem Zuhörer weh zumute. Es rührt ans Herz, es weckt jenes Gefühl des Vergehens alles Süßen und Schönen.

Die Dichtung und die Musik haben die gleiche Stimmung, ähnliche Absicht. Auf dem Grunde eines ernsten Gefühls steht allerlei Heiteres und auch Derbes, Geistreiches und auch Wirres auf. In diesem Verstande ist es im besten Sinne eine Spieloper. Ein Walzer aber, in dem die „Männlichkeit“ des Herrn von Lerchenau, seine Freude am unbedenklich genossenen Augenblick Ausdruck findet, der Ausklang des ersten Aktes, als die Wehmut einer liebenden Frau, die fühlt, daß ihre Schönheit trotz allem Glanz der Umgebung vergeht, vor allem das Terzett des letzten Aktes, sind künsterische Werte, die, von allem Reiz der Aktualität abgesehen, nach meinem Gefühl zum Schönsten unserer Zeit gehören.

Die Aufführung steht über allem, was sonst Oper heißt. Es wurde nicht nur wunschön von drei Damen gesungen; statt der sonst auf der Opernbühne gewohnten steifen und primitiven Darstellung wurde gespielt, gelebt. Fräulein von der Osten, die den Rosenkavalier gab, war in allen Verwandlungen scharmant, ihr Spiel war — nichts Häufiges auf dem Theater — voll Geist; Frau Siems, die Marschallin, gab alles Süße und alles Krause dieser Gestalt; Fräulein Nast sah nicht nur aus wie ein junges eben zum Leben erwachtes Kind — auch ihre Stimme klang scheu und zärtlich, ihre Bewegung, ihre Haltung war furchtsam und doch von Mädchenstolz erfüllt. Den Dichter, den Musiker und Herrn Roller, den Zeichner der Kostüme, sie alle hat es gereizt, eine Seite aus dem Buch vergangener Menschlichkeiten aufzublättern, auf der steht, was historischen Jahrhunderten und verschiedenen Gesellschaftskreisen immer und ewig eigen ist: das Menuett der Liebe, die Farce der Enttäuschung, die Tragödie eines Frauenschicksals.

Alles das Leben, was da war, möchte man in kleinen Bildchen an eine weiße Wand werfen, sowie in unserer Großmütterzeit die Zeichner Silhouetten ausgeschnitten haben, vielleicht könnte man dann den Duft der Atmosphäre, die über dem allen lag, für einen Augenblick auch auf den Blättern, die die Presse hier mit Druckerschwärze bedeckt, hervorlocken. Auch die Zuschauer halfen, eine sonderliche, aber hübsche Atmosphäre zu schaffen. Es waren viele Leute aus allen Winkeln der Welt in Dresden, und das Dresden der sixtinischen Madonna, das Dresden der Sachsen und der Amerikaner war für ein paar Tage lang umsprüht von einem besonderen Hauch von Anmut und Eleganz. Jeder, der Ohren hatte zu hören und Augen hatte zu sehen, mußte diesmal Freude an lieben Dingen verspüren. Und gibt es eigentlich Besseres als Liebe und schöne Dinge?

Einmal Ruhe! Von Heinrich Federer.

Meine Mutter liegt auf dem Schragen,
Wie vom Meer in die Bucht geschwemmt,
Innig Hand in Hand geschlagen,
Aug' und Lippe zugeklemmt.
Dünkt mich dennoch, als ob sie leise,
Leise lache:
O, wie schmeckt die Ruhe so gut! —
Laßt mich allein, daß ich nimmer erwache,
Hab' ja auf all der langen Reise
Nie so geschlafen, nie so geruht!



Bildnis des Oberst von Leipzig.
Gemälde von Prof. Franz von Stuck.



Gawain, der den Freund verriet.

Ballade von Börries, Frhr. v. Münchhausen.



Klingelnde Glöcklein klingen den Weg herauf,
Klimpern an Bügel, Gebiß, Schabracke, Schwerteskнauf,
Drei, vier, sieben!
Wer mag das sein,
Der wie zum Ringelreihn
Seine Knechte läßt traben durch Cornwalls Hain,
Drei, vier, sieben?

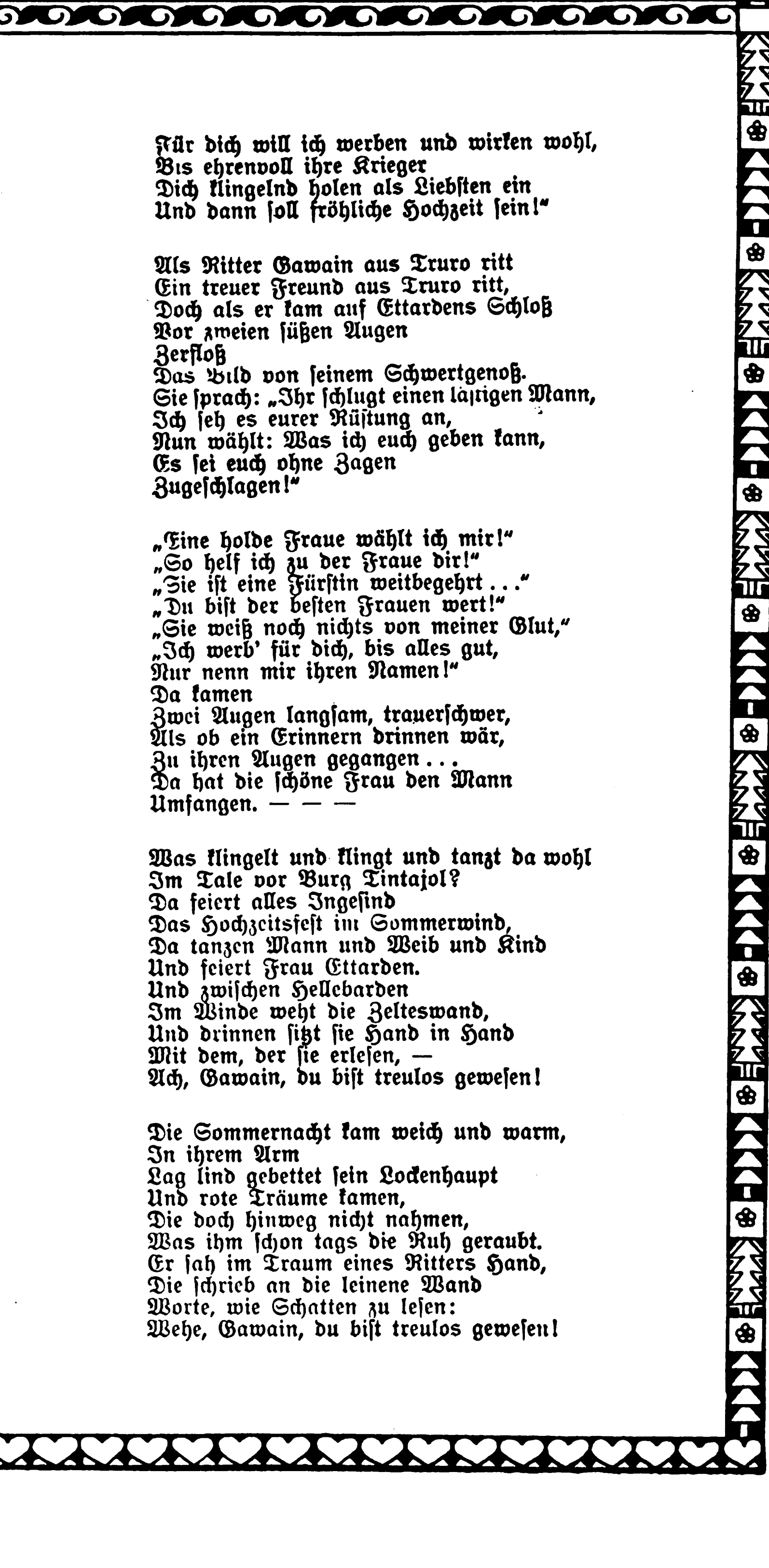
Kein Graf, kein König täte das wohl,
Das tut Frau Ettarde von Tintajol.
Ritter Erek liebte sie heiß, —
Sie war wie Eis,
Sie haßte den Edeln, sie schickte aus
Der Knechte drei, vier, sieben,
Die sollten wagen mit ihm den Strauß, —
Was wächst aus Lieben
Oft für ein dornig Gestrüpp heraus!

Im Walde von Cornwall fanden sie ihn.
Da schlug alle sieben der Paladin
Von den Pferden
Zur Erden,
Und als sie lagen im Strauch,
Ließ er von ihnen sich fangen!
Sie banden ihn unter seines Pferdes Bauch
Nach Landsknechtsbrauch
Und sind mit ihm heimgegangen.

Sein Freund Gawain durch Cornwall kam:
„Ei, Erek, Ritter lobesam,
Was ist dir widerfahren?!" —
„Laß mich, Gawain,
Reit weiter, Gawain,
Ich will dir offenbaren:
Nun muß Ettarde mich hören wohl,
Nun holt sie mich selber gen Tintajol!"

Doch als Gawain nach Truro kam —:
„Ei, Erek, Ritter lobesam,
Hier kommt ihr mir entgegen?!
Ich wähnte euch im Bergesschloß
Als Frau Ettardens Trautgenoß!" — —
„Laß mich, Gawain,
Reit weiter, Gawain, —
Als sie mich lebend wiedersah
Fortschickte sie mich für immer da!"

„So nimm du an mein Helm und Schwert,
Laß mich mit deinen sein bewehrt,
So reit ich als dein Sieger
Noch heut hinauf gen Tintajol,



Für dich will ich werben und wirken wohl,
Bis ehrenvoll ihre Krieger
Dich klingelnd holen als Liebsten ein
Und dann soll fröhliche Hochzeit sein!"

Als Ritter Gawain aus Truro ritt
Ein treuer Freund aus Truro ritt,
Doch als er kam auf Ettardens Schloß
Vor zweien süßen Augen
Zerfloß
Das Bild von seinem Schwertgenoß.
Sie sprach: „Ihr schlugt einen lästigen Mann,
Ich seh es eurer Rüstung an,
Nun wählt: Was ich euch geben kann,
Es sei euch ohne Zagen
Zugeschlagen!"

„Eine holde Fraue wählt ich mir!"
„So helf ich zu der Fraue dir!"
„Sie ist eine Fürstin weitbegehrt . . ."
„Du bist der besten Frauen wert!"
„Sie weiß noch nichts von meiner Glut,"
„Ich werb' für dich, bis alles gut,
Nur nenn mir ihren Namen!"
Da kamen
Zwei Augen langsam, trauerschwer,
Als ob ein Erinnern drinnen wär,
Zu ihren Augen gegangen . . .
Da hat die schöne Frau den Mann
Umfangen. — — —

Was klingelt und klingt und tanzt da wohl
Im Tale vor Burg Tintajol?
Da feiert alles Ingesind
Das Hochzeitsfest im Sommerwind,
Da tanzen Mann und Weib und Kind
Und feiert Frau Ettarden.
Und zwischen Hellebarden
Im Winde weht die Zelteswand,
Und drinnen sitzt sie Hand in Hand
Mit dem, der sie erlesen, —
Ach, Gawain, du bist treulos gewesen!

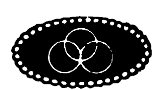
Die Sommernacht kam weich und warm,
In ihrem Arm
Lag lind gebettet sein Lockenhaupt
Und rote Träume kamen,
Die doch hinweg nicht nahmen,
Was ihm schon tags die Ruh geraubt.
Er sah im Traum eines Ritters Hand,
Die schrieb an die leinene Wand
Worte, wie Schatten zu lesen:
Wehe, Gawain, du bist treulos gewesen!

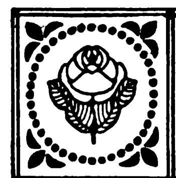
Und als um tiefste Mitternacht
Kein Mensch im Zeltenlager wacht,
Kam Erek angeritten
Und ist ins Zelt geschritten.
Als er sie sah auf selbem Bett, —
Zum Stilett
Zuckte die Hand, doch am Munde
Rann eine Träne voll Herzeleid:
„Wehe, du brachest dem Freunde den Eid,
Von der Wunde
Ist noch kein Edler genesen, —
Wehe, Gawain, du bist treulos gewesen!“

In Sattel stieg er, sein Herz war wie Blei,
Und ritt von dannen,
Doch als er geritten eine Meil und zwei,
Er konnte den Zorn nicht bannen,
Er wandte das Pferd und ritt querfeld
Und wollte ihn töten im Hochzeitszelt.
Doch als er sie beide sah,
„Ach,“ sprach er da,
„Hätt ich den schlafenden Freund erstochen,
Hätten zwei Ritter die Treue gebrochen!“
Fort ritt wieder der Degen auserlesen, —
Wehe, Gawain, weshalb bist du treulos gewesen!

Und als er geritten eine Meil oder zwei,
— Durch Cornwall klang schon Vogelschrei, —
Sein Herz hat wieder aufbegehrt
Und wieder ist er umgekehrt,
Und unverwehrt
Legte er über den Hals der beiden
Beim Scheiden
Gawains, von ihm ertauschtes Schwert, —
„Siehst du, Gawain, ich bin treu gewesen,
Wehe, Gawain, du bist untreu gewesen!“

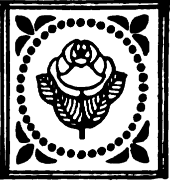
Und als der Morgen blaß und fahl
Mit kühlem Strahl
Durchs Zelttuch schien, da ist erwacht
Gawain aus traumzerwühlter Nacht.
Und als der Morgenstrahl ward warm,
Da ging in Reu und bittrem Harm
Für immer in die Welt Gawain
Und ließ allein
Die Liebste, die er sich erlesen.
Er ging hinein in den Morgenwind,
Seine Spur verwehte der Morgenwind, —
Wehe, Gawain war treulos gewesen!





Undank.

Novelle von Ida Boy=Ed.



„Ih," sagte Hebra, „anmelden?! Stören?! Unsinn."

Er nahm seine Reisemütze ab, strich sich noch über den gänzlich kahlgeschorenen Schädel, auf dessen rosiger Haut man kaum die rotblonden Haarstoppeln unterscheiden konnte, und machte einen Schritt gegen die Tür, der eine Visitenkarte als Wohnungsschild aufgeheftet war.

Aber Frau Bürstenbinder in ihrer Gluckhennennatur war ängstlich.

„Herr von Ölsner arbeitet," sagte sie wichtig.

Dies war ja nun Hebra ganz egal. Sein volles Gesicht, mit den frischen Farben, lächelte so vergnügt, daß sie wohl glauben mußte: dieser große Mann hielt seinen Besuch für etwas viel Bedeutenderes als alle Arbeit.

Sie ließ es also geschehen, daß er an die Tür klopfte, derb und sicher, als wollte er schon mit dem Fingerknöchel sagen: hallo, hier kommt wer — und was für einer.

Über seinen Schreibtisch gebückt, saß drinnen Eberhard von Ölsner; hinter ihm, an seinem Rücken vorbei, ging ein Sonnenstrom, in dem Stäubchen tanzten.

Er schrak nervös auf. Indem er sich unwillig herumdrehte, sah er auch schon die überaus vollständige Männererscheinung im Türrahmen.

„Dick!"

„Na ja," sagte Hebra. Wer sollte es auch wohl sonst sein? Wer konnte sich auch sonst wohl das Recht nehmen, Frau Bürstenbinder über den Haufen zu rennen und schlankerhand einzutreten?

Und der Große nahm den zwar nur ein wenig Kleineren, aber sehr viel Schlankeren zärtlich in seine Arme, in einer merkwürdigen Art Beschützerstärke und Freudigkeit.

In Ölsners graue Augen trat ein stiller Glanz. Über sein kluges, ein wenig strenges Gesicht ging lebendigster Widerschein einer starken, innerlichen Freude.

„Woher und wohin?" fragte er.

„Direkt aus Wansow. Ziel eins: Du. Ziel zwei: Bardendorf," erklärte Hebra. Und während er hinzufügte: „Ich muß mal was vernünftig mit Dir besprechen," legte er den Reisepaletot ab.

„Dazu brauchst Du erfahrungsgemäß eine Zigarre," sagte Ölsner und trug das Nötige herzu. Indem er sich bewegte, sah man, daß er ein wenig den rechten Fuß nachzog, wie in der Andeutung eines Hinkens. Sein Freund nahm in der Sofaecke Platz — seine Art sich niederzulassen brachte durchaus sein Gewicht in Erinnerung. Und da saß er nun, gemütlich und doch irgendwie bedrückt.

„Ist bei Dir oder den Deinen die Weltordnung aus den Fugen, daß Du um diese Jahreszeit unterwegs bist?" fragte Ölsner, mit dem brennenden Zündholz vor der Zigarre, die Hebra zwischen die Zähne nahm. Dieser blinkte erst mal mit den Augen, was so beredt, als es ihm mimisch möglich war, heißen sollte: ‚Und ob . . .'

Erst als die Zigarre brannte und der Freund sich in einen Lehnstuhl gleichfalls in die Nähe der Tischkante gesetzt, kam er soweit, zwar noch nicht seine Angelegenheit, aber eine abfällige Kritik ihrer zum besten zu geben.

„Nichts Störenderes konnte kommen. Ich weiß nicht, ob das alles mehr dumm als ärgerlich, oder mehr erbitternd als besorgniserregend ist. Wohl alles zusammen."

„Ja, mein alter Junge, solange ich nicht weiß, wovon Du sprichst ..." meinte Ölsner. Der Freund, auch wenn er schalt und stöhnte, wozu er nach Art von behaglichen Menschen, die ein wenig der Hafer sticht, neigte, wirkte immer erquickend auf ihn.

Baron Hebra, anstatt mit Aufklärungen zu antworten, sah sich erst einmal im Zimmer um. Der Morgensonnenstrom, der zum breiten Fenster hereinkam, gehörte ja nicht zu der Frau Bürstenbinder kümmerlicher Ausstattung, gab dieser aber eine gewisse Gloriole. Einige ethnographische Gegenstände an der Hauptwand über dem

Sofa: Waffen, Matten und Perlarbeiten, die zu einer Gruppe zusammengestellt waren, sahen nach Afrika aus.

„Du bist hier gern?" fragte er vorsichtig.

Eberhard von Ölsner lächelte ein wenig. Ein ganz leiser und tief versteckter Schmerz war in seinem Lächeln.

„Ich verbiete es mir, unzufrieden zu sein," sprach er ruhig. „Und wenn man damit beschäftigt ist, sich eine neue Existenz aufzubauen, hat man auch keine Zeit, gegen Unabänderliches sich in immer neuem Zorn aufzubäumen."

„Wir müssen immer denken: es hätt' schlimmer kommen können!"

„Ja. Wenn Du nicht gewesen wärst!" sagte Eberhard von Ölsner.

„Na, na, na. Da soll nicht immer dran erinnert werden!" wehrte Hebra ab; aber er wurde gleich verlegen. Denn ihm kam's zum Bewußtsein: er war ja im Grunde hier, um „daran" zu erinnern . . . Wenigstens indirekt — so ganz zart von fern . . .

Er fragte: „Du verdienst mit der Schriftstellerei ein bißchen was?"

„Gott — Du weißt ja — meine Pension und dazu die zwölfhundert Mark Kriegszulage für die in Südwest geholte Invalidität — das gibt eine bescheidene, aber doch immer sichere Basis. Ich finde für meine Fachartikel allmählich Abnahme. Mein anständiges Auskommen find' ich schon."

„Kolossal!" sagte Hebra aus tiefstem Herzen bewundernd. „Aber Du bist eben ein fabelhaft begabter Kopf."

Ölsner wurde über dieses Lob nicht gerade schamrot; er wußte, wie gering des Freundes Ansprüche in dieser Hinsicht waren.

„Du siehst aber blaß aus," fuhr er eifrig fort, „Du solltest Dich mal 'n paar Wochen rausreißen. Das tät' Dir gut. Nich? Was?"

„Das wäre gerade im Moment nicht verständig, im Hinblick auf meine Arbeit."

‚Das hab' ich dumm angefangen,' dachte Hebra voll Selbsterkenntnis.

„Aber Du wolltest vernünftig mit mir sprechen," ermahnte Ölsner, „wenn einer so was sagt, meint er seine eigenen Angelegenheiten."

„Nich mal meine — sind nich mal meine," platzte Hebra heraus. „Das ist es ja gerade. Ich sage Dir: auf Bartendorf ist der Deubel los."

„Andere Leute sagtest Du — und Bartendorf? Das ist doch Dein Vater."

„Ja, wenn ich das so glattweg als Sohnespflicht empfände — dann, na ja —, in 'ner Familie, die auf ihren Namen und das Ansehen ihres Geschlechts hält, muß es immer heißen: Alle für einen. Aber das weißt Du wohl: meines Vaters zweite Frau und die Mädels, die gewissermaßen meine Schwestern sein sollen — nee, die hab' ich nie als Familie empfinden können."

„Was haben sie denn wieder angestellt?" fragte Ölsner mit etwas zerstreuter Teilnahme. Sein Freund war ihm der Nächste und Wichtigste auf der Welt — wie sollte er es nicht sein, nach jenen Zeiten und jener Nacht, die ihr Leben für immer eng verbunden hatte. Aber die weiterhinausgehenden Verknüpfungen dieses Freundesdaseins lagen eigentlich für ihn in interesselosen Fernen.

„Was die Bartendorfer immer machen: Schulden. Unordnung finanzieller Natur, die so verworren und verwickelt sind, daß simples Zudecken mit einem größeren Scheck nicht angeht oder nicht langt. Schließlich hat das ja auch seine Grenzen. Hab' Wansow vor vier Jahren unter nicht sehr leichten Bedingungen angefaßt . . . Hab' auch 'ne junge Frau und hoffe später auch mal auf Nachkommenschaft. Also knapp: mein alter Herr ruft mich jammernd hin . . . ich soll mal da Ordnung machen — man scheint sich mit dunklen Geldmännern eingelassen zu haben. Papa, wenn er mal aus dem Abgrund seiner botanischen Experimente herauftaucht und sich in der Wirklichkeit umsieht, ist, wie immer, ganz verdutzt, daß die Wirtschaft seines Hauses nicht so blüht wie seine Versuchsfelder. Selbst in diesem Moment, wo alles in Gefahr ist, zusammenzustürzen, teilt er mir vorerst und eingangs triumphierend mit, daß es ihm geglückt sei, eine neue Nelkenart zu züchten. Ach ja — ach ja — ach ja . . ."

„Und nun mußt Du, unmittelbar vor der Ernte, Wansow verlassen?" fragte der Freund. „Ich fühl' Dir nach, daß Dich das ärgert und beunruhigt. Aber Du hast ja Deinen treuen Inspektor."

„Nein, Eberhard. Das ist es ja gerade. Den hab' ich nicht. Hat sich selbständig

gemacht. Ich dachte: ‚Ich bin nun auf Wansow eingearbeitet‘ — Du kennst mich — ich hab' so 'ne Natur wie 'n Burenochs — kann zäh arbeiten — und ich denk': ‚Das leist' ich wohl allein — der Vogt ist zuverlässig, ist ein Mann von Übersicht — ich zwing's mit dem.‘ Hätt's auch gemacht — ein Herrenauge ist ja oft schon soviel wie Tat — na, und nun soll das da fehlen? Wahrscheinlich kann's Wochen dauern auf Bartendorf. Hin- und herreisen zwischen Mecklenburg und Schlesien wäre Wahnsinn ... Also da sitz' ich ...“

Er schwieg. Förmlich wie aufgeplustert vor Trotz gegen dies Ungemach.

Sein Schweigen war bedeutungsvoll.

Es währte lange. Ölsner spürte das, noch ehe Hebra ihn schlau und spannungsvoll ansah. Sein Freund war so deutlich und durchsichtig in allem.

‚Er hat an mich gedacht,‘ fühlte er. Das bestürzte ihn. Es bedeutete für ihn in diesem Zustand seines Daseinskampfes ein ernstliches Zurückgeworfenwerden, wenn er sich aus der Hauptstadt entfernte. Aber er wußte gleich: das Opfer mußte gebracht werden. Seinem Freunde hatte er nichts abzuschlagen!

Ein bißchen bedrückt und kläglich, ja fast mühsam fuhr Hebra fort: „Und dann sind da die Weiberchen: Tante Agnes und Putti; sie können nicht allein bleiben — nee, das können sie nicht. Und ich dachte ... sieh mal, Du bist auf dem Lande aufgewachsen, hast immer die Passion für den Beruf gehabt ... und da dachte ich, es macht Dir vielleicht sogar Spaß ... Und nun hör' ich: Du kannst schlecht hier weg. Aber ich kam so im Vertrauen — weil Du doch mal gesagt hast ...“

Eberhard hob rasch den Kopf.

„Daran mußt Du mich um so geringer Ursache willen nicht erinnern,“ sagte er mit ernstem Nachdruck. „Es versteht sich von selbst, daß ich zu Deiner Verfügung bin, wenn Du mich brauchst. Errat' ich Dich recht, willst Du, daß ich nach Wansow gehe, um Dich dort während Deiner Abwesenheit zu vertreten.“

„Jawoll, mein alter Junge,“ bestätigte Hebra mit aufstrahlender Miene, „nach allen Seiten hin zu vertreten: beim Vogt als das scharfe Herrenauge, bei Tante Agnes als Schalldämpfer, bei Putti als gebildete Unterhaltung.“

„Ich will nach allen Seiten hin mein Bestes versuchen, besonders wenn Du mich noch mit ausführlichen Hinweisen ein wenig unterstützt. Wann dachtest Du denn ...“

„Heute, mein Junge. Postwendend. Die Situation brennt. Ich sagte Dir doch schon: bin unterwegs nach Bartendorf bei Oppeln, und mein Wansow ist da oben an der mecklenburgischen Ostseeküste verlassen und verwaist. Also, nun hör' mal mit spitzen Ohren zu.“

Hebra rückte ein wenig vor.

Und nun wurden sie alle erörtert: daß der Vogt ein Mann von Übersicht sei und alles wisse und nur Wachsamkeit über sich brauche; daß Tante Agnes, seiner seligen Mutter Schwester, eine romantische und gerührte Seele sei; daß Putti ...

Ja, von Putti war nicht viel zu sagen: ein Engel, ganz und gar. Ein wenig still. Von schweigsamer Veranlagung. Gott, was soll so 'ne junge Frau auch schon viel sagen, alle wissen alles besser als sie, und wenn man absolut nicht umhin konnte, sie auszulachen, wurde sie rot und nahm es ein bißchen übel. Und dann las sie schrecklich gern unpassende Bücher — Bücher, von denen sie allerhöchstens bloß unruhig wurde. Ja, so war Putti.

Indem der Baron Hebra versuchte, seine Frau mit Worten darzustellen, ward er immer unklarer. Er verhedderte sich endlich ganz und gar. Das war ja nun auch schwer, einem andern Menschen etwas so Liebes, Süßes zu beschreiben, von dem man hauptsächlich eben nur zu sagen vermochte, daß es lieb und süß sei.

Und schließlich floß Hebra breit über vor Erleichterung, Dankbarkeit, Zufriedenheit. Was konnte nun auf Wansow passieren, wenn sein Eberhard da saß und mit seinen klugen Augen nach allem sah?

✠ ✠ ✠

Ölsner verschob seine Abreise bis zum nächsten Morgen. Auf die wenigen Stunden konnte es für Wansow nicht ankommen; ihm selbst aber gab dieser gewonnene halbe Tag noch Muße, Arbeitsmaterial zu sichten und für etwaige stille Abendstunden in Wansow einzupacken.

Schön war der Julitag, als er am anderen Morgen früh von der rasenden

Schnelle eines Eilzuges sich durch das sommerreife Land führen ließ. Es tat ihm schließlich doch wohl, anstatt der Mauern des Vorderhauses, die seine Fensteraussicht waren, weiten, blauen Himmel zu sehen, an dem silberweiße, dicke, komisch verschobene Kamele und andere phantastische Ungeheuer einen höchst gelassenen Heereszug ausführten. Überall wogte reifendes Korn auf den Feldern und breitete über das reizlose Flachland den prangenden Stolz der Fruchtbarkeit.

Eberhard dachte an seine Jugend. Die hatte sich an den Rainen blaugrüner, wallender Roggenfelder abgespielt und war mit Kornblumen bekränzt gewesen; Stunden gab es darin, wo man betrunken fast vom Heudunst oben auf überladenem, schwankenden Wagen gelegen und in den Himmel geblinzelt hatte, während man mit halbem Ohr das Hü und Hott des Kutschers aufnahm und neben sich, auf dem hochgepolsterten Heulager, mit unbeschreiblich süßer Spannung die vollbrüstige Kathrin sitzen sah, die des Junkers, als eines noch nicht Erwachsenen, nicht achtete, ihn vielleicht auch schlafen glaubte — und sich ungeniert den blauen Strumpf fester band.

Damals dachte er, daß aus ihm, dem Junker, einst der Herr werden würde. Inzwischen hieß es aber dienen, ein Dutzend Jahre Offizier sein, bis der Vater sagte: ich mach' Dir Platz. Ja, das hatte er auch getan, aber anders, als Eberhard es je für möglich gehalten. Nicht mit der Würde des Alters, das nun ruhen will, sondern in einem unerwartet frühen Hinübersinken in die ewige Stille. Nach seinem Tode hatte es sich dann erwiesen, daß das Gut überschuldet war. Eberhard von Ölsner hatte zu kämpfen, um alles so zu ordnen, daß Name und Zukunft rein und frei blieben. Er konnte es auch heute noch nicht auseinanderhalten, was ihn eigentlich schwerer getroffen: des Vaters Tod oder der Verlust der Erde, darauf seine Vorfahren vier Jahrhunderte gehaust . . .

Er mußte dann versuchen, sich als völlig mittelloser Offizier ohne Zulage so lange durchzuhungern, bis sich irgendeine Zivilstellung bot. Gerade da brach in Südwest der Aufstand der Hereros aus. Er meldete sich, ward genommen und hoffte, sich während des Kommandos von den Extrazulagen und der erhöhten Gage soviel zu ersparen, daß er bei vorsichtiger Einteilung des Ersparten bis zum Hauptmann damit reichte. So konnte er doch den geliebten Rock anbehalten — denn wenn er schon nicht auf dem Sitz seiner Väter leben und wirtschaften sollte, war es ihm noch das leidlichste, Offizier zu bleiben . . .

Das Schicksal hatte es aber so versöhnlich nicht mit ihm im Sinn gehabt . . .

Seine Gedanken flogen, als würden sie durch die rasche Bewegung des Zuges angestachelt zu schweifen. Er ward ganz davon überrascht, daß man schon in Rostock sein solle. Und dann weiter mit der Sekundärbahn, deren Lokomotive etwas von einem alten, abgetriebenen Gaul ohne Puste hatte, wenn sie mit so mühsamen Rucken anzog, daß erstmal die Wagen polternd sich aneinanderstießen.

Und nun dachte Eberhard nicht mehr zurück an all die Härten seines Lebensganges, sondern voraus an den Zustand, in den ihn der Wunsch des Freundes brachte.

Der vielgepriesene Vogt sowie die ganze Wirtschaft beunruhigten ihn nicht — seinem Verstand und seinem Willen traute Eberhard schon ein wenig feste Klarheit zu. Flüchtig dachte er auch an „Putti“. In seinen Briefen hatte Wedigo sich stets nur spärlich über seine junge Frau ausgelassen; er war auch kein Schreiber. Sein Versuch, von ihr mündlich eine Darstellung zu geben, war recht unzulänglich gewesen. Es hafteten in Eberhards Gedächtnis eigentlich deutlich nur die Worte: Engel, Süßes, Liebes, Putti — Kosenamen sind so bezeichnend. Ein Frauchen, das eigentlich Konradine hieß und „Putti“ genannt wurde von ihrem Manne, wahrscheinlich ein holdes, geistig noch wenig entwickeltes Kind — richtig. Wedigo hatte etwas davon gesagt, daß man sie manchmal auslachen müsse — und einen kleinen, lüsternen Hang hatte sie nach erotischer Lektüre? Kein so sehr ungewöhnlicher Zug bei einer jung verheirateten Frau — Nun, alles gab ein bestimmtes und keineswegs originelles Bild — alles paßte zusammen. Also vermutlich eine drollige, mollige kleine Frau, sinnlich und appetitlich; sehr vergnüglich anzusehen neben dem breiten, großen, unendlich guten Kerl, der sie gewiß manchmal hänselte, bis

ihr beleidigt die Tränen kamen, und der doch von großmütiger Fürsorge war, von einer festen Liebe.

Eberhard hatte früh bei der Abfahrt von Berlin die Stunde seiner Ankunft nach Wansow depeschiert. ‚Der Wagen wird wohl da sein,‘ dachte er.

Was er aber nicht von fern denken konnte, war dies, daß die beiden Damen auch da seien.

Der Zug fuhr an dem langen, unbedachten, sehr grell besonnten und von flimmerndem Kies bestreuten Bahnsteig hin, an dessen Mitte ein Haus herantrat, fast in Würfelform, von rotem Backstein. In der Glastür stand der Pikkolo, der mit der Linken etwas Serviettenartiges halb in die Hosentaschen gestopft hielt und mit stumpfsinnigem Ausdruck die Parade über die vorbeizuckelnde Wagenreihe abnahm. Unweit von ihm, hell und dunkel unter einem apfelgrünen und einem marineblauen Sonnenschirm, hielten sich zwei Damen im Schattenstrich, der abgeschrägt sich vom Fuß des Hauses über den Kies legte.

Die Helle war über mittelgroß, von schöner Gestalt, dunkelhaarig. Und so im langsamen Vorüberfahren hatte Eberhard den Eindruck eines auffallenden Gesichtes. Auf die Kleinere, Dunkle achtete er nicht.

Aber sie war es, die mit zierlicher Flinkheit auf ihn zukam, als er nun ausstieg und, mit dem Schirmfutteral in der einen und dem Handkoffer in der andern Hand, sich der Richtung zuwandte, wo er die Fahrkartenabgabestelle bemerkte.

„Herr von Ölsner!“ sagte sie mehr bestimmt als fragend. Er setzte überrascht den Handkoffer nieder, griff nach seinem Hute und hatte auf der Stelle keinerlei Zweifel, daß er sich Tante Agnes gegenüber befand.

Sie war voll glückseligen Eifers. Ihr Gedanke war es gewesen, Eberhard von Ölsner abzuholen. In ihrer Phantasie lebte er als ein Held, ein Mann und vom Schicksal Verfolgter — an welcher dreifachen Qualität ihr Urteil vorweg zerbrach, um sich in Begeisterung aufzulösen.

Und da war auch Dina, ihre liebe Nichte, Dicks Frau . . .

Seine Überraschung war vollkommen. Während er dachte: ‚Na ja, man findet immer was anderes, als man sich ausgemalt hat,‘ wechselte er verbindliche und alltägliche Redensarten mit den Damen.

Die Sonne brannte; in der Glastür glotzte der Pikkolo. Weiterhin stand einsam auf dem Bahnsteig der gelbbraune Koffer.

So ganz und gar prosaisch dies alles war, trotzdem kam es Eberhard doch vor, als erlebte er Phantastisches. Er empfand eine Aufwallung, die etwas von einer brennenden Gespanntheit hatte. Es war wohl die grenzenlose Überraschung, die mit jedem Augenblick wuchs.

Als man erst im Wagen saß, mußte und konnte er versuchen, damit sich abzufinden. Denn Tante Agnes war keineswegs dumm und hatte unter anderem einen gewissen Situationsverstand. Sie dachte: ‚Laß ihn nun erst mal uns recht begucken und sich besinnen.‘ Denn sie wußte wohl, daß Wedigo seine Damen immer so ein bißchen spaßhaft nahm und beschrieb.

Aus dieser realpolitischen Erwägung heraus fing sie mit ihrer Nichte ein emsig huschelndes Gespräch an.

Und Eberhard besann sich. Er hätte es doch wissen müssen, daß sein alter Dick nicht imstande war, Menschen richtig zu sehen oder zu beschreiben. Anstatt der molligen, drolligen Backfischfrau saß da eine . . . nun, in jedem Fall eine Persönlichkeit.

Von welcher Art, würde man wohl allmählich herausfinden.

Sie hielt sich sehr aufrecht, diese junge Frau, in einer gewissen ernsthaften Würde. Weißgekleidet unter ihrem apfelgrünen Sonnenschirm saß sie und richtete ihre dunklen, aufmerksamen Blicke bald auf Tante Agnes, bald auf Eberhard. Ihr Gesicht war fast vollendet schön; für den Reiz der Unregelmäßigkeit darin sorgte der Mund, dessen tiefe Winkel ein wenig, sehr leise nur, in die Höhe gezogen waren, was ihm etwas versteckt Heiteres, aber auch sehr Sinnliches gab, das dem sonstigen Ausdruck des Antlitzes und der ganzen Haltung völlig widersprach. Sie hatte feine, mehr blasse als frische Farben, und das Haar war dunkel.

Wenn die junge Frau durch Gemessenheit auffiel, so tat es das alte Fräulein durch belebte Stimmung. Ihr Gesicht war glatt und rosig. Der solide, doch nicht

schmucklose runde Strohhut auf ihrem Haupt sollte wohl eigentlich mit Bändern unterm Kinn gebunden werden, aber der Hitze wegen hingen sie rückwärts lose herab, wie denn Fräulein Agnes auch keinerlei Umhang trug.

Lange hielt sie es nicht aus, den Ankömmling seiner inneren Sammlung zu überlassen. Von ihrer Freude mußte sie doch etwas sagen, darüber, daß er so bereitwillig das Opfer gebracht habe.

„Ich wußte wohl, Sie würden Dick nichts abschlagen. Aber ich hatte solche Bedenken — ich fand, gerade er durfte Sie nicht bitten.“

„O . . .“

„Nein, nein — es gibt gewisse moralische Forderungen, die man niemals einkassieren darf.“

„Sie meinen: weil Wedigo mir das Leben gerettet hat, dürfte er nun nie den kleinsten Dienst von mir verlangen?“ fragte Eberhard lächelnd.

„So ungefähr. Ich kann es mehr fühlen als sagen. Aber mir ist so: der Täter einer großen Tat darf nachher nicht kommen und bitten: tue mir dafür einen Gefallen,“ sprach die alte Dame.

„Ach, Tantchen, das ist überfein empfunden. Das käme eigentlich darauf hinaus, daß jede Betätigung der Freundschaft zwischen zwei Menschen aufgehoben wird durch eine etwaige Großtat des einen,“ sagte die junge Baronin Hebra. „Ich vermute, nach allem, was wir von Herrn von Olsner gehört haben, daß er einfach denkt: Gefälligkeiten, klein oder groß, verstehen sich unter Freunden von selbst.“

„So ist es, Baronin,“ bestätigte Eberhard mit einer kleinen Verbeugung. Er war wieder überrascht: ihre Art zu sprechen schien die einer noch sehr entwicklungsbedürftigen Jugend.

Er wandte sich an Fräulein Agnes.

„Wenn Sie es beruhigt, gnädiges Fräulein: in meinen Empfindungen vermenge ich das nicht im allergeringsten miteinander; ich bin gekommen, weil Dick sagte, er brauche mich. Nicht, weil er mir das Leben gerettet hat. Ich hoffe durchaus, hierfür ewig sein Schuldner bleiben zu dürfen. Denn die Schuld ist solcherart, daß ich sie eigentlich nur wieder mit meinem Leben bezahlen könnte.“

Das alte Fräulein reichte ihm rasch die Hand.

„Wir sind auf Wansower Grund und Boden,“ bemerkte die junge Baronin Hebra.

Das war eine Aufforderung, sich umzusehen. Roggenfelder, sich gelbend, rauschten im Sommerwind; am weißen Band der sie durchschneidenden Landstraße standen Obstbäume. Hinter den Feldern erhoben sich die tiefgrünen Mauern großer Wälder. Voraus, auf dem Höhepunkt der Bodenwelle, sah man ein weißes, spitzbedachtes Türmchen und ein Stück blaugrauschimmerndes Dach aus Wipfeln ragen.

Und hinter diesem allen gaben zwei starke, durch eine Querlinie geteilte Farbentöne den Grund ab. In der oberen Hälfte des Bildes stand alles vor dem Vergißmeinnichtblau des Himmels, in der unteren Hälfte vor dem Stahlblau des Meeres.

Eberhard saß und verdrehte sich fast den Kopf, um voraus und nach allen Seiten zu schauen . . .

Ja, schön, schön . . .

Und in die Bewunderung mischte sich ihm ein schmerzliches Gefühl ganz unpersönlichen Neides.

So eine Scholle haben!

„Eigentlich hätten Sie das zuerst einmal als Gast genießen sollen, als Dicks geliebter und gefeierter Gast — nicht in seiner Abwesenheit und mit so vielen Pflichten belastet,“ meinte Tante Agnes.

‚Du meine Güte, als gefeierter Gast!‘ dachte Eberhard mit einiger Selbstironie.

Und nun fuhr man am Herrenhause vor. Es war ein stattlicher, weißer Bau, mit allerlei Erkern und Spitzgiebeln. Eberhard fand zwei Zimmer für sich vorbereitet, denen man sofort anmerkte, daß Frauenhände an der Zurichtung mit sorgsamster Ausführlichkeit sich beteiligt hatten. Tante Agnes, die ihn hinführte, sah ihn strahlend, schon fast verliebt und deutlich erwartend an, während Mutz, der Diener, mit dem Handgepäck an der Tür Front machte. Eberhard verstand den wartenden Blick und sagte dankbar: „Diese Blumenfülle!“ und küßte die niedliche, alte Hand — er küßte sie zweimal, während er unwillkürlich dachte, daß der zweite Kuß eigentlich einer andern und wahrscheinlich mittätig gewesenen Hand gelte.

Die junge Baronin Hebra hatte sich gleich oben am Ende der Treppe von ihm verabschiedet und sich nach links zu in der Korridortiefe verloren.

Der große, bequem ausgestattete Raum tat Eberhard wohl, nebenan das Schlafzimmer machte einen allgemeinen Eindruck von kühler Schummrigkeit, viel köstlichem Leinenzeug und englischem Porzellan.

Welch ein Unterschied gegen das Zimmer nebst Schlafalkoven, das von Frau Bürstenbinders vielgebrauchten Möbeln in trübseligem Dutzendgeschmack ausgestattet war.

Und diese Luft, die zu den offenen Fenstern hereinkam. Man bekam von ihr den Mund voll von Frische und roch gierig ihren Salzduft auf.

Über einen Teil des Parkes hin ging die Aussicht auf die See. Linker Hand tauchten zwischen Gebüsch Stücke der Einfriedigungsmauer auf.

Eberhard dachte, wieviel Wohlhabenheit und Sorgfalt für den guten Stand der Besitzung sich allein in dieser Mauer ausdrückte ... Ja, Hebra saß in jeder Hinsicht an den vollen Schüsseln des Lebens ...

Jenseits der Mauer war ein Dörfchen an den Hang hingestreut. Flimmernder Schein machte alle Linien unsicher und verband alle Farben im gleichen gelbsilbrigen, beizenden Glanz.

Aber plötzlich waren alle Schatten und aller Sonnenschein weggewischt. In stiller Helligkeit lag die Landschaft. Ein Wolkenzug hatte sich plump und dick vor die Sonnenscheibe geschoben.

※ ※ ※

Eberhard hatte sich mit dem Vogt Böbs bekannt gemacht und seinen Vortrag entgegengenommen; es gehörte keine große Seelenweisheit dazu, ihn und seine Art alsbald zu überblicken. Die festen und verwetterten Züge, das intelligente Auge erweckten Zutrauen. Er war ein Mensch von praktischem Verstand und großer Erfahrung in seinem Gebiet. Aber ein Mensch von Untertanengefühl, mit dem Bedürfnis, eine Herrenverantwortung über sich zu fühlen.

Die Arbeitspläne der nächsten Wochen waren in flüchtigen Umrissen von Hebra vor seiner Abreise entworfen. Mit Gewissenhaftigkeit die Ausführung zu überwachen, war die Aufgabe, die Eberhard zufiel. Er sah gleich: manche Abendstunde würde ihm freibleiben zu eigener Arbeit, und das erfüllte ihn mit so angenehmer Zuversicht, daß er plötzlich eine helle Freudigkeit in sich empfand. Es war wie das Feriengefühl eines Menschen, der mit einemmal begreift, er solle es nun ein paar Wochen sehr gut haben.

In dieser Stimmung kleidete er sich zum Diner um. Dabei empfand er noch eine Steigerung dieses unbestimmten Wohlseins.

Als er das Wohnzimmer betrat, begrüßte ihn ein äußerst wohlgefälliger Blick von Tante Agnes. Sie hatte ihrer Nichte schon mit einigem Aufwand starker Betonungen auseinandergesetzt: die durchgeistigten Züge Eberhards waren es, die so ansprachen; für einen Gelehrten hätte man ihn halten können: das graue, sehr ernste Auge erzählte von Leiden und Gedankenarbeit. Und doch war auch Soldatisches da: die aufrechte Gestalt, der entschlossene Mund mit dem englisch verschnittenen Schnurrbart. Die Verbindung dieser beiden Momente — ja, das war es — da lag seine Anziehungskraft.

Die junge Frau hatte nachdenklich zugehört und nach ihrer Art geschwiegen. Tante Agnes' Urteile nahmen immer solchen Schwung.

‚Wie muß es leicht sein, wenn man so schnell weiß, wie ein Mensch ist,' dachte sie.

Sie stand vor jeder neuen Erscheinung zaudernd.

Nun sah sie Eberhard beinahe prüfend an, um zu vergleichen, ob Tante Agnes' Urteile zutreffen möchten.

Man saß bei Tisch. Das alte Fräulein, in einem wunderniedlichen Gemisch von Würde und Kindlichkeit, hielt sich an dem kleinen runden Tisch inmitten des großen getäfelten Raumes als Ehrendame. Die junge Baronin Hebra trug ein weißes, ausgeschnittenes Kleid. Und nun, da ihr Hals unverhüllt war, und man sah, wie fein der edle Kopf darauf saß, wie zart die Haut, wie schön die Linien, nun begriff man erst ganz den auserlesenen Reiz ihrer Erscheinung.

Tante Agnes erzählte von ihrem Verlobten, seinem Heldentod bei Gravelotte und ihrer unauslöschlichen Treue. Dina

hatte es gewiß schon fünfzigmal gehört. Eberhard kannte aus des Freundes spaßhaften Erzählungen auch diese viel ausgemünzte Treue; aber es wirkte doch sympathisch und ein leises Bißchen rührend auf ihn. Man kann ja schließlich nie wissen, wie so ein Schicksal eine Individualität und ein Leben verstümmelt.

Merkwürdig dunkel war es im Speisesaal. Es fiel den Damen auf. Sonst käme die Abendsonne herein. Aber sie war eben versteckt. Das Wolkenungetüm wurde mächtiger und grauer. Eberhard sagte: es ziehe von Westen herauf und käme gegen den Wind.

Da stieß Fräulein Agnes einen kleinen Schrei aus. „Mutz!"

Der Diener, der die Schüssel Erdbeercreme gerade der jungen Baronin darbot, stand gehorsam.

„Das Barometer, Mutz!"

„Es ist sehr gefallen, gnädiges Fräulein," meldete er. Sein rasiertes, alterndes Gesicht schien undurchdringlich.

„Ich sterbe, wenn es ein Gewitter gibt," erklärte Tante Agnes leidenschaftlich.

„Wahrscheinlich gibt es ein Gewitter," sagte Eberhard, „aber gewiß erst in der Nacht."

„Das ist ja noch viel entsetzlicher," sprach sie, schon im voraus außer Fassung.

„Wenn es Sie beruhigen kann, stehe ich in solchem Fall auf," versprach er.

„Herr von Ölsner," sagte die junge Baronin Hebra plötzlich — sie hatte eigentlich noch gar nicht gesprochen bei Tisch — „ich verstehe nicht, wie das sein kann: Tantchen ist sehr ruhig und überraschend entschlossen, wenn es mal darauf ankommt — Aber daß sie nicht gegen ihre Gewitterfurcht ankann! Sie sagt, sie hat sich schon so viele Mühe gegeben in dieser Hinsicht. Glauben Sie auch, daß die elektrische Spannung in der Luft bei bestimmten Menschen auf bestimmte Nerven wirken und alle Hemmung, die sonst vom Willen ausgeht, aufheben kann?"

„Ach, Kind, Du hast da gewiß wieder irgend was drüber gelesen. Das ist ganz simpel. Ich bin eben ein Hase bei Gewitter," sprach Tante Agnes und lächelte nachsichtig. „Nein — über was alles die Dina sich was zurechtliest!" erzählte sie Ölsner.

Die junge Baronin Hebra wurde rot.

„Man mag doch gern verstehen lernen," sagte sie mit leiser werdender Stimme.

Eberhard war es förmlich, als höre er des Freundes gluckerndes, volles, gutmütiges Lachen. Er wußte, wie in blitzgleichem Erraten: dies waren die Sachen, um derentwillen die junge Frau ausgelacht ward — die „unpassenden" Bücher waren höchstwahrscheinlich nicht die von ihm vermuteten erotischen Pikanterien, sondern vielleicht wissenschaftliche Werke, nach denen junge Hände wahllos, unberaten griffen, in der heißen Begier, sich zu den inneren und äußeren Erscheinungen des Lebens in eine beruhigte Stellung zu bringen.

Er antwortete, einen achtungsvollen Ernst in seine Haltung legend: „Die Wissenschaft sieht gewisse Angstzustände, und darunter auch die, welche sich bei herannahendem Gewitter bei einigen Menschen zeigen, längst nicht mehr als eine halb humoristische und mit Energie bezwingbare Erscheinung, sondern als eine partielle Nervenerkrankung an. Jemand verspotten, der an Angst leidet, wäre eine ebensolche Roheit, als wollte man einen Menschen verhöhnen, der infolge einer Störung in den motorischen Nervenfasern an Muskelkontraktionen litte."

Dies gefiel Tante Agnes durchaus.

Man sprach nun von sonstigen Erscheinungsformen der Angst; kam von diesem Thema zu allerlei naturwissenschaftlichen Fragen. Es zeigte sich immer offenbarer, daß die junge Baronin Hebra viele von den Autoren las, die populärwissenschaftlich schreiben. Eberhard begriff schnell, aus eingestreuten und arglos beantworteten Fragen, daß es hierbei kunterbunt zuging. Im Grunde mochte der Buchhandlungsgehilfe in der Kleinstadt, der Bücherpakete zur Auswahl sandte, der Nährvater dieses geistigen Hungers sein.

Er hatte die Empfindung, als sähe er in etwas Beklemmendes, ja Gefährliches hinein. Tante Agnes warf in aller Naivität Bemerkungen dazwischen: „O Gott — Dina! . . . ja so was dürftest Du vor Dick nicht auskramen — was er woll für Jux machte."

Und: „Dina muß sich nicht so den Kopf zerbrechen über Sachen, die man doch nicht

versteht. Ich begreife auch nicht, wie ihr das viele Lesen Spaß machen kann; ich danke Gott, wenn ich unser Pensum an Zeitungen hinter mir habe — na, das muß man ja — so auf dem Laufenden sein."

Eberhard erfuhr dann, daß man auf Wansow drei Blätter hielt — war es nicht schrecklich viel? Das Kreisblatt, den „Praktischen Landwirt" und „Der Weidmann" — ja, man konnte kaum alles lesen, und die Modezeitung alle Sonntage kam auch noch. Dick sagte schon immer: „Viel zu viel bedrucktes Papier für Euch Weiberchen."

„Ich möchte die Natur und den Menschen verstehen lernen," sagte die junge Frau. Aber sie sagte es ganz ohne allen Mut, gar nicht unternehmend, vielmehr scheu.

„Vor den Verborgenheiten und Überraschungen der Natur bescheiden wir uns leichter, als vor den Unergründlichkeiten des Menschen," sprach Eberhard.

Hier schrie Tante Agnes wieder auf.

Sie hatte etwas gehört. Aber unbedingt. Mutz? Und Mutz, der den Kaffee servierte, den man noch am Tisch nahm, sagte in höflicher Dienerruhe, daß es das Rollen eines Wagens gewesen sei.

Nach Tisch gab es eine genaue Besichtigung des Barometers. Dann trennte man sich früh, und Eberhard versprach, sich beim ersten etwaigen Grollen in der Luft unten im Wohnzimmer einzufinden.

Als er sich in dem prächtigen Bett ausstreckte und seine Glieder vom köstlichen Leinen umschmeichelt fühlte, empfand er eine äußerst gute Müdigkeit. Da sah er nun, daß er ein unbequemes Versprechen gegeben hatte. Denn er durfte sich darauf verlassen: schlief er ein, verschlief er nicht nur einen ersten Donner, sondern ein ganzes krachendes Gewitter.

Niemals ist ein Mensch müder, als wenn er gewaltsam wach bleiben will. Eberhard kam es vor, als prickelten auf seinen Augenlidern lauter Nadelspitzen.

Er fing an, in seinen Gedanken den Tag noch einmal nachzuleben. All das Neue war wie ein dumpfes Durcheinander. Davor stand eine wundervolle, junge Frau. Eine rätselvolle Frau? O nein, nicht so sehr. Nichts schien an ihr unbegreiflich als das eine, daß sie Wedigos Frau war. Keine Phantasie war zureichend, sich diese beiden Menschen Arm in Arm zu denken. Vielleicht hätte die einfachste nüchterne Wirklichkeit die unzulängliche Phantasie belehrt. Alles Unfaßliche lag vielleicht nur daran, daß Eberhard jeden Teil für sich sah und kannte.

Das heißt: die junge Baronin Hebra kannte er ja noch keineswegs. Er machte sich nur erst ein Bild von ihr. Das eines entwicklungssehnsüchtigen, ungeleiteten Geschöpfes. Wieviel sprühendes Leben mochte in ihr ungeweckt liegen! Wie vertieften sich die leise emporgezogenen Mundwinkel, wenn sie lächelte. Was für langsame Bewegungen sie hatte — wie sie den Kopf wandte, die Arme hob — schwer fast . . . ja, merkwürdig, das alles . . .

Jäh fuhr Eberhard aus seinem gedankenvollen Hindämmern. Ein greller Schein zuckte durch das Zimmer. Gleich danach krachte der Donner.

Das Gewitter war nicht wie ein schon von fern brüllender Löwe herangeschlichen. Als Katastrophe brach es tobend los.

⁂ ⁂ ⁂

Im Wohnzimmer lag das alte Fräulein in der Sofaecke, das Gesicht auf den Stoff der Lehne gedrückt. Auf dem etwas zur Seite geschobenen Tisch davor stand Zuckerwasser, das Mutz, um doch etwas zu tun, das nach Schutz und Hilfe aussah, ab und zu anrührte.

Fern, an der gegenüberliegenden Wand des sehr geräumigen Zimmers brannte eine Lampe. Ihre weiße, durchleuchtete Kuppel gab nur eine stille, kleine Helle her, die sich im Mahagoni des Klaviers widerspiegelte. Übrigens lag der Raum im milden Halblicht.

Die junge Baronin Hebra, in einen weißen, mit einzelnen rosa Chrysanthemen bestickten Geishaschlafrock gehüllt, ging sacht auf und ab. Mutz stand geduldig.

Eberhard war zum dritten oder vierten Male auf die Terrasse hinausgegangen. Er wußte nicht, daß dies, sein Ein- und Ausgehen, das arme, alte Fräulein entsetzte und ihr unlogischerweise die Schrecken der Stunde noch erhöhte, sonst hätte er es natürlich unterlassen.

Aber ihn zog das Schauspiel an.

Unaufhörlich fast zuckte und krachte es in

der Luft. Die Nacht wurde immer wieder in Stücke zerrissen. In den Pausen, die nur ein paar Herzschläge lang dauerten, tauchte aus der schwarzen Tiefe ein Idyll auf. Hinter der Parkmauer stand ein friedlich-stilles Gefleck von Lichtern. In den Häusern des Dorfes war Leben wach. Ganz zutraulich sahen all die Lampenaugen durch trübe, kleine Fensterscheiben in die Nacht hinaus. Das gab ein gutes Gefühl von Geselligkeit und etwas Gesichertem. Man war nicht so sehr auf einsamem Wachtposten in schaurig-bedrohlicher Finsternis, sondern vielmehr wie in einer gemütlichen Wachtstube, wo viele zusammen munter sind.

Eberhard hätte dem großen, in dunkle Grenzenlosigkeit verschwimmenden, geheimnisvollen Leben der Nacht die Arme entgegenbreiten mögen. Wie lange hatte er nicht ein schweres Wetter in freier Natur betrachten können.

Er zwang sich, an seine Ritterpflicht zu denken, und kehrte in das Zimmer zurück.

Das alte Fräulein fühlte das bißchen Wind von dem Öffnen der Tür.

„Mutz,“ sagte sie kläglich und bebend.

„Herr von Ölsner sind eben wieder hereingekommen,“ meldete Mutz.

„Regnet es?“

„Nein, immer noch nicht,“ sagte Eberhard selbst.

Jedesmal erwartete Fräulein Agnes vom eintretenden Regen so etwas wie eine Rettung aus der Not.

Eberhard trat an die junge Baronin Hebra heran. Wie sie so auf- und abschritt, in dem schleppenden, weißen Gewand, dessen bizarre Stickerei ganz merkwürdig fremdartig wirkte in der unsichern Beleuchtung, schien ihm auf einmal, als gehöre sie eigentlich gar nicht hierher. Auch kam ihm vor, als sei in ihrer Haltung eine nur höchst mühsam gebändigte Ungeduld.

„Sie haben keine Angst?“

„Nein, nie. Vor nichts.“

Das waren ja nun ein bißchen viel Versicherungen, gesteigerte, junge Versicherungen, wie sie Ungeprüfte geben, die gern eine Gefahr erleben möchten, dachte er.

„Sie zögen vor, im Bette zu liegen und zu schlafen?“ fragte er sehr leise, in Rücksicht auf Tante Agnes.

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie ebenso und lächelte mit emporgezogenen Mundwinkeln, „ich empfinde nur immer dies Abwarten und diesen Aufwand von Unruhe wie eine unnütze Vorbereitung auf Ereignisse, die niemals eintreten.“

In diesem Augenblick krachten Blitz und Schlag zugleich, und es war, als ob aus den Mauern des Hauses selbst schütternd und polternd sich das Echo überstürzte.

Eberhard und die junge Frau sahen sich starr an.

War das ein Stichwort gewesen? Gab es eine jener wunderlich grotesken Antworten des Schicksals auf undeutliche Wünsche nach abenteuerlichen und erregenden Ereignissen?

Dem Schlage folgte eine ganz kurze Pause des Schweigens.

Das Übermaß des Schreckens hatte sich sogar dem alten Fräulein auf das wimmernde und sich windende Wesen gelegt; sie hockte stumm, mit weitaufgerissenen, wartenden Angstaugen.

Dann sahen Eberhard und Mutz sich an — ganz unwillkürlich, wie Männer tun, die im gleichen Moment Verdächtiges zu erhorchen glauben.

Unbestimmte Geräusche brausten, schienen zu schwellen, füllten die Luft — Eberhard eilte zur Tür. — Nun kam ihm draußen in der herb und frisch gewordenen Nacht ein Ton entgegen — wie das Heulen einer Sirene war er, das die Nebel auf dem Meere schreckhaft und dumpf zugleich durchdringt. Das Geschrei von Menschen, das Aufbrüllen von Tieren zu einem Klang vermengt, dem gezogenen, in die Höhe gepeitschten Schrei der Angst.

Feuer!

Hinter der Parkmauer, den Bäumen und Büschen, die schwarz erschienen, einen roträuchigeren Hintergrund gebend, brannte Stroh. Ein Dach war zur Fackel geworden, und Flammen und Qualmgewölk quoll, sich einander drängend, empor.

Verstockt und tatenlos stand der Himmel darüber, seine Wolkenballen fest verschlossen haltend. Das blasser verzuckende Blitzgeleucht war nichts mehr gegen die rote, düstere Glut der Nähe; der ferne Donner verrollte ungehört im lärmvollen Angstleben der Erdenstunde.

Wie Schattenrisse bewegten sich Gestalten

durch das, von unheimlichen Lichtströmen durchflossene Dunkel des Parkes. Vom Wirtschaftshof führte, um das Herrenhaus herum, der nächste Weg zum Dorf an der Terrasse vorbei zu einem Seitentor in der Parkmauer. Da rasselte die Spritze heran, die eingespannt bereit gestanden hatte. Knechte mit Eimern und Stangen rannten hinterdrein — man hörte den Vogt Böbs ein Kommando brüllen, es klang wie wütendes Schimpfen.

Eberhard stürzte sich hinein in dies tolle Durcheinander von Bewegung und Lärm, von Nachtfinsternis und greller Helligkeit, von klarer Kühle und brennender Glut.

Auf das merkwürdigste war bei der alten Dame die Angst in dem Erlebnis untergegangen. Es kam ihr gar nicht mehr zum Bewußtsein, daß das Gewitter zwar im Abziehen, aber noch keineswegs ganz davon gesegelt war. Alle ihre verständigen und mitleidigen Gedanken waren bei dem brennenden Haus.

Sie sprach immerfort, während die junge Frau schweigend stand und mit begierigen, unersättlichen Blicken das Schauspiel genoß.

O, Gott, es war des Kätners Rohwedders Haus. Sechs Kinder hatten sie und das Kleinste noch in der Wiege. Ob man hinüber ginge? Aber man mußte warten. Böbs würde schon schicken und sagen lassen, wenn es etwas zu helfen gäbe.

Welch ein Gebrüll! Verängstete Tiere können so schaurig menschlich klagen mit ihren Stimmen. Mamsell mußte ungeheure Mengen Kaffee kochen, für die Leute — es sei wohl besser, man ginge und gäbe ihr Befehle ... Da schrie Fräulein Agnes auf und zerriß ihre praktischen Erwägungen ...

Das Feuer war auf das nächste Dach übergesprungen, und während, wie Schmiedeglut, das erste schwelte, lohte das zweite mit sich emporschwingenden Flammen leuchtend auf.

Dina fühlte eine leise Spannung in sich. Sie dachte nicht an den Jammer der Menschen, denen ihre gewohnte Stätte verdorben ward, nicht an Gefahr oder gar an Werte oder an das was man tun müsse und könne.

Sie sah nur. Sah die seltsam bewegliche Grazie der lodernden Flammen, die malerische, spielende Leichtigkeit, mit der Rauch sich quellend entwickelte, in wunderbaren Wölbungen sich immerfort neu gebärend — sah die roten Lichtzungen ins Dunkel der Baumgruppen hinein lohen.

Sie atmete mühsam — die brennende Spannung in ihr bedrängte sie bis zur Unerträglichkeit ...

Sie dachte stammelnd: ‚Schön, schön.‘ Und in ihr war eine Gier: es möchte nicht enden ...

Da fühlte sie einen harten, nassen Tropfen in ihrem Gesicht. Und erschrak erwachend. Große Flecken tupften rasch den Estrich der Terrasse, die Tropfen eilten hintereinander her, als Vorläufer des Regens ...

„Ach!“ sagte Tante Agnes wie erlöst.

Sie mahnte Dina: „Komm ...“

Das waren nur ein paar Herzschläge lang. Dann prasselten Millionen gläserne Strähnen herab, und die Frauen flüchteten sich mechanisch ins Haus zurück.

Nun war das alte Fräulein geradezu befriedigt von dem Unglück. Gab es ihrer Angst nicht nachträglich recht?

Aber nun mußte man mit Mamsell sprechen, wegen des Kaffeekochens ...

Auf der Terrasse wurde es sehr unruhevoll. Da trampelten Menschen ... An der Glastür bewegte sich die Klinke ... Irgendeine Hand stieß die beiden Türflügel auf ... Draußen im Dunkel des stürzenden Regens standen Männer, schwarz von Rauch, naß vom Guß aus der Höhe.

Und sie trugen jemand.

Das war ein düsterer Anblick voll schwerer Bedrohlichkeit. Tante Agnes vergaß sogar, wie sonst, durch einen kleinen Schrei ihren beängstigten Gemütszustand der Umgebung anzudeuten.

Sie stand benommen vor Schreck. Sie sah es gleich: Es war Böbs, der Vogt.

Mühsam schleppten ihn vier Männer; zwei Knechte waren es und Eberhard und Mutz.

Später stellte sich heraus, daß Eberhard nicht ganz praktisch den Transport hierher geleitet hatte, einfach, weil dieser Raum seiner Vorstellung der nächste gewesen war.

Auch stöhnte der wuchtige Mann so schmerzlich, daß der Wunsch, diese für ihn qualvolle Schlepperei rasch zu enden, vielleicht alle instinktiv geleitet hatte.

Genug — da war nun der Verunglückte und lag auf der Chaiselongue. Sein Haupt, fahl und von Rauch getigert, grob und bärtig, drückte sich in ein rotes, mit einer japanischen Sonne besticktes Kissen.

Es sah fast grausig aus . . .

Mutz erzählte es Fräulein Agnes: Gerade war Böbs zu Fall gekommen über irgendeinen Balken, da machte die Spritze die von ihm selbst befohlene Wendung zum neuen Feuer, und das Hinterrad ging ihm über das linke Bein, es offenbar zerbrechend und zerquetschend.

Eberhard nahm die Sache in die Hand. Er fragte nach einem Arzt. Ja, im Städtchen an der Bahn gab es einen. Einer von den Knechten sollte sich aufs Pferd werfen und ihn holen.

Die nächste Sorge schien: Böbs die ungeheuren Wasserstiefel abzuziehen oder sie ihm von den Beinen zu schneiden.

Es kam Eberhard kaum zum Bewußtsein, daß das Zimmer sich nun mit einer geräuschlosen, äußerst praktischen Tätigkeit füllte. Die Frauen gingen ihm, der in seinem Beruf und vor allen Dingen im Feldzuge in Südwest Samariterpraxis erworben hatte, ohne Zimperlichkeit zur Hand.

Böbs lag wie ein gefällter Eichbaum, plump, schwer, reglos.

Er war ohnmächtig vor Schmerz.

Ja, wenn man ihm nur diese ungeheuren, von Erdklumpen bewuchteten, das ganze Zimmer mit ihrem Geruch erfüllenden Schmierstiefel abschneiden könnte . . .

„Mit einer Konservenbüchsen-Schere könnte man . . .“ erwog Dina.

Aber ja — ein prächtiger Einfall.

Tropfen standen auf Eberhards Stirn. Seine Finger versuchten widerspenstiges Material so vorsichtig zu meistern, daß der Leidende nichts spüre.

Und da waren weiße, schlanke Hände — sie halfen — sie faßten ohne Scheu die fürchterlichen Stiefel an.

Böbs war kein Muhammedaner und wusch sich also nicht fünfmal am Tage die Füße. Es stand zu vermuten, daß er es nicht fünfmal im Jahre tat.

So mischte sich in all das Mitleid und die große Sorge Drastisches.

Einmal machte Dina eine unwillkürliche leise Kopfbewegung des Schauderns, und ihr Gesicht hatte den Ausdruck jemandes, der Übles schmeckt.

Die harte Berührung Eberhards hatte langsam Erfolg: Das zähe, geschmierte Leder schälte sich ab. Böbs kam wieder zu sich. Es schien nun, als sei die Hauptempfindung von Böbs ungeheure Wut auf den dummen Zufall, der sich zu keiner ungeeigneteren Zeit seines Lebens habe begeben können. Worauf Tante Agnes voll sanfter Zärtlichkeit Böbs fragte, ob er schon mal gesehen habe, daß ein Unglück zur rechten Zeit gekommen sei.

Der Arzt kam, ein derb entschlossener Mann, der gewohnt war, mit arbeitsschweren Gliedmaßen umzugehen. Böbs wollte als erstes wissen, wann er wieder zusammengeflickt sein könnte. Der Doktor versprach ihm einen unwahrscheinlich nahen Termin, was ihm dann ersichtlich zu Geduld und Fassung verhalf.

Mutz ging hin und her zwischen der Brandstätte und dem improvisierten Lazarett im Wohnzimmer und berichtete, daß die immer noch fortrauschenden Güsse vom Himmel hernieder alles gelöscht hätten.

Als Böbs verbunden und eingeschient, in einer mit Wasserglas versicherten Bandage steif lag, wurde er in ein Zimmer gebracht, das inzwischen für ihn hergerichtet worden war und in bequemer Nähe zu den Wirtschaftsräumen lag. Er war böse, daß er nicht in die Abgründe seines eigenen, rotweißgewürfelten, enorm dick gebauschten Federbettes versenkt wurde, und der Unwille hierüber ließ ihn das Danken vergessen.

Draußen graute der Tag.

Eberhard sagte, er wolle nicht erst ins Bett, bat aber die Damen, sich zur Ruhe zu begeben. Ja, sie waren willens; aber erst noch eine Viertelstunde des Plauderns, der Sammlung, damit die Nerven aus dem Zittern kämen . . . Mutz hatte den runden Tisch im Eßzimmer gedeckt, wie sonst zum ersten Frühstück. Die Hängelampe brannte darüber. Es war mehr Abendstimmung als Morgenfrühe.

Tante Agnes wunderte sich, wie es ihr schmeckte. Zwischendurch streckte sie einmal schnell und dankend Eberhard die Hand zu kurzem Druck hin.

„Wenn wir Sie nicht gehabt hätten!“

Eberhard war sich nun durchaus seiner

lediglich dekorativen Rolle bewußt und lehnte jede Lobpreisung ab.

Die junge Baronin Hebra sagte: „Wir müssen an Dick schreiben.“

„Ich denke,“ sprach Eberhard nach einigem Besinnen, „wir warten seine ersten Nachrichten ab. Sind die trübe, so wollen wir ihm den Kopf nicht noch schwerer machen durch den Gedanken, wie es hier nun zugehen wird. Ich will tun, was ich vermag, den Herrn und den Vogt zu ersetzen. Böbs ist ja auch in der Lage, mir immerfort Auskunft zu geben.“

Wieder bekam er den Händedruck von Tante Agnes.

Eberhard, dem sich im Moment alle Eindrücke der Nacht, sich zusammendrängend, noch einmal förmlich überstürzten, ward sich eines Erstaunens bewußt und sprach es übereilt aus.

Er sah die junge Frau an.

„Mein Gott — Sie sind ganz, ganz anders als ich nach Dicks Schilderungen dachte.“

„O — mein Mann kennt mich nicht.“

Einige Minuten später ging Eberhard in sein Zimmer hinauf, das grau war vom beginnenden Tag. Leise strich der Regen draußen vor dem offenen Fenster nieder. Die traurige Gleichförmigkeit dieses Geräusches war in Eberhards Ohr, während er nachdachte.

Wie sehr unbefangen hatte sie das gesagt: „O — mein Mann kennt mich nicht.“

Es war gar kein Ausrufungszeichen hinter dem Satz. Kein Ton des Kummers oder des Vorwurfs. Sie sprach es aus, wie eine Alltäglichkeit, als sei es das Gewöhnliche, als könne man es gar nicht verlangen, daß zwei Menschen voneinander genaue Kenntnis hätten.

Vielleicht war es auch das Alltägliche ...

⌘ ⌘ ⌘

Man mußte natürlich noch fünf Tage warten, ehe ein Brief von Baron Hebra eintraf. Dann langten zwei Briefe an, einer an Eberhard, einer an „Putti“.

Eberhard zeigte bei Tisch den an ihn gerichteten Brief den beiden Damen. Das war ja selbstverständlich. Hebra schrieb:

„Mein lieber Junge! Hier ein Desastre, wie Du ordentlicher Mensch, der moralisch und finanziell darauf sieht, daß Soll und Haben stimmt, Dir nicht ausmalen kannst. Schulden, danach Verlegenheiten. Danach faule Maßnahmen. Anstatt gleich nach mir zu rufen, hat man sich ‚reingesumpft‘. Die Weiber in Reue und Gejammer. Vater erstaunt dazwischen. (Ich wundere mich immer, wie meine entschlossene, klarköpfige Mutter mit ihm 'rumgekommen ist.) Die Bücher in einem Zustand! Und wo so was ist, sind immer Parasiten. Ich hier also in jeder Hinsicht erst mal unabkömmlich, bis Klarheit geschaffen, Gefahren abgewendet, die Frauenzimmer für künftighin auf umgrenzten Verbrauch festgelegt. Sei darum hunderttausendmal bedankt, daß Du inzwischen Wansow festhältst. Du hast nun gesehen: Böbs ist ein verständiger Kerl. Mit ihm zusammen kannst Du mich schon ersetzen. Mir fällt ein: der Winterroggen auf der Haselkoppel steht schütterer, als auf der Brakkoppel, fangt nur mit der Ernte auf der Haselkoppel an.

Die Weiberchen machen's Dir hoffentlich gemütlich.

Dein getreuer Dick.“

Gar nicht selbstverständlich, sondern vielmehr höchst überraschend war es aber, daß auch die junge Baronin Hebra den an sie gerichteten Brief zum Lesen hergab. Es stand nicht viel darin. Gewiß nicht. Aber Eberhard dachte: da kann doch Sinn für sie zwischen den Zeilen sein; da können doch Worte eine nur ihr verständliche und süße Bedeutung haben — und dann ist eine zärtliche und liebende Frau scheu und keusch und wähnt innigste Geheimnisse zu verraten, wenn sie fremde Augen das lesen läßt.

Nein, nichts dergleichen. Sie stand dem Inhalt offenbar in freundlichster Unbefangenheit gegenüber. Er hatte geschrieben:

„Liebes Putti! Tut mir fabelhaft leid, aber vor fünf bis sechs Wochen Rückkehr undenkbar. Ich schreibe Eberhard das Nähere. Hier polnische Wirtschaft. Kann's nicht anders ausdrücken. An irgendwelchen Schrullen und Überspanntheiten leidet Ihr kleinen Weiberchen ja alle — gehört gewissermaßen dazu zu Euren Niedlichkeiten, wäret sonst vielleicht langweilig. Aber die Deinen z. B. sind mir denn doch zehnmal lieber als die meiner Fräulein Schwestern. Deine kosten nichts. Na ja, die Rechnung



Wellenbrecher.

Gemälde von Prof. Gustav Schönleber.

von Brömsen ist ja oft ein bißchen lang. Schadt nichts. Ich seh' hier erst, was es sonst für Rechnungen geben kann.

Grüße Tantchen! Die ist natürlich bereits in Eberhard verliebt. Ich schicke meinen Segen zu diesem Herzensbündnis. Behandelt ihn auch sonst nett! Er hat es seit Jahren mühsam und einsam.

Es küßt Dich Dein Dick."

Tante Agnes kicherte ein bißchen und sagte: „Nein — Dick!!" Und dann erklärte sie: „Brömsen ist der Buchhändler."

Dina hielt noch den Brief in der Hand, sah wieder hinein, sann ein wenig nach, schlug die Augen auf und sah Eberhard an.

„Mühsam und einsam," wiederholte sie. Er wurde rot. Er fühlte es und ärgerte sich. Sein Blick wich dem großen, suchenden Blick der jungen Frau aus.

Eine kurze Verlegenheit entstand. Man wußte nicht, warum.

Eberhard bekämpfte sie, indem er die Ansicht aussprach, daß es nach diesen Nachrichten ausgeschlossen erscheine, Dick von dem Unglücksfall und der Feuernacht Mitteilung zu machen. Er brauchte dort einen freien Kopf.

Damit waren die Frauen einverstanden. Eberhard sagte sich auch: einem Briefschreiber von Hebras Zuschnitt kann man sehr leicht vielerlei vorenthalten. Anders hätte es ja gelegen, wenn zwischen den Gatten lange Ergüsse und ein genauester Austausch des Empfindens und Erlebens üblich gewesen wären. Aber diese Gewohnheit der äußersten Vertrautheit schienen sie nicht zu haben.

Zwischen Eberhard und den Frauen hatte diese erste Nacht voll Ungewöhnlichkeiten sogleich eine Nähe hergestellt, die sie alle drei als etwas ganz Natürliches empfanden. Für Eberhard kam auch noch der gründlichste aller Gründe dazu, sich ganz heimisch zu fühlen: er arbeitete für das Haus, in dem er jetzt lebte.

Wie mühsam ihm oft körperlich die Erfüllung seiner Aufseher- und Arbeiterpflichten wurde, erfuhr kein Mensch. Reiten konnte er nicht, es war ihm unmöglich, den linken Fuß in den Steigbügel zu setzen. Er benutzte zu seinen Inspektionswegen den kleinen alten Jagdwagen, der auf das drolligste federte und stieß, besonders auf den Feldwegen. Von ihnen aus hieß es dann noch an grobschrolligen Rainen entlang stampfen, während die Sommersonne einem das Blut durchglühte. Oder man mußte im Regen umherstehen und am zartgewordenen Fuß durch den leichten Stiefel die Nässe als etwas Bedrohliches spüren.

Dies alles war mehr oder wenig unbequem. Eberhard sah, ohne es zu ahnen, oft etwas angegriffen aus und hatte dann einen Leidenszug, der Tante Agnes rührte. Sie deutete ihn in der phantasievollsten Weise aus und stellte der jungen Baronin Hebra dringlichst vor, daß sie, die beiden Frauen auf Wansow, die Pflicht hätten, an Eberhard durch Güte auszugleichen, was das Schicksal ihm Böses getan.

So fühlte Eberhard sich von einem unbestimmbaren Dunstkreis von Wärme und Anerkennung sehr angenehm umgeben.

Die Tage gingen in Gleichmäßigkeit. Besuche kamen nicht vorgefahren; auf den Nachbargütern hatte man, wie in Wansow, die Ernte begonnen; das war die Zeit, wo jeder Verkehr stockte.

Manchmal dachte Eberhard: ‚Dies junge Leben liegt brach.' Denn er sah wohl: Dina hatte kaum Pflichten, und sie suchte auch keine. Eberhard klopfte einmal in einem Gespräch vorsichtig an, ob Dina Interesse an der Land- oder Hauswirtschaft habe.

„Nicht so sehr," antwortete sie in der gleichen, völligen Unbefangenheit, mit der sie alle Unzulänglichkeiten ihres Lebens berührte, sich offenbar ihrer nicht bewußt.

Ganz allmählich bemerkte Eberhard, daß die Formen der Fürsorge für ihn die Zartheit von Liebkosungen annahmen. Er dachte lächelnd: ‚Tante Agnes!' Aber zugleich war eine Unruhe in ihm, die Erkenntnis: die Frauen beschäftigten sich unausgesetzt mit ihm. Ihre Tage hatten ihn als Inhalt. Einfach nur, weil da kaum ein anderer war. So mochten sie sonst Wedigo umkreisen mit wohltuenden Gedanken und kleinen Lieblichkeiten. Ja, das sagte er sich immerfort.

Ganz hart sagte er es sich . . .

Und sah nach dem Kalender. Die Hälfte der Zeit, die der Freund glaubte, ihn hier festhalten zu müssen, war abgelaufen. Gottlob!

Aus diesem „Gottlob!" rang sich dann ein bitteres Gefühl los. Das des Neides.

Er machte sich nichts vor: ganz einfach, Neid! Alles besaß der Freund, was ihm selbst fehlte und niemals werden konnte. Eine herrliche Besitzung, fruchtkräftiges Land und zugleich von Schönheit gesegnet. Vermögen genug, diese Erde ohne Sorge zu behaupten, auch wenn sie sich einmal träge zeigte. Und ein Weib ...

Er arbeitete für den Freund — die gesündeste Basis, um sich im fremden Haus wohlzufinden ... Aber das dumpfe Gefühl von irgend etwas Unsicherem, Unklaren wuchs doch ... Trotz des Rechtes auf dies Wohlbefinden ... Und wenn der Tag in straffer Einteilung gesund und gut hingeeilt war, kamen diese merkwürdigen Abendstunden ... Hochsommerhitze machte die Luft unfrei.

Nach dem Essen saß man in den tiefen Korbstühlen neben dem Lichtstrom, der aus den offenen Flügeltüren des Wohnzimmers quoll, und es schien, als versiege das Gespräch. Tante Agnes träumte sentimental vor sich hin. Die junge Baronin Hebra schwieg — auch in diesem Schweigen war die vollkommene Unbefangenheit, wie in all ihrem Tun. Sie versuchte nicht einmal, ihr Bedürfnis zum Schweigen zu verstecken.

Und draußen wartete eine Nacht, schwarz und weich, voll von Spannung und Verführung. Und dann kam manchmal ein lächerlicher kleiner Schreck: eine Fledermaus schwirrte, und alle Gefühlsschwelgerei von Tante Agnes endigte in einem Gebaren, das man bei einer weniger liebenswürdigen Person schlankweg albern genannt hätte.

Eberhard dachte an seine Arbeit, an die, in welcher Hebra ihn an jenem Morgen unterbrochen hatte. Alles Material, sie hier zu vollenden, lag in seinem Koffer. Und er sagte eines Abends beim Diner, daß er um Erlaubnis bäte, sich nach Tisch zurückziehen zu dürfen.

Er vermied den großen, erstaunten Blick der jungen Baronin Hebra. Trotzdem spürte er ihn und die schreckhafte Enttäuschung, die darin lag, nur zu genau.

Ganz geborgen kam er sich vor, als er dann in seinem Zimmer in bequemer Joppe an seinem Schreibtisch saß. Eine unbeschreibliche Stille erfüllte das Haus und auch draußen den Park. Das Fenster, links von seinem Schreibtisch, stand weit geöffnet. So saß er wie im Freien. Die nächsten Wipfel waren leise überhellt vom Schein seiner Lampe. Und diese vom Licht überhauchten Gruppen grüner Blätterwirrnisse hoben sich aus einem pechschwarzen Hintergrund heraus.

Er begriff bald: Arbeitsstimmung ließ sich nicht heraufbeschwören. Immer wieder glitten seine Gedanken ab, und er sah das Gesicht der jungen Frau vor sich — so merkwürdig beredt und so merkwürdig verschlossen zugleich, wie es war ...

Zorn und Sorge benahmen ihn. Er stand auf. Er ging hin und her.

Die ruhevolle Lampe neben den halbbeschriebenen Papierbogen ärgerte ihn — wie verständige Ermahnungen den Erregten reizen können.

Er ging in sein Schlafzimmer. Das war kühler und unerleuchtet. Leise blähte der Nachtwind die Gardine und brachte ein wenig Unruhe in die Fensteröffnung. Er lehnte sich an den Rahmen und starrte hinaus. Ihm war, als könne er mit seinen Blicken die feierliche Stille in sich hineinsaugen, daß sie ihm die eigene Brust fülle.

Er spürte irgendeinen hellen Farbenton unten zwischen den Stämmen der Linden, deren Wipfel an einer Stelle schwach vom Licht aus seinem Zimmer überhellt waren.

Und rascher, als er sich es zugab, wußte er, was das war: da stand die junge Frau ...

Sein Herz klopfte ihm im Halse ...

Jetzt begab sich unten ein Lichtspiel. Im Erdgeschoß schritt jemand mit einer Lampe durch die Räume mit unverhüllten Fenstern. Es malten sich länglich-viereckige Helligkeiten auf den Erdboden und zuckten, gebrochen, an dicken Stämmen auf und verloschen wieder — der Reihe nach, als schlüge eine Hand auf Tasten, die anstatt Töne, Licht aufblinzeln ließen. Und nun fiel solche Helle über die weiße Gestalt und ließ ihr nach oben gewandtes Gesicht erkennen und die dunklen Augen, die sein erleuchtetes Fenster suchten ...

Sein Mund war ganz voll von brennender Trockenheit, und seine Nasenflügel bebten.

‚Ich muß fort,‘ dachte er.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sensen rauschten, und im Schwung sausten die Ähren und lagen nebeneinander in dichten Reihen, erntereife Erschlagene. Die Morgensonne warf lauter goldene und blaue Lichter auf die Gestalten der in schräger Linie Mähenden. Die Luft roch nach Brot, Erde und Laub. Überschwer war sie vom Segen der Jahreszeit. Eberhard stand in der Einfahrtsöffnung eines Knicks. Unfern, im Schattenstrich am Fuß des Knicks, lag ein Mädchen in den Knien und hantierte, Eberhard den Rücken wendend, an einem großen Korb.

Er sah den Mähern zu. Er hatte wohl bemerkt, als sein Wägelchen mit dem stumpf dahintrottenden Wallach vor der Knicköffnung hielt, daß die Männer lässig standen: schwatzend sah er einige; er sah zwei Hände, die sich weit auslangend einander entgegenreckten, um eine Schnapsflasche zu reichen und zu nehmen; er sah einen, der müßig verträumt an der Sense lehnte und in die Weite starrte — alles wie im Husch. Dann, als man sein Wägelchen spürte, setzte die Maschinerie der emsig regelmäßigen Bewegungen sofort ein.

Und diese sekundenschnelle Beobachtung war so beredt. Die Szene sagte ihm: ‚Du bist hier nötig — Du kannst nicht fort.'

Alles, was sich in der Wirtschaft begab, machte es ihm deutlich.

Ja, er stand hier, um des Freundes Eigentum zu hüten. Von einem solchen Posten entflieht man nicht aus verborgenen Feigheiten. Man ist ein Mensch von Ehre und Rückgrat und behält sich in der Hand.

Nun erhob das Mädchen sich mühsam, ein bißchen verlahmt, wie ein Körper ist, der eine Weile in unbequemer Stellung verharrte. Sie griff den großen Korb am Henkel auf und sah, sich umwendend, den „Herrn".

Dreist stand sie vor ihm; es war ein Ausdruck von auffordernder Lustigkeit in ihrem hübschen Gesicht. Man spürte, sie war gewohnt und wünschte, daß man ihre Üppigkeit und ihre Kirschenaugen bemerke. Eberhard kannte sie und wußte, daß man sie die „dolle Trina" nannte, weil von ihrem Wandel gerade keine sehr schmeichelhaften Geschichten umgingen. Er war aber durchaus nicht in der Stimmung, ihr etwa wohlwollend unters Kinn zu greifen. ‚Na, denn nicht!' sagten ungefähr ihre Mienen; sie nahm den Korb auf und zog davon.

Das hatte ihm seine Gedanken gestört — sie kehrten zu den nächsten Pflichten zurück. Er dachte: ‚Ich muß jetzt nach dem Vorwerk.'

Da sagte eine Stimme hinter ihm: „Guten Morgen!"

Seine Knie wurden ihm unsicher und alle Glieder schwer. Denn da stand die junge Baronin Hebra, im knappen Rock und weißer Bluse, ein Matrosenhütchen auf den Haaren und in der Hand, geschultert, den apfelgrünen Sonnenschirm, dessen gezacktes Rund ihrem Kopf einen glasig-transparenten, ihn in schimmernde Unsicherheit der Beleuchtung tauchenden Hintergrund gab.

Sie lächelte sehr glücklich.

Er fühlte: sie war ihm nachgelaufen, wie ein Kind, das gar nicht anders kann als dahin streben, wo es sich Wohlsein und Freude verspricht.

„Baronin!"

„Nun ja. Ich wollte gern einmal dem Mähen zugucken. Es rauscht so groß. Das mag ich gern hören, wenn es durch die Luft geht. Dick lacht mich aus, wenn ich so etwas sage."

„Der Weg war aber weit und heiß."

„Gar nicht. Und Sie nehmen mich im Wagen mit zurück?"

„Ich muß noch nach dem Vorwerk."

„Ich fahre gern mit."

Er half ihr auf den Wagen. Hier war jedes Ausweichen unmöglich, wenn sie nicht auf sich und ihn mit Gewalt aufmerksam werden sollte. Und er spürte ja: sie wußte nicht, was sie trieb.

Dann saßen sie zusammen auf dem Polsterbänkchen, und Eberhard kutschierte. Der alte Wallach trabte voll zuverlässiger Ergebenheit in seine Pflicht.

Sie überholten die „dolle Trina", die mit langausschreitendem Gang höchst gleichmütig neben den Wagenfurchen auf der trockenen Grasnarbe des Landwegs dahin ging. Ihr hoher, voller Körper trat im Schreiten recht plastisch aus dem engen, leichten Kattunkleid hervor.

„Sie ist mir so fatal," sagte Dina, „was läuft die hier herum? Warum hält man sie überhaupt auf dem Hofe?"

„Sie hat den Leuten den kalten Kaffee und die Wurstbrote zur Frühstückspause gebracht. Sie scheint ja keinen sehr rühm-

lichen Namen zu haben — aber arbeiten kann sie für zwei. Böbs sagt: solche sind selten."

Eberhard dachte, daß es das erstemal sei, daß Dina und er sich ganz allein zusammen befanden. Und dies war nun eine sehr merkwürdige Art von Einsamkeit zu zweien.

Die heiße Morgenluft war stark und voll. Es war nicht, als säßen sie auf hartstoßendem, schwankenden Wägelchen — es war, als glitten sie hoch über diese üppige Welt dahin, auf irgendeiner phantastischen Fahrt — auf Wolken — auf einem Märchenfuhrwerk . . .

Er, der Mann, empfand es mit einer Beklemmung ohnegleichen, wie sehr man von aller Welt abgeschieden sein kann, wenn man, ihr völlig sichtbar, so Ellbogen an Ellbogen, Knie an Knie, auf engem Sitz zusammen dahinfährt.

Sie saßen schweigend. Die junge Frau schien so beruhigt und voll so köstlichen Behagens, als sei ihr diese Fahrt etwas Vollkommenes, das ihre Seele sättigte.

Eberhard fühlte: dies Schweigen wurde für ihn so gefährlich, daß er sich vor dem ersten lauten Ton der eigenen Stimme zu fürchten begann. ‚Von ihrem Mann sprechen!' dachte er mit bitterlicher Energie. Und er fing an —

„Wie kam es eigentlich, daß Sie und Dick sich kennen lernten? Sie wissen ja: er schreibt Depeschenstil. Seit vier Jahren weiß ich so wenig von ihm. Und neulich in Berlin — da kam's zu nichts als Wirtschaftsgesprächen."

Dina wollte es gern erzählen, aber es war ihr mit einemmal fast beschämend, daß es so wenig und so gewöhnlich war, und sie wurde rot über die Prosa ihres Lebens.

„Ach, es war ganz einfach. Wie immer so was kommt. Graf Plessendorf, von dem Dick ja Wansow kaufte, ist doch ein Vetter meiner Mutter; wir waren auf Wansow hier zum Besuch, als Dick kam, es zu besichtigen. So haben wir uns kennen gelernt. Bald hinterher starb meine Mutter, und Dick hielt um mich an, und Mutter hatte schon immer gesagt: ‚Ich glaube, der Baron Hebra mag Dich leiden, und einen nettern Mann könntest Du Dir gar nicht wünschen. Und Mutter hat doch auch recht behalten."

„Ja. Einen bessern Mann als Dick kann sich keine Frau wünschen," bestätigte er.

Dies also war die „Liebesgeschichte" der jungen Baronin Hebra. Eine Gelegenheits- und Zufallsheirat, wie von hundert Heiraten es vielleicht achtzig sind. Die äußeren Umstände passen und entscheiden, den Betreffenden unbewußt, für Wahl und Zustimmung. Jugend und Temperament verhelfen zu einer gesteigerten Stimmung, die der Verliebtheit ähnlich sieht. Nachher kommt die Gewohnheit dazu, und alles geht gut, wenn . . .

Wenn keiner kommt, das Frauenherz zu erwecken . . .

‚Ich kann, ich will, ich werde nicht der sein . . .' dachte Eberhard mit eiserner Entschlossenheit.

„Es ist schön für mich, daß ich Tante Agnes habe," sagte die junge Frau, „sonst wäre ich sehr viel allein."

‚Du meine Güte!' dachte er. ‚Das rührend törichte alte Fräulein.'

Nun rühmte er ihr auch Tante Agnes.

„Ja, sie ist von einer jugendlichen Liebenswürdigkeit, hat den kindlichen Zauber, den Greise haben können — und dann: ihre rührende Geschichte."

„Und Dick spottet immer so darüber."

„Er mag zu gern necken, aber er meint es niemals böse."

„Nein, er meint es niemals böse," wiederholte Dina gedankenlos.

Denn sie fand es wundervoll, so durch den goldenen Tag zu fahren, und sie mochte eigentlich gar nicht sprechen. Das störte ihr die himmlische Stille, von der ihr die Welt und die eigene Brust erfüllt schienen, und sie meinte, sie habe noch niemals einen so schönen Sommertag gesehen — ganz glücklich war man von seiner Schönheit.

Nun saßen sie wieder schweigend beieinander.

Plötzlich kam Dina ein Gedanke, der sie beunruhigte.

„Sie werden doch heute abend nicht, wie die letzten drei Abende, nach Tisch hinaufgehen um zu arbeiten?" fragte sie.

Er fühlte ihren ängstlichen Blick auf seinem Gesicht.

„Doch, ja. Die kleine Sache muß ich fertigmachen."

„O, wie schade. Tante Agnes dachte an einen Spaziergang an den Strand.“

„Ich bin durchaus verhindert!“ sagte er kurz.

Sie schwieg. Sie wußte ja: das war sein Beruf, das war die Basis seines neuen Lebens: schriftstellerisch arbeiten. Deshalb wagte sie nicht zu bitten. Sonst hätte sie es frei gesagt: der ganze Abend ist so langweilig, wenn Sie hinaufgehen — man weiß gar nicht, was mit den langen Stunden machen. —

Und an diesem Abend saß Eberhard ruhelos an seinem Schreibtisch. Die Gardinen zog er ja nun immer fest zusammen — er hatte auch gestern und vorgestern der Versuchung widerstanden, vom dunklen Schlafzimmer aus nachzusehen . . . Er verbot es sich voll Energie. Er rang die wachsende Unruhe nieder. Und befand sich dennoch plötzlich hinter den Tüllgardinen, die das offene Fenster des dunklen Schlafzimmers umrahmten. Es dauerte einige Minuten, bis er draußen etwas erkennen konnte. So sehr jagte das Blut durch seine Adern, daß es in den Augen zu beben schien und ihm den Blick unsicher machte. Dann sah er etwas unbestimmtes Helles.

Und dann wiederholte sich das Lichtspiel von neulich — länglich-viereckige Formen zuckten als Glanz auf und verloschen — wahrscheinlich ging Mutz mit einer Lampe durch die Räume, um die Fensterläden zu schließen.

Nun fiel ein solcher Glanz auf die junge Frau. Und er sah das weiße Gesicht und darin große Augen, die zu seinem hellen Fenster emporstarrten.

Eberhard stand als sei er von Erz. Ihm war, als müsse sein Körper tausend Pfund wiegen und sei hier verankert.

Draußen rief eine Stimme: „Dina — Kind, wo bleibst Du?“

Tante Agnes Stimme hatte immer etwas Klagendes und gezogen Singendes, wenn sie rief . . .

Und da bewegte sich die helle Gestalt. Eberhard hörte mit völligster Deutlichkeit, was Dina sagte, obgleich es nur halblaut gesprochen ward: „Ach — ich seh' nur mal, ob er noch arbeitet.“

„Er . . .!“

Nun huschte da unten etwas Dunkles, und das war wohl Tante Agnes, die ihrerseits in aller Unschuld nachsehen half, ob „er“ wirklich noch arbeite . . .

Wie lange Eberhard wohl stand? Längst war unten alles menschenleer; in schweigender Nachtruhe lag der Park.

Da ging er mit tappenden Schritten an seinen Schreibtisch zurück, schob die Blätter zurück, auf denen sich so mühsam der militärwissenschaftliche Aufsatz weiterspann, und nahm einen Briefbogen. Er schrieb:

„Lieber, alter Junge! Nach Deiner Art hast Du meine regelmäßigen Berichte nicht beantwortet. Ich kenne ja Deinen Grundsatz: Schweigen ist Zustimmung. Es war ja auch alles in Ordnung. Aus Deinen gelegentlichen Briefchen an Deine Frau wissen wir, daß Du Dich da noch immer mühsam herumschlägst und mit dunklen Geldmännern und anderem wenig erfreulichen Volk abplagst. Aber dennoch muß ich mal aufmucken! Eil' Dich gefälligst ein bißchen. Lange halt' ich es auf dem Lande nicht mehr aus. Wenn man so vier Jahre an Großstadtluft gewöhnt war! Ich fange an, mich schauderhaft zu langweilen. Und dann meine Arbeit! Das geht ja nicht so weiter — ich komme hier zu nichts. Mein Acker will auch bestellt und abgeerntet sein, wenn er auch bloß von Papier ist.

Du mußt auch endlich erfahren, was wir Dir so lange verheimlicht haben. Böbs brach sich gleich in der ersten Nacht meines Hierseins bei einem Feuer im Dorf das Bein. Er liegt still seitdem. Ich habe an seinem Bett ewige und mühselige Beratungen. Der Mann in dem Gemisch von geistiger Schwerfälligkeit und körperlicher Ungeduld fällt mir bei kleinem auf die Nerven. Es geht mit der Arbeit ja trotzdem alles glatt voran, vom besten Wetter begünstigt. Aber es ist doch mühsamer für mich, als ich dachte. Schließlich ist man doch so ein halber Krüppel.

Deine Damen sind scharmant. Ich gebe zu: ich bin recht verroht und verkommen, daß ich mich trotz dieser liebenswürdigen Damengesellschaft fortsehne. Sei mir nicht böse. Aber wirklich: mir brennt der Boden unter den Füßen. Ich bin sozusagen krank vor Sehnsucht nach Berlin.

In alter Freundschaft Dein Eberhard.“

Immer wieder las er, was er geschrieben. Sein Gesicht war voll Finsternis, der Mund bitter verzogen.

Las sich das alles plump und egoistisch genug? Was würde Wedigo denken? Würde er seiner Frau geärgert von diesem Brief berichten? In welcher andern Form hätte er ihn zurückrufen können? Hebra war kein Psycholog, er würde gar nicht bemerken, daß dieser Ton nicht echt sein könne. Aber ein Ton, in dem die Wahrheit mitgeklungen hätte, würde selbst diesen robusten Mann doch stutzig gemacht haben.

Und wie Dick nun einmal war: von Kummer und Mitgefühl würde ihm das Gemüt ein bißchen schwer werden, aber es würde auch seiner Manneseitelkeit etwas wohltun, daß er eine Frau besaß, die man ihm neidete, die man für gefährlich liebenswert hielt. Und aus diesem Doppelgefühl heraus würde er Dina das sagen ... ‚Der arme Kerl hat Feuer gefangen, und da er eine ehrliche Haut ist, läuft er davon.‘ Ja, so etwas dergleichen ... Und sie? Dann sie? Sie würde sich erschrecken ... und bewußt werden ...

Als der Brief fort war, kam so etwas wie eine schmerzliche Stille über Eberhard. Er rechnete nach: in zwei Tagen hatte Hebra den Brief. Böbs Unfall bestimmte ihn, sich baldigst loszureißen; es konnte eine Depesche kommen, die Rückkehr anzeigend. Was lag daran, wenn die Angelegenheiten in Bartendorf weniger günstig abgewickelt wurden, weil Hebra sie früher verließ?

Hier stand mehr auf dem Spiel ...

Hier war eine Frauenseele in Gefahr zu erwachen und sich ihrer Sehnsucht bewußt zu werden ...

Er verschwieg die Tatsache, daß er an Dick einen solchen Brief geschrieben habe. Er fühlte: es gleiche einem Wagnis, davon zu sprechen, daß er bald abreisen wolle ...

Er blieb den nächsten Tag über so unsichtbar, als es irgend ging, und zeigte sich schweigsam. Vielleicht, so dachte er, hielten die Frauen ihn für launenhaft. Desto besser.

Hebra depeschierte nicht. Er schrieb, und zwar schrieb er höchst logisch. Eberhard hatte bei seinen Berechnungen eben nicht an den klaren Verstand des Freundes gedacht. Also Hebra schrieb: „Wenn es, trotz Böbs Beinbruch mehr als vierzehn Tage vortrefflich gegangen ist, so sehe ich nicht ein, weshalb es nicht noch eine handvoll Tage weiter gut gehen soll, denn ich kann hier nicht fort, ohne meine ganzen Resultate aufs Spiel zu setzen.“ Das „kann“ hatte er so dick unterstrichen, als habe er dazu den Federhalterstiel ins Tintenfaß getaucht.

Sein Brief war auch ein wenig gereizt. Es kam der Satz darin vor: „Natürlich würde ich mit dem nächsten Zug heimkehren. Denn schließlich: eine Gefälligkeit, die so ungern geleistet wird, mag man von keinem Menschen erpressen. Ich nun schon mal von Dir erst recht nicht. Bin der letzte, der von Dir was erbitten darf, was nach Opfer schmeckt. Aber dennoch, so bitter mich's ankommt! Ich muß Dich anbetteln: bleibe vorerst auf Deinem Posten! Glaub's mir auf mein Ehrenwort, der Dienst, den Du damit mir und durch mich meinem Vater leistest, ist groß.“

Einen halben Tag lang dachte er schwer nach ...

‚Ich,‘ dachte er immer wieder, ‚ich! Ich halte mich ... ich *muß*! Aber sie — sie ...‘

Und als er, ihr begegnend, das glückselige Aufleuchten ihrer Augen sah und ein süßes, weiches Lächeln, das ihre tiefen Mundwinkel leise nach oben zog, da wußte er, was er zu tun hatte ...

Er ritt ins Städtchen an der Bahnstation und telegraphierte.

„Könnte höchstens bis Sonntag bleiben. Müßte dann abreisen, auch wenn Du nicht hier. Habe selbst dringliche Sachen. Eberhard.“

Als er das schrieb, erinnerte er sich, daß er in Berlin dem Freund auf seine Bitte geantwortet: Solange Du willst!

Was würde Hebra nun denken?

Derb Kräftiges — sehr Hartes wahrscheinlich ...

‚Was er will, nur nicht die Wahrheit!‘ sagte Eberhard sich.

Er erfuhr nicht, daß die junge Frau mit derselben Post, die ihm einen Brief gebracht, einige höchst ungeduldige und verärgerte Zeilen von ihrem Manne bekam.

Hätte er sie gelesen, so würde er als den letzten Extrakt dieser eheherrlichen Zuschrift die Gedanken erkannt haben: Herrgott, Kinder, ich weiß ja allein, daß Ihr nicht sehr amüsant seid; was Du mir als meine Frau bist, ist ja was anderes; aber

mopst Eberhard nicht zu sehr; er scheint schon nervös vor lauter Idyll; daß er's mich merken läßt, ist unzart und verblüfft mich geradezu. —

Also nächsten Sonntag ... Das war doch ein Termin. Er konnte daran denken, wie ein Flüchtling an die Grenze, hinter der ihm Sicherheit winkt.

Er bemerkte, daß die Damen ihn nicht für launenhaft hielten. Tante Agnes war von jenen, die ihre Geduld hinter ihren Göttern in der Schürze dreintragen. Er bemerkte ferner, daß die Damen sich noch mehr um ihn bemühten, als schon zuvor.

Besonders: nein, er durfte nicht die Abende einsam und in trübe Erinnerungen sich versenkend, auf seinem Zimmer verbringen! Solche Einsamkeit hatte er in Berlin noch genug. Hier waren zwei Freundinnen, eine alte und eine junge, die es liebevoll mit ihm meinten.

Und heute abend war Vollmond! Mondaufgang am Meere, an einem lauen Sommerabend! Darüber war Tante Agnes schon beim Frühstück in süßer Weichheit und hatte einen Augenaufschlag, in dem man vorweg Gefühlswonnen las.

Eberhard begriff. Es wurde ihm unmöglich gemacht, aus der Tropenschwüle dieser Bedrohlichkeiten zu fliehen ...

‚Flucht!' dachte er schwer. ‚Was brauche ich Flucht! Ich bin ein Mann! Und kann ich nicht in Kraft und Ehren leben, so kann ich in Kraft und Ehren sterben — mein Dasein gehört ohnehin ihm — ich hab's von seiner Hand ... Aber sie — sie — sie!'

Sich ihr schroff und unbegreiflich entziehen, konnte gerade die Gefahr bringen, die er vermeiden wollte ... Eine nachtwandelnde Seele ist leichter erweckt, als eine schlafende.

Unbefangen tun. Ihr daran vorbeihelfen.

Sie gingen durch den sich sacht meerwärts senkenden Park. Ihn erfüllte eine merkwürdige, lilagraue Dämmerung, die wie Nebel wirkte. Der wolkenlose Himmel war von jener Unbestimmbarkeit des Tones, daß man ihn nur als ein Unkörperliches, Unendliches empfand.

Man kam nur langsam vorwärts, denn es gab alle paar Schritte einen Durchblick, dessen Reiz in diesem lilagrauen Verdämmern Tante Agnes genießen wollte.

In der Parkmauer war eine Tür, Eberhard schloß sie auf und ließ die Damen heraustreten. Tante Agnes voran. Als die junge Frau nun sehr nah an ihm vorüber die enge Türöffnung durchschritt, sah sie ihn an, mit einem Blick harmloser Kritik und scherzhaften Einverständnisses über die drollige Art des alten Fräuleins. Es war, als gäbe es ein geheimes Bündnis zwischen ihnen, das Bündnis der Jugend, die sich aufeinander angewiesen fühlte. Er lächelte gezwungen als Antwort ... Und sein Herz klopfte hart.

Draußen gab es noch eine junge, sich sehr kümmerlich zum Wachstum emporkämpfende Kiefernschonung zu durchschreiten. Und dann lag der Strand da: knochenbleich, einsam und von der eisendunklen Fläche des Meeres begrenzt.

Mit dem Rücken an die noch nicht mannshohen Kiefern geschoben stand eine Bank. Mit den zielsicheren Bewegungen eines, der seine Einlaßkarte bezahlt hat, ging Tante Agnes auf die Bank zu und setzte sich. Von ihr aus war es so weit: der Mond konnte aufgehen.

Dina blieb zögernd stehen. Um alles gern hätte sie sich in den Sand niedergehockt, nah am Wasser, das sich ganz träge in langen, langen Linien heranschob. Man hörte es nur ein wenig flüstern — als raune es im Halbschlaf vor sich hin ...

Aber Tante Agnes klopfte mit der flachen Hand auf den Sitz neben sich.

So saß man nun zu dritt aufgereiht und Eberhard in der Mitte.

„Pst!" machte Tante Agnes, obschon die sowieso still waren.

Ganz flüchtig hatte Eberhard die Empfindung von dem humoristischen Beigeschmack der Situation. Aber diese befreiende Aufwallung verhuschte nur allzu schnell.

Das Schauspiel, um dessentwillen sie hierher gegangen waren, vollzog sich in ungetrübter Völligkeit schöner Erscheinungen zur Zufriedenheit der alten Dame. Er aber sah nichts davon.

Er wußte nur das eine: Neben ihm saß ein junges Weib. Die eine, einzige, für die er mit jedem Mann auf der Welt einen ehrlichen Kampf ausgefochten haben würde — die er keinem gönnte — auch dem nicht, der sie besaß, denn der wußte

gar nicht, wer sie war . . . Sie, die er sich erstritten hätte . . . Die er nur gerade dem Manne nicht nehmen durfte, dem sie angehörte . . .

Er lauschte auf ihren Atem. Er spürte den ganz feinen Veilchenduft, der aus ihren Kleidern kam.

Von ihr zu ihm wirkte etwas hinüber — jenes unbegreifliche Wissen und Verstehen ohne Worte — es war, als seien die Nerven Stimmen geworden und sprächen zueinander und bebten sich undeutliche Empfindungen zu — die vielleicht Spannung waren — oder Begierde — oder höchste Qual.

Sie machte eine zufällige Bewegung. Dadurch kam ihre Schulter an die seine, ihr Oberarm an den seinen ... Das durchrieselte ihn mit bedrohender Wonne . . .

Ich liebe sie — ich liebe sie — ich liebe sie.

Er wußte nur noch das. Und wußte: ein heißer Blick von ihm — eine kühne Gebärde von ihm — Und ihre Ahnungslosigkeit zerriß . . . Sie würde verstehen, was die dumpfe Unruhe ihres Wesens wollte und was diese verträumte Glückseligkeit war . . . Sie würde betteln: ‚Nimm mich.‘ Sie würde sagen: ‚Ich wußte noch nicht, was Liebe ist . . .‘

Er dachte: ‚Wenn ich es doch bin, der bestimmt ist, sie zum Weibe, zum Menschen zu erwecken!‘

Ist solche Bestimmung nicht auch etwas Gewaltiges? Warum diesem Drängen und Zwang der Natur sich entgegensetzen? Sie hat vielleicht Großes vor, in dem sie uns zur Vereinigung peitscht . . .

Das alte Fräulein seufzte laut, um gewissermaßen zu Protokoll zu geben, wie erfüllt von Mondscheinwehmut ihre Seele sei.

Eberhard, von Verzweiflung gehetzt, begann plötzlich laut zu sprechen.

„Solche Nacht war es, als er mir das Leben rettete.“

„Ich habe es eigentlich nie begriffen, weshalb Dick nach Südwest gegangen ist,“ sprach die junge Frau ganz sacht.

„Aber Kind! Für Deutschlands Ehre und Ruhm . . .“

Sie hörten den großbetonten Ausruf nicht. Eberhard klammerte sich an das, was er aus der Vergangenheit heraufgeholt hatte, um es vor sein Gewissen hinzustellen. „Er ging aus deutscher Rauflust — um einmal was zu erleben, mit Hurra und Dreinschlagen und kühner Faust ... Man dachte es sich ja daheim nicht so, als man’s nachher in Wirklichkeit kennen lernte . . . Nicht so aufzehrend mühselig — nicht, daß man doch mehr Geduld brauchte fast als fröhlichen Mut. Aus unserem Regiment meldeten sich viele. Er und ich wurden kommandiert.“

Er wußte von selbst: die Frauen kannten ganz gewiß die Geschichte des Feldzugs, soweit Hebra daran teilgenommen hatte und jene eine Tat genau. Aber er wollte sie sich noch einmal erzählen — sie noch einmal durchleben — sie zur Hilfe herbeirufen in seiner Not, damit die Tat von damals sein Tun von heute bestimme . . .

„Er hat Ihnen natürlich oft davon gesprochen — wie wir nach Ankunft in Swakopmund verschiedenen Detachements zugeteilt wurden — wie man einander verlor, sich wiederfand, je nach dem Lauf der Dinge — welch eine merkwürdige Freude es immer war, solch Wiedersehen, oft in Eile, wehenden Sandwinden und dörrender Hitze . . . Immer diese Sensation: ‚Du lebst noch? Und Du auch?‘ Und die Zuversicht daraus emporwallen fühlte: man würde weiter und bis ans Ende alles glücklich bestehen.“

Er sprach zu der jungen Frau, zu ihr allein. Weiß lag das klare Mondlicht auf ihnen. Man sah einander deutlich.

„An jenem Tage hatten das Kommando, dem er angehörte, und die kleine Abteilung, die ich führte, sich vereinigt. Wir sollten zusammen eine Talmulde in den Vorbergen der Kalahari besetzen. Kundschafter hatten mitgeteilt, daß in den Höhen, die diesen winklig und bizarr sich hinziehenden Einschnitt begrenzten, ein Trupp Hereros sich verborgen halte. Wir hatten unser Lager in der üblichen Weise aufgeschlagen und empfanden, wie immer, inmitten all der phantastischen Beschwerlichkeiten dieses Feldzuges eigentlich nichts wie die grandiose Freiheit in Leben und Natur. Weit und blau wie leuchtender Atlas über uns der Himmel, und fahl und grau, von geringem Dornengestrüpp hier und da gefleckt, um uns das Gelände — fast wie ein abgetrockneter Meeresboden, sandig und öde.

Und unsern der Beginn der felsigen, starr ineinander verschobenen und verkeilten Bergmassen in ihrem harten Schweigen. Es wurde bestimmt, daß ich mit vier Leuten einen kurzen Rekognoszierungsritt unternehmen sollte. Dieser Befehl hatte kein gefährlicheres Ansehen, als wenn ich ihn hier, auf diesem weiten, hellen, menschenleeren Strand ausführen sollte. Ein Spazierritt schien es, in die romantische Einsamkeit hinein. So schienen damals, wenn man sie antrat, viele Ritte . . ."

Dina saß stumm. Sie hing ihre Blicke an seinen wechselnden Ausdruck, voll unersättlichem Interesse an dem Leben auf seinem Gesicht.

„Wir ritten zu Anfang in einer gewissen harmlosen Zuversicht. Hinter uns in der graugelben Ebene blieb als munterer, geselliger Fleck das Lager — das hob das Gefühl der Einsamkeit auf. Dann schoben sich die Kulissen der Höhen hinter und vor uns zusammen — Blicke in enge Gassen zwischen steilem Geklüft öffneten sich, oder man sah auf schräg ansteigende Hochebenen, die endlos schienen. Ein unübersichtliches Gewirr von ineinander verlaufenden Linien, ein seltsam trauriges Farbenspiel von graurötlichen, blaugelblichen, fahlen Tönen. Nur auf der Talsohle ab und zu ein Milchbusch – hingeduckt wie ein Igel mit weißgraugrünlichen Stacheln, dick am Boden. Meine vier Leute wurden still. Auch in mir spannte sich jeder Nerv in Aufmerksamkeit und Beklemmung. Es war, als sei diese Einsamkeit nicht wie sonst tote Natur ist — als sei ein gespenstisches Leben in ihr, als habe sie furchtbare Augen, mit denen sie uns stumm anglotzte. So ritten wir lange, schweigend in fieberhafter Wachsamkeit, die sich fast verzehrte, in einem merkwürdigen Zwiespalt . . . Nichts Bedrohliches ringsum — tödliche Verlassenheit — eine Leere — eine Feierlichkeit voll starrer Öde. Dennoch zugleich dies Gefühl, als sei man vom Tod umlauert — diese Ahnung von nächster Gefahr. So ritten wir lange. Ich sah mich nach einem Punkt um, wo man absitzen und eine Höhe erklimmen konnte — vielleicht, daß ein Überblick ... Und plötzlich aus dem Unsichtbaren heraus ein pfeifendes Schwirren — ein Schreckenston — ein sinkender Körper, ein jagendes Pferd — Wir schlossen uns zusammen — schußbereit, spähend nach dem Unerspähbaren — von nervösen Schauern kalt überrieselt. Nie vergess' ich diese elende Empfindung, nie — vielleicht war sie Wut über die Unmöglichkeit dreinzuschlagen, vielleicht war sie Feigheit gegenüber dem Versteckten — denn der versteckte Feind macht aus Helden Opfer . . . Das war ja das Fürchterlichste dieses Krieges . . . Ich. konnte nur eins beschließen: Rückzug — geschlossen — einer den andern deckend — die Waffe schußfertig ... was blieb sonst?"

Er atmete rascher. Er war wieder ganz darin in jener Stunde voll tödlicher Spannungen. „Da — wieder ein pfeifendes Schwirren — und zugleich Schüsse — von oben scharf gezielt, von unten blind hinausgefeuert — ich fühle mich sinken — stürzen — mit dem letzten Gedanken: ‚Ich bin nicht verwundet, ich nicht, es ist das Pferd' — ich fühle ein seltsames Stechen, als wenn hunderttausend Nadeln auf mich eindringen — ein dumpfes Lärmen ist um mich — Pferdewiehern klagt auf — schwer schlagen Hufe, und der Widerhall kommt aus dem Erdboden zurück — ein kurzes, betäubendes Geschrei — mir ist, als höre ich dazwischen heraus die dröhnende Stimme des Füsiliers Grohmann mit fürchterlichen Flüchen — eine Stimme, brüllend in Berserkerwut — und das war merkwürdig angenehm, diese kolossalen Töne zu hören — fast beruhigend — und dann war alles schwarz und still."

Nach einer kurzen Pause, von höchster Erregung zu einer gewissen Gedämpftheit des Tones sich senkend, sprach er fort.

„Später erfuhr ich: zwei meiner Leute waren gefallen, und ihre Leichen hatten die Kerls gleich mit verschleppt. Grohmann und Brandt konnten sich flüchten, unter kecken Wagnissen und übermenschlicher Not kamen sie nach einigen Tagen auf der Station an. Ich selbst war, mit einem Pfeilschuß am Oberarm, mit einem von Flintenschüssen zerschmetterten Fuß, in einen Milchbusch gefallen, dessen stachelbewehrtes Gezweig, mein Gesicht und meine Hände zerritzend, über mir zusammenschlug. Ob er mich den Hereros verborgen hatte, ob sie dachten, später zurückzukehren, um mich, den sie tot glauben mußten, meiner Kleider und meines Revolvers zu berauben,

weiß ich nicht. Als ich erwachte, war es Nacht. Klar und kühl war die Luft, wie dunkelblaues Metall der Himmel und silberweiß, mit dem harmlosen Schmunzeln der Gutmütigkeit sah der Mond über die Gipfellinien der Höhen, begoß mich und die totenhaften Bergschroffen und Hänge zu meiner Linken mit schneeigem Licht, während zur Rechten der Talsohle ein Schattenstrich lag, der wie eine schwarze Abgrundspalte in der gespenstischen Helle wirkte. Ich lag hilflos, das grenzenlose Schweigen ringsum sagte es mir: die Waffengefährten waren erschlagen, oder sie hatten, fliehend, mich, den vermeintlichen Toten, in Stich lassen müssen. Und der Feind, dieser bestialische Feind, würde kommen, um dem ‚Toten' das abzunehmen, was Wert hatte ... sie würden einen noch Lebenden finden ... sie würden ihn schändlich martern, mit furchtbaren Verstümmelungen entmenschen ... Ich dachte nur eins: ‚Sterben! Rasch und mutig und würdig sterben! Nicht lebend in die Hände der Bestien fallen ...' Wie leicht war es, den letzten Mut zu haben, den zum Tode — wenn ich mir vorstellte, was jeder nächste Augenblick mir an Entsetzen bringen könne. Mein von der Wunde fast unbeweglicher und bei der leisesten Regung furchtbar schmerzender Arm hinderte mich ... mein Fuß brannte — ich fing an, mir der unerhörtesten körperlichen Qualen bewußt zu werden ... Ich dachte: ‚Erlösung — Erlösung!' Meine Rechte war ja frei, beweglich — sie tastete nach dem Revolver — umsonst — er war mir wohl beim Sturz entfallen. Wehrlos lag ich — waffenlos, dem schaurigsten Schicksal entgegenwachend. Und immer schmunzelte der Mond, und die weißen Felsenwände glänzten still ... Ewigkeiten so ... die Phantasie, fiebernd und doch klar, zum Höchsten aufgesteigert und doch besonnen, sah hundertfach voraus, was jede Minute bringen konnte, und meine letzte Kraft flammte auf zu einem Wunsch — dem Wunsch, zu sterben, ehe mir schimpflicher Qualtod von den Feinden werde, oder, schlimmer noch: Leben von ihrem Hohn.

„Da hörte mein Ohr ein Geräusch — mein Verstand wehrte sich, an das Geräusch zu glauben — es mußte das Sausen der Leere im Gehirn sein ... Und doch ... ein vorsichtiges, regelmäßiges Geräusch ... als schreite ein Pferd ... Das Entsetzen war auf dem Wege zu mir — es kam heran ... Da — noch Minuten — dann im schwarzen Schattenstrich eine undeutliche Bewegung und die Formen von etwas Körperlichem, das ein Reiter sein konnte ... ich muß mich wohl gerührt haben, denn aus dem Schatten löste sich die Gestalt — Roß und Reiter wurden sichtbar — spähend, wachsam saß da einer im Sattel ... wie vertraut, wie erlösend ... ich weiß nicht ... vielleicht schluchzte ich auf: ‚Dick — Du — Du —' Und dann ein rasender Hergang ... Mit brutalen Händen, denen das furchtbare Wagnis keine Muße ließ, den Verwundeten sorgsam zu heben, riß er mich herauf aus meinem stachlichten Lager — setzte mich aufs Pferd ... auf dessen Hals ich nach vorn sank ... einen Augenblick so kraftlos, als sollte ich wieder vergehen in Schwäche und Bewußtlosigkeit ... Aber die schaurige Bedrohlichkeit der Lage gab übermenschliche Zähigkeit ... Dick raunte mir zu — grob fast, befehlshaberisch: ‚Halt Dich!' Das half ... ich raffte meine letzten Kräfte zusammen ... In diesem Augenblick pfiff über uns etwas dahin ... und der Widerhall des Schusses knallte merkwürdig zurück von den Felswänden ... noch eine Sekunde ... wir waren im schwarzen Schattenstrich ... er verschlang uns ... in seiner grellen Gegenständlichkeit gab er Schutz, als seien wir in finsterer Nacht untergetaucht ... Noch einmal ein Schuß, von tausendfältig knatterndem Echo gefolgt ... Wir atmeten kaum ... ich hielt mich ... Dick nebenher — schußbereit ... Das war ein Vorwärtsgehen für Mensch und Tier ... Hinter uns Stille ... vielleicht lief da oben auf schnellen, nackten Füßen der Tod, um uns sicher aufs Korn zu nehmen, sobald wir durch einen Lichtstreifen kämen ... Wie lange das gedauert hat, können wir beide nie ermessen ... Eine Stunde? Eine Ewigkeit? Wir wissen es nicht ... Niemals — niemals — niemals werden wir diese schleichende Flucht — im schmalen Schatten vergessen ... wo jeder Herzschlag der letzte sein konnte ... Dann endlich Stimmen ... Kameraden ... die Sicherheit ... und zugleich verließ mich die Besinnung. Später erst, viel später erfuhr

ich, daß mein Pferd reiterlos und blutend ins Lager zurückgekommen war, als man schon höchste Unruhe um uns fühlte. Und so ein Pferd, das leer zurückgejagt kommt und mit seinen großen, traurigen Augen verängstigt blickt — ist ein beredter Bote... Dick hatte durchgesetzt, uns mit einer kleinen Abteilung folgen zu dürfen ... er jagte voll Sorge weit voraus, und als er in die enge, von Felsen umschrankte Einsamkeit kam, die das Mondlicht füllte, drang er mutig weiter — wie besessen von dem Vorsatz, mich zu retten ... jede Sekunde konnte ihm selbst den Tod bringen ... So rettete er mich ..."

Er schwieg. Er brach die Erzählung ab, alle ihre ergänzenden Einzelheiten ließ er fallen — sie waren unnötig — den Frauen auch wohl bekannt. Er hatte es sich — sich nur noch einmal sagen wollen: ‚Das tat der Freund für mich ...!‘

Unersättlich hatten sie später ja davon miteinander gesprochen. Und der Freund sagte, sich und seine Tat nachträglich selbst anstaunend: „Es war wie eine Besessenheit, ich wußte: Es gehörte Mut dazu, den Donner ja. Und doch: diese elende Empfindung, wie man da im schmalen Schatten vorwärts schlich und jede Sekunde der Todesschuß aus dem Unsichtbaren kommen konnte — das war ja voll 'ne Spielart von Feigheit ... Das sind so Sachen, die man nie versteht. Man setzt das Leben ein, und doch beben einem hinterher die Knie, wenn man denkt, in was für 'ner Lage man war und daß man das gekonnt hat. Aber es trieb mich, ich dachte: ‚Und wenn ich Dich aus der Pforte der Hölle zurückholen soll! Nein, elendiglich umkommen lasse ich meinen Alten nicht!‘"

Seine tiefe Erschütterung machte ihn stumm. Er dachte: ‚Nun habe ich es ihr gesagt ... das muß auch ihr helfen ...‘

Plötzlich fühlte er, wie sich über seine hart zusammengepreßte Faust, die auf seinem Knie lag, eine eiskalte Hand legte, zärtlich, in der Geste unendlichen Mitleids und der liebevollen Tröstung ... Er zitterte ... fast hätte er aufgeschluchzt ... Die Faust wollte sich lösen und mit heißem Druck die liebe, zärtliche Hand umpressen ... Aber er zwang das voll Härte nieder. Regungslos saß er. Und wußte: Für sie hatte er nur von seinen Leiden und nicht von der Heldentat ihres Mannes gesprochen ...

Ihre Seele gehörte nur noch ihm.

⌘ ⌘ ⌘

Die Nachmittagssonne erhitzte die Wipfel der Bäume. Das Schweigen im Park war schwül. Auf dem Stück Mauer, wo es zwischen den Büschen sichtbar war, saß regungslos der Pfau, und seine blaugrüne, metallische Schleppe mit dem Augenmuster hing großartig herab.

Die junge Baronin Hebra ging im Schatten des gestreiften Sonnensegels ruhelos auf der Terrasse hin und her. Sie war sehr bleich. Ihre Augen brannten. Sie litt unter ihrer Unstetigkeit und wußte nicht, wohin damit, und verzehrte sich in Wünschen nach irgend etwas Unbekanntem, noch nie Erlebtem — ihr war, als sei das ganze Dasein so vor Schmerz aufs Äußerste getrieben, daß sich etwas Erlösendes begeben müsse —

Das alte Fräulein kam. Mütterlich besorgt und zugleich interessiert, wie an etwas Romantischem, davon sie selbst ausgeschlossen war. „Kind, ich weiß nicht mehr, wie Du bist."

„Ich bin krank," murmelte Dina. „Ganz gewiß, ich werde krank."

Und sie spürte das Zittern ihrer Knie und das kochende Gefühl in ihrer Brust.

Tante Agnes, mit ihren kleinen, vertrockneten Kinderhändchen, griff nach Dinas Hand. Ja: kalt — jagender Puls! Mein Gott, das arme, liebe Kind!

Dina warf sich in einen Stuhl und legte ihren Kopf gegen die Lehne. Sie brach in Schluchzen aus — unbändig — fassungslos ... „Dick — bleibt — so — lange — fort," stammelte sie unter Tränen.

Das alte Fräulein stand neben ihr und streichelte ihr die Haare. Ihr runzeliges Gesichtchen sah beinah verklärt aus, mit einer genußreichen Mitleidsträne im Auge.

Wenn sie nicht schon etwas dergleichen gedacht gehabt hätte! Ja, so ein junges, treues Frauenherz zersehnte sich nach dem geliebten Gatten.

Denn Tante Agnes beurteilte jeden Frauenzustand aus der fixen Idee ihrer „lebenslänglichen Treue" heraus.

Nun sprach sie viel Tröstliches und Vermahnendes! Und nach einigen Minuten, ergriffen über sich selbst, weinte sie auch.

Es wäre gar nicht abzusehen gewesen, in welcher geschmackvollen Form sie den Übergang von so rührenden Herzensleiden zu der nüchternen Wirklichkeit hätte finden sollen, wenn nicht gerade Mutz gekommen wäre. Er trug die Sachen für den Nachmittagstee herbei und sprach seine Ansicht dahin aus, daß es im Hause kühler und es daher vielleicht erwünschter sei, dort den Tee zu nehmen.

„Ach, laß uns doch hier bleiben," sagte Dina matt. Sie dachte: ‚Hier sieht man Eberhard doch, wenn er mal vorbeigehen sollte.'

Dann saßen sie friedlich. Tante Agnes knubberte Mürbekuchen, nahm zwischendurch ein Schlückchen Tee und strickte dabei an einer wunderfeinen Spitze.

Dina tat nichts. Sie trank ein wenig Tee um ihrem trockenen Mund wohlzutun ... und starrte wie hypnotisiert hinüber auf jene Wegstrecke, die, von den Scheunen und Ställen her, schräg ein Stückchen Park durchschnitt und zum Inspektorhaus führte, das an die östliche Seite des Parkes stieß. Der war hier nicht, wie dorfwärts, von einer neuen, soliden Backsteinmauer umgrenzt. Es schied ihn nur ein Staket vom großen Gemüsegarten, der hinter dem Inspektorhause sich hinzog. Dieses war ja zurzeit unbewohnt, aber in seinem Erdgeschoß, in der sogenannten Wirtschaftsstube gab es allerlei Bücher, in die Eberhard zuweilen etwas einzutragen hatte.

Vielleicht daß er auch heute nachmittag ... Dina hatte ein unbestimmtes Gefühl, als müsse sie ihn anrufen, als habe sie ihn auf das wichtigste zu sprechen ...

Aber als sie ihn endlich sah, wie er langsam diese Wegstrecke durchmaß, den rechten Fuß leise nachschleppend, aber sonst aufrecht und schlank, da verschlug ihr die Stimme. Sie konnte ihn nicht anrufen.

Aber sie mußte ihm nachgehen. Ja, das mußte sie. Es trieb sie — es zog sie hinter ihm her — sie dachte nichts. Sie beobachtete sich nicht. Hatte kein Besinnen — Handelte in einem Zwange, zugleich ängstlich und voll zitternder Freudigkeit ...

Eberhard hatte im Stall eine Besprechung mit dem Tierarzt gehabt; von den beiden Percherons, die Hebras besonderer Stolz waren, hatte die Stute seit der Nacht die ersten Symptome der Staupe gezeigt, war sofort isoliert worden und erfuhr nun eine geeignete Behandlung, während der Stall desinfiziert wurde.

Er ging hinüber in die Wirtschaftsstube im Inspektorhause. Da hing an der Wand ein Büchlein, worin jeder Besuch des Tierarztes notiert wurde.

Er ging auf dem kleinen Weg, der das oberste, östliche Parkzipfelchen durchschnitt. Er sah nicht nach der Terrasse — mit Vorsatz sah er nicht hin ... Und hatte dennoch seitwärts in seinem Gesichtsfeld das Bild von Frauen an einem Teetisch hinter einer überrankten Balustrade ...

Er betrat das Inspektorhaus. Dies war von einem kurzen Korridor wie durchschnitten — Haustür und Hoftür, einander gegenüber, standen geöffnet. Eberhard hatte den Schlüssel zur Wirtschaftsstube in der Tasche und schloß auf. Die Einrichtung war von derber Ländlichkeit; an der Wand neben dem Fenster stand ein alter Schreibtisch. Über ihm, auf der Tapete, hingen in Reih und Glied, allerlei Anschreibebüchlein. Eberhard nahm das herab, das auf der Etikette in der dicken Schrift Hebras das Wort „Tierarzt" zeigte. Er legte es auf die Schreibtischplatte, um stehend, sich ein wenig dazu bückend, Datum und Stunde und Anlaß einzuschreiben.

Als er den Kopf wieder hob, sah er, daß sich draußen, ziemlich fern noch, eine weiße Gestalt bewegte ...

Sie!

Sie kam auf das Haus zu — ihm nach — ohne zu wissen, daß sie hinter ihm herlief — ohne es zu wissen! Das sagte er sich — das befahl er sich und ihr und dem Schicksal.

Vielleicht wußte sie schon dumpf, was sie quälte und umtrieb. Und wagte nicht, es sich zu gestehen ...

Sie durfte es sich nie gestehen ... Was nicht laut geworden ist, hat nie wirklich gelebt. Es ist ein tiefer Sinn darin, daß totgeborene Kinder von denen, die sie zeugten, rasch vergessen werden ... Nein, was nicht gelebt hat, kann unser Dasein nicht umwälzen ...

Das hatte er tausendmal ergrübelt in diesen furchtbaren Tagen ... Nun blitzten diese Gedanken wieder durch ihn hin ...

Morgen, morgen kam die Rettung! Und dann? Wenn der Abschied die Dumpfheit zerriß — wenn der letzte Blick von Aug'

zu Aug' — wenn das Wiedersehen mit dem Gatten all den Jammer aufdeckte? Dann war die Zerstörung doch da . . .

‚Nein,' dachte er verzweifelt, ‚ich darf ihm sein Leben nicht zerstören, denn das meine danke ich ihm . . . Ich darf ihm sein Weib nicht nehmen — ich nicht . . .

Sein Weib?! Nähme ich ihm nicht vielleicht nur ein Spielzeug?

Und wenn auch nichts als das . . . Ich darf es nicht — nicht einmal sein Spielzeug darf ich ihm nehmen . . .'

Sie kam auf das Haus zu . . . Kein Zweifel möglich . . .

Er handelte besinnungslos vorwärts — es war wie eine Flucht. Er verließ das Zimmer und nahm sich nicht einmal die Zeit abzuschließen. Vielleicht, wenn sie den Schlüssel stecken sah, trat sie ein und sah den leeren Raum. Er durchschritt den Korridor. Er betrat den Gemüsegarten. Und blieb stehen, auf den Pulsschlag in seinen Halsadern horchend — Blei in den Füßen.

Die Nachmittagssonne kochte den Saft in den Früchten, die zwischen dem dunklen Hochsommerlaub sich drängten. Stille Glut trieb unten auf den Rabatten das Gemüse der Reife entgegen. Eine Gasse von Stachelbeerbüschen führte schnurgerade hinab in die Tiefe des langgestreckten Gartens und stieß da auf eine Hainbuchenlaube. Dicht ineinander verflochten waren ihre Zweige, ihr Laub so eng gehäuft, daß ihr Inneres immer sonnenlos blieb und die schmale Bogenöffnung ihres Eingangs aussah wie ein schwarzer Tormund.

Rechts hinter der graugrünen, abgeernteten Stachelbeerhecke, weit drunten im Garten, nicht sehr weit von der Laube, sah man etwas Helles. Da kniete ein Mädchen und band über den weißen, jungen Blumen des Kohls die graugrünen Blätter zusammen, damit die Blumen unversehrt, beschattet zu großen Köpfen sich auswüchsen.

Eberhard hatte ein unklares Gefühl: dahin gehen, um zu tun, als sei er hergekommen, die Arbeit einen Moment zu besichtigen — das vertuschte seine Flucht . . . Vielleicht kehrte Dina wieder um, wenn sie die Wirtschaftsstube leer sah . . .

Er ging in den Garten hinab, aber er vermied die vom Korridor aus zu überblickende Stachelbeergasse. Verlor sich zwischen einer Himbeerpflanzung, stand hinter Birnbaumpyramiden — kam langsam bis an die Rabatten mit dem Blumenkohl. —

Da kniete die holde Trina . . . ihr üppiger, hoher Körper schnellte förmlich auf . . . lächelnd, dreist, der Unterbrechung ihrer einsamen Arbeit froh, stand sie . . .

Und Eberhard, indem er sich auf lächerlichen Umwegen, sich versteckend fast und ganz und gar den Nichtsehenden spielend, bis zu dem arbeitenden Mädchen hingebracht hatte, wußte in all diesen Minuten genau: „Sie" stand auf der Schwelle der Hintertür und sah in den Garten und verfolgte ihn mit suchenden Blicken. —

Ja, sie hatte sich verloren und fast ihre Würde und hatte keine stolze Macht mehr über sich, weil sie noch kein klares Wissen über sich hatte . . . sich noch nichts eingestand und zugab . . .

Sie durfte sich niemals etwas eingestehen. Und sie mußte ihre stolze Würde wiederfinden ohne das . . .

Vor ihm stand das Mädchen, wartend, lockend — lauernd, ob diese Gelegenheit ihr die Gunst bringe, nach der sie längst trachtete . . .

Voll schwüler Stille war der Garten, in dem Sommerreife gärte . . .

Und sie, die eine, sah . . .

Er hatte ein Gefühl, als würde er gleich auflachen — laut und verzweifelt — Es war kein klarer Vorsatz — was er tat, tat er vielleicht in jener selben Besessenheit, in der der Freund einst dem Tode getrotzt um ihn zu retten — im zornigen Zwang, die Gefahr mit den Fäusten niederzuschlagen . . .

Er nahm das derbe, schöne Stück Weibstum, das in der spinnenden, goldenen Sonne vor ihm stand, in seine Arme und küßte den frischen, gierigen Mund — und zog sie mit sich, der Hainbuchenlaube zu — als wolle er da mit ihr Versteck suchen —

⁂

Mutz bot seine Hilfe beim Packen an und sagte, daß die Damen es sehr bedauerten, diesen letzten Abend nicht mit Herrn von Ölsner speisen zu können — aber die Weinkrämpfe und die Kopfschmerzen der Frau Baronin — und wenn es Herrn von Ölsner genehm wäre, könnte er sein Diner hier in seinem Zimmer serviert bekommen.

Aber bald zog Mutz beleidigt sich zurück. Hm — bis jetzt hatte man sich leutselig

gezeigt, gewissermaßen freundschaftlich, wie Mutz es beanspruchte und seit fünfzehn Jahren in Fräulein Agnes Diensten gewohnt war. Und nun dies starre Gesicht und dies hochmütige Schweigen ... Er verfehlte nicht, seiner Herrin gegenüber ein wenig davon verlauten zu lassen, daß Herr von Ölsner sich doch in letzter Zeit sehr verändert habe ...

Und Tante Agnes, mit ihrem verstörten Gesicht, wäre beinahe in Tränen ausgebrochen! Aber sie nahm sich zusammen: Nein, das durfte nicht einmal Mutz wissen! Das Unfaßliche! Wenn nicht etwa diese Person selber auf dem Hof damit herumprahlte! Wer hätte das gedacht! Und wer wußte, ob das nicht schon all diese Wochen gespielt hatte ... ein niedriger Stallroman — Dina, als sie herausgejammert hatte, was sie gesehen — Dina erinnerte sich: eines Morgens kam das Mädchen hinter dem Knick hervor, wo auch er sich befand ... er hatte damals so betroffen geschienen — fast verlegen — Dina dachte sich nichts dabei ... aber jetzt, nachträglich ... O, Fräulein Agnes begriff Dinas Zittern und ihre Fassungslosigkeit ... Sie selbst fühlte sich sehr tief verletzt ... in ihrem alten Backfischherzen empörte sich das Schicklichkeitsgefühl. Sie war entrüstet, ganz und gar ... Ja, sie begriff also und teilte Dinas Aufregung ... sie fühlte sich in ihrer edlen und zarten Weiblichkeit verletzt. Und wie peinlich, daß Dina, das liebe, ahnungslose, reine Kind, diese abscheuliche Szene hatte sehen müssen ...

Am besten und am schonendsten wäre es ja, man sähe sich nicht mehr ... Mochte er davon denken, was er wollte. Denn er hatte natürlich keine Ahnung davon, daß Dina von der Schwelle der Hoftür des Inspektorhauses diese Szene unwürdiger Vergessenheit mit angesehen hatte ... Nein, Tante Agnes schien es, als vergäbe sie ihrer jungfräulichen Seele etwas, wenn sie einem Manne, der das imstande war, noch die Hand reiche.

Eberhard aber packte seine Sachen. Verfallen war sein Gesicht. Er war müde und erschöpft zum Sterben.

Wie schnell erledigte sich das bißchen Arbeit.

Wie lange noch die Nacht ... Er lag auf dem Bett — angekleidet.

Er dachte vielleicht nichts Zusammenhängendes. Stumpf und verschwommen war ihm, als habe er Kopfschmerz. Ihn fror ... weiter wußte er eigentlich nichts Deutliches.

Früh wollte er fahren. Hinter dem Rücken der Frauen.

Nur fort — fort — hinein in das Elend und die Leere der Zukunft ...

Er wußte nicht, ob der Freund zurückkam an diesem Tage, der sich nun dämmernd und voll schweigender Kühle erhob und die Fenster mit der Farbe von grauen Perlen füllte ... Vielleicht kam er wirklich heute ... Nur ihm nicht begegnen ... Nur nicht in die Versuchung kommen, ihm um den Hals zu fallen und zu schluchzen: ich bin kein Roher, Undankbarer — sag's auch ihr, der einen, die Dein ist ... bettle für mich um ein bißchen Gedenken ...

Nein — nur nicht noch diese Versuchung ...

Es ward völlig Tag.

Mutz kam mit dem ersten Frühstück. Der Wagen sei in einer halben Stunde bereit. Mutz war ein wenig streng im Ausdruck. Wußte er von der Lächerlichkeit? ... Hallte wohl der Hof davon wider? Desto besser ...

Ehe er fuhr, erlebte er noch einen Augenblick voll Qual.

Tante Agnes hatte doch nicht widerstehen können. Die Neugier war so mächtig. Und die bisherige Schwärmerei, in Mitleid mit dem Verlorenen umgeschlagen, wallte rührselig auf ... Ein bißchen Gnadengefühl gegen den Sünder war auch da. Kurzum: sie stand im zierlichen Morgenröckchen bekümmert in der Tür. Sie hatte sich ein paar Worte zurechtgelegt.

Die erstarben ihr im Mund, als sie das verschlossene Männergesicht sah. Wie von Erz. Und so elend.

Und zugleich — so merkwürdig, so unnahbar, so streng stolz! Ein Stolz, der sie ganz unsicher machte. Ein unfaßlicher Stolz ... er küßte ihr die Hand. Er sprach mit vollkommener Beherrschung davon, daß er sich der Baronin Hebra ehrerbietigst empfehlen lasse und den beiden Damen des Hauses für alle Güte danke ...

Es waren ganz klare, überaus gebräuchliche Worte. Keines darin, keines, das Deu-

tung zuließ. Kein Ton, der bebte und nach zerrissenen Saiten klang . . .

Und dennoch: ihr altes Herz schluchzte auf, und ihr war, als erlebe sie in diesem Augenblick etwas verzweiflungsvoll Trauriges und konnte es doch nicht mit Namen nennen . . .

Der Wagen fuhr über den Hof . . . Da stand, enttäuscht, das junge Weib in der Stalltür, das gestern einen Augenblick gedacht hatte, sie käme in Gunst und Gnaden . . .

Seine Augenlider zuckten . . . Er saß aufrecht und sah vorbei . . .

Frisch war der Morgen und das Gelände voll von den Stattlichkeiten des Hochsommers. Alles in solch einem ruhevollen Prangen, als ließe es gelassen den Tag an sich herankommen, dem es nur Reife und Schönheit und gar nichts dürftiges zu zeigen habe.

Leise strich der Wind. Hinter dem Fahrenden versank das Landschaftsbild mit dem blauen Hintergrund des Meeres. Voraus tauchte das Städtchen an der Bahn auf.

Dicht davor begegnete ihnen ein Mann auf gelbem Rade. Der erkannte den Wansower Wagen und den Herrn, der darin saß. Hier war eine Depesche. Nun konnte er sie sogleich abgeben und den Weg sparen.

Eberhard las.

„Eintreffe vier Uhr. Hebra."

Er verstand, was sich hinter der Kürze dieser Depesche und der Unterschrift verbarg.

Ja, sagte die Depesche, ich hab' mich also richtig von hier losreißen müssen, wo ich so unerhört dringlich noch nötig war; ich hab's müssen, weil Du nicht einmal so viel Opferfreudigkeit und Freundschaftlichkeit für mich aufbringen kannst, um noch ein, zwei Wochen länger meine Geschäfte zu führen . . .

„Wollen Sie diese Depesche der Frau Baronin aushändigen," sagte Eberhard. „Und heut nachmittag um vier muß der Wagen wieder zur Station."

Er dachte, mit stummen Worten zu dem Fernen redend: ‚Du findest alles in vollkommener Ordnung und auf Deinem Schreibtisch einen tagebuchartigen Bericht bis zur letzten Stunde . . . zur Stunde meiner Flucht . . . Und Du weißt es wohl, lieber, alter Junge, wir haben es in furchtbarer Not zusammen erfahren: auch eine Flucht kann Tapferkeit sein . . .'

Da war der Bahnhof — leer fast — besonnt . . . Der Kies flimmerte wie damals, als er ankam und die Frauen standen und warteten. Ihm war, als sähe er die holde Gestalt und das schöne Gesicht mit all dem unerhörten Zauber, unter der apfelgrünen Seide des Schirmrundes . . .

Verstaubt und dunstig schlug ihm die Stickluft des Abteils entgegen. Dann zuckte er noch nervös zusammen. Der Knall der Tür, die der Schaffner zuschlug, erschreckte ihn . . .

Verstaubt und dunstig war die Luft in seinen Zimmern, als er sie nachmittags betrat. Er hatte seine Ankunft nicht gemeldet; was auch gänzlich nutzlos gewesen wäre, denn Frau Bürstenbinder machte ihre „Sommerreise", die ihr mühseliges Leben einmal im Jahr auf acht Tage unterbrach und sie zum Besuch zu Verwandten in Tangermünde führte. So waren die Zimmer, als hätte alle Sommerglut und aller Staub der Großstadt sich in gesammeltster Dichtigkeit darin aufgespeichert.

Eberhard zog die Stores auf und öffnete die Fenster, die ihm die Aussicht auf die Mauern des Vorderhauses gaben.

Er starrte hinüber, als sähe er irgend etwas ganz Ungewöhnliches an den Mauern, das er beobachten müsse — und sah sie in der Tat gar nicht . . .

Weit hinaus ging sein Blick ins Unbestimmte, und darin rauschten kühle, grüne Wipfel, und eine weiße Frauengestalt stand im nächtlichen Schatten unter ihnen . . .

Eberhard kannte Frauenseelen . . . tief und fein erriet er sie . . . und er wußte, je unerfahrener sie sind, desto härter richten sie, und er dachte: ‚Nun ist sie an der Gefahr vorbei . . . nun vielleicht verachtet sie mich schon.' Wie sie sich dann zurechtfand, was noch später zwischen den Gatten erblühte oder hinwelkte: das durfte sein Herz nicht beschweren . . .

Er hatte gehandelt, wie er mußte!

Einsam würde er bleiben und glücklos, seine Zukunft konnte nur noch einen Inhalt haben: Kampf!

Aber wenn man mit freier Stirn, erhobenen Hauptes kämpfen kann . . .

‚Du hast mir mein Leben gerettet, mein lieber, alter Junge, laut und in allen Aufregungen der heißen Kriegsnot — Still hab' ich's mit dem meinen bezahlt — Möchtest Du es nie erraten ...‘

⁂ ⁂ ⁂

Am Nachmittag desselben Tages zur gleichen Stunde war es, wo Hebra groß, heiß, rot und in all seiner Aufgelöstheit von besonders völliger Körperbreite, auf einem Korbsofa der Terrasse saß. Locker hatte er den einen Arm um die Taille seiner Frau gelegt, die ihre Stirn an seine Schulter drückte. Ihr war sehr weinerlich zumute, von einem allgemeinen, unbestimmten Unglücksgefühl war sie wie zerschlagen. Zugleich schien ihr, in einer noch nie erlebten Aufwallung, als sei ihr Mann so etwas wie ein Schutz gegen alle Enttäuschungen des Lebens, denn er hätte gewiß nie ... Und da weinte sie auf.

Tante Agnes ging hin und her, zierlich und erregt in den bewegten Falten ihres dunklen Sommerkleides. Vom Park her wehte ein salzig-kühles Lüftchen voll Meeresatem und tat ihr wohl. Denn sie steigerte sich, indem sie sehr gründlich erzählte. Und alles war schon viel mehr ... Eberhard war schon ein Mann, der unfaßlich schien ... Eigentlich hatte man ja nichts gesehen, als daß er diese Person küßte und mit sich in die Laube zog ... Aber wenn man nun zurückblickte ... von diesem aufhellenden Moment aus alles ansah und mit der ergänzenden Phantasie zusammenfügte! Ach blieb ja die Tatsache, daß er sich in taktloser Weise der seinem Lebensretter — seinem Lebensretter! — gegenüber eingegangenen Verpflichtungen, über dessen Hab und Gut zu wachen, zu entledigen gewußt hatte — nicht einmal fähig war er gewesen, hier ein paar Wochen im Interesse desjenigen auszuhalten, der einst für ihn sein Leben riskiert hatte.

Hebra hörte alles an, von einem dumpfen Gefühl äußersten Mißbehagens ganz unglücklich. Er war es so gewöhnt, mit sich und aller Welt im klaren zu sein. Fatalitäten, so wie die in seines Vaters häuslicher Wirtschaft, faßte er kräftig an, ohne sich im Gemüt sehr darüber beschwert zu fühlen — derlei ging ihm bloß gegen den Verstand. Aber dies nun mit Eberhard! Er kam sich auch vor seinen Damen recht blamiert vor. Ihnen hatte er doch den Freund immer als untadeligen Helden dargestellt ...

„Kinder,“ sagte er vor Hitze, Durst und Kummer ganz seiner Jovialität beraubt, „Kinder, das konnte ich doch nicht ahnen, daß er sich so verändert hat! So ein durch und durch nobler Kerl war er! Hätt' ich ihn sonst so lieb gehabt, daß ich mein Leben für ihn riskierte? ... Sag' mal selbst! Ich kann bloß denken: so das Dasein in Berlin — in Einsamkeit — ohne das Rückgrat, das der Beruf und die gesellschaftlichen Rücksichten geben — das Ganz-auf-sich-selbst-gestellt-sein verträgt ja nu mal nich 'n all und jeder ... er ist da ja doch woll so 'n bißchen gewissermaßen aus der Form gekommen ... Ja, da komme ich nicht so bald drüber weg ... Nun, Putti, wein' nicht mehr. Schließlich kennst Du die Männer nicht. Gott, an sich — so ein Kuß ...“

Er stockte ein bißchen verlegen und sah das einladende Lächeln der Trina vor sich und kam mit Räuspern an einer kleinen Erinnerung vorbei.

„So ein Kuß — na ja, das kommt mal vor ... ist alles nach den Umständen einzutaxieren. Und das ist es. Er war hier allein mit Euch — als Euer ritterlicher Schutz ... unter gastlichem Dach! Und dann seine Briefe und die Depesche und diese Abreise, ohne mich abzuwarten ... nich taktvoll. Aber nun gerad' mir gegenüber mehr als bloß taktlos. Na, ich will das bekannte Wort nur gar nich aussprechen ... 'ne Erfahrung mehr. Keine schöne. Das weiß Gott.“

In diesem Augenblick brachte Mutz den Tee für die Damen und gekühlten Mosel für den Hausherrn. Hebra goß sich förmlich gierig das Glas voll und trank. „Ah,“ sagte er erlöst, „das tat wohl, das kam wie auf einen heißen Stein.“

Und er wischte sich, plötzlich sehr viel ausgesöhnter mit dem Leben, die Lippen und sprach nochmals ermunternd: „Na, Putti, weine nicht mehr.“



Die Seufzerbrücke in Venedig. Radierung von Frank Brangwyn.



Karl Gutzkows Frauen in Leben und Dichtung.

Zum 100. Geburtstag des Dichters. Von Dr. H. H. Houben.

An einem düsteren Oktobertage des Jahres 1841 stand in Hamburg ein junger Mann am Fenster seines kleinen, vorwiegend mit Büchern und Manuskripten möblierten Arbeitszimmers und blickte in die Dämmerung hinunter, durch deren qualmigen Schleier die Laternen nur wie blasse Funken blitzten. Eine Stimmung, wie sie da draußen atembeklemmend lagerte, herrschte auch in seinem Innern. Vorgestern hatte man sein Schauspiel „Die Schule der Reichen", eine herbe Satire auf das Protzentum und die Frivolität gewisser Hamburger Kaufmannskreise, im dortigen Stadttheater ausgepfiffen und dem dreißigjährigen Dichter eine mit Skandal inszenierte Niederlage bereitet. Noch immer tobte der Aufruhr in seinem Innern, und die Verzweiflung an seinem ganzen dichterischen Schaffen würgte wie eine Mörderfaust an seiner Kehle.

Da ging die Klingel. Er öffnete selbst. Vor ihm stand ein eleganter Livreediener, überreichte ein zierliches Billett und bat um sofortige Antwort. Eine Dame der höheren Gesellschaft schrieb dem Dichter, sie habe dem Unglücksabend beigewohnt und sich über die Machinationen der siegreichen Partei geärgert. Inzwischen habe sie sich in die Vorstellung seiner Verstimmung hineinversetzt und fordere ihn auf, sich in ihrem und ihres Gatten Haus aufzuheitern. Am besten käme er gleich am nächsten Tage zu Tisch.

Welche Antwort Karl Gutzkow, denn an ihn war diese Einladung gerichtet, dem Diener gegeben, des konnte er sich hinterher nicht mehr entsinnen. Die Schreiberin des Briefes war eine Adlige, die Tochter des russischen Gesandten von Struve, die Gattin des russischen Generalkonsuls von Bacheracht. Oft war er ihrer anmutigen Erscheinung begegnet, in der Reitbahn oder auf den Wegen an der Alster. Jeder, der zur höheren Gesellschaft zu gehören schien, grüßte die stets anmutig lächelnde Frau, die, so sagte man, ohne jeden Stolz, die Herablassung und Güte selbst war. So oft unser Dichter die schöne Frau reiten und in die Welt hinauslächeln gesehen, war sie ihm wie ein ewiger Mai erschienen. Er wußte auch, daß sie eine Kollegin von der Feder war; unter ihrem Vornamen „Therese" hatte sie ein Buch mit Reisebeschreibungen und Aphorismen herausgegeben, „Briefe aus dem Süden", die sie von einer großen, bis in die Türkei ausgedehnten Reise an ihre Mutter gerichtet hatte.

Nach langem Schwanken entschloß er sich, der Einladung zu folgen. Der Tag, an dem er zum ersten Male ihr Haus betrat, sollte für ihn zu einem Ereignis werden, das sieben volle Jahre erfüllte und dessen Spuren durch sein ganzes Leben hindurch sich nicht verwischten. Es war eine kühne Tat von seiten einer Frau, der in ihrem Salon verkehrenden Gesellschaft zum Trotz den Dichter zu sich zu bitten, der von einem Teil eben dieser Gesellschaft in Acht und Bann getan worden. Gutzkow hat diesem schönen Freimut ein bleibendes Denkmal gesetzt: vergegenwärtigt man sich seinen Eintritt in Theresens Salon, so steigt unwillkürlich das Bild Judiths aus dem zweiten Akt des „Uriel Acosta" vor uns auf, die unbekümmert, ja, stolz den vom Kirchenbann Betroffenen in das Haus ihres Vaters und in die Gesellschaft der rechtgläubigen Juden führt, und wir empfinden deutlich, wer das Urbild dieses kühnen Mädchens gewesen ist.

Dieser von der Szene herab auch heute noch immer mächtig wirkende Höhepunkt in Gutzkows edelster Bühnendichtung ist überaus bezeichnend für die dichterische Psychologie im allgemeinen und für Gutzkows Schaffen insbesondere, wenn man sich dabei vergegenwärtigt, daß der Dichter des „Uriel Acosta" denselben Stoff seines 1846 geschriebenen Meisterdramas zwölf Jahre vorher in einer Jugendnovelle behandelt und gerade der Entwicklung der Heldin eine völlig andere Wendung gegeben hatte. Diese Judith van der Straaten, die im Drama voll hinreißender Begeisterung sich vor aller Welt zu ihrem Geliebten bekennt, dann aber als Buße kurzer Schwäche ihr Leben hinopfert, um den Freund seinen hohen Zielen zu retten, dieses Mädchen war nicht immer so tapfer und groß. In der Novelle „Der Sadduzäer von Amsterdam" ist sie nur ein schwächliches Weib, das, von leidenschaftlicher Liebe entflammt, sich plötzlich zu unnatürlicher Größe erhoben sieht. Aber im entscheidenden Augenblick erlahmt ihre Kraft; der Mann, zu dem sie hinaufwachsen wollte, wird ihr zu gewaltig, und sie will den Geliebten noch hinabziehen in die niedere Region, die ihre Heimat ist. Und auch in dieser Novelle treten, wenn wir die Farbendecke der Dichtung vorsichtig ablösen, die klaren Konturen einer weiblichen Gestalt hervor, die der freudeleeren, an innern und äußern Kämpfen um so reicheren Jünglingszeit Gutzkows das bitterschmerzlichste Erlebnis bereitete.

Diese Erinnerung führt uns in Gutzkows Heimat Berlin, wo er geboren, erst die Klippschule, dann das Friedrich Werdersche Gymnasium besucht und sich als junger Student von dem Druck eines beschränkten und bigotten Elternhauses mit früher Energie freigemacht hatte. Natürlich war er ein armer Teufel, der sich mühsam mit Stundengeben durch seine Semester schlug, und natürlich

studierte er aus diesem Grunde Theologie, um bald als Hilfsprediger irgendwo unterkriechen zu können. Aber diese theologischen Träume verflogen bald; der übertriebene häusliche Zwang hatte um so früher Widerspruch und Zweifel in ihm geweckt, und es bedurfte kaum noch des Sturmwindes der 1830 ganz Deutschland heftig erschütternden französischen Julirevolution, um ihn mit vollen Segeln in das politisch-literarisch Fahrwasser hineinzutreiben. Das sichere Steuer aber fehlte noch. Von der Schule aus ein tüchtiger Philologe, dachte er wenigstens in dieser Fakultät seine Studien zu dem üblichen Abschluß zu bringen und die Anwartschaft auf eine Oberlehrerstelle zu gewinnen. Aber kurz vor dem mündlichen Staatsexamen warf er alle die Pläne über den Haufen, und seit dem Sommer 1833, wo sein erster Roman „Maha Guru" erschienen war, der wunderlicherweise in Sven Hedins geliebtem Tibet spielt, war er entschlossen, sich sein Leben nach freiem Ermessen durch den Ertrag seiner Feder zu gestalten. Was ihm den Entschluß erschwert hatte, war die Rücksicht auf eine Braut, die der Kandidat der Theologie dereinst als wohlbestallter Pfarrer heimzuführen gedachte. Es war nicht das erste Ereignis in des Dichters Liebesleben. Den Eseleien der Schülerliebe war auch er nicht entronnen, und wie er sich als achtzehnjähriger Student in wehrloser Gutmütigkeit plötzlich mit der — Schwester seiner Geliebten verlobt sah, diesen eigenartigen Konflikt hat er in einem Roman „Seraphine" später selbst geschildert. Aber das waren nur Episoden, die dem psychologischen Scharfsinn zugute kamen. Das Verhältnis zu Rosalie Scheidemantel dagegen trug die volle Gewähr der Dauer in sich und hinterließ, als es zu Ende war, Herzensnarben für ein ganzes Leben.

Ein liebreizendes Kind von fünfzehn Jahren war Rosalie, als Gutzkow sie kennen lernte, die Tochter eines Berliner Bürgers aus der Biedermeierzeit, der erst Buchhalter, dann Teilhaber der Lampenfabrik Stobwasser und Scheidemantel war; Berliner Witzbolde pflegten den Namen der Firma in „Stobmantel und Scheidewasser" zu verdrehen. Familientradition schildert ihn als eine stille, philosophisch geartete Natur, die im lebhaften häuslichen Kreise eine Existenz für sich führte, stets über einem Buche betroffen wurde und an dem jungen Freunde seiner Tochter, der ebenso in der Literatur- und Bücherwelt aufging, sinnigen Anteil nahm. Die Mutter war wenig gebildet, temperamentvoll und herrschsüchtig; eine eifrige Besucherin der Berliner Kaffeegärten, hielt sie auch im Hause auf lebhaften, geräuschvollen Verkehr. In ihrer Wohnung, Kochstraße 70, wo auch der alte Holzschneider und Schriftsteller Gubitz wohnte, hielt sie alle Sonnabend „Zerkle", zu dem auch Gutzkow durch einen Freund eingeführt wurde; hier las er seine ersten Dichtungen vor, und bald ward ihm der Besuch dieses Hauses zu einer traulichen Gewohnheit des Daseins, die ihm das unwirtliche Elternhaus ersetzte. Rosalie, die ältere von zwei Töchtern, hatte die sanfte, liebenswürdige Natur ihres Vaters, aber ein Tropfen von dem unruhigen Blute der Mutter war auch in ihr zu verspüren. Wie flüchtige Erinnerungen sie schildern und der Bleistift eines Hausfreundes sie in einem Bilde festgehalten hat, war sie nicht gerade eine Schönheit; ein liebes, frisches, naives Gesichtchen schaut uns entgegen, das den Mangel an Adel der Linie über den lebhaften Farben der prächtigen blauen Augen und des dunkeln Haares, über dem Reiz der feinen weißen Haut vergessen ließ.

Das waren glückliche Monate, wenn der einundzwanzigjährige Bräutigam aus dem Semester zurückkehrte, das er halb nur noch als Student, halb schon als Literat in Heidelberg, Stuttgart oder München zubrachte, und er nun alltäglich, Sonntags im blauen Frack, seine Schritte zur Kochstraße lenkte, Blumen, Bücher, Noten und oft auch eigene Verse mit sich führend, Liebesgaben, die dann im kichernden Kreise gleichaltriger Freundinnen mit nur zu wenig Heimlichkeit geräuschvoll bewundert wurden. Oder er begleitete sie zur nahen Dreifaltigkeitskirche und erwartete sie nach der Predigt, denn die Zeit, wo auch er sich noch von der Gedankenharmonie des berühmten Friedrich Schleiermacher in eine religiös-lyrische Stimmung versetzen ließ, war längst vorüber. Und wenn er in der Ferne weilte, dann hatte die Kleine zwischen all den Nichtigkeiten, die den Tag verschlangen, ernsthaft viel zu tun, um die aus einer ihr so fremden, unbekannten Sphäre kommenden, inhaltreichen Briefe des Geliebten zu beantworten, und das reizende Köpfchen rauchte bisweilen, wenn sie sich so rechte Mühe gegeben, in zahlreichen Absätzen, zwischen denen ihr oft eine Unterbrechung nicht unwillkommen war, einen Brief zustande zu bringen, der der Braut eines Dichters nicht ganz unwürdig war. Und welche Not hatte sie, hin und wieder ein Blättchen hinausflattern zu lassen, das den Augen der mit dieser Brautschaft gar nicht einverstandenen Mutter verborgen blieb. „Wenn Du sehen könntest, wie ich postirt bin," schreibt sie einmal in solch einem durchgeschmuggelten Briefe, der in errötender Scheu „Du" und „Sie" bunt durcheinander stammelt, „Du müßtest aus vollem Halse lachen, denn mir selber komme ich in allem Ernste komisch vor. Auf einer kleinen Fußbank sitz' ich und thue so, als stopft' ich Strümpfe. Neben mir der Notenstuhl, hinter mir der Ofen, der Don Juan dient mir zur Unterlage, und jedesmal wenn ich die Thüre gehen höre, werf' ich mein Papier fort und bin fleißig. Bei diesem Allem ist mir aber doch, als thät' ich Unrecht, denn mein Herz pocht gewaltig, und nur der Gedanke an Dich, Deine Liebe macht mich so erfindungsreich. Heute ist Dienstag und gestern war

Montag, des Montags hatten wir uns gewöhnlich sehr lieb, und an solchen Tagen haben wir uns nie veruneinigt, heute aber werde ich zu Märckers gehen, weil ich eingeladen bin. Wie schwer es mir wird, auszugehen und den weiten Weg allein zu machen, wahrscheinlich werde ich meinen Arm ausstrecken um ihn Dir zu geben, und er wird zurücksinken und wenn ich mich nach langem Reden zu Dir umsehe, so bist Du nicht da, hat alles mir geträumt. Morgen mehr, weil das Papier zu Ende ist." Uff! Der Absatz wäre glücklich erreicht. Aber wenn sie dann von den gemeinsamen Bekannten erzählt, da klappt die kleine Plaudertasche so leicht nicht zu, und nicht wenig stolz ist sie, wenn sie berichten kann, daß in der Schneiderstube Pauline Polzfuß ihr in echtem Berlinisch erklärt hat: „Ihr beide paßt gar nicht vor einander; er ist zu hübsch für Dich und Du bist zu gut vor ihm."

Aber wie wesensfern lag diese kleinbürgerliche Idylle dem mehr und mehr sich unter den Augen der Öffentlichkeit abspielenden Lebenskampf des werdenden Schriftstellers! Ja, wenn er Rosalien aus diesem heimatlichen Boden hätte verpflanzen dürfen; schon der Gedanke an solche Möglichkeit aber brachte die Mutter in leidenschaftlichste Aufregung. Ein Fluchtplan aus Berlin wurde dennoch von der beherzter werdenden Tochter erwogen; Gutzkow weilte damals in Stuttgart, ein Freund sollte sie auf der Reise begleiten; alles war verabredet und vorbereitet; aber im letzten Augenblick sank ihr der Mut. Und einer zweiten Prüfung war sie noch weniger gewachsen. Im Februar 1834 starb ihr Lieblingsprediger Schleiermacher, und sein Tod gab Gutzkow Anlaß zu einem Nekrolog, der die ursprüngliche freie geistige Entwicklung des großen Theologen hervorhob, die nur in der Schwäche und dem Ruhebedürfnis des Alters ihr natürliches, aber bedauernswertes Ende gefunden habe. Dieser Nekrolog machte in Berlin das größte Aufsehen. Für Rosalien war Schleiermacher der Inbegriff der Religion selbst gewesen. Das war zu viel! Mit dem, der vor der hehren Gestalt ihres angebeteten Predigers keine Ehrfurcht in ihrem Sinne mehr hatte, konnte sie keine Gemeinschaft haben! Wenn auch das Herz verblutete — hier stand sie zu ihrer Mutter, die in maßloser Entrüstung den „Gottesleugner" von der Schwelle wies. Hier haben wir die Judith der Novelle „Der Sadduzäer von Amsterdam", die Gutzkow, nachdem sich der erste Schmerz gelegt, im Sommer 1834 zu Hamburg als ein Stück seines eigenen Lebens niederschrieb. Verwunden haben sie beide diese herbe Enttäuschung ihrer Jugend nicht.

„Als wir uns beide einst getrennt,
Ich heller Zorn, Du nicht im Frieden,
Da ließt Du mir, Du riefst sie selber nicht —
Die quälendste der Eumeniden."

schrieb Gutzkow damals in sein Tagebuch. Als er die Geliebte sechs Jahre später einmal wiedersah, gab ihm diese erschütternde Begegnung die Anregung zu seinem Schauspiel „Werner", dessen heute allzu tränenfeuchte Sentimentalität nur die persönliche Stimmung des Dichters wiedergibt, und noch in seinem vergrämten und verbitterten Alter hat er der Jugendgeliebten wehmütig heiße Worte der Erinnerung geweiht. Rosalie ist 1871 unvermählt in Berlin gestorben; sie wurde eines jener immer seltener werdenden Hausmütterchen, das sich ganz der Erziehung der Kinder ihrer früh gestorbenen Schwester widmete.

Ein wunderliches Spiel des Lebens, daß hier der Name eines Mannes zwei Herzen voneinander schied, der eher dazu berufen schien, daß sich in seinem Zeichen zwei junge Menschen aufs engste miteinander verbanden. Umstrahlte doch Schleiermacher ein Abglanz reicher Liebesfreuden, die er selbst genossen oder deren Zeuge er in dem Kreise der romantischen Schriftsteller, aus dem er hervorgewachsen, gewesen war. In der Kometenbahn der beiden Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ludwig Tiecks und ihrer vielen Freunde glitzert eine Fülle weiblicher Schwarmgeister, die weit mehr als die deutsche Frau dies bisher gewagt, durch ihre eigenwillige Lebensführung die Öffentlichkeit beschäftigten und wie die böse Stiefmutter im Märchen die guten und die schlechten Linsen der Sitte und Unsitte mit Vorbedacht zusammenschütteten, um dem Aschenbrödel ihres Jahrhunderts saure Arbeit zu machen; hier sind die Tauben noch immer dabei, die „guten ins Töpfchen" und „die schlechten ins Kröpfchen" auseinander zu picken. Von Friedrich Schlegels Dorothea, dem Urbild seiner frostigen „Luzinde", bis zu Henriette Herz, die ihren Seelenfreund Schleiermacher — so pflegte der Stift des Karikaturenzeichners das aufzugreifen — in ihrem „Ridicül" allenthalben mit sich führte, liegt über dem minniglichen Zeitalter der deutschen Romantik eine etwas schwül-sinnliche Atmosphäre, deren Schwankungen und Strömungen noch bis heute nicht konstant geworden sind. Das Zeitalter des „Jungen Deutschlands", das die Romantik ablöste und dem Gutzkow angehörte, war schon gewohnt, darin zu atmen. Aber wenn es sich auch noch ungenierter gebärdete, überwältigt wurde es von den Künsten des Gottes Eros nicht, und es empfand zeitweilig sehr viel andere Fragen als weit wichtiger denn das Verhältnis von Geschlecht zu Geschlecht. Neben der deutschen Politik war es die religiöse Frage, die die Gemüter beschäftigte und ängstigte. Den sanften Schleiermacher hatte ein gütiges Geschick hinweggerafft, ehe die kritischen Giganten wie David Friedrich Strauß seinen poesieverklärten friedlichen Himmel stürmten; das junge Geschlecht stand mitten in diesen geistigen Feldzügen, und gerade bei Gutzkow schloß sich die erotische

und die religiöse Frage zu einer verhängnisvollen Einheit zusammen. Nach dem Bruch mit Rosalie mußte dem stark satirisch veranlagten Jüngling das bürgerliche Milieu, in das er sich beinahe verloren hätte, philisterhaft und beschränkt erscheinen. Nun tauchte die Erinnerung an manche Stunden auf, in denen selbst die Geliebte des ganzen verschönernden Reizes junger Neigung bedurft hatte, um aus ihrer Umgebung hervorzustrahlen, und das Backfischgeplauder ihrer Freundinnen klang ihm nun mit einem Male so albern in die Ohren, daß er sich nicht enthalten konnte, über die minderwertige Durchschnittsbildung des weiblichen Geschlechtes ein kräftiges Wörtlein zu sagen. Er tat dies in einer Vorrede zu einem von ihm veranlaßten Neudruck eines damals ziemlich verschollenen Büchleins, das Friedrich Schleiermacher in seiner jungen Sünden Maienblüte über das schon erwähnte Werk eines Freundes, Friedrich Schlegels „Luzinde", geschrieben hatte. In diesen Gedankenkreisen fortwühlend, fragte der junge Schriftsteller weiter: Was wird aus solchen, von keinerlei Weltanschauung getrübten weiblichen Gehirnen, wenn doch einmal das schwerste aller Probleme, das religiöse, sie überfällt und der Cherub des Zweifels sie aus dem Paradiese des Glaubens treibt? Was anders als Verzweiflung kann das Ende sein? Dieser Konflikt mit seinem hoffnungslosen Ausgang wuchs sich dann bei Gutzkow zu einem Romangebilde aus, zu der berüchtigten „Wally", die im Jahre ihres Erscheinens, 1835, einen ungeheuren Skandal heraufbeschwor. Für den normalen Leser ist sie heute ziemlich ungenießbar, weil sie als Dichtung sehr geringe Reize besitzt; als Problemschwellung dagegen gehört sie zu den anziehendsten Objekten des historischen Anatomen und weist noch immer zahlreiche Beziehungen zur Gedankenwelt der Gegenwart auf; ich erinnere nur an den in Frenssens „Hilligenlei" wieder aufgenommenen Versuch, die Lebensgeschichte Jesu in Form einer Romanepisode zu bewältigen. Daß vor zwei Menschenaltern und noch dazu im selben Jahre, wo „Das Leben Jesu" von David Friedrich Strauß erschien, der Dichter dieses Stoffes noch nicht mächtig war und nur der Kritiker hier sich vordrängte, ist selbstverständlich. Jeder Stoff braucht seine Zeit, um sich als Gegenstand der Poesie abzuklären.

Diese unglückliche und abstoßende „Wally" ist das psychologisch-dichterische Resultat von Stimmungen, die den jungen Gutzkow in den Jahren überwältigten, in denen der Einfluß der Frauen auf das Gemüt des Mannes am stärksten zu sein pflegt, und es bedurfte einer Reihe von wohltuenderen Eindrücken, um die Schatten aufzuhellen, die von jenen Ereignissen auf das ganze weibliche Geschlecht gefallen waren. Den Höhepunkt dieser Entwicklung bei Gutzkow habe ich im Eingang schon geschildert; die aufwärts steigende Linie läßt sich durch seine Werke hindurch bis 1846 deutlich nachweisen. Natürlich ist bei solchen Entwicklungen das persönliche Erleben ausschlaggebend; nicht unwirksam ist aber auch ein allgemeiner Zug der Zeit, der jenem parallel läuft. Es bildeten sich allmählich andere Anschauungen über Frauenwert und Frauengröße heraus. Epochemachend für diese Wendung war ohne Zweifel der tragische Tod der Charlotte Stieglitz, die sich 1834 mit stoischer Ruhe den Dolch in die Brust stieß, um durch einen erschütternden Schmerz den schlafenden Dichtergenius ihres Gatten zu wecken. Jahrelang hat man von diesem Ereignis gesprochen und geschrieben, manche haben die Selbstmörderin verlacht, manche aber auch sie bewundert und als eine Märtyrerin ihrer Zeit gefeiert. Und wenn es sich hier nur um ein unseliges Frauenschicksal handelte, so sorgten geistig bedeutendere weibliche Erscheinungen dafür, daß Gutzkows grimmiger Vorwurf: „Sie können nicht teilnehmen am großen Kampfe der Zeit!" allmählich verstummen mußte. Die ganze geistige Perspektive der Zeit von 1810 etwa bis 1835 ist vielleicht nirgends mit so scharfem, unbefangenen Auge gesehen wie von Rahel Varnhagen, deren Briefe ihr Gatte nach ihrem Tode mit frommer Pietät der Welt zugänglich machte, und es war keine Übertreibung, wenn geistreiche Zeitgenossen wie der Fürst Pückler-Muskau die erste jener Veröffentlichungen als das „Buch Rahel" (1834) bezeichneten. Von nicht so blitzender Schärfe und Wucht waren die elektrischen Schläge, die von Bettina von Arnims Wirksamkeit ausgingen; wie ein lieblicher Elfe aus dem Sommernachtstraum taumelt das „Kind Goethes" durch die Literatur, um hier die Johanneswürmchen ihrer Poesie in Scharen aufflattern zu lassen, dort dem schläfrigen deutschen Michel die Zipfelmütze in Brand zu stecken und allenthalben mit keckem Wort das schöne Recht des Lebens zu verkünden. Schriftstellerinnen im eigentlichen Sinne waren sie beide nicht, und es ist bezeichnend für die ganze hier angedeutete Kulturströmung, daß sie auch erst den Begriff der Schriftstellerin in mancherlei Varietäten zur Erscheinung gebracht hat. Auch die Frauen der Romantik waren keine Schriftstellerinnen im heutigen Sinne, und ebenso selten ist die schreibende Frau im klassischen Zeitalter. Das wird in den dreißiger Jahren anders. Abgesehen davon, daß hier eine Dichterin aufstand, die auch die Mehrzahl ihrer männlichen Kollegen um Haupteslänge überragte, Annette von Droste-Hülshoff, zählt die Literaturgeschichte um die Mitte des XIX. Jahrhunderts eine ganze Reihe starkgeistiger Frauen, wie zum Beispiel die Gräfin Ida Hahn-Hahn, Fanny Lewald und manche andere, deren literarische Leistungen uns das psychologische Verständnis für ihre Epoche vermitteln. Und die Zeitgenossen durften Zeugen sein, daß der Heldenmut der Frauen, der sich bei Gelegenheit der Befreiungskriege

mannigfach bewährt, noch keineswegs ausgestorben war. Auch in den Tagen der „Demagogen-Verfolgungen" erstanden Frauen, die das Schicksal ihrer Männer, Verbannung und Gefängnis, mutig teilten oder gar mit List und Verschlagenheit eiserne Fesseln zu brechen wußten. So befreite die Gattin des Politikers und Schriftstellers Wilhelm Schulz ihren Gatten mit hoher Gefahr aus dem Gefängnis zu Babenhausen. Die Frau eines andern Politikers, Dr. Wirth, tat das gleiche, und die tapfere Johanna Kinkel leitete die ganze Verschwörung, die ihren Gatten aus den Mauern Spandaus entführte. Und an stillem Heldenmut ist die Zeit nicht minder reich; es genügt, hier nur Friedrich Hebbels aufopferungsfreudige Beschützerin Elise Lensing zu nennen.

„Ich selbst fand die Hand eines Mädchens, das sich in der Zeit meines Unglücks bewährt hatte," sagt Gutzkow von seiner ersten Frau Amalie Klönne, die er, kurz nachdem er seine „Wally"-Sünden im Mannheimer Gefängnis verbüßt hatte, trotz der aussichtslosen Unsicherheit seiner durch jenes Ereignis zerrütteten Existenz heimführte. Sie war eine Frankfurterin, die Stieftochter des dortigen Generalkonsuls Freinsheim, in dessen Hause Gutzkow im Sommer 1835 wohnte, und kaum zwanzig Jahre alt, als Gutzkow, der vierundzwanzigjährige, schon bekannte Schriftsteller ihr zuerst begegnete. Er gab damals ein Literaturblatt zu einer dortigen Zeitschrift „Phönix" heraus und blies hier seine kritische Fanfare, so kriegerisch keck und frisch, daß das Echo von allen Seiten widerhallte. Und neben der überreichen Fülle seines eigenen Schaffens war er so verschwenderisch mit Anregungen und literarischen Plänen, daß sich um ihn als Mittelpunkt schnell ein Kreis talentvoller Berufsgenossen bildete, der die freundliche Mainstadt für einige Zeit zu einem Zentrum der deutschen Literatur erhob. Grund genug für ein aufgewecktes, gebildetes Bürgerkind, den Mitbewohner ihres Elternhauses interessant zu finden. Amalie war eine begabte Klavierspielerin, und Gutzkow hatte in jungen Jahren einen klangvollen Bariton, der sich noch schneller ins Herz hineinsingt als der lyrische Tenor. Dann kam mit einem Schlage der jähe Wechsel der öffentlichen Meinung, aus der in der „Wally" und manchen kritischen Hinrichtungen tollkühn geworfenen Saat erwuchs ein Heer von Feinden, die Polizei rüstete gegen die junge Literatur, und zur selben Zeit, wo Gutzkow um das Frankfurter Bürgerrecht einkam, um Amalie heimzuführen, öffneten sich statt der ihrigen die Arme des Mannheimer Gefängnisses zu zwölf höchst peinlichen Flitterwochen. Erst am 18. Juli 1836 fand die Trauung des jungen Paares statt. In seinen „Rückblicken" hat Gutzkow es seiner ersten Frau mit Dank nachgerühmt, daß ihr edler Glaube und ihr Vertrauen ihm die schwere Aufgabe, sich nach jener Katastrophe wieder im Leben zurechtzufinden, erleichtert hätten. Vielleicht lag gerade in dieser Situation die Gefahr für die Zukunft ihres Verhältnisses. Die Heirat wurde sehr plötzlich beschlossen, infolge einer unüberlegten Unterredung, wie Gutzkow später mehrfach geäußert hat; verfolgt und verhetzt, rettete er sich an die Brust eines Weibes, das ihm unter anderen Umständen vielleicht nicht mehr als eine liebe Bekanntschaft gewesen wäre. Teilnahme im Unglück verführt ja so leicht dazu, den Dank in Liebe darzubringen. Es ist gewiß, daß in der ersten fröhlichen Zeit der jungen Ehe viele Dämonen der eigenen Brust zum Schweigen kamen. Aber Gutzkow war ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, der mit der Welt noch keineswegs abgeschlossen hatte, um sich behaglich in den Frieden seines häuslichen Herdes zurückzuziehen; er hing noch an ihr mit klammernden Organen, und dieser faustische Drang, die Fülle der Erscheinungen zu erfassen, hat ihn bis in die Krankheit seines Greisenalters hinein nicht verlassen. Was er seinen „Uriel Acosta" rufen läßt:

„Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn,"

das ist ihm selbst aus der Seele gesprochen. Und wenn wir die ungeheure Weite seines Schaffens übersehen, wenn wir das Gewimmel lebender Menschen allein schon in seinen großen Romanen „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom" betrachten, so muß man noch immer erstaunen, daß zwei Augen allein das alles gesehen haben.

Der Beruf selber brachte manches mit sich, was in eine gut bürgerliche Ehe nicht recht hineinpaßte. Zahlreicher persönlicher Verkehr nahm ihn in Anspruch, und es mag wohl richtig sein, wenn ihm sein eignes — Dienstmädchen im Punkte der häuslichen Solidität ein sehr bedenkliches Zeugnis ausstellte. Kein Geringerer als Karl Immermann berichtet das; als er 1837 auf der Durchreise Gutzkow besuchen wollte, gelang es ihm nicht, ihn zu treffen, und die Magd erklärte, daß man von ihrem Herrn nie wisse, wann er nach Hause komme. Ein Ende 1837 notwendiger Wechsel des Wohnorts hatte auch eine innerliche Trennung der Ehegatten zur Folge. Amalie konnte ohne die Nähe ihrer Mutter ihres Lebens nicht froh werden; Hamburg nun gar, wo Gutzkow bis Ende 1842 lebte, war ihr unerträglich, und so brachte sie denn die meiste Zeit bei ihren Eltern in Frankfurt zu. Sie wurde Mutter dreier Söhne, denen die rheinische Luft weit besser bekam als der Hamburger Nebel. Nur der ehelichen Gemeinschaft war dieses halbe Junggesellendasein nicht zuträglich, und so war es immerhin begreiflich, wenn schließlich eine andere Frau die Gattin verdrängte.

Über Therese von Bacheracht, die von 1842 bis 1849 in Gutzkows Leben eine tiefeinschneidende Episode bildet, herrscht bei ihren Zeitgenossen nur eine Stimme, sowohl über ihre anmutige Schönheit wie über ihr

wahrhaft bezauberndes Wesen, das sie zu einer überall sieghaften Erscheinung machte. Sie war die Anmut selbst, erzählt Feodor Wehl, und in gleichem Tone sprechen von ihr Levin Schücking, Karl Frenzel und Fanny Lewald; selbst Heine war von ihrer Schönheit betroffen.

Die Literatur hatte die beiden zusammengeführt und gab auch während der nächsten Jahre ihrem Verkehr einen Inhalt, der besonders für Gutzkow von hoher Bedeutung gewesen ist. Er hat in diesen Jahren die Mehrzahl seiner sonnigsten Werke geschaffen, „Zopf und Schwert", „Das Urbild des Tartüffe" und vor allem den „Uriel Acosta", der unter Thereses Augen in Paris niedergeschrieben wurde. In Gutzkows Skizzenbüchern finden sich Entwürfe von ihrer Hand; das Problem, das Gutzkow in einem Trauerspiel „Liesli" behandelte, geht auf ihre Erzählung zurück. Alles, was er Neues schuf, fand zunächst den Weg zu ihr, und da er ziemlich undeutlich zu schreiben pflegte, ließ sie es sich nicht nehmen, das meiste davon zu kopieren. Es gab Wochen, erzählt der Stuttgarter Hoftheater-Intendant Feodor Wehl, in denen sie die Feder für ihn fast nicht aus den Händen ließ. „Viele Theaterbücher hat sie nach seinen späteren Umänderungen eingerichtet. So traf ich hier am Stuttgarter Hoftheater ein Soufflierbuch des ‚Uriel Acosta', in dem ich auf den ersten Blick ihre gefälligen, klaren Federzüge erkannte. Da standen sie wie Hieroglyphen des Glücks, leicht gezogen, anmutig geschwungen, reizend wie die Hand, die sie auf das Papier geworfen. Regisseur, Szenerieinspektor, Darsteller hatten sie gesehen und dabei nichts gedacht und empfunden. Mich berührten sie wie ein Gruß aus einer anderen Welt, und ich mußte mich niederbeugen und sie küssen. Meinen Augen lebten sie und in ihnen eine ganze Welt von Gedanken, Empfindungen und Träumen im sanften Rosenschimmer der Erinnerung." Ebenso wie Wehl habe ich die vertrauten Schriftzüge Thereses in manchen Soufflierbüchern gefunden. Sie verschmähte es nicht, „kleine Reklamen" für die Werke Gutzkows in Zeitungen zu verbreiten; sie verfolgte alles, was über ihn öffentlich gesagt wurde, jedes Lob machte ihr Freude, jeder Tadel entsetzte sie. „Sie hätte gern alle Welt mit der Bewunderung für ihn erfüllt, die sie für ihn hegte," erzählt Wehl weiter. „Sie erblickte in ihm den ersten Schriftsteller Deutschlands und ging völlig in seinen Werken auf. Dabei war ihr Urteil stets fein und sinnig beobachtend und ihr Ausspruch desselben, wenn auch immer anerkennend, doch keineswegs unselbständig. Gar mancher kleine und doch bedeutsame Zug ward von ihr den Arbeiten Gutzkows einverleibt."

Daß dieses Verhältnis zu Therese schwere Konflikte in Gutzkows Leben heraufbeschwor, ist selbstverständlich. Sie und Amalie waren Gegensätze. Letztere die sorgsame, treue Hausfrau, der das Glück der Häuslichkeit und der Kinder über alles ging; erstere die große Weltdame, die über die Enge des Hauses hinaussah. „Deine Kräfte," schrieb sie einmal an Gutzkow, „gehören größeren als den ehelichen Kreisen. Kein Mann ist für die Ehe geschaffen, sobald sie in ihrer gewöhnlichen Form besteht. Die Ehe entwickelt nie, aber sie entwürdigt oft." Das klingt fast so unwiderleglich, wie eine Losung unserer modernen Frauenrechtlerinnen, aber Gutzkows ruheloser Natur war diese Beobachtung nur allzu richtig abgelauscht, und er war für Therese der Maßstab. Auch Gutzkow hat im vergrämten Alter die Ehe überhaupt eine furchtbare Fessel für die freie geistige Entwicklung genannt.

Daß auf beiden Seiten Wünsche genährt wurden, die auf eine gewaltsame Lösung des Konfliktes hinausliefen, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Aber sie hatten schließlich nach hartem Kampfe resigniert; Therese hatte sich daran gewöhnt, Gutzkow als den Gatten einer anderen zu sehen. Ihre Briefe an ihn sind ein schönes Dokument einer Liebe, die ausdauert, selbst wo ihr nie Ruhe und Frieden winkt. Die ersten Zeilen in einem neuen Lebensjahr, in einer neuen Wohnung gelten ihm; sie hatte den Kampf mit dem Herkömmlichen kühn bestanden, denn sie lebte trotz dieser Verhältnisse noch bis 1849 in äußerlicher Gemeinschaft mit ihrem Gatten. Ergreifend sind manche jener vergilbten Blätter, in denen Therese ihr einsames Tagewerk schildert. Einmal schreibt sie: „Wäre nicht von mir die Rede, so könnte ich sagen: wer so viel ungeweinte Tränen in seinem Herzen getragen und doch so liebreich geblieben ist, der muß guten Ursprungs sein! Ja, ich will gut bleiben und treu obendrein, treu in der Gesinnung und rechtlich in der Tat. Da soll kein Tag und keine Nacht, keine Handlung und kein Traum, keine Begebenheit und kein Wunsch sein, der sich nicht auf Dich bezöge! Und hätte mir das Schicksal auch noch manches Harte bestimmt, so würde ich dennoch nicht aufhören, Dich zu lieben."

Da starb im April 1848 in Berlin, wo sie mit ihrem Gatten Augenzeugin der Märzrevolution gewesen war, Gutzkows Frau, und nun ging eine strahlende Hoffnung vor Therese auf. Den Dichter aber warf dieser plötzliche Schlag völlig nieder; gerade die letzten Jahre über hatte sich die Ehe zu einer stillen, wohltuenden Zufriedenheit gestaltet, er war älter und ruhiger geworden mit seinen heranwachsenden Söhnen, und nun dieser Blitzstrahl vom heitern Himmel herunter! Eine schwere Zeit selbstquälerischer Vorwürfe begann, und in dieser fast verzweifelnden Stimmung konnte seine reizbare Natur ein heller Strahl fremder Hoffnung nur zur grausamen Bitterkeit aufstacheln. Hier stieg eines der ungelösten Rätsel des männlichen Herzens, von denen auch einmal die Rede sein sollte, wie ein graues Gespenst

empor. Der Tod der Gattin, die unter der Freundschaft mit Therese so viel gelitten, der Zweifel, ob die vom Glück verwöhnte Frau sich dem Haushalt eines bürgerlichen Schriftstellers anpassen könne, ein Rest von proletarischem Stolz, der den Abkömmling aus niederem Stande spröde gegen den Adel machte, der Ekel vor der Öffentlichkeit, alle diese Empfindungen kamen zusammen, um auch die kleinste liebevolle Taktlosigkeit, den geringsten Schein der Forderung und Mahnung in ein unsühnbares Vergehen zu verwandeln, über das sich der Mann nicht hinwegsetzen konnte. Durch Fanny Lewalds Dazwischentreten kam es in Dresden, wo Gutzkow damals lebte, zu einer Auseinandersetzung, die in schroffem Mißklang endete. In den „Rittern vom Geist", in einer Szene zwischen der leidenschaftlichen Helene d'Azimont und dem Prinzen Egon, hat der Dichter später diese Abschiedsstunde von Therese festgehalten: „In dem Augenblick, Helene, als Du von der Ehe sprachst, da sah ich Dich mit einem Blatt Papier und einer Feder in der Hand. Schreibe, daß Du mich lieben willst, oder kraft dieses Blattes mach' ich Dir das Leben zur Hölle. So klang es mir ins Ohr. Mußt' ich nicht fliehen?"

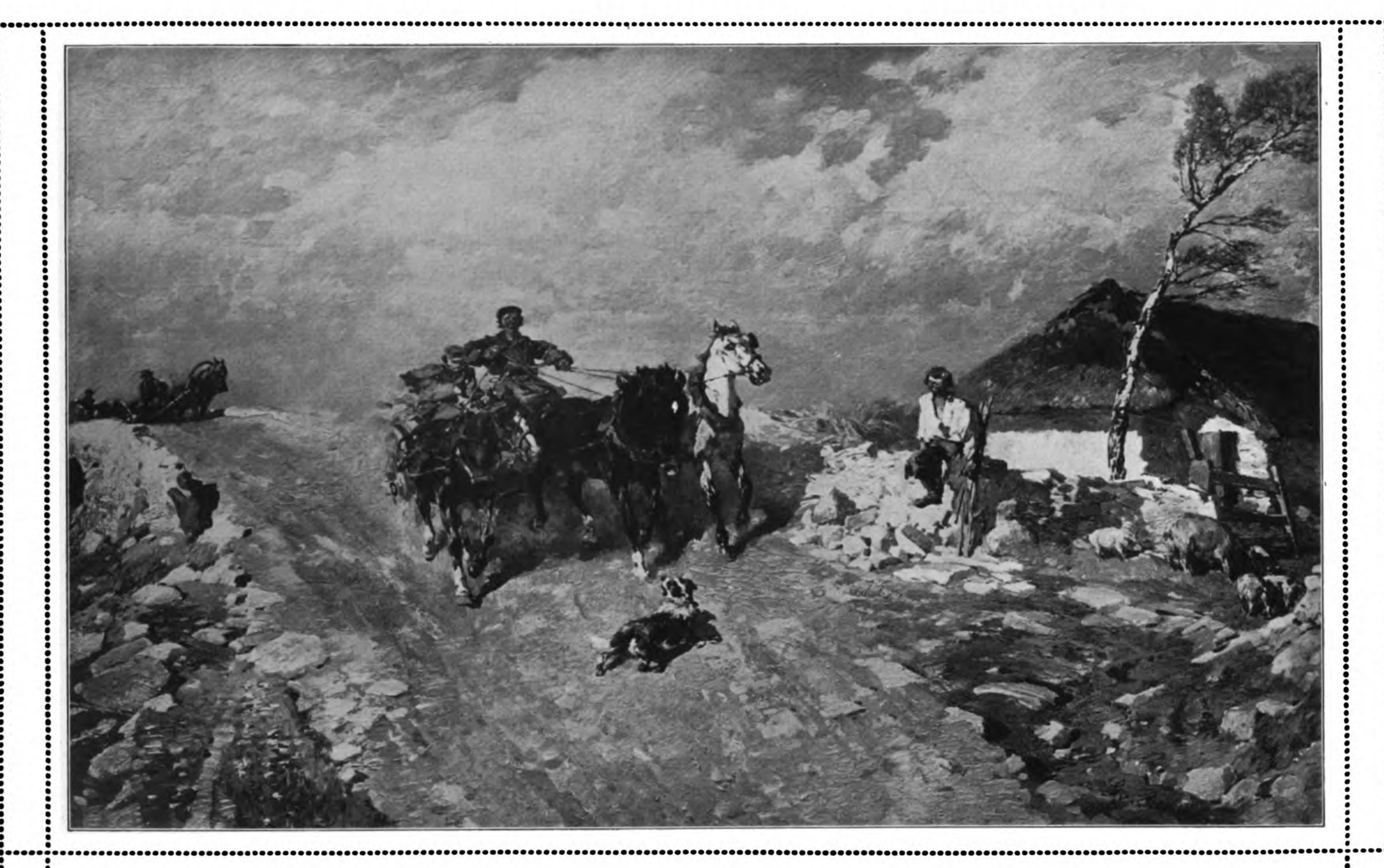
So gingen Gutzkows Wege und die Theresens auseinander; sie heiratete im nächsten Jahre einen Vetter und wanderte nach Java aus, um bald zu sterben. Und auch er entschloß sich zu einem neuen Ehebunde mit einem jungen Mädchen, das eine Cousine seiner ersten Frau und mit seinen Söhnen als eine ältere Gespielin herangewachsen war, mit Bertha Meidinger. Im Sommer 1849 weilte er längere Zeit in Frankfurt, im Kreise der Familie Amaliens, und als Verlobter kehrte er nach Dresden zurück. Am 19. September 1849 fand die Trauung statt, und ein neues Leben, eine neue Jugend brach für den fast Vierzigjährigen an, nicht nur den Menschen, sondern auch den Schriftsteller. Als ob diese völlige Umgestaltung seiner Existenz, der Bruch mit der Vergangenheit und der mutige Angriff auf eine neue Zukunft tausend schlummernde Kräfte in ihm befreit hätten, machte auch seine dichterische Produktion eine entscheidende Wendung. Bereits im Oktober 1849 war Gutzkow in der Arbeit an einem großen Roman vertieft, neben dem für einige Zeit nichts anderes aufkam: sein Titel lautete „Die Ritter vom Geist", ein Riesenwerk in neun Bänden, das durch die Größe der Konzeption und Schärfe der Charakteristik noch heute einzig dasteht und sowohl in der Literatur, wie in der Lebensgeschichte Gutzkows selbst Epoche machte. Gleichwertig daneben trat zehn Jahre später Gutzkows zweiter Kulturroman „Der Zauberer von Rom", der den grandiosen Versuch machte, die heute nur immer brennender werdende Frage des Ultramontantismus in deutschem Sinne zu lösen und die gleichen unerreichten Vorzüge der Charakteristik innerhalb einer ungeheuren Fülle von Personen aufweist. Diese beiden Romane umschließen den Höhepunkt des Gutzkowschen Schaffens als Romanschriftsteller, und die Popularität, die er durch sie bei dem deutschen Publikum gewann, veranlaßte ihn dazu, von 1852 ab eine volkstümliche Wochenschrift herauszugeben, deren Titel „Unterhaltungen am häuslichen Herd" ebenso wie die Titel jener beiden Romane unter die geflügelten Worte eingereiht werden dürfte. In dieser Zeitschrift erschien unter zahllosen anderen Arbeiten Gutzkows Novelle „Die Nihilisten"; eine Heldin dieser Novelle, „Frida, das Kind Gottes", (ein rheinischer Ausdruck etwa für ein harmloses enfant terrible), ist vielleicht die lebensvollste, gewiß aber die liebenswürdigste Frauengestalt, die dem Charakterzeichner Gutzkow je gelungen ist, und mancherlei spricht dafür, daß er in ihr seine noch mädchenhaft junge zweite Gattin Bertha zu schildern versucht hat.

Von dem naturgemäßen Schicksal des Witwers, der eine zweite Ehe mit einer weit jüngeren Frau eingeht, blieb aber auch Gutzkow nichts erspart. Der Altersunterschied von 16 Jahren machte sich im Laufe der Zeit nur um so bemerkbarer, und als dann die schlimmste Katastrophe in seinem Leben eintrat, als Gutzkow vom Verfolgungswahn befallen wurde und dieser Schatten seit dem Jahre 1865 nie mehr ganz von seinem Leben weichen wollte, konnte von dem anfänglichen Glück der zweiten Ehe nur noch in der Erinnerung die Rede sein. Drei Töchter hatte ihm Bertha geboren, aber was zuerst die Freude des noch lebenskräftigen, zukunftfrohen Mannes war, wurde mehr und mehr die laute Last des vergrämten, verbitterten Alters. Die Frau stand noch auf der Höhe ihres Lebens, die Töchter wuchsen heran und wollten noch erst die schöne Welt kennen lernen; das hatte natürlich andere Wünsche, als sich in die Einsamkeit eines Parkes, fern von allen Menschen zu vergraben, um nur seinem Grübeln und Schaffen zu leben, was des alten Gutzkow Bedürfnis war. Nimmt man seine zahlreichen rücksichtslosen Äußerungen in Altersbriefen an Freunde zusammen, so sollte man meinen, daß er einer der unglücklichsten Ehekneckte gewesen sei, was doch im Grunde gar nicht der Fall war. Er hatte, was vielleicht das herbste Schicksal eines Lebens ist, im Laufe dieses Lebens die Fähigkeit verloren, glücklich zu sein.

Damit schließt, soweit es sich um eigenes Erlebnis handelt, die Frauenfrage für Gutzkow ab; die Zeit war für ihn vorüber, „Erfahrung zu sammeln aus Torheit und Verirrung, Schuld, Buße, Reue". Und doch vielleicht nicht ganz. Bald nach Gutzkows Tode veröffentlichte Leopold von Sacher-Masoch Briefe Gutzkows „an eine Freundin", die uns von einem letzten Erlebnis erzählen, das sich brieflich im Oktober 1870 anspann, wo Gutzkow für einige Jahre in seiner Vaterstadt Berlin lebte, im März des folgenden Jahres zu mehreren Begegnungen führte,

dann aber plötzlich abbrach. Wer diese Unbekannte war, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben. Nach den Briefen Gutzkows zu urteilen, die Tochter eines schlesischen Industriemagnaten, die eine erste Ehe gelöst hatte und im Begriff war, sich mit einem Offizier zu vermählen, den der deutsch-französische Krieg ins Feld rief und der auch in den Kämpfen vor Paris verwundet wurde. Über dem Verhältnis aber schwebte eine dunkle Wolke; der Verlobte scheint ein religiöser Schwärmer gewesen zu sein, und um ihn dem „römischen Zauber" zu entziehen, wandte sich die Braut um Rat an Gutzkow, der ihr als Schriftsteller in seinem ganzen Schaffen lieb und vertraut war. Und diese Berührung mit einem noch jugendlichen, dem bald übersandten Bilde nach schönen Wesen ging wie ein letzter Frühlingshauch durch den Winter seiner Brust.

Dieser kurze Briefwechsel, in dem die erschütterndste Resignation sich unter Tränen lächelnd noch zu liebenswürdigen Scherzen aufrafft, führt zuletzt auf eine allgemeinere Frage. Ich habe in den vorstehenden Skizzen nur der Frauengestalten in Gutzkows Werken gedenken können, die seinem unmittelbaren Erleben entstammen. Die übrigen auch nur aufzuzählen, wäre vergebliches Bemühen, denn ihrer ist Legion, und kaum eine davon weckt in der heutigen Lesewelt noch freundliche Erinnerungen. In seinen „Rückblicken" auf sein Leben berichtet Gutzkow, wie sich ihm nach seinen bittern Enttäuschungen mit seiner ersten Braut Rosalie der trotzige Entschluß aufdrängte: „Nur für Männer wollte und konnte ich schreiben." Das ist ein charakteristischer Zug der ganzen jungdeutschen Literatur, die zunächst durch die Fülle ihrer geistigen Probleme für die weibliche Durchschnittsleserin viel zu schwer war, und durch den Mangel alles lyrischen Reizes sich von vornherein die Gunst der Frauen verscherzte. Nahe Fühlung haben die weiblichen Leser in der Tat auch nie zu Gutzkow gewonnen, selbst da nicht, als es noch zur modernen Bildung gehörte, seine „Ritter vom Geist" oder seinen „Zauberer von Rom" gelesen zu haben. Denn die Frauengestalten, die er in allen Schattierungen besonders in diesen seinen Hauptschöpfungen zeichnete, waren nur zum allerkleinsten Teil liebenswürdige Naturen, für die sich etwa ein junger Backfisch und eine romantisch veranlagte Frau so recht von Herzen begeistern konnten; und gar Gestalten wie z. B. die Sabine in Gustav Freytags „Soll und Haben", an die man nur mit dem Schnupftuch in der Hand herangehen konnte, solche Schemen hat Gutzkow nie heraufbeschworen. Ihn interessierte weit mehr das dämonische Element im Wesen einer Frau, und von der stolzen Melanie in den „Rittern" bis zu der unheimlichen Konvertitin Luzinde Schwarz im „Zauberer" sind es immer Wesen, die eine wechselvolle Erfahrung ihres oft abenteuerlichen Lebens gereift und mit scharfen, ja abstoßenden Zügen gezeichnet hat, die Gutzkow zu seinen Heldinnen erkor. Seine liebenswürdigsten Mädchengestalten, deren bei ihm aber doch zu finden sind, gehören durchweg zur niedern Klasse des Volkes, der er selbst entstammte; da wo die Bildung nicht mehr unbefangen ist, da reizte ihn mehr das Irrlicht wie das traute heimliche Lämpchen. Die Abhängigkeit mancher Frauen von Stimmung und Laune, das Flackernde ihres Charakters, die psychologischen Rätsel greift er auf, um sie poetisch zu gestalten, und hier hat er einzelne Figuren wie die vorhin erwähnten geschaffen, die einen Typus darstellen und nirgends besser hinpassen als in unsere modernste Literatur. So liegt über all seinen Frauengestalten ein etwas kühl beobachtender, oft stark ironischer Zug, der auf keine Sympathie spekuliert, sondern nur auf das Interesse an dem psychologischen Problem, das wir bei keinem Schriftsteller jener Epoche so energisch in den Vordergrund treten sehen als gerade bei Gutzkow. Jubelte ihm daher auch die große Masse der weiblichen Lesewelt nicht zu, so traf er um so tiefer problematische Naturen, starkgeistige Frauen, die in seinen Romanen ihren Spiegelbildern begegneten. Und wenn wohl der Schriftsteller, der sich durch seine hinreißenden Frauengestalten die Schwärmerei der schönen Leserinnen oft mehr als ihm lieb ist zuzieht, nicht genug Autographen verteilen kann, so zeigte sich die Wirkung bei Gutzkow in anderer ernsterer Form. Zu ihm flüchteten zahlreiche Frauen, die das Bedürfnis hatten, eine Lebensbeichte abzulegen, die vor den Konflikten ihrer zufälligen Lage ratlos standen und von dem scharfsichtigen Zergliederer weiblicher Herzen Hilfe in ihren psychologischen Nöten erwarteten. Vielen solcher Bekenntnisse bin ich bei der Durchsicht seines Nachlasses begegnet, Lebensbeichten von Frauen aller Stände, von der adligen Weltdame bis herunter zur vagabondierenden Abenteurerin, und dadurch erklärt es sich auch, woher ihm die Vielseitigkeit seiner weiblichen problematischen Naturen gekommen ist. Diese Tatsache mochte ihn immerhin darüber hinwegtrösten, daß das Gros der Leserinnen ihm nur ungern folgte, so schmerzlich ihn auch dieser Vorzug und zugleich Mangel seines Talentes oft berührte. In einer Abendgesellschaft unter Frauen soll er einmal den Ausspruch getan haben: „Es mag sein, daß ich das Kindliche im Frauengemüt nicht hinreichend zu erfassen und zu befriedigen vermag. Das Verständnis für die Kinderseele, das der Frauenseele innewohnt (wenn auch das Weib schon alt ist), dieses Anschmiegen an das Werden im kleinen Menschen ist etwas unendlich Liebenswürdiges, aber auch etwas unendlich Gewöhnliches." Worauf ihm denn mit echt weiblicher Logik geantwortet wurde: „Als ob das Ungewöhnliche immer das Vortreffliche und Große wäre."



Auf der Landstraße. (Motiv aus Esthland.) Gemälde von Prof. Gregor von Bochmann.

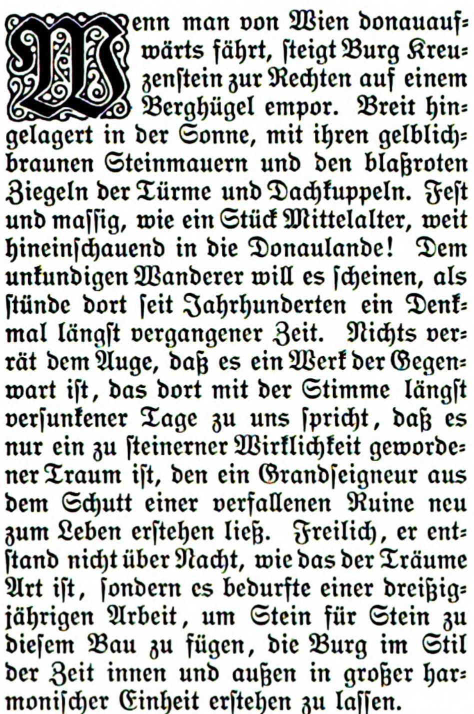




Die Ruine Kreuzenstein vor dem Wiederaufbau durch den Grafen Wilczek.

Burg Kreuzenstein. Von Paul Wilhelm.

Nach Originalaufnahmen von W. F. Burger, K. K. Hofphotograph in Wien.

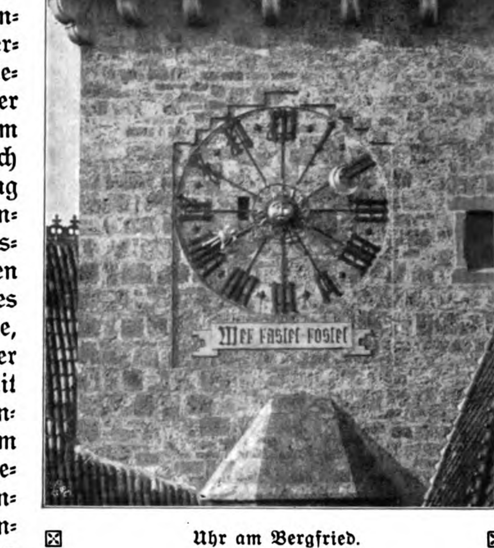


Wenn man von Wien donauaufwärts fährt, steigt Burg Kreuzenstein zur Rechten auf einem Berghügel empor. Breit hingelagert in der Sonne, mit ihren gelblichbraunen Steinmauern und den blaßroten Ziegeln der Türme und Dachkuppeln. Fest und massig, wie ein Stück Mittelalter, weit hineinschauend in die Donaulande! Dem unkundigen Wanderer will es scheinen, als stünde dort seit Jahrhunderten ein Denkmal längst vergangener Zeit. Nichts verrät dem Auge, daß es ein Werk der Gegenwart ist, das dort mit der Stimme längst versunkener Tage zu uns spricht, daß es nur ein zu steinerner Wirklichkeit gewordener Traum ist, den ein Grandseigneur aus dem Schutt einer verfallenen Ruine neu zum Leben erstehen ließ. Freilich, er entstand nicht über Nacht, wie das der Träume Art ist, sondern es bedurfte einer dreißigjährigen Arbeit, um Stein für Stein zu diesem Bau zu fügen, die Burg im Stil der Zeit innen und außen in großer harmonischer Einheit erstehen zu lassen.

Was Graf Hans Wilczek in Kreuzenstein von seinen Vorfahren geerbt, war kaum mehr als ein Trümmerhaufen. Und doch hatte an dessen Stelle einst eine mächtige Burg gestanden. Die Vormbacher Dynasten, ein bayerisches Adelsgeschlecht, hatten sie vermutlich schon im Anfange des XII. Jahrhunderts erbaut. Von diesen hatten sie die Wasserburger ererbt, hierauf kam sie in den Besitz der Landesfürsten, der Babenberger, Ottokars von Böhmen, der Habsburger und durch Belehnung, Verpfändung und Kauf im fortwährenden Wechsel zu Ende des XIX. Jahrhunderts an die gräflich Wilczeksche Familie. Zu jener Zeit aber befand sie sich bereits im Zustande völliger Vernichtung. Die Schweden unter Torstenson hatten sie bereits 1645 in die Luft gesprengt. Die Mauertrümmer dienten den Bewohnern der angrenzenden Ortschaften als Baumaterial. Einsamkeit träumte jahrzehntelang um das weite Plateau, und durchs Heidekraut strich der Wind, als wollte er den einsamen Steinblöcken das ewige Lied aufspielen vom Vergehen und Verwehen.

So sah es auf dem Hügel aus, als Graf Wilczek Ende der sechziger Jahre wieder einmal die Stätte aufsuchte. Damals faßte er den Plan des Wiederaufbaues der Burg. Er erzählt selbst darüber in der

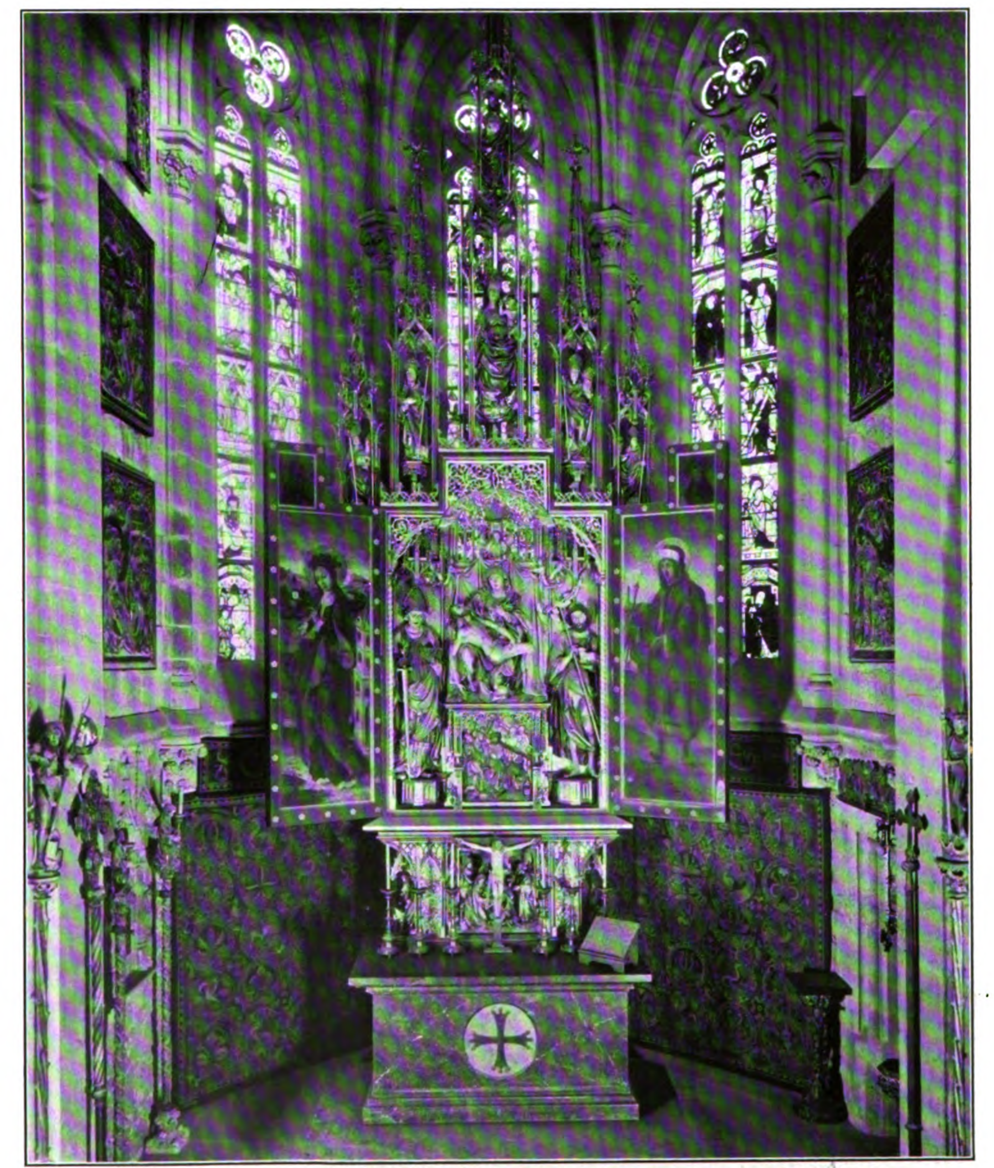
kleinen, sehr fein geschriebenen Broschüre: „Meine Ansichten über Konservierung und Restaurierung alter Kunstwerke“: „Um diese Zeit mußte ich an eine Änderung meiner Familiengruft zu Königsberg in Schlesien denken. Da zog es mich an die Stelle, an der ich in meiner Kindheit so oft mit romantischem Sinnen geweilt hatte im Anblick meines geliebten Donaugeländes mit dem Kahlenberg und der guten Wienerstadt, aus der die obere Spitze vom Stefansturm herübergrüßt. Der Platz, wo die Kapelle in Kreuzenstein gestanden hatte, war noch zu erkennen. Dort suchte ich nach der alten Gruft — es war aber keine vorhanden. Die Kreuzensteiner hatten sich anderswo begraben lassen. Ich ließ eine solche erbauen und darüber die Kapelle und die Sakristei. Das war der erste Neubau in Kreuzenstein —“



Uhr am Bergfried.

Und nun fügte sich eine Kette unausgesetzter Arbeit an das begonnene Werk. Auf zahllosen Reisen in der ganzen Welt sammelte Graf Wilczek beinahe Stein für Stein zu dem Bau. Millionen opferte er seiner Idee. Und von Grund auf erstand die Burg. Nichts war vorhanden als die alten Fundamente. Alles übrige wurde nach neuen Plänen errichtet. Der geniale Architekt Gangolf Kayser und nach dessen Tode Humbert von Walcher verwirklichten die Ideen des Grafen, der übrigens in gewissem Sinne sein eigener Baumeister, Bildhauer, Maler und Dekorateur war.


Burg Kreuzenstein. (Südwestseite.)



Der Altar in der Kapelle.

Die Burg in ihrer jetzigen Gestalt ist keine Rekonstruktion, sie ist ein völliger Neubau. Aber sie ist in strengstem Stile gehalten. Dabei war jedoch die Idee grundlegend, daß solche alte Burgen viele Jahrhunderte zu ihrer Vollendung brauchten.

So sind von der romanischen Zeit bis zur Gotik, von der Spätgotik bis zum Beginn der Renaissance die verschiedenen Stilmotive in geistreicher, phantasiebelebter Weise verwendet.

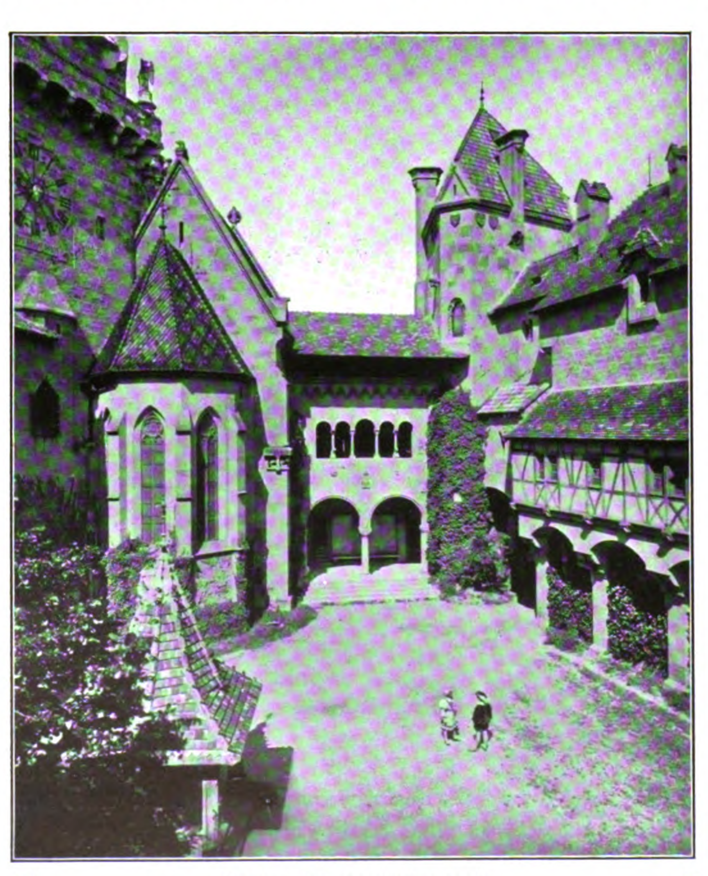
Dieser architektonischen Idee entspricht auch die Einrichtung der Burg mit ihrem Hausrat, ihren Kunstschätzen, die in ihrer Zusammenstellung den Eindruck von Generationen von Bewohnern wachrufen. Dieser sinnige und eigenartige Gedanke seines Schöpfers hat Kreuzenstein seine Seele eingehaucht, diese Seele einer versunkenen Zeit.

Der Zauber beginnt den Besucher bereits zu umspinnen, wenn er durch den

Wald plötzlich die Mauern von Kreuzenstein hervorschimmern sieht. Wenn man dann über die Schloßbrücke durch den hohen gotischen Torbogen in den ersten Hof einschreitet, weht es wie ein leichter Schauer über einen hin. Da erhebt sich die Burg in ihrer vollen markigen Pracht. Schlank und dennoch energisch streben die Pfeiler und Steinmauern in die Höhe. Die feine Gotik der Fenster bringt Anmut in die Größe. Zur einen Seite gibt im ersten Stocke eine offene Galerie mit ihren Pfeilern und Spitzbogen der Front eine anmutige Belebtheit. Den Übergang zum zweiten Hof bildet ein gotischer Torbogen, der sich ungeheuer breit ohne Pfeiler unmittelbar vom Boden erhebt. Dieser sich massig über die Erde hinlagernde Verbindungsbogen der beiden Höfe ist ein architektonischer Einfall von stärkstem Pathos. Er scheint mir inmitten der schildernden, zuweilen sogar anmutig lieblichen Motive der Romanik und Spätgotik der prägnanteste Gedanke der hier in die späten Jahrhunderte hineinträumenden Gotik zu sein.

Wir sind eben in die Macht dieses Eindruckes versunken, da naht sich uns auch bereits der Burgwart Müller, um uns das Geleite zu geben.

Fast zwanzig Jahre ist der wackere Mann hier in der Burg. Er hat sie werden sehen, und sein Herz hängt an ihr. Und wenn er wohl schon an die Tausende Male seine Erklärungen abgegeben hat, es scheint doch, als kämen sie ihm jedesmal recht vom Herzen. Bei besonders schönen alten Stücken leuchten seine Augen, und er versäumt es nicht, da und dort auf den berühmten Besuch des deutschen Kaisers hinzuweisen. Seine Ausführungen ergänzt uns, mit sachlicherer Gründlichkeit, Professor Strobl, der langjährige Bibliothekar und Archivarius des Grafen Wilczek. Er eröffnet uns einen Einblick in den hohen Wert der Sammlungen, die diese Burg birgt. So haben wir auf unserer Wanderung den temperamentvollen Führer und den klugen, bedächtigen Gelehrten an unserer Seite. Wir steigen zuerst in die Räume des ersten Stockes empor. Da führt uns der Weg auf einer kleinen Stiege in den sogenannten Kaschauergang, dessen schlanke Gotik wir schon von unten bewundert haben. Jagdtrophäen schmücken die Wände, wundervolle alte spätgotische Schränke fesseln unsere Blicke. Im nächsten Moment aber schauen wir wieder hinab in den Hof, der mit einer ganz zauberhaften Romantik vor uns liegt. Besonders



Zweiter Hof gegen die Loggia.



Zweiter Hof gegen den Kaschauergang.

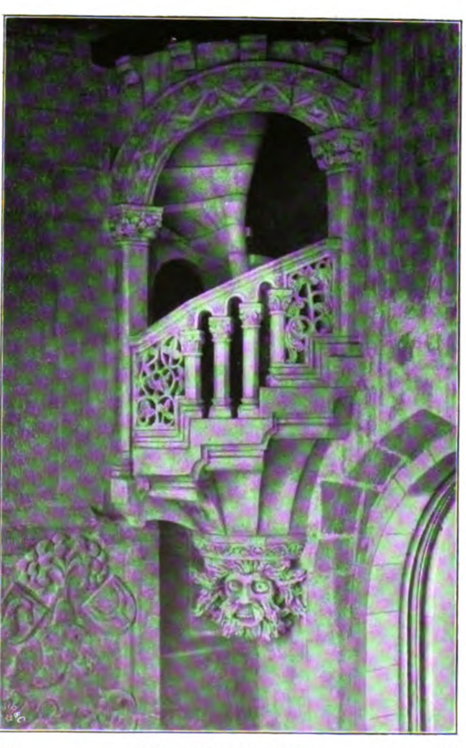
eine Steinmauer, an der sich grünes Geranke wie sehnsüchtig und liebestrunken emporschmiegt bis über die Höhe des ersten Stockes, erregt unser Entzücken.

Unsere Wanderung führt uns weiter. Da ist das Musikzimmer. Ein nicht sehr großer Raum, der sein Licht durch ein niederes Fenster empfängt. Dieses Fensterchen aber ist ein entzückender Ausschnitt der herrlichen Natur. Ganz wundervoll von Helle durchflutet, und von der Stimmung des Raumes ernst und dunkel umrahmt. Weithin erstrecken sich die Berge und die Laubwälder mit ihrem saftigen Grün, und zwischendurch blitzt wie ein kokett eingeflochtenes Silberband die Donau. Der Innenraum selbst hat etwas Ehrwürdiges. Seltsame Instrumente, wie

man sie längst nicht mehr übt, sind hier zu sehen: Blasinstrumente mit seltsamen Ausläufen, grotesken Fratzen und Köpfen, das primitive Monochord, daneben Gitarre und Zither, die einst zu manchem süßen Liebeslied ihre melodische Stimme geliehen. Da sind auch das altväterische Fagott und die Harfe, mit der der greise Sänger von Hof zu Hof zog. Und hart neben dem feuchtfröhlichen Dudelsack, wie ihn noch der liebe Augustin, der große Bruder Liederlich, blies, erhebt sich die ernste, würdige Orgel! Ein prachtvolles Stück spanischen Ursprungs aus dem XVII. Jahrhundert nach dem Original der königlichen Kapelle in Madrid und eine alte gotische Orgel aus dem XVI. Jahrhundert.

Beim Fenster ein Stehpult. Eine alte Handschrift liegt darauf. Sie ist mönchischen Ursprungs, ein proprium de sanctis, einer jener kirchlichen Choräle, wie sie zu den Festen der Heiligen gesungen wurden. Wir schreiten weiter. In das ‚maritime' Zimmer zunächst, dessen Mitte ein breiter Tisch mit einer alten Seekarte aus dem Jahre 1553 einnimmt, auf der die Fauna, Flora und das Leben der Bewohner der verschiedensten Erdgegenden bildlich dargestellt sind. Von der Decke hängt ein seltsamer Luster herab. Ein kleiner Scherz des Grafen Wilczek. Ein von ihm erbeuteter Haifisch, der einen zappelnden Jonas im Rachen hält. Nun wieder einen schmalen Gang entlang. Professor Strobl macht uns auf einen seltsamen Fund aufmerksam. Einen uralten hebräischen Grabstein, der bei der Ausgrabung des Burgbrunnens gefunden wurde. Der Brunnen selbst wurde durch einen merkwürdigen Zufall entdeckt. Während des Baues der Burg hatte man eines Tages bei tiefem Schneefall die Beobachtung gemacht, daß an einer Stelle im Hofe der Schnee in Form eines Kreises schmolz. Man grub nach und fand den etwa fünfzig Meter tiefen Brunnen auf.

Durch das Arbeitszimmer des Bibliothekars gelangt man in die große Bibliothek, einen der architektonisch reichsten Räume. Gewundene Porphyrsäulen streben zu den Kapitälen der Pfeiler auf, die sich in schlanken Spitzbögen zum Deckenrund vereinigen. Alte Schränke und Regale bergen die Bücherschätze dieses von einer freundlichen, milden, gedämpften Helle durchfluteten Raumes, der ungefähr 3000 Bände und etwa 3500 alte Handschriften enthält, u. a. eine des jüngeren Titurell, eine alte Chronik von Fernberger 1650, Regnault de Montoubans: Die vier Haimonskinder; ferner die überaus kostbare erste Ausgabe (1517) des Tewerdannck (Theuerdank) (mit Ausnahme der Blätter 3, 6 und 9 auf Pergament gedruckt), die Reisebeschreibung von Breydenbrch aus 1480 mit Holzschnitten, viele mönchische alte Chroniken mit dem minutiös gemalten Bildschmuck!



Stiege in der Halle.

Eine kleine Stiege führt empor in das Holzschnitt- und Kupferstichkabinett. Der älteste der Schnitte trägt das Datum 1423! Da ist u. a. auch der heilige Christophorus, der auf seinen Armen das Jesuskindlein über den Fluß trägt, eines der wenigen noch existierenden Originale. Sehr schöne Blätter von Scheuferlein (dem Illustrator des Theuerdank), von Lucas von Leyden, eine



Saal im Nordtrakt.

alte Kupferstichplatte von Lucas Cranach, die Blätter zur Apokalypse von Dürer u. v. a.

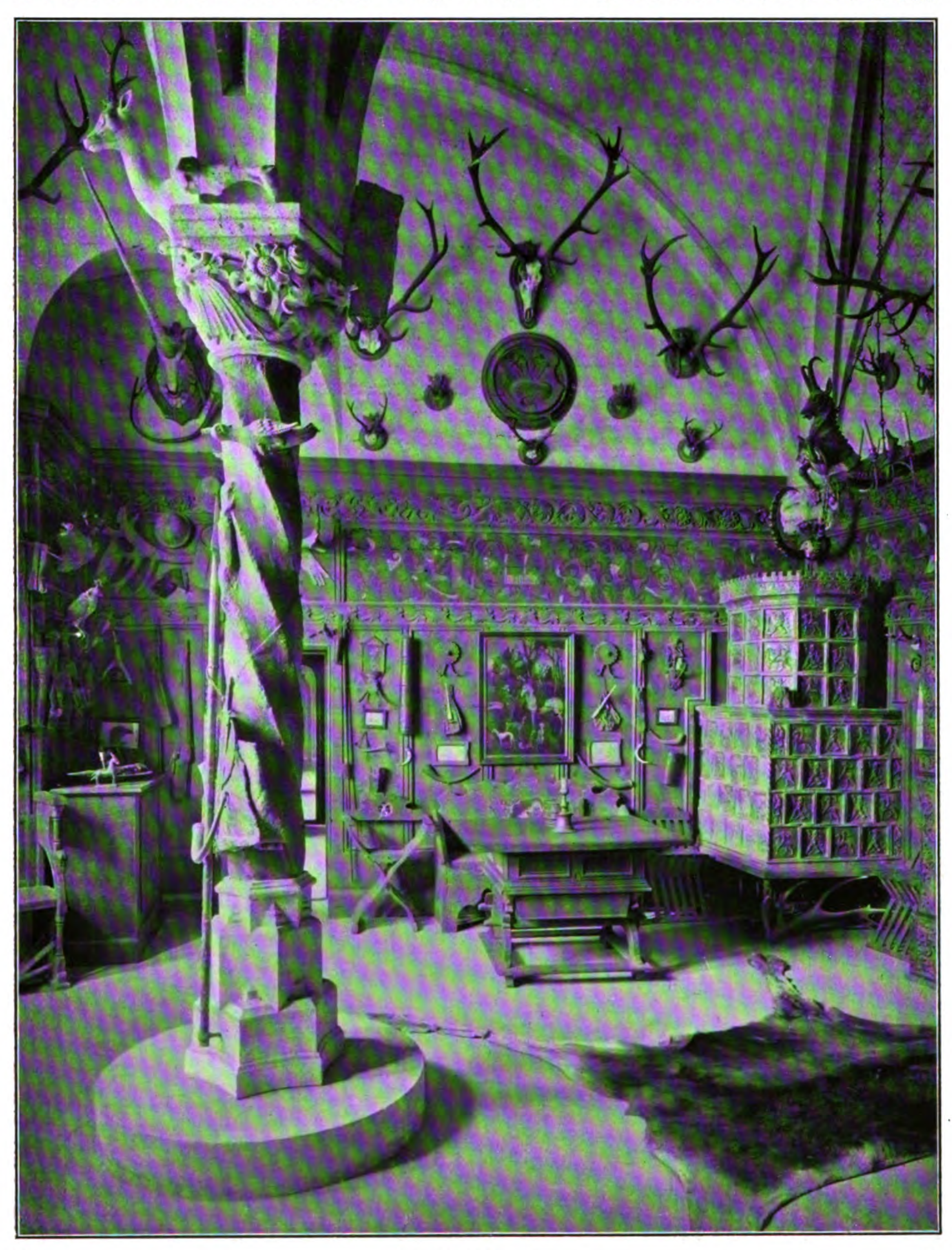
Wir gehen weiter zum Archiv, einen länglichen Raum mit einem mächtigen Erker, der einen entzückenden Ausblick eröffnet. Ein paar schwere Türen heben sich und drehen sich mit gravitätischer Langsamkeit in den Angeln; wir gelangen ins Oratorium. Da sehen wir die zwölf Jahreszeichen, Planeten (romanische Kopie) und eine italienische Madonna aus dem XIV. Jahrhundert. Ein echter Luca de la Robbia „Die Grablegung Christi" erregt nicht minder unser Entzücken, als der ganz wundervolle byzantinische Reliquienschrein. Und wieder, wie mit schelmischer Anmut, guckt durch das Fenster die Gegenwart herein. Nach einer anderen Richtung führt diesmal der Ausblick weit hinaus bis zu den Alpen, von wo an günstigen Tagen die Ötscherspitze herübersieht. Zur Rechten an der Wand ist ein alter romanischer Christus. Kalte, klare, harte Formen atmen den religiösen strengen Geist

jener Zeit. Durch die Glasmalerei hinter dem wundervollen Tiroler Altar aus dem XV. Jahrhundert mit seiner anmutigen Goldarchitektur aber fluten die farbigen Lichtwellen in das mystische Dunkel des Raumes und heben die Konturen der holzgeschnitzten Chorstühle weich und sanft aus dem Dunkel heraus.

Wir treten hinaus auf den sogenannten romanischen Balkon. Dort ist die Büste des Architekten Karl Gangolf Kayser von Victor Tilgners Meisterhand in eine Nische eingefügt, dem Erbauer Kreuzensteins zum Gedächtnis. Dann gelangt man in die sogenannte Gästeburg. Durch das „Parzival-Zimmer" in die „Herrenstube", den Hauptaufenthaltsort des Grafen, eine der stimmungsvollsten Räumlichkeiten der Burg. Eine Terrasse mit Stufen und Balustrade schneidet tief in die Stube hinein, den Raum teilend. Eine Marmorstiege führt in das romanische Schlafgemach. Die Mitte des Zimmers nimmt des Burgherrn Schreibtisch ein, der nur hie und da durch ein modernes Schreibgerät verrät, daß dieser Raum auch in unseren Tagen bewohnt wird. Und hier, in diesem, den Besuchern sonst verschlossenen Raum ist auch der einzige wirkliche Anachronismus der Burg Kreuzenstein: das vom Maler Stauffer in Lebensgröße ausgeführte Porträt Kaiser Wilhelms II., das der Monarch dem Grafen zur Erinnerung an den Aufenthalt in Kreuzenstein zum Geschenk gemacht hat. Auch ein Balkonerker birgt eine interessante Reminiszenz an den Kaiserbesuch. Es ist eine unscheinbare Ansichtskarte der von Kaiser Wilhelm restaurierten Hochkönigsburg im Elsaß; sie enthält die vom Kaiser eigenhändig darunter geschriebenen Worte: „Mit herzlichem Dank für die unvergleichlichen Stunden in Kreuzenstein, in deren Erinnerung ich noch immer schwelge. Wilhelm II." Freilich, von modernem Komfort ist hier nichts zu spüren. Wer da übernachtet, und es gab schon hohe fürstliche Gäste auf Kreuzenstein, der muß es sich wie anno dazumal



Das Pfaffenstübel.

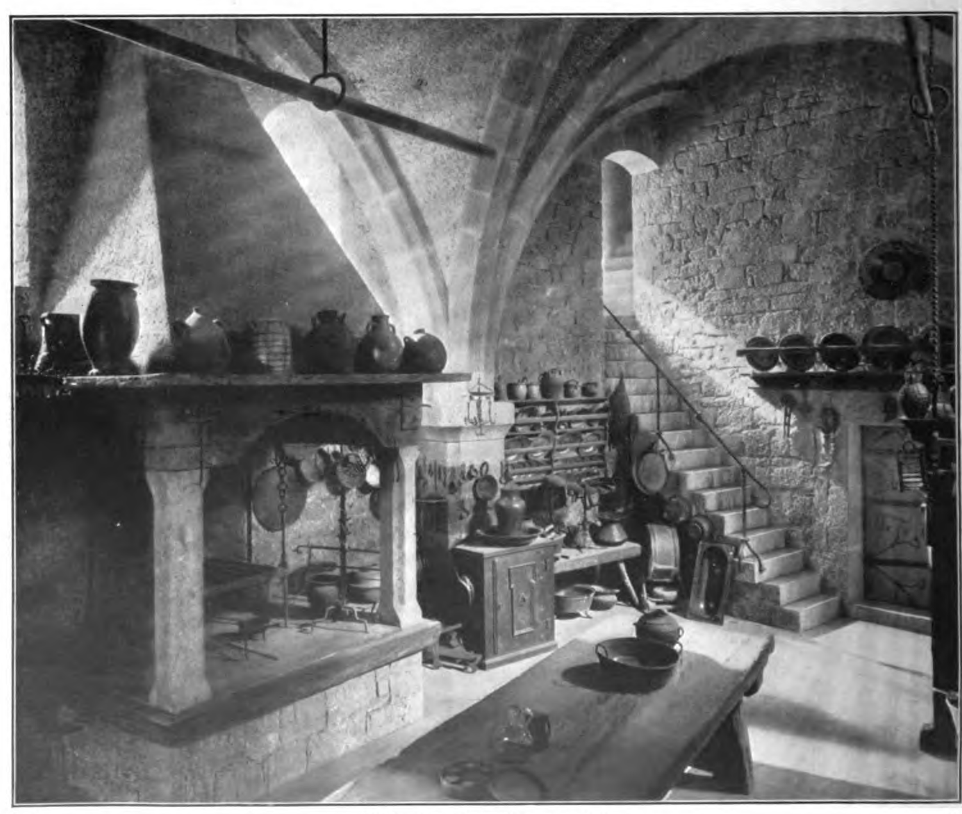


Die Jagdkammer.

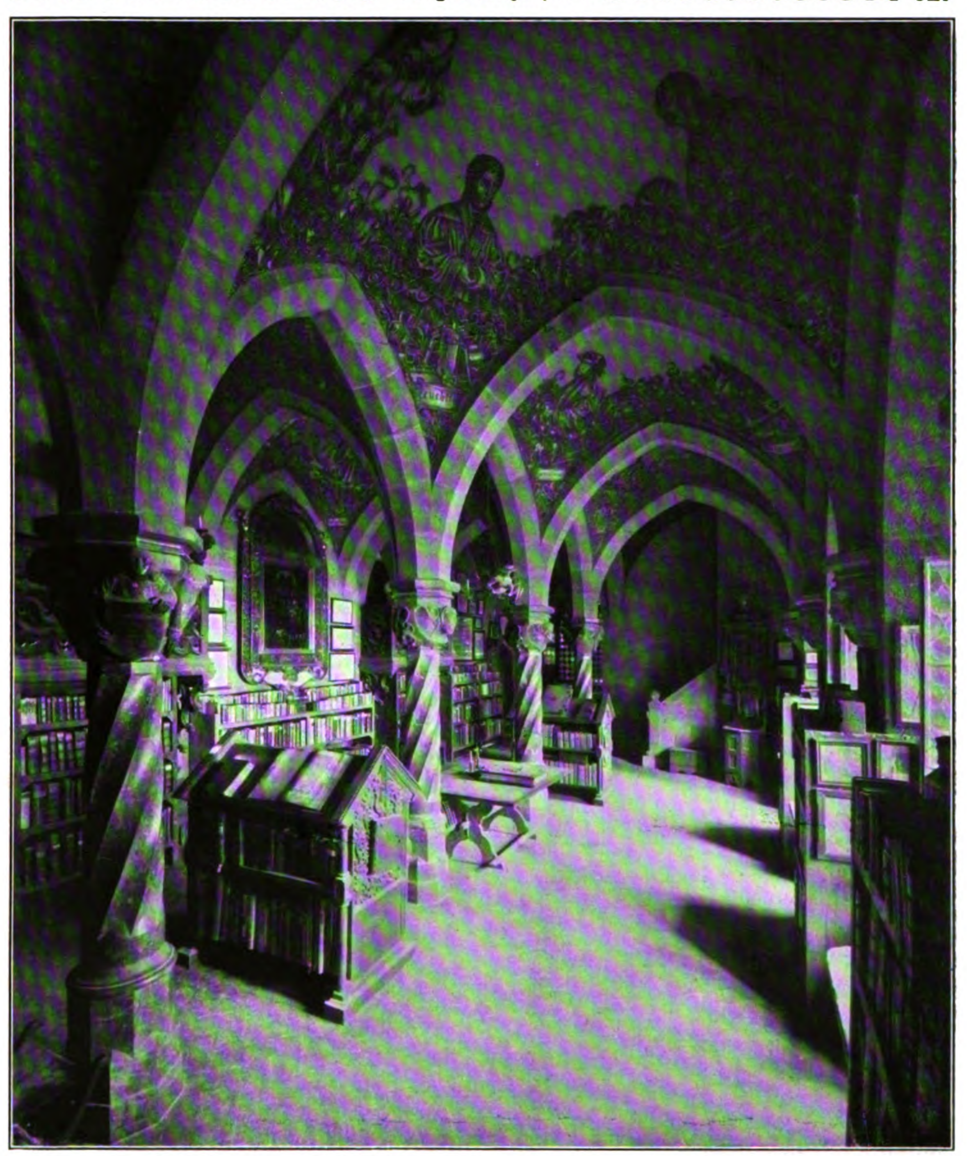
belieben lassen, als man noch in den alten Burgen hauste. — Endlich treten wir in die Kemenate ein, die eine prächtige Nische mit einem großen Tisch, umlaufendem weichen Diwan aus rotem, altem Samt des XVI. Jahrhunderts hat. Durch niedere Fenster mit Glasmalerei und ein Dachfenster von oben fällt das Licht nicht allzu reichlich, aber überaus weich verteilt, in den Raum, dem der alte riesige Tiroler Kamin den Eindruck besonderer Traulichkeit verleiht.

Über die Hauptstiege gelangt man ins Badezimmer. Vorerst ein kleiner Vorraum,

der mit einer Fliesensammlung, darunter besonders schönen römischen Terrakotten, ausgeschlagen ist. Das Badezimmer selbst enthält eine spanisch-maurische Badewanne aus Terrakotta. Hier ist auch — unser Führer macht uns auf dieses Unikum besonders aufmerksam — der einzige in Burg Kreuzenstein befindliche Spiegel: ein alter Venezianer! Die Wände umläuft längs des Plafonds ein Fries: Kopien aus der berühmten Wenzelsbibel, die mit ihrem naiv-drastischen Humor dem Raum eine lustige Behaglichkeit geben. Eine kleine Stiege nach abwärts führt in die Hauskapelle. Hier ist abermals ein modernes Werk, ein den Altar schmückendes Triptychon, das die gräfliche Familie im Gebet darstellt und von Hans Canon stammt. Zur Linken blickt aus einer Fensternische dunkelrotes, seltsam magisches Licht durch eine Art Butzenscheibe, deren wolkige Färbung auffällt. Der alte Burgwart hebt flugs den Laden aus und zeigt, daß das Licht gar nicht durch Glas fällt, sondern daß die Scheibe aus alten Zirbelholzbalken gebildet ist, die so dünn geschliffen wurden, daß sie das Licht in prächtigem Rot und dunklem Orange durchscheinen lassen. Dieser originelle Lichteffekt ist die Erfindung des alten Mannes, der nicht wenig stolz darauf ist. Nun nimmt ein hoher, heller, getäfelter Saal uns auf. Nach den kleinen, engen Räumen mit ihren dunkeln Stimmungen wieder freundliche Weite. An den Wänden Bilder aus der Schule Cranachs und wertvolle Gobelins aus dem XV. Jahrhundert. Durch die trophäenreiche „Jagdkammer“ gelangen wir in den Speisesaal, den prächtigsten Raum der Burg, in dem auch bei Anwesenheit des deutschen Kaisers das Diner genommen wurde. Hier herrscht wieder die Spätgotik in ihren wuchtigen und doch sich anmutig verjüngenden, im Deckenornament sich verschlingenden Formen vor. Zur Linken steht eine Kredenz von ungeheuren Dimensionen, die mancher Hausfrau neidende Bewunderung erregen wird. Das prachtvolle Stück stammt aus



Küche der Burg Kreuzenstein.



Blick in die Bibliothek.

dem Kloster Neustift in Südtirol. Auch wertvolle Bilder sind in dem Raume: mehrere Niederländer, darunter ein Roger van der Weyden. Der Erker birgt die schönen von Kaiser Wilhelm gewidmeten Glasmalereifenster.

Viele Treppen geht's empor zum Turm. Dabei passieren wir das Zimmer des Burgkaplans, das sogenannte „Pfaffenstübel", einen der reizvollsten Räume. Hier wird der Charakter einer alten Zeit mit besonderer Unmittelbarkeit lebendig. Man glaubt förmlich an dem Tisch bei dem Butzenscheibenfenster eine Gestalt in der Kutte zu sehen, beim Schein der eisernen Lampe emsig gebeugt über einen Pergamentfolianten. Hinauf nun zum Bergfried. Auf der Höhe ein kleiner Raum, einige Quadratmeter im Geviert, und an der Außenwand des Turmes die umlaufende Galerie. Weithin blickt die große Turmuhr mit ihrem alten Schlagwerk ins Land.

Im Rund erstreckt sich die Donaulandschaft, und gegen Süden schweift der Blick bis zu den Bergspitzen der Alpen. Frisch und befreiend, mit jugendlichem Ungestüm braust der Wind um den Turm, als wehte er fern herüber von dort, wo die Türme und Kuppeln der Millionenstadt herüberblinken.

Nach kurzem, aber tiefem Aufatmen in der unendlichen Weite der Natur gilt es wieder unterzutauchen in den Traum von längstversunkenen Tagen, der uns, seit wir die Burgbrücke überschritten, wie mit steinernen Mauern umfangen hält. Wir steigen hinab zu den ebenerdigen Räumlichkeiten durch die Sakristei, die einen herrlichen Kasten aus dem Jahre 1455, gefüllt mit kostbaren alten Kirchengeräten und Meßgewändern, birgt, und schreiten über die Loggia, von der wir einen andern reizvollen Niederblick genießen. Im Vorüberschreiten grüßen wir die steingemeißelten Figuren alter byzantinischer Heiliger, die in die Mauern eingefügt sind. Vor unseren Blicken aber liegt jetzt der Burghof. Wundervoll umschlossen von den aufragenden ernsten Mauern, zwischen denen sich zart und schlank, wie mit fraulicher Anmut, die feine Gotik des kleinen Kapellentürmchens emporschmiegt. Dort unten am Hofe liegen der „Kanonenraum" mit alten Waffen, die „Kantine" für die Landsknechte und Pagen, dann das „Alchimistenzimmer" mit „Urväter Hausrat vollgepfropft", eisernen Retorten, Pfannen, Zangen und Kesseln, wie es etwa in Faustens Stube ausgesehen haben mag. Dann gibt es dort die „Rüstkammer" mit zahlreichen kostbaren, zum Teil historischen Rüstungen. Wir treten nun auch von unten in die Kapelle ein, die wir bereits vom Oratorium herab bewundert haben. Wieder umflutet uns der Zauber dieser goldsatten Dämmertöne. Da ist auch der Nebenraum mit seiner gewölbten Mosaikkuppel, die sich über der Gruft, der Ruhestätte der Mutter des gegenwärtigen Grafen, aufbaut. Und da bewundern wir auch an der linken Altarseite den prachtvollen Thronsessel, der von einem Linzer Bischof des XIV. Jahrhunderts stammt. Ein kurzer Abstecher in die „Küche" noch. Beim Schein einer Pechfackel, die unser Führer entzündet, breitet sich ein riesenhafter Raum vor uns aus, der direkt in den Naturfelsen hineingehauen ist. Ungeheure Tische zum Zerteilen des Fleisches, riesenhafte Kessel, die an eisernen Ketten hängen, der mächtige offene Herd, dessen Schlot dunkel nach oben strebt, Krüge, Geschirre, Gerätschaften, alles natürlich historisch und zumeist in wuchtigen Dimensionen, bilden die Einrichtung. Man denkt sich diese unterirdische Riesenküche belebt mit rüstig wirtschaftenden Köchen, mit Küchenjungen und drallen Mägden, und man empfindet, daß man anno dazumal auch ohne unsern modernen Komfort zu leben und zu genießen verstanden hat. Und nun endlich steigen wir aus der Unterwelt wieder ans Licht des Tages, in das kleine Gärtchen, das Burgwart Müller zwischen der Burgmauer und dem äußeren Ringwalle angelegt hat und das sich gar zärtlich und schüchtern mit seiner farbigen und duftenden Lieblichkeit an die stolz anstrebenden kahlen Mauern der Burg anschmiegt. Wie ein zartes Kind, das lächelnd zu den Füßen eines bärbeißigen Riesen dahinträumt.

Und da wir so in dem Gärtchen wandelnd uns an den reizenden, sich in den Mauerluken abzeichnenden Landschaftsbildern erfreuen und ein wenig auf dem laubenumsponnenen Plätzchen mit dem Steintische rasten, fühlen wir, daß wir recht müde geworden sind. Über drei Stunden hat unsere Wanderung gedauert, und dabei haben wir nur das Wichtigste und das nur flüchtig, gleichsam kostend, in uns aufzunehmen vermocht. Ist es doch die hingebungsvolle Arbeit eines halben Menschenalters, der wir in wenigen Stunden genießend nachspürten. Und wir fühlen: In der Zähigkeit und zielbewußten Kraft, mit der hier ein österreichischer Aristokrat dieses in seiner Idee und Durchführung einzigartige Werk geschaffen, liegt ein Zug von Größe, etwas, das ganz eigen aus unserer nervösen, sich zersplitternden Zeit emporragt. Und das ist neben dem künstlerischen Genuß der tiefere, innere Gewinn dieser Stunden!

Da wir heimfahren, webt bereits die Dämmerung ihre grauen Schleier um die sich hart und scharf vom Abendhimmel abzeichnenden Mauern und Türme der Burg. Bis allmählich mit ihr in die Schatten der Nacht der schöne Traum versinkt, der unsere Sinne und unser Sinnen so ganz mit seinen Zaubern umsponnen hat. —

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Felix Holländer, Unser Haus (Berlin 1911, Erich Reiß). — Ludwig Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten. II. Buch der Jugend (Stuttgart, A. Bonz & Co.). — Bernhard Kellermann, Das Meer (Berlin 1911, S. Fischer). — Wilhelm Poeck, Simon Külpers Kinder (Leipzig 1910, Fr. W. Grunow). — Adolf Schmitthenner, Vergessene Kinder (Stuttgart 1910, Deutsche Verlags-Anstalt). — Auguste Supper, Holunderduft (München 1910, Süddeutsche Monatshefte). — Richard Muther, Geschichte der Malerei (Drei Bände, Leipzig, Konrad Grethleins Verlag).

Wenn ein Dichter von seiner Jugend erzählt, soll man ihm doppelt aufmerksam zuhören. Seine Stimme wird wärmer, sein Herz klopft stärker, und wenn er ein reiner Mensch ist, so gelingt es seiner großen Sehnsucht wohl, den goldenen Nibelungenhort für ein paar Augenblicke so weit emporzuzwingen, daß er leuchtend durch die grauen, ewig rinnenden Fluten schimmert.

Da sind nun wieder zwei Erzähler am Werke gewesen und haben es versucht. Zwei Männer, so grundverschieden nach Herkunft und Anlage, Erziehung und Wesen, daß man fast Scheu trägt, ihre Namen zu verkoppeln. Wie fremde Welten stehen sie sich gegenüber: Felix Holländer, der früh nach Berlin verpflanzte Jude, der naturfremde Großstadtmensch, der zu wenig gespielt hat und dessen dürftiges Kindheitsparadies ein Berliner Hof mit einem leibhaftigen Kastanienbaum bildete; Ludwig Ganghofer, der katholische Bayer, das natureinige Landkind, um dessen Wiege weite Wälder rauschten und dem der gemütsbildende Spielmorgen der Jugend in schier überreicher Herrlichkeit zuteil ward. Der zurücksinnende Mann vermag die leuchtende Fülle kaum zu fassen, und selbst die Schatten im Bilde scheinen nur dazu da zu sein, das Licht noch zu heben und heller zu machen. Licht, viel Licht hat der Försterjunge in sich hineingetrunken; ein fröhliches, unverwüstliches Herz und sonnenhafte Augen, die von früh an ins Grüne sahen, sind sein beneidenswertes Erbteil. Durch die Erinnerungen von Felix Holländer rauscht kein Wald; ein kümmerlicher Fremdling steht der Kastanienbaum, den Portier Staegemann pflanzte, zwischen Häusermauern; nicht in grünen Blättern, sondern in weißen, bedruckten liest der Arztsohn, und wenn er sich umsieht, fällt sein Blick hier auf Mühsal und Sorgen, dort auf falschen Glanz. Die Buben à la Ganghofer verüben dumme Streiche, brechen sich schließlich mal Arm und Bein, aber gehn gläubig und unverzagt auf die schöne Welt los, die so reich und groß ist und die ihnen gehört. Die Schulbuben, die Felix Holländer zitiert, bedauern sich mit Tränen in den Augen gegenseitig, der beste erklärt, daß er alle seine Ideale einpackt, ein zweiter macht einen Selbstmordversuch, der dritte, der Erzähler selber, philosophiert als Gymnasiast: „Wir sind arme Kinder, auf die alle Welt loshämmert.“ Man sieht den Gegensatz des naiven Deutschen und des sentimentalen Juden. Beide berichten mit begreiflichem Stolz und schöner Ehrfurcht von den saubren Verhältnissen ihres Elternhauses. Nur daß bei Holländer die Gestalt des strengen, tüchtigen Vaters ganz in den Vordergrund tritt, während bei Ganghofer gerade von der Mutter das höhere Leuchten ausgeht. Dichterherzen sind nun wohl eigentlich immer Muttererbteil, und die geborene Poetennatur hat bei aller Enge von unseren beiden Erzählern zweifellos nur Ludwig Ganghofer. Felix Holländer ist erst ein Dichter aus zweiter Hand, ein gewordener, ein halber. Beide haben, indem sie Jugend und Elternhaus beschworen, nach meinem Geschmack ihr bestes Buch geliefert. Aber über die eigene Nase kommt niemand hinaus, und gerade ihr bestes und eigenstes Buch zeigt neben den Vorzügen auch alle Mängel und Beschränktheiten ihrer Naturen. Kraft dieser Vorzüge und Mängel ist Ludwig Ganghofer, der eifrige Jäger, der sich in den Bergen sein Haus gebaut hat, zum Liebling jener großen bürgerlichen Mittelschicht geworden, die literarisch zwar nicht sonderlich kultiviert, die auch niemals führendes Element ist, die aber in ihrer beharrenden Ruhe jene Schwere darstellt, ohne die ein Schiff und ein Volk unruhig hin und her geworfen würden. Es kommt ganz auf Zeit, Ort und Gelegenheit an, ob man mehr die guten Seiten dieses einen Staat erst ermöglichenden Volksteiles hervorhebt oder ob man in Haß und Zorn gegen das Spießertum wettert, das in seiner Trägheit und Selbstzufriedenheit noch immer der Feind alles Großen und Neuen war. Beides ist richtig, und auf beide Beurteilungen muß der Dichter dieser Mittelschicht gefaßt sein. Ganz anders Felix Holländer. Er, der Berliner Dramaturg und Theatermensch, sucht und findet sein Publikum in Berlin WW., in einer äußerlich schon überkultivierten Welt, die vielleicht jedem neuen Heros, aber ganz sicher jeder neuen Mode anheimfällt. An die Stelle allzu großer Beharrlichkeit tritt hier allzu große Beweglichkeit, die mindestens ebenso vom Übel ist. Wunderlich mischt sich Echtes mit Unechtem; „a bissele Falschheit ist allweil' dabei,“ ein Tropfen Gift schwärt da im Blute und macht es unruhig. Felix

Holländer gehört mit Haut und Haaren zu diesem Kreise. Er hat sich in seinem berühmtesten Roman, in dem „Weg des Thomas Truck“ mit geräuschvoller Geschwindigkeit durch alle ortsüblichen Weltanschauungen keuchend hindurchentwickelt, und er hat bis heute die suchende Seele und die falschen Noten der erwähnten Gesellschaftsschicht behalten. In dem Buche, das von seiner Jugend spricht, zeigt sich das deutlicher denn je. Echtes und Unechtes stoßen darin seltsam aufeinander.

Auf der ersten Seite liest man „Unser Haus. Ein Buch von Felix Holländer“ (Berlin 1911, Erich Reiß). Ein Buch? Nun ja, daß ein Buch ein Buch ist und keine Wurst, wissen wir. Aber Felix Holländer sagt: „Ein Buch“. Er will ganz schlicht und einfach sein und vergreift sich in der Note. Das ist nichts Zufälliges und Vereinzeltes. Ähnliche Gewolltheiten, unechte Töne und verräterische Zeugnisse eines nicht sicheren Geschmackes sind auch sonst zahlreich über die Seiten verstreut. Sie häufen sich dort, wo der Erzähler den festen Boden des Selbsterlebten unter den Füßen verliert. Denn er begnügt sich leider nicht damit, uns mit dem schlichten bürgerlichen Leben seiner Familie und mit seinen eigenen Freuden und Leiden bekannt zu machen, sondern gleichsam in der Befürchtung, daß dieses mit schlichten Farben ausgemalte Bild für sein Publikum nicht zugkräftig genug wäre, stellt er in krassen Anilinfarben eine Sensation daneben: die Tragödie der Familie Senz. So entsteht ein bedauerlicher Mischmasch von einer guten Autobiographie und einem schlechten Roman. Ohne besondere Kunst ist beides ineinandergearbeitet, ja, Felix Holländer hat dabei nicht einmal die Einheit des Stils gewahrt. Aus dem Ich-Ton und der subjektiven Spiegelung aller Persönlichkeiten und Verhältnisse fällt er zuzeiten mir nichts, dir nichts in den üblichen objektiven Vortrag — besonders in der Darstellung des Polizeileutnants Dorn — und läßt uns an Gedanken und Vorgängen teilhaben, die ihm gar nicht bekannt sein können. Um die hereingezerrte Tragödie schließlich zu Ende erzählen zu können, ohne dauernd Stil und Standpunkt zu wechseln, muß er zuletzt zu der alten Eselsbrücke der Tagebuchaufzeichnungen greifen. So zieht die Sucht, eine gar nicht zum Thema gehörige Sensation in den Vordergrund zu drängen, anstatt sie abgedämpft als Bericht zu geben, fortzeugend Böses nach sich. Und alles nur, weil das Erinnerungsbild gleichzeitig auch als spannender Roman auffrisiert werden soll. Wäre diese Romaneinlage wenigstens noch gut! Aber sie ist in jeder Beziehung theatermäßig-oberflächlich, keine der mitspielenden Personen flößt uns tiefere Teilnahme ein, und von der Hauptaktrice, der tagebuchschreibenden Grete Senz, wird sich natürliches Gefühl um so rascher abwenden, je rhetorischer und flackriger sich diese Dame in ihren Aufzeichnungen gebärdet und je mehr sie mit dem löchrigen Mantel einer dürftigen Philosophie ihre Blöße zu bedecken trachtet. Da bliebe noch Walter, ihr Bruder, übrig: dieser stolze, feine Junge, der in Zorn und Scham unter den nicht ganz reinlichen Verhältnissen seines elterlichen Hauses leidet, hätte unter der Hand eines wahrhaften Dichters allerdings eine schöne, herzbewegende Gestalt abgeben können. Aber wenn der Bube zu seinem Schulfreund sagt: „Michaeli verlasse ich das Gymnasium, und dann grabe ich ein tiefes, tiefes Loch. Und weißt Du, was ich da hineintue? Alle meine Wünsche, Hoffnungen, Ideale“ — — so triumphiert sentimentales Pathos wieder einmal über die schlichte Wahrhaftigkeit.

Flüchten wir uns, um reinere Luft zu kosten, in den eigentlichen autobiographischen Teil. Auch hier verletzen uns hin und wieder falsche Noten, und wenn Holländer von der Tochter des kaiserlichen Flügeladjutanten erzählt, wird niemand recht mitwollen. Es fällt auch auf, wie wenig er im Grunde von Spielen und Zielen seiner Kindheit, von seiner seelischen Entwicklung, von den Wundern, Erregungen und Gefühlsvergreifungen der Werdezeit auszusagen hat. Hier ist er knapp bis zur Dürftigkeit. Aber wir atmen auf, wir lernen ihn lieben, wir verzeihen ihm alles andere, wenn er in Respekt und Liebe von seinem Vater spricht. Dieser Vater **lebt**, er ist aus dem Herzen des Sohnes wiedererschaffen worden, er folgt uns, wenn wir das Buch beiseite legen, er ist der Gewinn, der uns am Ende bleibt. Ein Hausregent, dessen Hand nicht leicht auf der Familie lastet, der für seine Kinder allzu ehrgeizig ist und fast zu viel von ihnen verlangt, ein Mann aber auch, der an sich selbst die höchsten Forderungen stellt und ein tapferes Pflichtleben mit einem tapfern Sterben besiegelt. Wenn er seiner sanft darüber einschlafenden Frau irgendeinen homerischen Gesang im Urtext vorliest und sich etwa an der Stelle begeistert, wo die Pferde des Patroklos um den Tod des Helden weinen, wenn er vor seinem Tode zu seiner treuen Lebensgefährtin redet, — so spürt man, daß hier nicht die flinke Schaumschlägerin Phantasie, sondern das Leben selber geformt und gedichtet hat. Ebensogern hört man von Onkel Isaak, dem Lebenskünstler und heftigen Gegner der Frauenemanzipation, ebensogern von Onkel Jakob, dem einst halb Breslau gehörte.

Das Buch schließt noch nicht ab. In einem neuen Bande sollen die Fäden weitergesponnen werden. Und man kann nur flehend die Hände heben: Lieber Felix Holländer, laß ab von den tragischen Theatersensationen und den adligen Offizierstöchtern, bleib bei Mutter und Schwestern, bei Onkel Isaak und Onkel Jakob, bei Leuten, die ihresgleichen sind! Dann wird es Dir und uns wohlergehen!

An Ludwig Ganghofer braucht man eine

ähnliche Bitte nicht zu richten. Erzählt Holländer zu wenig von dem, was wir hören wollen, so erzählt Ganghofer allmählich fast zu viel. Der zweite Band seiner Lebenserinnerungen, das „Buch der Jugend“ (Stuttgart, Bonz & Co.), umfaßt wieder gegen 600 Seiten und gelangt damit etwa bis zum Ende der Studienzeit. Aber er kann sich mit dem ersten Bande, dem „Buch der Kindheit“, nicht recht messen. Eine allzugroße Breite fängt uns leise zu bedrücken an; bei den mannigfachen hübschen „Dönchen“, die als Rosinen auf dem Kuchen liegen, beginnt man schon nachzufragen, welchen Wert sie für das eigentliche Thema haben, und verliert die rechte Freude daran, wenn man merkt, daß sie doch meist nur unterhalten sollen. Ganghofer möchte dieser Verstimmung von vornherein begegnen. Er sagt: „Werdet nur nicht ungeduldig über die kleinen Harmlosigkeiten, die ich da erzähle!“ Sie seien es, die mehr als die großen Ereignisse das Leben eines Menschen formten. Außerdem wünsche er sich in seiner Selbstbiographie auch nicht bedeutsam aufzufrisieren.

Immerhin ist es bezeichnend, daß diese kleinen Harmlosigkeiten den Charakter des Buches bestimmen. Es wäre klug, sich darin etwas zu mäßigen. Um so klarer würde die Linie der Entwicklung hervortreten. Deshalb brauchte natürlich noch lange nicht ein so feines Kapitel wie das von dem heißblütigen Annchen fortzufallen, aber die niedlichen Unwichtigkeiten sollten als unnützes Rankenwerk mit scharfem Messer beschnitten werden. Es ist auch hier das Bedauerliche, daß der Erzähler ein gar zu virtuoser und auf die Unterhaltung des Publikums eingefahrener Schriftsteller ist. Die unerquickliche Pfarrhaustragödie in Welden behandelt er romanmäßig spannend und effektvoll, anstatt die unerhörten Vorgänge in schlichter Darstellung durch sich selbst wirken zu lassen. Überhaupt ist das Tragisch-Pathetische nicht Ganghofers Domäne, und auch die Reflexionen, die er hier und da einschiebt, würden wir ihm gern schenken. Wenn er tiefsinnig fragt: „Krieg, was bist du?“, wenn er den Optimismus definiert, wenn er unerschrocken erklärt, daß aus dem Leiden der Menschheit ihre schönsten Blumen wachsen, und wenn sich ihm das Leben unter dem überraschend originellen Bilde eines ewig wechselnden Stromes darstellt, so glauben wir ihm schmunzelnd ohne weiteres sein „tiefes Mißtrauen gegen spekulative Philosophie“. Aber man darf trotzdem bemerken, daß, wenn der Försterbub seinen Hegel mit einem Herrgottsakra! in den Winkel wirft und sich lieber Schlittschuhe anschnallt, dies noch nicht durchaus wider Hegel spricht.

Übrigens schreibt Ganghofer an seinen Erinnerungen mit offensichtlichem Vergnügen. Man fühlt ordentlich, wie es ihm wohltut, einmal über alles, was das Leben bringt, sprechen zu können, — auch über sexuelle, konfessionelle und sonstige Dinge, die er sich in allzu stubenreinen Romanen verkneifen muß. Er ist ja gewiß kein Gesalbter des Herrn, aber ein Tropfen Salböl glänzt doch auf seiner Stirn und durchduftet seine Bücher. Und wenn meine Worte vorhin etwas ironisch klangen: das hübsche Fabuliertalent des Mannes wird man schätzen, und sein gutes, fröhliches Herz wird man lieben.

Nach den beiden autobiographisch verkappten Lebensromanen zwei Meerromane! Der bedeutendere soll voranstehen: „Das Meer“ von Bernhard Kellermann (Berlin 1910, S. Fischer).

Das ist ein überaus merkwürdiges Buch. Ich weiß nicht mehr, was darin steht. Es spielt auf irgendeiner der bretonischen Inseln. Ein Mensch lebt da mit den Fischern und seinem Hunde, mit den Möwen und dem Meer — ein Fremder, ein Wanderer, ein Namenloser, einer, der ein Weilchen vor der alle Welt beleckenden Kultur floh und sich hier austoben will, der unterwegs ist in den großen Jagdgründen des Lebens, heute da und morgen dort, der immer in einem leichten Zelt unter den Sternen schläft und erst sässig werden wird, wenn er vor Gichtbeulen nicht mehr stehen kann. Er hat keine Vergangenheit, keine Zukunft. Nichts von unsrer Welt schlägt in die seine hinein. Er schreit in den Sturm, er trinkt mit den Fischern, er küßt die Frauen der Insel, er wird gewiegt, getragen, umdonnert vom Meer. Dieses Meer braust durch das Buch. Es ist selten ruhig. Es kocht und tobt und rast und brüllt. Oder ist es gar nicht das Meer, das so lärmt, brüllt und brandet? Ist es vielleicht Bernhard Kellermann, der in einem Rausch des Überschwangs den Psalm des Meeres singt? Ein tobender Psalm, ein wildes Gedicht ist das ganze Buch; der Sang des Meeres, der Sang des Dichters einen und mischen sich, und wie die Fische, die das Netz der Inselbewohner aus den Fluten zieht, tauchen auch die paar Menschen empor, die uns seltsam anstarren: Der taube, lachende Meerkönig, seine strohblonde, eifersüchtige Enkelin Rosseherre mit den „Vorkieker“-Augen, der tolle Kapitän Yann. Nicht zu vergessen den Schiffshund Poupoul, dessen Grab, wie es sich gebührt, die See wird. Wie das alles zum ewigen Takte des immer und überall gegenwärtigen Meeres lebt und liebt, trinkt und tanzt: das ist kein Roman, das ist eine Vision.

Die literarische Bewertung des Werkes ist schwierig. Es steht ganz abseits, es ist geboren von einem eigenwilligen Dichter, der in der stürmischen Unruhe der Halbgenies brennt und der uns durch äußerste Eindringlichkeit mitreißt, ohne uns doch ganz zu überzeugen. Er hat den Anschein einer außerordentlichen Kraft, aber es ist mehr die willkürliche Spannung hervorgedrängter Muskeln, als die sichere und stille Kraft der Großen. Er naht fast immer nur in Sturm und Wetter, in Lärm und Getöse, noch nicht im sanften Wehen. Die Situationen, die er gibt,

sind denkbar einfach, aber er verschwendet alle Mittel der Darstellung daran, schüttet ein wahres Füllhorn seltsamer und gesuchter Adjektiva aus, spornt sich zu ewiger Anstrengung, läßt seine Sätze wie Kämpfer, die sich immer neu aufraffen, gegen uns anspringen, läßt niemals die Sache durch sich selbst wirken, sondern drängt sie uns mit lautem Aufheben und stürmischem Willen auf, kurz, hat nach der Goetheschen Unterscheidung nicht Stil, sondern Manier. „Ich mache zu viel Worte," sagt der Held seines vorigen Romans „Der Tor". Das könnte stimmen. Aber in jedem Falle spricht hier ein eigentümliches Talent mit einer heftigen Eindringlichkeit.

Leichter einzuordnen ist der „Fischerroman von der Nordsee", den Wilhelm Poeck unter dem Titel „Simon Külpers Kinder" veröffentlicht hat (Leipzig 1910, Fr. W. Grunow). Ein Buch, im Engen tüchtig, ganz kernig gestaltend, etwas schwer und schwerfällig wie die Hochseefischer, die es auf die Beine stellt, aus bester Kenntnis der „Fahrensleute", ihres Stammes und ihres Berufes herausgeschrieben, Tragik und Humor mischend, im Dialog das kräftige und immer Farbe gebende Platt bevorzugend, in einzelnen Figuren und Szenen sich über den Durchschnitt erhebend, — im ganzen aber doch nur ehrliches und anständiges Mittelgut. Der alte tüchtige Simon Külpers und seine Frau Gesche, die heimlich an schwerer Schuld trägt, der fixe Brunke Garrels, der sich als rechter Seeräuber Simons Tochter holt, und vor allem die stotternde Beke-Beke, die Pastor Hinrichsens Predigten ableiern kann, bleiben für kurze Zeit im Gedächtnis haften. Aber für lange Zeit setzt sich der Eindruck fest, den eine Vorbemerkung bestätigt: daß auf den Wassern der Nordsee zurzeit ein deutscher Hochseefischerstamm von unvergleichlicher Kraft zugrunde geht und daß alles getan werden müßte, ihm in seinem Kampf und seiner Not beizustehn.

Von der Waterkant rufen uns zwei weitere Erzähler ins badische Ländle. Der eine, Adolf Schmitthenner, weiland Stadtpfarrer in Heidelberg, hat zu wirken schon aufgehört, aber aus dem Nachlaß dieses schlichten Mannes erscheinen noch fortgesetzt allerlei Bücher, und ich will meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, daß die „Vergessenen Kinder" (Stuttgart 1910, Deutsche Verlags-Anstalt) nun endgültig den Reigen beschließen. Allerdings tragen sie den Untertitel: „Ein letzter Band Erzählungen".

Wer darin große Höhen und purpurne Rätseltiefen suchen wollte, wäre an die falsche Adresse geraten. Ein Schelm gibt mehr, als er hat, und Schmitthenner war zum Fliegen und Tauchen nicht geboren. Er hat klare Augen gehabt und ist bei mittlerer Temperatur auf ebener Straße dahingezogen, geführt von einem rechten Herzen. Eine lebendige historische Phantasie verhalf ihm zu einigen guten kulturhistorischen Erzählungen, und auf diesen Lieblingspfaden treffen wir ihn auch hier. Aber der Treffer liegt diesmal doch auf anderer Linie. Die Schlußerzählung, die dem ganzen Bande den Namen gab, ist auch die beste. Zwei Kinder, die vergessen wurden; das eine vergessen von der Schule, die einen Ausflug macht, das andere vergessen von der reisenden Künstlergesellschaft, zu der es gehört. Beide finden sich und plaudern, das weltkundige, heimatlose Komödiantenmädel und die elternlose Enkelin des blinden Organisten. Sie bleiben auch die Nacht zusammen, der Blinde geigt, am Morgen müssen sie sich trennen. Nichts weiter. Gar keine Gefühlsergüsse und Sentimentalitäten. Aber ein paar Schlußakkorde, die lange nachzittern ...

Eigenartiger und ursprünglicher gibt sich Schmitthenners schwäbische Landsmännin Auguste Supper. Sie hat zehn kleine Geschichten zusammengefaßt und nach der ersten „Holunderduft" benannt (München 1910, Süddeutsche Monatshefte). Über die Hälfte davon beschäftigt sich mit rätselhaften Menschen und Dingen. Leute, die „spinnen" und etwas verdreht im Kopfe sind, seltsame Vorzeichen, die Tod verkünden, Epileptiker, die unter der Gabe des zweiten Gesichtes leiden, ziehen an uns vorüber; dazwischen seltsame Gespinste mit symbolischem Kern. Aber ich kann nicht finden, daß gerade sie das beste Können der Schwäbin offenbaren. Auguste Supper ist gar keine romantisch-mystische Natur; sie steht sehr fest in ihren irdischen Schuhen, ist durch und durch protestantisch, vielleicht mit der schwäbischen Neigung zum Sektiererischen, praktisch auch in Beziehung auf das Christentum, und wenn sie Dinge erzählt, die über menschliches Begreifen hinausgehen, so quittieren wir deshalb weniger mit einem Schauer, als mit einem Achselzucken. Gleich mit der Titelnovelle weiß ich nicht das geringste anzufangen. Ganz und gern zu eigen gibt man sich der Schwäbin nur, wo sie so recht „bodenständig" ist, ihre Schwarzwälder Bauern treulich abkonterfeit und die schlichte Menschlichkeit absonderlicher Gesellen einfängt. Da muß die „unstudierte" Einsicht des Schäfers oder des „roten Heß" die studierte Klugheit des Doktors oder des Pfarrers besiegen, und da leistet man mit Gewinn und Lächeln Gefolgschaft. „Der Heß und sein Buch" ist ein ganz prächtiges Stückchen, und auch die „bleibende Statt" in der vorletzten Skizze übt eine starke Wirkung: die alte Bäuerin Mine, die jedesmal, wenn sie aus ihrer Orakelschachtel den Spruch greift: „Bestelle Dein Haus, denn Du mußt sterben!", sich mit den Worten „Herr, wie Du willst!" die Füße badet.

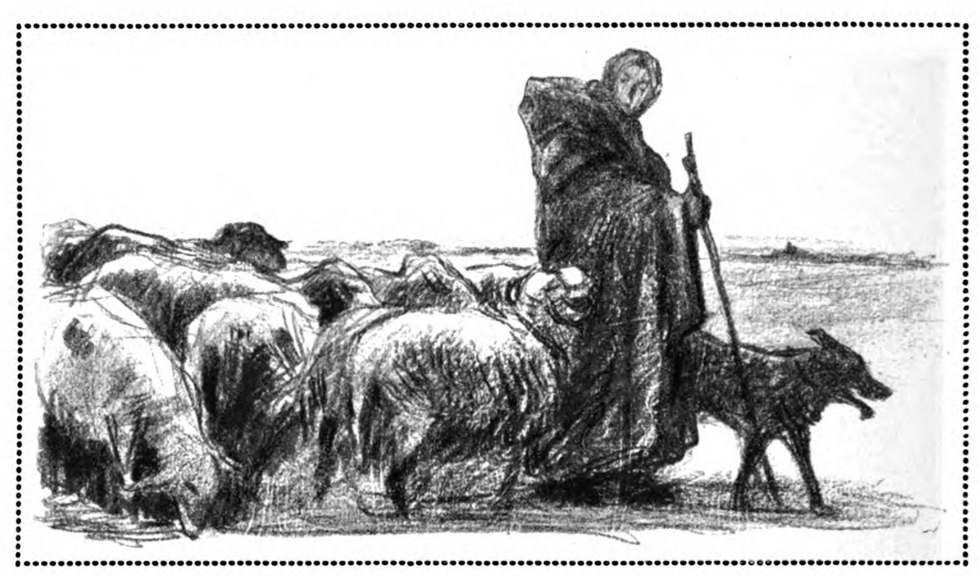
Daß sich Auguste Supper in allen diesen Ich-Erzählungen durchgehends eine männliche Maske vorbindet, führt unnötigerweise oft einen störenden Zwiespalt herbei. Denn zwar weiß sie für gewöhnlich jeder Sentimentalität mit kräftigem Ruck auszuweichen, aber gerade der Schluß der Titelnovelle fällt ins weiblich Weiche und lehnt sich damit gegen die Hosen-

rolle der Dichterin auf. Überhaupt kann man gegen das Buch noch manches sagen: es ist an sich und rein künstlerisch noch nicht besonders wichtig. Doch es lebt eine eigentümliche und kräftige Begabung darin, von der Besseres und Größeres zu hoffen ist. —

Ich möchte hier weiter auf ein Werk hinweisen, das mich viele Wochen beschäftigt und in Atem gehalten hat, auf die „Geschichte der Malerei“ von Richard Muther (3 Bände, Leipzig, Konrad Grethleins Verlag). Kurz nach Vollendung der gewaltigen Arbeit ist Richard Muther gestorben, und soviel man gegen ihn gesagt hat: wir verloren mit ihm eine Persönlichkeit. Diese Persönlichkeit weht uns aus den Blättern hier mit lebendigem Odem an, sie zwingt uns zur Zustimmung oder reizt uns zum Widerspruch, sie macht uns freudig und ärgerlich, aber sie fesselt und bindet uns auf jeder Seite. Wie Muther in der Charakteristik Max Liebermanns erzählt, hätte der Maler das Wort geprägt: Zeichnen sei die Kunst, fortzulassen. Gilt das gleiche Wort nicht für jeden Künstler? Gilt es nicht weiter für jeden Historiker, für jeden, der eine Entwicklung darstellen will? Muther hat es beherzigt. Er räumt mit dem ungeheuren Ballast leerer Namen auf, den wir unseligen Enkel mitschleppen. Er gewinnt damit Licht und Luft; er hat die Möglichkeit, künstlerisch zu komponieren und darzustellen. Und ich sagte ja schon öfter an dieser Stelle, daß der Wert jedes lebendigen Geschichtswerkes auf der Darstellung beruhe. Denn sie ist nicht mehr und nicht weniger als der Ausdruck der Persönlichkeit. Ich rede nicht von jener lächerlichen „glatten“ Darstellung, die mit faden Worten nur über eine Leere hinwegtäuscht. Nein — eine wirklich gute und schöne Darstellung setzt die vollständige Beherrschung des Stoffes immer voraus! Aber sie läßt den Schweiß des Studierzimmers, die Mühsal von tausend Vorarbeiten beiseite: sie übt eben die Kunst, fortzulassen.

Dabei kann es leicht geschehen, daß der den Extrakt langer Studien in feiner Form gebende Meister mit dem schaumschlagenden Causeur in einen Topf geworfen wird. Muther, dessen feuilletonistische Ader nicht geleugnet werden soll, hat das so bitter kosten müssen, daß er die Scheidewand höher ziehen und in dieser „Geschichte der Malerei“ nötigenfalls lieber trocken erscheinen, als unsachlich werden wollte. Die Trockenheit ist ihm — Dank Euch, Ihr Götter! — nicht gelungen. Und ich preise es weiter, daß er auch eine andere Absicht nicht erreicht hat. Die Kunstgeschichte, sagt er nämlich, wäre bisher eigentlich eine Künstlergeschichte gewesen. Sie solle jedoch eine Stilgeschichte sein, d. h. eine Geschichte der Stilwandlungen und Stilwanderungen. Aber diese Muthersche Wahrheit, die in der gesamten modernen Geschichtsschreibung spukt, ist doch auch nur eine halbe Wahrheit. Wir kämen dabei zu einer Kultur- und Bildergeschichte, die über das Beste und Entscheidende, nämlich über die künstlerischen Persönlichkeiten, hinwegginge. Der Künstler, wenigstens der große Künstler, ist immer mehr, als sein Bild. Wenn Muther das theoretisch vielleicht nicht zugegeben hätte, praktisch gibt er es durch Anlage und Gruppierung seines Werkes zu. Und ich finde gerade seine Charakteristiken ausgezeichnet. Daß sie in einem großen kulturhistorischen Rahmen stehen, daß die Wandlungen der Mode stark berücksichtigt werden und fortgesetzt Seitenblicke auf die gleichzeitige Literatur fallen, gibt ihnen noch einen besonderen Reiz. „Wir lieben es,“ sagt er einmal, „Bilder als Illustrationen zur Kulturgeschichte aufzufassen.“

Immerhin ergibt sich — besonders in der Darstellung der zeitgenössischen Malerei — ein gewisser Gegensatz zwischen der gewählten Form, die Persönlichkeiten in den Vordergrund rückt, und der Mutherschen Abneigung gegen alles, was nicht rein malerisch, artistisch-malerisch ist. Muther war ja der begeisterte Verkünder aller modernen Bestrebungen der Malerei, und er läßt das artistisch-malerische Element vielleicht manchmal zu sehr Trumpf sein. Über die großen Maler-Poeten, etwa über Schwind und Böcklin, spricht er ja sehr schön, aber er verleugnet nie ganz, daß er nur mit halbem Herzen bei ihnen wie bei allen „Gemütsmalern“ ist. Wenn der behagliche Großpapa Ludwig Richter noch leidlich bei ihm fortkommt, so ist Hans Thoma, der Lebende, ganz verloren für ihn, der „literarische“ Max Klinger reizt ihn nur zu kalter Hochachtung, und wenn es nicht wundernimmt, daß über den Lenbachschen „Lakritzensaft“ höchst unehrbietig hinweggegangen wird, so stutzt man doch im ersten Moment, wenn auch dem „unheimlichen Automaten“ Menzel Blätter aus dem Lorbeerkranze gerissen werden. Um so lauter erschallt das Hosianna für Leibl, den im „malerischen Sinne größten deutschen Maler des XIX. Jahrhunderts“, und für Wilhelm Trübner. Man fühlt die leise Disharmonie zwischen artistischen und Persönlichkeitsidealen. Aber man entzückt sich — ob man beistimmt oder verurteilt — immer wieder an energisch charakterisierenden Beiworten, und man hat nur die Furcht, daß ein von scharf ausgeprägter Persönlichkeit glücklich gefundenes Attribut zum Schlagwort eines selbst urteilslosen Publikums werden könnte. Hinzugefügt sei, daß ein überreiches Bildmaterial durch Darbietung des Stofflichen, wenn nicht die ästhetischen, so doch die historischen Ausführungen Muthers unterstützt. Und wenn das große Werk auch nicht für all und jeden ist: man darf es doch vielen empfehlen. Auch von hier wird man um so mehr heimtragen, je mehr man mitbringt.



Kohlestudie von Wera v. Bartels.

Illustrierte Rundschau.

Zeichnungen von Wera v. Bartels in München. — Zimmereinrichtungen usw. von Rudolf und Fia Wille in Berlin und Max Heidrich in Paderborn. — Professor Gustav Schönleber. — Brunnendenkmal von L. Calderini in Lüdenscheid. — Lilienthal-Medaillen von Alb. M. Wolff. — Zu unseren Bildern.

Daß ein künstlerisch veranlagtes Wesen auch ohne den offiziellen Werdegang, ohne Malschule, ohne Akademie es zu etwas Tüchtigem bringen kann, sehen wir an Wera von Bartels, der in München lebenden jungen Bildhauerin, der Tochter des bekannten Malers. Die Idee, plastisch die Natur wiederzugeben, kam schon in ihrem dritten Lebensjahre zum Durchbruch — das von den Weihnachtslichtern herabtropfende Wachs gab ihr das Material, um ihre kindlichen Ideen auszudrücken. Es entstanden farbige Schmetterlinge, Blumen usw. Ein paar Jahre später, als ihr rotes Wachs in größerer Quantität in die Hände kam, entstand, angeregt durch Märchenerzählungen, ein Elfenwagen, gezogen von Schmetterlingen mit einer diese führenden Elfe darauf. Nach und nach wurde der Weg sicherer; die Richtung blieb dieselbe, und zwei kleine Hautreliefs zeigen auf blauem Grunde weiße, realistische Figurengruppen: im Kornfeld spielende Kinder. Schon in dieser kleinen Arbeit sah man das, was heute noch ihre Stärke und Originalität ist, die Verwendung farbigen Wachses zu einer Arbeit. Dann folgten Jahre, in denen sie alles nach der Natur zeichnete, was es nur gab — sich auch der Aquarelltechnik stark befleißigte; das tägliche Arbeiten nach der Natur half ihr nach und nach technische Schwierigkeiten spielend zu bewältigen. Eingehende Blumenstudien und Arbeiten nach lebenden und toten Vögeln, nach Hunden und Pferden folgten



Hirtin. Studienzeichnung von Wera v. Bartels.

diesen tastenden Vorwürfen, bis sie dazu kam, Schafe und Ziegen draußen auf dem Felde direkt nach der Natur zu modellieren, und zwar in verschiedenfarbigem Wachs — stets nur von dem einfachen Wunsche beseelt, die Natur möglichst getreu zu kopieren, nicht nur ihre Formen, sondern zugleich auch ihre Farben wiederzugeben. So zeichnet und aquarelliert sie und arbeitet in farbigem Wachs heute mit einer erstaunlichen Sicherheit. Es entstanden Gruppen von Löwen und Tigern, Eisbären, weidenden und liegenden Schafen und Ziegen, dazu die Schäferin mit im Seewinde fliegenden Röcken, kleinen Fischerbooten, dazwischen Hummern und Seekrabben von einer Realistik, die stark an das Japanische grenzt. So gibt es in ihrem Atelier eine frisch aus der See gekrochene Krabbe, die einen Strauß farbigen braungoldigen Seetanges an einem Beine nach sich schleppt, eine große Seemöwe, die einen Fisch verzehrt, ein paar ernsthafte Reiher als Bronzegruppen und als neuestes Werk einen Marabut, der sich in der Sonne die im Winde und Regen verwehten ausgespreizten Flügel trocknet. Alles schuf sie aus eigener Kraft und aus Liebe zur Natur. Otto Lang, der Münchener famose Bildhauer, zeigte ihr die für größere bildhauerische Arbeiten nötige innere Konstruktion ihrer Plastiken. Eine in farbigem Wachs ausgeführte Gruppe zweier bunter Aras erregte zuerst die Aufmerksamkeit; Tiffany in New York erwarb diese Gruppe. Drei Tiergruppen sind im Besitze des Prinz-Regenten von Bayern; in der Ausstellung l'art de la femme in Paris fiel ihr der premier prix d'honneur zu. —

Wiederholt haben wir an dieser Stelle auf die immer geschmackvollen Arbeiten des Ehepaars Rudolf und Fia Wille hingewiesen. Heut bringen wir einige Abbildungen aus der Inneneinrichtung des Landhauses Gugen-



Studienkopf von Wera v. Bartels.



Studienzeichnung von Wera v. Bartels.

heim, die jüngst aus den Werkstätten der Genannten hervorgingen. Da ist einmal ein Musikzimmer, kreisrund, mit dreifarbig getupften Tapeten und aufgemalten Ornamenten, durch Leisten in Felder geteilt; darin u. a. ein reizender Schrank, die gute Servante unserer Großmütter ins Moderne übersetzt, aus Birke und Polisanderholz. Dann ein lauschiges Frauen-Schlafzimmer mit weißlackierten, mattgeschliffenen Fichtenholzmöbeln und einem sehr aparten Beleuchtungskörper, dessen Stoffschirm wirkungsvoll die Farben wiederholt, in denen der ganze Raum gehalten ist: das Altrot der Vorhänge, die violette Tönung einzelner Ornamente der steingrauen Wandflächen; altrot und grau ist auch der Teppich. — Schlichter, strenger er-

Salonschrank aus dem Musiksaal des Kommerzienrats Gugenheim. Entwurf und Ausführung des Saales von Rudolf und Fia Wille, G. m. b. H., Berlin.



Schlafzimmer im Landhause des Kommerzienrats Gugenheim. Entwurf und Ausführung von Rudolf und Fia Wille, G. m. b. H., Berlin.

scheinen die Räume, die Max Heidrich für die Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn entwarf. Eine kerntüchtige Solidität spricht aus ihnen und vernünftige Rücksicht auf den Gebrauch im täglichen Leben. Das Sofa im Wohnzimmer ist keines der üblichen Folterbetten, sondern ladet wirklich zur Ruhe ein; der breite Schrank steht auf festen Füßen, hoch genug über dem Boden, daß der Besen darunter kann. Ebenso kann im Speisezimmer an Anrichte und Büfett die Hausfrau ihre Freude haben, so hübsch sind sie — und so prak-

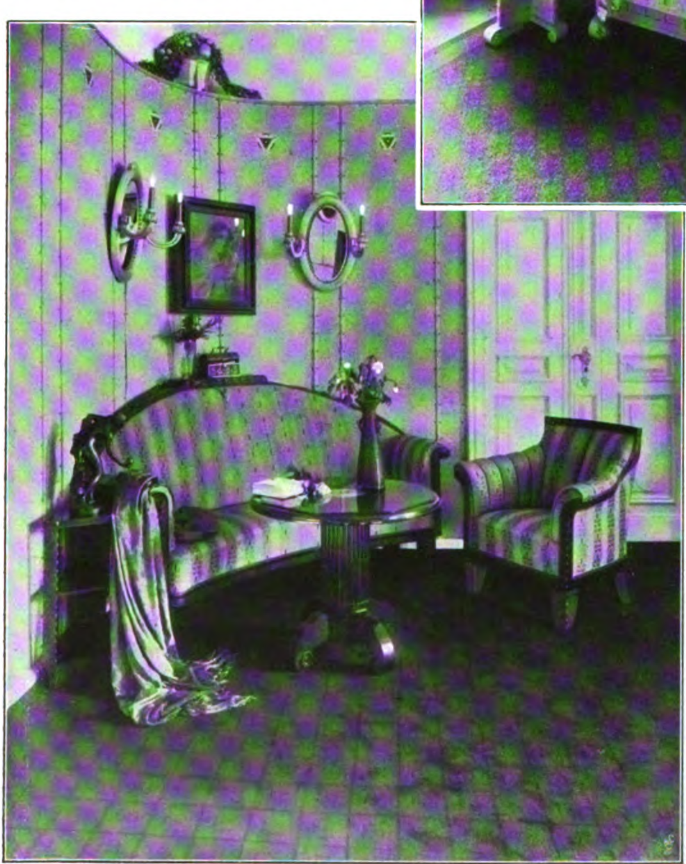
tisch. Besonders gefiel mir aber die Küche; hier sind zweckmäßigerweise alle Rahmenhölzer der weißlackierten Möbel abgeschrägt zur leichteren Beseitigung des Staubes; die Schränke haben wieder hohe Beine, damit unter ihnen ordentlich aufgewischt werden kann. —

Prof. Gustav Schönleber, der berühmte deutsche Landschafter, wurde kürzlich durch die Verleihung der Friedensklasse des hohen preußischen Ordens pour le mérite ausgezeichnet. Wir freuen uns, außer seinem Bilde in diesem Heft eines seiner neuesten Werke „Wellenbrecher“ (zw. S. 592 u. S. 593) veröffentlichen zu dürfen.

Wie sich doch die deutschen Städte wieder mit Monumentalbrunnen schmücken! Endlich wieder! Heut bilden wir solch einen Brunnen ab, der seit kurzem die westfälische Fabrikstadt Lüdenscheid ziert. Merkwürdigerweise — ein italienisches Werk. Der Stifter des schönen Brunnens nämlich, der Großindustrielle Fritz Selve, ein Sohn des Amtes Lüdenscheid, lebt in Turin und wollte „im Sinne beider lange befreundeten und verbündeten Nationen handeln“, indem er den Auftrag einem jungen italienischen Künstler zuwandte. Er traf keine schlechte Wahl: Luigi Calderini zeigte sich der dankbaren Aufgabe gewachsen, die ihm gestellt wurde, die Zusammengehörigkeit von Industrie und Landwirtschaft plastisch zu würdigen. Die große kraftvolle Gestalt des Schmiedes, die den Brunnen krönt, trägt die Züge des Vaters des



Ecke eines Schlafzimmers im Landhause des Kommerzienrats Gugenheim. Entwurf und Ausführung von Rudolf und Fia Wille, G. m. b. H., Berlin.



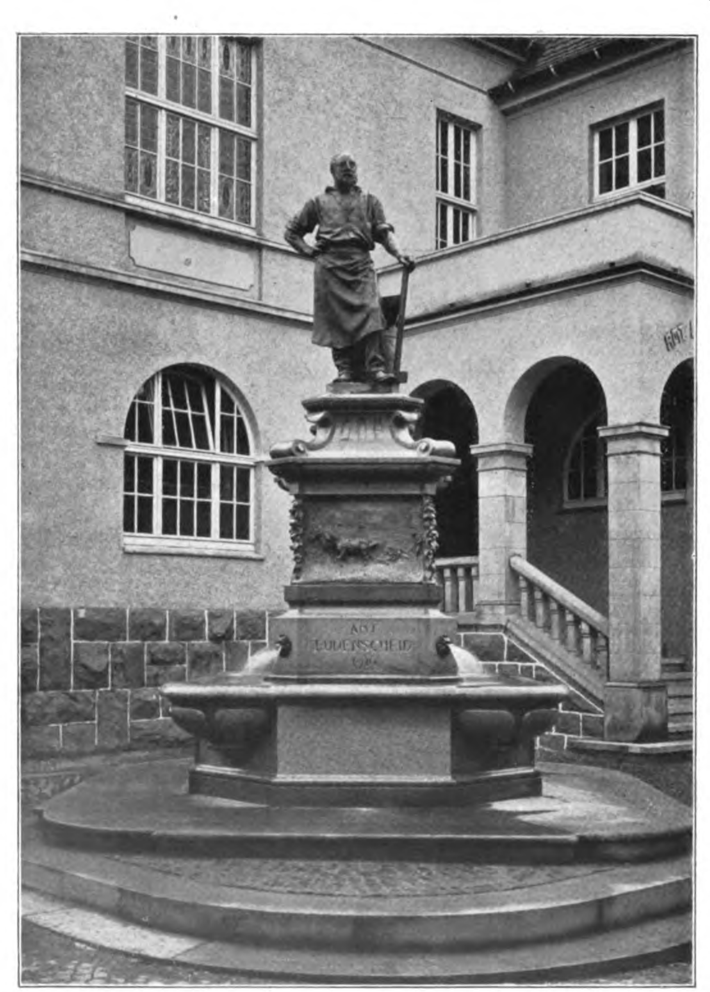
Aus dem Musiksaal des Kommerzienrats Fritz Gugenheim. Entwurf und Ausführung von Rudolf und Fia Wille, G. m. b. H., Berlin.

Stifters. — Dem „Vater" der deutschen Flugtechnik, dem allzufrüh verstorbenen Otto Lilienthal, ist die schöne Medaille gewidmet, deren Schöpfer der Berliner Bildhauer Alb. M. Wolff ist; der Ertrag aus dem Verkauf (Preis 15 ℳ in Bronze, 50 ℳ in Silber) kommt dem geplanten Lilienthal-Denkmal zugute. Sehr fein ist die auf der Rückseite verkörperte Idee: der Begründer der Flugtechnik wird, als er sehnsüchtig dem Vogelfluge nachschaut, vom Genius des Todes umfaßt. —

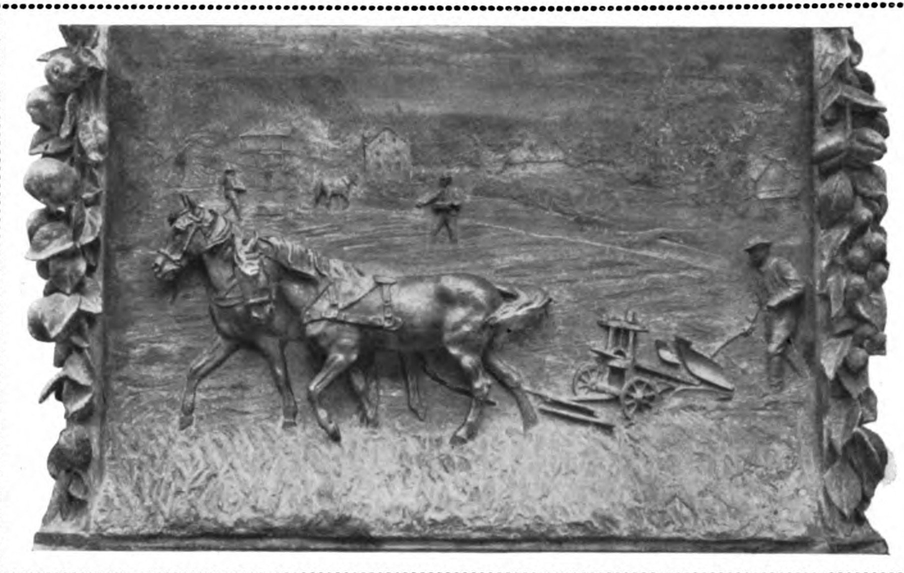


Professor Gustav Schönleber. Nach einer Photographie von Gebr. Hirsch in Karlsruhe.

Das neueste Werk von Lovis Corinth „Golgatha", bedarf einer besonderen Würdigung. Um das Schaffen Corinths vereinigten sich bisher ebenso viele Bewunderer wie Gegner. Man darf wohl sagen, daß er zu den umstrittensten unter den deutschen Künstlern der Gegenwart zählt, und man darf nicht verkennen, daß er die Gegnerschaft oft geradezu herausforderte. Auch unter seinen Verehrern gab und gibt es viele, die zwar sein großes Können immer wieder hervorhoben, aber zugleich schmerzlich seinen Mangel an Geschmack und Takt, seine Originalitätshascherei bedauerten. Der feinsinnige, ganz modern gerichtete Hans Rosenhagen schrieb z. B. ganz offen: „Es war denen, die Corinth als Künstler schätzten, oft sehr schwer, seine Entgleisungen auf dem Gebiet des Schicklichen vor anderen zu rechtfertigen." Und nun dieses merkwürdige Triptychon, das der Künstler der Kirche seines Heimatsortes Tapiau in Ostpreußen als Altarbild stiftete! Es wird auch unter unseren Lesern gewiß nicht an solchen fehlen, die sich von dem starken Realismus mancher Einzelheiten peinlich berührt fühlen — ich verstehe das vollkommen. Aber ich sage mir einmal, daß wir alle schon bewundernd vor tiefernsten frühdeutschen Schöpfungen gestanden haben, die z. B. den gemarterten Leib des Heilands nicht minder realistisch zeigen. Und ich muß weiter bekennen: der gleiche tiefe Ernst, der zu uns aus jenen Werken (z. B. Grünewalds Altar in Colmar) spricht, den fühle ich auch aus diesem Werk des modernen Künstlers heraus. Über allen Einzelheiten steht hier triumphierend eine Tiefe der Empfindung,



„Die Industrie".
Bronzestandbild des Amtes Lüdenscheid von Luigi Calderini.



Der Frühling. Bronzerelief vom Brunnen für Lüdenscheid. Von Luigi Calderini.

die die Seele füllt. Großartig gedacht und durchgeführt sind — man muß nur erst über die durch die Marter geschwollenen Füße hinweggekommen sein — Kopf und Gestalt Christi; großartig ist der Gegensatz zwischen dem Dulder am Kreuz und dem wildbewegten, gleichsam im Aufruhr befindlichen landschaftlichen Hintergrund. Wir geben das ganze Gemälde zwischen Seite 496 und Seite 497 wieder; außerdem aber zw. S. 504 und S. 505 einen der Flügel, den Apostel Paulus, in einer ausgezeichneten farbigen Reproduktion. Auch diesem Bilde gegenüber staunt man zuerst, erschrickt vielleicht, so abweichend erscheint uns dieser Paulus von der Vorstellung, die wir uns gebildet hatten. Aber doch nur, um bald zu erkennen, daß hier ein Meisterwerk schärfster Charakteristik geschaffen wurde: es ist dann fast, als verstehe man erst vor dem Bilde recht diesen leidenschaftlichen Apostel mit der feurigen Zunge, der hinreißenden Überzeugungsgabe und dem eisenstarken, unbeugsamen Willen. — Die Mehrzahl der übrigen Einschaltbilder des Heftes entstammt der kürzlich eröffneten „Winterausstellung“ der Berliner Akademie der Künste. Zwei glänzende Porträts zunächst: das Bildnis des Oberbürgermeisters von Frankfurt, Adickes, von Max Liebermann (zw. S. 512 u. S. 513); der Oberst von Leipzig von Franz Stuck (zw. S. 576 u. S. 577); dann eine interessante Arbeit von Otto Greiner: der riesengroße Prometheus mit einem Menschlein zu seinen Füßen (zw. S. 536 u. S. 537). Der treffliche, in Düsseldorf lebende Balte v. Bochmann gab uns eines seiner stimmungsvollen Bilder aus der Heimat, ein mächtig dahinbrausendes Dreigespann auf esthländischer Landstraße (zw. S. 616 u. S. 617). Von dem — ich wage es auszusprechen: dem größten un-



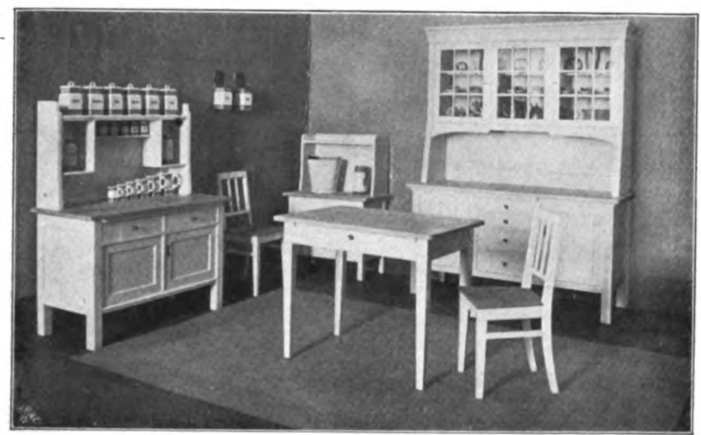
Wohnzimmer. Entworfen von Max Heidrich, ausgeführt von den Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn.

ter den deutschen Bildhauern der Gegenwart, von Adolf von Hildebrand — konnten wir zw. S. 552 u. S. 553 eine prächtige Bildnisplakette der Eleonore Duse einfügen; wundervoll durchgeistigt hebt sich das Profil der genialen Schauspielerin vom Hintergrunde ab. — Sehr fein ist die Radierung „Die Seufzerbrücke“ von Frank Brangwyn (zw. S. 608 u. S. 609). Der englische Künstler ist uns erst in den letzten Jahren näher gekommen: man hat ihn aufrichtig schätzen gelernt als einen wirklichen Meister der Radiernadel, der vor allem die Gegensätze von Licht und Schatten erstaunlich herauszuarbeiten weiß. Zum Schluß sei unseres farbigen Tittelblattes gedacht, des köstlichen Päonienstraußes von Prof. Emil Orlik.

H. v. Sp.



Speisezimmer. Entworfen von Max Heidrich, ausgeführt von den Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn.



Küchenmöbel. Entworfen von Max Heidrich, ausgeführt von den Werkstätten Bernhard Stadler in Paderborn.





Lilienthal-Gedächtnismedaille. Entworfen von Bildhauer Alb. M. Wolff, ausgeführt von A. Werner & Söhne in Berlin SW. 68.

Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

